und da breitet eine vereinzelte Pinie ihre edle Fächerkrone aus oder glänzt das Blatt des Lorbeers an zerbröckelndem Gemäuer.

Leider schwingt über diesen zauberischen Erdstrich, aus dessen Mitte Rom die ewige Stadt, mit der weithin sichtbaren Kuppel von St. Peter auftaucht, die Fieber erzeugende böse Luft (Malaria) ihr oft tödtliches Scepter. Die Ursachen dieser Insalubrität liegen in der geologischen Beschaffenheit des Bodens; die jetzige geologische Periode in Mittelitalien bezweckt einerseits die Depression der Höhen, andererseits die Hebung der Niederungen, ein Proceß, der den Wassermangel zur Sommerzeit, die Unfruchtbarkeit des Bodens und die Umwandlung der Ebenen in Haiden zur Folge haben muß. Der vulcanische Tuff des Campagnabodens sammelt überdies alle wässerigen Niederschläge in seinen Schluchten, und das Verdunsten dieser unterirdischen Wasser ist es, was hauptsächlich die Malaria erzeugt. (Siehe darüber: Paolo Mantovani. Descrizione geologica della Campagna Romana. Torino 1875. 8°.) Die Behauptung, daß die Malaria erst seit dem Alterthume,

Die Erde und ihre Völker: Europa. Asien. Australien

Friedrich von Hellwald

Digitized by Google

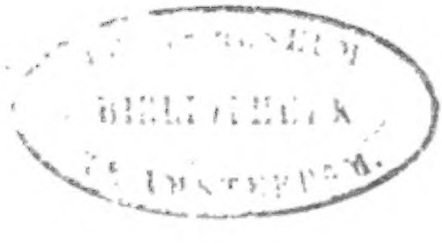
Ex-libris
Charles Atwood
Kofoid

Digitized by Go

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

GIFT OF
MRS. ANNA ULRICH
AND
MRS. ELIZABETH ULRICH

Die Erde und ihre Völker.



Digitized by Google

Digitized by Google

Die Erde und ihre Völker.

Ein

Geographisches Hausbuch

von

Friedrich von Hellwald.

Zweiter Band.

Zweite unveränderte Auflage.

Mit Illustrationen von G. Franz, F. Keller-Leuzinger, L. Riller, Th. Weber u. A.

Stuttgart.
Verlag von W. Spemann.
1878.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der C. Hoffmann'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Digitized by Google

G122
H43
v. 2

Inhalt.

Seite

Europa. — Allgemeines 3

Europa's Boden.

§. 1. Die iberische Halbinsel 12
§. 2. Die italische Halbinsel 22
§. 3. Die illyrische Halbinsel 37
§. 4. West-Europa 49
§. 5. Das Alpen-Gebiet 70
§. 6. Mittel-Europa 81
§. 7. Das nördliche Europa 99
§. 8. Ost-Europa 109

Europa's Völker und Staaten.

§. 9. Das Königreich Portugal 120
§. 10. Das Königreich Spanien 124
§. 11. Frankreich 137
§. 12. Das Königreich Italien 152
§. 13. Großbritannien und Irland 170
§. 14. Schweden und Norwegen 187
§. 15. Das Königreich Dänemark 198
§. 16. Das Königreich der Niederlande 204
§. 17. Das Königreich Belgien 209
§. 18. Das Deutsche Reich 215
§. 19. Die Schweiz 234
§. 20. Die österreichisch-ungarische Monarchie 240
§. 21. Das Kaiserthum Rußland 263
§. 22. Das Fürstenthum Serbien 287
§. 23. Das Fürstenthum Crnagora oder Montenegro 291
§. 24. Das Fürstenthum Rumänien 292
§. 25. Das Königreich Griechenland 297
§. 26. Die europäische Türkei 302

Asien. — Allgemeines 315

§. 1. Die kleinasiatische Halbinsel 321
§. 2. Das armenische Hochland 330
§. 3. Das mesopotamische Tiefland 339
§. 4. Syrien und Palästina 346
§. 5. Arabien 362
§. 6. Das eranische Hochland 372
§. 7. Das Kaukasus-Gebiet 392
§. 8. Das turkestanische Tiefland 402
§. 9. Sibirien 420
§. 10. Japan 435
§. 11. Die Halbinsel Korea 459
§. 12. China 463
§. 13. Hochasien 488
§. 14. Die vorderindische Halbinsel 506
§. 15. Hinterindien 530
§. 16. Der ostindische Archipel 546

M348992

Digitized by Google

Seite

Australien. — Allgemeines 565
§. 1. Der Continent Australien 569
§. 2. Die britischen Colonien in Australien 579
§. 3. Melanesien 585
§. 4. Mikronesien 593
§. 5. Polynesien 597
§. 6. Neuseeland 608
Die Polarregionen 613
Register 627

Uebersicht über die Tabellen des zweiten Bandes.

Tabelle 1. Die wichtigsten Ströme und Flüsse Europa's.
„ 2. Das Königreich Spanien.
„ 3. Das Königreich Portugal.
„ 4. Eintheilung der Republik Frankreich.
„ 5. Das Königreich Italien.
„ 6. Meereshöhe und mittlere Jahres-Temperatur der wichtigsten Städte, Orte und Berge in Italien.
„ 7. Verzeichniß der wichtigsten bewohnten Inseln des ägäischen Meeres.
„ 8. Uebersicht der britischen Besitzungen.
„ 9. Colonialbesitz der Niederlande.
„ 10. Das Königreich der Niederlande.
„ 11. Uebersicht des Deutschen Reiches.
„ 12. Die Cantone der Schweizer Eidgenossenschaft.
„ 13. Verzeichniß der bedeutenderen Binnengewässer des Europ. Rußland.
„ 14. Verzeichniß der bedeutenderen Binnengewässer des Asiat. Rußland.
„ 15. Rußlands Areal und Bevölkerung nach Gouvernements.

Uebersicht über die Karten.

Karte 1. Nord-Polar-Karte.
„ 2. Erd-Karte.
„ 3. Süd-Polar-Karte.
„ 4. Ausbreitung der Religionen in Europa.
„ 5. Fluß- und Gebirgs-Karte von Europa.
„ 6. Bevölkerungsdichtigkeit von Europa.
„ 7. Ethnographische Uebersicht von Europa.
„ 8. Politische Uebersicht von Europa.
„ 9. Geologische Uebersicht von Europa.
„ 10. Politische Uebersicht und Bevölkerungsdichtigkeit der Vereinigten Staaten.
„ 11. Nord- und Mittel-Amerika.
„ 12. Geologische Uebersicht von den Vereinigten Staaten.
„ 13. Süd-Amerika.
„ 14. Geologische Uebersicht von Süd-Amerika.
„ 15. Mittel-Afrika.
„ 16. Afrika.
„ 17. Australien.
„ 18. Asien.
„ 19. Vorder-Indien.

Digitized by Google

Europa.

Gibraltar.

Allgemeines.

Von Ceuta, der nördlichſten Stadt Afrika's ſchaut das Auge klar und deutlich die Umriſſe der gegenüberliegenden europäiſchen Küſten; denn ſo wie nur eine ſchmale Landenge Afrika mit dem alten Continente im O. verknüpft, ſo ſcheidet es im N. von demſelben blos die ſchmale Meerenge von Gibraltar, die antiken Säulen des Hercules. Dieſes nördlich über Afrika gelagerte Bruchſtück der alten Welt iſt Europa, „unſer" Erdtheil, der Erdtheil, den die höchſtgeſtiegenen Culturvölker bewohnen, von dem alle Geſittung ſtrahlenförmig ſich über die Erde, welche wir die Welt im engeren Sinne nennen, ergoſſen hat. Gleichwie Afrika iſt auch Europa nur eine weſtlich vorgeſtreckte Halbinſel Aſiens, welches das Hauptmaſſiv des alten oder öſtlichen Continentes bildet; im Gegenſatze aber zu Afrika hängt Europa mit Aſien durch eine breite Ländermaſſe zuſammen, welche eine beſtimmte Abgrenzung zwiſchen beiden Welttheilen nicht ſtatthaft erſcheinen läßt. Zwar pflegt man die geographiſche Grenze zwiſchen Europa und Aſien auf die Kammhöhe des meridianartig, d. h. nordſüdlich ſtreichenden Ural-Gebirges zu verlegen, doch iſt, durch den Bau des Gebirges bedingt, der Uebergang über daſſelbe kaum merklich und nimmt das Auge in der umgebenden Natur und Menſchheit keinen fühlbaren Unterſchied zwiſchen der weſtlichen europäiſchen und der öſtlichen aſiatiſchen Seite der Ural-Abhänge wahr, wie denn auch die politiſche Abgrenzung der ruſſiſchen Gouvernements keine Rückſicht darauf nimmt und jenſeits des Ural in's aſiatiſche Land hineingreift.

Digitized by Google

Wie öſtlich man immer indeſſen die Grenzen Europa's ziehen möge, ſtets wird es einer der räumlich kleinſten Erdtheile bleiben, der in dieſer Hinſicht nur von dem Feſtlande Auſtraliens noch übertroffen wird. Umgekehrt kann mit Europa kein anderes Glied der Erde an Mannigfaltigkeit der Bodenplaſtik noch an Zierlichkeit der Umriſſe wetteifern. Erſtere begünſtigt im Vereine mit der trefflichen geographiſchen Lage unſeres Erdtheiles, der faſt in ſeiner Geſammtheit der nördlichen gemäßigten Zone angehört, eine glückliche Verſchiedenheit der Producte, letztere hingegen das Entſtehen vieler Culturmittelpunkte, welchen die reiche Gliederung Europa's Schutz zur Entwicklung in ihrer Abgeſchiedenheit gewährt. Denn nirgends tritt die Halbinſelbildung in ſo prägnantem Ausdrucke auf, indem ſie es nur im O. zur Anſammlung größerer Ländermaſſen kommen läßt. Ueber dieſe breitet gleichmäßig ſich das Reich der ſlaviſchen Ruſſen, die anderen Nationen müſſen ſich dagegen in den ſchmächtigen Leib des übrigen Europa theilen. Am compacteſten noch iſt dieſer im ſogenannten Mitteleuropa, deſſen Hauptkern die Stämme deutſcher Zunge einnehmen; der S. und W. ſind in auffallender Weiſe gegliedert und demnach ſeit jeher vorzüglich zum Aufblühen und Bewahren der Geſittung geeignet. In der That kommt den ſüdlichen Halbinſeln Europa's, der pyrenäiſchen oder iberiſchen, italiſchen und illyriſchen oder türkiſch-griechiſchen, eine weit höhere Bedeutung zu, als den nördlichen, der däniſchen und ſcandinaviſchen, welche erſt ſehr ſpät dem Culturleben ſich erſchloſſen. Sogar die ſüdliche Halbinſel der Krim im Schwarzen Meere beſitzt als einſtens ſelbſtändiges Reich einen Namen in der Geſchichte, während die großen Halbinſeln Kola und Kanin im ruſſiſchen N. nur in geographiſchen Lehrbüchern zu nennen ſind. Sie treten auch bei weitem nicht ſo ſtark und zu ſelbſtändigen Individuen ausgeprägt hervor, wie die drei Haupt-Peninſularbildungen des europäiſchen S., der gerade in dieſer Hinſicht im merkwürdigſten Contraſte zu der ſtarren Monotonie in dem Küſtenumriſſe des nördlichen Afrika ſteht. Zwiſchen beiden fluthet, durch die Straße von Gibraltar vom atlantiſchen Ocean abgeſchnürt, das blaue mittelländiſche Meer, eine wahre Binnenſee, die wir im eigentlichen Sinne des Wortes ein Culturmeer nennen dürfen, die völkerverbindende Brücke zwiſchen N. und S., zwiſchen O. und W. Kein Meer hat bis nun in der Menſchengeſchichte eine glänzendere, eine bedeutſamere Rolle geſpielt, wie dieſes. In ſeinen Wogen baden ſich zudem eine Reihe köſtlicher Eilande aller Größen, theils einzeln, theils, und dies iſt das Häufigere, gruppenweiſe bei einander ſtehend. So finden wir von W. nach O. fortſchreitend und um nur die wichtigſten zu nennen,

die Balearen-Gruppe, die beiden großen, nur durch die schmale Straße von Bonifacio getrennte Inseln Corsica und Sardinien, an der W.-Küste Italiens die toscanischen und die neapolitanischen Inseln, weiter südlich die vulcanischen Liparen und Italiens Kornkammer im Alterthume, Sicilien; noch südlicher endlich die maltesische Gruppe. Die tief nordwärts in's Land einschneidende seichte Abschnürung des Mittelmeeres, welche man die Adria oder die adriatische See nennt, ist an ihrer O.-Küste großentheils wieder mit Inseln besäumt, wie die jonischen und die dalmatischen Inseln, welch' letztere als Reste abwärts geschwebter Ländermassen zu betrachten sind. Dasselbe gilt auch von der Inselwelt im sogenannten Aegäischen Meere zwischen Europa und Kleinasien, von der die Kykladen mit dem großen Eilande Candia ersterem, die Sporaden hingegen letzterem zugezählt werden. Ganz im O. des Mittelländischen Meeres liegt völlig vereinsamt Cypern, der syrischen Küste gegenüber. Das Aegäische Meer wird durch die Dardanellen-Straße mit dem Marmara-Meer und dieses durch den Bosporus mit dem völlig inselllosen Schwarzen Meere verknüpft. Hier treten sich Europa und Asien dermaßen nahe, daß das auf kleinasiatischer Seite, Constantinopel gegenüber liegende Scutari (türk.: Üsküdar) fast als eine dazugehörige Vorstadt betrachtet wird. Mit dem tiefen Kessel des Schwarzen Meeres haben die successiven Abschnürungen der mittelländischen See ihr Ende noch nicht erreicht, denn ein Vorsprung der Krim und die Tamanische Halbinsel bilden die Straße von Kertsch, welche in das seichte Meer von Azow Einlaß gestattet.

Aermer an insularen Erscheinungen ist das europäische Bereich des atlantischen Oceans. Ohne jeglichen Inselschmuck verlaufen die W.- und N.-Küste des pyrenäischen Quadrates, welche letztere durch ihr Zurückweichen und mit der fast in rechtem Winkel daran stehenden W.-Küste Frankreichs den stürmischen Golf von Biscaya bildet. Auch hier gewahren wir nur spärliche und unbedeutende Eilande, bis endlich die Umbiegung unseres Erdtheiles nach O. uns mit dem Aermel-Canale oder Canal de la Manche zur namhaften Gruppe der britischen Inseln führt. Diese sind indeß als ein echtes Glied des europäischen Festlandes zu erfassen, denn noch vor geologisch kurzer Zeit waren sie mit diesem innig verwachsen; sie ruhen auf einer sehr seichten See, welche ein submarines Plateau bedeckt, das sich weit gegen O. hin erstreckt, von Scandinavien jedoch zum Theile durch eine tiefere Bodenfurche getrennt ist. Auf diesem Plateau erheben sich die britischen Inseln mit ihren Nebeneilanden, den sogenannten Canalinseln und

Wight im S., den Inseln im irischen Meere (zwischen England und Irland), den schottischen Hebriden- und Orkney-Archipel; dem nämlichen Plateau gehören auch die Shetlands-Inseln und im O. die dänische oder jütische Halbinsel an, welche dereinst mit Großbritannien ein Ganzes bildete. Könnte unsere Nordsee, wie wir den zwischen Großbritannien und Scandinavien wogenden Theil des atlantischen Oceans zu benennen pflegen, plötzlich trocken gelegt werden, so würde ihre Sohle einer Steppe mit sanften Hügelwellen von der Größe mäßiger Dünen gleichen. (Peschel. Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde. S. 41.) Erst nach dem Abzuge der Eiszeit erfolgte der Einbruch der Nordsee und der Durchbruch des Aermelcanals, welcher den Zusammenhang Englands mit den europäischen Continentalmassen vernichtete und dieses freilich Europa für immer entfremdete. Noch in historischen Epochen beschäftigte sich die Nordsee emsig mit der Correction der dort im Sinken begriffenen europäischen Küste, denn erst am 12. Januar 1277 erfolgte der Einbruch des Dollart in Friesland und das XIII. Jahrhundert war Zeuge der Bildung der holländischen Zuydersee, welche die thatkräftigen Niederländer jetzt wieder auszutrocknen und als zwölfte Provinz ihrem Vaterlande zurückzuerobern gedenken. Die Nordsee, in dänischem Munde die Westsee, wiederholt im Kleinen die Rolle des atlantischen Oceans im S. Europa's, indem auch sie mit einem östlichen, echten, wenn auch weniger bedeutenden Binnenmeere in Verbindung steht. Skager-Rack und Kattegat, welche die gegen N. aufgerichtete jütische Halbinsel von der nach S. gewandten Scandinaviens scheiden, werden zwar durch die Anhäufung der dänischen Inseln geschlossen, doch führen durch dieselben die Pforten der Belte und des Sundes nach dem weiten Becken der seichten, salzarmen und deßhalb im Winter leicht zufrierenden Ostsee oder des baltischen Meeres. Mehrere namhafte Eilande, darunter Rügen an der deutschen Küste, das dänische Bornholm, die schwedischen Inseln Oeland und Gotland, die russischen Oesel und Dago, dann der gleichfalls russische Ålands- (spr. Olands-) Archipel machen die Ostsee zu einem verhältnißmäßig inselreichen Meere; sie bildet gegen O. hin zwei beträchtliche Meerbusen, jenen von Riga und den finnischen, in dessen Hintergrunde St. Petersburg, die Newastadt, ruht, während der nördliche Theil der Ostsee, jenseits der Ålands-Gruppe, als Bottnischer Busen bezeichnet wird. In diesem nördlichen Theile Europa's tritt die uns schon bekannte Fjordbildung auf, und zwar sowohl auf der baltischen wie auf der atlantischen Seite. Auf der O.-Seite Scandinaviens, d. h. an den vom baltischen Meere bespülten Küsten Schwedens, sind die Fjorde aller-

dings durch das vorliegende Land verhüllt (Peſchel. A. a. O. S. 11), die Einſchnitte in die gegenüber liegende Granitplatte Finnlands ſind aber klar und deutlich, und dürfen wir dieſelben, da ſie alle nothwendigen Bedingungen erfüllen, wohl auch als Fjordbildungen anſprechen, wenngleich Peſchel, der Altmeiſter vergleichender Erdkunde, dieſelben darunter nicht erwähnt. Am ausgeprägteſten finden wir dieſe Erſcheinung jedoch unſtreitig an der atlantiſchen W.-Küſte Norwegens, welche eine Reihe ungezählter Eilande, darunter die Lofodden-Gruppe, begleitet. Geographiſch in gar keinem Zuſammenhange ſtehend, gemeiniglich aber zu Europa gerechnet werden die einſam aus dem Oceane ſich erhebenden Far-Öer und das durchaus vulcaniſche Island, der Hort altgermaniſcher Sage, Sprache und Sitte. Die nördlichſten Spitzen dieſer Inſel berührt der nördliche Polarkreis, welcher auch den N. Scandinaviens und Rußlands durchſchneidet. Am Nordcap, Europa's nördlichſtem Punkte, und den Küſten dieſes arktiſchen Stückes unſeres Erdtheils brandet das nördliche Eismeer, welches eine mächtige Bucht, das ſogenannte Weiße Meer, nach S. entſendet und mehrere Inſeln, darunter räumlich ſehr anſehnliche, umfluthet. Da man die wichtigſten von ihnen, obenan die Spitzbergen-Gruppe, als Trümmer eines einſtigen arktiſchen Continentes, einer Arktis deuten darf, ſie alle mit Europa, zu dem man ſie meiſt zu ſtellen pflegt, faſt gar nichts gemein haben, ſo werden wir ſie bei dieſem Welttheile nicht in Betracht ziehen, ſondern erſt in einem beſonderen, den Polargebieten gewidmeten Abſchnitte kennen lernen.

Von der horizontalen wenden wir uns der nicht minder mannigfaltigen ſenkrechten Gliederung unſeres Erdtheiles zu. Auch hier herrſcht reicher Wechſel zwiſchen Hoch und Niedrig, zwiſchen Gebirge und Ebene, mit allen Uebergangsſtufen von einer Form zur anderen, jedoch ſo, daß der weitaus größere Theil Europa's, faſt zwei Drittel, Tiefland, das andere Drittel aber Hochland iſt. Das europäiſche Tiefland nimmt hauptſächlich den O. des Erdtheiles ein, dort wo die Landmaſſen ihre größte Ausdehnung erreichen. Im W. und N. vom Meere begrenzt, ſetzt es ſich bis nach Aſien fort, wo die Steppengebiete des weſtlichen Sibiriens und nördlichen Centralaſiens damit in einem durch das Uralgebirge kaum unterbrochenen Zuſammenhange ſtehen. Das nördliche Deutſchland und alles Land im O. des Karpathen-Zuges, ja bis an die untere Donau, gehört der Tiefebene an; ja ſogar weſtlich der Karpathen bis zum O.-Abhange der Alpen-Ausläufer breitet ſich die geſegnete ungariſche Tiefebene aus. Im W. Europa's und auf allen Halbinſeln, Jütland ausgenommen, dann auf den bedeutendſten Inſeln herrſcht der ge-

birgig gestaltete Boden vor, und im Centrum des Festlandes baut sich der Kranz der Alpen zu einem mächtigen Walle empor, an den der Italien der Länge nach durchziehende Apennin sich anschließt. So gewaltig und colossal die Alpenwelt mit ihren wuchtigen Gletschermassen uns auch bedünken mag, wenn sie das trunkene Auge am Fuße der schweizer Vergriesen schaut, so darf der Geograph doch nicht vergessen, daß sie ihm nur ein Miniaturbild von den Bergketten geben, welche andere Welttheile durchziehen. Denn Europa, so wie räumlich beschränkt, bietet auch nur in verkleinertem Maßstabe alle übrigen Herrlichkeiten der Erde dar; uns fehlen nicht blos die höchsten Zinnen der senkrechten Erhebungen, sondern auch die Riesenadern der Ströme, die gigantischen Formen der Pflanzen- und Thierwelt, die Extreme des Klima's und der Temperatur; umgekehrt ist in Europa fast nirgends eine Verkümmerung wahrzunehmen, wie z. B. in augenfälliger Weise die altmodische Natur des australischen Continentes im Starren und Flüssigen, im Belebten und Unbelebten sie bietet. In Europa ist mit Einem Worte alles maßvoll, und in dem Zusammengreifen aller natürlichen Momente, welche zu solchem Resultate führen, liegt der Schlüssel zu dem Geheimnisse, warum es gerade unserem Welttheile und diesem allein beschieden war, der Schauplatz der höchsten menschlichen Geistesthätigkeit zu werden. Es ficht uns also nicht an, daß die Höhe des Montblanc, welchen wir als den König unter den Eisfürsten der Alpenwelt verehren, in Hochasien beispielsweise von dem tibetanischen Plateau und dem „Dache der Welt", der Pamir-Hochebene, fast erreicht wird, daß auch in Südamerika auf den Punas Menschen in Städten nahezu in gleicher Höhe leben, wo bei uns nur hartes grünes Gletschereis, jedes organischen Lebens bar, zur Himmelsdecke starrt. Auch so wie sie ist, bildet die Alpenkette immer noch eine gewaltige Veste, der im W., N. und O. ein Kranz von Mittelgebirgen, nämlich das französische und das deutsche Mittelgebirge, dann die Karpathen vorgelagert sind. Selbständig (isolirt) erheben sich im S. die Höhenzüge der pyrenäischen Halbinsel, die Pyrenäen selbst, die Systeme des Balkan oder Hämus im illyrischen Dreieck, und endlich der Kaukasus, den man als SO.-Grenze Europa's gelten lassen kann. Gleichfalls isolirt sind die Gebirge Englands und Schottlands, Scandinaviens und der Ural.

Die europäischen Höhenrücken sind die Geburtsstätte zahlreicher Ströme, welche unserem Erdtheile eine überaus günstige, reichliche Bewässerung sichern; an Länge und Wasserfülle vermögen sich die europäischen Flüsse freilich mit ihren Brüdern in Amerika, Afrika und Asien entfernt nicht zu messen, und wir thun gut daran, uns zu erinnern, daß Vater Rhein von manchem ame-

rikanischen Küstenfluß übertroffen wird. Dagegen vermögen in Europa die Ströme, dank ihrem gewundenen Laufe, eine verhältnißmäßig weit größere Landfläche zu bewässern; jeder europäische Fluß oder Strom weist ansehnliche Knickungen und Windungen auf, und ein geradliniger Lauf wie jener des Hudson z. B. ist bei uns kaum zu finden. Naturgemäß wachsen ferner die Ströme in der Richtung von W. nach O., d. h. der O. Europa's besitzt mehr ansehnliche Gewässer als der W., wie denn der größte Strom Europa's, die Wolga, auch dessen östlichster, also Asien am nächsten ist. Je östlicher desto asiatischer gestaltet sich nämlich Europa, desto mehr zeigt sich, daß es ein nur ideal von Asien abgetrenntes Erdenstück ist, daß es in Wahrheit mit diesem unlöslich verbunden ist. Und nicht nur die uns umgebende Natur wird mit dem Fortschreiten gegen O. immer asiatischer; auch die Menschheit. Wenn wir Europäerthum für gleichbedeutend mit Gesittung, Cultur, Bildung, Civilisation erachten, so sitzen im W. entschieden die Europäischesten unter den Europäern. Ihre Sprache, Literatur, Geistesthätigkeit und Geschichte stellen abwechselnd Engländer, Franzosen und Spanier an die Spitze der übrigen Nationen und sichern ihnen einen dauernden Ehrenplatz; an sie reihen sich die Italiener und die Deutschen mit ihren Stammverwandten, welche die Reihe der älteren Culturvölker abschließen. Von hier aus sieht man die Gesittung allmählig nach O. schreiten und die slavischen Stämme zu jüngeren Culturnationen heranbilden, welche ihrerseits wieder die empfangenen Keime in östlicher Richtung weiter tragen. An der äußersten Grenze Europa's, dort wo Asien und Europa in einander verschmelzen, leben noch Menschen niedrigen Culturschliffs und fremden Blutes.

Alle Culturvölker Europa's sind, von einigen wenigen eingesprengten ethnischen Elementen abgesehen, in Abstammung, Sprache und Sitte mit einander verbunden und gehören jener Völkerfamilie an, welche man die arische oder indogermanische nennt. In Asien sind die Perser und die Hindu, gemeiniglich als O.-Arier bezeichnet, Glieder der nämlichen Gruppe, deren Urheimath noch nicht völlig aufgehellt ist. In W.-Europa ist der W.-Arier erst ziemlich spät eingewandert, und dürfen wir in dem merkwürdigen Pyrenäenvölkchen der Basken wahrscheinlich die Reste der europäischen Ureinwohner erblicken. Von wo die arische Einwanderung ausging, ist noch strittig; nach einer ziemlich allgemein verbreiteten Annahme wäre dieser Ausgangspunkt in Hochasien zu suchen, eine neuere, durch plausible Gründe gestützte Meinung will ihn jedoch in der osteuropäischen Tiefebene selbst finden. Sei dem wie immer, von der ersten arischen Fluthwelle, die

sich über W.-Europa ergoß, von den einst ausgebreiteten Kelten sind nur mehr spärliche Reste vorhanden. Die meisten europäischen Nationen der Gegenwart gehören den drei übrigen großen Unterabtheilungen der W.-Arier an, die man als Romanen, Germanen und Slaven unterscheidet. Die thrakisch-illyrische Gruppe der Arier ist noch in den Griechen und Albanesen erhalten. Alle heutigen Europäer sind Mischvölker, d. h. sie haben die vorgefundenen Elemente der Ureinwohner in sich aufgenommen und mehr oder weniger assimilirt. Wo diese Assimilirung am gleichmäßigsten gelungen, wie bei den Romanen, dort trat auch zuerst die höchste Culturreife ein; dem Gange der geschichtlichen Entwicklung entspricht auch die geographische westöstliche Aufeinanderfolge der Romanen, Germanen und Slaven. Die slavische Welt der Jetztzeit arbeitet noch theilweise an dem Verdauungsprocesse fremder Gemengtheile, welchen der Romanismus längst vollendet und auch die Germanen, wenngleich weniger vollkommen, beendet haben. Alle nicht-arischen Stämme Europa's — es sind ihrer glücklicherweise nur wenige — halten sich auf den untersten Stadien der Cultur, und zwar in der Regel um so tiefer, je reiner ihr Blut, d. h. je weniger sie sich mit ihren arischen Nachbarn vermischten. Außer den oben erwähnten Basken sind blos finnisch-ugrische Elemente erwähnenswerth. Von diesen leben die Lappen im nördlichen Scandinavien und Rußland, eigentlich ein Polarvolk, beinahe noch im rohen Naturzustande; ähnlich die ugrischen Samojedenhorden, welche die Tundren des arktischen Rußlands durchstreifen. Die einst zahlreichen finnischen Volks-Inseln im arischen Slaventhum der Russen haben sich dagegen zum größten Theile absorbiren lassen und nehmen daher an der Gesittung ihrer Umgebung Theil. Ihre nächsten Verwandten in Europa sind die asiatischen Magyaren oder Ungarn und Türken, von welchen die letzteren in ihrer ursprünglichen Rohheit verharrten, während die ersteren, durch zahlreiche Einschübe arischen Blutes veredelt, hauptsächlich durch ihre Sprache noch die Stammverwandtschaft mit den Finnen und Turktataren bekunden. Der semitische Völkerzweig ist durch die unter den Ariern überall in Europa zerstreut lebenden zahlreichen Juden vertreten.

So wie in der Abstammung sind die Europäer auch durch die Gemeinsamkeit des religiösen Glaubens verbunden. Ueber alle hat das Christenthum seine Segnungen ausgeschüttet und auch jene fremdartigen Elemente ergriffen, welche mit dem Arierthum in innige Berührung traten. Das ursprünglich semitische Christenthum ist die Religion der Arier par excellence, und jede der drei Hauptgruppen hat für sich auch eine besondere Form des Christenthums ausgebildet: die Romanen den Katholicismus, die Germanen den Protestantis-

mus, die Slaven das orientaliſche Chriſtenthum, dem auch die Griechen ergeben ſind. Da indeß Völkergrenzen keine Ideengrenzen ſind, ſo beſtehen natürlich die mannigfachſten Uebergänge; es gibt proteſtantiſche Romanen und katholiſche Germanen und Slaven. Verſchiedene zahlreiche Secten, welche im Germanen- und Slaventhum auftraten, können hier unberückſichtigt bleiben, da ſie der allgemeinen culturellen Phyſiognomie Europa's kein beſonderes Gepräge verleihen. Außer dem Chriſtenthum begegnen wir in Europa noch dem Islâm bei den Türken und dem Buddhismus bei einigen eingewanderten Kalmüken im ſüdöſtlichen Rußland. Die Juden haben meiſt ihren alten Jahveh-Glauben bewahrt.

Vergleichen wir zum Schluſſe die geographiſche Gliederung Europa's mit der Vertheilung ſeiner Völker, ſo erkennen wir gar bald die Exiſtenz beſtimmter geographiſcher Individuen, die für ſich betrachtet ſein wollen, ehe wir die ethnographiſche Vertheilung der Volksſtämme und der Staaten, die ſie gebildet, in's Auge faſſen können. Wir werden daher, immer von W. nach O. ſchreitend, zuerſt an dieſen geographiſchen Individuen dem freundlichen Leſer den Bau Europa's vor Augen führen und dann erſt zur näheren Betrachtung der europäiſchen Völker und Staaten übergehen. Wegen der unſerem Buche von vornherein geſteckten engen Umrahmung müſſen wir uns gerade bei unſerem Welttheile, als dem beſtgekannten, aphoriſtiſcher Kürze befleißen, die bei Vermeidung aller Einzelnheiten dennoch ein klares Bild deſſelben hoffentlich gewähren ſoll.

Ruſſiſcher Bauer.

Gruppe von Pferden.

Europa's Boden.

§. 1. Die iberische Halbinsel.

Den äußersten W. Europa's nimmt die iberische Halbinsel ein, eine fast quadratische, ungegliederte Erdmasse, durch den hohen Bergwall der Pyrenäenkette von dem übrigen Festlande ziemlich abgeschlossen. Cap Roca an der Tejo-Mündung liegt hier als westlichster Vorsprung, unfern Estabellen in den atlantischen Ocean hinaus. Zwei Staaten theilen sich in diesen Boden, Spanien und Portugal, theilen sich in den Raum dieser Halbinsel, welche, dem Range nach die zweitgrößte in Europa, von dem Skandinavischen übertroffen wird. Ihre S.-Spitze, Punta Marroqui bei Tarifa, liegt fast westlichstlich genau unter 36° n. Br., und von hier nach N. beträgt die Länge der iberischen Wiereck 820 Km.; eben so breit ist dieselbe in der Richtung von W. (Cap Roca) nach O. (Cap de la Nao).

Wollen wir von der Bodengestalt der iberischen Halbinsel eine in ihren allgemeinen Umrissen richtige Vorstellung gewinnen, so müssen wir uns hierselbe als einen muldigen, nach dem Meere hervorgehobenen Landblock denken; denn sie ist nicht weiter als eine ausgedehnte Hochebene, aus der noch überdies verschiedene Gebirgszüge aufragen. Das Tiefland nimmt dagegen nur beiläufig ein Achtzehntel der Gesammtoberfläche ein und beschränkt sich auf schmale Küstenräume, auf die Stromrinnen im Unterlaufe und auf die Thäler des Ebro

Digitized by Google

und Guadalquivir. Könnte das Meer um etwa 130 — 160 M. über ſein jetziges Niveau ſteigen, ſo würden dieſe Thäler überfluthet, in's Land einſpringende Golfe, die ganze Halbinſel jedoch eine völlige Inſel bilden, an deren N.-Rand die Pyrenäen ſchroff in's Meer ſänken. Denn dieſe Gebirgskette, welche trennend zwiſchen Spanien und Frankreich aufſteigt, iſt von den Bodenanſchwellungen im N. durch ein weites Tiefland geſchieden und muß daher orographiſch zu Spanien gerechnet werden, mit deſſen Gebirgen ſie überdies im Zuſammenhange ſteht. Das weit überwiegende Hochland der Halbinſel trägt vier parallele Gebirgsketten, ſämmtlich aus N. ſanft erhoben, gegen S. aber ſchroff abfallend, und beſteht aus zwei ausgedehnten Tafelländern, der altcaſtiliſchen und der neucaſtiliſchen Hochebene, beide durch Scheidegebirge unter ſich und von der tiefer liegenden andaluſiſchen Ebene getrennt. Dieſe Höhenzüge bilden nirgends ein ununterbrochenes Ganzes, ſondern blos einzelne Stöcke oder Ketten mit fortlaufender Streichungslinie. Dies gilt nicht nur für das caſtiliſche und andaluſiſche Scheidegebirge, ſondern ſowohl für die cantabriſche Kette im N., welche man als eine weſtliche Fortſetzung der Pyrenäen betrachten kann, als auch für jene hohe Küſtenkette, welche die andaluſiſche Ebene von dem mittelländiſchen Meere im S. trennt. Im O. gehen die ſpaniſchen Hochebenen in ein Bergland über, das wiederum aus einzelnen Gruppen zuſammengeſetzt iſt und mit den hohen Gebirgspartien in Verbindung ſteht, die den S.-Rand Spaniens einnehmen. In dieſer öſtlichen Bergregion liegt das iberiſche Quellenland, die Waſſerſcheide, von welcher die faſt insgeſammt hier entſpringenden Gewäſſer der Halbinſel nach W. und nach O. rinnen. Da dieſe Waſſerſcheide den vom Mittelmeere beſpülten O.-Ufern ziemlich nahe liegt, ſo kann auf dieſer Seite natürlich keine ſo reichliche Entwicklung von Hochplateaux und anſehnlichen Strömen ſtattfinden. Blos im N., zwiſchen den Pyrenäen und dem beſprochenen Quellengebiete, breitet ſich die große aragoniſche Tiefebene aus, vom mächtigen Ebro durchſtrömt, der ausnahmsweiſe den cantabriſchen Bergen entquillt. Südlich von Aragonien laſſen ſich noch zwei kleinere Hochflächen unterſcheiden, jene von Cuenca und von Murcia, erſtere vom Guadalaviar und Jucar, letztere von der Segura durchfloſſen. Das waſſerſcheidende Bergland, welches keinesfalls etwa als eine wirkliche Bergkette, ſondern nur als eine allgemeine Bodenanſchwellung zu denken iſt, die ſich ſtellenweiſe zu ſehr verſchiedener Höhe erhebt, beginnt an der Quelle des Ebro und geht durch O. im Halbkreiſe nach S. herum, bis zum Cap Marroqui, ſo daß zuletzt die Sierra Nevada, ein Bruchſtück des ſüdandaluſiſchen Küſtengebirges, ein Theil davon iſt. Die

großen, nach W. ſich abdachenden Plateaux werden ihrerſeits wieder von Strömen bewäſſert, worunter, weil ihnen die orographiſche Anordnung des Bodens eine anſehnliche Entwicklung geſtattet, die ſtattlichſten der Halbinſel zu ſuchen ſind. Sie münden alle in den atlantiſchen Ocean und entſpringen, da Portugal blos einen relativ ſchmalen Landesſtreifen an der W.-Küſte einnimmt, insgeſammt auf ſpaniſchem Gebiete. Der Minho (ſpr. Minjo), der nördlichſte und kleinſte dieſer Ströme, macht von ſeinen ſüdlicheren Gefährten darin eine Ausnahme, daß er ſchon von den aſturiſchen Gebirgen in Galicien herabſteigt, während die übrigen, der Duero, portugieſiſch Douro, der Tajo (ſpr. Tächho), portugieſiſch Tejo (ſpr. Teſcho), die Guadiána und der Guadalquivir (ſpr. Guadalkiwir, entſtanden aus dem Arabiſchen Wadi el kebir, „der große Fluß"), aus dem iberiſchen Berglande kommen. Dieſe Ströme fließen alle mit den Gebirgszügen parallel, und zwar, weil links von der Waſſerſcheide, in ſüdweſtlicher Richtung; beim Ebro und den Flüſſen rechts von der Waſſerſcheide iſt die Richtung SO. Die wenigſten ſind ſchiffbar und dies nur auf relativ kurzen Strecken des Unterlaufes. Nebſt den genannten, denen es an beiderſeitigen Zuflüſſen nicht fehlt, bemerkt man in Portugal und im N. der cantabriſchen Kette eine beträchtliche Anzahl kurzer Küſtenflüßchen, wovon indeß blos die Bidaſſoa als Grenzfluß gegen Frankreich erwähnt zu werden verdient. Außer einigen ſalzigen Strandſeen hat die Halbinſel keine ſtehenden Gewäſſer von einiger Bedeutung.

Aus dem Geſagten ergibt ſich, daß man die iberiſche Halbinſel in Gedanken durch eine faſt nordſüdlich gezogene Linie in zwei ſehr ungleiche Hälften, in eine große weſtliche und in eine kleine öſtliche zerlegt denken kann. Der letzteren gehören durchaus die Grenzgebirge der Pyrenäen an, die nicht nur den maſſigſten Höhenzug Spaniens in einer ununterbrochenen Ausdehnung von 386 Km., vom Mittelmeere bis zum Golfe von Biscaya bilden, ſondern auch unter den europäiſchen Gebirgen überhaupt eine der hervorragendſten Stellen einnehmen. Nach dem Kaukaſus und den Alpen kennt Europa keine gewaltigere Bergkette als die Pyrenäen. Zwar ſind ihre höchſten Spitzen niedriger als die der Alpen, ihr Kamm dagegen höher, weßhalb es auch nur zwei fahrbare Päſſe an den Enden, bei Irún im W. und nördlich von Gerona im O. gibt.

Wenn auch die Vegetation in dem ſüdlicher gelegenen Berglande eine bedeutendere iſt, ſo werden die Pyrenäen an Reichthum der Gewäſſer, der Schnee- und Eismaſſen, ſowie in der anmuthigen Vertheilung und reizvollen Abwechslung derſelben mit der Pflanzenwelt weit von den Alpen überboten. Regelmäßigkeit der Structur, die ſich hin und wieder ſelbſt zu einem gewiſſen Grade von Monotonie ſteigert, iſt der Charakter der Pyrenäen gegenüber der vielgeſtaltigeren Bildung des Alpenlandes.

Von den zwei Hauptketten, den W.- und O.-Pyrenäen, die in gleicher Normaldirection von den beiden Meeresküsten ausgehend einander entgegenlaufen, verzweigen sich nach S. und N. die Nebenketten, die sich, der regelmäßigen Bildung eines Farnblattes vergleichbar, veräfteln, wodurch eine große Zahl kurzer Längenthäler, die unter sich parallel laufen, sowie eine Menge kurzer, ebenfalls unter sich gleichlaufender Transversalthäler entstehen.

In diesem regelmäßigen Aufbau bieten die Pyrenäen nicht die malerische Abwechslung der Alpen dar. Dazu kommt noch, daß sich die höchsten Gipfel der Pyrenäen in viel weniger auffallender Bildung über die Mittelhöhe des Gebirges, welche um 100 M. bedeutender ist als jene der Alpen, erheben. Der ganze Zug stellt sich daher als eine vielgezackte aber etwas eintönige Kette von Pics, als eine eigentliche Sierra dar. Es ist die Kette der „Peyre nere", d. h. der dunklen, wegen ihrer Steilheit meist schneefreien Hochgipfel. Die imponirenden Formen der nach allen Seiten hin tief abfallenden Höhen, wie des Canigon (2786 M.), der beiden Pic du Midi (2191 und 2885 M.), der Maladetta oder des Mont Perdu (3352 M.) sind in den Pyrenäen eine weit seltenere Erscheinung als in den Alpen. Bei dem Mangel an ausgedehnten Längenthälern, überhaupt der weiteren Thalbildung, fehlt ferner den Pyrenäen auch der Reiz größerer Seen. Nur in den höheren Regionen dieses Gebirges ruhen von Gletschern und Schneefeldern genährt eine Anzahl kleiner Becken in der wildesten Einsamkeit des Hochgebirges, viele davon die meiste Zeit des Jahres mit einer Eiskruste überzogen. Aber auch der Hauptschmuck der Hochgebirge, die Fülle und Pracht der Firnen- und Gletscherwelt und der unmittelbare Wechsel derselben mit blühender Vegetation, was in den Alpen jenen reizvollen Contrast von Frühling und Winter, von starrendem Norden und üppig treibendem Süden hervorbringt, ist in den Pyrenäen in weit geringerem Maße vorhanden; ebensowenig reichen die Gletscher, oder wie sie hier zu Land heißen, die Sernelhas, so tief in die Culturthäler hinab, als dies in den Alpen der Fall ist. So ist denn auch der Wasserschatz der Pyrenäen ein geringerer, ihr Stromgebiet ein unbedeutenderes. Sie geben nur einem Hauptstrom ihren Ursprung, der nach Frankreich abfließenden Garonne. Die kleinen Bergwasser, die sogenannten Gaven, fließen mit starkem Gefäll in engen Thalschluchten. Es fehlt überhaupt der Thalboden, es fehlen auch die natürlichen großen Uebergangsstraßen, nur an den Depressionen der O.- und W.-Enden finden sich solche ersten Ranges. Die vielen übrigen Paßübergänge, die „Pasos" oder „Puertos" der Spanier sind meist nur für Fußgänger, höchstens für Maulthiere passirbar. Während die Alpen mit ihren vielen natürlichen Hauptpassagen ein Land der Vermittelung geworden sind, sind die Pyrenäen ein Land der Trennung und Hemmung geblieben bis auf den heutigen Tag.

Indeß die Pyrenäen haben auch ihre Vorzüge, die ihnen kein anderes Gebirg streitig macht. In einer Entfernung von 100 Stunden senken sich ihre Abhänge zu den Gestaden zweier Meere. Wenn das Alpengebirg von N. nach S. germanische und hesperische Natur scheidet, so stellen sich dem, welcher die Pyrenäen in ihrer Längenausdehnung von W. nach O. durchwandert, auf einer verhältnißmäßig kurzen Strecke und obwohl er fast auf gleichem Breitegrade geblieben ist, die Gegensätze zweier Erdtheile dar. Auf der westlichen Seite, im Lande der Basken, beginnt das Gebirgssystem mit einem welligen Hügelland der Sandsteinformation, dessen bewaldete Höhen an die Scenerien deutscher Mittelgebirge erinnern. Drüben aber, gegen die Küsten des Mittelmeeres hin, gewinnt die Landschaft den Charakter afrikanischer Natur. Da steigen nackte weiße Kalkwände über Wäldern von Korkeichen und Oliven auf, über Weingeländen, in deren Reben südliches Feuer glüht, es wachsen am Rande weiter Sandflächen die bizarren, mächtigen Aloës und die Tamarisken mit ihrem buschigen Grün; mit einem Worte, es sind die Gegensätze Mitteldeutschlands und Algiers, die hier auf einen Breitengrad zusammengestellt in einer kurzen Längendistanz uns entgegentreten.

In den Central- oder Hochpyrenäen, jenem Theile, welcher bei der Fülle und Mannigfaltigkeit der hochgebirgigen Erscheinungen nach Ritters Ausdruck die „erhabene schöne Krone" des ganzen Systems bildet, fesselt uns vor allem jene den Pyrenäen ganz ausschließlich eigene Formation der Felsamphitheater, der Cirques oder Oueles (= olla), mit welch letzterer Benennung im Landespatois die kesselförmig gebildeten Räume bezeichnet werden, die den Querthälern ihren eigenthüm-

lich imposanten Abschluß geben. In den grandiosesten Verhältnissen tritt diese Formation auf der Grenze Spaniens und Frankreichs, in dem Kalk- und Marmorzug des Marboré auf, bei Gavarnie, einem armseligen Pyrenäendorf (1444 M. ü. M.), das aber durch seinen majestätischen Felsencircus eine europäische Berühmtheit erlangt hat wie das bescheidene Chamouny durch den Montblanc und den Riesenbau seiner Gletscherströme. Wer andere Hochgebirge kennt, ohne die Pyrenäen gesehen zu haben, möchte versucht sein zu glauben, daß sich ähnliche Gebilde auch anderswo vorfinden; aber in dem ganzen Alpengebiet z. B. ist doch nur eine Stelle, die man, und auch diese nur annähernd, mit den Cirques der Pyrenäen vergleichen könnte: es ist jenes von den nackten Wänden des Tauben- und Plattenhorns umschlossene Hochthal von Leuk am Gemmipaß.

Die abnorme Structur der Cirques hat zu verschiedenen Hypothesen über ihre Entstehung Anlaß gegeben. Die kleineren Gebilde dieser Art weisen fast augenscheinlich darauf hin, daß sie durch den Einsturz von Höhlungen entstanden sind. Ob sich jedoch diese Theorie auch auf die gewaltigen Oules von Gavarnie, Troumouse, Bielsa u. a. anwenden läßt, wird noch dahingestellt bleiben müssen. Die Besteigung des Höhenkranzes des Marboré, wo die riesige Rolandsbresche eine weite Umschau in der wüsten Gebirgswelt der spanischen Pyrenäen bis nach der blauenden Ebene von Zaragoza eröffnet, ist in gleicher Weise reizvoll als stellenweise gefährlich. Dort zeigt sich auch der Mont Perdu in der blendenden Pracht eines hohen zugerundeten Schneedoms. Diesen grandiosen Erscheinungen in der Wunderwelt von Gavarnie kann sich nur eine Partie der Hochpyrenäen ebenbürtig zur Seite stellen. Sie ist am östlichen Ende derselben, dort wo die Gruppe der Maladetta, des Montblanc der Pyrenäen, mit ihren vielen schnee- und eisbedeckten Gipfeln, den Montagnes maudites, in ihrem höchsten, dem Néthou, 3402 M. hoch üb. d. M. aufsteigt. (Ruith, in: Erster Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft in München. 1871. 8°. S. 66—72.)

Südlich von den Pyrenäen breitet sich die aragonische Tiefebene aus, vom Ebro durchschnitten, dem hier mehrere nicht unbeträchtliche Gewässer von den pyrenäischen S.-Flanken zufließen. Im Thale dieses Stromes liegt Aragoniens altberühmte Hauptstadt Zaragoza (spr. Saragóssa). Gegen O. hin scheidet ein Höhenwall, der sich nach N. zu einem wahren, mit dem O.-Ende der Pyrenäen sich verbindenden Berglande erweitert, die aragonische Tiefebene vom Mittelmeere. Dieses Bergland ist die alte Provinz Catalonien, und der Ebro, um zu seinem Mündungsdelta zu gelangen, muß die catalonischen Gebirge auf der Strecke zwischen Mequinenza und Tortosa in der heutigen Provinz Tarragona durchbrechen. Folgen wir dem Laufe des gelben Ebro thalaufwärts, so erreichen wir Logroño, eine alte Stadt mit krummen, winkligen Straßen; die Umgebung wird als die Rioja bezeichnet; namentlich Wein und Obst gedeihen hier vortrefflich, und gilt die Rioja für ein nördliches Andalusien. Nördlich vom Ebro, der von unschätzbarem Werthe für das Land, weil er weiten Strecken in Altcastilien wie in Aragonien, die sonst ganz unfruchtbar wären, die Bewässerung der Felder ermöglicht, erheben sich in dieser Gegend die Berge der baskischen Provinzen, welche die westliche Fortsetzung der Pyrenäen bilden und deren Zug von der spanischen N.-Küste begrenzt wird. Hier ist der Schauplatz der Carlistenkriege, welche Spanien so blutend verheerten, hier liegen Pamplona, die Hauptstadt Navarra's, und weiterhin

gegen W. am nördlichen Abfall der Gebirge Guipuzcoa und Bilbao, am ſüdlichen Vitoria. Das hier anſchließende aſturiſch-cantabriſche Gebirge, deſſen Kamm theilweiſe die Grenze zwiſchen den alten Provinzen Aſturien im N. und Leon im S. bildet, zieht in Höhen bis zu 1950 M. von Navarra bis nach Galicien fort, wo es zwiſchen dem Minho und ſeinem Nebenfluſſe Sil ſich gegen SW. krümmt und in die Berglandſchaften übergeht, die den Raum zwiſchen dem Minho und dem Duero in Spanien ſowohl wie in Portugal ausfüllen, und in letzterem Lande die zwei kleinen Provinzen Entre Douro e Minho und Traz oz Montes einnehmen. Galicien iſt ein gebirgiges Land, hat viele Laubwälder, ſchöne Wieſen, mildes Klima, in dem auch Südfrüchte gedeihen, und viele Gegenden beſitzen geradezu maleriſchen

Schlucht von Pancorbo.

Reiz. Einen anmuthigen Anblick gewähren insbesondere die Nußbaum- und Kastanienwälder, deren Früchte einen belangreichen Ausfuhrartikel bilden. Asturien dagegen ist eine schwer zugängliche alpine Region mit steilen, vielfach zerrissenen Gebirgsketten, üppigem Weidelande und fruchtbaren, gut bewässerten Thälern.

An die cantabrischen Gebirge im S. lehnt sich die Hochebene von Leon und Altcastilien an, deren Hauptstrom der bei der weinreichen portugiesischen Handelsstadt Porto (meist Oporto genannt) das Meer erreichende Duero ist. Zwischen seinem Oberlaufe und jenem des Ebro steigt der westliche Beginn der iberischen Wasserscheide zu dem ansehnlichen Bergstocke der Sierra de la Demanda auf, an dessen W.-Fuße die Stadt Burgos, einst die „Zwingburg der Könige des Landes", einer der kältesten Orte in Spanien, liegt. Wer von hier nach N., d. h. nach dem Ebrothale will, muß bei Pancorbo die nach ihm benannten Schluchten, die Gargantas de Pancorbo passiren, welche einen überaus wilden und höchst malerischen Anblick gewähren. Auf einer Strecke von mehr als einer halben Wegstunde steigen gewaltige Felsmassen theils ganz senkrecht empor, theils hängen sie so weit aus dem Loth heraus, daß sie einander nahezu berühren. Auch auf der N.-Seite der Gargantas liegen Steinlabyrinthe, und die Gegend gewährt einen wilden Anblick. Ganz anders auf der altcastilischen Hochebene, welche namhafte Plätze, wie die alten Römerstädte Palencia, Leon und Astorga, jetzt verfallen und verödet, im N., Valladolid, Zamora und die berühmte Universitätsstadt Salamanca im S. trägt. Hier herrscht trostlose Einförmigkeit; der Reisende glaubt sich auf die ausgedörrten Hochebenen der Mancha in Neucastilien versetzt oder in das Sandmeer der Sáhara. Diese altcastilianische Wüstenei wird von Maulthier-Karawanen durchzogen, die man schon aus weiter Ferne bemerkt, weil sie den Staub hoch aufwirbeln. Unwillkürlich denkt man an ein spanisches Sprichwort, demzufolge eine Lerche, welche über Castilien hinfliegen will, ihr Futter mitnehmen muß. Die südliche Begrenzung dieser Duero-Hochebene bildet der Zug des in einzelnen Partien mit den Schweizer Alpen an landschaftlicher Pracht und Wildheit wetteifernden castilischen Scheidegebirges (2600 M. hoch), welches in vier deutlich geschiedene coulissenartig gestellte Ketten zerfällt. Von W. nach O. sind dies der ungeheure platte Bergwall der Sierra da Estrella (spr. Estrelja, Sterngebirge) in Portugal (Provinz Beira), die Sierra de Gata, der zerklüftete Felswall der Sierra de Gredos, nach S. steil abfallend, oben platt, mit Alpentriften, Seen und einem kleinen Gletscher, endlich die aus zwei Parallelketten be-

Der Escorial.

Google

Digitized by Google

ſtehende granitiſche Sierra de Guadarrama, von welch letzterer zum Tajo das Flüßchen Manzanares, deſſen Name faſt eben ſo breit iſt wie ſein Bett, herabfließt, an dem die ſpaniſche Hauptſtadt Madrid auf der nicht minder öden neucaſtiliſchen Hochebene erbaut iſt.

Madrid liegt in einer ſchauderhaften „Gegend“. Man kann ſich nichts Traurigeres denken, als die Umgebungen dieſer Hauptſtadt Spaniens auf der geradezu troſtloſen Hochebene Caſtiliens; keine andere Hauptſtadt Europa's iſt ein ſolches „Paradies der Wüſte“, liegt inmitten eines ſolchen Steinfeldes. Wer Baumſchatten haben will, findet ihn im Pardo, deſſen Wälder von Kaſtanienbäumen und immergrünen Eichen einen erquickenden Gegenſatz zur Wüſtenei bilden. Nicht weit vom Pardo liegt das „achte Wunder der Welt“, nämlich das königliche Schloß El Escorial. (Globus XX. Bd. S. 321.)

Das neucaſtiliſche Plateau trägt im großen Ganzen überall denſelben troſtloſen Charakter wie das altcaſtiliſche, und wunderbar bleibt es, daß dieſe unabſehbaren Weiten im Sommer wie im Winter ganz denſelben Charakter haben, Alles kahl, ſteril, verbrannt. Entlaubte Erlen und Weidengebüſche umgeben die Ufer des Tajo, deſſen ſchmutziggelbes Waſſer langſam und träge nach W. fließt. Die Hochebene wird durch die Berge von Toledo in die nördliche Ebene von Toledo und die ſüdliche von La Mancha getheilt. Die erſtere durchſtrömt der Tajo, die zweite die Guadiana; zwiſchen beiden erheben ſich die erwähnten Montes de Toledo, welche gegen W. hin, in der ſpaniſchen Provinz Eſtremadura, in der Sierra de Guadalupe ſich fortſetzen. Aus Eſtremadura tritt der Tajo nach Portugal über, die beiden portugieſiſchen Provinzen Beira und Alemtejo von einander ſcheidend. Portugal zwiſchen 40 und 41° n. Br. iſt ein nach N. terraſſenförmig abfallendes Plateau, vielleicht 600—650 M. hoch, welches als SW.-Ecke des altcaſtiliſchen Hochlandes angeſehen werden kann; es iſt die Bergterraſſe von Beira. Die Provinz Alemtejo nimmt theilweiſe die Gebirge des ſpaniſchen Eſtremadura und die Guadiana auf, trägt aber im N. nur ganz unbedeutende Höhen, die ſich ganz allmählig zur W.-Küſte abdachen. An letzterer liegt die portugieſiſche Provinz Eſtremadura, in welcher an der Tajo-Mündung die Landeshauptſtadt Lisboa oder Liſſabon, im Gegenſatze zu Madrid, in wahrhaft paradieſiſcher Lage ſich erhebt. Schreiten wir von der Mancha-Ebene in entgegengeſetzter Richtung nach O. zu, ſo ſtoßen wir auf das iberiſche Bergland, an deſſen öſtlichen Flanken die Provinzen Valencia und Murcia zum Mittelmeere ſich ausbreiten. Wir bemerken hier einen ziemlich breiten Küſtenſaum, den man mit vollem Recht ein „Afrika in Europa“ nennen kann. Hier liegt der Hafenplatz Alicante hart am Rande einer dürren, ſalzigen Steppe, welche zu dem großen, von M. Willkomm als „Litoralſteppe“ bezeichneten Steppengebiet Südſpaniens gehört.

„Das Land ist keineswegs eine einförmige Ebene, sondern ein welliges Terrain, aus dem gegen N. und W. isolirte Felsgebirge aufragen, welche schön geformt sind und in den prächtigsten Farbentinten prangen, aber — wenigstens scheinbar — jeder Vegetation entbehren. Bäume sind, einige Feigenbaumpflanzungen und Dattelpalmen bei den umhergestreuten, durchgängig mit platten Dächern versehenen Caserios ausgenommen, nirgends zu erblicken, und kaum begreift man, wie in diesen kahlen, dürren Gefilden so viele Menschen existiren können, denn jene Gegend ist verhältnißmäßig ziemlich stark bevölkert. Die Getreidefelder, welche in den Vertiefungen, durch Norias bewässert, liegen, entziehen sich nämlich dem Auge, nur die Straße ist fast immer zu beiden Seiten mit solchen garnirt. Die Weizenernte war hier schon vorüber, die Felder waren daher entweder ganz kahl oder mit zusammengesetzten Getreidegarben bestreut, wobei ich erwähnen will, daß die dortigen Bauern das Getreide nicht abschneiden, sondern mit den Wurzeln ausreißen. Außer Weizen und Gerste wird hier viel Serradella (Ornithopus sativus Brot.), Safflor (Carthamus tinctorius L.) und Anis gebaut. Oft treten aber die öden, mit grauen Salzpflanzen bestreuten Steppengefilde bis dicht an die Straße heran. Je weiter wir uns von Alicante entfernten, desto afrikanischer wurde die Physiognomie der Landschaft. Rechts und links von der Straße zeigten sich erst Palmengruppen, dann ganze Palmenhaine neben blendend weißen, mit wenigen Fensteröffnungen versehenen Caserios, auf deren plattem Dache sich oft ein halbkugeliger Backofen (ganz wie bei den maurischen Häusern Marokko's) erhob. Allmählig traten zwischen den Palmenhainen, die immer größer wurden, je mehr wir uns Elche näherten, und in denen blühende Granatbüsche den Boden so zu sagen als Unterholz bedeckten, Getreide- und Luzernenfelder, Oliven- und Johannisbrotpflanzungen auf, eine bessere, fruchtbarere Bodenbeschaffenheit verkündend. In geringer Entfernung zeigte sich nun vor uns eine weit ausgedehnte dichtstämmige Palmenmasse, in welche die Straße einbog: — der berühmte Palmenwald von Elche! Derselbe umgibt die Stadt rings herum und ist an dieser Seite am breitesten. Wir konnten uns nicht sattsehen an den Tausenden von schlanken Stämmen mit ihren luftigen Kronen, deren lange, vom Winde leicht bewegte Fiederblätter durch Aneinanderschlagen ein eigenthümliches, dem Säuseln der Luft in Nadel-, besonders Kiefernwäldern vergleichbares, doch aber anders tönendes Geräusch hervorbrachten, sowie an den glänzend hellgrünen, mit scharlachrothen Blumen übersäeten Granatbüschen, welche auch hier überall in üppigster Fülle unter dem lichten Schatten der Palmenreihen wachsen." (M. Willkomm. Spanien und die Balearen. Reiseerlebnisse und Naturschilderungen nebst wissenschaftlichen Zusätzen und Erläuterungen. Berlin 1876. 8°. S. 184—185.)

Zwischen der Mancha-Ebene und Andalusien ziehen die vielen kahlen aber nicht hohen Rücken der rauhen Sierra Morena, welche die Hauptkette des andalusischen Scheidegebirges bildet. Die berühmte Felsenschlucht von Despeñaperros wird heute von der Eisenbahn passirt, welche aus dem Guadiana-Thale in jenes des Guadalquivir führt. Dieser ist nämlich der Hauptstrom Andalusiens; seine Ufer bespülen die Städte Córdoba und Sevilla; seiner Mündung unfern liegen Jerez (Xerez) und Cádiz. Andalusien ist der Garten Spaniens und von ihm hauptsächlich gelten die glühenden Schilderungen der Reisenden, die mit Unrecht auf das nördlichere iberische Hochland übertragen werden. Die Seele der Landschaft bleibt indeß das Thal von Granáda, am Fuße der hohen Küstenkette der Sierra Nevada. Hier ist im Februar der Frühling schon im Erblühen.

Die wunderbarste Mischung von nördlicher und südlicher Vegetation, sagt eine moderne Besucherin, entfaltete sich in Folge der hier herrschenden gemäßigten Temperatur, denn gegen Mittag von der gewaltigen Sierra Nevada begrenzt, er-

mangelt die Stadt trotz ihrer südlichen Lage selbst im Hochsommer nur selten der kühlenden Lüfte. Auf den Gipfeln der Berge, besonders auf dem 3554 M. hohen Pic Mulhacen zeigten sich die ausgedehntesten Schneefelder, die auch unter den glühenden Strahlen der Juli- und Augustsonne nie völlig schmelzen. Der Boden war mit jungem Grün, mit Epheu und lieblichen Blümchen, ja zu ganzen Feldern mit Veilchen überwuchert; dazwischen liefen lange Einfassungen von Myrtenhecken, dunkelglühende Rosen rankten sich hoch empor; an den Mandelbäumen entfalteten sich nach der einen Seite erst die rothen Blüthchen, während die nämlichen Stämme nach der anderen Seite schon in grünem Blätterschmucke standen; deßgleichen blühten die Birn- und Apfelbäume; neben Cypressen und Cedergängen, neben Orange, Cactus und Aloe, Lorbeer und Palme erfreuten uns reife Erdbeeren, wenn auch noch in geringer Menge. Dazwischen ergötzt die bekannte, von den Mauren überkommene herrliche Nutzbarmachung des Wassers. Der in unzähligen Canälen nach allen Richtungen geleitete Darro fließt auch rechts und links von den breiten, schönen Wegen der Alhambra in zwei Rinnsalen den Berg hinab." (Bettina Ringseis. Drei Monate in Spanien. Freiburg 1875. 8°.) Weniger bekannt aber nicht minder reich von der Natur bedacht ist der von den Hauptverkehrswegen fernab gelegene Landstrich La Alpujarra. Er liegt in der Provinz Granáda, zwischen den südlichen Abhängen der schönen Sierra Nevada und dem mittelländischen Meere. Die Landschaft ist gebirgig und in hohem Grade pittoresk. Das Vorwärtskommen ist selbst zu Maulthier äußerst schwierig. Nur wenige Plätze auf Erden sollen derart von der Natur bevorzugt sein wie dieser Fleck. Auf der Höhe der Sierra, in der Region des ewigen Schnee's wächst die aromatische Kamille neben den seltensten Lichenen, am Abhange gedeihen die Bäume und Sträucher des Nordens, der Kastanienbaum, Eiche und Fichte, weiter unten gedeiht Wein und Oel, noch weiter die Citronen und Orangen, ja sogar Bananen und Gunyabes, Baumwolle und Zuckerrohr, sowie andere tropische Pflanzen. Die Blumen und Früchte der Alpujarra werden als die schönsten der ganzen Provinz Granáda geschätzt.

In dem steilen Küstengebirge oder spanischen S.-Rande unterscheidet man, sowie in den castilischen und andalusischen Scheidegebirgen, mehrere Ketten, worunter die Sierra Nevada nur die höchste und wichtigste ist; an sie reihen sich aber nach W. hin die Sierra de Málaga und die Sierra de Ronda, welche bis zu der englischen Felsenveste Gibraltar (spr. Chibraltár) sich erstreckt. Diese, dann die ob ihrer Weingelände gefeierte Stadt Málaga und Almeria sind die wichtigsten Punkte der spanischen S.-Küste.

In jeglicher Hinsicht geographisch zur iberischen Halbinsel gehörend, sei noch kurz der im Mittelmeere, dem Golfe von Valencia vorliegenden Eilande der Balearen und Pityusen gedacht. Die wichtigsten der Balearen sind Mallorca (spr. Maljorka) und Menorca, erstere mit der Hauptstadt Palma, letztere mit dem trefflichen Hafen Mahon. Die übrigen zu dieser Gruppe zählenden Inselchen sind klein und nicht erwähnenswerth. Die Pityusen bestehen nur aus den zwei Inseln Ibiza (spr. Iviſa) und dem kleinen Formentera. Alle zusammen bilden das ehemalige Königreich Mallorca mit einem Areal von 4820 □ Km. und etwa 300,000 Einwohnern. Die Inseln sind großentheils gebirgig, und auf Mallorca, der größten unter ihnen, steigen die Gipfel am N.-Rande bis zu 1460 M., ja die Silla de Torella bis zu 1480 M. auf; sie erfreuen sich eines gesunden und milden

Klima's, sowie eines fruchtbaren Bodens, welcher alle Producte des europäischen S. hervorbringt. Die Ebene um das gewerbthätige, volkreiche Palma (53,000 Einwohner) herum (La Huerta) ist außerordentlich freundlich, gänzlich bedeckt mit Mandel-, Feigen-, Maulbeer-, Johannisbrot- und Granatäpfelbäumen, denen auch unsere Obstsorten beigemengt sind, der Boden mit Weizen- und Gerstensaaten, Hülsenfrüchten und Gemüsen, welchen der Schatten der Bäume sehr zu gute kommt, eingenommen.

§. 2. Die italische Halbinsel.

Die mittlere der drei südlichen Halbinseln Europa's, welche das mittelländische Meer in zwei beinahe gleiche Hälften sondert, ist Italien, der Garten unseres Erdtheiles, das Land der classischen Erinnerungen, wo die Steine reden, das Land der Poesie und der Kunst wie der hehrsten Naturschönheit.

„Vor allen Ländern Europa's ist in ästhetisch-geographischer Hinsicht die Halbinsel Italien am berühmtesten. Von dem übrigen Europa durch die mächtigste Felswand getrennt, fast gänzlich vom fischreichen Meere umflossen, ist sie in den Augen der cisalpinischen Nationen der schöne Garten von Europa, wohin der Nordländer seit frühen Zeiten fortwährend wandert, um eine südliche Natur zu genießen und sich an den Werken der Kunst und des Alterthums zu erheitern. Und in der That hat das Land vor vielen anderen die herrlichsten Vorzüge. Seine Küsten, mit den reichsten Inseln besetzt, bilden weite und sichere Häfen und das Binnenland wird von vorzüglichen Strömen bewässert. Aneinanderhängend läuft ein Gebirge von N. nach S. darüber hin, erzeugt in seinem Innern die schätzbarsten Steine und Metalle; kühlt durch den Schnee seiner Gipfel den sengenden Sommer, und die todten und lebenden Feuerschlünde seiner äußersten Zweige gewähren der Erde unermeßliche Fruchtbarkeit und schrecklich erhabene Scenen dem Auge. Italien ließ die Natur in der heitersten Feierstunde aus den Gewässern hervorgehen, goß überschwänglichen Segen darüber aus, verschwendete jede Art malerischer Scenen an diese Lieblingsorte und umfaßte sie aus mütterlicher Besorgniß mit dem Oceane und dem schroffsten Gebirge. Der erste Athemzug in diesem Feenlande gewährt dem Wanderer, nach überstiegenen Alpen, ein durchaus neues Gefühl von Wonne. Die Luft strömt ihm, selbst in trüberen Winterabenden, sanft aus und ein. Aber mehr als durch die äußere Wärme unterscheidet sich Italien von allen anderen Ländern am Mittelmeere durch die innere Wärme der ewig glühenden Schmiedeöfen der Cyclopen. Diese Feuerstätten bilden Ebenen von Schwefel, Bimsstein, Lava, und durchdringen den zerklüfteten Kalk, welcher die Hauptbildung des Landes ausmacht, und der an den Grenzen Ober- und Mittelitaliens zum harten, weißen Marmor von Carrara verhärtet. Der grüne Pflanzenteppich gewinnt selbst durch die unterirdische Feuerstätte. Der köstliche Wein Lacrimae Christi, vielleicht der alte Falerner, entkeimt den Schlacken des Vesuv. Wälder von eßbaren Kastanien wachsen auf dem Feuerschlunde des Aetna zu Riesen an, und selbst Zimmt- und Pfefferbäume, nur den Wendeländern eigen, entsteigen hier dem glühenden Boden dieses Feuerberges. In den blumenreichen Auen Siciliens finden emsige Bienen ihre süße Nahrung, und schon im Alterthume

waren die Blumenfluren von Enna und der Honig von Hybla berühmt. In den Maulbeerwäldern spinnen Seidenwürmer ihr zartes Gespinnst und auf den südlichen Ebenen weiden starke große Pferde, während auf hohen Alpen Gemsen, Steinböcke, Murmelthiere und Maulthiere hausen. Taranteln und Scorpionen sind nur geringe Störungen dieses üppigen Lebens.

Diese verschwenderische Milde der Natur ließ auch ihr glorreichstes Product, den Menschen, nicht zurückstehen. Sie stattete auch ihn mit den schönsten Gaben aus; gab seinem Auge laute Sprache und hohes Feuer; seinen Sinnen den feinsten Tact; seinen Organen unübertroffene Biegsamkeit und seinem Geiste seltene Talente. In Italiens Häfen wehen die Wimpel aller Nationen und seine Segel bedecken alle Meere. Seine reichen, vielfachen Ernten füllen die Speicher der Eingebornen und Ausländer; uneingeschränkt und froh genießen Winzer und Landmann den leicht zu erzielenden Segen, und unzählbare Producte der Natur, von dem talentvollen Menschen in jede nützliche und angenehme Form gegossen, erfreuen und setzen den Ausländer in Erstaunen." (Fr. Hobirk. Wanderungen auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde. Detmold 1876. 8°. VII. Bd. Italien S. 1—2.)

Zungenartig an den Leib des europäischen Festlandes angeheftet, verleiht der tiefe Einschnitt des Golfes von Taranto im S., Italien in zwei neue kleinere Halbinseln spaltend, die calabrische und die apulische, der Halbinsel jene sprichwörtliche Stiefelform, die sich auf der südlichen Hemisphäre in der Doppelinsel Neuseelands in umgekehrter Weise annähernd wiederholt. Von allen Seiten, den N. ausgenommen, vom Meere umspült, wird Italien durch die nur 75 Km. breite Straße von Otranto von der Balkan-Halbinsel im O. getrennt, zwischen welchen beiden das adriatische Meer, im N. mit den Golfen von Venedig und Triest endend, eingebettet ist. Im S., zwischen Griechenland und Sicilien, fluthet das jonische, und nördlich von dieser Insel, von dem italienischen Continente im O. und den beiden Eilanden Sardinien und Corsica im W. begrenzt, drei reizende Busen, jene von Salerno, Neapel und Gaeta bildend, das tyrrhenische Meer, welchem sich oberhalb der toscanischen Inselgruppe das ligurische Meer mit dem Golfe von Genua anschließt.

Nehmen wir eine Karte Italiens zur Hand, so entgeht uns nicht, wie das Land in zwei deutlich von einander geschiedene Theile zerfällt, in einen continentalen und einen peninsularen. Der erstere, nördliche, wird vom Kranze der mächtigen Alpen umsäumt, an deren S.-Abhange eine weite, fruchtbare Ebene sich ausbreitet, die wir kurzweg, da sie die größte unter den wenigen Flächen des vorwiegend gebirgigen Italiens ist, die italienische nennen. Hier liegen die Landschaften Piemont, Lombardei und Venedig mit einer Zahl beträchtlicher Städte von hoher geschichtlicher Bedeutung, hier fließt nebst der Etsch der vom Alpengipfel des Monte Viso herabkommende Po, einer der ansehnlichsten unter den wenigen Längenströmen Europa's und die gewaltigste Wasserader ganz Italiens, in westöstlichem Laufe dem adriatischen

Meere zu, von N. und von S. zahlreiche Nebenflüsse aufnehmend. Die östliche Begrenzung dieser italienischen Po-Ebene bilden eine Reihe von Strandseen, Lagunen, in deren Mitte die stolze Königin der Adria, la bella Venezia, sich erhebt. Im S. aber thürmt sich die Kette des Apennins empor, welche an die Ausläufer der Alpen im W. anschließend bis gegen die östlichen Gestade an der Adria streicht, dann aber nach S. gewendet die gesammte italische Halbinsel bis zur äußersten Spitze durchzieht. Diese Gestaltung bringt es mit sich, daß man von einem Italien dies- und jenseits des Apennins sprechen kann, von einem Oberitalien im Gegensatze zu dem Reste, den der Sprachgebrauch als Mittel- und Unteritalien bezeichnet; doch wohnt letzterer Unterscheidung ein geographisches Moment nicht inne. Nur dieser Rest bildet die eigentliche Halbinsel, während Oberitalien seiner Natur nach den continentalen Charakter trägt. Deßhalb darf der aus dem N. Kommende, so sehr ihn auch beim Heraustreten aus den Alpenpässen der Anblick einer südlichen Vegetation und der an sein Ohr schlagende Wohllaut eines romanischen Idioms überraschen mag, sich doch erst nach Uebersteigung des Apennins wirklich in Italien glauben. Dieser Abstand zwischen dem süd- und nordapenninischen Italien wird uns sofort verständlich, wenn wir uns erinnern wollen, daß die oberitalienische Po-Ebene vor geologisch kurzer Zeit noch Meeresboden war, ein Theil der Adria, in welche von den Alpen mächtige Gletscher niederstiegen, tiefe Fjorde einreißend, die in der Gegenwart die wegen ihres landschaftlichen Zaubers so berühmten und gesuchten Seen Oberitaliens ausfüllen.

Das lombardische Meer, nämlich der ehemalige Golf zwischen Alpen und Apennin, ward durch den Po und die aus den Tiroler Bergen schiffbar herabkommende, dann geschwisterlich mit dem Po strömende Etsch (ital. Adige) in eine grüne Ebene verwandelt, indem diese beiden Gewässer das Meer mit dem Schutte der Alpen ausfüllten. Dieses Wachsthum der Ströme setzt sich selbst in historischer Zeit noch fort, obgleich im Lagunengebiete Venedigs eine Senkung deutlich wahrnehmbar ist. Der Lido vor Venedig ist nur eine alte Dünenkette, die sich in das gemeinsame Delta des Po und der Etsch noch fortsetzt und durch welche das Meer eingebrochen ist. Die Inseln, auf denen Venedig erbaut wurde, sind seit dem XVI. Jahrhundert um etwa 1 M. gesunken; während aber der Boden unter Venedig weicht, ist Ravenna, ein Hafenplatz zur Gothenzeit, gegenwärtig eine Binnenstadt geworden und liegt jetzt 7 Km. vom Meere entfernt. Die Etsch mündete noch um 589 bei Porto Brondolo; in der Zeit von 1200—1600 wuchs der Po jährlich 24, in den letzten 200 Jahren aber je 65 M. So wie sie den alten Meeresboden in eine unschuldige Ebene, so haben der Po und seine geschwisterlichen Alpenströme vormalige Fjorde des lombardisch-venetianischen Meeres in Binnenseen verwandelt. Darauf deuten nicht blos die scharfgeschnittenen Umrisse der italienischen Alpenseen, sondern noch nachdrücklicher ihre großen Tiefen, so zwar, daß ihre Sohlen sehr beträchtlich, beim Lago di Como eine Stelle 396, beim Langensee oder Lago Maggiore (spr. Madschóre) eine andere 551 M. unter den adriatischen Spiegel zu liegen kommen. Von einem dieser Seen, dem Garda-See, besitzen wir in marinen Fischarten, die er ernährt, noch lebendige Zeugen,

Die Seufzerbrücke in Venedig.

Digitized by Google

Digitized by Google

daß er ehemals dem Meere angehörte. Auch er, ſowie der Iſeo-See reichen mit ihren tiefſten Stellen unter das Niveau der Adria hinab. Das Vorhandenſein dieſer Seen iſt ein Beweis für das verſpätete Aufſteigen der Alpen, wenigſtens der weſtlichen, da noch nicht einmal ſo viel Zeit verſtrichen iſt, jene vergänglichen Spuren einer kräftigen und verhältnißmäßig raſchen Erhebung völlig zu verwiſchen. Auch ſehen wir hier die oft erwähnte Regel ſich wiederholen, wonach das ſpäter aufgeſtiegene Gebirge oder die jüngere Erhebung die Gewäſſer nach den älteren Gebirgen drängt. In der That wird der Po von den Alpen gegen den Apennin gedrängt. (Nach Peſchel. Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde.)

Die heutige lombardiſch-venetianiſche oder oberitalieniſche Ebene erſtreckt ſich über einen Flächenraum von über 38,500 □Km. und ſteigt nach und nach zu den Vorketten der Gebirge auf, die im N., noch mehr im W., jäh ſich erheben, im S. aber ſanft abdachen. Die aus Porphyr aufgebauten Hügelgruppen der Monti Berici (419 M. Seehöhe) bei Vicenza, und Monti Euganei (409 M.) bei Padua ſcheiden ſie in eine kleinere öſtliche (die venetianiſche) und eine größere weſtliche (die lombardiſche) Ebene. In dieſer verurſacht das vorgelagerte Hügelland der Superga (700 M.) bei Turin eine Verengung, ſo daß der Reſt der Ebene als ein bis 500 M. anſteigender Landbuſen gegen S. umbiegt. Der Gardaſee iſt durch ein Hügelland von der Ebene getrennt und deßgleichen liegt dem Langen- und dem Comerſee das reizende ſeenreiche Hügelland der Brianza (400 M.) vor. (Anton Steinhauſer. Lehrbuch der Geographie. Prag 1876. 8°. II. Bd. S. 80—81.) Zwiſchen den beiden letztgenannten treffen wir den vielfach gewundenen Luganer-See, und ſüdlicher die kleinen Waſſerſpiegel von Annone, Puſiano und Alſerio, ferner den größeren geprieſenen Lago di Vareſe nebſt den Seen von Commabio und Monate im O. und dem Orta-See im W. des Lago Maggiore. Im Venetianiſchen liegt nur der kleine See von Santa Croce bei Belluno.

Die ganze oberitalieniſche Ebene iſt reichlich bewäſſert von Flüſſen und Canälen, unter welch letzteren einige auch ſchiffbar ſind und zur Ableitung aus den Sümpfen dienen. Die Hauptader des Stromſyſtemes bleibt indeß der mit einem ausgeſprochenen Delta in die Adria ſich ergießende Po, der gerade in ſeinem Mündungsgebiete mit der nördlicheren Etſch durch Canäle verbunden iſt. Seine zwei wichtigſten Ausmündungen ſind der Po della Maeſtra im N. und der Po di Primaro im S. Seine Nebenflüſſe, die ſowohl vom N., alſo von den Alpen, wie vom S. aus dem Apennin herabkommen, ſind überaus zahlreich und machen den Po ſchon in Turin zu einem ſehr anſehnlichen Strome. Die nördlichen Zuflüſſe ſind alle mehr oder minder nach SO. gerichtet, ſo, um nur einige der wichtigſten zu nennen, die Dora Baltea, die Seſia, der Ticino (ſpr. Titſchino), die Adda, der Oglio (ſpr. Oljo), der Mincio (ſpr. Mintſchio); umgekehrt ſtreben die ſüdlichen Nebengewäſſer, die zwar noch zahlreicher, aber weniger bedeutend ſind, durchwegs nach NO. Wir nennen darunter den anſehnlichen Tanaro in Piemont, die Scrivia mit ihrem reizenden Oberlaufe, die Trebbia, den Taro, die Secchia (ſpr. Sekkia) und den Reno. Ueppige Fruchtbarkeit herrſcht in faſt allen Theilen der Ebene, hervorgerufen durch den fruchtbaren Boden und die denſelben nach allen Richtungen durchfurchenden Flüſſe und Canäle; vorzugsweiſe begünſtigt von bei Weitem ſüdlicherem Klima, als die den Po zunächſt umgebenden Ebenen, ſind die Landſtriche an den linken, alſo nördlichen Zuflüſſen wegen ihrer durch die Alpen geſchützteren Lage und der hier concentrirten Sonnenhitze. Wein, Weizen, Mais, Reis und Seide geben den Hauptreichthum des Landes ab, und mit ihrem intenſiven Landbau ſtellt ſich durch die Vereinigung von Feld und Bäumen die Po-Ebene wie ein Garten dar. Auch die Viehzucht gedeiht hier vortrefflich und ihr verdankt man den allerwärts bekannten Parmeſan-Käſe.

Als ſüdliche Begrenzung der oberitalieniſchen Po-Ebene erhebt ſich das eigentliche Gebirge Italiens, der Apennin, deſſen Hauptzüge wir im Nachſtehenden andeuten müſſen.

Er beginnt im äußerſten W. des Landes, hart an der Meeresküſte, dort wo an der Grenze Frankreichs und Italiens die Alpen, welche in einem anderen Ab-

ſchnitte ausführlich behandelt werden, von N. kommend, eine Umbiegung nach O. vollziehen. Ligurien nennt man jenen gebirgigen Küſtenſtrich, der mit ſeinen maleriſchen Felsabſtürzen die vielberühmte Riviera di Ponente und di Levante zwiſchen Nizza und Spezia bildet; man ſpricht deßhalb auch von liguriſchen Alpen und im Anſchluſſe daran von einem liguriſchen Apennin. Letzterer tritt hier im Kleinen als reine Küſtenkette auf, wie etwa die Sierra Nevada in Spanien oder die Küſtencordillere in Südamerika, die Coaſt-Range in Californien, d. h. er tritt dicht an das Geſtade heran und fällt ſehr ſteil gegen daſſelbe ab, während ſeine continentale, hier alſo der Po-Ebene zugekehrte Seite ſich ſehr ſanft gegen dieſe abdacht. Immerhin bleibt in ſeinen weſtlichen Anfängen der Apennin ein ſchmales Gebirge von mäßiger Höhe mit bis an den Gipfel bewaldeten Kuppen, deren Kamm jedoch eine ſehr merkliche Wetterſcheide bildet.

Monaco.

Oft regnet es in Genua und an der Küſte, während über Novi, Tortona, Aleſſandria, Aſti, Turin oder ſonſtige Plätze der Po-Ebene heiterer, blauer Himmel lacht. Während dieſe Städte ſich eines gemäßigten Klima's erfreuen, auch die Vegetation dort noch viele mit der nordiſchen Flora verwandte Züge trägt, herrſcht am Golfe von Genua ein ausgeſprochen ſüdliches Klima und ſtrotzt die Pflanzenwelt in ſüdlicher Pracht und Ueppigkeit. Das am Fuße der Alpen gelegene Turin iſt beiſpielsweiſe einer der kälteſten Orte Italiens, dagegen gehört das nahe Genua, in maleriſchem Stolze von ſeinen Höhen auf das blaue Meer herabſchauend, zu den heißeſten Plätzen der Halbinſel. Die Milde des Klima's an der ganzen liguriſchen See wetteifert durchaus mit den zauberiſchen Geſtaden des neapolitaniſchen Golfes, und mit Recht ſucht der kranke Nordländer Orte wie Nizza, Mentone

(jetzt beide franzöſiſch), Ventimiglia, San Remo, Porto Maurizio an der Riviera di Ponente oder Nervi, Chiavari, Spezia an der Riviera di Levante zum Winteraufenthalte auf. Auch die Pflanzenformen, welche dieſe Küſte ſchmücken, ſind die nämlichen wie im italieniſchen S. In Genua und Umgebung befinden wir uns thatſächlich in Südeuropa, denn dieſes beginnt dort, wo unſere botaniſchen Karten die Polargrenze der immergrünen Laubhölzer ziehen; Südeuropa iſt nämlich die Heimat der Myrten, der Lorbeeren, des Oelbaumes, der im Freien überwinternden Camelien, der Orangen und Citronen. Die nordeuropäiſchen Bäume mit Laubwurf werden aus dieſen Gebieten durch den Mangel an Feuchtigkeit während ihres Wachsthums verſcheucht. „In Südeuropa und Nordafrika zerfällt das Jahr in eine trockene und eine naſſe Hälfte, die ſechs Wintermonate ſind die Regen- und die ſechs Sommermonate ſind die trockene Jahreszeit. Selbſt die mittlere Menge der monatlichen Niederſchläge würde vielleicht noch hinreichen, wenn nicht die Zeiträume völliger Regenloſigkeit bisweilen allzu lange dauerten. Es kann zwar auch bei uns vorkommen, daß drei Wochen lang kein Tropfen fällt, allein nicht nur färbt ſich dann das Laub ſchon mitten im Sommer herbſtlich, ſondern es ſind auch drei Wochen, ja bisweilen ſechs Wochen ohne Regen unter italieniſcher Sonne ein ſicherer Tod der Pflanze und deßwegen verſchwinden unſere laubwerfenden Bäume in Südeuropa. An ihre Stelle treten die immergrünen Geſträuche mit ledergläuzenden, die größere Lichtfülle durch ihr dunkleres Grün verrathenden Blätter.“ (Peſchel. Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde. S. 188—189.) Neben dieſen treten an den beiden Rivieren auch ſchon einzelne tropiſche Formen auf, wie rieſige Aloen und Cactusarten, dann auf einer kurzen Strecke an der Küſte von Nizza die Zwergpalme (Chamaerops humilis). (Ueber die Vegetation der Riviera ſiehe: F. A. Flückiger. Oſterferien in Ligurien, in: Buchners N. Repert. f. Pharm. Bd. XXV, 7. und 8. Heft.)

Olive.

Der liguriſche Apennin, den in der Gegenwart zweimal, bei Savona und bei Genua, die Eiſenbahn durchſchneidet, ſchmiegt ſich mit ſeiner Kammlinie den

Umriſſen des tief eingreifenden Golfes von Genua an, deſſen pittoreskes Steilgeſtade gleichfall ein kunſtvoll dem meiſt jäh in's Meer abſtürzenden Felſen abgerungener Schienenweg durch unzählige Gallerien und Sprengungen hindurch begleitet. Je weiter er gegen O. fortſchreitet, deſto mehr entfernt ſich indeß der Hauptgrat von der Meeresküſte, um einer mehr öſtlichen Streichungslinie zu folgen. So zieht der liguriſche Apennin, im Monte Penna 1740, in den Alpe di Succiſo 1983 und in Monte Rondinaja 1962 M. Seehöhe erreichend, bis zum Paſſe von Fiumalbo, der zwiſchen letztgenanntem Gipfel und dem Monte Cimone hinzieht und die Scheidung zwiſchen dem liguriſchen und dem etruskiſchen Apennin bewirkt. Die beiden wichtigſten Päſſe auf dieſer Strecke ſind der Fiumalbo- und der La Ciſa-Paß, erſterer 1200, der zweite 1040 M. hoch, während der weſtlichere Bocchetta-Paß, welchen die Eiſenbahn von Novi nach Genua zur Ueberſchreitung des Apennin benützt, nur 780 M. erreicht. Am S.-Abhange dieſes öſtlichen liguriſchen Apennin breitet ſich gegen das Meer hin die reizende von dem Flüßchen Magra bewäſſerte Landſchaft der Lunigiana aus, während weiter nach S. und von dem Apennin durch das Garfagnana-Thal getrennt, zwiſchen dieſem und der Küſte die wilden düſteren Kalkberge der apuaniſchen Alpen mit dem 1880 M. hohen Pizzo d'Uccello (ſpr. Uttſchello) aufſteigen, welche gegen S. ſich in die toscaniſche Ebene verflachen. Hier liegt inmitten lachender Fluren das herrliche Städtchen Lucca im Thale des Serchio (ſpr. Serkio), welcher aus dem Garfagnana-Thale hervorbricht, nachdem er ſich mit der vom Fiumalbo herabrauſchenden Lima vereinigt. In dieſem paradieſiſchen Thalwinkel liegen die in Italien ſehr geſchätzten Bäder von Lucca. Die Apuanerberge ſind aber die Lagerſtätten des weltberühmten weißen carrariſchen Marmors, und an ihrem W.-Hange liegt die Stadt Carrara, wie in einem Keſſel, inmitten blühender, mit Oliven, Reben und Pinien (Pinus pinae L.) bedeckter Hügel, öſtlich umſchloſſen von einem Halbkreiſe ſchroffer Marmorcoloſſe, welche mit den Südgewächſen des Meeresſtrandes an ihrem Fuße einen pittoresken Contraſt bilden.

Die lange als ſicher angenommene Zuſammengehörigkeit des Carraramarmors zur Juraformation iſt, dem franzöſiſchen Geologen Coquand zufolge, Angeſichts neuerer Funde nicht länger aufrecht zu erhalten. Dieſe Marmore gehören vielmehr entſchieden in die Kohlenformation, mit deren charakteriſtiſchen Gebilden ſie in ihrer Zartheit und Weiße allerdings merkwürdig contraſtiren. Seit dreißig Jahren waren einige Geologen der Meinung, daß man es hier mit einer älteren Schicht zu thun habe, aber ein «Calcare rosso ammonitifero», der den Marmor überlagert und deſſen Scheidung von ſeiner Unterlage ſchwer durchzuführen war, ſchien dem letzteren ſeine Stellung im Lias der unteren Abtheilung der Juraformation zuzuweiſen, bis endlich Foſſilien des ſogenannten Kohlenkalks des unteren Gliedes der Kohlenformation, in unzweifelhaftem Zuſammenhange mit dem Carraramarmor gefunden, die Frage in ſicherer Weiſe entſchieden.

Den etruskiſchen Apennin laſſen wir mit ſeinem Eckpfeiler und zugleich höchſten Gipfel, dem Monte Cimone (ſpr. Tſchimone), 2168 M. hoch, beginnen und verſtehen darunter jenes Stück der Bergkette, welches in ſtark ſüdöſtlicher Richtung und dem deutlichen Streben der adriatiſchen Küſte ſich zu nähern, bis zu den Tiberquellen am Monte Comero ſtreicht. Es gehört dieſe Strecke des Apennins zu den intereſſanteſten und führt über dieſelbe eine der bedeutendſten Kunſtbahnen Europa's, die Eiſenbahn von Bologna nach Piſtoja, welche bei Pracchia (ſpr. Prakkia) ihren höchſten Punkt erreicht. Sie folgt zuerſt dem Thale des Reno, eines der zahlreichen, meiſt parallel fließenden Gewäſſer, welche den ſanfteren nördlichen Abdachungen des Gebirges entlang in die Po-Ebene hinabeilen. Nach Ueberwindung der Paßhöhe ſenkt ſich die Bahn an den gegen S. weit ſchroffer abfallenden Gehängen zu der toscaniſchen Ebene hinab, an deren öſtlichem Ende die Blumenſtadt Florenz (ital. Firenze) gebettet iſt. Eigentlich beſchränkt ſich dieſe toscaniſche Ebene auf das Thal des Arno, jenes Stromes, der mit dem Po und dem Tiber das Trifolium der behaltenswerthen Flüſſe Italiens bildet. Sein Lauf iſt ein der Hauptſache nach oſtweſtlicher, doch macht er von ſeiner Quelle am Monte Falterona (1648 M.) im etruskiſchen Apennin eine gewaltige Auskrümmung nach S., ehe er bei Pontaſſieve ſich zu ſeinem weſtlichen Laufe entſchließt. Unterhalb Piſa, das er beſpült, ſucht er ſich durch Maremmen, d. h. ſumpfige

Digitized by Google

und sehr ungesunde Küstenstriche, in welche die toscanische Ebene übergeht, einen Ausweg in das ligurische Meer.

Das Arnothal enthält die dem Alter nach dritte eigenthümliche Säugethierfauna der Tertiärzeit, welche die Paläontologen kennen. Diese Fauna ist im Museum zu Florenz in erstaunlichem Reichthum vertreten, ebenso Elephas meridionalis, der weit über die Dimensionen hinausgeht, welche demselben bisher zugeschrieben wurden; Cervus dicranius mit seinem vielverzweigten Geweih, Bos etruscus, Hippopotamus major bilden die hervorragendsten Vertreter einer Landbevölkerung, welche zugleich das erste Auftreten der Rinder, der Elephanten und der Flußpferde bezeichnet. (Ausland 1872, Nr. 29, S. 696.) Wir schalten hier ein, daß fossile Ueberreste von Hippopotamus major ganz unlängst auch bei Ortona in der Abruzzenprovinz Chieti entdeckt worden sind. (Bollettino del club alpino italiano. Vol. X. 1876. fasc. 26. S. 138—144.) Die Reste der vierten Landfauna, wenigstens Zähne von Elephas primigenius, erscheinen an mehreren Punkten in Toscana, und zwar, wie es scheint, hauptsächlich in der sogenannten Panechina, einem lößähnlichen Lehm. (Ueber die geologische Entwicklung Italiens siehe: Globus XIX. Bd. S. 361.)

Der Monte Comero und die Quellen des Tiber sind der Markstein, an dem der bis zum Einschnitte des Tronto, eines adriatischen Küstenflusses, reichende römische Apennin anhebt, dessen höchste und wildeste Partien die sibyllinischen Berge (Monti Sibillini) sind. Er, wie seine Fortsetzung der Hochapennin der Abruzzen bekunden auffallend das Bestreben mit ihrem, der adriatischen Küste nahe gerückten Grate, den Umrissen dieser Küste sklavisch zu folgen, etwa bis auf die Höhe des 42.° n. B., nämlich bis zum Monte Amara (2743 M.) im Majella-Stocke. Dieser Hochapennin ist indeß vom Pizzo di Sevo (2546 M.) an in zwei Parallelketten gegliedert, deren östlichere die namhaftesten Gipfel ganz Italiens trägt; hier finden wir den Gran Sasso d'Italia (2910 M.), die Rocca di Lipareto und La Scalata, während die westliche Kette im M. Velino 2400 M. Seehöhe erreicht. Dieses Gebiet des Hochapennins, gegen W. hin durch den Lauf des Flüßchens Salto abgegrenzt, bildet die ob des Räuberunwesens ihrer Bewohner berüchtigten Abruzzen. Der römische und der Hochapennin werden von unzähligen, naturgemäß kurzen und parallel zur Adria eilenden Küstenströmen zerrissen. Im südlichen Italien wird dann der Zug des neapolitanischen Apennins unregelmäßig und nähert sich der Hauptkamm allmählig wieder der westlichen, tyrrhenischen Küste so sehr, daß die apulische Halbinsel flach erscheint im Vergleiche mit der vom calabrischen Apennin der Länge nach bis zum Cap Spartivento durchzogenen Halbinsel Calabrien. In der That ist Apulien ein wasserarmes aber kalkreiches Küstenland von nicht bedeutender Höhe, während das Terrain mit dem Fortschreiten gegen W. zu wächst. Eine eigentliche Kette des Apennin ist hier jedoch nicht mehr zu bemerken; sie löst sich vielmehr in Gruppen auf, die bald der früheren Hauptrichtung folgen, bald eine Meridianrichtung annehmen, bald quer von W. nach O. ziehen, bald einen Kreis bilden, bis endlich die durch den tarentinischen Golf bewirkte Einschnürung des Landes die Kette wieder zusammenfaßt und in die calabrische Halbinsel preßt.

Der allgemeine Charakter des Apennins ist, wie bei einer Kette von so großer Länge nicht anders denkbar, ein sehr wechselnder. Der ligurische Apennin ist, wie schon erwähnt, großentheils bewaldet, desgleichen, obschon weniger, der etruskische; dagegen sind der römische und seine südlichen Fortsetzungen vollkommen nackt und kahl, nur von spärlichen Gesträuchern bestanden. Die Humusdecke ist verschwunden und der bloße Kalkfels tritt allenthalben unverhüllt zu Tage. Diese seit der Römerzeit vollzogene Entholzung des Apennins, sowie der meisten übrigen Berge Italiens hat für das Land die traurigsten Folgen, denn bei dem Mangel an Wäldern in den Quellgebieten der Gewässer wird die Feuchtigkeit nicht mehr zurückgehalten, und so kommen die gewaltigen, periodisch wiederkehrenden Ueberschwemmungen zu Stande, welche die flacheren Gegenden, besonders die Campagna Roms, heimsuchen. Dieser Zustand ist indeß die nothwendige Folge eines culturgeschichtlichen Gesetzes, welches sich an allen Punkten unseres Erdballes verfolgen läßt, demzufolge nämlich die Bewaldung der Länder mit wachsender Gesittung schwindet. Das Verdichten der Bevölkerung erheischt die Ausrodung der Wälder, und so kam es, daß schon zur Römerzeit der Apennin, in der Urzeit mit den üppigsten Waldbeständen bedeckt,

allmählig zu dem kahlen, nackten Felsengebirge ward, als welches er uns heute erscheint.

Die Quellen des Tiber (moderne Schriftsteller, Gregorovius voran, schreiben nicht mehr die Tiber) liegen im Apennin, am Fuße des Monte Comero und nur wenig östlich von jenen des Arno; der Lauf beider Ströme ist jedoch ein gründlich verschiedener. Der Tiber (ital.: il Tevere) hält im Ganzen eine nordsüdliche Richtung ein, so daß Mündung und Quelle fast von nämlichen Meridiane getroffen werden. Die wichtigsten Zuflüsse sind am linken, östlichen Ufer die dem römischen Apennin, speciell den sogenannten Monti Sibillini entquellende Nera und der in der Nähe von Rom einmündende Anio oder Teverone, der bei Tivoli in malerischen Katarakten über seine eigenen Travertinmassen aus dem Sabinergebirge stürzt. Rechts nimmt der Tiber die Chiana auf, welche durch einen Canal mit dem Arno verbunden ist. Arno und Tiber bilden also zwei Seiten eines Dreieckes, welches die Meeresküste gegen W. abschließt, und diesen ganzen Raum nimmt ein sehr mannigfach gestaltetes Hügelland ein, welches der Ombrone, der bedeutendste Küstenfluß zwischen Arno und Tiber, durchschneidet. Die Höhen zwischen Arno und Ombrone nennt man kurzweg das toscanische Hügelland; in dem Abschnitte zwischen Ombrone und Tiber baut sich dagegen die 1733 M. hohe Gruppe des Trachytberges Monte Amiata auf und liegen die ansehnlichen Becken des mehr denn 100 □Km. großen Lago Trasimeno mit den benachbarten kleinen Seen von Chiusi (spr. Kiusi) und Montepulciano (spr. —pultschiano), weingesegneten Namens, sowie des Lago di Bolsena, eines vulcanischen Kraters, in dessen Nähe, bei Montefiascone, der gepriesene Est-Est-Est-Wein gedeiht. Weiterhin gegen S. stoßen wir auf die zwei kleineren Kraterbildungen des Lago di Vico und Bracciano (spr. Bratschiano). Nördlich vom Vico-See erhebt sich der Monte Cimino (spr. Tschimino) und nordöstlich vom Lago di Bracciano, aber genau nördlich von Rom die Kalkfelseninsel des Soracte (ital. Soratte), die charakteristische Spitze in der Landschaft der römischen Campagna (spr. Kampanja), gegen die sie jäh abstürzt, und die nunmehr einen weiten, vom Tiber durchfurchten Plan bildet.

Campagna di Roma, herrliches, unvergleichliches Gefilde, ohne Rival auf diesem Erdenrund! in ernster landschaftlicher Schönheit wie in historischer Größe gleich erhaben! Majestätische Stille, in der Gegenwart nur zeitweise vom schrillen Pfiff der Locomotive unterbrochen, lagert auf diesem farbenreichen Boden des antiken Latium, welchen man sich durchaus nicht als vollkommene Ebene vorzustellen hat, wenn auch weite Strecken des Ager romanus diesen Charakter tragen. Daneben ist die Campagna aber reich an Bodenfaltungen, welche durch den einfachen, doch edlen Schwung ihrer Linien angenehm zur Monotonie der weiten Flächen contrasti-

Die römiſche Campagna.

ren. Die Ausſicht gegen S. begrenzen die wunderbaren Contouren der vulcaniſchen Albanerberge mit dem Monte Cavo, ihrem höchſten Gipfel; gegen O. hin trifft der Blick die Kalkmauern der Sabiner-Gebirge, während dem Vordergrunde näher gerückt die unabſehbar langen Bogenreihen der Aqua Claudia der Campagna ihren Stempel von Eintönigkeit und Großartigkeit aufdrücken. Ueber dem ganzen entzückenden Gemälde wölbt ſich jener italieniſche Himmel, der nicht allein ſchärfer und ſchöner blau, ſondern auch beträchtlich höher und weiter erſcheint, als der, welcher über Deutſchland ausgebreitet iſt. Auch der italieniſche Horizont iſt hell und von weißem Licht durchglänzt und bildet einen ſchönen Hintergrund für die von demſelben ſich abhebenden, den Erdrand begrenzenden Gegenſtände, welche dadurch ſcharf umriſſen erſcheinen, während ſie im dunſtigen deutſchen Horizont ſich ſtumpf ausnehmen. Soweit das Auge reicht, gewahrt es in der Campagna nichts als Weidegrund; am Abhange weidende Schafheerden, aus deren Mitte die vereinzelte Menſchengeſtalt des Hirten hervortaucht, ſind die einzigen Staffagen der Landſchaft. Hier und da graſen auch elend ausſehende Pferde in unbeſchränkter Freiheit auf den Wieſen, und iſt man vom Glücke begünſtigt, ſo begegnet man wohl auch einem berittenen Campagnolen, bei dem weder der lange, mit eiſerner Spitze bewehrte Stab, noch die Ziegenfell-Beinkleider fehlen. Stellenweiſe krönt einen Hügel ein kleiner, aber ſchattiger Hain der italieniſchen immergrünen Eiche (Steineiche, Quercus ilex), doch iſt ein ſolcher in der baumloſen, nackten, ſonnenbeglänzten Campagna immerhin eine Seltenheit. Ueberall dagegen tauchen aus dem weiten Plane Ruinen und Trümmer auf, deren mitunter geſpenſtiſche, oft unverſtandene Formen von der Vergangenheit zu uns in beredter Sprache reden. Hier

und da breitet eine vereinzelte Pinie ihre edle Fächerkrone aus oder glänzt das Blatt des Lorbeers an zerbröckelndem Gemäuer.

Leider ſchwingt über dieſen zauberiſchen Erdſtrich, aus deſſen Mitte Rom, die ewige Stadt, mit der weithin ſichtbaren Kuppel von St. Peter auftaucht, die Fieber erzeugende böſe Luft (Malaria) ihr oft tödtliches Scepter. Die Urſachen dieſer Inſalubrität liegen in der geologiſchen Beſchaffenheit des Bodens; die jetzige geologiſche Periode in Mittelitalien bezweckt einerſeits die Depreſſion der Höhen, andererſeits die Hebung der Niederungen, ein Proceß, der den Waſſermangel zur Sommerzeit, die Unfruchtbarkeit des Bodens und die Umwandlung der Ebenen in Haiden zur Folge haben muß. Der vulcaniſche Tuff des Campagnabodens ſammelt überdies alle wäſſerigen Niederſchläge in ſeinen Schluchten, und das Verdunſten dieſer unterirdiſchen Waſſer iſt es, was hauptſächlich die Malaria erzeugt. (Siehe darüber: Paolo Mantovani. Descrizione geologica della Campagna Romana. Torino 1875. 8°.) Die Behauptung, daß die Malaria erſt ſeit dem Alterthume, wo die Campagna dicht bewohnt war, entſtanden ſei, iſt ſicher nicht ſtichhaltig; man ſagt auch, das Aufgeben des Ackerbaues, womit die jetzige Verödung eintrat, habe den Ruin der Campagna veranlaßt und man müßte deßhalb zum Ackerbau wieder zurückkehren; doch kann „im nationalökonomiſchen Sinne von Ruin nicht die Rede ſein, da die Erträge der Viehweiden weitaus bedeutender ſind, als es die des Ackerbaues ſein würden.“ (Carl Freiherr Du Prel. Unter Tannen und Pinien. Berlin 1875. 8°. S. 210.) Unter den vielen zur Sanirung der Campagna vorgeſchlagenen Mitteln hat blos Eines Ausſicht auf Erfolg, nämlich die im Großen betriebene Anpflanzung des auſtraliſchen blauen Gummibaumes (Eucalyptus globulus), verbunden etwa mit der gemeinen Sonnenblume, Helianthus annuus. (Die wirkſamen Eigenſchaften dieſer beiden Gewächſe zur Bekämpfung der Malaria hebt auch Dr. Pietro Baleſtra: L’igiene nella campagna e città di Roma, 1875, hervor. Ihm ſchließt ſich Dr. Gregorio Fedeli: Sulle proprietà bonificanti e teropeutiche dell’ Eucalyptus globulus, Forli 1876. 8°. an. Deutſche Leſer finden Belehrung über den Stand dieſer Frage bei Fr. v. Hellwald, die römiſche Campagna und die Malaria im: Ausland 1875, Nr. 32, S. 630, und: Der Eucalyptus globulus und das Klima Roms im: Ausland 1876, Nr. 35, S. 693.)

Subiaco.

Ariccia.

Die römiſche Campagna geht gegen W. hin in die der Küſte entlang ziehende, gleichfalls ungeſunde Maritima über, deren ſüdliche Verlängerung bis gegen Terracina (ſpr. Terratſchina) die einſt ſo berüchtigten, jetzt aber großentheils trocken gelegten pontiniſchen Sümpfe (pomptinae paludes, nach der alten Stadt Pometia) bilden. Sie erſtrecken ſich längs der W.-Seite der Volskergebirge oder Monti Lepini, welche nebſt den Sabiner- und Albanerbergen die Campagna abſchließen.

Unter den Sabinergebirgen verſteht man einen Höhenzug welcher dem Apennin weſtlich vorgelagert iſt und von dieſem durch das Thal des Velino und ſeines Nebenfluſſes Turano getrennt wird; ſie heben am linken Ufer der Nera an und ziehen lange mit dem Tiber parallel in der Achſenlinie der italiſchen Halbinſel gegen SO. fort. Ihnen entquillt der Anio, in deſſen Thal man bei dem berühmten Orte Tivoli eintrifft; Subiaco liegt im Herzen dieſer Kette. Die Albanerberge (Monti Laziali) ſind vulcaniſch aus der umliegenden Höhe aufgeſtiegen und deßhalb vollkommen iſolirt; ſie bewahren deutlich die Kraterform in dem ſogenannten Campo d'Annibale und in den beiden gefeierten Seen von Albano und Nemi. Auch bei Ariccia (ſpr. Arittſchia) iſt noch ein einſtiger Krater deutlich wahrnehmbar. Die Volskergebirge erheben ſich ſüdlich von dieſen und werden noch heute wegen des Räuberſinnes ihrer Bewohner nicht gerne betreten. Sie reichen ſüdlich bis zu der vom Garigliano (dem Liris der Alten) durchfloſſenen Terra di Lavoro, wo der geſegnete Boden Neapels beginnt.

Digitized by Google

Noch etwas ſüdlicher breitet ſich die überaus fruchtbare Ebene des „glücklichen“ Campanien (Campagna felice) aus, deſſen Beginn etwa der Volturno, der mächtigſte Strom Unteritaliens, bezeichnet. Hier, an paradieſiſchen Geſtaden, baut ſich an den ſteilen Hügeln der Küſte die Sirenenſtadt Neapel (ital. Napoli), die größte des Reiches, auf, überſchattet von den Rauchwolken des nahen Veſuv, der, ein majeſtätiſcher Feuerkegel, völlig iſolirt aus der umgebenden Ebene im Hintergrunde des neapolitaniſchen Golfes, 1270 M. hoch aufragt.

Zu ſeinen Füßen zieht eine Reihe faſt ununterbrochener Ortſchaften von Caſtellamare hin und auch die Landzunge, welche den Buſen Neapels von jenem Salerno's ſcheidet und mit Punta della Campanella endet, iſt mit anmuthigen Wohnplätzen beſäet. Hier liegen am Fuße des Monte S. Angelo (1520 M.), deſſen Ausläufer die ganze Halbinſel durchziehen, und auf ſteilem Felſenufer, umfloſſen von dem berauſchenden Dufte der Citronen- und Orangenwälder die Ortſchaften Vico Equenſe, Meta und das vielbeſungene Sorrent. Der Punta della Campanella gegenüber ruht auf dunklem Meeresgrunde das Felſeneiland Capri mit dem Wunder ſeiner „blauen Grotte“, welches in ſeinen Umriſſen einem antiken Sarkophage vergleichbar, wie eine Sphinx den Eingang zum Golfe zu hüten ſcheint. Weſtlich von Neapel erhebt ſich der bewaldete Tuff des Pauſilip als Markſtein der phlegräiſchen Felder, eines mit Schwefeldunſt geſchwängerten Gebietes, in welchem die vulcaniſchen Gewalten Kraterbildungen und Solfataren an einander gehäuft haben. Manche ſind gegenwärtig mit Seen ausgefüllt, und in dieſen durchwühlten Boden verlegte die antike Volksphantaſie den Eingang in die Unterwelt. Die vulcaniſchen Gebilde lagern ſich rings um den kleinen aber maleriſchen Golf von Pozzuoli und erhalten mit der Landzunge des Cap

Sorrent.

Digitized by Google

Miſen ihren Abſchluß. Ihm gegenüber liegen die kleinen Eilande Procida, Vivara und das größere Iſchia (ſpr. Iskia), deſſen Gipfel, den 840 M. hohen Epomeo, trachytiſche Lavaſtröme wiederum als erloſchenen Feuerſpeier verrathen.

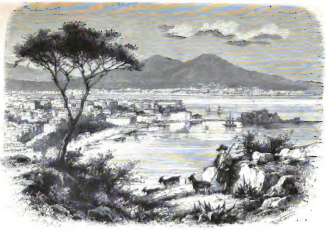
Solfataren nennt man Dampfquellen, die ein Gemiſch von Waſſer- und Schwefeldämpfen (oder auch von Schwefelwaſſerſtoff und ſchwefliger Säure) zu Tage fördern, und an deren Ausſtrömungsſtellen ſich Schwefel abſetzt. Der Name wurde zuerſt auf den alten Krater bei Pozzuoli angewendet, an deſſen tiefſtem Punkte in der Bocca grande mit großer Gewalt heiße Dämpfe mit einer Temperatur von 40—58° R. ausſtrömen. Deville wies in dieſen Dämpfen Waſſerdampf, Sauerſtoff, Stickſtoff, Kohlenſäure, Schwefelwaſſerſtoff und ſchweflige Säure nach. Die vulcaniſchen Gebiete von Island, Java und Neuſeeland ſind gleichfalls reich an Solfataren, da dieſe Erſcheinung in den Kratern erloſchener oder thätiger Vulcane im Zuſtande der Ruhe ſtattfindet. Hauptſächlich in vulcaniſchen Gegenden treten auch Kohlenſäuregas-Quellen auf, die man Moſetten nennt. Das Wort iſt urſprünglich eine Localbezeichnung für die nach den Eruptionen des Veſuv in der Gegend von Neapel vorübergehend eintretenden Aushauchungen von Kohlenſäure. Vermöge ſeiner größeren ſpecifiſchen Schwere hält ſich das tödtliche Gas in den Vertiefungen des Bodens, in Grotten, Thälern u. ſ. w. unvermiſcht mit der Luft. Am bekannteſten iſt die Moſette der Hundsgrotte am Lago di Agnano in den phlegräiſchen Feldern. (Hann, Hochſtetter und Pokorny. Allgemeine Erdkunde. Zweite Aufl. Prag 1875. 8°. S. 147—148.)

Jenſeits der ſchmalen Meerenge von Meſſina, einſt durch die Fluthungen der Scilla und Charybdis berüchtigt, erhebt ſich in Steilküſten Sicilien, die größte Inſel des Mittelmeeres, 29,240 □ Km. groß, ob ſeiner dreieckigen Form im Alterthume Trinacria genannt, ſowie das italiſche Feſtland, mit Ausnahme einiger Platten und der Ebene von Catania faſt ganz mit Gebirgen erfüllt, die zwiſchen Gangi und Nicoſia einen Knotenpunkt bilden, von welchem ſtrahlenförmig nach den drei Winkeln des Dreieckes die Hauptbergketten auslaufen. Die nördliche Kette erreicht eine bedeutende Höhe, die weſtliche iſt niedriger, in der ſüdlichen nehmen die Berge am meiſten ab. Ganz im Gegenſatze zu den vielen ſteilen Erhebungen wächſt der in die Schneeregion, 3304 M. aufragende Vulcan Aetna, nördlich von Catania am O.-Ufer der Inſel, ſanft auf und iſt nur jäh in dem oberſten Theile und in den vielen vulcaniſchen Kegelbergen, die durch ſeitliche Ausbrüche entſtanden ſind. Sein jüngſter Ausbruch fand am 29. Auguſt 1874 ſtatt und hatte namhafte Veränderungen in der Geſtalt des Berges zur Folge. (Siehe Orazio Silveſtri. Notizie sulla eruzione dell' Etna del 29 agosto 1874. Catania 1874.) Der Aetna bedeckt einen Raum von mehr als 1500 □Km. und wird von dem größten Fluſſe Siciliens, dem Simeto, umfloſſen, der ſüdlich von Catania in's Meer ſich ergießt; außer dieſem können noch der Salſo und der Platani, welche beide an der S.-Küſte münden, genannt werden.

Weſtlich von Sicilien liegen die unbedeutenden Aegadiſchen und nördlich davon die Liparſchen Inſeln, welche die Alten die Aeoliſchen nannten, in einer Entfernung von 50—60 Km. von der ſiciliſchen Küſte. Sämmtliche Liparen ſind vulcaniſchen Urſprungs und zwei derſelben, Vulcano und Stromboli (942 M. hoch), noch jetzt mit thätigen Kratern verſehen. An der W.-Küſte Italiens, im

tyrrhenischen Meere, findet man nebst den schon erwähnten Eilanden am Golfe von Neapel die kleinen pontinischen (Hauptinsel: Ponza) und weiter im N. die toscanischen Inseln. Es sind dies die Eilande Giglio, Giannutri, Montechristo, Pianosa, Capraja und als größtes von allen das eisenreiche Elba mit dem 1009 M. hohen Monte Cavanne. Ganz im S. gehört geographisch die im Besitze der Briten befindliche Malta-Gruppe noch zu Italien. Sie liegt im Centrum des mittelländischen Meeres und besteht aus den Inseln Malta, Gozzo und Comino; es sind alle verwitterte, künstlich mit Erde versehene Kreidefelsen mit Steilküsten im S., ohne Flüsse noch Berge. Ebenso gehören zu Italien die beiden großen Mittelmeerinseln Corsica und Sardinien, wovon das erstere jedoch französisch ist. Beide Inseln sind überaus gebirgig; während jedoch in Corsica eine hohe Meridiankette von N. nach S. zieht, die selten durch tiefere Einschnitte unterbrochen ist, erscheinen auf Sardinien die Gebirge in Gruppen getheilt, und bezeichnet der Monte Gennargentú mit 1917 M. die höchste Erhebung der Insel, deren steile O.-Küste hafenlos ist; dagegen besitzen Sardiniens Meere Ueberfluß an Korallen und das Innere großen Reichthum an Mineralien; die Zinkgewinnung bildet geradezu den Glanzpunkt des italienischen Bergbaues. Der Anbau der Insel ist jedoch sehr gering, und gleich ärmlich ist er auf Corsica, welchem zwar schöne Waldungen aber eine rauhe Natur eigen sind. Als höchste Erhebung Corsica's pflegte man seither den Monte Rotondo zu betrachten; nach der letzten französischen Generalstabsaufnahme nimmt jedoch der Monte Cinto mit 2707 M. die erste Stelle ein; es folgen der Monte Rotondo mit 2624 M., Monte Paglia Orba 2525 M., M. Cardo 2454 M., M. Padro 2392 M. und dann der M. d'Oro 2390 M., bislang für den zweithöchsten Berg der Insel gehalten. (Mitth. des deutschen und österr. Alpenvereins. 1876. Nr. 6. S. 289.)

Seiner geographischen Lage nach, als lange, gegen SO. gestreckte Halbinsel, erfreut sich Italien einer gegen S. zunehmenden Wärme, einer Abnahme des Spielraumes zwischen den Temperaturextremen und eines noch stärkeren Sinkens der Regenmenge. Mit der Nähe gegen S. und der Entfernung gegen O. nimmt also die Hitze und die Trockenheit zu. Ein heißer S.-Wind, der Scirocco (spr. Schirokko) weht aus der afrikanischen Sahara herüber und wirkt ungemein erschlaffend. Dagegen sind N.-Winde seltener, doch ist die in Rom und Neapel oft sehr fühlbare Tramontana von sehr empfindlicher Kälte. Dem Klima entsprechend sind natürlich auch die Producte des Landes sehr verschieden; im Allgemeinen ist dasselbe sehr fruchtbar, nur einzelne Striche, wie die römische Campagna und die kahlen Höhen der Berge, sind steril. Kastanien, Steineichen, Pinien und Oelbäume gedeihen prächtig schon im N., Citronen und Orangen schon in Mittelitalien, während im S. tropische Gäste, wie Palmen und Papyrus, sich einstellen. Das Mineralreich liefert den feinen carrarischen Marmor in den Apuanen, Eisen auf Elba und Schwefel auf Sicilien und den Umgebungen Neapels. Heiße Quellen sind überall über die Halbinsel zerstreut. Die Thierwelt Italiens bietet keine besondere Merkwürdigkeiten: größere Raubthiere fehlen fast gänzlich, dagegen treten in der niederen Fauna verdächtige Repräsentanten des S. in Gestalt von Scorpionen und blutsaugenden Insecten auf, welche in einigen Theilen, besonders an den Meeresküsten, eine wahre Plage bilden. Unter den Nutzthieren sind die wich-



Neapel.

Digitized by Google

Digitized by Google

tige Seidenraupe und fast alle europäischen Hausthiere zu erwähnen, welchen der Italiener noch den gezähmten Büffel in den Maremmen hinzugefügt hat.

§. 3. Die illyrische Halbinsel.

Die Gliederung der Contouren wächst bei den Halbinseln Süd-Europa's mit dem Fortschreiten gegen O. Die Pyrenäen-Halbinsel ist ein ziemlich formloser Landblock, zierlicher schon nimmt sich Italien aus, am gliederreichsten tritt uns aber die östlichste, die illyrische, oder türkisch-griechische, auch Balkan-Halbinsel entgegen. Mit dem übrigen Festlande hängt sie durch eine weitaus breitere Landmasse zusammen, denn eine der westlichen, und kann man den Unterlauf der Donau und ihren Nebenfluß, die Save, als nördliche Abgrenzung dieses Gebietes gelten lassen. Der Lauf dieser beiden Gewässer bildet im Allgemeinen eine ziemlich gerade Linie in westöstlicher Richtung, nahezu vom N.-Winkel der Adria bis zum Schwarzen Meere, in welches sich die Donau, Europa's gewaltigster Längenstrom, durch ein weites Delta ergießt. Am linken, nördlichen Ufer dieses Stromes dehnt sich bis zum Fuße der Karpathen-Gebirge eine fruchtbare Ebene aus, welche das Fürstenthum Rumänien einnimmt; doch gehört dasselbe als Karpathenland durchaus zu Mittel-Europa, und haben wir uns an dieser Stelle höchstens mit der Uferbeschaffenheit der Donau als Grenzstrom zu befassen.

Die Donau entspringt in SW.-Deutschland im Schwarzwald und nimmt, indem sie die Königreiche Württemberg und Bayern durchfließt, einen bis zur Stadt Regensburg gegen ONO. gerichteten Lauf, den sie von da an nach OSO. abändert; bei Passau tritt sie in die österreichisch-ungarische Monarchie ein, bewässert die beiden Kronländer Oesterreich ob und unter der Enns, bespült die Hauptstadt jenes Reiches, Wien, und gelangt etwas oberhalb Preßburg auf ungarischen Boden. Bei der Stadt Waizen ändert sie neuerdings ihre bisherige Richtung in eine streng südliche, die nach Durchströmung der ungarischen Tiefebene und Aufnahme eines rechtsufrigen Nebenflusses, der Drau, nochmals umschlägt, und zwar sehr entschieden nach O. Erst bei Semlin und Belgrad, wo sich die direct aus W. kommende Save oder Sau mit der Donau vereinigt, beginnt ihr Unterlauf, der allein uns hier näher interessirt. Sie bildet hier die Grenze zwischen Oesterreich-Ungarn und dem Fürstenthume Serbien, weiterhin zwischen Rumänien und dem türkischen Reiche, speciell der Landschaft Bulgarien. Ehe sie in Rumänien eintritt, hat die Donau eine Reihe schwieriger Defileen in den Bergen zu durchbrechen, welche eine Art Verbindung zwischen dem Karpathensysteme und den serbischen Höhenzügen herstellen. Das erste dieser Defileen erstreckt sich von Golubac (spr. Golubaz) bis kurz vor Dobra, den oberen Theil bilden Kalkmauern mit zahlreichen Höhlen, in der unteren Hälfte bestehen die Steilufer und die Felsbänke im Strome aus krystallinischen Schiefern und Granit. Schon bei Drenkova beginnt das zweite oder Greben-Defilé, die obere Klissura; darauf folgen die Stromschnellen von Izlas (spr. Islasch), das obere oder kleine Eiserne Thor (Gornje Demir Kapi), gebildet

durch die Riffwälle von Tachtalia und Izlaſ, bisher vielfach mit dem eigentlichen Eiſernen Thor unterhalb Orſova verwechſelt. Es währt dann nicht lange und den Reiſenden umgeben die grandioſen Scenerien des dritten und großartigſten Engpaſſes: die Kaſan-Klauſe oder die untere Kliſſura genannt. Bei Alt-Orſova iſt endlich die gefährliche Riffbank des Eiſernen Thores zu paſſiren. „Ein Felſenplateau, etwas über eine Viertelſtunde breit, mit zahnförmig über den Waſſerſpiegel hervorſtehenden Spitzen, ſtreicht ſchief über den Strom und bildet bei niederem Waſſerſtande eine ſchauerliche Katarakte mit Toſen, Wirbeln und weithin hörbarer Brandung.“ So ſagt Fallmerayer (Fragmente aus dem Orient, Stuttgart 1877. 8°. 2. Aufl. S. 5), der das Eiſerne Thor mit den Nilkatarakten von Philä vergleicht. Bis kurz vor Turnu-Severinu, dieſer raſch aufblühenden rumäniſchen Donauſtadt, halten an beiden Ufern die waldbedeckten Berge noch an, dann aber werden ſie rundrückiger und niedriger und treten weiter und weiter zurück. Wir kommen nun in das weite untere Donau- oder Iſter-Becken, welches man auch, da die öſtliche Umgrenzung, wenn auch geologiſch angedeutet, doch orographiſch wenig auffallend ausgeprägt iſt, als eine große, weit in das Land reichende

Das eiſerne Thor.

Bucht des einſtmaligen ſarmatiſchen Meeres auffaſſen kann. In einem großen nach S. gerichteten Bogen durchſtrömt die Donau das weite, nur wenig über das Meeresniveau erhobene Land. Dabei zeigt ſich, daß der Strom an ſeinem linken Ufer von einer weiten Alluvialebene begrenzt iſt, während am rechten Ufer eine Terraſſe mehr oder weniger ſteil anſteigt, die auf ein weithin ſich erſtreckendes Plateau führt, in das alle zur Donau fließenden Wäſſer ihre tiefen Thalfurchen eingenagt haben. Der Strom hat ſeine in früherer Zeit mehr weſtöſtliche Richtung ganz allmählig geändert und iſt nach S. gerückt, bei welchem Vorgange die zahlreichen, an ſeinem linken Ufer einmündenden Nebenflüſſe mit ihren Anſchwemmungen das Ihrige mit beigetragen haben mögen. Sie ſind weit zahl- und waſſerreicher als die dem im S. des Stromes aufſteigenden Balkan-Gebirge entquellenden Gewäſſer. Der Alluviallehm bedeckt die weite walachiſche Niederung und bildet ſtellenweiſe auch hier auf dem linken Ufer über 12 M. hohe Terraſſen und Uferſtufen, während auf dem bulgariſchen Plateau eine „Driftlehm“- (Löß-) Decke die unten lagernden ſarmatiſchen Bildungen überzieht. (Prof. Franz Toula. Eine geologiſche Reiſe in den weſtlichen Balkan und in die benachbarten Gebiete. Wien. 1876. 8° S. 4—9).

Das Delta der Donau iſt von nur geringem geologiſchen Alter und mäßigem Wachsthum, das es noch nicht um vieles weiter gebracht hat, als zur Ausfüllung des ſpitzwinkeligen Dreieckes, deſſen zwei lange Schenkel die Ablagerungen früherer Zeiten mit ſteilen Rändern bilden. Der Strom hat ſich zwiſchen Tuldſcha und Ismail in zwei Arme geſpalten, von denen der nördliche oder Kilia-Arm noch dermalen der waſſerreichere iſt, $^{17}/_{27}$ der ganzen Waſſermaſſe enthält. Der ſüdlichere, St. Georgs-Arm, entläßt dann noch einen dritten, den Arm von Sulina, von ſeinen $^{10}/_{27}$ der geſammten Waſſermenge ihm $^{2}/_{27}$ übergebend. (K. F. Peters. Die Donau und ihr Gebiet. Leipzig 1876. 8^{0}. S. 336—369). Das Delta iſt ſumpfig und der letzte Theil des Donaulaufes durch ſtehende Gewäſſer charakteriſirt, an welchen wir alle Stufen der Seebildung neben einander beobachten: „Becken, die ſchon tief in's Binnenland gerückt und mit ihrem Abfluſſe dem Strome zollpflichtig geworden ſind, dann näher der Mündung zu, Seen, die durch Nehrungen, aufgebaut aus Donauſchlamm, ihren alten Zuſammenhang mit dem Pontus verloren haben, und ſolche, die, in Limane verwandelt, ihrer gänzlichen Abſperrung nur durch den Beiſtand eines Fluſſes, wie der Dnieſtr, noch entgangen ſind, der ſich einen Abfluß offen halten muß.“ (Peſchel. Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde S. 167). Das Delta beſitzt auch ſeine hochſtämmigen Wälder, den Wald von Letti nördlich, den Kara-Orman im SW. von Sulina; ſie bringen als dunkle Maſſen wohlthuende Abwechslung in das fahle Grün des Deltabildes, einen eigenthümlichen Contraſt gegenüber der bald düſter grollenden, bald heiter tänzelnden See. Die ganze Eigenthümlichkeit dieſer Stromlandſchaft ſchildert ein Kenner mit folgenden Worten: „Am ſumpfigen Ufer, tief eingetaucht, die Büffelheerde, dort eine Schaar von Enten, ein kleiner Zug von Reihern, gelegentlich ein Pelikan und allenthalben gravitätiſche Störche, an der Lößwand dort, die voll iſt von Schwalbenlöchern und umſchwärmt von deren emſigen Bewohnern, auf ſchwankendem Strauche ein prächtiges Paar von Mandelkrähen und gleich darunter, in komiſcher Eilfertigkeit, eine wuchtige Landſchildkröte, fürwahr es fehlt nicht an bunter Staffage. Man muß es aber ſelbſt betrachtet haben, dieſes Bild von der unteren Donau, um das ganze Leben des herrlichen Stromes zu erfaſſen.“ (Peters. A. a. O. S. 372.)

Am bulgariſchen Ufer der Donau.

Faſſen wir die illyriſche Halbinſel ſüdlich von der hier geſchilderten Donaulinie ihren äußeren Umriſſen nach in's Auge, ſo wird uns kaum deren entfernte Aehnlichkeit mit den mittleren Partien des nördlichen Amerika entgehen.

Wie jenes, im W. und O. in zwei Meeren ſich badend, in der blauen Adria und dem fluthloſen, an großen Momenten armen Schwarzen Meere oder Pontus, einer See von ſehr junger Entſtehung, erleidet die breite Landmaſſe der Türkei,

wie Amerika im S. der Vereinigten Staaten, eine ſtarke Verjüngung von O. her, um einem tief eingreifenden Meeresbuſen, jenem von Mexico dort, dem ägäiſchen Meere hier, Platz zu machen. An die Stelle der Antillen treten die Inſelgruppen der Kykladen und Sporaden, gleich jenen die Rücken oder Bruchſtücke hinabgeſchwebter Landtheile, wenn auch ihre Trennung vom Feſtlande erſt vor kürzerer Zeit ſich zugetragen haben mag. Gleichwie die Antillen zwiſchen Nord- und Süd-Amerika ſich lagern, ſo begegnen wir dieſen Inſeln des griechiſchen Archipels an jener Stelle, wo ſich Süd-Europa und Kleinaſien nähern. Während ſogar der Verlauf der illyriſchen W.-Küſte lebhaft an jene Nord-Amerika's mahnt, mit dem Unterſchiede indeß, daß ſie mit zahlreichen Eilanden, den dalmatiniſchen und den joniſchen Inſeln verziert iſt, hört im O. und S. die Aehnlichkeit dieſes Miniaturbildes immer mehr auf. Wohl ſehen wir auch hier im SO. eine maſſive Halbinſel, die wir uns etwa als türkiſches Florida denken können, und auf ihr liegt Stambul, die Hauptſtadt des Reiches; ſie iſt jedoch ungeſchlacht und unausgebildet, eigentlich gar keine Halbinſel, ſondern ein Iſthmus, der Europa und Aſien verknüpft, den aber der enge Bosporus und die wenig breiteren Dardanellen mit dem inzwiſchen eingebetteten Marmara-Meere durchbrochen haben. Die Gliederung der illyriſchen Halbinſel entſpricht überhaupt dem Bau der gegenüber liegenden Küſte Kleinaſiens. Zwei Gebirgswelten, die ſich vereinigen möchten oder vereinigt waren, ſinken dort unter Waſſer. Als Peninſularerſcheinungen treten gegenwärtig die nach SO. lang geſtreckte Halbinſel von Gallipoli, welche mit dem Feſtlande den Golf von Saros bildet, und der Dreizack von Chalkis auf; letzterer, zwiſchen den Buſen von Rendina und Saloniki eingefangen, ſtreckt wie drei Finger drei bergige Halbinſeln, Kaſſandra, Longos und Hagion Oros, in's Meer hinaus, welche wiederum zwei kleinere Golfe, nach der erſten und der letzten der drei Halbinſeln benannt, bilden. Hagion Oros (Heiliger Berg) trägt an ſeiner äußerſten Spitze den ſeit dem Alterthum berühmten Berg Athos mit ſeinen Klöſtern. An dem ſich verjüngenden Maſſiv des Balkan-Feſtlandes, mit den türkiſchen Landſchaften Epirus und Theſſalien, nimmt ein Stück des heutigen Königreiches Griechenland oder Hellas Theil, welches wiederum in einer Halbinſel endigt, in der Peloponnes oder Morea mit ihrer umgebenden Inſelſchaar und ihren vorgeſtreckten fingerartigen Gliedern, vom geiſtreichen Strabo mit einem Platanenblatt verglichen. Nur der ſchmale, flache Iſthmus von Korinth ſtellt die Verbindung zwiſchen der Peloponnes und dem Feſtlande her, zwiſchen welche ſich der nach W. geöffnete tiefe Golf von Korinth einſchiebt. An der NO.-Küſte des Feſtlandes bemerken wir den Golf von Volo und die lange, faſt an der Küſte klebende Inſel Evripo, das alte Euböa, welches der Orei-, Talanti- und Evripo-Canal vom helleniſchen Continente ſcheiden. Der Evripo-Canal erweitert ſich zum Golf von Petali, welcher die O.-Küſte des peninſularen Attika beſpült; im O. und S. öffnet ſich der inſelreiche Meerbuſen von Aégina, während die Peloponnes nicht weniger als drei tiefe und einen geringeren Einſchnitt zeigt: die Golfe von Nauplia im O., von Marathoniſi und Koron im S., beide durch die gebirgige Maina-Halbinſel mit Cap Matapan, dem ſüdlichſten Europa's, getrennt, endlich den Golf von Arkadia im W. Der Verlauf der W.-Küſte nordwärts vom korinthiſchen Golfe iſt zwar ein ziemlich wechſelvoller und geſtaltenreicher, beſonders erwähnenswerth ſind indeß, von der Reihe der joniſchen Eilande abgeſehen, blos der weit in's Land eindringende Golf von Arta, weiter nördlich die merkwürdigen ſogenannten Bocche (ſpr. Bokke) di Cáttaro (ſiehe über dieſe: Mittheilung der k. k. geographiſchen Geſellſchaft in Wien 1870, S. 20—27), die Halbinſel Sabioncello (ſpr. Sabbiontſchello), der dann die zahlreichen Inſeln des reichgegliederten dalmatiniſchen Küſtenlandes folgen. An dieſem liegen die wichtigen Plätze Raguſa, die einſt mächtige Handelsrepublik, Spalato mit den herrlichen Ueberbleibſeln des Palaſtes Diocletians und vielen anderen Reſten der römiſchen Stadt Salona, an deren Stelle ſie erbaut iſt, Sebenico mit ſeiner prächtigen Kathedrale, und Zara die heutige Hauptſtadt Dalmatiens.

Die ganze Balkanhalbinſel oder, wie man ſie auch zu nennen liebt, das illyriſche Dreieck iſt vollkommen gebirgig, leider aber noch lange nicht genugſam durchforſcht, um über die Einzelnheiten ſeiner Bodenplaſtik genauen Auf-

Digitized by Google

ſchluß zu geben. Erſt die letzten Jahre haben auch hierin einige Klarheit gebracht. Im Allgemeinen kann man zwei Hauptgebirgsſyſteme unterſcheiden, neben welchen jedoch noch mehrere andere untergeordnete auftreten. Das erſte, weſtliche dieſer Hauptſyſteme zieht in der Richtung der Apenninen von NW. nach SO. als Waſſerſcheide zwiſchen dem Adriatiſchen und Joniſchen Meere einer-, dem Aegäiſchen andererſeits, zugleich als die höchſte und längſte Gebirgsader durch die ganze Halbinſel.

Cattaro.

Der Anfang dieſes Gebirgsſyſtemes iſt ſchon in dem öſterreichiſchen Kronlande Krain, im ſogenannten Karſt-Gebirge zu ſuchen, dort wo die Alpen ihr Ende erreichen. Dieſer Karſt durchzieht dann in breiter Ausdehnung Kroatien und tritt mit dem Dinara-Gebirge (mitunter aber ſehr unpaſſend dinariſche Alpen genannt) und den ihm gleichlaufenden Ketten in das türkiſche Reich ein, und erfüllt die Räume zwiſchen den Längenthälern und Querdurchbrüchen der meiſt in nahezu oſtweſtlicher Richtung der Adria zuſtrömenden Flüſſe, wie der Narenta, des Lim, der Tara und Morača (ſpr. Moratſcha) bis zum Drin, wo es mit den Gebirgen Albaniens und Makedoniens in Berührung tritt. Die Kammhöhe dieſes Gebirges ſcheidet das öſterreichiſche Kronland Dalmatien, einen ſchmalen Küſtenſtreif am adriatiſchen Meere, von den türkiſchen Provinzen Kroatien, Bosnien und Hercegówina, welche den äußerſten NW. des türkiſchen oder osmaniſchen Reiches einnehmen. Der Charakter des aus Kalk und Kreide zuſammengeſetzten Karſtes — zahlreiche Mulden mit und ohne Waſſerlauf, verſchwindende Flüſſe, Plattenbildung — herrſcht in dem ganzen Zuge vor und iſt auch dem Vorlande des Karſtes, Dalmatien, aufgeprägt, ſowie der Inſelreihe, welche, wie wir wiſſen, eigentlich nur die hohen Rücken ſchon in's Meer tauchender Parallelzüge vorſtellt. Der höchſte Gipfel dieſes Gebirges iſt der 1811 M. hohe M. Dinara, aus ganz kahlem, weißen, ſelbſt durch ſchwarze Schutzgläſer die Augen blendenden, eintönigen Ru-

Digitized by Google

diſtenkalke gebildet; die gegen das Meer abfallenden Vorberge gehören dem Eocän an. Südlich von M. Dinara und an den weſtlichen Gehängen des hier beginnenden ſüdöſtlich verlaufenden Marino-Gebirges liegt der Urſprung der Cetina, eines dalmatiniſchen Küſtenfluſſes, der aus einem ſeeartigen tiefen Becken mit mächtigem Arme weiterſtrömt. Oberhalb dieſes Urſprungs befindet ſich im Kreidekalk eine weithin bekannte Tropfſteinhöhle. Unweit von der Cetina-Quelle und gleichfalls am M. Dinara liegt der Urſprung der Kerka, eines anderen Küſtenfluſſes, deſſen Lauf durch eine Reihe maleriſcher Waſſerfälle charakteriſirt wird. Die vielen einzelnen Bergketten, welche das Bergland Bosniens und der Hercegówina ausmachen, führen keine gemeinſchaftlichen Namen. Im nördlichen Bosnien zeichnen ſich der Stog (1620 M.) und die Konja-Planina (1950 M.) durch ihre Höhe aus. Südlich von der Hercegówina und öſtlich von den Landſchaften Župa und Krivošie (das ſlaviſche ž ſpricht man wie weiches, š wie hartes ſch) liegt das kleine unabhängige Fürſtenthum Crnagora (ſpr. Zrnagora) oder die „Schwarzen Berge", beſſer unter dem Namen Montenegro bekannt, ein wildes zerklüftetes und armes Bergländchen, welches jedoch eine Schaar tapferer Männer bewohnt. Südlich davon und der Küſte nahe liegt der See von Skutari, das größte ſtehende Gewäſſer der illyriſchen Halbinſel, welches die Morača, den Hauptfluß Montenegro's, aufnimmt. Das Gebiet zwiſchen der öſtlichen Crnagora und dem weſtlichen Serbien, einen etwa durchſchnittlich 60 Km. breiten Landſtrich, nennt man Rascien und wird derſelbe von den nämlichen Karſt-Gebirgen durchzogen, wie Bosnien, Hercegówina, Crnagora und Serbien. Den meiſt mit der adriatiſchen Küſte parallelen Längenthälern entſtrömen mehrere Flüſſe, die nach N. ihren Lauf in die Save nehmen; wir nennen darunter als die bedeutendſten die Unna, den Werbas und die Bosna in Bosnien, dann die Drina, welche zwiſchen Bosnien und Serbien die Grenze bildet. Serbien ſelbſt wird der Länge nach von S. nach N. durch die bei Semendria in die Donau einmündende Morawa durchſchnitten, welche, als Bulgarska Morawa von S. kommend, zuerſt rechts die Nišawa, dann links die Serbska Morawa aufnimmt, deren anſehnlichſter Zufluß wieder der Ibar iſt. Dieſer durchbricht die im S. Serbiens ſtreichende Kette Javor Golja Planina und hinter dieſem Durchbruche erheben ſich im O. zwiſchen Ibar und Morawa der Kopavnik (1840 M.) und die Jastrebař-Planina (596 M.), auf deren Kamm die Grenze zwiſchen Serbien und Türkei läuft. Im O. des Morawa-Laufes iſt Serbien gleichfalls mit Gebirgen angefüllt, die verſchiedene Namen tragen und deren höchſter Punkt, der Stole, 1300 M. hoch emporragt. Dieſe Ketten ſind theils die Uebergangsglieder zu dem zweiten großen Gebirgsſyſteme der illyriſchen Halbinſel, dem Balkan, theils ſtellen ſie die Verbindung mit den Südkarpathen an den Engpäſſen der Donau her.

Südlich vom Durchbruche des Drin biegen die Karſtgebirge, welche nunmehr in die Landſchaft Albanien treten, gegen S. um, bis ſie von den Flüſſen Devol und Ergent durchriſſen in die Parallelketten von Epirus übergehen, deren letzte, das Tſchika-Gebirge, ſteil zum Meere abfällt. Der Drin entſteht aus der Vereinigung des weißen und ſchwarzen Drin, welch' letzterer parallel mit der Küſte ſtrömend aus dem in 692 M. Seehöhe gebetteten See von Ochrida, einer nicht unbeträchtlichen Waſſerfläche, hervorkommt. Dieſes Thal des ſchwarzen Drin begrenzt im O. mehrere durch Einſenkungen getrennte Parallelketten kryſtalliniſcher Gebirge, von denen die nördlichſte der Schar-Dagh (Dagh, türkiſch Gebirge) oder die Schara Planina (Scardus der Alten) zwiſchen den Städten Üsküb und Prisren in der Babaſanitza zu 2270 M. aufſteigt, und in ſeiner ſüdöſtlichen Fortſetzung auf der Grenze Albaniens bis zum Ochrida-See als Bora-Dagh zieht. Nördlich vom Schar-Dagh breiten ſich zwei kleine Ebenen aus, eine tiefer gelegene bei Ipek, eine höhere, das hiſtoriſch berühmte Koſſowo-Polje (Amſelfeld) bei Priština. An den Bora-Dagh ſchließt ſich das Grammos-Gebirge mit der 1690 M. hohen Waſſilitza-Spitze und die Scheidewand zwiſchen Epirus und Theſſalien, der bis an die S.-Spitze Griechenlands ſtreichende mächtige Pindos. zwiſchen welchem und dem joniſchen Meere ſüdlich von der kleinen Ebene bei Janina mit dem gleichnamigen See mehrere Meridianketten als Scheiden der Längenthäler des Arta und Aſpropotamo-Fluſſes ziehen. Andrerſeits entſendet der Pindos nach O. zwei Seitenarme, den Othrys im S., der die beiden Staaten Türkei und Hellas von einander ſcheidet, und das Schabka-Gebirge im N.

Beide reichen bis zum Meere an den Golf von Saloniki und umfangen das Becken des Salamvria (Peneios der Alten), welches gegen das Meer durch die drei berühmten Berginseln des Alterthums, den Olymp (2973 M.), den Ossa heute Kissowo genannt (1953 M.), und den Pelion nunmehr Plessidi (1618 M.) abgeschlossen wird. Dieses Becken bildet die Landschaft Thessalien, an welche im N., also jenseits des Schabkazuges, Makedonien stoßt. Mit diesem Gebirge parallel fließt die Wistritza, welche in geringer Entfernung von dem westlichen Hauptstrome Makedoniens, dem Wardar, in den Golf von Saloniki sich ergießt. Dieser kommt aus NW. vom Schara-Dagh und nimmt den Karasu (türk.: schwarzes Wasser) mit streng südnördlichem Laufe auf. Zwischen Wistritza und Karasu bemerken wir eine kleinere innere Reihe paralleler Erhebungen, während eine vierte Gruppe sich gegen den Wardar vorschiebt und im Nidsche-Berg (2500 M.) ihre größte Höhe erreicht. Folgen wir dem Pindos-Zuge nach S., so begegnen wir nach dem Othrys einer neuen Abzweigung gegen O., dem Saromata-Gebirge oder antiken Oeta (siehe über diesen: Ausland 1876, Nr. 21, S. 401, Nr. 22, S. 420) mit dem berühmten Engpaß der Thermopylen, welcher Mittel- und Neu-Griechenland scheidet. Die Hauptgebirgsader in Rumelia, wie der nördliche Theil des heutigen Königreiches Hellas heißt, zieht südöstlich in einer Anzahl Berginseln bis zum Cap Colonna (Sunium): der vielgipfelige Liakura (Parnassos, 2460 M.), der Zagora (Helikon, 1748 M.), der Elatra (Kithairon, 1410 M.), der Ozea (Parnes, 1413 M.), die Scheidewand zwischen Böotien und Attika, endlich bei Athen der Hymettos. Im Allgemeinen ist der westliche Theil von Rumelia viel gebirgiger als der östliche und enthält auch die höchsten Gipfel, obenan den Kiona mit 2512 M. über dem Meere.

Die Gebirge der Peloponnes stehen unserer Ansicht nach mit jenen Rumelia's in keinem Zusammenhange, wenn gleich man das niedere Gebirgsland von Megaris als eine Fortsetzung des Elatra-Stockes auffassen will. Der Isthmus von Korinth, dessen schmalste Stelle blos 5 Km. beträgt und für dessen übrigens sehr leichte Durchstechung seit dem Alterthume unzählige Projecte gemacht wurden, ist ganz flach. Dagegen ist die Peloponnes selbst nichts als eine große Berginsel, in welcher die Gebirge nur ausnahmsweise längere zusammenhängende Ketten bilden und nur wenige breite Flußthäler und Ebenen vorkommen. Der Kern der Halbinsel ist das Hochland von Tripolitza oder Arkadia, eine Mulde mit verschwindenden Bächen und kleinen Bächen, von Randgebirgen umgürtet. Im NW. dieses Hochlandes steigt der Olonos (Erymanthus, 2224 M.), im N. der Chelmos (Arania, 2355 M.) und Zyria (Kyllene, 2115 M.), dem Parnaß gegenüber empor, im W. der Malevo (Artemisios, 1772 M). Nach S. ziehen Ketten in die vier Halbinseln hinein, von denen zweie, der südliche Malevo (Parnon, 1937 M.) im O. und das Pentedaktylo-Gebirge (der alte Taygetos) mit dem 2409 M. hohen Elias-Berge im W., die Landschaft Lakonia, das antike Lakedaemon oder Eurotas-, jetzt Iri-Thal einschließen. Wie der Pindos von N. nach S. streichend, läuft das Pentedaktylo-Gebirge als die höchste und längste Kette des Berglandes im Cap Matapan, dem S.-Ende Europa's aus. Westlich davon, gegen das jonische Meer treten die isolirten Berggruppen Messeniens, wie der Sekki und Lykodimo auf.

Gleichwie Rumelia und die Peloponnes sind auch alle griechischen Inseln durchaus gebirgig. Die höchsten und imposantesten Gruppen besitzt das türkische Kriti (Kreta), das größte dieser Eilande. Sie bilden durch Einsenkungen unterbrochen drei Hauptmassen: den Aspra-Vuna (Leuca, 2469 M.), den Psiloriti (Ida, 2456 M.) und den Lasiki mit 2164 M. Am S.-Rande erhebt sich das Messora-Gebirge. (Vgl. über Kreta: Gustav Pauli, Drei Wochen auf Creta; im: Ausland 1875, Nr. 18, S. 345, Nr. 19, S. 380, Nr. 20, S. 392.) In der Kykladen-Gruppe ist der Oxia (Drios) auf Naxia (Naxos) der höchste Gipfel mit 1002 M. In der Mitte des vom Meere ausgefüllten Kraters der Insel Santorin erhebt sich der kleine Centralvulcan von Kaimeni. Auf Evripo ist der Delphi-Berg (1137 M.) der höchste Punkt; auch die Sporaden, sowohl die griechischen wie die türkischen, sind durchweg gebirgig, wenngleich nicht in so hohem Maaße. Dagegen bleiben die Berge auf den jonischen Inseln zurück und erreichen nur im Elato auf Kephalonia die bedeutende Höhe von 1600 M. (Nach Steinhauser und Seydlitz.)

Das zweite wichtigste Gebirgssystem der illyrischen Halbinsel ist jenes des Balkan (spr. Balkhan), mit welchem türkischen Ausdrucke für Hochgebirge überhaupt das ganze Erhebungssystem des Hämus der Alten bezeichnet wird. Doch ist derselbe auf das krystallinische und paläolithische Hauptgebirge, den Chodscha-Balkan, zu beschränken und jeder andere Höhenzug, der wegen seiner relativ bedeutenden Erhebung mit dem Namen Balkan beehrt wird, davon wohl zu unterscheiden. Der nackte Steinkamm des Chodscha-Balkan erreicht, wo er am höchsten ist, (südöstlich von der bulgarischen Industrie-Stadt Gabrovo) nicht die Seehöhe von 2000 M. Das ganze Gebirgssystem verknüpft sich mit den serbischen Höhen im W. und zieht sich ziemlich parallel mit der Donau und in einem Abstande von 100—120 Km. von derselben bis an's Schwarze Meer, wo es mit dem steilen Cap Eminéh (780 M.) endet. Unmittelbar am rechten Donauufer steigt, wie wir wissen, eine baumlose, monotone Lößterrasse an, welche sich allmählig bis an den Fuß des Balkan erhebt und von zahlreichen Zuflüssen der Donau durchschnitten wird. Die wichtigsten darunter sind: der Timok, welcher die O.-Grenze Serbiens gegen Bulgarien bildet, der Arčer, Lom, Isker, Wid, Osma, Jantra und der östliche Lom. Als maßgebende Formation des Balkan hat die Kreide zu gelten; sie ist es, die am N.-Gehänge des Hochgebirges die größte Fläche einnimmt und bis an den Lößsaum, ja unter ihm bis an die Donau jene breite Stufe bildet. Wenn man dem einförmigen, allmählig verflachenden Kamme des Gebirges sich nähert, so stoßt man auf Kalke und Schiefer, namentlich Talk- und Glimmerschiefer; die Pässe, welche über den Balkan von Bulgarien (dem Lande am N.-Abhange) nach Rumili oder Rumelien (dem alten Thrakien) führen, sind meist beschwerlich und von ansehnlicher Höhe. In neuester Zeit ist der Balkan am genauesten von dem hochverdienten Reisenden F. Kanitz in Wien erforscht worden. (Siehe dessen wichtiges, noch nicht abgeschlossenes Werk: Donaubulgarien und der Balkan. Leipzig. I. Bd. 1875, II. Bd. 1877. 8°.)

Das Vorgebirge des Balkan beginnt schon im W. von der türkischen Donaufestung Widin und zieht im Bogen als Sveti Nikola Balkan und Stara Planina (alte Alpe) bis zum Durchbruche des Isker. Der Sveti Nikola Balkan tritt südöstlich mit dem Berkovica-Balkan durch die Einsattlung und Paßhöhe von Ciporovica (spr. Ziporovitza) in Verbindung und bildet durch seine nordwestliche Abdachung die Grenze zwischen Serbien und Türkei. Der höchste Punkt dieser serbisch-bulgarischen Grenzgebirge ist die 1106, nach anderen Angaben nur 950 M. hohe Ivanova-Livada. Aus der Region der Sedimentärgebilde und tertiären Formationen des Timok-Thales erhebt man sich allmählig in die krystallinische Zone. Während die südlichen kahlen Gehänge des Sveti Nikola Balkan ein verwittertes, durch die grau-grünliche Farbe gesteigertes unwirtliches Aussehen erhalten, sind seine nördlichen Abdachungen mit prachtvollen Buchen und Eichen be-

Isker - Defile.

ſtanden. In den höheren Partien walten Nadelhölzer vor; die höchſten Gipfel ſind jedoch nackt und gewöhnlich ſchon Anfangs October mit Schnee bedeckt. Die Höhe des Paſſes maß Kanitz mit 1384 M., jene des Gipfels ſchätzt er um 300 M. höher. Die ſüdliche Begrenzung dieſes Zuges bildet das Thal der Nišawa, worin die Stadt Pirot (türk. Scharköi) liegt, und das ſich gegen SO. mit dem berühmten Becken von Sofia verbindet. Es iſt dies eine von Schotter- und Lehmmaſſen erfüllte, von zahlreichen Waſſerriſſen durchfurchte, gegen NW. hin ſich verengende Ebene, worin unfern vom Isker die Stadt Sofia liegt, die ſtets ein Brennpunkt gräco-ſlaviſcher Intelligenz geweſen und durch die Eiſenbahnverbindung mit Niš einerſeits, Philippopel andererſeits eine beſonders hohe Bedeutung gewann. Am nördlichen Sveti Nikola Balkan entſpringt das freundliche Arčer-Thal, an dem ſich das hohe, am Fuße ſtark bewaldete und nach Oben in langgeſtreckte, nackte, terraſſenförmige Mauern übergehende Stolovi-Gebirge, aus dichtem Kalkſtein beſtehend, erhebt, von deſſen Paſſe oder Einſattlung der Blick auf das wundervolle Gemälde ſchaut, welches die Feſtung Belogradčik dem entzückten Auge darbietet. Merkwürdige Formation und Gruppirung, ſeltſame prächtige Färbung und Oxydirung des Materials, aus dem die Natur bei aller bizarr-phantaſtiſchen Geſtaltung des Details die in ſich doch harmoniſch abgeſchloſſene Felslandſchaft ſchuf, wirken hier, gehoben durch den Reiz wechſelnder Beleuchtung, zur Erzielung wunderbarer Effecte zuſammen. Geographiſch hochwichtig iſt das Isker-Defilé, denn es ſteht nunmehr unumſtößlich feſt, daß die durch 6 Längengrade ſtreichende Balkankette nur an einem einzigen Punkte und zwar allein vom Isker-Fluſſe nordſüdlich durchbrochen wird. Dieſes pittoreske Bergthor befindet ſich inmitten mächtig ausgedehnter kryſtalliniſch-eruptiver Bildungen. Neben und aus den rothen Conglomeraten ragen abwechſelnd Schiefer, Diorite, Porphyre und hellgelbe Granite in impoſanter Höhe auf. Bei Kloſter Čerepis beginnend, halten ſie durch viele Stunden an und geſtalten die Landſchaft oft hochromantiſch, z. B. bei Slidol, wo ein ſchöner Waſſerfall im Granit niedergeht. Wohl lagern

Digitized by Google

Tirnovo.

auf den rothen Conglomeraten Kalke ſtellenweiſe auf; doch gelangt die meſozoiſche Formation erſt im ſüdlichſten Theile des Defile's wieder zur Alleinherrſchaft. (Näheres über das Isker-Defilé ſiehe bei Prof. Toula, Eine geologiſche Reiſe in den weſtlichen Balkan, S. 85—112, und Kanitz, Donaubulgarien, II. Bd. S. 263—291). Jenſeits, d. h. öſtlich vom Iskerdurchbruche ſetzt das Gebirge als Etropol- und dann als Chodſcha-Balkan weiter gegen O. fort. Ueber den etwa 1460 M. hohen Etropol-Balkan führt nordöſtlich von Sofia der Orhanie-Paß, über den Chodſcha-Balkan beſtehen mehrere Paſſagen, worunter nach Hrn. Kanitz, der ſie alle bereiſte, die Kalofer- und Teteven-Paſſage die wichtigſten ſind. Immer nach O. hin nimmt die Hauptkette den Namen Sibka-Balkan an und über dieſen führt ein ſehr leichter Uebergang im maleriſchen Engpaſſe der hier entſpringenden Jantra von dem fleißigen Bulgarenſtädtchen Gabrovo nach dem thrakiſchen Schiras, jenem viel geprieſenen, in Wahrheit einzig prächtigen Roſenbecken von Kazianlik, das durch ſeine Roſenöl-Induſtrie zu einem wahren Weltrufe gelangt iſt. (Vergl. über dieſelbe Ferd. von Hochſtetter im: Ausland 1871 Nr. 6 S. 132). Dieſes rieſige türkiſche „Tekne von Kazanlik“ iſt „eine von ſanft gewellten Bergen gegen SW.-Stürme geſicherte Ebene, erfüllt von Roſengärten und gelben erntereifen Saatfeldern, zwiſchen welchen, von leuchtenden Waſſerbändern durchzogen und von mächtigen Nußbaumgruppen beſchattet, zahlreiche osmaniſche Ortſchaften mit rothen Ziegeldächern und weißen Minareten einladend zum Beſuche reizen.“ Wenige Stunden weſtlich von Kazanlik, das in etwa 340 M. Seehöhe liegt, entfließt die Tundza der höchſten Partie des geſammten Balkanzuges und ſchon bald unterhalb der Stadt ſtrömt ſie in anſehnlicher Breite. Sie iſt der bedeutendſte Zufluß der Marica, mit welcher ſie bei Adrianopel ſich vereinigt, und dieſe wieder der mächtigſte Strom der Türkei ſüdlich vom Balkan. Von Kazanlik kann man auf dem öſtlicheren Travna-Paſſe nach dem gleichnamigen Induſtrieplatze und weiterhin gegen N. nach der altbulgariſchen Zarenſtadt Tirnovo an der Jantra gelangen, deren Lage geradezu überraſchend iſt. Graf Moltke behauptet nie eine romantiſchere Stadt gefunden zu haben, und nennt die Felsbildung, in welche ſie hineingebaut, „höchſt abenteuerlich“. Der weitere Zug des Balkan zum Cap Emineh weiſt noch verſchiedene Päſſe auf, ſo das Eiſerne Thor (türk. Demir Kapu) mit circa 1000 M., die Slimno-Paſſage und den Dobrol-Paß (650 M.) Der höchſte aller Balkanübergänge iſt der 1930 M. hohe Roſalita-Paß, ein traurig ödes Phyllitgneis-Plateau am Maza-Gedük, einem Gipfel von 2330 M. Seehöhe, welcher zu den höchſten Punkten zwiſchen Adria und Pontus zählt. Der zweithöchſte Paß iſt nach Kanitz jener von Rabanica mit 1916 M. zwiſchen dem Giopſu-Becken im S. und dem Thale des Beli Vid im N. Die ganze Balkan-Kette wird im S. und N. von parallelen Höhenzügen begleitet: im S. von der Sredna-Gora (1600 M.) im W., dem Ka-

radſcha-Dagh (970 M.) und dem Bair-Dagh. Im N. löſt ſich beim Eiſernen Thorpaſſe der Kütſchük-Balkan (kleine Balkan) ab, der nur 715 M. Höhe erreicht und ſich zwiſchen den beiden Zweigen des Kamtſchyk-Fluſſes erhebt, einer der bedeutenderen Zuflüſſe des Schwarzen Meeres.

Der nördlich vom Balkan bis an's Meer ſich erſtreckende öſtliche Theil Bulgariens iſt von dem weſtlichen ſehr verſchieden, und bezeichnet der bei der türkiſchen Donaufeſtung Rusčuk (ſpr. Rustſchuk) mit vier Mündungen in die Donau ſich ergießende öſtliche Lom einen merklichen Abſchnitt. In ſeiner Vereinigung durchfließt er eine geologiſch höchſt intereſſante mäanderartige Spalte, die in ganz Bulgarien einzig in ihrer Art. Weſtlich von der Eiſenbahnlinie Rusčuk-Rasgrad, wo auf unſeren Karten zahlreiche kleinere und größere Waſſeradern zur Donau abfließen, fand Herr Kanitz nur eine, die heute noch waſſerreich in dieſe mündet, während die Betten aller übrigen vollkommen trocken ſind. Phyſikaliſch-geographiſch beginnt alſo bereits öſtlich von Rusčuk die waſſerloſe Dobruča, mit welchem Namen man ſonſt das nördlich von der Senke zwiſchen der Donau und Kuſtendſche am Schwarzen Meere gelegene iſolirte Hügelland belegt. Dieſe Gebiete ſind weit bevölkerter als man gedacht und vorherrſchend von Türken bewohnt.

Außer den beſchriebenen zwei Hauptgebirgsſyſtemen ſtreichen im SO. der illyriſchen Halbinſel noch mehrere andere Höhenzüge von zwar geringerer Ausdehnung aber zum Theile nicht minder impoſanter Erhebung als der Balkan. Längs des Pontus ziehen von der Bay von Burgas bis gegen Conſtantinopel die Ketten des Iſtrandſcha-Gebirges, welche im Gök-Tepe (türk. blauer Berg) ihren Höhenpunkt mit 1200 M. erreichen und mit der Schlußkette des Balkan in Berührung ſtehen. Dem Schwarzen Meere ſenden ihre Flanken nur wenige unanſehnliche Küſtengewäſſer zu, ihren öſtlichen Abdachungen entſtrömen dagegen zahlreiche parallele Zuflüſſe des Erkeneh, der ſich mit der Marica kurz vor ihrer Mündung in's Meer vereinigt. Eine andere Küſtenkette, Serian Tepe, mit dem Tſchelebi (890 M.) und dem H. Elias-Berg ſtreicht am Marmara-Meere gegen die Halbinſel von Gallipoli hin. Den weiten Raum zwiſchen dem rechten Ufer der anfangs weſtöſtlich, von Adrianopel an aber nordſüdlich fließenden Marica bis zum Wardar in Makedonien nehmen mehrere Gebirgszüge ein, worunter das Rhodope-Gebirge oder Despoto-Dagh, ein ausgezeichnetes Maſſengebirge mit dem 2274 M. hohen Kruſchowa das bedeutendſte iſt. Ihm entquillt der Karaſu oder Meſta, welcher der Inſel Thaſo faſt gegenüber in's Aegäiſche Meer fällt. Den nördlichen Eckpfeiler des Rhodope bildet der Rilo-Dagh (2750 M.) nach dem Olymp der höchſte Berg der Balkan-Halbinſel. In einer herrlichen Waldſchlucht dieſes Gipfels, an deſſen ſüdlichem Abhange, liegt, faſt ſo hoch über dem Meere als die Spitze der Rieſenkoppe und eine gute Tagereiſe entfernt von den nächſten Städten, von Samakov, von Dubnitza und Dzumaja, das Rilo-Monaſtir, das großartigſte Kloſter der Türkei und einzig in ſeiner Art. (Siehe Ferd. v. Hochſtetter im: Ausland 1870, Nr. 37, S. 868—871.) Gegen S. entſendet der Rilo-Dagh

Digitized by Google

zwiſchen Karaſu und Struma den Perim-Dagh, an den ſich der Bos-Dagh anſchließt. Die Berginſeln auf Chalkis, das Cholomonda-Gebirge mit dem Kortatſch (1185 M.) und ſeinem berühmten Ausläufer, dem kühngeſtalteten nackten marmorweißen Athos, der ſich zu einer Höhe von 1935 M. ſchroff aus den Fluthen erhebt, ſtehen dagegen mit dem Rhodope in keiner Verbindung. Zwiſchen dem Rilo-Dagh und dem Schar-Dagh in Albanien ſteigt am linken Wardar-Ufer der niedrige Kara-Dagh, zwiſchen Rilo und Balkan aber als Zwiſchenglied das Gneisgebirge von Ichtiman und der unvergleichliche Syenitſtock des Vitoš (2330 M.) empor, welcher durch ſeine Geſteinsmaſſe, die ihn durchſetzenden Eruptivgebilde und ſeinen Gehalt an Magneteiſen eine Merkwürdigkeit iſt und deſſen orographiſche Stellung „recht eigentlich im Herzen der europäiſchen Türkei“ von Ferd. von Hochſtetter ſcharf gezeichnet wurde. (F. v. Hochſtetter. Das Vitoš-Gebiet in der Central-Türkei, in: Petermann's Geographiſche Mittheilungen 1872, S. 1—4, 82—97.)

Die transverſale Lage der Balkan-Kette übt begreiflicherweiſe eine tiefe Wirkung auf die klimatiſchen Verhältniſſe des illyriſchen Dreiecks. Während im N. ein noch ziemlich continentales Klima herrſcht mit ſtrengen Wintern, in denen die untere Donau meiſt feſt zufriert, erfreut ſich der S. einer milderen Temperatur, in der alle Südfrüchte gedeihen. Das Verhältniß iſt hier das nämliche, wie in Mittel-Europa dies- und jenſeits der Alpen. Gerade ſo wie in Italien die Tramontana, ſo bringen auch in der ſüdlichen Türkei und in Hellas nur die N.-Winde im Winter Kälte. Conſtantinopel hat mit Venedig eine gleiche mittlere Jahrestemperatur. Griechenland ſpeziell genießt eine herrliche Miſchung der Jahreszeiten, welche es nebſt der ſüdlicheren Lage dem Einfluſſe des Meeres und des ſtärkenden und befruchtenden NW.-Windes verdankt. Attika iſt vorzugsweiſe das geſündeſte und mildeſte Klima zu Theil geworden. Weniger begünſtigt erſcheinen die weſtlichen Gebiete der Halbinſel ſowohl in klimatiſcher wie in productiver Hinſicht. In den eigentlichen Karſtländern, in Dalmatien, Crnagora, Hercegowina und Bosnien, bringt der unfruchtbare Boden kaum das Nothwendigſte hervor. Anders dagegen in Bulgarien, wo reichlich Ackerbau auf den Stufengebieten und blühende Viehzucht auf den Höhen getrieben wird. In den ſchönen Waldungen des Balkan treiben ſich Bären und Wölfe herum, ſonſt bietet die Fauna keine nennenswerthen Merkwürdigkeiten, doch erſcheint ausnahmsweiſe als Mahnung an das nahe Aſien in Conſtantinopel das Kameel, ſowie in Gibraltar die Affen an das gegenüberliegende Afrika erinnern. Die Producte

der Halbinsel sind vornehmlich gute Schafe mit feiner Wolle, Ziegen und Pferde, Wein, Rosinen, Korinthen, trefflicher Tabak, Baumwolle, Baumöl, Safran, Krapp, Seide, edle Früchte, Gummibäume und Getreide. Die großartigen Mineralschätze ruhen ausnahmslos noch unausgebeutet im Schoße der Erde.

§. 4. West-Europa.

Da die iberische Halbinsel wegen ihrer völlig verschiedenen geographischen Verhältnisse in einem besonderen Abschnitte schon behandelt wurde, so haben wir unter Westeuropa nur mehr das heutige Frankreich und die britischen Inseln zu verstehen. Letztere sind wir um so mehr berechtigt an dieser Stelle zu besprechen, als, wie wir wissen, dieselben noch vor sehr kurzer Zeit — kurz in geologischem Sinne — mit dem jetzigen Festlande Europa's in ununterbrochenem Zusammenhange standen. Erst der Durchbruch des Meeres, welcher den Aermel-Canal oder La Manche schuf, trennte sie für immer von unserem Continente. Andererseits wurde schon früher gezeigt, daß der silurische und devonische Grenzwall der Pyrenäen geographisch durchaus der spanischen Halbinsel angehöre; noch in der Tertiärzeit fluthete die See zwischen den Pyrenäen und den Gneißen- und Glimmerschiefern, welche das Innere des jetzigen Frankreichs ausmachen. Wir durften daher mit vollem Rechte Spanien als selbständiges Glied vom übrigen Europa loslösen und können speciell das Westeuropa der Gegenwart geographisch dahin begrenzen, daß es am Continente die Gebiete der großen französischen Flüsse Seine, Loire, Garonne und Rhône nebst einiger Küstenflüsse umfaßt. Durch die Grenzen derselben hat es einen Antheil an den schon beschriebenen Pyrenäen, ferner an den Alpen, am Jura und an den rheinischen Mittelgebirgen, die wir alle in späteren Abschnitten kennen lernen werden. Wegen der heute bestehenden Trennung zwischen Frankreich und Großbritannien läßt sich jedes dieser beiden Glieder Westeuropa's sehr bequem gesondert betrachten.

Frankreich — wir bedienen uns der Kürze halber dieser Bezeichnung — stellt sich auf dem Kartenbilde, gleichwie die südlich benachbarte Halbinsel, als eine nur wenig gegliederte quadratische Landmasse dar, die nur im W. in der großen Peninsularbildung der Bretagne (spr. Brötahnj) ansehnlich in den atlantischen Ocean hinausragt. Diese westliche Küste zerfällt in zwei scharf unterschiedene Theile. Vom Fuße der Pyrenäen, welchen eine Menge südfranzösi-

ſcher Gewäſſer, obenan die mächtige Garonne, entquellen, bis zur Mündung dieſes Stromes iſt der Küſtenverlauf durchaus geradlinig und monoton, nur durch den tiefen Einſchnitt des Buſens von Arcachon unterbrochen. (Beaumont. Arcachon, son bassin et les landes de Gascogne, im Genfer Globe. XI. Bd. S. 33—51.) Der unterhalb Bayonne hier in den Ocean mündende Adour beſchreibt von ſeinem Urſprunge in den Pyrenäen an einen faſt genau abgecirkelten Halbkreis und nimmt auf ſeinem linken pyrenäiſchen Ufer eine Unzahl kleinerer, gleichfalls von den Pyrenäen herabkommender Flüßchen auf, welche ſo, wie er ſelbſt, ſchon meiſt pliocäne Gebilde durchſchneiden. Zwiſchen Adour und Garonne von Bayonne bis Bordeaux erſtrecken ſich dann längs des Oceans, deſſen Küſte hohe Dünen beſäumen, die dürren Haiden der pliocänen Landes.

Hirten aus der Bretagne.

Der Anblick der Landes iſt kaum zur Heiterkeit zu ſtimmen geeignet: ein ebener Boden, mit einem Teppich von Gebüſchen bedeckt, von dem ſich einzelne Kiefernwäldchen loslöſen, gewährt blos das Bild einer endloſen Wüſtenei. Hier und da, und ſtets in großen Entfernungen, ſind rohe Gebäude errichtet, um Schutz den Thieren zu gewähren, welche der Bedarf einer kärglichen Nahrung von den Ortſchaften zu ſehr hinwegtrieb. Oft ſucht das Auge vergeblich nach einem Ruhepunkte und entdeckt nur unabſehbare Ebenen, eine Art uferloſen Oceans, an deſſen Horizont einige auf hohen Stelzen einherſchreitende Hirten ſich zeigen. Selten nur daß andere Menſchen dieſe ſeltſame Landſchaft beleben; manchmal jedoch durchzieht eine Karawane von ochſenbeſpannten und mit weißer Leinwand überdachten Wagen langſam die monotone Fläche; der unordentliche Anzug ihrer Führer, die ſchwarzen Lammsfelle, womit ſie ſich bedecken, ihr verwildertes Ausſehen und ihre rohen Sitten, Alles dies weckt den Wahn, man ſei zu einem der Geſittung fremden Volke gerathen. Manchmal auch bieten die grünen Baumgruppen glückliche Effecte; aber dieſe culturloſen Haiden, dieſe Wüſten, deren Stille nur das Gezirp der Grille

oder der Hornschall des Hirten unterbricht, welcher seine Heerde zusammenruft, — denn selbst kein Vogelgesang erfreut hier das Ohr — geben einen Charakter des Großartigen, der vorerst Staunen, dann aber eine Abspannung und Langweile verursacht, gegen welche nur die Gewohnheiten der Kindheit abstumpfen. Welche Ueberraschung aber, wenn der Reisende plötzlich zwischen den Kiefernstämmen hindurch einen jener herrlichen Seen gewahr wird, welche die Region der Landes von jener der Dünen scheiden. Rückt man näher, so ruht der Blick auf einem weißen Wasserspiegel, umsäumt von Pignadas (Kiefernwaldungen) und von Dorfschaften, die dem Bilde einen wundervollen Reiz verleihen. Ungeheure Wiesen, mit Rindern bedeckt, Sümpfe, deren Schilf den Büffeln zum Aufenthalte dient, und trockenere Haiden, auf welchen ganze Heerden wilder Pferde sich herumtummeln, umrahmen dieses lachende Gemälde, in dessen Vordergrunde schwache Fischerbarken sich schaukeln. Was einen glücklichen Erdenfleck verschönern, was die Einbildungskraft an Lieblichem ersinnen kann, hier findet sich's vereint, und vielleicht vergässe man, daß man in den Landes reist, wäre nicht eine Seite des Rahmens durch die Dünen geschlossen, die längs des Meeres sich 110 Km. lang von S. nach N. in einer Breite von 8½ Km., und in 30—50 M. Höhe erstrecken. Gegen die See fallen sie mit einem Winkel von 25° ab; auf der Landseite, gegen die Landes hin, hat ihr Abhang 50°. Auf der Meeresseite herrscht wieder ein neuer Charakter, aber eine Oede und Monotonie noch schrecklicher als jene der Haiden harren hier des Wanderers; die Dünen sind bald in regelmäßigen Ketten geordnet, bald bieten sie ebene Flächen dar; mitunter stehen sie isolirt und sind von kleinen Thälern getrennt, die man Lettes nennt. Ihre Form wechselt beständig; sie erheben und senken sich, nähern und entfernen sich vom Gestade, je nach dem Spiele der Winde, welche diese Sandhügel von O. nach W. treiben und sie oft um 20 M. in einem Jahre versetzen. (Guide pittoresque du voyageur en France. Paris 1837. 8°. I. Bd. 19. Lief. S. 3—4.)

Die 390 Km. lange Garonne, deren Unterlauf die trostlosen Flächen der Landes begrenzt, bildet eines der vier großen Strombecken Frankreichs und durchfließt jene weite Tertiärebene, welche vom Mittelmeere bis zum atlantischen Oceane reicht und einstens selbst von der See überfluthet war. Von der Stadt Toulouse an nimmt die Garonne, welche im spanischen Pyrenäenthale Arran entspringt, ziemlich unverrückt ihren Lauf nach NW. und empfängt, die Landschaft Gascogne (spr. Gaskónj) im S. von der Guienne im N. scheidend, eine Reihe von Zuflüssen, wovon jene ihres rechten Ufers die bedeutenderen sind. Die Arriège, welche noch den Pyrenäen entquillt, ausgenommen, steigen die übrigen rechtsufrigen Gewässer, der Tarn, der Lot und die ansehnliche Dardogne mit ihren Nebenflüssen Isle und Vezère von dem Gneis- und Glimmerschiefer-Massiv herab, welches wir passend als Hoch-Frankreich bezeichnen können. Dieses Gebiet wird im SO. von der Garonne, im N. vom Becken der Loire, im O. von jenem des Rhône umschlossen, und die Garonne-Ebene stellt nichts anderes dar, als die spät erfolgte terrestrische Verbindung zwischen den beiden urzeitlichen Inseln des Pyrenäenlandes und Hochfrankreichs. Bei Bordeaux, welches noch 57 Km. von der Meeresküste entfernt liegt, erhält die Garonne den Namen Gironde und mündet mit einem weiten, tiefen Trichter, in dem die atlantische Fluthwelle merklich fühlbar ist, in den Ocean.

Der Küstenzug Frankreichs, nördlich von der Gironde-Mündung, gewinnt sofort eine andere Richtung und ein anderes Aussehen. Die bisher streng südnördliche Richtung biegt von hier an mit Entschiedenheit nach NW. und die Monotonie der geraden Linie weicht einem vielfachen Wechsel von Vorsprüngen und Einbuchtungen, die sich mit dem Vorrücken nach NW. immer steigern. So ist das Gestade der Bretagne am reichsten gegliedert unter allen in Frankreich. Zudem besitzt diese Küstenstrecke den Schmuck mehrerer nahen Eilande, wie Ile d'Oléron, Ile de Ré, d'Yeu (spr. Diö), Noirmoutier (spr. Noirmutir), Belle Isle (spr. Belil), Ile de Groix und Ouessant (spr. Uessahng), in der Regel wenig erhabene Felseneilande mit Steilufern. Sie gehören fast durchweg den nämlichen geologischen Formationen an, wie die Küstenstrecken, denen sie vorgelagert sind. Hier stoßen wir im N. der Gironde auf Kreide, weiterhin auf weißen, dann braunen Jura und endlich wieder auf krystallinische Urgesteine, welche den ganzen NW. Frankreichs einnehmen. Dem Jura und der Kreide gehört der Lauf der Charente (spr. Scharahng't) an, welche wenig nördlich von der Gironde und der Insel Oléron gegenüber in die See mündet. Ré ist wie die gegenüber liegende Küste bei La Rochelle juraſſisch; im Gebiete des Gneißes, Granites und Syenites liegt aber die Landschaft Vendée (spr. Wahng'öe), welche das Thal des größten Stromes Frankreichs, der Loire (spr. Loar), von der Bretagne scheidet. Längs der ganzen Küste, von der Gironde bis zum Departement des Finisterre ziehen, im Ganzen 24,000 Hectaren Landes bedeckend, Salzsümpfe (marais salants) hin, welche, nachdem sie lange eine Quelle des Reichthumes oder mindestens Wohlstandes für die Bewohner jener Gebiete gewesen, heute aus mehreren Gründen in höchst kritischen und gefährlichen Zustand gerathen sind.

Die Loire mit einem Laufe von 600 Km. Länge entspringt am Mont Mezenc (1754 M.) in dem Gebirgszuge der Cevennen, welcher Hoch-Frankreich im SO. gegen das Rhônebecken hin abschließt, fließt nördlich über Nevers nach Orléans, wo sie sich dann gegen W. wendet und über Blois (spr. Bloa), Tours (spr. Tuhr) und Nantes bei Paimboeuf (spr. Pähng'böff) in den atlantischen Ocean ergießt. Aus den Urgesteinen Hoch-Frankreichs tritt sie in Miocänbildungen, muß aber bei Nevers die Jura-Region durchbrechen, welche Hochfrankreich fast von allen Seiten umgibt. Ihre große nördliche Auskrümmung zwischen Gien und Blois vollzieht sie wieder in miocänem Terrain, während ihr unteres Thalbett im Primärgebilde eingeschnitten ist. Die wichtigsten Nebenflüsse der Loire sind, umgekehrt wie bei der Garonne, die linksufrigen: Allier, Cher (spr. Scher), Indre (spr. Ahng'tr), Vienne, Sèvre Nantaise; am rechten, nördlichen Ufer verdient nur die aus dem Silur der Bretagne nordsüdlich herabfließende Mayenne Erwähnung; sie nimmt bei Angers die Sarthe und diese hinwieder die Loire auf. Beide kommen aus NO., letzterer noch von dem Plateau von Orléans.

Die junge Loire fließt in einem Bette, welches zuerst die Monts du Velay im W. von jenen des Allier scheiden; dann zieht sie, parallel mit dem Rhônethale

aber in verkehrter Richtung, zwischen den Monts du Forez im W. und jenen des Lyonnais im O., welche sich in den Mts. du Charolais (spr. Scharolä) fortsetzen, nach den Landschaften Bourbonnais und Nivernais, in welch letzterem Gebiete östlich von der Loire das Porphyr-Plateau du Morvan sich erhebt, in seinem allgemeinen westlichen Fortzuge eine Kette bildend, die erst bei Brest in der Bretagne sanft in's Meer fällt. In der Quellgegend der zur Seine abfließenden Yonne bilden die eigentlichen Mts. du Morvan ein von vielen Thälern durchschnittenes Hochland, von dem mehrere waldige Seitenzüge gegen die Loire nach W. und die Yonne nach O. auslaufen. In der Gegend von Clamecy löst sich der Hauptrücken in niedere Höhenzüge auf, und nur eine unbedeutende Hügelreihe, welche den Lauf der Loire am rechten Ufer stets begleitet, stellt die Verbindung des Morvan mit der 170—180 M. hohen Tertiärplatte von Orléans her. Diese niedrige Hügelreihe überschreiten der Canal de Briare und der von Orléans, welche mit Hülfe des Loing das Loire-Becken mit dem Seine-Bassin verknüpfen. Jenseits des Orleans-Canals, zwischen der gleichnamigen Stadt und Chatenoy, erstreckt sich der Wald von Orléans, durch ein rauhes uncultivirtes Gelände vom Walde von Fontainebleau (spr. Fontehnblo) getrennt. Das Plateau d'Orléans dehnt sich gegen NW. bis Etampes und Chartres (spr. Schartr) aus, fällt mit steilen Rändern an die Loire ab, senkt sich dagegen unmerklich gegen die Seine und stößt in der Quellgegend der Loire und der Eure (spr. Öhr) an die armorische Kette, welche in westlicher Richtung und einer mittleren Höhe von 160 M., das Ufer der Loire jetzt verlassend, die Normandie und Bretagne bis zum Cap Mathieu, Frankreichs westlichster Spitze, durchzieht.

Das isolirte Bergland der Bretagne, dessen seit dem X. Jahrhunderte merklich gesunkene Küsten eifrig und erfolgreich vom Meere benagt werden und verschiedene submarine Wälder aufweisen, besteht größtentheils aus Granit und Gneis und erreicht seine größten Höhen in den rauhen, kaum 400 M. hohen Mts. d'Arrée, Mts. de Menez und der ihnen parallelen Kette der Montagne Noire (326 M.), welche sich am Mt. Menèbre (339 M.) als starker Seitenast von den letztgenannten ablöst und in der Landzunge von Crozon endet. Der Hauptrücken, die Mts. d'Arrée, streicht immer näher an der N.-Küste, von der er durchschnittlich nur 20 Km. entfernt ist. Seine nördlichen Abfälle sind daher kurz und steil, während die südlichen Aeste in welliges Hügelland sich verlaufen. (G. Musgrave. A ramble into Brittany. London 1870. 8°. 2 Bde.)

An die Bretagne, mit welcher sich die jähe Wendung der Küste nach O. vollzieht, grenzt die Normandie, welche sich gleichfalls in einer, wenn auch schwächlicheren und nach N. gerichteten Peninsularbildung versucht. In dem Meerbusen, welcher in Folge dessen die N.-Küste der Bretagne und die W.-Küste der Normandie am Eingange in den Aermelcanal mit einander bilden, liegen die fruchtbaren, sogenannten normannischen oder Canal-Inseln: Jersey, das phantastisch-malerische Sercq, Guernesey, die vorderste und großartigste der Gruppe, und Alderney oder Aurigny, die an Schönheit ärmste aber wichtigste, auf welchen im Angesichte der französischen Gestade jedoch das britische Banner weht.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß ursprünglich alle diese Eilande mit ihren Kronen und Gürteln verwandter Felsen und Inselchen vereinigt waren und einen Theil des Festlandes bildeten; aber die unabläßige Arbeit des Meeres, sein Branden am zähen Granit und das Zernagen der weicheren Adern, die sich in allen Richtungen hindurchziehen, hat die Einheitsbande mit dem Festlande zerrissen, und diese Trennungsursachen wirken heute noch fort; namentlich geht bei einigen das Zerstörungswerk sichtbar und rasch von statten, so daß seinerzeit keine Inseln mehr im Canale übrig bleiben werden. (Siehe über das Versinken der Canalinseln; R. A. Peacock. On the vast losses of land on the westerly coasts of France within the historical period, in den: Proceed. of the R. geogr. Soc. of London. Vol. X. S. 329—338; Schilderungen der Inseln bieten: D. Th. Ansted. The Channel Islands. London 1862. 8°. und Th. Le Cerf. L'archipel des iles normandes. Paris 1863. 8°.) Im O. der normannischen Halbinsel, welche im N. mit Cap de la Hague endet und den gewaltigen Kriegshafen Cherbourg trägt, schneidet die Baie de la Seine einen breiten Busen in die Küstencontour ein, dem entlang auf etwa 8 Km. vom Ufer die gefährliche, 40 Km. lange Klippenbank der Calvados-Felsen hinzieht, während im östlichen Winkel ein tiefer Trichter die Mündung der Seine bezeichnet. An diesem von der Natur mit so mannigfachen Reizen ausgestatteten Seestrande der Normandie liegen die besuchten Badeorte Trouville sur mer (spr. Truwil sür mer), Deauville (spr. Dohwil) und Etretat. (H. Blackburn. Normandy picturesque. London 1869. 8°.)

Die Normandie, sagt ein gewandter Schriftsteller, Friedrich Uhl, bei Schilderung seiner Fahrt nach Etretat, ist eines jener Länder, um welches Geschichte und Poesie die Aureole des Interesses und der Schönheit gesponnen. „Normandie und Romantik, die zwei Worte klingen nicht nur zusammen, man kann auch die Begriffe nicht trennen! Und doch, die Normandie von heute ist Alles, nur nicht romantisch bis zu den Punkten, wo hinter den abfallenden Strandfelsen das Meer aufblitzt. Die Normandie von heute ist aber ein Land, an dem sich Jeder, dem das Wohlbefinden des Volkes in erster Reihe steht, voll erfreuen kann. Weniger epheuumsponnene Ruinen, als man erwartet, dafür tausend hohe Schlote unaufhörlich arbeitender Fabriksstädte; in Rouen vergäße man über dem Flore der Industrie bald auf den Dom und die Jungfrau von Orleans, und in Elboeuf, der Feintuch-Stadt, wird man ganz und gar nicht an die kriegerischen Ahnen der heutigen Normannen gemahnt, welch' Letztere nur darauf ausgehen, ihrer Industrie stets neue Gebiete zu erobern. Das von der ruhigen Seine durchströmte Land wellt hügelauf, thalab; keine höheren Berge, keine großen dunkeln Wälder, Alles licht, hell, gepflegt, grün, rasig, ohne viele Dörfer, aber besäet ohne Unterlaß mit grünen viereckigen Wäldchen, die Einen wißbegierig machen, tiefer einzudringen. Man tritt näher, findet einen Erdwall, der oft mit doppelten Reihen von Buchen, Ahorn oder Erlen besetzt ist, und dieser windabhaltende, schattenspendende, hohe grüne Baumwall umgibt einen großen obstbaumbesetzten Grasgarten, in dem das prachtvollste Vieh weidet, umgibt die schönen weitläufigen Wirthschaftsgebäude. Diese unzähligen grünen Burgen des Bauers, innerhalb deren die schönsten Kühe und die besten Pferde Frankreichs gedeihen, die Schafe grasen auf den hohen Plateaux am Meeresstrand, sind wie grüne Sträuße über das ganze Land gestreut und unterbrechen die wohlgepflegten Wiesen und Felder. Die Cultur ist zwar etwas monoton, aber sie macht Frankreich reich, und Poeten und Maler älterer Schule brauchen nur das Auge zu schließen während der Fahrt, die, nachdem man die Eisenbahn verlassen, noch zwei Stunden fortgesetzt wird, und es erst zu öffnen, wenn das Gefährte, vom Hügel herabrasselnd, in die grüne Mulde einbiegt, an deren Ende Etretat liegt."

Die sich oft mäanderartig windende Seine (spr. Sähn) bildet das nördliche und dritte Hauptstrombecken Westeuropa's, das sich zwischen jenem der Loire und der Maas ausbreitet. Sie hat im Ganzen einen von SO. nach NW. gerichteten Lauf und kommt von dem aus braunem Jura gebildeten Plateau von Langres, durch weiße Jura- und obere Kreidestufen in das eocäne und

oligocäne Pariser Becken herab. Sie hat bis zur französischen Hauptstadt mehrere wichtige Flüsse aufgenommen, so die Yonne am linken, die Aube (spr. Ohb) (J. P. Finot. L'Aube et ses bords. Troyes 1866. 8°.) und die Marne am rechten Ufer, welche beide am nämlichen Plateau von Langres entspringen; dann setzt sie unterhalb Paris die Oise und die Eure aufnehmend ihren Lauf durch die obere Kreide fort, welcher nicht blos der größte Theil der Normandie, sondern auch, soweit es nicht tertiär ist, fast das ganze nordöstliche Frankreich angehört bis an die quarternären Ablagerungen der belgischen Niederlande, die primären Ardennen und den jurassischen Argonnenwald im O.

Das Plateau von Langres ist eine von SW. nach NO. ziehende Hochebene zwischen den Quellen der Seine im W. und jenen der Maas im O. Auf dem Rücken des im Durchschnitt 500 M. hohen Plateau's erheben sich nur sanfte Hügel; seine nördlichen Abhänge zwischen Seine und Marne sind meist nackt, der Boden kalt und unfruchtbar, die Bewohner arm; der gebirgige Theil ist von vielen Gewässern durchschnitten. An dieses Plateau schließen sich östlich im Quellengebiete der Maas die Monts de la Faucille (spr. Fohßilj) an, ein flacher, von sanften Terrainwellen unterbrochener Bergrücken, dessen kurze Aeste mit scharfen Rändern zur niederen Saône (spr. Sohn) =Gegend abfallen, während sich seine langen nördlich streichenden Ausläufer zu beiden Seiten der Maas hinziehen. Der Rücken ist zwar reichlich mit Steinen bedeckt, aber nicht ganz unfruchtbar, gegen Mirecourt und Epinal hin sogar ziemlich bewaldet. Die Monts de la Faucille erreichen nach Umgehung der Saône=Quellen, eines nach S. in das Rhône=Becken abströmenden Flusses, an jenen der Mosel, im Ballon d'Alsace (Elsasser Belchen) mit 1250 M. Seehöhe ihr Ende und stellen dergestalt die Verbindung des Plateau von Langres mit den Vogesen (Vosges) her. Am südöstlichen Fuße der Faucille=Berge liegen die berühmten Bäder von Plombières. An einer der nördlichsten Spitzen des Plateau von Langres, zwischen den Quellen der Marne und Maas, trennt sich ein anderer bedeutender Gebirgszug ab, der in meist nördlicher Richtung bis unter 50° n. Br. das linke Maasufer begleitet; schmal und kaum 500 M. hoch, trägt er anfangs keinen besonderen Namen; zwischen Maas und Aisne (spr. Ähn) (Nebenfluß der Oise) heißt er aber Argonnen=Wald und scheidet die Champagne von Lothringen. In der Gegend von Clermont=en=Argonne sind die Argonnen am rauhesten; ihre östlichen Abfälle gegen die Maas sind steiler als die westlichen, welche sich in der Champagne in sanftes Hügelland verlaufen. Gegen S. steht das Plateau von Langres mit den Cevennen durch die Gebirge der Côte d'Or in Verbindung. Hier steigt von Mont Moresol an das Gebirge allmählig über Sombernon (560 M.) zum 980 M. hohen Mont Tasselot an den Quellen der Seine und des Ignon (kleiner Nebenfluß der zur Saône fließenden Tille) empor. Mit tief abfallenden Thälern erhebt sich dieser Gebirgsstock aus den flachen Gegenden zu beiden Seiten der oberen Seine; seine östlichen Ausläufer senken sich ziemlich steil und bewaldet an die Ouche (spr. uhsch, Nebenfluß der Saône) und die Seitenthäler der Tille, die nordwestlichen Aeste erstrecken sich weiterhin zu beiden Seiten der Seine und bilden mit den Ausläufern des Plateau von Langres das Hügelland der südlichen Champagne. Die Côte d'Or, als deren N.=Gipfel man den Tasselot ansehen kann, streichen streng nordsüdlich, erreichen in den Bergen von Bligny mit 660 M. ihre größte Höhe, sind an ihren kurzen östlichen Abhängen gegen das sich hier erweiternde Saône=Thal reich mit Reben bepflanzt, fallen im W. sanft an den Arroux (Nebenfluß der Loire) ab, der sie von der Morvan=Kette scheidet, und verzweigen sich endlich mit den Gebirgen des Charolais, der ersten Gruppe der nördlichen Cevennen. Das Land südlich von den Seinequellen bis zum Charolais, also das ganze quarternäre Saône=Thal und die hier erwähnten Höhenzüge bildet das Gebiet des fruchtbaren Burgund (Bourgogne).

Mit der Saône treten wir in das große Rhônebecken zwiſchen Hochfrankreich einer- und Jura und Alpen andererſeits ein. Der Rhône, welcher von W. aus den Schweizer Alpen hervorbricht und den Genfer See durchfließt, macht bei Lyon, wo er ſich mit der von N. kommenden Saône vereinigt, eine plötzliche Wendung nach S. und fließt in dieſer Richtung ſo ſtrenge bis zum mittelländiſchen Meere, in welches er mit einem regelrechten Delta mündet, daß er ſich auf der Landkarte beinahe wie die Fortſetzung der Saône ausnimmt; oder richtiger geſagt, könnte man verleitet ſein, die Saône für den Oberlauf des Rhône, dieſen aber für einen Nebenfluß der Saône zu halten. Am linken, öſtlichen Ufer des Rhône dauern auch bis um Valence die quarternären Ablagerungen des Saône-Gebietes fort, welche auch weiter ſtromabwärts, ſüdlich von Avignon, im Mündungsbezirke, wieder die Oberhand gewinnen. Zwiſchen den beiden linksſeitigen Zuflüſſen der Iſère und der Durance thürmt ſich aber das alpine Bergland der Dauphiné (ſpr. Dohfine) auf, an welches ſich im S. die Provence, das herrliche Land am Meere zwiſchen Rhône und dem Alpenkamme, anſchließt. Hier liegen der Küſte nahe die ob der Milde ihres Klima's gefeierten Iles d'Hyères (Hyeriſche Inſeln), und an derſelben Toulon, der größte Kriegs-, und Marſeille, der größte Handelshafen Frankreichs im Mittelmeere, im Lande ſelbſt Aix, das ölberühmte. Schon weſtlich von Marſeille treten die merkwürdigen Strandſeen, Etangs, auf, welche für die ganze mittelländiſche Küſte Frankreichs bis zu den Pyrenäen hin charakteriſtiſch ſind und ſich zwiſchen die Mündungen der hier das Meer erreichenden Ströme, wie Hérault (ſpr. Eroh), Orb, Aude (ſpr. Ohd), Agly, Tet und Tech, lagern. (Siehe: C. Lenthéric. Les villes mortes du Golfe de Lyon. Paris 1876. 8°. und T. D. Anſted. On the Lagoons and marshes of certain parts of the shores of the Mediterranean in den: Proceedings of the Institution of Civil Engineers. 1869.) Wir finden dieſelben am zahlreichſten auf der 730 □Km. großen Inſel der Camargue, welche die beiden Arme des Rhône mit dem Meere bilden; hier breitet ſich der Etang de Valcarès aus und verleiht der durchaus flachen, mit Vieh, beſonders Schafen und einer Race halbwilder Pferde geſegneten Landſchaft ein an Holland erinnerndes Ausſehen. (Ueber die Rhône-Mündungen ſiehe: Ernest Desjardins. Aperçu historique sur les embouchures du Rhône. Paris 1866. 4°.) Am rechten, weſtlichen Rhôneufer erſtreckt ſich bis zu den Pyrenäen und gegen W. in das Garonne-Gebiet das fruchtbare Languedoc, von den Cevennen durchzogen.

Die Cevennen sind die östliche Abgrenzung Hochfrankreichs, dessen Gebirgszüge mit ihnen in Verbindung stehen, und hängen, wenn man will, durch die Montagnes noires mit den Pyrenäen zusammen, vorausgesetzt, daß man in den genannten Bergen eine nördliche Fortsetzung der Pyrenäen erblicken darf, wofür jedoch keine geologischen Gründe sprechen, denn auch die Montagnes noires, obwohl silurischer Formation, sind von den Pyrenäen durch tertiäre und quartenäre Niederungen getrennt. Die Montagnes noires gehen ostwärts in die Mts. de l'Espinouse (1020 M.) und diese in die Mts. Garrigues über, mit welchen die eigentlichen Cevennen beginnen. Als Fortsetzung gegen N. erscheint in der Quellgegend des Hérault der Mont l'Esperon, von dem aus südlich, längs diesem Strome, die Monts de la Seranne herabziehen, während dessen westliche Ausläufer zwischen Tarn und Sorgue (Nebenfluß des Dourdon, der in den Tarn mündet) das große Plateau von Larzac bilden. Im NO. reihen sich an den Espéron die zusammenhängenden Bergmassen des Suquet, welche bis an die Quellen des Tarn zum Knotenpunkte, dem Hochlande von Gévaudan, reichen, von wo der Hauptrücken bis zum Mont Mézenc (1754 M.) unter östlicher Abzweigung des Tanargue und der Montagne de Coirons fortstreicht. Mit dem Mont Mezenc enden die eigentlichen Cevennen; von da an ist der Gebirgszug auf das schmale Gebiet zwischen Loire und Rhône beschränkt; nur wenige unbedeutende Seitenzweige fallen gegen das letztere Stromthal ab. Vom Mezenc bis zum Mont Pilat (1434 M.) führt das Gebirge den Namen Monts de Vivarais, weiterhin bis zum Mont Tarare (719 M.) erstrecken sich die Monts du Lyonnais, welche vom Pilat und Mont d'Or aus kleine Seitenäste nach dem Rhône abzweigen. Im weiteren nördlichen Fortzuge reihen sich die Gebirge von Beaujolais mit dem östlich abfallenden Monts du Maçonnais, und endlich die Berge von Charolais an, welche, wie wir wissen, durch die Cote d'Or mit dem Plateau von Langres verknüpft sind und die Hauptkette der Cevennen beschließen.

Die Cevennen sind wie erwähnt als die südöstliche und östliche Begrenzung Hochfrankreichs zu betrachten, das südlich von 46° 30′ n. Br. allmählig emporsteigt und langsam sich erhebt, bis es in den Departements Haute Loire und Puy de Dôme seine höchste Höhe erreicht. Diese höchste Erhebung von Centralfrankreich stellt sich dar als ein mächtiges Granitplateau von im Großen und Ganzen dreieckiger Gestalt, von allen Seiten von jurassischen Gebilden oder wenigen älteren Formationen begrenzt. Es war zweifelsohne in den Zeiten der Meere, in denen sich der Absatz dieser jüngeren Bildungen vollzog, eine mächtige Granitinsel, deren Grenzen wir noch heute deutlich bestimmen können.

Nach O. endet das Plateau in den tiefen und steilen Abstürzen des Rhônethales, nach SW. fällt es ebenfalls schnell nach dem Becken der Gironde zu, nach N. geht es allmählig in die Ebene über. Von diesem mächtigen Plateau aus, welches die Gebirge der Auvergne, des Cantal, der Haute Loire, des Forez und des Limousin bildet, ziehen sich einige Ausläufer nach N. in die Bourgogne hinein, nach S. erstrecken sich Gebirgszüge durch das Departement Lozère, die Cevennen bis in das Aveyron und zu den Bergen der Montagne noire. Im Innern erscheint das Plateau vorzugsweise durch zwei tiefe Thäler gegliedert: das Thal der oberen Loire, die vom südlichen Abhange des Mont Mézenc, dem Gerbier des Jones kommend, anfangs westlich, dann aber, durch zahlreiche Zuflüsse verstärkt, fast genau in eine nördliche Richtung umwendend, und das längere und breitere Thal des Allier, der vom südlichen Ende der Margeride-Kette, unweit von La Bastide im Departement de la Lozère kommend, mit nordwestlicher Richtung, bald durch zahlreiche und starke Gebirgswasser wachsend in dem weiten Becken der Limagne hinfließend in das Plateau einschneidet. Der

letztere, der ſich bei Nevers in die Loire ergießt, iſt weitaus der mächtigſte Fluß von Centralfrankreich, und verliert wohl mit Unrecht nach der Einmündung der Loire in. ihn ſeinen Namen. Das centrale Plateau (deſſen ganze Maſſe vorherrſchend aus alt kryſtalliniſchen Felsarten von Granit, Gneis und Glimmerſchiefer beſteht), zerfällt durch die beiden Stromthäler in drei getrennte Gebirgstheile. In das Gebirge zwiſchen Rhône und Loire erſcheint nördlich das Kohlenbecken von St. Etienne eingelagert; weiter nach S. bildet es den Unterbau der vulcaniſchen Gruppe in der Umgegend von Privas, ſowie der gewaltigen im Mont Mézenc ſüdlich von Le Puy die Höhe von 1774 M. erreichender Trachytmaſſen. Zwiſchen Loire und Allier, die in ihrem oberen Laufe auf etwa 20 Km. ſich nahe ſind, aber nach N. ſich von einander entfernen, um ſich endlich wieder zuzufallen, liegt auf dem Plateau die ſchöne Reihe der erloſchenen Vulcane von Pradelles bis Paulhaguet, und weiter nördlich im Gebirgszuge des Forez ſchiebt ſich die mächtige Porphyrmaſſe des Puy de Montoncel (1292 M.) zwiſchen Roanne und Thiers in das Plateau ein. Endlich weſtlich des Allier zieht ſich, ſüdlich durch den von O. nach W. fließenden Lot begrenzt, der lang geſtreckte Granitrücken der Margeride von SO. nach NW. hin, von dieſem weſtlich liegen die vulcaniſchen Maſſen von la Guiolle, davon nördlich der ungeheure mächtige Bau des Plomb du Cantal (1858 M.) aus baſaltiſchen und trachytiſchen Decken zuſammengeſetzt, und davon noch nördlicher, nur durch einen ſchmalen Streifen nicht überdeckten Granites getrennt, der Mont Dore (nicht Mont d'Or, wie analog mit Cote d'Or vielfach geſchrieben wird, 1886 M. hoch) und die Kette der Puys mit dem Puy de Dôme (1465 M.) bei Clermont Ferrand, alle auf dem Granitplateau aufgeſetzt. Die vulcaniſchen Gebiete bei Le Puy, der Cantal, der Mont Dore und die Reihe der Puy's bilden eines der ausgezeichnetſten und reichſten Gebiete für das vergleichende Studium alt- und neuvulcaniſcher Formen, Bildungen und Geſteine. Wenn wir die abſolute Höhe des Granitplateau's, welche hier etwa 1000 M. ſein mag, von der Erhebung des Mont Dore abrechnen, ſo bleiben immer noch 886 M. für vulcaniſche Maſſen übrig. Dieſer mächtige Bau iſt wie ein Mantel

Im Thale des Mont Dore.

um ein gemeinsames Centrum gelagert, und besteht aus Decken, stromförmigen Ablagerungen von Trachyten und Basalten, ungeheuren Lagen vulcanischer Bruchstücke, Rapilli, Sand, Aschen, Bimssteine, die theilweise wieder zu Conglomeraten und festen Breccien verkittet sind, durch welche hindurch zahlreiche oft mächtige Trachyt-Basalt-Phonolithgänge zu Tage treten. Endlich erheben sich an dem tiefstgelegenen Rande des ganzen Aufbaues verschiedene jüngere embryonale Schlackenkegel mit ihren im Vergleich zu den ungeheuren Massen des uralten Kernvulcanes verschwindend unbedeutenden Producten. (Dr. A. von Lasaulx im: Ausland 1872, Nr. 20, S. 460—462. Siehe auch F. de Lanoye. Voyage aux volcans de la France centrale im: Tour du Monde 1866, und W. S. Symonds. Among the Volcanoes and glaciers of Auvergne, in: Popular Science Review, Januar 1877. S. 1—22.)

Frankreich, welchem man, insoferne es auf drei Seiten vom Meere bespült wird, immerhin eine peninsulare Natur zusprechen kann, erfreut sich auch zum Theile wenigstens aller Vortheile einer Halbinsel. Zunächst in klimatischer Hinsicht. Seine ganze westliche und nordwestliche Hälfte genießt das feuchte, milde, oceanische Klima, welches der Golfstrom West-Europa im Allgemeinen spendet; nur im NO. herrscht in den Gebirgen ein kaltes, fast nordisches Klima und auch die alpinen Gebiete im O. nehmen an dem übrigen europäischen Continentalklima Theil; das Land südlich der Loire und Lyon bis an das Mittelmeer und die Pyrenäen spielt etwas zum S. hin, und doch ist es noch nicht ganz Südland, wie der größte Theil Italiens und Spaniens. Frankreich macht also ganz eigentlich die Mitte zwischen dem N. und S. Europa's, es macht gleichsam den Uebergang. Dieses im Ganzen fruchtbare und schöne Land mit zwei Meeren, dem atlantischen und dem mittelländischen, mit dem unruhigen, sturmvollen Aermelcanal und vortrefflichen Häfen an seinen Küsten hat freilich nicht die hochgestaltige und vielgestaltige Mannigfaltigkeit Spaniens und Italiens, verdient aber doch mit vollstem Rechte den Namen la belle France, womit seine Bewohner ihr Vaterland mit gerechtem Stolze zu bezeichnen lieben. Es ist reich an herrlichem Wein, Getreide, Obstbau, Viehzucht und zieht im S. schon den Oelbaum und einzelne Südfrüchte und den Maulbeerbaum mit dem Seidenwurm. Da es die mitteleuropäische mit der des Mittelmeeres in sich vereinigt, so ist Frankreichs Flora sehr reich; man pflegt das Land in die Zone des Getreides (Nord-Frankreich), des Mais (Mittel-Frankreich) und der Kastanie, der Feige und des Oelbaumes (Süd-Frankreich) einzutheilen; die Hochgebirgsflora der Alpen und Pyrenäen theilt es mit den übrigen Alpenländern; deßgleichen stimmt seine Fauna mit der allgemeinen von Mittel- und Süd-Europa überein und „zeigt Unterschiede nur darin, daß Nord-Frankreich mehr Rinder und Schafe zählt als Süd-Frankreich, daß die Pferdezucht im Allgemeinen dem Bedarfe nicht entspricht, Wölfe und Wildschweine noch nicht ausgerottet sind und im S. Frank-

reichs Bienen (Honig von Narbonne) und noch mehr Seidenwürmer eifrige Pflege finden." Das Meer liefert reichlichste Ausbeute an Fischen (Thunfische, Häringe, Sardinen) und Seesalz. Auch der Boden birgt reiche Vorräthe an Eisen, Blei, Stein- und Braunkohlen, Erdharz, Schiefer u. dgl., an welche Schätze sich die zahlreichen, in allen höheren Gebirgen vorkommenden, sehr wirksamen Mineralquellen anreihen.

Diesen südlichen Theil West-Europa's trennt von dem nördlichen, nämlich von den britischen Inseln, der an seiner schmalsten Stelle, dem Pas de Calais, zwischen Calais und Dover nur 37 Km. breite, seichte Canal La Manche oder English Channel, den vielleicht ein nicht mehr allzu fernes Zeitalter durch einen unterseeischen Tunnel für den Verkehr zwischen den beiden Nachbarländern beseitigen wird.

Die Idee eines submarinen Tunnels zwischen Frankreich und England scheint zuerst in dem Kopfe eines Franzosen, des Ingenieurs Mathieu, entsprungen zu sein. Um das Jahr 1800 entwarf er die betreffenden Pläne, die eine Weile in Paris zur Ausstellung gelangten, später jedoch in Verlust geriethen. Im Jahre 1853 schenkte Herr Austin diesem Gegenstande einige Aufmerksamkeit und veröffentlichte 1856 seine Pläne, welche einen Tunnel in der Linie von Fairlight nach Cap Grisnez vorschlugen. Fast die nämliche Linie befürwortete Herr Thomé de Gamond, der im Jahre 1857 ein umfassendes Werk über dieses Project erscheinen ließ. Seit jener Zeit ist der „Canaltunnel" nicht mehr von der Tagesordnung abgesetzt und dem Publikum in dieser oder jener Form stets wieder vorgeführt worden. Herr W. Low hat sich gleichfalls eingehend mit der Frage beschäftigt und kam zu dem Ergebnisse, daß die Herstellung eines solchen Tunnels nur dann Aussicht auf Erfolg böte, wenn derselbe in die Schichte der unteren Kreide gelegt würde. Dieser Meinung stimmte später Hr. de Gamond bei, welcher seine früheren Ansichten gänzlich zu Gunsten jener der englischen Ingenieure aufgab. Sir J. Hawkshaw besitzt das Verdienst, das Project eines Tunnels in der unteren Kreide vollständig ausgebildet und ausgearbeitet zu haben. Auf seine Veranlassung führte Herr E. C. H. Day in den Jahren 1864—1865 eine genaue geologische Aufnahme der Küsten aus und entwarf detaillirte Karten und Durchschnitte der Schichten. (Siehe darüber W. Topley. The Geology of the Strait of Dover, in: Quarterly Journal of Science, April 1872, S. 208—224, und Popular Science Review vom October 1874.) Später ging Sir J. Hawkshaw mit Anderen daran, auf einem Dampfer Sondirungen bei und längs der Linien des projectirten Tunnels, sowie auch Bohrungen durch die Kreideschicht an beiden Küsten zu machen, und diese stellten die Möglichkeit, eine vollkommen wasserdichte Schicht zu finden, durch die der Tunnel zu bohren wäre, in gegründete Aussicht. Weiteren Aufschluß gewährten die 1875 veranstalteten Sondirungen einer geologischen Commission (ihren Bericht siehe im: Explorateur vom 9. Dezember 1875 S. 574—580), welche die mittlerweile in's Leben getretene englisch-französische „Canaltunnel-Gesellschaft" bestellt hatte. Alle Projecte sind ausgearbeitet und die Ausführung der gewaltigen Idee fast gesichert, wenigstens sehr wahrscheinlich gemacht. Der eigentliche unterseeische Tunnel ist auf eine Länge von 26 Km. berechnet; die zur Zufahrt bestimmten Souterrains sollen je 11 Km. Länge erhalten. Sowohl den Souterrains als auch dem Tunnel soll die entsprechende Neigung zur Förderung des Abflusses der etwa infiltrirenden Wasser in Schächte gegeben werden, aus denen sie dann durch Schöpfmaschinen entfernt werden würden. Die mit den bezüglichen französischen und englischen Schienenwegen in Verbindung gesetzte Tunnelbahn wird sodann die Möglichkeit bieten, in nicht ganz neun Stunden den Weg zwischen London und Paris zurücklegen zu können. Die Kosten der vorbereitenden Arbeiten sind mit 3,2 Millionen, jene der ganzen Linie auf höchstens 200 Millionen Mk. veranschlagt.

Minensprengungen, wie in dem harten Gestein des Mont-Cenis-Tunnels, sollen nicht vorgenommen, sondern die weiche Kreide mittelst eines sehr sinnreichen Apparates in Staub zermalmt und sofort auf einem Leinwandstreifen ohne Ende bis zu einem Waggon befördert werden, der sie alsogleich aus dem Tunnel herausbefördert. Bei den bereits angestellten Versuchen vermochte die Maschine um 1,2 M. stündlich vorzurücken, während man bei der Bohrung des Mont-Cenis-Tunnels in 24 Stunden höchstens um 2 M. vorrücken konnte. Mit verhältnißmäßig wenig Arbeitern dürfte man nach den angestellten Berechnungen binnen acht bis neun Jahren die Bohrung des Canaltunnels vollendet haben. Mit gewöhnlichen Bohrmaschinen würde man allerdings über zwanzig Jahre brauchen. (Ausland 1876, Nr. 6, S. 108.)

In geographischer Hinsicht müssen die Britischen Inseln als ein einziger Complex betrachtet werden, den nur die Tücke des flüssigen Elementes in zwei große Haupttheile, nämlich in die große östliche Insel, welche die Landschaften England, Wales und Schottland umfaßt, und die kleinere westliche Insel Irland nebst verschiedenen kleinen Eilanden auseinander gerissen hat. Daß auch die Trennung der britischen Landmasse vom europäischen Continente erst spät erfolgte, ist schon wiederholt erwähnt und wird die Zusammengehörigkeit Beider unter Anderem durch die gleichartigen geologischen Bildungen bezeugt, welche dies- und jenseits des Canales herrschen. Wie im nordwestlichen Frankreich treffen wir in Süd-England Kreide- und Tertiärformationen, die, je weiter wir gegen W. fortschreiten, desto älteren Schichten weichen, durch die Abstufungen des Jura zur Trias- und dann gegen N. zur Kohlen-, nach W. hin aber, hauptsächlich in den Gebirgen von Wales und in der SW.-Spitze Großbritanniens, in Cornwall, zur Devon- und Silur-Formation führen. Diese primären Gebilde setzen sich nach W. auch jenseits des St. Georgs-Canals, welcher England von Irland scheidet, auf letzterer Insel fort, und ihnen gehören auch die im sogenannten irländischen Meere gelegenen Inseln Anglesey (spr. Änggls-sih) und Man (spr. Mähn) an. Im NO. Irlands, am Neagh-See, treten ausgedehnte vulcanische Bildungen auf.

Dieser geologischen Beschaffenheit des Bodens entsprechend geht auch die Vertheilung zwischen Hoch und Niedrig vor sich. Im östlichen, jüngeren Theile ist Großbritannien niedrig und nur von Hügelreihen durchzogen, im W. mit höheren Gebirgen bedeckt, die in Schottland am höchsten emporsteigen. In England nimmt das niedere Land (bis 160 M. Seehöhe) zwei Drittel des Bodens ein, in Schottland nur die Hälfte, in Irland aber sieben Achtel.

Die allgemeine Erhebung des Bodens läuft in England von SO. nach NW. Weite hügelreiche, oft von Torfmooren bedeckte Ebenen breiten sich im SO. aus, während im SW. das an Kupfer, Eisen, Blei und einst namentlich an Zinn reiche, baumlose Gebirge von Cornwall, auch cornisches Bergland genannt (über den Mineralreichthum Cornwallis' siehe: Ausland 1864, S. 569), eine rauhe, vegetationslose und baumarme Granitkette, deren höchster Punkt der 427 M. hohe

Cap Landsend in Cornwall.

Brown Willy iſt, vom Briſtol=Canal bis an die Caps Landsend und Lizard, der weſtlichſten und ſüdlichſten Spitze Englands, ſtreicht. Nur 74 Km. von dieſen entfernt liegen im Meere die zinnreichen Scilly=Inſeln. Als öſtliche Fortſetzungen des corniſchen Hochlandes kann man die drei Hügelketten betrachten, welche im S. des Briſtol=Canales ihren Urſprung haben und die öſtliche Tiefebene Englands durchziehen; die nördlichſte verlauft nach NO. und endet mit den Lincoln Heights (ſpr. Linc'n Häbts) am Humber=Buſen, d. h. dem gebogenen tiefen Trichter des Humber, welcher ſeinerſeits wieder aus dem Zuſammenfluſſe der von N. kommenden Ouſe (ſpr. Aus') und des von S. kommenden Trent gebildet wird. Die mittlere Kette zieht nach ONO. bis zum S.=Ende des rechteckig in das Land einſchneidenden, ſeichten und ob ſeiner vielen Sandbänke gefährlichen Waſh=Buſen (ſpr. Uóſch) und wird durch die Themſe (engl. the Thames, ſpr. Tems'), den anſehnlichſten Strom Englands, durchbrochen, welcher als Iſis an den am Briſtol=Canal hinziehenden Cotswold=Hills entſpringt. Zu dieſer mittleren Hügelreihe gehören die Marlborough Hills (ſpr. Mählbarroh), die Chiltern Hills (ſpr. Tſchiltern) und die Eaſt Anglican Heights, welch letztere eben bis an den genannten Waſh=Buſen reichen. Dieſen ſelbſt umgibt der Sumpfdiſtrict Oſt=Englands, the Then, der zum Theile trocken gelegt und mit Canälen und Windmühlen nebſt gutem Weideland auf Marſchboden bedeckt iſt. Die ſüdlichſte Kette endlich geht als North Downs (ſpr. Norſ Dauns) bis zum O.=Ende der öſtlichen Halbinſel Kent und bildet hier die Kreidefelſen von Dover. Längs der S.=Küſte ſtreichen die South Downs und liegt, nur durch ſchmale Meeresſtraßen von der Hauptinſel getrennt, das ſchöne kleine Eiland Wight (ſpr. Uait), dem Meerbuſen von Southampton (ſpr. Sáuſſamten) gegenüber. Die Landſchaft iſt hier nicht großartig aber äußerſt maleriſch; Hügel von unbedeutender Erhebung ſind bedeckt mit Landhäuſern, prächtigen Parkanlagen, üppigen Kornfeldern und den ſchönſten Waldungen, die man ſehen kann. Es gibt wohl keinen Landſtrich in Europa, wo ſich die Wälder einer ſo vortrefflichen Pflege erfreuen wie in England. (Ernſt Hallier. Ausflüge in die Natur. Berlin 1876. 8°. S. 117—118.) Die Ebenen Englands beſtehen aus angeſchwemmtem Boden, aus dem der felſige Untergrund häufig und oft plötzlich hervortritt, die Küſten und zuweilen auch die Flußufer umſäumt und ſo der wellenförmigen engliſchen Ebene eine große Man=

nigfaltigkeit verleiht. Ueberall ist der fruchtbare Boden sorgfältig angebaut und prangt des feuchten Klima's wegen beinahe das ganze Jahr über im saftigsten Grün. Durch die meist mit Hecken eingefriedigten Besitzungen erhält außerdem die Landschaft ein gartenähnliches Aussehen.

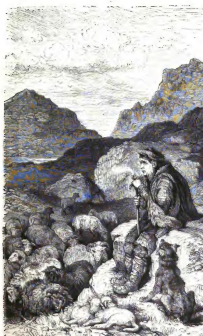
Die meisten Ströme Großbritanniens verrathen die Neigung, mittelst tief in's Land dringender Trichter in's Meer zu münden. An der O.-Seite bemerken wir dies an dem Forth in Schottland, dem der Firth of Forth als Mündungstrichter dient, in unvollkommenerer Weise am Humber. Dagegen besitzt die Themse eine geradezu classische Trichtermündung, die sie beständig offen hält. Der Strom ist nämlich auffallend arm an schwebenden Bestandtheilen, und wo diese mangeln, kann eine Ausfüllung der Mündung nicht stattfinden. Diese Armuth an schwebenden Bestandtheilen erklärt sich hinlänglich damit, daß ihr Wassergebiet oder ihr Erosionsbereich in Kalkgebirgen liegt, deren Bestandtheile chemisch vom Wasser aufgelöst werden. Dazu gesellt sich aber nach Peschel noch eine andere Ursache, das Alter oder die Ermüdung der Ströme, mit andern Worten die Erosionsruhe, ein Zustand dem die Themse sehr nahe gekommen scheint. Die gewaltigste Trichterbildung zeigt indessen ein westlicher Strom, der Severn, welcher, aus den Gebirgen von Wales im Bogen und zum großen Theile nordsüdlich fließend, in den Bristol-Canal mündet. (Ueber diesen Strom siehe: J. Randall. The Severn Valley. London 1863. 8°.) Nördlich von diesem Canale, der richtiger ein Meerbusen heißen sollte, erhebt sich das metall- und mineralreiche Hochland von Wales (spr. Uähls), an drei Seiten vom Meere umgeben und gegen O. vom Thale des Severn begrenzt, in einem von N. nach S. sich streckenden und mancherlei Seitenarme aussendenden Hauptzuge. Steinkohlen, vorzüglich Anthracit, Eisen, Gold und Schiefer sind die Hauptproducte dieses malerischen Berglandes.

Waldlose Felshöhen, Rauhheit, Zerrissenheit und Oede sind der hervorragendste Charakter von Wales, während der Boden nach O. in Tiefland oder freundliche Hügellandschaften übergeht. Wales wird von den cambrianischen Gebirgen (Cambrian Mountains) erfüllt, welche drei Parallelketten mit mehreren Seitenästen bilden. Die nördlichste, zugleich die höchste, zieht in der Richtung SW.—NO. und culminirt in Snowdon (spr. Snohdn) mit 1094 M., dem höchsten Gipfel von Wales. Er besteht aus mehreren von Schiefer und Granit gebildeten und durch tiefe Thäler, Cwm geheißen (spr. Kum), von einander getrennten Höhenrücken, welche sich in dem 783,6 M. hohen Moel-y-Wyddfa (hervorragende Spitze) vereinigen. Die Eingebornen bezeichnen das ganze Gebirgssystem mit dem Namen Eryri (Adlerhorst). Schnee bleibt jedoch nur vom November bis zum April liegen. Ein Ast dieser Kette, in welcher auch der 1044 M. hohe Cairn-David liegt, die Ferwyn-Berge, streicht durch die östliche Grafschaft Merioneth bis an den Dee-Strom, welcher wieder mit einem mächtigen Trichter in die Irische See mündet und das Thal von Llangollen, mit Recht als eines der malerischsten und anziehendsten in Wales gepriesen, durchfließt. Ein zweiter Ast senkt sich durch Montgomery und verzweigt sich mit den Biga-Bergen, die gegen den mitt-

leren Lauf des Severn hinziehen. Die nördlichſte Kette von Wales fällt an der SW.-Spitze Caernarvon's im Cap Braich-y-pwll in die iriſche See. Der Grafſchaft Caernarvon gegenüber und durch die blos 180 M. breite, mittelſt einer coloſſalen Eiſenröhrenbrücke für die Eiſenbahn überbrückte Menay-Straße getrennt, liegt die flache ſandige Inſel Angleſea, 782 □Km. groß, mit wichtigem Bergbau auf Kupfer und Steinkohlen. Die zweite, d. h. mittlere Hauptkette beginnt in der Quellengegend des Severn und der Wye, die dem erſteren erſt in ſeinem Mündungsgebiete ſich zugeſellt, und ſenkt ſich in mehrere Aeſte geſpalten zu beiden Ufern des Twy gegen die SW.- und S.-Küſte hinab, an welcher der weſtliche Arm in der Bai von Cardigan, der öſtliche in den Caps St. David und St. Govens in's Meer tauchen. Der Plynlimmon (756 M.), an welchem der Severn entſpringt, iſt der höchſte Gipfel dieſes Zuges. Die dritte Hauptkette unter der allgemeinen Benennung Black Mountains beginnt mit den Flothok Hills im W. und ſpaltet ſich in mehrere Zweige, die gegen den Canal von Briſtol und den unteren Severn ſtreichen, wo ſie dem Landrücken Mittelenglands entgegentreten. Ein ſüdlicher Seitenaſt endigt mit dem Cap Worms im Canal von Briſtol.

Mit den Gebirgen von Wales durch die Weaver Hills verknüpft, zieht ſich nördlich von den beiden Flüſſen Merſey im W. und Trent im O. bis zu dem der Grenze von Schottland unfernen Pictenwall die penniniſche Kette oder das Peak- (ſpr. Piik-) Gebirge, im S. auf beiden Seiten vom Tieflande umgeben, während es in der N.-Hälfte bis zur W.-Küſte ſtreicht. Zahlreiche Gipfel entſteigen dem Rücken des Gebirges, unter denen der Wharnſide (ſpr. Huernſeid) 726 und der Ingleborough- (ſpr. Inglbarroh-) Hill bis zu 723 M. anſteigen.

Das Peak-Gebirge nimmt ſeinen Anfang in der Gegend von Nottingham und Derby und beſteht in ſeiner Centralgruppe aus ungeheuren, zum Theil nackten und ſteil aufragenden Felsmaſſen, die ſich durch Weſtminſter nach Cumberland ziehen, wo ſie ſich in zwei Aeſte ſpalten, deren einer den ſüdweſtlichen, der andere den nordöſtlichen Theil dieſes Gebietes mit rauhen nackten Bergen bedeckt. Von Wharnſide aus ſtellen ſanfte Abhänge die Verbindung mit den ſogenannten York Wolds im O. der Inſel her. Auf der weſtlichen Seite beſteht das Peak-Gebirge aus wilden, theils nackten durch enge Thäler und Schluchten zerklüfteten Porphyr- und Granitmaſſen, an ſeiner ſüdlichen Seite ſind die Umriſſe ſanfter und die Berglehnen zum Theile bis hoch hinauf bewaldet. Der ſüdweſtliche Zweig dieſes Peak-Gebirges in Cumberland iſt eine faſt iſolirte, gipfelreiche Gruppe, die Cumbrian Mountains, und bildet den ſogenannten Lake-Diſtrict. England iſt nämlich ſehr arm an Seen, nur hier in Cumberland und dem ſüdlich angrenzenden Weſtmoreland treten herrliche ſtehende Gewäſſer geſellig auf; das bedeutendſte darunter iſt wohl der 10½ □Km. bedeckende Windermere-See oder Winandere-Mere. (Siehe über dieſes Gebiet: G. F. Matthew. English lakes, peaks and passes from Kendal to Keswick. London 1866. 8°.) In den Cumbrian Mountains treffen wir auch Ablagerungen von Steinkohlen und Eiſen, den ſchönſten Flußſpathen und viel Zinkblende. An den Abfällen des rauhen, höhlenreichen Peakgebirges befinden ſich auch die höchſt beträchtlichen Eiſenerz- und Steinkohlenlager Englands, letztere namentlich in Leds und Nottingham (2750 □Km.), im S., aber auch in Durham und Northumberland in O. und im S., Lancaſhire im W. der penniſchen Kette. (Siehe darüber: Edward Hull. The Coal-fields of Great Britain. London 1873. 3. edition.) Die wiederholt ausgeſprochene Befürchtung, daß die engliſchen Kohlenfelder, angeſtellten Berechnungen zufolge, nur mehr für 400 Jahre Vorrath enthalten, iſt nicht haltbar. Die jüngeren emſigen geographiſchen Forſchungen in Großbritannien haben den Beweis geliefert, daß ſich die dortigen Kohlenfelder unter bedeckenden jüngeren Gebirgsformationen noch viel weiter erſtrecken als man angenommen hatte, und daß ſich die in dieſen Gebieten vorkommenden Kohlen ökonomiſch noch gewinnen laſſen. (Siehe Prof. Ramſay's Unterſuchungen in: Nature



Schottischer Schäfer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nr. 145 vom 8. Auguſt 1872. Bd. VI. S. 282.) Wichtiger noch iſt das Eiſen, da England die Hälfte alles Eiſens erzeugt, welches überhaupt auf der Erde gewonnen wird; ſeine bedeutendſten Eiſengebiete befinden ſich wieder am Peak-Gebirge, in Lancaſhire, Weſtmoreland und Staffordſhire. Außerdem liefert der Peak-Bezirk noch Blei, Zink, Graphit und Schiefer.

Nördlich von dem erwähnten Pictenwall bis zu dem Buſen von Clyde (ſpr. Kleid) im W. und Forth im O. erhebt ſich das übrigens gleichfalls an Steinkohlenlagern reiche plateauförmige niederſchottiſche Bergland, im S. im Cheviot-, im N. im Pentland-Gebirge und im Hartfell bis zu 805 M. anſteigend. Auf dem Kamme des Cheviot- (ſpr. Tſchiwiot) Gebirges, dann längs des zur Nordſee ſtrömenden Tweed (ſpr. Twihd) läuft die Grenze zwiſchen England und Schottland, dem ſo eigenthümlich geſtalteten N.-Theile der großbritanniſchen Inſel. An wenigen Punkten unſerer Erde erlangt die Küſtencontour eine größere Mannigfaltigkeit, wie namentlich an der ſchottiſchen W.-Küſte, ſo daß eine Beſchreibung derſelben faſt unmöglich, jedenfalls nutzlos iſt, denn nur die wiederholte Betrachtung des Kartenbildes vermag dem Gedächtniſſe dieſe ſeltſamen Formen einzuprägen.

„Ein Blick auf die Karte Schottlands zeigt uns, daß gegenüber dem eintönigen, wenig gegliederten Küſtenrand die Weſtgeſtade zu einer reichen Welt landſchaftlicher Schönheit geſchaffen ſind. Dort im W., wo eine wilde Erdrevolution den Continent zerriſſen, wo baſaltiſche Maſſen aus der Tiefe emporbrachen und dem Ocean durch den gleichzeitigen Einſturz ganzer Felſenreihen der Durchbruch eröffnet ward — wo jetzt zwiſchen Inſeln und Halbinſeln die Meeresarme polypenartig hineingreifen in's britiſche Hauptland — dort finden wir den größten Reichthum wundervoller Naturformen, jene ſonderbar aufgerichteten Maſſen, die glänzend ſchwarz aus dem Meere aufſteigen und wie gebrochene Rieſenbrücken von Irland nach Schottland hinüberſtarren, jene wunderſamen Inſeln und Höhlenbildungen — es iſt zugleich das Land, welches einſt bei den heimiſchen Naturkindern die Dichtkunſt weckte, die Heimath Oſſians und Fingals, der gäliſchen Helden und ihrer Sänger.“ (Ruith im: Ausland 1873, Nr. 18, S. 358.)

In S.-Schottland breiten ſich die Fortſetzungen des niederſchottiſchen Berglandes, vornehmlich der Cheviot-Hills aus, und erreichen im Broad Law eine bedeutendere Höhe (835 M.). Der Eckpfeiler im W. iſt der Merrick-Mount (843 M.), im N. der O-Cairn (560 M.) in den Pentland-Hills bei Edinburg. Hier gehen die Hügel gegen N. in das geſegnete ſchottiſche Niederland (Lowlands) über, welches in der Einſchnürung der Inſel zwiſchen den beiden Meerbuſen des Clyde und Forth ſich ausbreitet. In dieſen wellenförmigen Ebenen liegen die wichtigſten Städte des Landes, Edinburg und Glasgow (ſpr. Glasgo), und jenſeits derſelben erhebt ſich ſteil, raſch und unzugänglich das wild zerriſſene, ſchluchten- und ſeenreiche ſchottiſche Hochland (Highlands), das in zwei Haupttheile zerfällt, nämlich im S. in das höhere Grampian- (ſpr. Grämpiän) Gebirge, in welchem wiederum die ſüdlichen Grampians mit ihrem Culminationspunkte Ben La-

Digitized by Google

vers (1214 M.) am Loch-Tay und die nördlichen Grampians mit der von dieſen am Knotenpunkte Cairn Celar (1021 M.) ausſtrahlenden Cairn-Gorm-Range unterſchieden werden, worin die Hochgipfel Ben-Nevis (1343 M.) und Ben Macdui (1309 M.) liegen, dann aber im N. in das rauhe nordcaledoniſche Hochland mit den Ben Attow (1219 M.), Ben Wywis (ſpr. Weiwis, 1043 M.), Ben Derag (1114 M.) und Ben-More (1001 M.). Ein tiefer Spalt, quer von SW. nach NO. ziehend und gefüllt von länglichen Seen, die durch den großartigen, aber langweiligen und ſchlecht rentirenden caledoniſchen Canal unter ſich und mit beiden Küſten verbunden ſind, trennt beide Gebirgsmaſſen von einander. Die ganze Länge dieſer Waſſerſtraße, von Inverneß im NO. bis Fort William im SW. beträgt 101½ Km.

Am See Loch Lomond.

Beide Gebirge ſind rauh und zerklüftet, reich an erhabenen und wildromantiſchen Naturſchönheiten und Bergſeen; letztere, zahlreich mit den Bergketten von SW. nach NO. ziehend, bilden einen maleriſchen Gegenſatz zu den kahlen, der Hochwaldungen entkleideten, meiſt mit Haidekraut und Geſtrüpp bedeckten Kämmen, ſo beſonders der größte unter ihnen, der Loch Lomond (116½ □Km.), mit 30 grünen, zum Theil bewohnten Inſeln, welchen ſeine Landsleute den nordiſchen Lago Maggiore genannt haben. Am Eingange der Hochlande, im Thale des Garry, eines Seitenfluſſes des Tay, welch letzterer bei der anſehnlichen Stadt Perth in einen eigenen Firth (oder Frith) mündet, liegt der bekannte Paß Killiecrankie. Ueberſchreitet man die ſüdlichen Grampians, ſo gelangt man in das Thal des Dee (ſpr. Dih), in dem das königliche Luſtſchloß Balmoral gelegen iſt. Statt der kahlen Bergrücken, die nur theilweiſe mit dürftigem Graſe überzogen ſind, finden wir nun ſchöne Fichtenwaldungen, an die ſich Birkenbeſtände anſchließen, und am Fuße der blauen hohen Berge winkt freundlich der Hochlandsort Brae-

Digitized by Google

mar entgegen. Wüſte, menſchenleere Thäler ſind aber im N. und NW. Schottlands vorherrſchend. Sie ſind es, die den Hochlanden den eigentlichen Charakter verleihen, und ſie muß man durchreiſt haben, um ſich über das Land ein Urtheil bilden zu können. Der gewöhnliche Touriſt, der ſich zwiſchen Glasgow und Edinburg bewegt, lernt nur die geſegneten Lowlands und die herrlichen mittelſchottiſchen Seen kennen, und erklärt danach Schottland für eines der ſchönſten und am beſten bebauten Länder, — wie ganz anders aber geſtaltet ſich dieſe Anſicht, wenn man die Glens im N. und NW. durchzieht; hier drängt ſich unwillkürlich die Frage auf, ob Schottland denn nicht ein menſchenleeres, armes Land ſei? (Siehe das genußreiche Werk von Dr. Richard Andree: Vom Tweed zur Pentlandföhrde. Reiſen in Schottland. Jena 1866. 8⁰., ferner Dr. Brennecke: Die ſchottiſchen Hochlande. Poſen 1864. 8⁰. Arch. Geikie: Scenery of Scotland, viewed in connexion with its physical geology. London 1865. 8⁰. und J. Nicol: The geology and scenery of the North of Scotland. Edinburgh 1866.)

Wir fügen hier noch eine Erklärung der topographiſchen Benennungen in Schottland bei, wie ſie Dr. R. Andree mittheilt: Ein großer, durch ſeine Formen von den übrigen abſtechender Berg heißt ſtets Ben; für Waſſerfall gebraucht man das Wort Linn. Thäler werden im Gäliſchen zweifach bezeichnet, einmal als Glen, dann als Strath. Ein ſtrenger Unterſchied ſcheint zwiſchen beiden nicht vorhanden zu ſein, doch fand Dr. Andree, daß wüſte enge Thäler, die faſt vegetationslos ſind und durch die höchſtens Schafhirten mit ihren Heerden hindurchziehen, in denen ſelbſt die elenden Hochlandshütten ſelten anzutreffen ſind, ſtets Glens genannt werden. Dagegen erſchien ihm ein Strath meiſtens cultivirt, mit Bäumen bewachſen, ausgedehnter als ein Glen und manchmal kleine Ebenen in ſich ſchließend. Loch iſt die gäliſche Bezeichnung für einen See. Gleichviel ob ein rings vom Lande eingeſchloſſener Süßwaſſerſee, oder die tief ſich an der W.-Küſte in das Land hineinziehenden Salzwaſſerföhrden, ſie heißen ſtets Loch. Dun bedeutet eine mäßige Höhe, auf der gewöhnlich ein befeſtigter Platz lag. Weiter iſt Bal ein umfriedigter Platz, ein Städtchen, Roß eine in's Meer vorſpringende Landzunge, Tober eine Quelle. Sehr häufig kommen die Worte Aber und Inver in Zuſammenſetzungen keltiſcher Namen vor; ſie bedeuten beide daſſelbe, nämlich Mündung; alſo Aberdeen: Mündung des Dee, Inverneß: Mündung des Neß.

Im W. und N. iſt Schottland mit zahlreichen Inſelgruppen umgeben. Es ſind dies im W. die öden baumloſen Hebriden oder weſtlichen Inſeln, mit ſteilen oft lothrecht in's Meer ſtürzenden Küſten und oft nicht unbeträchtlichen Gipfelerhebungen. Die größte Vollkommenheit und Schlankheit, verbunden mit bedeutender Höhe, erreichen die Baſaltſäulen des berühmten Inſelfelſens von Staſſa, ausgezeichnet durch die gefeierte Fingalshöhle. Aufgebaut ſind die weſtlichen Inſeln der Hauptſache nach aus baſaltiſchen Geſteinen, aus halbkryſtalliniſchen quarzigen Schiefern, Quarziten und damit verbundenen Kalkſteinen, endlich aus hornblendereichen Gneißen. Der ungeſtüme und faſt nie ruhende Wind läßt an den W.-Küſten, die den atlantiſchen Stürmen ſchonungslos preisgegeben ſind, Bäume nicht gedeihen.

Die Hebriden liegen zum Theile, nur durch ſchmale Sunde getrennt, ſo nahe an dem Hauptkörper Schottlands, und in ihrer Erſtreckung ſpricht ſich alsdann ſo offenkundig die in Fjorden, Seen und Flüſſen des Landes vorherrſchende NO.-Richtung aus, daß man ſie auf den erſten Blick richtig als abgeſtückelte Endglieder des Hauptlandes deuten wird. Und die geologiſche Zuſammenſetzung derſelben ſtreitet nicht dagegen, ſondern führt zum ſelben Reſultate hin. Die größten dieſer der Küſte genäherten Inſeln ſind von N. nach S. Skye, Rum und Eigg, Mull mit Jona und Staſſa, ferner Islay und Jura mit Colonſay und Oronſay, ſchließlich Arran. Weiter entfernt von dem Hauptland zieht ſich die große,

einen leicht geschwungenen Bogen darstellende Reihe von hinter einander gelegenen Inseln und Scharren einher, welche oft zusammen the long island heißen, und von welchen die nördlichste und fernste, Lewis, zugleich die größte, die südlichste, Bernera, eine der kleinsten ist. Geologisch gehören zu dieser Inselkette, welche die eigentlichen Hebriden ausmachen, noch die nach weiter Unterbrechung im S. folgenden Tiree und Coll. Von wie winzigen Dimensionen der größte Theil der westlichen Inseln ist, vermag man daraus zu ermessen, daß ihrer an 300 (davon 87 bewohnt) sein sollen, mit einem Flächeninhalt von ungefähr 8100 □Km., von denen allein auf die drei größten 5070 kommen. Und bei jener Zahl von 300 sind natürlich die bloßen Klippen nicht mitgerechnet. (Ferd. Zirkel. Schottische Westeilande, in: Ausland 1869, Nr. 18, S. 414; Nr. 20, S. 463; Nr. 23, S. 533; Nr. 25, S. 582; Nr. 32, S. 761.)

Nördlich von Schottland liegen zwei Gruppen; zuerst, durch den schmalen Pentland-Firth getrennt, die Orkaden, Orkney oder nördlichen Inseln, 77 an der Zahl, darunter 29 bewohnte, mit einem Gesammtflächenraum von 1150 □Km. Vom Festlande gesehen erscheinen die blauen Berge der Orkneys wie Hügel, die sich aus dem Boden von Caithneß erheben. (Vergl. Peace. Description and historic handbook to the Orkney Islands. Kirkwall 1862. 8°.; dann: D. Gorrie. Summers and winters in the Orkneys. London 1868. 8°.) Weiterhin, schon mehr isolirt, taucht die aus mehr denn 100, darunter 30 bewohnten Eilanden bestehende Shetland-Gruppe (150 □Km.) auf.

Sehr weniger Worte bedarf es, um ein anschauliches Bild von der zweiten Hauptinsel der großbritannischen Gruppe, von dem westlich gelegenen Irland zu entwerfen. Die Küstenumrisse sind wenn auch weniger tief eingeschnitten, so doch eben so mannigfaltig und zerrissen und mit steilen, halbzerstörten Felswänden ausgestattet wie in Schottland; im Uebrigen denke man sich eine weite vorherrschend niedrige, wellige und moorige Tiefebene, reich an Wiesen und Seespiegeln. Dies ist das Innere von Irland, in dessen milder Temperatur das Grün der Laubwälder dem Winter widersteht, weßhalb es als das „grüne Erin", die „immergrüne" oder die „Smaragdinsel" gefeiert wird. (H. Lloyd. The climate of Ireland and the currents of the Atlantic. Dublin 1865. 8°.) Nur an den Rändern treten Gebirgszüge auf, die jedoch durchaus isolirt sind und keine namhafte Höhe erreichen. (H. Mc. Manus. Sketches of the Irish Highlands, descriptive, social and religious. London 1864. 8°.) Die Flüsse, wie der Shannon, der Barrow und der Liffey, schleichen träge durch die Wiesen und häufig durch eine Seenkette hin, und suchen so wie jene Englands ihre Mündung gerne in Trichtern, in welchen sich Ebbe und Fluth weit aufwärts fühlbar macht. Die landschaftlichen Reize dieses hauptsächlich auf Graswirthschaft und Viehzucht angewiesenen, mit seltener Verkennung seines Berufes aber Acker-, vornehmlich Weizen-

und Kartoffelbau treibenden Landes, mit feuchtem Klima und trüben Sommern sind bescheiden zu nennen. Doch bilden die drei kleinen inselreichen Seen von Killarney im SW.-Winkel Irlands ein vielbesuchtes Touristenziel, welches wegen der schönen Form der sie umgebenden Berge und des üppigen Pflanzenwuchses das gespendete Lob mit Recht verdient, vorausgesetzt, daß man seine Erwartungen nicht zu hoch spannt. Der größte See Irlands ist der nahezu viereckige Lough Neagh (409 □ Km.) ganz im NO. und liegt derselbe im Centrum eines durchaus vulcanischen Gebietes. Den N. der Insel nehmen basaltische Plateaux ein, und von der Grafschaft Antrim nordwärts durch die inneren Hebriden und die Faröer erstreckt sich mit Unterbrechungen eine Kette vulcanischer Bildungen, die sämmtlich oder größtentheils in der miocänen Periode durchbrachen.

Geographisch wären W.-Europa auch noch die weit im atlantischen Oceane liegenden Faröer und die große nordische Insel Island beizuzählen. Beide stehen staatlich unter dänischer Herrschaft und findet die Beschreibung Islands später ihren passenden Platz; die Faröer oder Schafinseln sind steile baumlose Felsmassen mit mildem aber nebligem Klima. Man zählt ihrer 22, von denen 8 nicht bewohnt werden.

Rings vom Oceane umflossen und am Einflusse des warmen Golfstromes gelegen, genießen die britischen Inseln ein sehr feuchtes, aber außerordentlich gemäßigtes kühles Klima mit geringen Abständen zwischen den Extremen. Der Winter ist wärmer als in dem größten Theile von Frankreich und nicht strenger als in der Lombardei, der Sommer kühler als in Schweden. Frühjahr und Herbst sind naß, daher der herrliche Graswuchs. Aber nicht blos die Jahreszeiten werden durch die Nähe des Meeres ausgeglichen, sondern selbst die Himmelsstriche, da das Klima von Edinburg wenig kälter ist als das des S. Die Insel Wight hingegen liegt kaum südlicher als Jena in Deutschland, aber das Klima ist dem von Nizza ähnlich. Da sieht man in allen Gärten Kirschlorbeerbäume (Prunus laurocerasus), Feigen (Ficus carica) voll reifer Früchte; blühende Lorbeere, immergrüne Eichen (Quercus ilex) und Oelbäume. (Hallier. Ausflüge in die Natur. S. 119.) Die Boden ist, die ganz gebirgigen Districte ausgenommen, außerordentlich fruchtbar und liefert besonders in England durch die ausgezeichnete Cultur den höchsten Ertrag. Doch reift kein Wein, obgleich er im Mittelalter noch, freilich in schlechter Qualität, gezogen wurde.

Die klimatischen Verhältnisse eines bestimmten Ortes oder Landstrichs bleiben nicht immerfort dieselben. Sie hängen vielmehr von der Bodencultur, Wasserableitungen oder Austrocknungen, Meeresströmungen und anderen Umständen ab.

Aus irgend einer dieser Ursachen hat das Klima Englands eine wesentliche Veränderung erfahren. Die bemerkenswertheste Thatsache ist, daß, während der Winter nicht so strenge und der Sommer nicht so heiß ist wie früher, gewissermaßen ein Umschwung in den Jahreszeiten stattgefunden hat. Es ist kalt, wenn man Hitze gewärtigen sollte, und umgekehrt warm, wenn Aussicht auf Schnee begründet wäre. Die Meteorologen haben es bisher unterlassen, uns über die Ursachen dieser sonderbaren Erscheinung aufzuklären. Was die Getreidecultur und die Viehzucht betrifft, so haben diese Culturzweige ebensowenig wie die Forstcultur allerdings bis jetzt keine nachtheiligen Folgen von diesem klimatischen Wechsel empfunden. Deutlich machte sich letzterer hingegen bei der Obstzucht fühlbar, wo die zarten Triebe für unzeitgemäße Fröste in hohem Grade empfindlich sind. Verspätete Fröste im Frühjahr sind der Schrecken des Obstzüchters und leider nehmen die auf solche Weise angerichteten Verheerungen in so bedenklichem Maße in England zu, daß man den Bau einzelner wohlbekannten Obstsorten bereits gänzlich aufgegeben hat, und vorzieht, dieselben aus dem Ausland zu beziehen. Nicht minder deutlich als in England macht sich dieser räthselhafte Klimawechsel in Schottland fühlbar.

Die wichtigsten Producte des Pflanzen- wie des Mineralreiches auf den britischen Inseln sind im Laufe unserer Darstellung schon erwähnt worden. Wir wissen, daß Englands größter Reichthum unter der Erde liegt, und daß das geschilderte Klima den Anbau der wichtigsten mitteleuropäischen Culturgewächse, vornehmlich der Brodfrüchte begünstigt. Doch kann nicht geleugnet werden, daß seit Einführung der intensiven Cultur des Bodens dieser sich im Zustande der Erschöpfung befindet. (Siehe darüber den lehrreichen Aufsatz in der Quarterly Review vom Januar 1873, S. 152—169.) Irland ist für den Ackerbau nicht geeignet, liefert aber dafür so wie Schottland Hanf und Flachs. An Waldungen, obwohl sie die trefflichste Pflege erhalten, ist empfindlicher Mangel vorhanden. Nichts Bemerkenswerthes bietet die Thierwelt, welche sich innig an die continentale anschließt. Die größeren Raubthiere hat man alle ausgerottet, nur den Fuchs zum Jagdsport aufbewahrt. Unter den Hausthieren verdienen die irischen Schweine, die Schafe und Rinder Englands Erwähnung. Obenan aber stehen die weltberühmten trefflichen Pferde.

§. 5. Das Alpen-Gebiet.

Im O. des Rhônethales, hart am Rande des Mittelmeeres, erhebt sich schroff das mächtige gletscherreiche Hochgebirge der **Alpen**, welches in einem Bogen von 9 Längengraden, zwischen dem 43.° und 48.° n. Br. in einer wechselnden Breite von 150 bis 250 Km. und die Mitte zwischen Aequator und N.-Pol einnehmend, gegen O. fächerartig sich ausbreitet und eine centrale Stellung in Hocheuropa behauptet. Die Alpen ziehen zuerst als Grenze

zwiſchen Frankreich und Italien, dann zwiſchen letzterem und der Schweiz, welches Land ihnen faſt ausſchließlich angehört; ſie treten dann nach Tirol in das Kaiſerthum Oeſterreich über, wo ſie nebſt dieſer noch die Provinzen Salzburg, Ober- und Niederöſterreich ſüdlich vom Donaulaufe, Steiermark, Kärnten und Krain füllen. Deutſchland iſt am Alpenzuge nur durch das kleine Stück der zwiſchen Bodenſee und Salzburg gelagerten Vorberge und Abſtürze der Tiroler Kette betheiligt, ſo daß man von deutſchen Alpen füglich nicht reden kann. Die Alpen ſind die erſte und hauptſächlichſte Scheide zwiſchen N. und S. in unſerem Erdtheile, wenngleich S.-Europa im eigentlichſten Sinne, wie wir ſchon ſahen, erſt mit dem Auftreten der immergrünen Laubbäume, in Italien alſo jenſeits vom Apennin beginnt. Was nördlich der Alpen liegt, bildet bis nordwärts an die Nord- und Oſtſee was man ſo recht Mittel-Europa nennen kann, in ſeinem Klima und Pflanzenwuchs ſich aber weit eher dem N. als dem S. anſchließt. Die Alpen ſelbſt bedecken einen Raum von mehr als 200,000 □Km. und werden nach den Längenthälern zwiſchen ihren Ketten und Maſſen in Nord-, Mittel- und Südalpen, nach Querſchnitten in Weſt-, Central- und Oſtalpen eingetheilt. Da unſer Buch weniger die Detailkenntniß fördern als ein in ſeinen allgemeinen Zügen lebenswahres Bild der jeweiligen Terrainabſchnitte anſtreben ſoll, ſo verzichtet es auf eine weiter gehendere Sonderung dieſer Gruppen, welche nur zur Aufzählung einer höchſt monotonen Nomenclatur führen würde, und beſchränkt ſich, in allgemeinen Umriſſen die Hauptcharaktere der Alpen anzudeuten. In einer beſonderen Tabelle bemühen wir uns dagegen den Zug der Alpen mit ſeinen verſchiedenen Gruppen und Ketten zu veranſchaulichen. Im Allgemeinen wolle man feſthalten, daß das Gebirge, welches maſſig im W. anhebt, ſich gegen O. hin zwar ſtets verbreitert aber auch immer mehr zerſplittert, in mehr oder minder parallele Ketten gliedert, und daß mit dieſer fortgeſetzten Spaltung und Vermehrung der Gruppen die Abnahme der Gipfelhöhen gleichen Schritt hält. Wir fügen nur noch bei, daß den Alpen im W. das Jura-Gebirge vorgelagert, im NO. die Karpathen, im SO. dagegen das Karſt-Gebirge wie angehängt erſcheint, weßhalb dieſe manchmal als Nebengebirge oder gar als Fortſetzungen der Alpen aufgefaßt werden, eine Anſicht, die wir indeß nicht zu theilen vermögen. Die genannten Höhenzüge werden daher bei der Beſchreibung Mittel-Europa's ihre Stelle finden.

Der geologiſchen Bildung nach zerfällt das Alpenſyſtem in zwei Zonen, in die Mittelzone oder Centralalpen, die, aus Gneis und Glimmerſchiefer beſtehend, das Urgebirge darſtellen, denen ſich im N. und W. wie im S., hier aber erſt vom Lago Maggiore nach O. Nebenzonen anſchließen, die nach ihrem vorherr-

schenden Gestein, dem Kalkstein, unter dem Namen Kalkalpen sich zu den Voralpen und den anliegenden Ebenen herabsenken. Die Alpen sind geologisch eine der interessantesten Gegenden Europa's, besitzen aber, wie sich in ihren höchsten Erhebungen und dem Vorkommen von jungen Formationen in den Vorbergen nachweisen läßt, ein relativ nur geringes Alter. Je älter die Gebirge, desto niedriger sind sie sowohl von Anfang an, als durch Verwitterung erst nachträglich geworden, je jünger sie sind, desto höher. Die hohen Alpen wie der Himalaya sind in der Periode unmittelbar vor dem Einzug des Menschen in Europa entstanden. Die Centralmassen, meist aus Gneis, Granit, Protogin bestehend, zeigen im Innern die sogenannte Fächerconstruction, d. h. die Schichten der Schiefer scheinen mit ihrem Fuße unter den ungeschichteten Centralkern zu gehen und fallen nach oben auseinander wie ein aufgeschlagener Fächer. An die Centralmassen schließen sich dann nach S. und N. in verschiedenartiger Entfaltung und Lagerung die neueren neptunischen Formationen, von der Steinkohle bis herunter zum Tertiär an, in denen namentlich die kalkigen Glieder oft mächtig entwickelt sind. Die Triasformation, das sogenannte Salzgebirge, kommt in den Alpen in großer Ausdehnung, sowohl im S. als im N. der Centralalpen vor, und überall sehr entwickelt und in mannigfacher Schichtenausbildung. Ferner schlingt sich ein Band jurassischer Schichten vom Ligurischen Golfe an um den Rand der Alpen herum und läßt sich bis in die Gegend von Wien verfolgen. In der Schweiz bestehen die Hochgipfel der westlichen Alpen daraus; am S.-Rande beginnt das Band erst am Lago Maggiore und erstreckt sich bis Ungarn. Den größten Flächenraum nimmt aber die Tertiärformation ein, deren Ausbildung und Verbreitung für das Alpenland von bedeutender Wichtigkeit ist. Die auf ihre eocäne Ablagerungen folgende Molasse füllt den ganzen Raum zwischen Jura und Alpen und die nördliche sogenannte Ebene der Schweiz, dann weiter nach O. alle Thäler von Tirol, Salzburg und Krain an. Gegen die Alpen hin sind die Molasseschichten in einer Falte gehoben, so daß sie nach S. gegen die Alpen einfallen und ebenso nach N. gegen das Flachland. Im Diluvium begegnen wir großen Geröllschichten und Findlingsbänken, die einen großen Theil der Vorderschweiz bedecken. Diese Geröllschichten und erratischen Blöcke sind der Absatz der früher in den Alpen viel weiter ausgedehnten Gletscher, die ihren Fuß bis weit gegen den Jura hin und tief nach Süd-Deutschland hinein erstreckten, und hier ihre Moränen und Schutthalden zurückließen.

Was nun das Entstehen dieses noch jugendlichen Hochgebirges betrifft, so sind nach Prof. Edward Süß (Die Entstehung der Alpen. Wien 1875. 8°.) alle Unebenheiten des Erdkörpers die Folge von bald tieferen, bald mehr oberflächlichen Falten, welche sich in der Gesteinsphäre zur Geltung bringen, reißen und schieben und dem Erdmantel noch fortwährend wechselnde Moden vorschreiben. Alle im weiteren Sinne des Wortes alpinen Höhenzüge sind einseitig, von einer horizontal wirkenden Falte aus gebildet worden. Ueberall ist die SO.- oder S.-Seite abgebrochen und eingesunken, überall wirkt eine horizontale Kraft nach W., NW. oder NO. Es scheint fast ein inneres Gesetz des Planeten zu sein, daß die Falten nach dem N.-Pol zu streichen und sich nur vor Hindernissen mächtiger Natur stauen, beugen, ab- und wieder zulenken. Aber diese Hindernisse selbst stehen unter dem Einfluß der faltenden Bewegung. Die Alpen sind unmöglich durch Erhebung in der Axe und durch Druck auf die Nebenzonen entstanden; denn weder Jura, noch Karpathen haben eine Centralmasse, welche in dieser Art wirken könnte, und doch gehen die Faltungen in großen Bögen vor sich, was nur durch eine allgemeine Bewegung des Erdmantels erklärlich wird. Der Granit im Schweizer Centralstock ist viel älter als die vorliegende Anticlinale der Molasse, konnte folglich nicht mehr dynamisch auf diese wirken. Der Basalt in den vicentinischen Bergen, der wie die Vulcane im Apennin blos auf Spalten steht, ist gerade so gut „gehoben" worden wie die krystallinischen Felsarten. Die Senkungen dauern fort, nachdem die Diluvialzeit längst ihre Falten geworfen hat. Die Schiebung stieß indeß auf Hindernisse, deren Wirkungen sich deutlich erkennen lassen. Ueberall fügen sich die jüngeren Bildungen den älteren. So richtet sich der Jura nach dem älteren Gneis von Dole im östlichen Frankreich bis zum südlichen Schwarzwald. Die Alpen folgen wieder dem Laufe des Jura. In Vorarlberg und Bayern, wo sie kein Hinderniß antreffen, werden die Außenfalten regelmäßig. Je näher man dem Höh-

merwalde kommt, desto unregelmäßiger streichen die Alpen; in den Kalkalpen treten Brüche ein, dann streicht die Kalkzone nach SO., von Gmunden nach Windischgarsten, und erhebt sich wieder nordöstlich auf Mödling zu, in der Richtung der Karpathen. Diese Bruchlinie entspricht dem Keil der böhmischen Südmasse. Wien liegt in einem durch die nordöstliche Schwenkung entstandenen Risse, der bis zum Semmering geht. Die einheitliche horizontale Verschiebung der Schweizer Alpen hat Kaufmann deutlich nachgewiesen: Zwischen dem Thuner und Züricher See fügen sich die Alpen genau dem größeren oder geringeren Widerstande der Nagelfluhe; das Plateau der „Blume" wurde nach NW. geschoben, am Pilatus tritt aber stärkere Faltung der Molasse hervor; der Rigi schiebt wieder einen Nagelfluhstock vorwärts, aber die zurückweichende Kreide legt sich in engere Falten; wo die bogenförmig geschobene Molasse am stärksten vorwärts geschoben wird, zerreißt sie und es taucht der Züricher See auf. (Vgl. auch über die Bildung und das Alter der Alpen: Mitth. der k. k. geographischen Gesellsch. zu Wien 1872. S. 190 bis 193.)

Einen besonderen Vorzug in dem Bau der Alpen gewährt die reiche Thalbildung. Die bedeutendsten und längsten Thaleinsenkungen ziehen in gleicher Richtung mit den Hauptkämmen des Gebirges. Solche Längen- oder Longitudinalthäler bilden die Alpenströme Rhône und Rhein in ihrem oberen Laufe in der Schweiz, die Flüsse Inn und Salza, Enns und Mur, Drau und Save. Wo sie ihre Richtung verlassen, ändert sich auch die bis dahin sanfte Neigung ihrer Grundflächen; es bilden sich Verengungen, sogenannte Klausen, oder sie treten in Engen und Stromschnellen in die Ebene hinaus. Auf der S.-Seite, die nur wenige Längenthäler besitzt, darunter das von der Adda durchflossene Veltlin oder Val Tellina das ausgebildetste ist, sind die Thalbecken meist von Seen ausgefüllt. Kürzer und steiler sind natürlich, weil sie die Streichungslinie der Gebirgskämme durchsetzen, die Quer- oder Transversalthäler, welche sich durch einen regelmäßigen Wechsel von Thalengen mit flachen Mulden auszeichnen. Die größten Querthäler bilden die Reuß in der Schweiz und die Etsch in Tirol, dann der Rhein oberhalb des Bodensee's und der Rhône von Martigny bis zum Genfer-See. (Seydlitz'sche Geographie. Breslau 1876. 8°. S. 124.)

Das Tertiärland der Nordschweiz, von den Alpen und dem Schweizer Jura umschlossen, bietet Gelegenheit, einerseits die Wirkungen der Erosion zu untersuchen, andererseits die Einflüsse des Wasserlaufes auf die jüngeren Molasseschichten damit in Vergleich zu bringen. In den schweizer Molassegebirgen unterscheidet Prof. Rütimeyer zwischen einheimischen Gewässern, welche innerhalb des Tertiärlandes selbst ihren Ursprung nehmen, und zwischen fremden, welche den Alpen oder dem Jura entstammen. Für die einheimischen Gewässer bieten Beispiele das ausschließlich der Molasse angehörige Quellgebiet zwischen dem Genfer- und Neuenburger-See, die Gebirge des Napfs, der Hundsschlüpfe und des Rämisgummen. Im Napfgebirge namentlich, dessen Nagelfluhschichten mit überraschender Regelmäßigkeit auf stundenweite Entfernungen, über Dutzende von Thälern hinweg ihr gleiches Niveau innehalten, die auch seit ihrer Erhebung zu festem Lande kein anderes, als das auf ihre Oberfläche niederfallende Wasser erhielten, von Gletschern niemals berührt wurden, erfolgte die Thalbildung genau dem Zuge der Schwerkraft entsprechend; radienartig verlaufen die Schluchten von den Gipfeln herab durch die Flanken des Berges; die Zugänge zu den höheren Theilen des

Gebirges führen meist über schmale Grate zwischen diesen Gräben dahin. Das Gestein ist Nagelfluhe, von wenig mächtigen, horizontalen Sandbänken durchsetzt. In solch lockerem Materiale besitzen die Thäler einen mehr oder minder regelmäßigen, kegelförmigen Querschnitt; in hartem, meist aus verkitteten Quarzitblöcken bestehendem Felsen bilden sie Klammen von 30 bis 60 M. Tiefe, eingesägt von Gewässern, welche nur periodisch, nach Gewitterregen und bei der Schneeschmelze bedeutende Wassermengen führen, den größten Theil des Jahres über dagegen nahezu trocken liegen.

Die fremden Flüsse verfolgen in dem von Dislocationen nicht betroffenen Theile des Tertiärgebietes mit sehr seltenen und kurzen Unterbrechungen eine auf das Streichen der Alpen verticale Richtung und werden aufgenommen in einen großen Sammelcanal, welcher dem Fuße des Jura folgt. Ihre Flußrinnen nehmen von W. nach O. an Sohlenbreite zu und gehen in dieser Richtung in immer tiefere Niveaus hinab. Zieht man damit die Thatsache in Vergleich, daß das Lager der marinen Molasse in der Schweiz eine von W. nach O. und in geringerem Maße auch von S. nach N. sich erniedrigende mittlere Oberfläche besitzt, so liegt der Schluß nahe genug, daß ihr Niveau auch für jene fremden Gewässer von Alters her das bestimmende gewesen sein mochte, und ein Einfluß der jüngeren Süßwassermolasse-Ablagerung auf deren Gefäll nicht mehr statthatte. Als selbstständig das Tertiärland durchsetzende, die ihnen entgegenstehenden Hindernisse in hervorragendem Maße beherrschende Alpenflüsse stellen Rhône und Rhein sich dar; ein bemerkbarer Einfluß auf das Tertiärgebiet kann außer ihnen noch der Saane, Aare, Reuß und Linth zugeschrieben werden, allein auch ihr Verlauf innerhalb dieses Gebietes stimmt mit jenem der einheimischen Flüsse in den mannigfachsten Beziehungen überein, bequemt namentlich den beiden in demselben dominirenden Neigungsrichtungen sich an und führt zu dem Schlusse, daß sämmtliche Flußrinnen des Tertiärlandes, Rhône und Rhein allein ausgenommen, durch keine demselben fremden Kräfte beeinflußt waren. (L. Rütimeyer. Ueber Thal- und See-Bildung. Beiträge zum Verständniß der Oberfläche der Schweiz. Basel 1869. 8°.)

Von der Bildung der Thalsysteme hängen die Alpenpassagen ab, die entweder Längen- oder Querstraßen sind und meist mit vielen Mühen sehr künstlich hergestellt werden mußten. Bis jetzt werden die Alpen nur an drei Stellen von dem Schienenwege bezwungen: am Col de Fréjus mit dem 12 Km. langen sogenannten Mont-Cenis-Tunnel, in den W.-Alpen, der aus dem Thale des Arc (Nebenfluß der Isère) in Frankreich nach jenem der Dora Riparia (Nebenfluß des Po) nach Italien führt (siehe: Prof. Julius Schantz. Der Mont-Cenis-Tunnel, seine Erbauung und seine Umgebungen. Wien. Pest. Leipzig 1872. 8°.); am Brenner-Paß in Tirol, der aus dem von der Sill (Zufluß des Inn) durchflossenen Wipp in das Thal des Eisack führt, welcher sich bei Bozen in die Etsch ergießt, und endlich am Semmering südlich von Wien, wo die Niederösterreich von Steiermark scheidenden Grenzgebirge überschritten werden und man aus dem Schwarza- in's Mürz-Thal gelangt. An einer vierten Alpenbahn, welche unter dem Gotthard-Passe in der Schweiz durch einen 14,99 Km. langen Tunnel geleitet werden soll, sind die Arbeiten seit 1872 in Angriff genommen. Außerdem führen noch an 40 andere Verkehrsstraßen über die Alpen. Die kürzesten sind natürlich jene aus einem Querthale in das andere. Noch viel größer ist die Anzahl der nicht mit Straßen versehenen Pässe oder Uebergänge.

Wir können uns nicht verſagen, hier eine belehrende Bemerkung Deſor's (Der Gebirgsbau der Alpen. Wiesbaden 1865. 8°.) einzuſchalten, welche uns den Zuſammenhang zwiſchen dem Gebirgsbau und der Vertheilung der Päſſe erklärt. „Da die Centralmaſſen oder kryſtalliniſchen Kerne wie Inſeln aus den umgebenden Sedimentgeſteinen aufgeſtiegen ſind, ſo geht daraus hervor, daß dieſe letzteren, wenn auch verändert und umgeſtaltet, doch in ihrer Erſcheinung verſchieden von den kryſtalliniſchen Geſteinen ſein müſſen. Sie halten ſich auch gewöhnlich in einer geringeren Höhe, und nur ausnahmsweiſe kommt es vor, daß ſie zu den Höhen emporgetragen worden ſind, welche die kryſtalliniſchen Gebilde gewöhnlich einnehmen. Dieſe Verhältniſſe ſind von der höchſten Wichtigkeit für die Orographie der Alpen. Denn da jede kryſtalliniſche Centralmaſſe einen länglichen oder ellipſoidiſchen Kern darſtellt, und da der höchſte Punkt im Allgemeinen der Mitte der Centralmaſſe entſpricht, ſo folgt daraus, daß den Zwiſchenräumen zwiſchen den Ellipſoiden oder Centralmaſſen die Einſenkungen in der Alpenkette entſprechen müſſen. In der That finden ſich eben da die zugänglichen Joche und die hauptſächlichſten Päſſe der Alpen, welche man überall aufgeſucht und benützt hat, wo nicht etwa der kryſtalliniſche Kern ſelbſt durch querlaufende Spaltenthäler eingeſchnitten iſt. Solche ſind unter andern der Col di Tenda, der Mont Cenis, welcher der Einſenkung zwiſchen den Cottiſchen und Grajiſchen Alpen entſpricht, der Col du Bonhomme zwiſchen dem Montblanc und den W.-Alpen, der große St. Bernhard, der Lukmanier, der Bernardin, der Splügen, der Bernina-Paß, der Stelvio in gewiſſem Maße, die Reiſchen-Scheideck und vor allem der Brenner, welcher die älteſte Alpenſtraße iſt. Die Päſſe der Oſtalpen zeigen alle ungefähr dieſelben Verhältniſſe, beſonders diejenigen, welche über die Tauern führen, wie der Paß von Rauris. Weiter öſtlich ſenkt ſich die Kette hinlänglich, um faſt überall Uebergänge zu geſtatten. In der Schweiz gibt es faſt nur zwei Päſſe, die nicht den Zonen oder Einſenkungen der Sedimentgeſteine folgen. Dies iſt der St. Gotthard und der Simplon. Man darf aber nicht vergeſſen, daß die Urſache, warum erſterer gebraucht wird, eigentlich in den zwei Seitenthälern der Reuß und des Teſſin zu ſuchen iſt, welche ſich nahe genug liegen, um den Uebergang über das mäßig hohe Joch der St. Gotthardsmaſſe weſentlich zu er-

Die Teufelsbrücke an der St. Gotthardſtraße.

leichtern. Der Simplonpaß seinerseits überschreitet die krystallinische Centralmasse desselben Namens nahe an deren Ende, da wo sie sehr schmal und schon bedeutend niedriger geworden ist. Sehr bald gelangt er dann in das Thal der Diveria und dann in den großen Engpaß des Val Formazza, welchem nur sehr wenig fehlt, um ein vollkommenes Spaltenthal zu sein."

Was nach den Gebirgen selbst den Reisenden in den Alpen am meisten anzieht, sind die Seen, ein Hauptschmuck des Hochgebirgs. Die Mannigfaltigkeit und der Reichthum an Seen sind ein wichtiges Moment, welches die Schweizer Natur von der anderer Alpenländer unterscheidet. In der That belehrt uns ein Blick auf die Karte, daß die Natur die Schweizer Alpen mit Seen, welche durch Zahl, Größe und Schönheit gleich ausgezeichnet sind, wahrhaft verschwenderisch ausgestattet hat, während die anderen Theile der großen Alpenkette in dieser Hinsicht verhältnißmäßig weniger bevorzugt erscheinen. Von den kleineren Hochgebirgsseen in der Alpenregion unterscheiden sich durch höhere Bedeutung die zahlreichen großen Seebecken in den Vorlanden der Alpen, besonders im N. und S., dort vom See von Bourget in Savoyen bis zum Traunsee in Oberösterreich über ein Gebiet von mehr als 520 Km., am S.-Fuße vom Orta- bis zum Garda-See über 150 Km. Länge ausgebreitet. Den wohlthuenden Eindruck derselben erhöht die Frische, Klarheit und schöne Farbe des Wassers, das vom dunkelsten Blaugrün bis zum durchsichtigsten und zartesten Blau spielt. Diese Seen sind zugleich die Reinigungsbecken der Alpengewässer, in deren Tiefe sie allen Schutt von Gerölle und Steinen, den sie in ihrem wilden Laufe aus den Schluchten der Berge mit fortgerissen haben, versenken.

Den Schlüssel zum Verständniß des Seenbaues dürfen wir aber nicht in den Alpen suchen. Die Alpen hätten vielleicht nie sich erklären lassen, wenn nicht neben ihnen der geologisch viel interessantere Jura läge; der Jura ist das ABC-Buch der Schweizer Geologie gewesen. Hören wir nur Desor's classische Schilderung (a. a. O.): „Wer die Kette des Jura aus der Vogelperspective von einem Luftballon aus betrachtete, würde als Hauptzug notiren: gleichlaufende Reihe von Kämmen (die verschiedenen Ketten) durch entsprechende Vertiefungen (die Thäler oder Mulden) getrennt, und hier und da querüber auf diesen Kämmen Einschnitte oder tiefe Schluchten, welche die Ketten senkrecht durchschneiden und die verschiedenen Thäler in Verbindung setzen; das sind die Clusen. Diese Clusen oder Querrisse werden einen von den Mulden sehr verschiedenen Charakter haben; sie werden viel wechselvoller und mannigfaltiger erscheinen. Die Mulde dagegen ist eine Falte mit einander entgegenlaufenden Gehängen (eine inneclinale Vertiefung), welche im Allgemeinen ihre größte Weite und größte Tiefe in der Mitte erreicht und sich allmählig an den Rändern und gegen beide Enden erhebt wie das Innere eines Kahnes. Endlich gibt es eine zweite Art von Längsthälern mit gleichlaufenden Gehängen (isoclinale Vertiefungen), welche die Bewohner des Jura sehr wohl von den Mulden zu unterscheiden wissen: es ist die Combe. Sie entsteht durch Längsrisse auf dem Gipfel oder an der Seite der Ketten, durch deren Klaffen gleichsam das Eingeweide der Berge bloßgelegt wird. Sind nun die so bloßgelegten Schichten von lockerer oder weicher Beschaffenheit, z. B. Mergel, so geschieht es häufig, daß sie von den Atmosphärilien angefressen und weggeschwemmt werden. Es entstehen dann Vertiefungen gleichlaufend mit der Längsrichtung, wie die

Digitized by Google

Interlaken und die Jungfrau.

Digitized by Google

Digitized by Google

Mulden, aber doch von ganz anderem Charakter. Ihre Gehänge haben nicht mehr die Einförmigkeit der Mulden, und die Schichten, anſtatt auf beiden Seiten einander zu entſprechen, werden im Gegentheil ſehr ungleichartig ſein. Häufig iſt die eine Thalſeite regelmäßig anſteigend, während die andere ſchroff oder treppenförmig abgeſtuft erſcheint. Zuweilen kommt es vor, daß die Comben plötzlich endigen, in der Geſtalt von Amphitheatern, welchen dann der Name Circus beigelegt wird. Das Creux du Vent im Canton Neuenburg iſt eines der ſchönſten Beiſpiele dieſer Art.“ Darnach unterſcheidet Deſor Mulden-, Comben- und Cluſen-Seen, die im Jura, wie in den Schweizer Alpen, vorkommen. Es gibt nur dieſe drei Formen echter orographiſcher Gebirgs-Seen, d. h. Seen, deren Geſtalt von dem Bau der Gebirge bedingt iſt. Dagegen gibt es noch eine Menge anderer Waſſerbecken, die keine Berg-Seen, ſondern durch Auswaſchung der Molaſſe gebildet ſind. Hierher gehören die meiſten Seen der Nordſchweiz. Indeſſen laſſen ſich wenige Seen ſtrenge claſſificiren, denn bisweilen ſind ihre einzelnen Glieder ſehr verſchieden gebildet worden, ſo daß der eine Theil eine Cluſe, der andere ein Eroſionseffect ſein kann; ja bisweilen miſchen und wechſeln ſogar die Typen auf kurzen Strecken.

Die Frage nach der Entſtehung der Seen reiht ſich unmittelbar an die Frage der Thalbildung, oder vielmehr ſind es eben die großen, den N.- wie den S.-Fuß der Alpen begleitenden Waſſerbecken, welche in erſter Linie die Erforſchung der Geſetze von Thal- und Beckenbildung veranlaßten. Es iſt allerdings nicht zu verkennen, daß jene großen Waſſermaſſen einer älteren Ordnung der Dinge angehören, zu deren Beurtheilung ein größerer Maßſtab erforderlich iſt, als derjenige der localen Unterſuchung; in blinden Becken mit nur oberflächlichem Abfluſſe ruhend, erſcheinen ſie von der Richtung der großen Ströme innerhalb des Alpengebietes gewiſſermaßen unabhängig, ja ſie beſitzen häufig nicht einmal ein ihrer Größe würdiges Eroſionsgebiet. Gleichwohl können die Kräfte, welche die großen Rand-Seen der Alpen bildeten, ihrer Natur nach kaum verſchieden gedacht werden von jener Beckenbildung an den Stellen ſtärkſter Waſſerarbeit in den heutigen Thälern, als deren Reſultat die ephemeren Berg-Seen erſcheinen; ſchon der Umſtand, daß auch die Richtung der großen Rand-Seen bei aller ſelbſtändigen Individualität derſelben den beiden vorherrſchenden Entwäſſerungsgefällen des Schweizer Tertiärgebietes ſich anbequemt, weiſt darauf hin, daß ſie, wenn nicht mit heutigen, doch vielleicht mit älteren Flußläufen des gleichen Gebietes in enge Beziehung zu ſetzen ſeien. — Der Gedanke, die gegenwärtigen Rand-Seen der Alpen als Ueberreſte eines früheren allgemeinen Waſſerbeckens zu betrachten, wird kategoriſch ausgeſchloſſen durch die bedeutenden Unterſchiede ihrer Höhenlage. Andererſeits würden die meiſten der heutigen Rand-Seen weit tiefer in's eigenthümliche Alpengebiet hineinreichen und eine nähere Verwandtſchaft mit wahren Berg-Seen bekunden, könnte durch Wegconſtruirung der angehäuften Schuttkegel ihr einſtiger Umfang ihnen zurückgegeben werden. Die Meſſungen der Seetiefen, welche allerdings bisher an Zahl, wie an Verläſſigkeit viel zu wünſchen übrig laſſen, deuten gleichwohl auf eine gewiſſe ſtufenweiſe Vertheilung der einzelnen Becken hin; für den S.-Rand der Alpen ergeben ſie das überraſchende Reſultat, daß ſeine ſämmtlichen Seeböden, wie wir ſchon wiſſen, noch unter dem Meeresſpiegel gelegen ſind, jener des Lago Maggiore ſogar um den Betrag von 657 M., nur um 43 M. höher als die Sohle des Todten Meeres. Ein Eindringen des adriatiſchen Meeres würde ſonach die oberitalieniſchen Seen zum Theile mit Salzwaſſer anzufüllen vermögen, und einige Fiſche; ſowie namentlich eine Krebsart des Garda-See's, ſcheinen einen ſolchen Zuſtand für frühere Epochen in der That zu beſtätigen. Immerhin läge hierin nur ein Wink, daß einſtmals das Meer durch die Oeffnung des Etſchthales Zutritt in's Alpengebiet hatte; an der Thalbildung ſelbſt kann es ſich nicht betheiligt haben, und iſt es im Gegentheile wahrſcheinlich, daß ſein Eintritt der Bildung der großen Querthäler am S.-Abhange der Alpen erſt nachfolgte. (Rütimeyer a. a. O. Ueber die Seen in den Alpen ſiehe auch die fleißige Arbeit von Dr. Heinrich Wallmann im: Jahrb. des öſterreich. Alpenvereines. Wien 1868. 8°. IV. Bd. S. 1—118. — Für die öſterreichiſchen Alpenſeen ſind die Unterſuchungen des Prof. Friedrich Simony hochbedeutend.)

Obwohl im Vergleiche mit den höchſten Gebirgen anderer Erdtheile die Alpen, die bedeutendſten Erhebungen Europa's, wenn wir vom Kaukaſus ab-

Digitized by Google

ſehen, den Charakter der Mittelmäßigkeit tragen, konnte doch mit Recht Bonſtetten von ihnen ſagen: „alle von der Phantaſie erſchaffene Größe muß im Vergleich mit den Alpen klein erſcheinen.“ Nähern wir uns ihnen von der N.-Seite, ſo treten wir zunächſt in die 1300—1625 M. hohen Voralpen. (Siehe: In den Voralpen. Skizzen aus Oberbayern, von einem Süddeutſchen [Heinr. Noe]. München 1865. 8°.) „Sie erſcheinen, aus einiger Entfernung geſehen, wie die äußeren Umwallungen, wie ein regelmäßiger Vorwall der Hochveſte Europa's, über welche die im Schneelichte weithin glänzenden Felſenhörner der Centralalpen, wie die Spitzen der inneren Linien der Citadellen, oft noch um ein Bedeutendes hervorſteigen.“ Dieſe Hochgipfel erſcheinen nicht als iſolirte Kegel, ſondern aus den höchſten Theilen des Kammes in kühnen Formen hervorgehoben, bald als Felſennadeln, Zacken oder Hörner (Horn, Pik, Grat, Firſt, dent, aiguille), bald als abgerundete Thürme, oder wie der Montblanc, der höchſte Alpengipfel (4800 M.), in domartiger Geſtalt; weite Eismaſſen und Schneefelder lagern ſich zwiſchen den finſtern Hochwänden, an deren Enden — in den Alpen nicht über 3250 M. — die Gletſcherbildungen beginnen, die auf der Nebenzone der Kalkalpen weit ſeltener auftreten. Als Abflüſſe der ewigen Eis- und Schneefelder der höheren Regionen gleiten die Gletſcher, Lavaſtrömen vergleichbar, als Schneeeismaſſen unter die gewöhnliche Schneelinie und ſetzen ihre Bahnen oft 6—10 Stunden lang bis zu 975 M. Meereshöhe, durch die Höhlungen der ungeheuren Schlünde fort, von denen die Seiten der Bergketten durchfurcht ſind. Anhäufungen von Felsbruchſtücken — Moränen genannt —, die, durch das Gefrieren des Waſſers in den Ritzen der benachbarten felſigen Höhen aufgelöſt, auf die Ränder der Gletſcher ſinken, bilden deren Einfaſſungen oder theilen dieſelben, ſich ihrer Bewegung in Parallelſtreifen anſchließend, in ihrer Längenrichtung. (Seydlitz, a. a. O. nach Kutzen. Das deutſche Land. I. S. 86—95.)

Wie begreiflich, iſt die italieniſche Seite der Alpen ihre ſchönſte und zugleich großartigſte. Nicht allein iſt hier die Vegetation weit reicher als in den centralen Thälern und an der nördlichen Abdachung, es ſind auch die Abhänge viel ſteiler und die Schnee- und Eispartien ſind daher noch pittoresker in ihrer Formation und in wahrhaft frappantem Contraſte ſtehend mit den tiefen, im warmen Sonnenſchein üppig blühenden Thälern. Natürlich iſt nicht an jedem Punkte der Vortheil auf der italieniſchen Seite, allein im Allgemeinen kann man dies immerhin annehmen; man braucht ſich nur an Cour mayeur und die Allée Blanche einerſeits, an das Thal von Chamounix andererſeits zu erinnern, um den Charakter der nördlichen und ſüdlichen Abhänge ſo ziemlich fixirt zu haben. (Siehe Douglas W. Freshfield. Italian Alp Sketches in the Mountains of Ticino, Lombardy and Venetia. London 1875. 8°.) Den ſüdlichen Alpenpartien gehören auch die merkwürdigen Dolomit-Gebirge an, welche im oberen Faſſa-Thale, zum Theile an der tiroliſch-italieniſchen Grenze, mehrfach aber auch von ihr ab-

liegend, beginnen und in der Marmolata (3494 M.) ihre Wurzel haben. Von hier ab entwickelt ſich jenes hochintereſſante orographiſche Bild, das mit ſeinen ſchroffen Zinnen, wilden Zacken und Pyramiden, ſeinen Hörnern, Scharten, Schlünden, Pfeilern, Klippen und unwirthlichen Thalriſſen zwiſchen Buchenſtein und Ampezzo eine Gebirgswelt entfaltet, welche die regſte Phantaſie in ihren Erwartungen überbietet. (Siehe A. B. Edwards. Untrodden Peaks and unfrequented valleys: a midsummer Ramble in the Dolomites. London 1873. 8°.) Spärliche Vegetation rankt ſich in den tiefſten Riſſen zwiſchen grauem Gerölle gegen ſonnigere Flächen hinein, verſickertes Gewäſſer quillt unter mächtigen Felsblöcken, die unten im Thale die Steinwelt begrenzen, zu Tage und ringsum manifeſtirt ſich in unausgeprägten Tönen ein tauſendfach thätiges Leben. — Es gebricht uns hier an Raum, um der durch ihre Naturſchönheit berühmteſten Alpenpartien zu gedenken; wir nennen nur unter den hauptſächlichſten die Umgebung des Montblanc in Savoyen, die Ufer des Genfer See's, das obere Rhönethal, Monte Roſa (4638 M.), Matterhorn (4516 M.), das Berner Oberland mit ſeinen zahlreichen Eiszinken und Seeſpiegeln, die Herrlichkeiten der Oſtſchweiz, namentlich das Engadin, in Tirol die ſüdlichen Seitenthäler des Innthales, endlich in Oberöſterreich das wunderbare Salzkammergut und in Bayern den benachbarten Königs-See. Damit iſt aber die Liſte noch lange nicht erſchöpft.

Das Matterhorn.

Eine der augenfälligſten Beobachtungen in Alpengegenden iſt die Abnahme der Vegetation mit der Zunahme der Meereshöhe. Auch herrſcht ein gewaltiger Unterſchied zwiſchen der Flora der Kalkalpen und jener des Urgebirges. Erſtere zeichnet ſich durch Reichthum an Formen und Geſtalten, durch eine unvergleichliche Farbenpracht und einen Blumenduft aus, wie er im Urgebirge niemals anzutreffen iſt.

„Die Erhebung des Alpengebäudes und des mittelbar durch dieſes zugleich mitgehobenen Jura, ſagt H. A. Berlepſch (Die Alpen in Natur- und Lebens-

bildern. Jena 1871. 8⁰. 4. Aufl.), war eine Nothwendigkeit für die Culturentwicklung Central-Europa's. Ohne dieſe Gebirgsmaſſen würden die meteorologiſchen und alle davon abhängigen Zuſtände unſeres Erdtheiles weſentlich andere ſein. Ohne Alpen wären zunächſt Deutſchland und die Niederlande den austrocknenden, zerſtörenden Einflüſſen heißer, aus den afrikaniſchen Wüſten herüberwehender Winde bloßgelegt. Der Föhn, eine Fortſetzung des ſüdlichen Scirocco, der in den Hochalpenthälern mit furchtbarer Raſerei tobt, würde unaufgehalten, ungebrochen und ungeſchwächt in ſeiner hohen Temperatur über Deutſchland einherbrauſen und die Agricultur ganz anderen als den jetzt herrſchenden Bedingungen unterſtellen. Umgekehrt dagegen würde die, nur unter den Einflüſſen milder Lüfte gedeihende ſüdliche Vegetation der reich geſegneten Po-Ebene durch eindringende, jetzt von den Alpen aufgehaltene winterliche Nordſtürme zur Unmöglichkeit werden. Es würde ſomit der klimatiſche Wechſel bezüglich der herrſchenden Temperaturverhältniſſe ſchon ein bedeutend anderer ſein. Hiermit geſtaltete ſich aber auch die Thätigkeit der Wolkenbildungen und dadurch zugleich die Summe der atmoſphäriſchen Niederſchläge anders. Das Alpengebiet, in welchem relativ jährlich die größte Regen- und Schneemenge in Europa niederfällt, iſt der unverſiegbare Waſſerlieferant für die Rhein- Donau- Rhône- und Po-Länder; ohne die reichhaltigen Schneemagazine im Hochgebirge würden dieſe Ströme mit ihren tauſendfach verzweigten Quellenſyſtemen zu unbedeutenden Waſſeradern herabſinken. Alle jene natürlichen Verkehrsſtraßen, welche die Flüſſe jahrtauſendelang bildeten, ehe der Schienenweg ſie überflügelte, würden nicht zu ihrer hiſtoriſchen Bedeutung für Handel und Gewerbe gelangt ſein.

Das Roſenlauithal im Berner Oberland.

Das Alpengebäude ſchließt einen unerſchöpflichen Reichthum an Naturwundern ein. Kein anderes Gebirge Europa's umfaßt ſo wie die Alpen die Flora dreier Zonen; die nordiſch arktiſche und gemäßigte reichen der ſüdlichen die Hand und wir finden Repräſentanten der Vegetation von mehr als dreißig geographiſchen Breitengraden auf kleinem Raume. In keinem anderen Gebirge unſeres Erdtheiles tritt das Walten der atmoſphäriſchen Thätigkeit in ſo furchtbarer Größe und unter ſo gewaltigen Kraftäußerungen auf; und in keinem zeigt ſich die Summe der Gegenſätze im Leben ſeiner Bewohner ſo auffallend als im Alpenlande."

Digitized by Google

§. 6. Mittel-Europa.

Unter dieſer etwas ſchwankenden Bezeichnung verſtehen wir alles Land im N. des Alpengürtels, im W. beiläufig von der Maas-Linie, im N. durch das Meer, im O. aber durch den Weichſelſtrom und das Karpathengebirge begrenzt. Es fallen alſo in dieſen weiten Raum Stücke des öſtlichen Frankreich, die Königreiche Belgien und der Niederlande, die zum deutſchen Reiche geeinigten Staaten Deutſchlands, die cimbriſche Halbinſel mit dem Königreiche Dänemark, im S. die nördlichen Theile der Schweiz und die meiſten Kronländer der öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie. Ja, auch die magyariſche Tiefebene und die Karpathenländer Rumänien und Bukowina müſſen wir zu Mitteleuropa rechnen, welches in dieſem fernen O. den Unterlauf der Donau zur S.-Grenze erhält, während die galiziſchen Landestheile Oeſterreichs und die preußiſche Provinz Oſtpreußen ſchon der Mitteleuropa im O. benachbarten ſarmatiſchen Ebene zuzuzählen ſind.

Den Alpen iſt, wie wir wiſſen, das Jura-Gebirge vorgelagert, welches in SO. Frankreichs ſeinen Urſprung nimmt und an ſeinem S.-Ende vom Rhône durchbrochen wird, der bei Bellegarde in einer maleriſchen engen Schlucht auf kurze Strecke im Boden verſchwindet. (Perte du Rhône.) Den Alpenbogen begleitend, ſetzt der Jura ſich in Deutſchland zuerſt als Rauhe Alp oder ſchwäbiſcher Jura, im Donauquellgebiet beginnend und dem Donaulauf im N. entlang ſtreichend, dann weiterhin in Bayern als fränkiſcher Jura fort, in öſtlichem Bogen ſich bis an die Mainquellen herumſchwingend.

Zwiſchen Alpen und Jura breitet ſich im S. von den Abſtürzen zum Genfer-See abgeſchloſſen in nordöſtlicher Richtung, lang geſtreckt, gleichſam ein großes Längenthal zwiſchen den genannten Gebirgen bei einer abſoluten Höhe von 420 M. und durchfloſſen von dem weitverzweigten Syſtem der Aar die ſchweizeriſche Hochfläche bis zum Bodenſee und dem Rhein aus; dieſer Strom, mit zwei Armen in den Alpen der Oſtſchweiz entſpringend, hat zuerſt ziemlich nördlichen Lauf, durchfließt den Bodenſee und nimmt bei ſeinem Austritte aus demſelben einen bei Neuhauſen durch einen berühmten, weit hin toſenden Waſſerfall (ſiehe Leop. Würtenberger. Unterſuchungen über die Bildung des Rheinfalles, im: Ausland 1871, Nr. 43, S. 1015. Nr. 44, S. 1047. Nr. 46, S. 1098. Nr. 49, S. 1174. 1872, Nr. 7, S. 158. Nr. 9, S. 212) unterbrochenen weſtlichen Lauf bis Baſel an, wo er ſeine große Wendung gegen N. vollzieht. Am rechten Rhein- und Bodenſeeufer findet dieſe ſchweizeriſche Hochfläche eine directe Fortſetzung in der ſchwäbiſch-bayriſchen, eine dachförmige Senkung von den Alpen nach der Donau, deren Thal ihren N.-Rand markirt. Auch dieſe, obwohl etwas höher (490 bis 650 M.) als die ſchweizeriſche, liegt alſo zwiſchen Alpen und Jura eingebettet,

Der Rheinfall.

und wird, ſo wie jene vom Aarſyſteme, von im Allgemeinen parallel fließenden, von den Alpen herabſteigenden, rechtsſeitigen Nebengewäſſern der Donau, wie der Iller, dem Lech mit der Wertach, der Iſar mit der Ammer und dem Inn mit der Salza durchfurcht. (Siehe J. N. Ingerle. Bayern's Hochland zwiſchen Lech und Iſar. München 1863. 8°.) Ihre Thäler oder vielmehr die von ihnen ausgewaſchenen Furchen folgen von W. nach O. hart auf einander und der Abſtand der einen von der andern beträgt den zehnten und oft viel weniger als den zehnten Theil des geſammten Laufes. Eine Reihe von Seen, wie der Ammer-, Würm- oder Starnberger-, der Simm- und der Chiem-See charakteriſiren dieſe rauhe, im Allgemeinen wenig fruchtbare, großentheils mit ausgedehnten Torfmooren und Sümpfen bedeckte Landſchaft. Die genannten Seen, alle ſo langweilig wie dieſe ſelbſt, ſind aber nicht mit jenen zu verwechſeln, welche in einer zweiten Reihe hinter ihnen liegen, aber ſchon den Voralpen angehören. Ihre Größe und mit Vorliebe von S. nach N. langgeſtreckte Form unterſcheiden ſie deutlich von den Seen der Voralpen, unter welchen der Tegern- und Schlier-See, dann der kleine Spitzing-See die anmuthigſten ſind. Je tiefer man in die Alpen eindringt, deſto abgerundeter ſcheinen hier die Seen, wie der Staffel-, Kochel- und Walchen-See, zu werden.

So wie von der S.-Seite, d. i. von den Alpen, fließen der Donau, welche bei Regensburg unter 46° n. Br. den nördlichſten Punkt ihres Laufes erreicht, auch von N., nämlich vom Jura, zahlreiche Gewäſſer zu: Lauter, Blau und Brenz kommen von der Rauhen Alp herab, Wörnitz und Altmühl in Bayern durchbrechen ſogar den fränkiſchen Jura, und Nab und Regen durchſtrömen die nörd-

lich an die Hochebene sich anlehnende oberpfälzische Platte. Der Charakter des deutschen Jura ist ebensowenig anmuthig wie jener des schweizerischen und französischen. Die Rauhe Alp (Alb) in Württemberg verdient ihren Namen; es ist ein 5—10 Stunden breites, felsiges, höhlenreiches, aber quellenarmes Kalkstein-Plateau mit Laubwäldern und Weiden, dem eine Anzahl abgestumpfter Bergkegel vorliegen. Der Ort Münsingen auf dem kahlen, von scharfen Winden gefegten schwäbischen Jura führt ob seines rauhen Klima's den Namen das württembergische Sibirien. Keiner besseren Verhältnisse erfreut sich der fränkische Jura, dessen Steilrand nach NW. zum Neckargebiet hin liegt.

So wie im S. als Grenzscheide zwischen der schweizerischen und der schwäbisch-bayrischen Hochebene spielt auch im W., nach seinem bedeutsamen Zuge bei Basel, der Rhein eine wichtige Rolle in der Geographie Mittel-Europa's. Von den deutschen Stromthälern haben wenige eine so interessante Entwicklungsgeschichte aufzuweisen als das Rheinthal und namentlich der obere Theil desselben. Es verläuft von Basel bis Rastatt in einer Spalte, welche unmittelbar vor der Ablagerung des oberen Buntsandsteins aufgebrochen ist und den uralten südwestdeutschen Grundgebirgsstock in zwei selbständige Gebirge, Schwarzwald und Vogesen, getheilt hat. Von da ab ist es während der Zeit der Trias- und der Juraformation stets ein schmaler Meerbusen geblieben, südwärts mit dem schweizerisch-französischen, ostwärts durch eine Meerenge zwischen Langenbrücken und den Löwensteiner Bergen mit dem schwäbischen Jurameere in Verbindung. Langsam hob sich dann der Meeresboden und bildete während der Kreide-Epoche und im Anfang der tertiären einen Continent, von dessen Bewohnern wir indeß keine Kunde mehr haben. (F. Sandberger. Das Oberrheinthal in der Tertiär- und Diluvialzeit, im: Ausland 1873, Nr. 50, S. 981.) Wir werden den Strom an seinen beiden Ufern, und zwar am linken westlichen Ufer zuerst, bis zu seinem Eintritt in die große norddeutsche Tiefebene verfolgen.

Die Landschaft zwischen dem linken Rheinufer und den Vogesen ist das Elsaß, dessen gesegneter ebener Boden sich kaum einige Meter über den Rhein erhebt. Seine Höhe über See beträgt in Colmar 200, in Straßburg nur 144 M. Er besteht aus Lehm, Sand und kleinen Rollsteinen, theils durch den Rhein, theils durch die in diesen mündende Ill und ihre vogesischen Zuflüsse abgelagert. Eine schwache Bodenfalte zeichnet die Grenze zwischen den Diluvium-Gebilden von vogesischem Ursprunge und denen des Rheines, durch die Natur der Rollsteine verschieden. In ihrem Zusammenhang bilden die Vogesen (franz.: les Vosges, deutsch: Wasgau, weßhalb Vosegen richtiger wäre als Vogesen; siehe C. Mehlis. Der Name der Vogesen, im: Ausland 1876, Nr. 20, S. 399) eine Gebirgskette, die von SW. nach NO., von Belfort aus bis zum Zusammenfluß der Nahe mit dem Rhein bei Mainz auf eine Länge von 280 Km. sich erstreckt. Die uns schon bekannten Sichelgebirge (Monts Faucilles) bei Langres, im Innern Frankreichs, und die Gruppe des Donners-Berges in der Pfalz werden in dieser Masse mitbegriffen. Das Ganze zeichnet sich scharf von der umliegenden Gegend ab, wenn auch Höhe und geognostische Beschaffenheit wechseln, um selbst innerhalb der elsäßischen Grenzen zwei verschiedene Gruppen zu bilden. Die Masse der oberen Vogesen, von vorwiegend krystallinischer Beschaffenheit, hat abgerundete Kuppen von bedeutender Höhe, während die niedere Vogesenkette weiter im N. ausschließlich aus

länglichen Sandsteinplateaux besteht. Mit den zwei Belchen von Elsaß (Ballon d'Alsace) und Servance beginnend, erstrecken sich die oberen Vogesen bis zur Breite von Straßburg, eingeschnitten durch tiefe, gegen den Ausgang verengte und sich in einer Reihe stufenweise erhebende, elliptische Thäler. Die Niedervogesen, welche ihren Ursprung am Donon, zwischen Saales und Breusch haben, stumpfen sich fortwährend in ihrem Gang nach N. ab; sie stellen im Ganzen eine Art von Plateau vor, auf dessen einförmiger Oberfläche die Wasser wie auf einer Tafel in allen Richtungen, ohne regelmäßigen Gang, ohne Geräusch, ohne Fall über stille Sandbette hinlaufen. (Charles Grad. Skizzen aus Elsaß und den Vogesen, im: Ausland 1871, Nr. 20, S. 466.) Der Abfall der Vogesen ist weit steiler gegen die Rheinebene als nach W., wo das Gebirge sich zu dem Thale der Mosel und ihrer rechtsufrigen Zuflüsse, besonders der Meurthe (spr. Mohrt) hinabsenken, welche alle in den Vogesen selbst ihre Quellen haben. Im Verhältnisse zu dem von Frankreich, d. h. von Westeuropa, erscheint das Klima der in ihren oberen Theilen mit unabsehbaren Waldungen bedeckten Vogesen excessiv und continental wie jenes von Deutschland; wir sind eben schon in Mitteleuropa. Die Rebe gedeiht in guten Lagen bis 400—500 M., der Weizen bis 600 M., die Kartoffel bis 1200 M. üb. d. M. Der höchste Punkt der Vogesen, der große oder Sulzer Belchen bei Gabweiler mißt 1426 M. Seehöhe. Von den rheinwärts eilenden Gewässern der Vogesen erwähnen wir nur der Lauter, weil sie einen Abschnitt im Gebirge bezeichnet, welches bei verminderter Höhe sich in dem durch Anbau reichen Hart-Gebirge Rheinbayerns, dessen Abfall, die Vorderpfalz, das Weinland der Pfalz ist, bis an das an Steinkohlenlagern reiche Bergland des Donnersberges mit dem merkwürdigen, von Porphyrmassen aufgebauten Königsstuhl (680 M.) fortsetzt. Hier sind wir nunmehr in der Gegend, wo der Rhein bei Mainz eine neue, freilich nur kurze Knickung nach W. vollzieht, um bei Bingen die NW.-Richtung wieder aufzunehmen.

Hier in Bingen vereinigt sich mit dem Rheine die aus SW. kommende Nahe und weiter thalabwärts, bei Coblenz, die eine Strecke lang parallel mit der Nahe fließende vielgewundene Mosel. Diese zieht anfangs an der nordwestlichen Abdachung der Vogesen, dann aber quer durch eine ebenere Landschaft — Deutsch-Lothringen — mit tiefliegenden Thälern hin und betritt endlich das Gebiet des niederrheinischen Schiefergebirges, eines wellenförmigen vulcanischen Plateau's von durchschnittlich 500 M. Höhe, welches sich auf beiden Ufern des Rheines erstreckt, der dasselbe an der Stelle seiner geringsten Mächtigkeit, zwischen Bingen und Bonn durchbricht. (Vgl. M. C. Grandjean. Von Bingen nach Cöln. Eine erdgeschichtliche Skizze, in: Natur 1872, Nr. 8 und 10.) Der zwischen Nahe und Mosel gelegene Theil dieses Schiefergebirges heißt Hunsrück, beginnt oberhalb Saarburg als Hochwald und erreicht im Erbeskopf (820 M.) seine bedeutendste Erhebung; von da an führt er den Namen Idarwald, weiterhin bis zum Rheine Soonwald. Jenseits, d. h. nördlich von der Mosel, zwischen diesem Flusse und der Maas, breitet sich am linken Rheinufer das vulcanische Eifel-Gebirge im Schieferplateau von Basaltkuppen durchsetzt und mit Lavakugeln bedeckt (P. Wirtgen. Die Eifel in Bildern und Darstellungen. Natur, Geschichte und Sage. Bonn 1864. 8°.) aus, dessen nördlichste Partie, eine unübersehbare, kahle Torfebene bis 700 M. hoch, als Höhe Veen (oder Venn) bekannt ist. Die Eifel, eine Masse regelmäßiger erloschener Kegelberge (siehe: H. v. Dechen. Geognostischer Führer zu der Vulcanreihe der Vordereifel. Bonn 1861.) oft mit wohlerhaltenen Kratern oder kraterförmigen Vertiefungen, wie der bekannte Laacher-See (siehe über diesen: H. v. Dechen. Geognostischer Führer zu dem Laacher-See und seiner vulcanischen Umgebung. Bonn 1864. 8°. und: Nöggerath im: Ausland 1870, Nr. 43, S. 1023), erhebt sich knapp am Rande der großen, noch vor Kurzem mit Meer bedeckten Ebene Norddeutschlands und bestätigt hiermit wiederum das Gesetz, wornach wir vulcanische Bildungen stets in der Nachbarschaft jetziger oder einstiger Meere anzutreffen pflegen. Im W. schließen sich an die Eifel die der Primärformation angehörenden Ardennen an, welche durch die Maas in eine östliche und eine westliche Gruppe geschieden werden. Das Plateau, wo Rocroy sich erhebt, bildet den letzten erhabensten östlichen Punkt der W.-Ardennen; hier vereinigt sich mit ihnen der Argonnenwald, und von hier aus entsenden sie einen Seitenzweig zwischen Maas und Sambre bis Namur, wo letzterer Fluß in die erstere mündet. Als Ausläufer

Digitized by Google

der Ardennen kann man die Hügelketten betrachten, welche in NW.-Richtung nach dem Pas de Calais ſtreichen und dort zwiſchen Boulogne und Calais in den Caps Grisnez und Blancnez enden.

Von dem linken wenden wir uns nunmehr zu dem rechten Rheinufer. Hier erhebt ſich unmittelbar den Vogeſen gegenüber, nur vom Rheinthale getrennt und dem Fluſſe ebenfalls ſteile Abhänge zukehrend, der Schwarzwald, nächſt dem Rieſengebirge das ſtattlichſte der deutſchen Mittelgebirge. Die große Uebereinſtimmung beider Gebirge in ihrem inneren Bau läßt es kaum zweifelhaft erſcheinen, daß ſie in älteſter Zeit ein zuſammenhängendes Ganzes ausgemacht haben, welches erſt ſpäter durch Bildung einer von S. nach N. laufenden tiefen Spalte oder vielmehr eines Syſtems von parallelen Spalten in die beiden Gebirge getrennt worden iſt, die wir jetzt vor uns ſehen. Der Schwarzwald, ein echtes Maſſengebirge, von Säckingen bis in die Grenze von Pforzheim ſüdlich und weſtlich vom Rheine begrenzt, erſtreckt ſich in einer Länge von 140 und einer Breite von 40—70 Km. von S. nach N. und geht in das ſchwäbiſche Trias-Plateau überall faſt unmerklich über, ſo daß hier die Grenze ſchwer zu beſtimmen iſt. Am beſten wird man ſie da ziehen, wo der rothe Buntſandſtein von dem Muſchelkalk verdrängt wird, denn hier hört der dunkle Tannen- oder Kiefernhochwald auf, dem das Gebirge ſeinen Namen verdankt, und entwickelt ſich der Feldbau wieder in größerem Maßſtabe. Betrachtet man die Gliederung des Schwarzwaldes näher, ſo ergeben ſich in ihm naturgemäß drei Gebirgstheile, welche durch größere, ſämmtlich von O. nach W. dem Rheine zuſtrömende Flüſſe begrenzt werden: der ſüdliche Schwarzwald zwiſchen Rhein und Dreiſam, der mittlere zwiſchen Dreiſam und Kinzig, und der nördliche, untere, zwiſchen Kinzig und Murg oder, wenn man ihn noch weiter nach N. ausdehnen will, zwiſchen Kinzig und Alb. Der ſüdliche Schwarzwald umfaßt die höchſten Berge, Blauen 1167 M., Belchen 1415 M., Herzogenhorn 1416 M., Feldberg 1495 M. u. a. m., gleich berühmt wegen ihrer herrlichen Ausſicht als wegen der zahlreichen (82) Arten von alpinen Pflanzen, worunter ſchöne Saxifragen, Draben, Soldanellen, Mulgedium u. a., welche ſie in ihrer Oberregion nähren und die auch von einzelnen alpinen Conchylienformen begleitet werden. Es iſt das zugleich jenes Gebiet des Schwarzwaldes, welches ſeit uralter Zeit Feſtland geblieben iſt und keinerlei Sandſteinbedeckung trägt. Der mittlere Theil iſt im Allgemeinen bedeutend niedriger und beſitzt nur einzelne hohe Berge, da nur noch der hohe Kandel 1242 M. Meereshöhe erreicht, allein er zeichnet ſich beſonders im Gebiete der Schutter, in der Gegend von Lahr, durch eine Anzahl maleriſcher kegel- oder glockenförmiger Kuppen aus, welche ihm eine landſchaftlich ungemein intereſſante Phyſiognomie verleihen. Auch in dieſem Gebiete iſt die Bedeckung der höchſten Höhen durch Sandſtein noch nicht allgemeine Regel, wie ſie es in dem nördlichen wird, wo ſich über dem ſteil abfallenden Grundgebirge die Schichten deſſelben in faſt horizontaler Lagerung ausbreiten und auf den weithin ſichtbaren Hornisgrinden und dem Kniebis (1170 und 973 M.) zu bedeutender Höhe erheben. In dieſer Höhe finden ſich Latſchen und andere Gewächſe von alpinem Charakter, die weiter nördlich in Mitteldeutſchland nicht mehr getroffen werden. Die pyramidalen Formen der Granitberge, welche auf der W.-Seite von Ortenberg bis über Steinbach hinaus vorherrſchen, verſchwinden erſt wieder bei Baden-Baden, wo ein kleines Stückgebirge von Porphyr an ihre Stelle tritt, deſſen höchſter Punkt, der Jwerſt, 500 M. Meereshöhe erreicht. Vor dieſem Stückgebirge liegt bis zur Murg ein kleines Hügelland, deſſen dunkelrothe Färbung ſchon von Weitem verräth, daß es aus Rothliegendem, alſo einer alten Schuttablagerung, beſteht. Nur in den tiefen Einſchnitten des Oos-, Murg- und Enzthals treten noch Granite aus dem Trümmergeſtein hervor, ſie beſitzen überall nur eine geringe Mächtigkeit, ſind aber deſſenungeachtet beſonders merkwürdig, denn in ihnen befindet ſich der Herd der weltberühmten Badener, Wildbader und Liebenzeller Heilquellen. (F. Sandberger. Zur Urgeſchichte des Schwarzwaldes, im: Ausland 1876, Nr. 47, S. 925—926.)

Jenſeits der Murg, womit der untere (nördliche) Schwarzwald abſchließt, bis zu dem nächſten bedeutenden rechtsſeitigen Zufluſſe des Rheines, dem im Schwarzwald geborenen Neckar, herrſcht niedriges, flachwelliges, angebautes Hügelland von 400 M. Seehöhe, gegen O. in die ſchwäbiſche Fläche, das reichgeſegnete württembergiſche Neckarland übergehend, welches gleich einem Keil zwi-

ſchen dem Oberdonau- und dem Oberrheinland eingeſchoben iſt. Im N. des Neckar und im W. von dem hier ſüdnördlich fließenden Main begrenzt, erhebt ſich gegen die Rheinebene hin ſcharf abfallend der freundliche Odenwald mit dem Katzenbuckel (708 M.) und dem Melibocus, ein dicht bewohntes Bergland, mit abgerundeten Kuppen und offenen Thälern, das im N. des Großherzogthums Baden beginnend über den ganzen SO. des Großherzogthums Heſſen ſich ausdehnt. (H. Heusler. Führer durch den heſſiſchen Odenwald. Frankfurt a. M. 1873. 16°.) An ſeinem S.-Fuße, den der Neckar beſpült, liegt die reizende Univerſitätsſtadt Heidelberg mit ihrem berühmten Schloſſe.

Der Main, welcher bei Mainz in den Rhein ſich ergießt, iſt in geographiſcher Hinſicht der wichtigſte aller deutſchen Flüſſe, denn ſein gewundener Querlauf bezeichnet die merkliche Scheide zwiſchen Süd- und Mitteldeutſchland. Das eintönige Flach- und Hügelland zwiſchen Alpen und Main, mit den oben beſchriebenen Gebirgsſtöcken bildet die obere deutſche Hochebene 490 bis 650 M. hoch, welche die Staaten Baden, Württemberg, Bayern, theilweiſe Heſſen umfaßt. Sie wird im O. von den Gebirgen begrenzt, welche das böhmiſche Becken umringen und im S. durch das Donauthal von den Ausläufern der Alpen in Oeſterreich getrennt ſind. Weder geographiſch noch geologiſch kann der uralte böhmiſche Thalkeſſel mit ſeinen Randgebirgen zu den viel jüngeren Gebilden des deutſchen Plateau's gerechnet werden, weßhalb wir zuerſt die Schilderung des deutſchen Bodens vollenden wollen, ehe wir auf den SO. Mitteleuropa's übergehen. Nördlich vom Main hebt die untere deutſche Hochebene an, welche wiederum aus mehreren Gebirgen zuſammengeſetzt iſt, jedoch nicht die gleiche ſüdnördliche Breite beſitzt wie die obere. Sie bildet im wahren Sinne Mitteldeutſchland, die Rheinlande zwiſchen

Der Otto-Heinrichsbau des Heidelberger Schloſſes.

Bingen und Cöln, Naſſau, Heſſen, Thüringen und Theile von Sachſen umfaſſend. Allmählig ſenkt ſie ſich hinab zu der weiten germaniſchen Tiefebene, welche vom Pas de Calais in W. ununterbrochen bis zur Weichſel im O. ſich ausdehnt. In dieſer liegen Theile von Belgien, das Königreich der Niederlande und das, was man mit vollſtem Rechte Norddeutſchland nennt.

Am rechten Mainufer, in jenem rechteckigen Buge, welchen dieſer Fluß zwiſchen Lohr und Aſchaffenburg macht, ſteigt wieder ein flaches, vielkuppiges finſteres Maſſengebirge, der Speſſart (Spechtswald) mit dem Geiersberg (617 M.), auf. Er iſt von ununterbrochenen Forſten bedeckt, ſo daß, wo an hoch und günſtig gelegenen Stellen die Gelegenheit zu einer Fernſicht nach allen Richtungen weit hinaus über die Rücken und Kuppen des Berglandes und in ſeine tief eingeſchnittenen Thäler geboten iſt, das Auge überall buchſtäblich nichts wie Himmel und Wald erblickt. Aber weit mehr noch wie dieſe enorme Ausdehnung iſt die Beſchaffenheit des Waldes einzig in ihrer Art, und dieſe iſt es, welche den Speſſart zur Krone aller deutſchen Waldungen macht. Wenn auch in Bezug auf räumliche Ausdehnung die Buchenbeſtände im Speſſart weitaus vorherrſchen, ſo bleibt es doch die Eiche, die ihm den höchſten Ruhm erwirbt. Nirgendwo ſieht man dieſe Königin der Wälder in ſolcher Pracht wie hier; — kerzengerade Stämme von 20 bis 30 M. Höhe ragen nicht etwa hier und da, ſondern wie ein dichter Wald von Säulen auf; man wird nicht müde ſie zu bewundern. Der Eindruck, welchen man beim Durchſtreifen des Speſſart empfängt, iſt um ſo mächtiger, als man halbe Tage wandern kann ohne eine Ortſchaft oder auch nur ein einziges Haus zu erblicken. Nur in den Thälern finden ſich ſpärliche Anſiedlungen.

Der Speſſart ſteht mit den übrigen Gebirgen Mitteldeutſchlands in Zuſammenhang. Nur das Thal der zum Main fließenden Kinzig trennt ihn vom Vogelgebirge in Heſſen im N., dem der Taunus zwiſchen Main und Lahn zur Rechten, die Rhön zur Linken liegt, und dieſe wird wiederum blos durch das liebliche Thal der Werra von dem Thüringer-Wald-Gebirge geſchieden. Folgen wir zuerſt wieder dem Rheinlaufe, ſo feſſelt zunächſt die verſteinerungsleere Thonſchiefermaſſe des Taunus, welcher wieder den niederrheiniſchen Schiefergebirgen angehört, ausgezeichnet durch prachtvollen Laubwald auf ſeinen ſanft gewölbten Kuppen, durch üppige Vegetation an ſeinem S.-Fuße und durch den Reichthum ſeiner Mineralquellen (Homburg, Wiesbaden, Schlangenbad, Schwalbach, Soden, Selters, in gewiſſer Beziehung auch Ems, Geilnau und Fachingen) unſere Aufmerkſamkeit. Sein O.-Ende liegt bei Homburg, ſein W.-Ende, Niederwald genannt, gegenüber von Bingen und hier iſt das Rheingau, berühmt ob der herrlichen Weine, welche an den Flanken des Taunus gedeihen. Sein höchſter Gipfel iſt der 845 M. hohe Große Feldberg. Mit der Lahn parallel fließt die Sieg zum Rheine, und auf dieſem weiteren Abſchnitte erhebt ſich der Weſterwald, deſſen NW.-Ende, das ſogenannte Siebengebirge, aus einer Gruppe dicht gedrängter vulcaniſcher Kegelberge bei Königswinter hart an den Rhein tritt. (H. v. Dechen. Geognoſtiſche Beſchreibung des Siebengebirges, in: Verhandl. d. naturhiſtor. Vereins d. preuß. Rheinlande und Weſtfalens 1852.) Unter den ſieben beſonders hervortretenden Vulcanen ſind der ſteil und maleriſch aufſteigende Drachenfels (270 M.) und der Oelberg (465 M.) am nennenswertheſten. Hier, bei Bonn, wo er noch 45 M. üb. d. M. liegt, endet der Mittelrhein, und zeigt eine geologiſche Karte den innerſten Winkel der norddeutſchen Tiefebene, in welcher die große Feſtung Cöln liegt. Im O. dagegen ſetzen ſich noch ziemlich weit gegen N. ſecundäre und, wenngleich nur in geringer Ausdehnung, tertiäre Formationen fort, worunter die reichen Kohlenflöße des Ruhrthales die wichtigſten ſind. (M. C. Grandjean. Die deutſchen Steinkohlen-Ablagerungen, in: Natur 1873, Nr. 14.) Die hier auftauchenden Höhenzüge erſcheinen als in die germaniſche Tiefebene vorgeſchobene Berginſeln und führen ſehr verſchiedene Namen, deren Aufzählung die Charakteriſtik dieſes Landſtriches nicht erhöhen würde. Am bekannteſten darunter iſt der Osning oder Teutoburger Wald, ein ſchmaler, geradliniger Sandſteinrücken zwiſchen Weſer und Ems. Das Weſerbergland mit ſeinen Aeſten geht im S. in das heſſiſche Berg- und Hügelland über, ein

Digitized by Google

Das Siebengebirge.

flachwelliges Plateau, das ſich im S. in der Gruppe des 731 M. hohen vulcaniſchen *Vogelsberges*, der größten Baſaltmaſſe der Erde, und im N. mit dem breiten Wieſenſcheitel des *Hohen Meißner's* bis 760 M. erhebt. Buchen-, Ahorn- und Fichtenwaldungen, mit Heideflächen und moorigen Wieſen wechſelnd, bedecken dieſes Gebirge, deſſen rauhes Klima und lange Winter ihm den Beinamen des „heſſiſchen Sibirien“ verſchafft haben. Das öſtlich gelegene rauhe, arme und meiſt in Nebel gehüllte *Rhön-Gebirge* (R. *Spies*. Die Rhön. Würzburg 1867. 8°.), ein ſumpfiges Plateau von 617 M. Seehöhe mit ſteilen Rücken, dient als Bindeglied zwiſchen Vogelsberg und dem *Thüringer Walde*, welcher im O. der Werra beginnt. Es iſt dies eine ſchmale, 40 Stunden lange, durch einen hohen Kamin ſtetig geſchloſſene Bergkette von SO. nach NW., welche das Gebiet der Elbe von dem der Werra und des Mains ſcheidet. Der Charakter des ſchön bewaldeten Landes, deſſen höchſte Gipfel der *Schneekopf* (976 M.), der weithin ſichtbare *Inſelsberg* (960 M.) und der *Beerberg* (984 M.) im N. bilden, iſt lieblich aber nicht großartig. Blos in der nächſten Umgebung von Eiſenach ſind ein paar ſehr tief eingeſchnittene, enge Schluchten, beſſer Riſſe oder Spalten, welche der Großartigkeit nicht ermangeln. Die SO.-Hälfte des Thüringerwaldes heißt *Frankenwald*. Vom N.-Fuſſe des Gebirges ſenkt ſich das thüringiſche Hügelland, in niedrigen mit dem Kamme parallel ſtreichenden Reihen, ſtufenförmig hinab zum S.-Fuße des *Harzes*, eines erzreichen Maſſengebirges mit faſt elliptiſcher Grundgeſtalt zwiſchen Weſer und Elbe, durch den aus einem Kranze kleinerer bewaldeter Berge ſich erhebenden *Brocken* oder *Blocksberg* (1140 M.) das höchſte in NW.-Deutſchland. (H. *Pröhle*. Wegweiſer durch den Harz. Hildburghauſen 1864. 16°.)

Die *germaniſche Tiefebene* im weiteſten Sinne, ein einſtiger Meeresboden, wie die aus Diluvialgebilde, als Lehm, Sand, Kies beſtehenden Boden-

Am Brocken.

ſchichten beweiſen (Benningſen-Förder. Das nordeuropäiſche, beſonders das vaterländiſche Schwemmland in tabellariſcher Ordnung ſeiner Schichten und Bodenarten. Berlin 1863, 4°., und: Juſtus Roth. Die geologiſche Bildung der norddeutſchen Ebene. Berlin 1870. 8°.), begreift die Ebenen und niedrigen Flachländer in den Flußgebieten von der Schelde angefangen bis zur Memel-Mündung; in dieſer Ausdehnung umfaßt ſie 450,000 □Km., welche indeß nur ein Theil der großen oſteuropäiſchen Ebene ſind, die ſüdlich um den Ural herum mit den weiten kaspiſchen und ſibiriſchen Flächen in ununterbrochenem Zuſammenhange ſteht. Im Allgemeinen dacht, wie ſich aus der Richtung der Flußläufe ergibt, die Ebene von SO. gegen NW. ab. Die großen Ströme, welche dieſes Gebiet bewäſſern, ſind von W. nach O. gezählt, die Schelde, die Maas, der Rhein, die Ems, die Weſer, die Elbe, die Oder und die Weichſel. Die vier letzgenannten zeigen einen augenfälligen Parallelismus in ihrer Hauptrichtung ſowohl wie in ihren größeren

Digitized by Google

Biegungen, und eine gleiche merkwürdige Aehnlichkeit beſteht zwiſchen ihren Nebenflüſſen. Die bedeutendſten linken Nebenflüſſe derſelben ſind ſämmtlich vorzugsweiſe Gebirgsſtröme, während ſie rechts jeder einen mächtigen, dem folgenden nahe rückenden Tieflandſtrom oſtweſtlicher Richtung empfangen, dem ſich ſtets ein zweiter mit den Hauptſtrömen parallel fließender anſchließt. (C. Schreiber. Lehrbuch des geographiſchen Anſchauungs- und Denkungsunterrichts. Leipzig 1877. 8°. S. 121.) Man kann dieſe germaniſche Tiefebene der bequemeren Ueberſicht halber in zwei Theile zerlegen: in das weſt- und oſtdeutſche Tiefland, die beide einen weſentlich verſchiedenen Charakter haben. Eine Fortſetzung der Ebene iſt die cimbriſche oder jütiſche Halbinſel, auf welcher die Lande Holſtein, Schleswig und Jütland, letzteres der continentale Theil des Königreichs Dänemark, liegen.

Das weſtdeutſche Tiefland oder das Hinterland der Nordſee, nämlich „die ſächſiſche Ebene von der Elbe bis zur Ems und das niederrheiniſche Tiefland von der Ems bis zur Schelde, umfaßt das Mündungsland der Schelde, des Rheins und der Maas, das ganze Gebiet der Ems und die untere Weſer und Elbe vom Pas de Calais bis Jütland. Dieſe ganze Küſte iſt durch die Thätigkeit der Ebbe und Fluth in fortwährender Bildung und Zerſtörung begriffen; die Inſeln, welche ſich in einer Reihe von der N.-Spitze der Halbinſel Holland bis nach Jütland hinziehen, ſind nur die Trümmer größerer Landgebiete, welche ſie einſt mit dem Feſtlande verbanden, aber in hiſtoriſcher Zeit, bei der Entſtehung des Zuyder-Sees (ſpr. Seuder-), des Dollart, der Jade und des frieſiſchen Archipels in Schleswig, vom Meere verſchlungen wurden“. (Seydlitz. A. a. O. S. 149.) Unter den vor dem tiefen Buſen der Zuyder-See liegenden, zum Königreiche der Niederlande gehörigen Inſeln iſt Texel die größte und ob des dort erzeugten Käſes auch die bekannteſte. Die mittlere, vor der deutſchen Küſte Oſtfrieslands und Oldenburgs gelagerte Gruppe ſind die als Seebadorte viel beſuchten Nordſee-Inſeln, worunter Norderney, Borkum und Wangeroog die anſehnlichſten. An der ſchleswig'ſchen W.-Küſte endlich liegen die nordfrieſiſchen Inſeln (G. Weigelt. Die nordfrieſiſchen Inſeln vormals und jetzt. Hamburg 1873. 8°. 2. Aufl.), darunter das einſame Sylt, von denen Julius Rodenberg folgende anſchauliche Schilderung entwirft: „Das öſtliche Meer iſt ſtill und ſchmal. Wir ſehen gegenüber die Küſten von Jütland und Nordſchleswig. Zur Zeit der Ebbe liegt es halb trocken; die Watts, flache Sandbänke, treten hervor und flimmern wie Silberſtaub in der Sonne, während das blaue Waſſer des Wattenmeeres ſie wie ein blaues Band vielgeſtaltig umſchlingt. Kleine Fiſcherböte ſegeln hin und wieder, ab und an ſteigt eine Rauchſäule auf, wenn das Dampfſchiff von Huſum oder Hoyer kommt. Weidenbüſche mit Beſenreiſern an der Spitze bezeichnen ſeinen Cours; ſie ſind zu beiden Seiten in die Watts geſteckt und zwiſchendurch in den Kanälen des Waſſers ſteuert das flachgehende Schiff. Man verliert das Land nie aus den Augen; wenn das Feſtland zur Rechten verſchwindet, ſo tauchen zur Linken aus dem Waſſer die Halligen auf, breitgeſtreckte Sandflächen, deren hügelförmige Erhöhung auf der Mitte drei, vier Hütten, ein paar Scheuern und Ställe trägt. Die Hügelabhänge geben reiche Weide und die Halligbauern haben das ſchönſte Vieh. Im Winter, wenn der Wind kommt und das Waſſer thürmt, ſitzen ſie oft monatelang einſam auf ihren Halligen, ſie ſehen das Feſtland, ſie können aber nicht hinüber. Mit Böten iſt dann gleichfalls nicht anzukommen. Einmal oder zweimal, wenn das Waſſer ganz tief gefallen iſt, wagen ſich junge rüſtige Leute, welche mit den gefährlichen Straßen vertraut ſind, über die Watts ans Land; während der einen Ebbe hinüber, während der andern zurück. Dieſes ſind die ſogenannten Schlickläufer, deren Schickſale der abenteuerliche Zug ſind in der Monotonie der Wattbänke und der Halligen.“ (Julius Rodenberg. Still-

leben auf Sylt. Berlin 1876. 8°. 3. Aufl. S. 5—6.) Zwiſchen den nordfrieſiſchen und den Nordſeeinſeln liegt das von den Briten beſetzte und von den Fluthen ſchon halbzernagte Sanddüneneiland Helgoland, ein berühmtes Seebad mit einem Städtchen auf ſchroffen Felſen. (L. Meyn. Zur Geologie der Inſel Helgoland. Kiel 1864. 8°.)

Unter den Küſteneinſchnitten der die weſtdeutſche Tiefebene beſpülenden Nordſee iſt die Zuyder-See in den Niederlanden der namhafteſte und intereſſanteſte. Sein Einbruch erfolgte erſt in hiſtoriſcher Zeit (ſiehe: Friedr. v. Hellwald. Die Zuyder-See, in: Mitth. der k. k. geograph. Geſellſch. in Wien 1870. S. 248—265) und trennte Friesland von der zur Halbinſel gewordenen Provinz Holland. Letztere wird durch einen ſchmalen oſtweſtlichen Arm der Zuyder-See, dem Y (ſpr. Ei), der zugleich als Hafen von Amſterdam dient, von dem übrigen Feſtlande abgeſchnürt. Die ſchmale Landenge, Holland op zijn smalst, iſt indeß durch einen ſeit 1. November 1876 eröffneten Canal durchſtochen worden, welcher Amſterdam in directe Verbindung mit der Nordſee bringt, derart, daß von nun an Handelsſchiffe von der Nordſee in etwa zwei Stunden bis in's Herz der Stadt gelangen. Dieſer Canal führt den Namen Ymuiden (ſpr. Eimeude), d. h. Mündung des Ei. (Siehe: F. C. Danvers. The port of Ymuiden, in: Quarterly Journal of Science. Januar 1877. S. 41—47.) Die Küſten der Nordſee ſind insgeſammt niedrig und vor den Ueberfluthungen des Meeres nur durch Sandhügel, ſogenannte Dünen, geſchützt, welche in einer großen Reihe ſich von Calais bis zum Skagerrak hinziehen. Indeſſen werden dieſe Dünen oft unterbrochen und dann ſucht die menſchliche Thätigkeit den Mangel durch Dämme oder Deiche zu erſetzen, ja ſchlammige Sandbänke (Watten) oder vom Meere gebildete Marſchen dem letzteren abzugewinnen und in fruchtbare Fluren, in Holland Polder geheißen, zu verwandeln. So ward das Haarlemer Meer trocken gelegt, und ſo ſchreitet man jetzt an den ge-

Die Klippen von Helgoland.

waltigen Plan, auch die Zuyder-See wieder zu verdrängen und ſo dem Königreiche der Niederlande friedlich eine zwölfte Provinz zu erobern. (Siehe darüber: Ausland 1875, Nr. 9, S. 173, und Nr. 43, S. 862.)

Charakteriſtiſch für die weſtdeutſche Tiefebene iſt nebſt den Ausſpülungen der Nordſee, wozu außer den drei erwähnten Meerbuſen der Zuyder-See, des Dollart und der Jade auch die Inſeln an der Schelde-, Maas- und Rhein-Mündung gehören, daß ſeine Ströme, die Ems, die Weſer (R. Geißler. Die Weſer. Bremen 1864. 8°.), die Elbe eine von W. nach O. wachſende Neigung zu offenen Mündungstrichtern beſitzen, welche an den beiden letztgenannten Strömen die tief im Binnenlande ſitzenden Handelsſtädte Bremen und Hamburg in wahre Seehäfen verwandeln. Das Hinterland dieſes niedrigen Küſtenſtriches iſt eine nicht ſelten waldleere Fläche, deren höher gelegene Striche, Geeſtland, oft noch culturfähig, häufig aber nichts als mit Heidekraut überzogene Sandwüſten ſind, während das niedrige feuchte Land aus fruchtbarem Marſchlande oder weiten Torfmooren beſteht. Das Gebiet der Ems iſt beſonders reich an ſolchen Mooren (Griſebach. Ueber die Bildung des Torfs in den Emsmooren. Ems 1846. 8°., und C. Marcard. Ueber die Canaliſirung der Hochmoore im mittleren Emsgebiet. Osnabrück 1872. 4°.), deren Cultur durch das Verbrennen der dürren Vegetationsſchicht im Frühjahre den weithin ziehenden Moor- oder Höhenrauch erzeugt. (Siehe: A. Lammers. Moor-Cultur im nordweſtl. Deutſchland, in: Deutſche Warte 1872, S. 129, und auch: Ausland 1872. Nr. 9. S. 205.) Marſchbildung kommt an der W.-Küſte Schleswigs und auch im Holſtein'ſchen vor, Hügelreihen finden ſich dagegen nur ſehr wenige in dem weſtdeutſchen Tieflande. Als Bodenerhebung iſt die öde troſtloſe Lüneburger Heide zwiſchen Aller (rechtsſeitiger Zufluß der Weſer) und Elbe erwähnenswerth; an Seen ſind nur zwei kleine Waſſerſpiegel, der Dümmer-See und das Steinhuder-Meer vorhanden.

Einen ganz anderen Charakter beſitzt der alte Slavenboden des oſtdeutſchen Tieflandes im O. der Elbe bis zur Weichſel, das Hinterland der Oſtſee. (Siehe: B. v. Wuſſow. Geographiſche und geſchichtliche Darſtellung der öſtlichen norddeutſchen Tiefebene oder der ſüdbaltiſchen Tieflande. Frankfurt a. d. Oder 1867. 8°.) Alle deutſchen Oſtſeeküſten ſind höher als die der Nordſee und entweder durch Dünen oder durch Steilküſten bis zu 160 M. Höhe gegen das Meer geſchützt, welches als Binnengewäſſer wegen ſeines Mangels an Ebbe und Fluth ohnehin weniger gefährlich iſt, ſo daß hier ſtatt einer Zerſtörung der Uferlandſchaften vielmehr ein Wachsthum derſelben wahrgenommen wird. Weil der Salzgehalt der Oſtſee ein ſehr geringer iſt, gefriert ſie im Winter auch meiſtens ſehr leicht zu. Eine Reihe von Sandinſeln, wie in der Nordſee, fehlt hier ganz. Die däniſchen Inſeln und Rügen beſtehen zum Theile aus Kreidefelſen, das ferne ſchwediſche Gothland aus Kalkfelſen, das däniſche Bornholm aus Granit. Die Perle unter dieſen Inſeln der Oſtſee iſt das buchtenreiche deutſche Rügen, welches durch den bunten Gegenſatz von Feld und Wald, Berg und Thal, Fels und Sumpf, Düne und Wieſe einen anmuthigen Gegenſatz zu dem nahen reizloſen Feſtlande bildet und darum zahlreiche Beſucher anlockt. (J. F. Wernicke. Die Inſel Rügen. Berlin 1863. 8°., und B. v. Cotta. Die Inſel Rügen einſt und jetzt, im: Ausland 1875, Nr. 40, S. 785.) Dagegen zeigen die Küſten an den Flußmündungen die eigenthümliche Bildung der Haffe. Ein Haff iſt ein Strandſee ſüßen Waſſers, der von dem Meere durch vorliegende Inſeln oder durch ſchmale Landzungen, Nehrungen genannt, geſchieden iſt, aber doch mit ihm in offener Verbindung ſteht. Das Friſche Haff an der Weichſel-Mündung und das Kuriſche Haff an jener der Memel ſind die auffallendſten. Marſchen und Polder ſind im O. der germaniſchen Niederung völlig unbekannt, dagegen iſt dieſelbe von ſtehenden Gewäſſern wie durchſiebt. Die Unzahl der hier vorkommenden großen und kleinen Seen vertheilt ſich hauptſächlich auf die holſtein'ſche, die mecklenburgiſche, die pommer'ſche und die oſtpreußiſche Platte, worunter Holſtein und Mecklenburg die größten Seeſpiegel aufweiſen. Dieſe öſtliche Tiefebene wird in ihrer ganzen Ausdehnung durch zwei Höhenzüge durchzogen, den uraliſch-baltiſchen und den uraliſch-karpathiſchen Landrücken, die beide aus dem oſteuropäiſchen oder ſarmatiſchen Tieflande herüberſtreichen. Der erſtere bildet die Waſſerſcheide für zahlreiche Binnen- und Küſtenflüſſe, trägt auf ſeinem breiten Rücken mit Kiefernwaldungen bedeckte Sandberge und iſt ausgezeichnet, ſowohl durch die er-

wähnten Seen Ostpreußens und Pommerns als durch die häufige Erscheinung erratischer Blöcke. Die Grenze dieses ostdeutschen Tieflandes suchen wir am besten an der Weichsel; denn westlich derselben herrscht der magere, weniger bewässerte Sandboden mit der ihm eigenthümlichen Kiefer, welcher unter anderen die Mark Brandenburg (Th. Fontane. Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Berlin 1871. 8°. 3 Thle.), „des heil. römisch-deutschen Reiches Streusandbüchse", enthält, östlich von der Weichsel aber der fette, reich bewässerte, mehr Laubholz tragende Boden vor, der sich als „Tschornosem" bis tief nach Rußland hinein erstreckt.

Die Ströme, welche die ostdeutsche Ebene bewässern, Elbe, Oder und Weichsel, haben alle ihre Quellen in jenen höheren Theilen Mitteleuropa's, an welche das Flachland im N. erst später angeschwemmt wurde. Aeltere, zum Theil sogar sehr alte Gebirge thürmen sich in dem südöstlichen Theile Mitteleuropa's empor, welchen hauptsächlich die Kronländer der österreich-ungarischen Monarchie einnehmen. Wir finden hier im äußersten NW. das uralte Silurbecken von Böhmen, ringsum von einem Kranze meist primärer Gebirgswälle umzogen; an ihren nördlichen Gehängen vermitteln die Hügel der Lande Sachsen und Schlesien den Uebergang zu der germanischen Niederung. Weiterhin nach O. stoßen wir auf den mächtigen Zug der höheren und jüngeren Karpathen, deren weit ausgekrümmter Bogen einerseits das ungarische Tiefland, heute von der Donau durchflossen, umspannt, andererseits, östlich vom Weichsellaufe, mit dem Bereiche seiner nördlichen, östlichen und südlichen Abdachungen das Gebiet abgrenzt, welches in geographischem Sinne als Mitteleuropa aufgefaßt werden darf. Hierher gehören also noch die österreichischen Provinzen Galizien und Bukowina, erstere zum Theile, letztere fast ganz, dann die Karpathenländer Moldau und Walachei, welche zusammen das Fürstenthum Rumänien bilden.

Die Skizzirung der Gebirgsumrahmung Böhmens nehmen wir am besten im N. der Donau mit den westlichen Seiten dieses rautenförmigen Hochplateau's auf. Hier streicht 220 Km. lang in NW.-Richtung bald breit bald schmal, weit nach Bayern und Böhmen hineingreifend, der Böhmerwald, in einzelnen Gipfeln bis 1500 M. hoch. Der südliche Theil, der eigentliche Böhmerwald, tschechisch Szumara geheißen, ist beträchtlich höher als der nördliche, welchen der Sattel von Neumarkt abscheidet, und geht gegen S., im weiteren Zuge seinen Namen verlierend, in ein Hochland über, das einerseits zur böhmisch-mährischen Höhe aufsteigt, andererseits unter verschiedenen Namen sich bis gegen den Manhardsberg in Niederösterreich fortsetzt, wo mit dem Ende der Gneisformation der Rand des Hochlandes zusammenfällt. Der südliche Böhmerwald, in Folge der im hohen Grade feuchten Atmosphäre ein wahrer Urwald von Coniferen, in welchem sich Riesenbäume von 1½ M. Durchmesser und 40—50 M. Höhe finden, besteht aus zwei Parallelrücken durch Querriegel verbunden. Das so gebildete südliche Längenthal durchfließt die Moldau, die Hauptwasserader Böhmens, welche nach einer starken Krümmung das Land in streng SN.-Richtung durchschneidet und bei Melnik in die Elbe mündet, das nördliche die Wottawa, ein Nebenfluß der Moldau. Der Böhmerwald hat keinen einheitlichen Rücken, vielmehr laufen öfters in gleicher Geltung mehrere Rücken neben einander, zwischen häufig engeren oder weiteren Längenthälern und Plateaubildungen, so daß er als ein unebenes Bergland erscheint mit dem Gepräge der Unwegsamkeit. Parallel zum Böhmerwalde streicht der bayrische

Wald, den eine fast schnurgerade Ader von Quarzfelsen als Zwischenparallele durchschneidet.

Eine Einsenkung trennt den Böhmerwald von den dunklen Wäldern und säulenartigen Granitmassen des an Eisen, Zinn und Antimon reichen Fichtelgebirges, das weniger durch seine Höhe als durch seine Stellung so recht im Herzen Mitteleuropa's Beachtung verdient; sendet es doch seine Gewässer zu drei großen Strömen, dem Rhein, der Elbe und der Donau, ja zu zwei entgegengesetzten Meeren. „Ohne durch Bergketten mit seinen Nachbarn, dem Thüringerwalde, dem Elster- und Erzgebirge, dem Böhmerwalde und dem fränkischen Jura, zusammenzuhängen, ist es dennoch ein Hauptknoten der deutschen Mittelgebirge, vorzugsweise jener, die der krystallinischen Formation angehören. Es ist ein halbgeschlossenes Ringgebirge, dessen Mitte das Städtchen Wunsiedel einnimmt." (Steinhauser. A. a. O. S. 172.) Passend wird die Zeichnung des Fichtelgebirges auch mit einem Hufeisen und der dazwischen liegenden Unterfläche des Hufes verglichen. In der Centralgruppe trifft man die höchsten Gipfel, die aber 1070 M. nicht übersteigen. (Schneeberg 1062 M.) Getreide gedeiht auf dem Plateau, auf welchem sich die Berggruppe erhebt, nur spärlich, Hafer, Lein und Kartoffeln aber desto besser.

Hinter der Senke zwischen Saale und Eger, zwei Flüsse, die beide im Fichtelgebirge entspringen und obwohl sehr verschiedene Richtungen einschlagend, die erstere nach N., die andere nach O., doch beide dem nämlichen Strom, der Elbe, sich ergeben, erhebt sich das Elstergebirge oder Voigtländische Bergland, ein allmählig nach N. absinkendes Plateau mit tief eingeschnittenen Thälern, das durch die hier entspringende Elster, einen rechten Seitenfluß der Saale, in die westliche Saalplatte und die östliche Elsterplatte getheilt wird. Ihm folgt der lange Zug des gegen S. steil, gegen N. sanft abfallenden Erzgebirges, dessen Name schon an seinen Metallreichthum mahnt. Silber in ansehnlicher Menge, dann aber auch Kupfer, Eisen, Kobalt und ganz besonders Steinkohle werden hier gewonnen. Von der Quellgegend der Elster streicht das Erzgebirge mit breitem, oft waldigen und zuweilen sumpfigen Rücken — seine N.-Abdachungen 50—70 Km. weit in's sächsische Land hinein erstreckend, von tief eingeschnittenen anmuthigen, an ihrem Ursprunge oft durch wilde Schönheit ausgezeichneten Thälern durchfurcht, darunter jene der beiden Mulden und der Zschopau — bis zum Elbdurchbruche aus dem böhmischen Becken. Die beträchtliche Höhe (über 1200 M.) erzeugt ein rauhes Klima, das dem Feldbau hinderlich und auch der Kartoffel wenig günstig ist. Beim Nollendorfer Passe geht es in das auf beiden Seiten der Elbe sich ausbreitende Sandsteingebirge über, eine Gegend, berühmt unter dem wenig passenden Namen der Sächsischen Schweiz und ausgezeichnet durch pittoreske Felsen mit steilen Wänden und platten Gipfeln, Tafelberge, sowie durch tief eingeschnittene Thäler und Schluchten. Ihm folgt das Lausitzer Bergland, ein Plateau mit einzelnen überragenden Gipfeln, und weiter östlich schließen sich daran das Isar-Gebirge mit mehreren moorigen reich bewaldeten Kämmen, dann die kurze aber hohe, schon in die Krummholzregion wallartig hinaufragende Doppelkette des Riesengebirges, eine mächtige Granitmasse von Gneis, Glimmer und Thonschiefer, am N.- und O.-Abhange von den Diluvialgebilden N.-Deutschlands umgeben. „Nach S., also nach Böhmen, dacht es sich allmählig, nach N., der schlesischen Seite, sehr steil ab. Von letzterer Seite gesehen, erhebt es sich mit seiner 1300—1625 M. hohen „Koppe" wie eine riesige blaue Wand und erfüllt den Reisenden mit Staunen und Bewunderung. Kein anderes deutsches Gebirge kommt dem Alpencharakter so nahe wie dieses; keines hat mehr kahle Berghöhen, steilere Abhänge und scharf zugeschnittene Kämme, mehr schroffe Klüfte und finstere Abgründe als dieses; ja die häufigen Schneestürze an seinen steilen Felswänden, von dumpf donnerndem Getöse begleitet, erinnern an die Lawinen der Alpen, ob auch in verjüngtem Maßstabe. Auch das Klima ist ähnlich." (C. Schreiber. A. a. O. S. 84.) Der höchste Gipfel ist die 1625 M. hohe Schneekoppe, und die Sage vom Rübezahl hat im Riesengebirge ihren Sitz.

Mit den Gesteinen wechseln in O. des Riesengebirges Richtung und Gruppirung der Berggruppen. Das meridionale Ueberschaar-Gebirge bildet den Uebergang zwischen den Doppelzügen des Glatzer-Berglandes, eines im Innern von Hügeln, Plateaux und tief eingeschnittenen Thälern erfüllten und fast ringsum von höheren Randgebirgen umgebenen Rechteckes, das im W. vom Falten-Gebirge

und den böhmiſchen Kämmen, im O. vom Eulen- und Reichenſtein-Gebirge eingefaßt iſt. Mit letzterem verwachſen ziehen ſüdoſtwärts die Sudeten, die im Altvater (1487 M.) culminiren und ſich im Geſenke und Odergebirge verflachen. Manche deutſche Geographen bezeichnen mit dem Namen Sudeten das ganze 300 Km. lange Gebirgsſyſtem vom Elbdurchbruche an bis hierher, nämlich zu dem krummen Oberlauf der Oder, der ſogenannten Mähriſchen Pforte, welche den Verkehr zwiſchen dem Donau-, Oder- und Weichſelgebiet vermittelt. In Oeſterreich dagegen verſteht man unter Sudeten nur den letzten öſtlichſten Theil dieſes Zuges. So iſt denn Böhmen auf drei Seiten von Randgebirgen umſchloſſen; innerhalb derſelben breitet ſich, meiſt auf Granit und Gneis ruhend, das Hochland von Böhmen aus, das nur in der Niederung ſeiner nördlichen Hälfte der Kreideformation angehört, in der zahlreiche iſolirte Baſaltkegel aufragen. Im Großen und Ganzen ſtellt es ſich als ein von NO. nach SW. anſteigendes Stufen- oder Terraſſenland dar mit verſchiedenen nicht ſehr ausgedehnten Keſſelſenkungen, das, durch hohe Berge vor rauhen Winden geſchützt, ſich eines gemäßigten Klima's, einer reinen Luft und eines großen Reichthums an Mineralien und Heilquellen erfreut. Die vierte Seite dieſes vorzüglich und reich bewäſſerten Gebietes iſt von einem breiten Landrücken, uneigentlich mähriſches Gebirge, richtiger aber böhmiſch-mähriſche Höhe oder mähriſcher Landrücken genannt, eingenommen, der nordoſtwärts ſtreicht, im höchſten Punkte 1127 M. erreicht, während er mehrfach bis zur Tiefebene herabſinkt und in das Becken der zur Donau fließenden March terraſſenartig ſich ſenkt. Die Oberflächengeſtalt des an Böhmen grenzenden Mähren iſt dieſem ähnlich, alſo durchaus kein Gebirgsland, an welches höchſtens die tief eingeſchnittenen Thäler erinnern.

Als öſtliche Begrenzung von Mähren erhebt ſich hart an der Donau das zweite Hauptgebirge von Mittel-Europa, die Karpathen. Sie beſchreiben einen halben Bogen von beiläufig 1440 Km. Umfang von der Donau bei Preßburg angefangen bis wieder zur Donau bei Orſova (ſpr. Orſchowa) und bedecken ein Gebiet von circa 90,000 □Km. Rings umgeben von Tiefebenen beſtehen ſie aus zwei großen faſt quadratiſch geſtalteten Gebirgsinſeln, dem nordungariſchen und dem ſiebenbürgiſchen Hochlande, beide durch den Zug des karpathiſchen Waldgebirges verbunden. „Die Höhe der Karpathen ſteht hinter jener der Alpen weit zurück; kein einziger Gipfel erreicht 3000 M. und nur wenige überſteigen 2000 M. Daher fehlen auch die großen mit Gletſchern erfüllten Hochthäler, die man in den Alpen findet; dagegen erſcheinen Eruptiv-Maſſen (von Baſalt, Trachyt u. ſ. w.) viel häufiger. Ein zweiter Unterſchied zwiſchen Alpen und Karpathen liegt in dem Mangel bedeutender Längenthäler in den letzteren, während ſie bei den erſteren beſonders entwickelt ſich zeigen und die Communication weſentlich begünſtigen. Mit den Geſteinen wechſelt auch die äußere Form; die zerriſſenen Granitfelſen der Tatra bilden einen ſcharfen Gegenſatz zu den breiten, flachen Rücken des karpathiſchen Waldgebirges, das der Sandſteinzone angehört; die Engpäſſe der S.-Karpathen einen andern zu den flachen Straßenſätteln der Beskiden.“ (Steinhauſer. A. a. O. S. 192.) Das Karpathengebirge iſt endlich ausgezeichnet durch eine bedeutende Gold- und Silberausbeute und einen ungeheuren Reichthum an Steinſalz.

Digitized by Google

Den westlichen Abschnitt der Karpathen zeichnet eine Reihe fast concentrischer Ketten aus, unter denen wir nur die sogenannten Kleinen Karpathen und die West-Beskiden erwähnen, über welch letztere der Jablunkau-Paß (600 M.) aus dem schlesischen Odergebiet in das nordungarische Hochland führt. In der Mitte desselben erhebt sich ganz isolirt von den übrigen Ketten ein Hochgebirgskern, die Tatra, ein 2275 M. hohes, aus ungeschichteten Granitmassen bestehendes Rückengebirge, mit thurmförmigen, kahlen zackigen Spitzen, in deren Schluchten kleine Seen, „Meeraugen" genannt, liegen. Die Tatra ist der höchste Theil des Gebirges und findet nur in den S.-Karpathen Rivalen. An dem nordwestlichen Rand eines fast 650 M. über dem Meeresniveau liegenden Hochplateau's — der 30 Km. langen, 7—15 Km. breiten, nur von niedrigen Terrainwellen durchzogenen Ebene der Ober-Zips — steigt, ohne irgendwelche den Uebergang vermittelnde Vorberge, schroff, gleich einer riesigen Theaterdecoration, die aus dem Boden der Bühne herauswächst, das Gebirge der hohen Tatra halbkreisförmig empor, mit nahezu 20 Berggipfeln, Höhen von 2000—2600 M. erreichend. Wer an einem wolkenfreien Tage, bei günstiger Beleuchtung, durchsichtiger Atmosphäre, einmal den ganzen Gebirgsstock, vom breit sich hinlagernden Krivan (2492 M.) angefangen über die schlanke Lomnitzer Spitze (2632 M.) hinweg bis wo sich die Tatra zu einem niedrigen Waldgebirge niedersenkt, überschen, die vielen zackigen Berggipfel, scharfen Felsgrate, schneeerfüllten Kessel, die weiten gegen den Beschauer sich öffnenden Thäler — der wird sich dieses Anblicks wohl lange erinnern. Betritt er dann das Innere des Gebirges, so wird er nicht weniger gefesselt sein, möge er auch nicht eine großartige Alpenlandschaft mit Gletschern und Moränen, mit ewigem Schnee bedeckte Gipfel, noch die grünen Wiesen und Matten der österreichischen Gebirge wiederfinden. Die Tatra ist im vorzüglichen Sinn ein wildromantisches Gebirge. Bei 1524 M. hört der Baumwuchs, bei 1791 M. Höhe hören selbst die Krummholzsträucher auf; aber schon tiefer unten bieten die Thäler und Hänge Bilder einer grauenvollen Zerstörung. Die Bergkanten sind alle scharf und zackig, die Lehnen weite Trümmerhalden, die Kessel oft wasserleer und dann wirklich wüst anzusehen, zumeist jedoch an ihrer tiefsten Stelle klare Gebirgsseen tragend, die Wände der steil einfallenden Mulden schroff und kahl, der Boden mit wüsten Felsentrümmern und kahlem Geröll bedeckt. Scheinbar ganz senkrecht steigen bald nadelförmig, bald thurmartig, bald in Gestalt gestutzter Pyramiden die Granitspitzen auf; in tiefen Scharten liegt ewiger Schnee; wohin das Auge blickt, begegnet es bizarren Felswänden, weiten Geröllhalden, kolossalem in wüstem Chaos übereinander liegenden Gestein; die Thäler durchströmen krystallhelle Gebirgsbäche, zahllose Wasserfälle bildend; die Thäler wieder sind begrenzt durch phantastisch gestaltete Hörner und Kuppen. Der höchste Tatra-Gipfel ist die 2647 M. hohe Gerlsdorfer Spitze. (Siehe darüber: Carl Kolbenheyer. Beitrag zur Kenntniß der hohen Tatra, in: Petermann's Geogr. Mitth. 1873, S. 65, und dessen: Die hohe Tatra. Teschen 1876. 8°.; ferner F. Fuchs. Die Central-Karpathen mit den nächsten Voralpen. Pest 1863. 8°; und Alex. Hutchinson. Try Cracow and the Carpathians. London 1872. 8°.)

Oestlich von der Tatra beginnt das breite aber niedrige Bergland der Ost-Beskiden mit nur geringen Gipfel-Erhebungen und wenigen Paßübergängen aber zahlreichen vulcanischen Gebilden, worunter die südliche Abzweigung des Hegyallya-Gebirges (ipv. Hojalja) ob des dort gedeihenden gefeierten Tokaier-Weines am bekanntesten ist. Die an die O.-Beskiden anschließenden Waldkarpathen bilden einen breiten Streifen hoher Rücken mit Seitenästen und wenigen kurzen Parallelketten, die in dem der Bukowina angehörenden Theile mit ausgedehnten Buchenwäldern — daher der Landesname: Bukowina: „Buchenland" — bedeckt sind. Sie reichen bis zu dem siebenbürgischen Hochlande, welches einen Gegensatz zu dem nordungarischen bildet. Statt des Hochgebirgskernes ist hier in der Mitte ein weites Hochland, das von mehreren parallelen Hügelketten durchzogen und ringsum von hohen, über die Waldregion hinausreichenden Randgebirgen eingefaßt ist, den transsylvanischen Alpen im O. und S., die in der SO.-Ecke sich bis 2920 M. erheben, und dem siebenbürgischen Erz- oder Bihar-Gebirge im W. und N. Der Számos (ipv. Samosch), die Maros (ipv. Maroſch) und die Alúta durchströmen diese großentheils aus flachwelligem, fruchtbarem Hügellande, das sich nirgends bedeutend über die Thalsohle erhebt, bestehende Hochebene, deren S.-Rand von der

Aluta beim Rothenthurmpaß durchbrochen wird. Von den Oſt-Flanken des Karpathengebirges rinnen dagegen anſehnliche Gewäſſer theils dem Schwarzen Meere, theils der Donau zu. Unter erſteren iſt der Dnjeſtr, unter letzteren der Pruth und der Sereth mit ſeinen Nebenflüſſen Moldava und Biſtritza bemerkenswerth. Den gegen die walachiſche Ebene zugewandten S.-Gehängen der transſylvaniſchen Alpen entquellen eine Menge von Flüſſen, welche mit der Aluta parallel rechts und links von ihr der Donau zueilen. Das weite, nunmehr von der unteren Donau und ihren Zuflüſſen bewäſſerte Becken zwiſchen dieſen ſiebenbürgiſchen Karpathen und dem Balkan bildete voreinſt eine mächtige Bucht des Pontus, welche durch das Eiſerne Thor und das heutige Donauthal mit der großen Binnenſee Innerungarns in Verbindung ſtand. Im O. brandete dieſe am Fuße des gold- und höhlenreichen Bihar-Gebirges (Dr. A. Schmidl. Das Bihargebirge an der Grenze von Ungarn und Siebenbürgen. Wien 1863. 8°.), welches, aus verſchiedenen Geſteinsarten zuſammengeſetzt, das ſiebenbürgiſche Hochland im W. ſchließt und auf beiden Seiten der Grenze ausbreitet, in der Kukurbeta (1845 M.) culminirend. Die Karpathen umſchließen alſo mit den Fortſetzungen der Alpen die ungariſche Tiefebene, von der Donau und ihrem parallelen Nebenfluß der Theiß, Ungarns eigentlichem Hauptfluß, zugleich einem echten Tieflandsſtrom, durchfloſſen. Sie zerfällt in eine kleinere, oberungariſche, oberhalb des Donauknie's bei Waizen, und eine größere, niederungariſche, unterhalb jenes Knie's; in erſterer liegen die großen Waſſerſpiegel des Platten- und des periodiſch verſchwindenden und wiederkehrenden Neuſiedler-See's, die zweite iſt ſo recht die Heimath der Pußten und gibt ein treues Bild jener Steppen, die den weſtlichen Theil des aſiatiſchen Feſtlandes kennzeichnen. Im ungariſchen Tieflande entbehrt die Natur jedweden Reizes; die Monotonie einer unüberſehbaren Ebene, hier und da unterbrochen durch einige Bäume oder den Thurm einer fernen Ortſchaft, welcher in der glühend heißen Athmoſphäre zu zittern ſcheint, ermüdet bald das neugierige Auge des einſamen Wanderers, und die Oede, die lautloſe Stille der Umgebung wirkt deprimirend auf ſeine Stimmung ein. Dennoch ermangelt die in ihrer ſtillen Majeſtät großartige Natur der Pußta nicht einer gewiſſen Poeſie und das hier öfters zu beobachtende Phänomen der Luftſpiegelung oder Fata Morgana vermag den Neuling ſelbſt in Aufregung zu verſetzen.

Die ſüdlichen Ufer des einſtigen innerungariſchen Binnenmeeres bildeten die Gebirge der weſtlichen Balkanhalbinſel, welche, wie wir wiſſen, der Karſt-Formation angehören. Ganz beſonders verſteht man unter Karſt jedoch jenes Kalkgebirge, welches ſich über die illyriſchen Kronländer der öſterreichiſchen Monarchie von den Iſonzo-Mündungen bis zum Golf des Quarnero am adriatiſchen Meere erſtreckt. Es ſtellt ſomit die Verbindung zwiſchen dem Alpen- und dem Gebirgsſyſteme der thrakiſch-illyriſchen Halbinſel her, und wird häufig unter dem Namen der Juliſchen und ſpäterhin der Dinariſchen Alpen als ein integrirender Theil der letzteren betrachtet. Dem eigentlichen Karſtgebiete gehören die Kronländer Krain theilweiſe und das ſogenannte Küſtenland mit der adriatiſchen Halbinſel Iſtrien an. Hier liegt am Fuße des Karſt im N. Iſtriens die wichtige Handelsſtadt Trieſt an einer ziemlich offenen Meeresbucht, im O. aber, in dem tieferen, mit vier größeren Inſeln geſchmückten Buſen von Quarnero, der gleichfalls als Handelsplatz wichtige Hafen Fiume.

Während in den fruchtbaren Ebenen am adriatiſchen Meere ſich üppige immergrüne Wälder ausbreiten, herrſcht oben auf den weißen Kalkfelſen des 975—1300 M. hohen Karſt die traurigſte Oede. Seine Formen ſind meiſtens Hochplateaux, die

by Google

steil zum Meer abfallen, häufig von der Erde entblößt oder nur mit einer dünnen Schicht überzogen. Da ist kein Baum, kein Strauch, keine Quelle; nur nackte Steinhaufen bedecken den wüsten Rücken der Hochfläche. Der Karst ist ein riesiges poröses Gebilde, dessen unterirdische natürliche Communicationen ein hydrographisches Unicum bilden. Da es im Karste, streng genommen, keine Thäler, zum mindesten keine Längenthäler gibt, treten fließende Gewässer nur bruchstückweise auf, vom Ursprung bis zur Einmündung in irgend eine unermeßliche Höhlung des Bodens nur einige Kilometer messend. Sie winden sich mühsam in muldenartigen Vertiefungen vorwärts, schlagen Mühlen, sogleich bei ihrem Zutagetreten, und setzen sich wieder mit anderen Bächen in Verbindung. „Aus den letzten, spärlich bewaldeten Hügelpartien, die im S. des Laibacher Moores die Perspective abschließen, gelangt der Fuß des Wanderers — vorerst auf mäßig ansteigende Bahnen, auf steileren Hängen starren mächtige Stämme in die Höhe und wucherndes Unterholz füllt scharfe Rinnen, die von den Kämmen auslaufen. Hier und da liegen große Steinflächen zu Tage, spiegelglatt gescheuert durch die Wucht des niederprasselnden Regens. Heidelbeerstauden bilden einen lichtgrünen Kranz um sie und kleine Eidechsen huschen über die strahlende Fläche ..... Südwärts wird es eintöniger; die scharfen Kämme sinken zusammen um ein vielästiges Gerippe folgen zu lassen, im W. baut sich der walddüstere Birnbaumerwald zu dem mächtigen Felsenwürfel Nanos zusammen, von dessen sterilen Abstürzungen wellenförmige Terrassen süd- und südostwärts verlaufen. In einem trichterförmigen Loche windet sich schlangenartig der Stumpf eines Flusses vorwärts: es ist die Unz. Sie tritt bei Planina gäh zu Tage, um nordwärts unweit von Jakobowitz in einen Schlund zu stürzen. Aber an den Hängen, die in südlicher Richtung ihre scharfen Rippen laufen lassen, die in ihrer Fortsetzung zu beiden Seiten des Poik-Thales ein wogendes Steinmeer entwickeln, dräuen die ersten schwarzen Oeffnungen der weltberühmten Grotten. Bei dem alten Felsenschlosse Luegg sind deren nicht weniger als fünf: die große Grotte, die Schloßgrotte, nebenan die Belvedere-Höhle, die obere und die untere Lokva-Grotte.“ Die berühmtesten von allen sind die Adelsberger- und die Magdalenen-Grotte. (Dr. A. Schmidl. Die Grotten und Höhlen von Adelsberg, Luegg, Planina und Laas. Wien 1854. 8°.) Eine andere Merkwürdigkeit ist der östlich von Adelsberg gelegene See von Zirknitz, der zu verschiedenen Jahreszeiten bald fischreicher See, bald bebautes fruchtbares Ackerland ist. „Südwärts wird die Scenerie bewegter. Es ist, als sollte dieses steinerne Bild der Phantasie des armen, pygmäenhaften Menschenkindes zu Hülfe kommen, um ihr einen Moment aus jenem gewaltigen vorhistorischen Elementarkampfe vorzuführen, der gewiß aber unsere Vorstellungen übertrifft. Da ist alles wie durch Zauberbann erstarrt. Zackige Wellenkämme halten in ihrer Bewegung inne vielleicht durch Aeonen, anbrandende Wogen — steinerne Monumente — umstellen die flache Wand eines inselartig aufstrebenden Berges, und Wellenthäler wechseln harmonisch mit Wellenbergen .... unabsehbar, bis an den fernen Horizont, wo die Töne des Gebirges in graue Dünste auszittern. Aber mit diesem Bilde assimilirt der Begriff der Erstarrung ... des Todes. Endlos stumm, wie kein District der Alpenwelt, ja, kaum wie jener der Firnregion, verläuft das meilenweite Gebiet des kreidigen Steinmeeres. An den sterilen Wänden klaffen furchtbare Risse, abgebröckeltes Felsgerümpel hat sägeartige Kanten geformt, die niederstürzend ihre glasscharfen scharfen Rippen in den spärlichen Humus bohren. In der Tiefe winken einzelne spärliche Baumkronen, die aus grünen Löchern ihr blattarmes Geäste strecken. Kein Vogel erhebt sein Lied auf den schwankenden Zweigen; die heißen Sonnenstrahlen fließen versengend hindurch und auf dem getäfelten Hange des nächsten Hügels knistert es einförmig von dem Geschwirre einzelner Insecten oder es rauscht unter dürrem Eichengestrüppe von der fliehenden Viper. Drüben ist ein ausgezackter Kamm, ähnlich dem Rücken einer Manteleidechse, der von einzelnen Tannen bewachsen ist. Eine verflogene Elster kreischt melancholisch auf einem nadelfreien Aste, und sie kreischt stundenlang, bis ein leiser Luftzug, der mit Torfdünsten geschwängert ist, ihr die Richtung des zu nehmenden Weges gibt. Hoch, in wolkenfreier Ferne erklingt der Ruf des Geiers, und zwischen schmalen Steinbarren verhallt das gleichmäßige Geflatter fortziehender Steinhühner .... Es ist die Einsamkeit der Wüste. Um die Stirne lagert sich drückende Schwüle, die Haut springt unter den lodernden Flammen der Sonne, und die scharfen glühenden Steinsplitter zer-

Der Kalvarienberg in der Adelsberger Grotte.

ſchneiden die Sohlen. Auf Meilen iſt kein Dorf, kein Haus zu erblicken. Da, an dem nächſten Felsvorſprunge, ſchimmert das rothe Ziegeldach eines Bahnwächterhäuschens. Es iſt die Oaſe in der Stein-Sahara.“ Solche Oaſen, angebaut und bewohnt, ſind einzelne zerſtreute trichterförmige Vertiefungen, Dolina's genannt, in die ſich das Leben geflüchtet hat. Dort ſind der Boden und die Ränder des Trichters mit Wieſen, Aeckern und Gärten bedeckt; oft aber iſt das Innere ſo beſchränkt, daß nur wenige Bäume darin Raum finden. „Indeß, die Ruhe iſt hier gerade nicht zu Hauſe, und es gibt Momente, wo es in den Höhlen donnert, durch die Schlünde ein dumpfes Geheul geht, und von den prallen Wänden ein melodiſches Klingen über die Dolinen zittert. Es iſt die Bora, der gefürchtete NO.-Sturm, der Feind jeder Vegetation. Unter ſeinem Anpralle knicken die letzten, dünnſtämmigen Tannen zuſammen, der zerſchmetternde Fels kollert in die ſamenbergende Vertiefung, wo aus dem Humus ſporadiſch Pflanzenſchäfte treiben, und vom Gezweige der Büſche treibt der Blüthenſtaub über kantiges Gerölle, wo ſeine Befruchtung zur Unmöglichkeit wird.“ (Wanderer vom 9. Auguſt 1872.)

§. 7. Das nördliche Europa.

Die cimbriſche Halbinſel haben wir als eine Fortſetzung der germaniſchen Tiefebene kennen gelernt; dem Volksſtamme nach, der ſie ſeit Alters her bewohnt, iſt ſie jedoch ein Theil Scandinaviens, in welchem Namen man die drei hiſtoriſch und ethnographiſch eng verbundenen Reiche Dänemark, Schweden und Norwegen begreift. Die beiden Letztgenannten nehmen die ſcandinaviſche Halbinſel ein und auf dieſe beſchränkt ſich auch eigentlich

Digitized by Google

N.-Europa, weil sie allein ein für sich bestehendes, selbständiges geographisches Individuum bildet. Das nördliche Rußland, nämlich das von den Lappen bewohnte Gebiet der Halbinsel Kola, selbst Finnland, dann nicht minder die weiten Länderstrecken nach O. hin, die vom Weißen Meere und dem nördlichen Eismeere bespült und von Samojedenstämmen durchstreift werden, sind freilich auch N.-Europa in wahrem Sinne, andererseits aber mit dem großen Massiv O.-Europa's so innig verwachsen, daß sie von diesem nicht getrennt werden dürfen. Dagegen reihen wir in diesen Abschnitt die isolirte Insel Island ein, deren wir schon in dem Abschnitte über W.-Europa mit einigen Worten gedachten.

Die scandinavische Halbinsel, die größte Europa's — wir nennen sie der Kürze halber auch Scandinavien — erstreckt sich durch 15 Breitegrade hindurch nach N. und zwar auf der nämlichen Länge wie Italien. Im W. badet sie sich im atlantischen Ocean, im O. im Baltischen Meere oder der Ostsee, deren oberster Theil den Namen Bottnischer Meerbusen führt. Diesen schließen die zu Rußland gehörigen Åhlands- (spr. Ohlands) Inseln, ein Archipel, wie an Dichtigkeit der Eilande kein zweiter besteht, mit dem östlichen Vorsprunge Schwedens und dem SW.-Vorsprunge Finnlands. Weiter südlich in der eigentlichen Baltischen See liegen die schwedischen langgestreckten Inseln Gottland (3140 □Km.) mit ihrem 65 M. hohen Kalkplateau, und Öland (1375 □Km.), letztere nur durch den schmalen Kalmar-Sund von der Festlandsküste getrennt. Zwischen der scandinavischen und der cimbrischen Halbinsel, welcher im O. die dänischen Eilande vorliegen, fluthet das durch den schmalen Sund und die beiden Belte mit der Ostsee verbundene Kattegat, weiterhin das Skager-Rak, welches als innerste Bucht der Gabel Schwedens und Norwegens den Christians-Fjord gegen N. absendet. An seinem äußersten Hintergrunde prangt in landschaftlichem Reize die norwegische Hauptstadt Christiania. Hier beginnen die Fjordbildungen, welche für die norwegische W.-Küste so überaus charakteristisch, während sie auf der schwedischen, baltischen Seite, wo die Küste in einer stetigen Hebung begriffen ist, durch Land maskirt sind.

Von Christiania, an Cap Lindesnäs vorbei, bis Stavanger sind die Fjorde noch verhältnißmäßig klein und nur der Lyse-Fjord bei der letztgenannten Handelsstadt dringt tief in's Land hinein. Von da ab nordwärts hingegen erscheint die Küste förmlich wie zerrissen, ähnlich wie an der W.-Küste Schottlands mit unzähligen Inseln und Klippen, Skären (spr. Scheeren) genannt, besäumt, welche insgesammt als abgesprengte Glieder des Festlandes zu betrachten sind. Im südlichen Norwegen sind Hardanger- und Sogne-Fjord die bedeutendsten; ihre schroffen, hohen Steilküsten sinken oft noch unter dem Wasserspiegel zu sehr beträchtlichen Tiefen ab. Mit zunehmender Polhöhe scheinen die Fjorde auch an Breite

zu gewinnen, besonders jenseits des nördlichen Polarkreises, welcher Scandinavien durchquert. Hier erstrecken sich die Inseln und Scheeren bis 50 Km. außerhalb des Continents und bilden zugleich eine unzählbare Menge von Untiefen, an denen das Meer sich bricht und bei stürmendem Wetter eine ungeheure Anzahl schäumender Brandungen mit kleinen Zwischenräumen zeigt. Unter 67½° n. Br. beginnt eine größere Reihe gebirgiger Inseln; es sind die Lofoten, wo die jährliche bedeutende Dorschfischerei getrieben wird auf einer längs dieser Küste laufenden Bank von verschiedener Breite. Hier finden wir auch zwischen den Lofoteninseln Mosköe und Mosköenäs den besonders bei NW.-Stürmen gefährlichen Meeresstrudel Maelstrom oder Mosköestrom. Unter den nördlichen Fjorden verdienen der Lyngen-, Kvenang-, Alten-, Porsanger-, Lare- und Tana-Fjord ob ihrer Größe und Breite besondere Erwähnung. Auf der am W.-Ausgange des Porsangerfjordes gelegenen Insel Magerö stürzt das 308 M. hohe Nordcap, Europa's nördlichster Punkt, jäh in die Meerestiefe. (Ueber die Küstenbeschaffenheit Norwegens siehe: A. Vibe. Küsten und Meer Norwegens. Gotha 1860. 4°.) Dank dem Golfstrom, welcher seine warmen Wogen bis an die norwegische W.-Küste führt, erfreut sich dieselbe eines im Verhältniß zu ihrer polaren Lage milden oceanischen Klima's. Golfstrom und Küstenbeschaffenheit tragen auch zu dem außerordentlichen Wasserreichthum des Landes bei. „Dampfend steigen die Wasserdünste aus dem Meere empor und werden vom W.-Winde landeinwärts getrieben: aber sie vermögen die kalten Hochflächen nicht zu überschreiten und lagern sich ab auf den hohen Felsen, die ihnen das Durchsickern versagen. So bilden sich überall Bergseen, die ihr Wasser in raschem Laufe wieder zum Meere senden." (C. Schreiber. A. a. O. S. 222—223.)

Die scandinavische Halbinsel besteht aus einer riesigen Felsplatte, die sich auf der W.-Seite, im Königreiche Norwegen, zu einem Gebirgslande erhebt, das schroff zum Ocean abfällt. Eigentliche Gebirgsketten in der Bedeutung, in welcher dies Wort gewöhnlich genommen wird, existiren nicht; auch der hohe zusammenhängende Gebirgsrücken, der unter der Benennung Kjölen (spr. Schölen) Norwegen von Schweden trennen soll, ist nur in der Einbildung vorhanden. Häufig sind die Gebirgsmassen durch Querthäler, welche deren Zusammenhang brechen, durchschnitten, so daß die Hochebenen das Vorherrschende, das niedrige Land und die meistens engen Thäler das Nebensächliche sind. Die östliche Grenze der größten Mittelhöhe des Landes muß in einem Striche gesucht werden, der in einem Abstande von 80 bis 100 Km. von der westlichen Küste mit derselben einigermaßen parallel geht, und erst bei Jäderen (58° 50′ n. Br.) weichen die Felsenmassen von der Küste zurück. Ein Querdurchschnitt durch die scandinavische Halbinsel kann also im Allgemeinen durch eine Linie dargestellt werden, die vom westlichen Ufer schnell zu einer Höhe von ungefähr 1300 M. ansteigt, darnach über ein Hochplateau führt, das kaum ein Viertel vom ganzen Durchschnitt einnimmt und endlich eine verhältnißmäßig sanfte und milde Abdachung gegen das östliche Ufer Schwedens zeigt. (A. Vibe. A. a. O. S. 3.) Die breiten Bergflächen oder Rücken, Fjelder (Felder) genannt, haben im N. 490 bis 650, in der Mitte und im S. 800—1130 M. Seehöhe, und auf ihnen sind da und dort inselartig einzelne Kuppen und Gipfel aufgesetzt. Unter den

letzteren seien als die hervorragendsten der Sulitelma (1625 M.) im N., den Snehättan (2340 M.) am Dovre-Fjeld, und der Store Galdhöpig oder Ymesfjeld (2663 M.), die höchste Felsenmasse des norwegischen Riesengebirges und zugleich in ganz N.-Europa, genannt. Sie erhebt sich in einem Hochrevier, welches in neuerer Zeit unter dem Namen der Jotunfjelde oder Riesengebirge berühmt geworden ist.

Kein Gebirge Europa's übertrifft das scandinavische an furchtbarer und erhabener Wildheit. Wie die Alpen ist es zerissen und zerklüftet, voll schauerlicher Abgründe und tiefer Schluchten, reich an Gebirgsseen, von senkrechten Felswänden eingeschlossen, und an reißenden Bächen und Flüssen, die ungeheure Wasserfälle bilden, überdeckt mit umhergeworfenen Felstrümmern und mächtigen Gletschern; ja auch die Lawinen fehlen nicht. Weil aber die schmalen und tiefen Thalfurchen in der gewaltigen Breite der gesammten Gebirgsmasse so zu sagen verschwinden, gewährt Scandinavien ganz andere Landschaftsbilder, ganz andere Eindrücke als jene Gebirgsländer, wo, wie in den Alpen, die Thäler räumlich das Principale, die Erhebungen das Secundäre sind. Wenn der Nordmann aus dem Flußthal oder aus dem Fjord emporgestiegen ist und in der Höhe droben um sich blickt, da dehnt sich weit und breit vor ihm eine ungeheure Haide aus. Das norwegische heidi bedeutet ursprünglich wie auch das deutsche „Haide" nichts als eine weite baumlose wüste Ebene. Da solche nun in Norwegen nur auf den Berghöhen sich finden, so ist der Begriff allmählig von dem einen auf das andere übergegangen und man versteht unter heidi nicht nur die Höhenwüste, sondern selbst gipfelartige Bildungen, einen Berg überhaupt. „Ueber die Haide fahren" heißt aber in Norwegen auch aus einer Thalgegend direct über die Höhe ziehen, wenn diese die Baumgrenze überschreitet. Bleibt die Höhe unter derselben zurück, so gebraucht man den Ausdruck over skogen (über den Wald) fahren, und wenn sich jene nackten baumlosen Höhenflächen beträchtlich ausdehnen, dann heißen sie viddene (die Weiten). Man muß Tage lang auf solchen Bergpfaden hingewandert sein oder wenigstens die Schilderung von Fahrten „über die Haide" lesen, um eine Ahnung von den Schrecken zu bekommen, die dort oben hausen und oft ganz plötzlich über den Wanderer hereinbrechen. In den östlicheren Gegenden Norwegens gebraucht man für eine Wanderung über das Gebirg die Redensart over kjölen (über den Kiel) fahren; und hiervon stammt die Bezeichnung „Kjölen" als Name des vermeintlichen Höhenzuges zwischen Norwegen und Schweden.

Der plateaumäßigen Bildung der ganzen Gebirgsmasse entsprechen auch die hydrographischen Verhältnisse Scandinaviens. Die Halbinsel ist ein wirkliches Seen-Plateau.

Wir haben schon angedeutet, wie diese Seen entstehen, welche nach W. und O. zahlreiche Ströme (Elfen) zum Meere senden. Diese gelangen natürlich nur auf der östlichen, schwedischen Seite zu einiger Entwicklung und sind eigentlich nur Reihen von Binnenseen (norw.: vande) durch kurze Stromschnellen, welche sich manchmal zu großen Wasserfällen gestalten, verbunden. Daß dieser Proceß auf der W.-Seite, wo der Abhang verhältnißmäßig ein ganz jäher ist, geschwinder sich vollzieht, als auf der allmählig sich abdachenden östlichen, ist begreiflich. Dort im W. stürzt die ganze Wassermasse oft in einem einzigen Riesenfalle ohne Absätze hunderte von Meter hinunter; dort finden sich auch die größten Cascaden Norwegens, denen an Wasserfülle und Großartigkeit der Erscheinung jene der Alpen nicht gleichkommen. Sturzbäche von so colossaler Höhe des unmittelbaren Falles und gleichem Volumen wie ein Ringedals- und Vöring-Foß (292 M.) in Hardanger oder vor allem jener herrliche Rjukan-Foß (162 M.) in Telemarken — „der rauchende Fall", das ist die drastische Benennung dieser in ungeheuren Dampfwolken zerstiebenden Riesencascade — finden sich in Europa nirgends wieder.

Was aber an Scandinavien unsere Aufmerksamkeit in erster Linie wachruft,

Norwegiſcher Waſſerfall.

Digitized by Google

Digitized by Google

das iſt die Coloſſalität ihrer horizontalen Dimenſionen. Unſer mitteleuropäiſches Alpengebirge beſchreibt einen äußeren Bogen von 1190 Km. von der Riviera di Ponente am Mittelmeere bis zur Donauniederung bei Wien. Der weſtliche Saum des ſcandinaviſchen Gebirgslandes aber, von Lindesnäs bis zum Nordcap, nimmt eine Strecke von mehr als 1830 Km. ein. Die Geſammtmaſſe dieſes Gebirges deckt ein Areal von 523,100 □Km., 55,000 □Km. mehr als Alpen, Apenninen und Pyrenäen zuſammengenommen. Die Vorſtellung von dieſen Größenverhältniſſen iſt bei uns noch nicht geläufig. In unſerem Schulatlas iſt Scandinavien durchweg auf einem gleich großen Blatte dargeſtellt wie die Pyrenäen-Halbinſel, wie England, Frankreich oder die Türkei. Norwegiſche Seebecken, wie Mjöſen oder der Faemund, welche den Genfer- und Bodenſee an Ausdehnung übertreffen, kommen auf jenen Karten in einem verſchwindenden Ausmaß zur Darſtellung. Ueber 220 Km., in einer Länge alſo wie etwa von München bis Heidelberg oder von Innsbruck bis Verona, dringt der Sognefjord in das Innere des ſcandinaviſchen Hochgebirgs. Das Gudbrandsdal, von Anfang bis zu Ende ein reines Gebirgsthal, erſtreckt ſich über 3½ Breitengrade in ſeiner Hauptrichtung NW.—SO. Man vergleiche damit einmal die Längendimenſionen eines Inn- oder Rhönethales, ſoweit dieſe dem Alpenbereich angehören. (M. Ruith in der Beil. zur Allg. Ztg. vom 6. Auguſt 1876, Nr. 219.)

Scandinavien iſt mit dichten Wäldern überzogen, welche aber in neuerer Zeit durch Devaſtation viel gelitten haben. In den Lichtungen, den Flußthälern entlang, wie in den Alpen, liegen die Anſiedlungen der Menſchen. Gegen O. und S. verflacht ſich, wie wir wiſſen, das Land und bietet durch ſeine futterreichen Ebenen Gelegenheit zu ſtarker Viehzucht. Der größte Theil unſerer Obſtſorten, dann Roggen, Gerſte, Hafer, Kartoffeln gedeihen dort, theilweiſe bis zum 64. Breitegrad. Bis dahin reicht der ſüdliche Theil Schwedens, welcher in zwei Gruppen, in das Svea-Land, das eigentliche Schweden, und Götaland (Gothland) zerfällt, letzteres den ſüdlichſten Theil der Halbinſel und zugleich den ſchönſten und bevölkertſten Theil des Reiches umfaſſend. Dieſes Schweden, ſüdlich von der Dal-Elf, iſt ein ſeenreiches Gebiet, in welchem die gewaltigen Waſſerbecken des Wenern-, Wetter- und des landſchaftlich reizvollen Mälar-See's mit ſeinen 1300 Inſeln und der Hauptſtadt Stockholm liegen, bei welch letzterer der Mälar mit der Oſtſee zuſammenhängt. So wie naturgemäß in Norwegen die bedeutendſten Plätze des Landes Chriſtiania, Chriſtianſand, Stavanger, Bergen, Chriſtianſund, Throndhjem (Drontheim), Tromſö und Hammerfeſt (nördlichſte Stadt Europa's) an der Meeresküſte liegen, ſo treffen wir in Schweden die wichtigſten Städte wie Stockholm, die Univerſität Uppſala, Norrköping (ſpr. Nurrtſchöping), Kalmar, Lund (ſpr. etwa Lünn), Karlskrona, den Hauptſitz der ſchwediſchen Marine, Malmö, Göteborg (ſpr. Jöteborj), Jönköping, Wexiö, Örebro hauptſächlich, wenn auch mit Vorliebe an der Küſte, in dieſem begünſtigtſten Theile der Halbinſel. Nur wenige nennenswerthe Ort, wie Gefle und die Kupferbergwerksſtadt Falun liegen im N. der Dal-Elf.

Digitized by Google

Den Charakter dieſes ſüdlichen Schweden lernen wir am beſten auf einer Fahrt in das Innere kennen. (Sehr dienlich hierzu: Emil J. Jonas. Illuſtrirtes Reiſe- und Skizzenbuch für Schweden. Berlin 1875. 8°. 2. Aufl. Ein gleiches Werk hat der nämliche Verfaſſer auch für Norwegen 1876 veröffentlicht.) Wer von Kopenhagen herkommend der ſchwediſchen Küſte bei Malmö ſich nähert, macht hauptſächlich bei günſtiger Witterung die Wahrnehmung eines merkwürdigen Contraſtes zwiſchen der däniſchen Seite, die mit bezaubernder Anmuth und üppiger Jugendfülle das Auge entzückt, und zwiſchen der ſchwediſchen, welche durch ihre ſchmuckloſe, ziemlich kahle Erſcheinung, durch ihr ernſtmännliches Weſen, nicht gerade beſondere Hoffnungen in dem Reiſenden zu wecken im Stande iſt. Man wird auch gut thun, der Meinung, als ob Schweden, ſo weit es gewöhnlich bereiſt wird, ein Land wäre, das beſondere Schönheit und Großartigkeit aufzuweiſen hätte, ſich gründlich zu entſchlagen, wenn man ſich nicht hernach in den Erwartungen getäuſcht finden will. Es gibt wohl einzelne ſehr ſchöne Punkte, wie beſonders Stockholm mit Umgebung, ſowie Jönköping am Wetterſee, auch wird vom Trollhätta kaum ein Reiſender weggehen, ohne einen tiefen, bleibenden Eindruck von der Großartigkeit der dortigen Waſſerfälle empfangen zu haben, aber das Land im Ganzen kann wohl intereſſant, jedoch nicht eigentlich ſchön oder großartig genannt werden; der Mangel an Mannigfaltigkeit der Vegetation und an Gebirgen iſt doch gar zu fühlbar. — „Von Malmö aus führte mich, erzählt ein anonymer Berichterſtatter, zunächſt mein Weg nach dem im SO. des Landes gelegenen Karlskrona, wo die ſchwediſche Kriegsflotte ſtationirt iſt. Ich wählte die Eiſenbahn trotz bedeutender Umwege, da man zur See langſamer an's Ziel kommt. Einige Stunden lang fährt man durch das Schonen'ſche Ebenenland, das an Fruchtbarkeit den geſegnetſten Gegenden Würtembergs wenig nachſteht, nur daß der Weinſtock fehlt und Obſtbäume ziemlich ſelten ſind. Nach etwa 3 Stunden Eiſenbahnfahrt verändert ſich mehr und mehr

Der Trollhätta-Fall.

Digitized by Google

die Scene. Immer tiefer drangen wir in den Skog, den ſchwediſchen Urwald ein, in welchem wir, einige quaſi Oaſen ausgenommen, von Vormittags 10 Uhr bis Abends zwiſchen 8 und 9 Uhr verblieben. Unter den quaſi Oaſen verſtehe ich theils größere und kleinere Culturplätze mitten im Wald, theils die Bahnhofſtationen, theils die Seen, die in dem unaufhörlichen Einerlei eine beſonders liebliche Abwechslung bieten. Der Skog aber iſt ein rauher borſtiger Geſelle; er beſteht zumeiſt aus Nadelwald, Birken, Erlen und wenigen Eichen. Der Boden iſt bedeckt mit Mooſen, Farrenkräutern, Heidel- und Preißelbeerſträuchern. Unter dieſem Teppich aber liegt der harte Granit, der da und dort in gewaltigen Felsblöcken zu Tage tritt. Macht der Anblick unſerer Tannenwälder durch die darin herrſchende Ordnung und Sauberkeit einen ſehr angenehmen Eindruck, ſo iſt dies keineswegs bei dem ſchwediſchen Skog der Fall: derſelbe iſt öfters lange Strecken weit ein Bild vollendeter Unordnung. Da liegen Baumſtämme, Aeſte und Zweige in einem wüſten Durcheinander am Boden, dort begegnet das Auge einer großen ſchwarzen Platte, wo das Feuer gehauſt hat, um das den Boden bedeckende Geſtrüpp zu entfernen. Inmitten dieſes unheimlichen Flecks ſtehen vom Feuer verkohlte Reſte von Baumſtämmen wohl noch 4—6′ hoch. Und wie ſtille iſt's hier allenthalben! Nichts als den dahinbrauſenden Eiſenbahnzug kann das Ohr vernehmen; das Auge mag ſich lange vergeblich anſtrengen, irgendwo eine Lebensregung zu entdecken; die ganze Natur ſcheint ausgeſtorben zu ſein. In dieſem Walde mit ſeiner Wüſte und Oede hat der Menſch feſten Fuß gefaßt: bald da bald dort erhebt ſich ein roth angeſtrichenes Häuschen und um daſſelbe herum liegt ein größeres oder kleineres Ackerland, wo Kartoffeln, Gerſte und Roggen gepflanzt werden. Welche Mühe die Urbarmachung dieſes Bodens koſtet, iſt ſchwer zu beſchreiben, da es ſich nicht nur um Entfernung des Geſtrüpps und der Bäume, ſondern um ein äußerſt mühſames Ausbrechen des Felſengrundes handelt. Die Felſenſtücke, wenn ſie durch Sprengen, Graben und Heben ſo weit möglich entfernt worden ſind, werden an der Grenze des Grundſtückes zu einem mit viel Geſchicklichkeit zuſammengefügten Steinwall von 2—3′ Höhe verwendet, der das Einbrechen des Wilds in das angebaute Land verhindern ſoll. Von Karlskrona reiſte ich nach Jönköping, dabei mußte ich denſelben Weg bis Alveſtad zurückfahren. Die Fahrt vom Alveſtad bis in Nähe von Jönköping bietet nicht viel Intereſſantes: man fährt beinahe immer durch den Skog, deſſen Schönheiten nur für ein räuberliches Gemüth dauernde Anziehungskraft haben dürften. Je näher man aber Jönköping kommt, deſto mannigfaltiger wird die Gegend. Etwa 4 Stunden vor Jönköping überſchreitet die Bahn die Waſſerſcheide zwiſchen der ſüdlichen Ebene und dem Wetterſee und ſenkt ſich ſodann 220 M. bis Jönköping, wobei theils Felſen zu durchbrechen theils hohe Dämme zur Ausfüllung von Schluchten aufzuwerfen waren. Vorbei dem ſtattlichen Taberg zur Linken und dem reizenden Husquarna, das freundlich aus tiefem Thal heraufblickt, zur Rechten, eilt man Jönköping und dem Wetterſee entgegen. Eine Wendung der Bahn nach W. ſtellt uns plötzlich den herrlichen See in tiefes Blau gekleidet, im S. deſſelben Jönköping und ein wohlangebautes Culturland, im O. und W. Höhenzüge, die ſich ſchließlich im Nebel verlieren, mit einem Blick vor die Augen. In der Stadt angekommen, weilte ich noch einmal mit Entzücken auf dem ſchönen Bilde, und dabei drängte ſich mir die Aehnlichkeit dieſer Gegend mit der des Bodenſee's unwillkürlich auf. Allerdings gehen dem Wetterſee die Alpen ab, ſeine Höhenzüge ſind den Alpen gegenüber ſchwache Miniaturbilder; andererſeits aber kann ſich der Bodenſee weit nicht meſſen mit dem großartigen, wunderbar blauen Wetterſee, der ſich 126 Km. von S. nach N. erſtreckt und eine Breite von 22—37 Km. beſitzt.“ (Schwäb. Merk. vom 25. Nov. 1875.)

Einen weſentlich verſchiedenen Charakter bietet das ſogenannte Lappland, welches ſich über das nördliche Norwegen und Schweden weit hinein gegen O. nach Rußland ausdehnt. Es iſt die Heimath des flüchtigen Renthieres und der geſuchten Eidergänſe. In Norwegen nimmt es die Stifte Tromſö und das nördliche Throndhjem, in Schweden den größten Theil des ſogenannten Norrland ein; es iſt dies das am wenigſten angebaute und bevöl-

Lappländiſche Landſchaft.

kerte Gebiet des Reiches, und unterſcheidet man hier eine Aſele-, Umeå-, Piteå-, Luleå- und Torneå- (— das ſchwediſche å wird faſt wie ein tieſes o geſprochen —) Lappmark.

Seit zwei Jahrhunderten iſt das Bewußtſein von unermeßlichen Schätzen erweckt worden, die der nördliche, der Provinz Norbotten zugeſchriebene Theil, ſowohl in weiten, mehr als 13,800 □Km. bedeckenden Wäldern, als hauptſächlich in den metallreichen Bergmaſſen ſeines Gebietes mit ſtellenweiſe 90 Proc. Eiſen enthält. Das Eiſenerz bildet hier ungeheure unerſchöpfliche Lager in Gneis und bleibt, weil ſo wenig zerſtörbar, über der Landesoberfläche als Berg ſtehen, während die umgebenden Gneisſchichten, allmählig aufgelöſt, verſchwinden. Es iſt ein magnetiſcher Eiſenſtein in kleinen zuſammengewachſenen Kryſtallen, wodurch die Maſſe rund und kleinkörnig erſcheint.

Der Boden der ſchwediſchen Lappmarken iſt als eine Hochebene zu betrachten, die ſich, in dem oberſten Theile, den ſogenannten Fjällen, mit zuweilen ſteilen Abſtufungen, als eine Folge von kahlen Kuppen und hochgelegenen Thälern, ſpäter als waldbewachſenes Bergland mit nur wenig hohen Waſſerſcheiden, allmählig gegen den bottniſchen Buſen herabzieht, in dem es ſich als ein wenig hügeliges Küſtenland verliert. In dem Fjällenlande iſt bei der niedrigen, im Sommer nur wenig über Null ſich erhebenden Temperatur an Bodencultur nicht zu denken; es iſt mit Ausnahme von Schluchten und Abhängen, in denen ſich Weidenbuſch und kriechendes Birkenreis findet, ſowie der wärmeren Umgebungen einiger größerer Seen, an denen die Birke, 640 M. üb. d. M., noch eine Art Waldung bildet, völlig kahl, und bringt neben einer flüchtigen, durch ſeltene Arten, Kleinheit oder Zierlichkeit, eigenthümlich düſtere Färbung, aber auch wieder durch faſt tropiſche Farben und Kraft ausgezeichneten Blumenflora nur kurze Kräuter, ſpärliches dünnes Gras, Moorſchilf und unzählige Moosarten hervor, unter welchen das ſogenannte Renthiermoos (lichen rangiferinus), das auch auf nacktem Felſen und gerade an der Grenze des ewigen Schnee's am häufigſten wächſt, die Grundlage des auch in dieſen

unwirthlichen Gegenden noch heimischen Thier- und Menschenlebens bildet. An das Fjälland schließt sich das Waldland in einer Linie, die man für Norbotten zwischen dem 35. bis 41. Längengrade und 65. bis 68. Breitegrade über Arjeploug zum Parkijaur, an das nördliche Ende von Raneträsk, durch den Kirchenplatz von Gellivara über den Kalixelf bis Vittangi und zum Muonioelf in die nördlichste Spitze von Pajala ziehen kann, obwohl noch weiter nördlich sich Thalstrecken mit Nadelholz und Birken bewachsen hinaufziehen — ein Areal, das, wie schon bemerkt, mindestens 13,800 □Km. umfaßt. An das Waldland schließt sich dann das bereits ackerbauende Küstenland, in welchem die bekannte Hebung der S.-Seite der Halbinsel im Gegensatze zum Niedergang der N.-Küste auffallender als in den südlicheren Theilen des Reichs sich zeigt, und in dem der unverkennbare frühere Meeresboden in weit gestreckten Wiesengründen zu Tage liegt, bedeckt von Erdlagen, die das jährliche Fluthwasser der Fjällen herabbringt. Es ist trotz weitläufiger sumpfiger Waldstrecken als urbares Flachland anzusehen und bietet in den Flußthälern so weite Flächen für den Ackerbau wie kein anderer Theil Schwedens. (Dr. A. Dulk. Die schwedischen Lappmarken, im: Ausland 1873, Nr. 14, S. 263—264.)

Die scandinavische Halbinsel erstreckt sich 4 ½ Breitengrade über den Polarkreis hinaus, und das Klima des Landes ist wärmer als man dieser seiner Lage nach annehmen sollte. Aber jene sanften Uebergänge zwischen den einzelnen Jahreszeiten, welche einen so bedeutenden Vorzug Mittel-Europa's bilden, fallen hier weg. Bei dem Uebertritt in die arktische Zone wird man endlich durch einen weit vehementeren Unterschied im Klima überrascht, als man erwartet hatte. Es ist hier der passende Ort, daran zu erinnern, daß je weiter nach N. desto größer der Unterschied zwischen Tag und Nacht wächst.

Nächte in Drontheim geben z. B. noch keine adäquate Ahnung der arktischen Nächte. Am Polarkreise kann man die Sonne ungefähr ein paar Wochen lang zehn Minuten vor Mitternacht unter den Horizont sinken sehen, ein gedämpftes Licht zurücklassend, als sei sie von einer Wolke verschleiert. Zehn Minuten nach Mitternacht steigt sie so ziemlich an demselben, natürlich nördlichen Punkte wieder empor, in erhöhtem Glanze. Während der kurzen Zeit ihres Verschwindens macht sich ein Nachtfrost fühlbar, der durch ihre wiederkehrenden Strahlen sogleich wieder verscheucht wird. Eine Tagreise weiter nordwärts, einen Grad innerhalb des arktischen Kreises, ergibt sich schon ein anderes Bild, wenn das Wetter schön und der nördliche Horizont wolkenfrei. Die Sonnenscheibe, weniger roth als bei uns, senkt sich zum Horizonte nieder, bis sie ungefähr drei Mal ihren eigenen Durchmesser von ihm entfernt ist; hier scheint sie ein paar Minuten stille zu stehen, um sich dann wieder zu erheben und östlich vorwärts zu bewegen. Sonnenlicht und Hitze sind in solchen Nächten so intensiv, daß gewöhnlich Sonnenschirme in Gebrauch gezogen werden. Ja, ist die Luft unbewegt, so kann man durch gewöhnliche Brenngläser in wollene Kleidungsstücke Löcher brennen und Pfeifen an ihnen entzünden; doch kann man die Sonne, wenn auch mit einiger Schmerzempfindung, im Auge behalten. Je weiter nordwärts, um so höher ist der tiefste Punkt des Niedergangs der Sonne. Zu Tromsö bleibt dieselbe in einer Höhe, die fünf bis sechs Mal ihren eigenen Durchmesser beträgt, oberhalb des Horizontes stehen. Ebenso verlängert sich die Periode ihres Nichtuntergehens nordwärts zu; so währt sie bei Hammerfest einen vollen Monat, am N.-Cap vom 14. Mai bis 30. Juli, also 67 Tage lang. Die Intensität des Lichtes nimmt selbstverständlich während des Abendlaufes ab, doch erhält sie sich noch bis halb 11 Uhr im Gleichen und scheint sogar gegen Mitternacht ein wenig zuzunehmen. Das Licht ist milder als das Tageslicht und wirft einen eigenthümlichen warmen Schein über Seen und Felsen, von dem man sich, wenn man ihn nicht selbst gesehen, unmöglich eine Vorstellung zu bilden vermag. Sehr interessant ist es, nach Mitternacht die Veränderungen des Lichtes zu beobachten; gegen 12½ Uhr nimmt es jene weißliche Färbung an, welche wir bei uns eine Stunde nach Sonnenaufgang beobachten. Die Vögel

fliegen umher, die Fische führen ihre Wassertänze auf und die belebte Natur scheint so wenig von einer Nacht zu wissen wie die unbelebte. Zu Tromsö stehen die Leute des Nachts vor ihren Häusern, wie tagsüber plaudernd; gegen zwei Uhr allenfalls gehen sie zu Bett, doch nur, um bald wieder aufzustehen, denn sie scheinen des Schlafes nicht zu bedürfen. Es ist wohl kaum nöthig, zu erwähnen, daß im Mittsommer bis Ende Juli weder am arktischen Kreise, noch eine gute Strecke südwärts ein Stern und selten nur und äußerst blaß der Mond sichtbar ist. Natürlich gilt dies Alles nur von schönen Nächten; trübe sind kaum seltener als bei uns, und ein Reisender kann immerhin das Mißgeschick haben, ohne die Mitternachtssonne gesehen zu haben, heimkehren zu müssen. Selbstverständlich folgt den langen Polartagen dann in der entgegengesetzten Zeit eine ebenso lange Nacht und während dieser und der monatelangen Dämmerungsperiode herrscht ein dauernder Winter, dessen Dunkel und Grausigkeit durch den Mond und das Nordlicht gemildert wird.

Der Polarkreis berührt in ihren äußersten nördlichen Spitzen die große Insel Island (102,400 □Km.), die nur 200 Km. von dem durchaus arktischen Grönland entfernt ist.

Wir haben uns dieses Eiland als ein vorzugsweise vulcanisches Gebirgsland, baumlos und voll schauerlicher Einöden, schroffer Felsen, hoher Schnee- und Eisberge, zahlreicher Gletscher, Jökull genannt, reißender Ströme und kleiner aber tiefer Kraterseen zu denken, welches von SW. nach NO. quer hindurch ein ödes Plateau von durchschnittlich 300—650 M. Seehöhe trägt und eine besonders im N. und NW. von tiefen Fjorden zerrissene Steil-Küstencontour besitzt; ja der nordwestliche Theil bildet eine dreizackige Halbinsel, die nur mittelst eines schmalen Isthmus mit dem Hauptlande zusammenhängt. Das Klima ist auch hier weit milder, als es aus der geographischen Lage zu schließen. Der Ansicht, daß sich dasselbe jedoch seit dem Mittelalter verschlimmert habe, rauher und strenger geworden sei, seitdem die Insel der Wälder beraubt worden, wird von Konrad Maurer entschieden widersprochen. Mitunter ist der Sommer in Island sehr heiß, wie 1871, und der Winter außergewöhnlich mild wie 1874—75. Bewohnt sind dennoch nur die Küsten und zwar hauptsächlich die N.-Küsten. Unter den Gletscher tragenden Bergen des Innern zählt man noch über zwanzig thätige Vulcane, worunter der Hekla (1560 M.) im S. und der Vatna Jökull im SO. der Insel, letzterer durch seinen colossalen Ausbruch von Bimsstein und Asche, die im März 1875 bis nach Scandinavien getragen wurden, die bekanntesten sind.

In der zweiten Hälfte des Februar 1875 bildete sich ein neuer Vulcan Askja im Dygyur-Jelden (Gebirge), welches nördlich vom Vatna-Jökull liegt. Zwei unternehmende Isländer, Jow Thorkellsson und Siguntur Kraksson, haben nun jüngst diese vulcanische Region erforscht, und gelang es ihnen unter vielen Gefahren und Mühen in den Krater des Vulcans Askja hinabzusteigen. Etwa 1000 Meter unter dem oberen Kraterrande erreichten sie den Grund und befanden sich nun am Ufer eines See's siedenden Wassers, augenscheinlich von großer Tiefe. In der Nähe des S.-Endes dieses See's war der Boden durch Risse und Löcher aufgebrochen, welche weiteres Vordringen nach dieser Richtung verhinderten, während der ganze Raum von dem Geräusche eines lauten unterirdischen Donners erdröhnte. Nördlich vom großen Krater fanden die Forscher eine Oeffnung von etwa 200 M. Weite, die von gleicher Tiefe zu sein schien und woraus dichte Massen von Schwefeldämpfen in Begleitung lauten, fast betäubenden Geräusches hervorqualmten. (Ausland 1876, Nr. 34, S. 680.) Nur wenn der Wind den Dampf entfernt, berichtet Prof. Johnstrup, welcher den Vulcan gleichfalls untersuchte, kann man in die Schlünde und Abgründe des Hauptkraters hineinsehen. Aus mehreren Oeffnungen der etwa 30 M. tiefen Krater bricht der Dampf hervor. Drei kleine Bäche an der südlichen Seite führen das aus dem verdichteten Dampf entstandene Wasser nach einem vulcanischen Binnensee, der fast überall von 250 M. hohen senkrechten Felsen begrenzt ist. Das grüne Wasser des See's hat eine Temperatur von 22 Grad. Um den größten östlich gelegenen Krater befindet sich eine Schichte Bimsstein von der Dicke einiger Fuß, darunter eine Schichte Schnee von 6—10 M.

Die südlichen Krater haben eine schlüpfrige graue Thonmasse ausgeworfen, die sie unzugänglich macht. Von der Gewaltsamkeit der Ausbrüche dieser Krater zeugen große Blöcke schwarzen Sandsteins, die um sie herum liegen. Sonst ist hier nur Schlamm ausgeworfen worden, keine Lava, wie in der Wüste von Myvate. (Allgem. Zeitg. vom 7. Oktober 1876.)

Unter die Zeugen vulcanischen Bodens gehören auch die über die ganze Insel verbreiteten heißen Springquellen, Geyser, mit ihren periodischen Ausbrüchen, deren warmes, oft siedendes Wasser aus den Spalten der Basalt- und Trachytmassen der Gebirge durch die gebildeten Dämpfe mit furchtbarer Explosionskraft bis zu 30 M. in die Höhe geschleudert werden. Merkwürdig sind auch die „brennenden Berge" mit ihren Kesseln kochenden Schlammes, die Schlammvulcane (Makkaluben oder Salsen), deren zischend oder sausend aus den Felsenrissen hervordringendes heißes Wasser den reichen Thonboden in einen unaufhörlich brodelnden Morast verwandelt, aus welchem alle 3—4 Stunden kleinere oder größere Massen bis zu einer Höhe von 5 M. emporgeworfen werden. (C. Schreiber. A. a. O. S. 219—220. Ueber Island vergl. Rich. F. Burton. Ultima Thule: a Summer in Iceland. London und Edinburgh 1875; Dr. Samuel Kneeland. An American in Iceland. Boston 1876. 12°.; und Lord William Watts. Across the Vatna Jökull; or scenes in Iceland, being a description of hitherto unknown regions. London 1877. 8°.)

§. 8. Ost-Europa.

Ost-Europa kann man auch das sarmatische Tiefland nennen und dieses ist die unmittelbare Fortsetzung der germanischen Ebene. Von den Ufern der Weichsel und dem O.-Fuße der Karpathen erstreckt es sich bis zum Ural-Gebirge und dem Kaspischen Meere im O., im N. vom Eismeere mit seiner Abzweigung, dem Weißen Meere, im S. vom Schwarzen Meere oder Pontus und dem Kaukasus-Gebirge begrenzt. Durch die Lücke zwischen dem Meridianzuge des Ural und dem Kaspischen Meere hängt dieses Tiefland, nachweisbar ein trocken gelegter Meeresboden, mit den Steppen Sibiriens und Centralasiens zusammen. Dieses ganze riesige Becken zwischen Karpathen und Ural — vom europäischen Rußland eingenommen — besteht aber aus einem Granitgrunde, auf dem eine 130 bis 260 M. mächtige Erddecke aus Thon, Sand, Mergel, Kalk ruht, die zum Theil den fruchtbarsten Ackerboden bildet, sehr verschieden von dem trockengelegten Meeresgrunde der asiatischen Ebene, deren Boden großen Theils aus Sand, Kies und Geröll besteht. Die plastische Gliederung dieser 5 ½ Millionen □ Km. umfassenden osteuropäischen Ebene ist sehr einfach und monoton; durchschnitten wird sie nur von dem uralisch-baltischen und dem uralisch-karpathischen Landrücken, öfters auch einfach als nord- und süduralische Landrücken bezeichnet, welche sie in eine nördliche (arktische), eine

mittlere und eine südliche (pontische) Ebene theilen. Der nördliche Höhenzug streicht auf der Wasserscheide zwischen dem kaspischen und arktischen Gebiete, wird als Wolchonski-Wald und Waldaï-Höhe 325 M. hoch und setzt sich dann, seenreich, nach O.-Preußen fort; der südliche hingegen hebt am S.-Ende des Ural als Obschtschij-Syrt (d. i. allgemeine Erhöhung) an und zieht bis zur Wolga und von da weiter westwärts bis an den NO.-Fuß der Karpathen. Die Geburtsstätte der Obschtschij-Syrt zwischen Wolga und Ural ist eine der merkwürdigsten Stellen der Erde, denn sie befindet sich an der Schwelle der großen aralo-kaspischen Senkung, der räumlich ausgedehntesten Depression der Erdrinde.

Die tiefste Stelle dieser großen Senkung füllt das Kaspische Meer (440,000 □Km.), das größte aller geschlossenen Seebecken aus, der Ueberrest jenes europäischen Mittelmeeres, das sich einst vom Schwarzen Meere bis zum Eismeere ausdehnte. Wahrscheinlich hat eine langsame Erhebung des sibirischen und tatarischen Bodens das Kaspische Meer allmählig vom Obmeerbusen und vom Aralsee in Turkestan getrennt, und später dann der Durchbruch des Bosporus den ponto-kaspischen Isthmus trocken gelegt. Wie dem aber auch sei, sicherlich hat das Kaspische Meer, als es mitten im Lande zurückblieb, durch Verdunstung eine größere Wassermenge verloren, als ihm durch seine Zuflüsse zugeführt wurde, da seine Ausdehnung sich verringert hat und sein Wasserspiegel um mehr als 25 M. unter den des Schwarzen Meeres gesunken ist. Bei andauernder Abnahme seiner Wassermenge steht also dem Kaspischen Meere das Schicksal bevor, im Laufe der Jahrhunderte allmählig in einen großen Sumpf verwandelt zu werden. Um dies zu verhindern, schlug der amerikanische Ingenieur Spalding vor, das Kaspische mit dem Schwarzen Meere durch einen Canalbau zu verbinden. Die Gewalt des Wassers selbst, das vom Schwarzen Meer in den tiefer gelegenen See hinabströmen würde, gedächte der kühne Ingenieur zur Erleichterung der Riesenarbeit nutzbar zu machen, und um das Becken des Kaspischen Meeres noch rascher, bis zum Niveau des Schwarzen Meeres zu füllen, schlägt er vor, den Don von seinem natürlichen Laufe ab — und in die Wolga zu leiten; so glaubt er, könne das Werk in 25 Jahren ausgeführt werden.

Außerordentlich reich ist die Bewässerung O.-Europa's. Da unser Welttheil hier seine größte Massenentwicklung erlangt, so ist es nur natürlich, daß in Rußland die gewaltigsten Ströme Europa's vorkommen.

Nicht weniger denn zehn ansehnliche Stromsysteme sind zu zählen, unter ihnen das größte jenes der Wolga (3190 Km. lang), deren Gebiet mehr als ein Viertel der Gesammtoberfläche einnimmt. Dieser Strom, der längste und größte Europa's, entspringt im Wolchonski-Walde, ist bei Twer schon schiffbar, biegt bei Kasan (spr. Kasán) plötzlich nach S. und bei Sarepta vor Eintritt in die kaspische Senke nach SO. Auf dieser Strecke in mehrere Arme getheilt, mündet sie in das Kaspische Meer mit einem sehr ausgedehnten, stets vorrückenden Delta, in dessen Mitte so zu sagen die Stadt Astrachan liegt. Durch ihren gewaltigen linksseitigen Nebenfluß, die 1600 Km. lange Kama, strömen ihr fast alle Gewässer von den westlichen Flanken des Ural zu. Nebst der Wolga nimmt die Kaspische See noch den 1700 Km. langen Ural auf. Die anderen bedeutendsten russischen Ströme fließen dem Schwarzen Meere zu; es sind dies der Don, der Dnjepr, der Bug und der Dnjestr, welche alle den südrussischen Landrücken durchbrechen müssen, um zum Meere zu gelangen. Dnjepr und Dnjestr besitzen an diesen Durchbrüchen zahlreiche Stromschnellen (Porogi), welche die Schifffahrt behindern. Der östlichste von ihnen, der Don, kommt in seinem stark nach O. ausgekrümmten Laufe der Wolga auf die kurze Entfernung von nur 60 Km. nahe und ergießt sich nach Aufnahme des Donéz

zur Rechten und des Mannytſch zur Linken etwas unterhalb der Stadt Aſow in das ſeichte Aſow'ſche Meer, welches durch die Halbinſeln der Krim und Taman vom Pontus abgeſchnürt wird. Taganrog, Berdjansk und endlich Kertſch auf der Krim und an der gleichnamigen Meeresſtraße zwiſchen dem Schwarzen und dem Aſow'ſchen Meere ſind die wichtigſten Plätze dieſer Küſte. Zwiſchen dem unteren Don und Wolga breiten ſich nach S. hin bis an den Fuß des Kaukaſus weite hügelige Steppen aus, theilweiſe von Kalmücken bewohnt. Weſtlich von der Krim münden die drei anderen der genannten Ströme, und zwiſchen Bug und Dnjeſtr erhebt ſich die glänzende Handelsſtadt Odeſſa.

Das nördliche Geſtade des Schwarzen Meeres wird von einem nicht ſehr hohen Plateau eingenommen, das nach O., gegen die Mündung des Don hin, allmählig ſich verflacht, nach N. ziemlich ſteil gegen die Sümpfe des Prypet, nach S. dagegen allmähliger ſich ſenkt. Eine beſondere Eigenthümlichkeit der Terrainbildung iſt die, daß ſämmtliche, auch die unbedeutendſten Thäler in der Nähe ihrer Mündung nach S. von langgezogenen Seebecken ausgefüllt werden, die man mit einem Worte der ehemals dort herrſchenden griechiſchen Sprache „Liman" nennt, und welche zum Theil einen ſehr ſtarken Salzgehalt haben, ſo daß ihre Umgebung den Salzpflanzen eine ausgezeichnete Wohnſtätte bietet.

Boulevard in Odeſſa.

In phyſiognomiſcher und pflanzen-geographiſcher Hinſicht zerfällt das Gebiet in die nördliche Wald- und die ſüdliche Steppenregion. An der Seeküſte und beſonders am Ufer der Limans iſt die Strandflora ſehr entwickelt. Von der Küſte erſtreckt ſich ungefähr zwei Breitengrade landeinwärts das Steppengebiet. Die Vegetation der unberührten Urſteppe charakteriſirt ſich hauptſächlich durch das maſſenhafte Auftreten der Stipa-Arten mit gefiederten Grannen, der den Schäfern ſo verhaßten Thyrſe, welche nur an feuchten Stellen in Zahl der Individuen abnehmen; außerdem ſtellen zahlreiche andere Gräſer und Kräuter eine Mannigfaltigkeit verſchiedener Blattformen und Blüthenfarben her, wie ſie auf unſeren mitteleuropäiſchen Wieſen nicht vorkommt. Dieſer Vegetationscharakter läßt ſich aber heutzutage nur noch in größerer Entfernung von der Küſte und von größeren Flüſſen conſtatiren, denn in der Nähe des Meeres iſt der reiche Boden der Steppe überall urbar gemacht und man betreibt dort einen eigentlichen Raubbau, indem

man den Boden bis zur völligen Erschöpfung als Acker und darnach als Brache oder Heuwiese benützt. Die Vegetation dieser letzteren ist im Vergleich zur bunten Pracht der Ursteppe sehr einförmig und traurig. Die Flußthäler des Steppengebietes zeigen in der Thalsohle, die meist der Ueberschwemmung ausgesetzt ist, einen üppigen Bestand von Sauerampfer und Wolfsmilchsarten, von Inula Helenium, Cephalaria tatarica, Bulias orientalis 2c. Die Schwarzpappel erreicht hier das Seegestade. An den felsigen Flußufern ist die Vegetation ähnlich wie am steilen Meeresufer. Weiter aufwärts an den Flüssen vermitteln magere Eichenbestände eine Art Uebergang in das Waldgebiet. Der Saum des letzteren wird überall durch solche Eichenbestände gebildet, welche anfangs noch klein und vereinzelt, erst weiter nach N. mehr zusammenschließen. Quercus sessiliflora ist vorherrschend, nur einzeln erscheinen Quercus pubescens und pedunculata. Die Eichenwälder haben reiches Unterholz und eine üppige Krautvegetation von fast ausschließlich mitteleuropäischen Arten. Neben den Eichenwäldern treten an der Steppengrenze auch geschlossene Bestände der Weißbuche auf, welche durch ihre Dunkelheit die Unterholz- und Krautvegetation fast völlig ausschließt und hierin unsere Rothbuchenwälder noch zu übertreffen scheint. Erst weiter gegen N. treten die Birke, Wachholder und Kiefer auf, welche letztere nach S. die Linie Brody, Charkow, Orenburg nicht überschreitet. (Ausland 1875, Nr. 5, S. 98.)

Da wir uns eben im S. des russischen Reiches befinden, so ist dies der schicklichste Platz, um mit einigen Worten der Krim zu gedenken, in welche das südrussische Steppengebiet hineinragt. Die ganze Halbinsel ist flach, nur an ihrem S.-Gestade, an dem es treffliche Häfen bildet, erhebt sich das romantische taurische oder Jaïla-Gebirge, welches im Tschatyr-Dagh bis zu 1625 M. ansteigt. (Ueber die Krim siehe F. Remy. Die Krim in ethnographischer, landschaftlicher und hygienischer Beziehung. Odessa und Leipzig 1872. 8°., und J. Buchan Telfer. The Crimea aud Transcaucasia. London 1876. 8°.)

Die schönsten Partien der Krim lernt man auf dem Wege von Sebastopol, der berühmten Festung, nach Yalta am SO.-Gestade kennen. Von der Brücke über die Tschernaja, welche am Col de Balaclava zu einem dünnen Wasserfaden zusammengeschrumpft ist, beginnt die Schönheit der Gegend. Zwischen Birken und Tannen windet sich der Weg die Hügel hinauf und dann hinunter nach dem Thale von Baidar, das mit seinen Kornfeldern, Eichen und Wallnußbäumen das Auge doppelt erfreut nach der baumlosen Umgebung Sebastopols. Von gewaltiger Wirkung ist es, daß man mit einer plötzlichen Wendung aus diesem reizenden Thale an eine Art massiges Thor aus Granitfelsen kommt und, sobald man dasselbe durchschritten hat, von gewaltigen Felsenklippen aus auf die 600 M. tiefer wogenden blauen Meereswogen hinabblickt. Der Contrast zwischen dem Großartigen und Lieblichen knapp neben einander ist es, was der Scenerie in der Krim nebst den schön geschwungenen Linien der Küste so hohen Reiz verleiht. Hier großartig auf einander gethürmte Felsen, Klüfte und Abgründe, dort grüne Hügelketten, lachende Thäler, eine üppige Vegetation. Bald tritt das eine, bald das andere Element mehr in den Vordergrund, immer aber wirken die beiden durch den Contrast auf das eigenthümlichste. Vom Thore von Baidar geht der Weg in einem steilen Zickzack auf ein ausgedehntes Felsenplateau nieder und dann zwischen gewaltigen Felsenmassen entlang, die wirr umherliegen, als wären sie durch gewaltige Erdconvulsionen herumgeworfen worden. Hier herrscht das Element wilder Großartigkeit entschieden vor, und der Anblick, in vollem Mondlichte genossen, gehört wohl zu dem Schönsten, was die Natur bietet. Dagegen geht es von Alupka nach Yalta abwärts durch fortgesetztes Parkland. Da sind herrliche Wald- und Wiesenstrecken, seltene Pflanzen und Blüthen in nahezu tropischer Ueppigkeit und Weingärten zur Linken von Bergreihen abgegrenzt, während zur Rechten das blaue

Meer sich ausdehnt. Die Strecke von Alupka nach Yalta weist auch eine Menge Landsitze der russischen Aristokratie auf. In Alupka befindet sich der sehr schöne halbgothische Palast des Fürsten Woronzow, zu Orianda jener des Großfürsten Constantin in pompejanischem Style, mit griechischen Porticos und al Fresco gemalten Höfen. In Livadia ist die Villa der Kaiserin von einer Gruppe von Häusern umgeben. Yalta ist ein gar reizender Ort, die Berge treten etwas von der Küste zurück, so daß die Stadt wie in einem Amphitheater von Hügeln liegt. Zwei Mal in der Woche legen die Dampfer von Odessa, Kertsch und Theodosia hier an. (Wiener Abendpost vom 25. August 1876.)

Nördlich von der Krim, die man wohl auch die taurische Halbinsel nennt, breitet sich bis zum Dnjepr die nogaische Steppe aus, ein Theil der oben beschriebenen pontischen Steppen, welche westlich fast bis an den Dnjestr reichen. Im N. derselben liegt vom mittleren Dnjepr durchflossen die Landschaft Ukraine, welche den größten Theil des sogenannten Kleinrußland umfaßt. Das Gebiet zwischen Bug und Dnjestr nennt man Podolien, jenes zwischen Dnjestr und Pruth ist das kornreiche Bessarabien. Diese beiden Landstriche grenzen an die rumänische Moldau und das österreichische Galizien und Bukowina, deren Bodenformation sich auch weit hinein nach Podolien erstreckt; es ist ein hauptsächlich durch dichten petrefactenreichen Kalkstein und Thonschiefer vertretenes Silur. Auf dem Thonschiefer lagert unmittelbar Kreidebildung, theils Feuerstein führende Kreidemergel, theils Grünsand, und hier finden sich in einem grauschwarzen, zuweilen in's Grünliche sich ziehenden, dünnblätterigen Thonschiefer eigenthümliche Kugeln von Phosphorit oft in großer Anzahl eingelagert. Ein Grenzland Galiziens ist auch das theils fruchtbare, theils Wald- oder Steppenland Wolhynien, dessen Gewässer meist nach N. gerichtet, sich in den Prypet, den wichtigsten rechtsseitigen Nebenfluß des Dnjepr, ergießen. Der Prypet aber durchfließt ein weites Sumpfgebiet, die Rokitno-Sümpfe, welche in W.-Rußland vom Dnjepr westwärts bis in das östliche Polen und nördlich bis an den uralisch-baltischen Landrücken reichen. Vermittelst Canäle steht hier der Prypet mit dem Niemen und der Weichsel und dadurch das Schwarze Meer mit der Ostsee in Verbindung.

Das Ostsee-Becken nimmt alle jene Gewässer auf, welche im W. und NW. des uralisch-baltischen oder nordrussischen Landrückens entspringen. Eine Ausnahme davon macht blos die Weichsel (1040 Km. lang), welche, wie wir wissen, den Beskiden entquillt, in ihrem Mittellaufe aber den russischen Antheil Polens und dessen Hauptstadt Warschau durchfließt. Sie kann als die westliche Grenzlinie Europa's gelten; entschieden gehört diesem aber der Niemen (853 Km.) an, welcher unter den Namen Memel und Ruß auf preußischem Gebiete in's kurische Haff mündet. Vom Wolchonski-Walde steigt die (1040 Km. lange) Düna herab, welche bei Riga in's Meer fällt. Niemen

und Düna bewässern das sumpfreiche Lithauen, welches zwischen dem baltischen Meere und den Rokitno-Sümpfen liegt. Jenseits, d. h. im N. von der Düna, in den sogenannten Ostseeprovinzen Kur-, Liv- und Estland zeigt das Land diesen Sumpfcharakter noch deutlicher und geht dann in die große baltische Seenplatte über, welche man als eine directe Fortsetzung der norddeutschen ansehen kann. Der bedeutendste dieser Seen ist der große Peipus-See, der im Pskow-See eine Verlängerung nach S. und in der Narówa einen Abfluß in den finnischen Golf besitzt. Oestlich vom Peipus liegt der Ilmen-See, dessen Abfluß, der Wolchow, dem Ládoga-See und dadurch der nur 60 Km. langen aber majestätischen Newa (spr. Njewa) zu Gute kommt, an deren Mündung die moderne Metropole des russischen Reiches, St. Petersburg, sich stolz erhebt.

Die Eisenbahn von Warschau nach St. Petersburg durchschneidet der Quere nach einen Theil der zuletzt erwähnten Gebiete. Wir befinden uns zuerst in West- oder Weiß-Rußland, und zwar im Gouvernement Kowno, dem alten Samogitien, dessen Areal Flachsfelder, aber noch in weit größerer Ausdehnung Wälder bedecken, und gelangen aus diesem in jenes von Wilna (Wilno), welches mitunter am Niemen etwas freundlichere Gegenden zeigt. Den gleich einförmigen Charakter wie die beiden genannten Gouvernements trägt auch jenes von Witebsk, wo Heideland, weitreichende Birkenwälder mit Feldbau wechseln. Mit dem Eintritte in das Gouvernement Pskow (spr. Sk) kommen wir erst in das eigentliche Großrußland, die Hauptmasse des alten Reiches, und können unser Auge jetzt daran gewöhnen, Stunden und Stunden in gerader Linie durch Wälder zu fahren, aus denen nur äußerst selten ein echt russisches Dorf — Holzhütten mit Brettern gedeckt, aus deren Dachrücken der Rauch sich beliebigen Ausgang sucht — auftaucht. Diese unwirthsamen Gegenden, in deren endlosen Urwaldungen Freund Petz, der Wolf und das Elen unbehelligt hausen und der Auerochs sich nach Belieben im Sumpfe wälzen kann, reichen unverändert hinein bis Ingermannland, das jetzige Gouvernement Petersburg. (Theodor Graf Leublfing. Wanderungen im westlichen Rußland. Leipzig 1875. 8°. S. 29—31.)

Das nordwestliche Rußland schließt die größten Seen unseres Erdtheiles in sich. Zwischen der Newa und dem Onega-Busen des Weißen Meeres liegen die gewaltigen Flächen des Ládoga (18,270 Km.) und des Onega-See's, nördlich von diesem eine ganze Reihe größerer und kleinerer Wasserspiegel, welche längs des Weißen Meeres gegen N. bis in die Halbinsel Kola hinziehen und mit dem großen Enara-See in Russisch-Lappland enden, der durch die Pasvig-Elf sein Wasser in den Waranger-Fjord sendet. Eine Wasserscheide trennt diese Seengruppe von der felsigen finnischen Seenplatte, welche, ein verkleinertes Abbild der nordamerikanischen, eine besondere Gruppe von vielen Hunderten von Seen bildet, die zusammen über $^1/_{10}$ der gesammten Bodenfläche Finnlands bedecken.

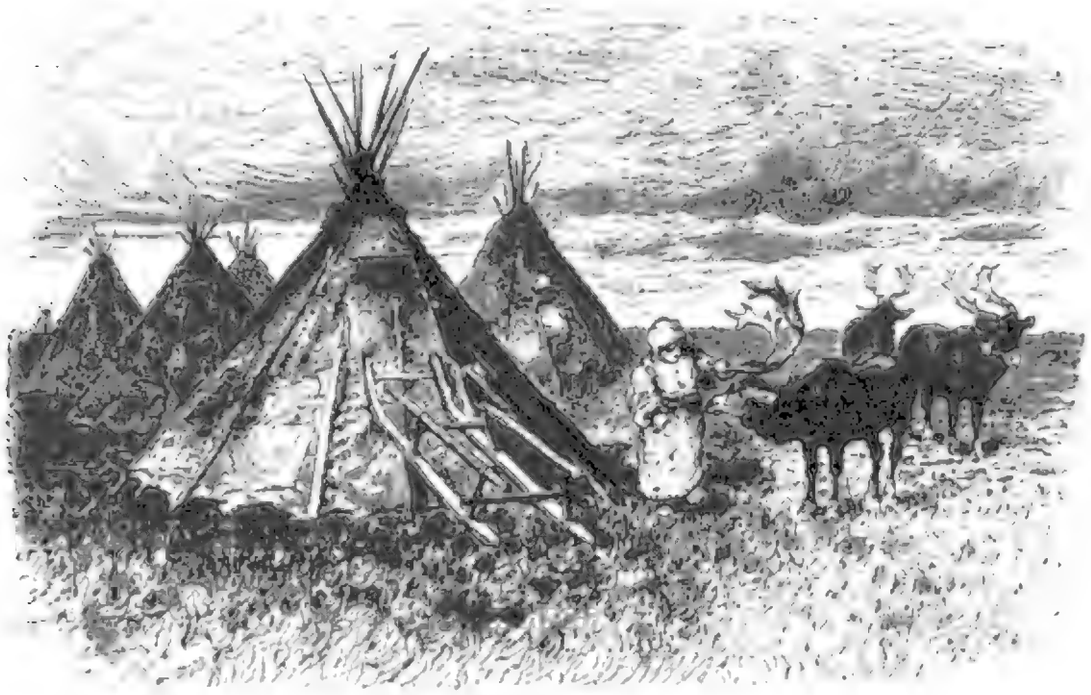
Die finnische Landschaft ist specifisch melancholisch, still, fast leblos, weil mager bevölkert, dunkel die Wälder, noch dunkler die Seen; sieht man vom Boote aus in die Tiefe der letzteren hinab, so erscheint das Wasser bei blauestem Himmel

vollkommen ſchwarz, obgleich das Waſſer ſelbſt bei 3 M. Tiefe durchſichtig iſt. Nur wenn man von der Höhe ſchräg auf die Waſſerfläche blickt, erſcheint ſie durch den Reflex blau. Manche dieſer Seen fließen natürlich zuſammen, andere ſind durch den Canal verbunden, und ſo gelangen wir endlich von einem zum anderen bis zu dem größten finniſchen Landſee, dem Saimaſee, deſſen Ausfluß, der Wucken oder die Wocka, die gewaltigſte Stromſchnelle in Europa, die Imatra, bildet. Seen, Felſen und Tannenwälder, — das iſt mit drei Worten bezeichnet der Charakter Finnlands. Spärliche Lappen fruchtbaren Landes, zum Theil mühſam dem Boden abgerungen (durch Niederbrennen und Ausroden der Waldungen oder Ablaſſen der Gewäſſer) bedecken hier und da die ärmliche Blöße dieſes Naturlandes, liegen zerſtreut zwiſchen Wäldern und Gewäſſern; denkt man ſich nun in der Nähe dieſer bebauten Felder hier und dort ein kleines Dorf oder ein einzelnes Gehöft, um das Wohnhaus immer eine Maſſe größerer und kleinerer Holzhütten (denn der Finne erbaut ſich für jeden neuen Gegenſtand, eine neue Kuh oder Karren etwa, die er ſich anſchafft, auch gleich eine neue Bedachung); denkt man ſich auf den ſtillen Wald- und Feldwegen zuweilen ein kleines, aber flinkes Pferd ſeinen Karren ziehen, von einem gelbhaarigen zuſammengekauerten Finnen mit der kurzen Peitſche, einem eigenthümlichen Schnalzen der Zunge oder dem monotonen Ruf: hävone! hävone! (Pferd) angetrieben; über den See aber bald einen Fiſcherkahn treibend, bald eine Maſchine dampfend, die einen langen Zug von Flößen oder ein ſchwerbeladenes Frachtſchiff hinter ſich herführt; — ſetzt man ſich aus dieſen einzelnen Bildern die Landſchaft zuſammen, ſo hat man ungefähr einen Begriff von ihrem eigenthümlichen Charakter. Im Winter freilich iſt mit der weißen Schneedecke auch das Schweigen des Todes über ſie gebreitet; nur ein einſamer Reiſeſchlitten, hier und da der aus einer Hütte aufſteigende Rauch, ein Haſe, der über die Felder läuft, oder eine Krähe, die ſchreiend von einem Saume des Waldes zum anderen fliegt, verrathen etwas Lebendiges in der Todtenſtille. Wirklich armſelig iſt die Landſchaft, die den Eiſenbahnreiſenden von Wiborg nach Helſingfors begleitet. Man bemerkt nämlich in der uns ununterbrochen begleitenden Waldung keinen einzigen Baum, dem man ein höheres Alter als 15—20 Jahre geben möchte. Wenn nicht die Felſen ſo alte bemooſte Häupter wären, möchte man die Erde in Finnland für jung halten. Die Eiſenbahn-Civiliſation iſt ein grauſamer Feind der Wälder, der ſtärkeren höher aufgewachſenen Stämme. Es wird bald dahin kommen, wie das ſchon in Mittelrußland der Fall iſt, daß „Wald“ Buſchwerk genannt wird, welches noch nicht Manneshöhe erreicht. Die Eiſenbahn hat in den Graniten Finnlands viele Durchſchnitte nöthig gemacht; ſie zeigen, daß das granitiſche Fundament terrain moutonné iſt, wie die Franzoſen ſagen. Eine Gebirgslandſchaft im eigentlichen Sinne ſtellt Finnland durchaus nicht dar, das wird namentlich klar, wenn man das Land von höheren Punkten aus überſieht. In der ſüdlichen Hälfte Finnlands mögen ſich wenige Berge höher als 150 M. erheben. Das Schwemmland, von dem Finnland bedeckt iſt, das Zerſetzungsproduct der verſchiedenen Granite iſt vorzugsweiſe gröberer oder feinerer Sand, der ſtellenweiſe dünenartig in hohen Wällen aufgeworfen iſt. In dieſem Sande finden ſich zahlreiche Blöcke und Geröll, nicht ſelten Geſteine, von denen man nicht weiß, woher ſie ſtammen. Auf dem Rücken hoher Felſen finden ſich loſe Blöcke, zerwaſchen und abgerundet, die doch nur Ueberbleibſel größerer Maſſen ſein können. (Bulletin de la Soc. Imp. des Naturalistes de Moscou 1874.)

Eine ungaſtliche Region ſchließt ſich im N. an Finnland an, die Halbinſel Kola mit flacher, einförmiger Küſte ohne Einſchnitte, ein düſterer, trauriger Anblick. Ihr dem Eismeere zugewandtes Geſtade führt die Bezeichnung Murmanski-Ufer oder lappländiſche Küſte. Im S. dringt die Kandalaſchkaja-Bucht, eine der drei großen Buchten des Weißen Meeres, weit in's Land hinein. Die mit Felſen und Inſeln — unter dieſen die ſolowetzkiſchen Eilande — gleichſam beſäete Onega-Bucht, in welcher der Onega-Fluß einmündet, bildet den ſüdlichen Theil des Weißen Meeres, die Dwina-

Digitized by Google

Bucht den östlichen. In diese letztere ergießt sich die 1190 Km. lange Dwiná, welche aus dem Zusammenflusse der Quellarme Suchóna und Jug vom uralisch-baltischen Höhenzuge herabkommt, und an ihr liegt die wichtigste nordische Handelsstadt Archangel in trauriger Umgebung. Nicht minder düster ist die Region im O. des Weißen Meeres, die Halbinsel Kanin, eine eisige Einöde mit dem Samokowskija-Hügel und Heimath der Samojeden, dieser eigentlichen „Wilden" Europa's, welche von der Dwina-Bucht nach O. hin bis zum Obischen Golfe in N.-Asien streifen. (Herm. und Karl Aubel. Ein Polarsommer. Reise nach Lappland und Kanin. Leipzig 1874. 8°.)



Samojeden-Hütten.

Im O. von Kanin liegt die Tscheskaja Guba oder Tschesker-Bucht und vor ihr im Eismeere die Insel Kalgujew. Ganz an der äußersten Grenze Europa's vermittelt die Insel Waigatsch den Uebergang zu dem arktischen Doppeleiland Nowaja Semlja.

Die Ströme dieses arktischen Gebietes Rußlands sind nebst den erwähnten der Mesen und die Petschora (spr. Pjetschóra), welche 965 Km. lang vom nördlichen Ural herabfließt und in zahlreichen Armen in's Eismeer mündet. Bis zum 61. Breitegrad etwa ist der Boden für die meisten Getreidearten günstig; die nächsten 2—3° lassen dieselben nur stellenweise gedeihen; nördlicher jedoch erstrecken sich endlose Moräste oder Tundras, und die Vegetation stirbt nach und nach ab. Der Boden bleibt selbst im Sommer in geringer Tiefe noch gefroren. Die unermeßlichen Urwälder jener nördlichen Gegenden, die aus Lärchen- und anderen Nadelhölzern bestehen, zwischen welchen der eigentliche Baum des N., die so zart scheinende, aber doch zähe Birke, hier und da auch die Weide vielfach vorkommt, verschwinden nach N. hin mehr und mehr, bis sie zuletzt in ganz krüppelhaften Formen

enden. Ausgedehnte magere Grasflächen mit vielen Mooſen und Beerenarten bilden den Uebergang zu den eiſigen Polarmoräſten der Tundras. Dieſelben erſtrecken ſich nördlich von der Stadt Meſen, welche an dem an ſeinen Ufern noch mit Sträuchern bewachſenen Meſenfluſſe liegt, als eine ununterbrochene Wüſte bis weit über die Petſchora hin. Im N. als kahler Granit auftretend, verläuft das Land nach S. zu nach und nach in jene ungeheuren Moraſtſtrecken. Die Tundras beſtehen aus einer faſt compakten, ſchwankenden Maſſe, die ſtellenweiſe durch reichlich beigemengte Erztheile braunröthlich gefärbt iſt und wie verroſtet erſcheint, ſtellenweiſe wieder mit weißem Renthiermooſe überzogen iſt. Dieſes bildet die Hauptnahrung der wichtigen Renthiere; das isländiſche Moos dient den Lappen und Samojeden zur Speiſe. Der weiße Bär kommt in dieſen Regionen ſchon öfters vor, wo Robben, Walroſſe, Polarfüchſe, Möven und Eidergänſe ihre Heimath haben. Der Winter dauert hier volle 8 Monate, ſo daß das Meer vom Ende September bis Mitte Juni mit Eis bedeckt iſt. Die Kälte ſteigt oft bis 32° R. Die wärmſten Tage ſind im Juli mit einer mittleren Temperatur von + 2°. Obgleich die Sonne im Sommer hier nur auf kurze Zeit verſchwindet oder faſt gar nicht untergeht, ſo iſt die Vegetation doch nur eine kümmerliche. In dieſen menſchenleeren Einöden treten die verſchiedenſten Naturerſcheinungen auf, für welche die Bewohner des N. alle eigene Bezeichnungen haben. Pad heißt z. B. der dichte, den ganzen Himmel verdunkelnde ſchwere Schneefall; die Ponoſſucha iſt ein heftiger Wind, der die zuſammengewehten Schneemaſſen hügelweiſe über die Fläche vertheilt, Berge häuft und Höhlen wühlt, ſo daß kein Menſch die frühere Gegend wieder erkennt. Der Chiwus iſt ein Schneeſturm, der nur in den Polargegenden und an den Meeresküſten vorkommt. (Lankenau und Oelsnitz. Das heutige Rußland. Leipzig 1876. 8°. S. 65—71.)

Faſt unter 70° n. Br. liegt der nördlichſte Punkt des europäiſchen Rußland am O.-Ausgange der engen Jugor'ſchen Straße, welche die Inſel Waigatſch vom Feſtlande trennt und aus dem Eismeere in das Kariſche Meer hinüberführt. Eine Bucht dieſes letzteren iſt der Kariſche Buſen, an dem die nördlichſten Ausläufer des Ural-Gebirges enden. Dieſes Scheide-Gebirge Europa's, der Ural, erſtreckt ſich 3700 Km. lang von der Küſte des Kariſchen Meeres bis Orenburg durch 18 Breitengrade und beſteht aus nahe gerückten Parallelketten, die ſich gegen S. vermehren.

Man pflegt den Ural in drei Abſchnitte zu theilen: 1) in den nördlichen, oſtjakiſchen oder ſamojediſchen Ural; 2) in den mittleren oder woguliſchen, und 3) in den ſüdlichen oder baſchkiriſchen Ural. Die nördliche Uralkette trennt in der Länge von über 1000 Km. die Gouvernements Wolodga und Archangelsk von Sibirien, beginnt an der Jugor'ſchen Straße mit niedrigen Höhen und zieht bis zu den Petſchora-Quellen. Das Gebirge erreicht hier eine Höhe von etwa 1300—1700 M., iſt waldarm, ſtellenweiſe ganz kahl, felſig, zerklüftet und von tiefen Schluchten durchzogen. Auf dem Ural entſpringen auf ſibiriſcher Seite mehrere Nebenflüſſe des Ob, auf europäiſcher die Kara und Petſchora. Die Flüſſe des N. beſitzen alle einen und denſelben Charakter: ſie haben ihren Urſprung in Sümpfen, ſchleichen anfangs träge in ſeichten, ſchmalen Betten dahin, erkräftigen dann durch Bergſtröme, die ſie in ſich aufnehmen, höhlen ihr Bett aus, werden reißend und bilden an ihren Mündungen Untiefen und Sandbänke oder ſie verlaufen in Sümpfen. An den nördlichen wüſten Ural ſchließt der mittlere an, welcher im Deneſchkin-Kamen 1633 M. emporſteigt und auf ſeiner aſiatiſchen Flanke eines der erzreichſten Gebirge der Welt iſt. Es iſt dies die Region der Korunde, Saphire, Hyacinthe, Granaten, der Topaſe, Berylle, Turmaline; aus ihr brachte Humboldt der ruſſiſchen Kaiſerin die erſten ihr verſprochenen Diamanten; in ihr liegen die reichſten Schätze an Gold, Platina, Kupfer und Eiſen. Am W.-Abhange des Gebirges hingegen zieht die Steinkohlenformation hin, deren Lager nicht nur unter dem Productuskalk, dem tiefſten Gliede der Formation, ſondern auch über ihm in einem

Digitized by Google

höheren geologischen Niveau vorkommen. Die Anzahl der Kohlenlager ist daher am Ural eine größere als im russischen Centralbassin, auch ist die Kohle noch besserer Qualität und daher nicht nur als Heizmaterial, sondern auch zu metallurgischen Arbeiten tauglich. Diese Ural'sche nordsüdlich streichende Kohlenzone wird von den ostwestlich in das linke Ufer der Kama fließenden, in ihrem Unterlaufe meist schiffbaren Flüssen der Quere nach durchschnitten und ist von mächtigen und vorzüglichen Eisenerzlagern begleitet. Im mittleren Ural treten uns nirgends schroffe Gebirgskämme oder isolirte Bergspitzen entgegen. Die einzelnen Erhebungswellen, welche einander überragen, sind breite, langgestreckte, oft stark bewaldete Rücken, wahre Plateaux, und ihre mittlere Höhe beträgt nicht viel über 670 M. Auffallend ist die Richtung der dem Ural entspringenden Gewässer. Während nämlich alle Flüsse im W. des mittleren Ural in ihrer Hauptrichtung von S. nach N. fließen, strömen alle der O.-Seite entspringenden in der Hauptrichtung von N. nach S. Die ersteren gehören dem Stromgebiete der Wolga, letztere jenem des Ob an. Der Meridianrichtung des Gebirges, sagt Ferdinand von Hochstetter, entspricht auch die geologische Zusammensetzung und seine Tektonik. Alle am W.-Abhange des Gebirges zu Tage tretenden Sedimentformationen zeigen ein nordsüdliches Streichen und treten somit in schmalen Zonen auf, deren Parallelismus auf jeder geologischen Karte des Ural deutlich genug in die Augen fällt. Der O.-Abhang fällt dagegen viel steiler ab als der W.-Abhang und man sieht dort deutlich, daß die Lagerungsverhältnisse der Gebirgsschichten gestört sind; der Zusammenhang einer früheren Massenerhebung ist durch eine von N. nach S. erfolgte Bewegung unterbrochen worden. (F. v. Hochstetter. Ueber den Ural. Berlin 1873. 8°.) Ueber den mittleren, zugleich schmälsten Ural führt die Straße nach Jekaterinburg und soll einem unschwierig durchführbaren Projecte zufolge ein Schienenweg gelegt werden. Der südliche oder baschkirische Ural streicht in drei fächerartig sich ausbreitenden Ketten, deren mittlere Höhe 450—600 M. beträgt und die von den Zuflüssen zur Ufa und Bielaja durchbrochen werden, gegen SW. Sein höchster Punkt, der Iremel, der in der westlichen Kette in der Nähe der Bielaja-Quellen liegt, erhebt sich zu 1536 M.; ihm zunächst kommt der Taganai (1069 M.) bei Slatoust. Auch dieser Theil des Ural ist reich an Erzen und Salz.

Die im Ural verborgenen Bodenschätze lassen ahnen, über welchen Mineralreichthum Rußland verfügt. Derselbe ist aber nicht auf diesen Gebirgszug beschränkt, sondern ganz O.-Europa ist damit in reichem Maße bedacht. Gold wird außer dem Ural in Russisch-Lappland und Finnland gefunden; ausgedehnte Lager des seltenen Labrador-Steines, der überhaupt nur in Rußland vorkommt, liegen in Wolhynien; am wichtigsten sind aber natürlich die reichen Kohlenlager, welche, vom Ural abgesehen, im centralen Rußland, wo der productive Theil allein eine Flächenausdehnung von 18,000 □ Km. besitzt, und im Donezgebiete, endlich in Transkaukasien vorhanden sind. Die Kohle der beiden ersteren Gebiete gehört zwar der Steinkohlenperiode, aber nicht der eigentlichen Kohlenformation, sondern der etwas älteren Bergkalk- oder Culmformation, jene Transkaukasiens aber der Liasformation, mithin der weit jüngeren Juraperiode an. (Ausland 1875, Nr. 19, S. 378.) Mit den Mineralschätzen hält die Mannigfaltigkeit der übrigen Producte in Thier- und Pflanzenwelt, verursacht durch die auf dem weiten Raume von 35 Breitengraden sehr verschiedenen Verhältnisse des Klima's, gleichen Schritt.

Das große sarmatische Flachland liegt in der Uebergangszone des oceanischen Klima's von W.-Europa in das continentale von Centralasien; es nimmt also die

Kälte von SW. gegen NO. in hohem Grade zu; ein Vergleich mit Orten gleicher Polhöhe in W.-Europa zeigt den Unterſchied am deutlichſten: Petersburg mit ſeinem ſtrengen Winter liegt unter dem nämlichen Breitegrad wie die Shetlands-Inſeln, welche ſich eines feuchten aber milden Klima's erfreuen; das noch weit rauhere, wohl ſüdlichere aber auch öſtlichere Moskau liegt auf gleicher Breite mit dem durchaus milden Edinburgh. Im äußerſten S. geſtalten ſich die Verhältniſſe dagegen günſtiger; aber auch im N. ſind die kurzen Sommer, wie in allen Continental-Gebieten, drückend heiß. „Kein einziges Land Europa's, ſagt ſehr richtig Graf Lendlfing, wird von den Ausländern — auch den Deutſchen — mit ſo wenig Kenntniß der klimatiſchen Verhältniſſe beurtheilt, als gerade Rußland. Im Allgemeinen herrſcht eben nur die Anſicht vor, daß es fortwährend kalt ſei, und die Bemerkung, daß dies allerdings auf den Winter in vollem Maße anwendbar ſei, wird häufig mit ungläubigem Achſelzucken entgegengenommen. Daß die Temperatur-Verhältniſſe eines Reiches, welches ſich von S. nach N. auf faſt 40 Breitegrade ausdehnt, alle klimatiſchen Nüancirungen von dem Klima S.-Tyrols und der lombardiſchen Tiefebene bis zum unzugänglichen Eisfelde des Polarkreiſes, wo das Queckſilber monatelang in gefrornem Zuſtande hämmerbar bleibt, aufzeigt, wird brevi manu ignorirt." Der Niederſchlag nimmt im continentalen Klima bebedeutend ab, und den Wärme- und Niederſchlagsmengen entſprechend geſtaltet ſich die Vegetation und die Thierwelt; der beſſeren Ueberſicht halber kann man O.-Europa in vier deutlich unterſchiedene Zonen theilen. In der erſten Zone, dem arktiſchen oder Polar-Landſtriche, im N. des Polarkreiſes, fehlt der Wald gänzlich; ſie geſtattet keiner einzigen Baumart eine vollſtändige Entwicklung; die wenigen vorkommenden Exemplare ſind krüppelhaft und gewiſſermaßen zum Geſträuche verkümmert. Die ganze Bodenproduction iſt auf Mooſe, Flechten und Beeren beſchränkt, ohne daß ſich durch Cultivirung das Land etwas aufzwingen ließe. Die Thierwelt iſt nur in wenigen Gattungen vertreten, im Hunde, Renthiere, Eisbären, Polarfuchſe und anderem Pelzwilde, dann den Robben, der Eidergans, Strandvögeln und Fiſchen. Der zweite nördliche oder kalte Landſtrich vom Polarkreiſe bis zum 57.° n. Br. iſt reich an Nadelholz- und Birkenwäldern; dieſe liefern den ſtarken Bedarf für den Bau von See- und Flußſchiffen, aus ihnen zieht der Betrieb der Hütte und des Bergwerks ſein Brennmaterial; es beginnt der Anbau von Getreide, von Gerſte, Hafer und Roggen, in den höher gelegenen Gebieten ſpärlich, in den der dritten Zone ſich nähernden ſchon reichlicher. Auch Kartoffel- und Flachsbau findet Beachtung. Die ganze Region iſt reich an Raubwild — Bären, Wölfen, Füchſen und Luchſen, läßt nicht minder auch Edelwild heimiſch werden und führt den Hirſch, das Reh, den Damhirſch und das Wildſchwein auf. Die Zucht der Hausthiere nimmt gleichfalls zu. Der mittlere oder gemäßigte Landſtrich vom 57.—50.° n. Br. gebietet über Nadel- und Laubwaldungen, in welchen häufig die Linde als charakteriſtiſcher Baum auftritt, und iſt das vornehmſte Gebiet des Ackerbaues, zu dem noch die Cultur des Weizen und Hanfes ſich geſellt. Ihm vorzugsweiſe eigen iſt der Wolf, ebenſo zwei ſonſt nicht mehr vorkommende Thiergattungen: der Auerochs und das Elen. Vieh- und Pferdezucht, vorzugsweiſe die letztere, dann die Bienenzucht werden mit Fleiß gepflegt. Der ſüdliche oder warme Landſtrich, vom 50. Breitegrad bis zum Schwarzen oder Kaſpiſchen Meere, entbehrt endlich, wie der hohe N., des Waldes gänzlich und überläßt ſeine weiten Gebiete entweder wo culturfähig einem lohnenden Getreideanbau, wo nicht, der baumloſen Steppe. Dieſe ſüdliche Zone bringt alle europäiſchen Frucht- und Getreidearten zur Reife, dazu Mais, Melonen, Wein und Südfrüchte; ihre theils nomadiſirenden Bewohner betreiben die dieſen mit Vorliebe eigene Viehzucht und haben in einzelnen Gegenden als ſpecielle Zugabe das Kameel.

d by Google

Europa's Völker und Staaten.

§. 9. Das Königreich Portugal.

Am atlantiſchen Oceane, 520 Km. lang, 180 Km. breit, zwiſchen den Mündungen des Minho und der Guadiana, durchfloſſen vom Douro, bildet Portugal ein Reich von 89,355, nach Anderen von 93,000 □Km. Flächenraum und etwa 4 Mill. Einwohner. Da die Portugieſen indeß die gerade weſtlich von Liſſabon gelegenen Azoren und die Madeira-Gruppe zu Europa rechnen, ſo erhöht ſich die Bevölkerungsziffer noch um etwa 400,000 Köpfe. Alle Portugieſen, ſehr wenige Ausnahmen abgerechnet, hängen dem katholiſchen Glauben an. Portugal iſt ein erbliches conſtitutionelles Königreich mit Theilnahme der Cortes an der Regierung; dieſe Cortes zerfallen in eine Kammer vom Könige ernannter Pairs und in eine Deputirtenkammer. Das Land wird hiſtoriſch in fünf Provinzen (Minho, Tras-os-Montes, Beira, Eſtremadura und Alemtejo) und 1 Diſtrict (Faro, das kleine Königreich Algarve, d. i. das Abendland der Araber) eingetheilt, welche dermalen 17 Verwaltungsdiſtricte bilden; zu Eſtremadura gehören die obenerwähnten Diſtricte der Azoren und Madeira's (Diſtrict Funchal). Die auswärtigen Colonien Portugals ſind theils in Aſien, theils in Afrika zerſtreut, welch' letztere wir ſchon kennen lernten. Zu den aſiatiſchen Beſitzungen gehören Goa und Diu auf der Küſte Malabar in Indien, die O.-Hälfte der oſtindiſchen Inſel Timor und Macao bei Canton in China. Die Armee beträgt im Frieden 40,000, im Kriege 70,000 Mann; die Kriegsflotte zählt im Ganzen an 40 Fahrzeuge mit etwa 300 Köpfen Bemannung.

Nur gar wenigen Menſchen iſt Portugal mehr als ein geographiſcher und ſocialer Begriff, und nur höchſt ſelten verirrt ſich ein Reiſender, führt ihn nicht ein beſtimmter Zweck dahin, in dieſen Winkel Europa's, der doch ſo viel Schönes und Intereſſantes bietet. Der Hafen von Liſſabon (280,000 Einw.) mit ſeinen palaſtgekrönten Höhen kann ſich an Schönheit kühn mit Conſtantinopel, Palermo, Neapel und Genua meſſen. (Siehe über Liſſabon: J. G. Kohl. Die geographiſche Lage der Hauptſtädte Europa's. Leipzig 1874. 8°. S. 104—132.)

Iſt ſchon der Anblick des mächtigen Tejo — ſagt Freiherr von Barth, mit der ſeeartigen Weitung vom feſten Lande, von den Quais und mehr noch von den Anhöhen Liſſabons aus überraſchend und eindrucksvoll, wie vielleicht kein zweites Bild aus ſüdlichen Ländern, ſo erhöht ſich dieſer Eindruck noch, wenn Leben und Bewegung in dieſes Bild kommt, wenn einer der ſchwarzen Coloſſe mit qualmendem Schlot ſich in Gang ſetzt nach dem Meere hinaus, deſſen Spiegel weit draußen jenſeits der Barre des Tejo erglänzt — und vor Allem, wenn man, ſelbſt auf Deck ſtehend, die Uferpanoramen rechts und links mit ſtummem Abſchiedsgruße an ſich vorübergleiten läßt. Noch einmal ſchweift der Blick über die ſtolze luſitaniſche Metropole, die Hügel und Thal am Tejo-Ufer mit ihrer blendendweißen Häuſermaſſe umfängt, deren Burgen, Klöſter und Kathedralen die Scheitel der Höhen krönen, ein unvergleichliches Bild von Pracht und Größe, mögen auch die Spuren der Vernachläſſigung mitunter recht ſichtbar darin hervortreten, derartiges gehört nun einmal mit zu dem Charakter ſüdlicher Landſchaften und Städte, und in der That, man kann in der Umgebung dieſer üppigen, in ihren Gaben ſo verſchwenderiſchen Natur ſich auch weit leichter in dieſe Mängel finden, als in dem kargen, dürftigen N. Da liegt, endlos weit, in ſchillerndem Blau die Bucht des Tejo, belebt von unzähligen, großen und kleinen Fahrzeugen, Barken, Seeſchiffen und Dampfern; die kleinen Raddampfer rauſchen nach der Punta Cacilhas hinüber und nach Belem hinaus und von den Quais an der Praça do Commercio, deren Colonnade und Triumphbogen im hellen Scheine der Nachmittagsſonne glänzt, ſetzt ſich das Schiff für Barreiro, der Endſtation der ſüdöſtlichen Eiſenbahnen Portugals, in Bewegung; fern im S. erſcheinen über dem Spiegel der Tejobucht in klaren, ſcharfen Umriſſen die Höhen der Serra d'Arrabida, des S. Luiz bei Setúbal und die Burg von Palmella. Wir laufen aus! — Links ziehen die von kleinen Thälchen durchſchnittenen, ſteilen Kalkfelſenhöhen von Almada, rechts Belem mit ſeiner uralten Kathedrale und mit dem viereckigen, den Eingang des Liſſaboner Hafens bewachenden Thurme an uns vorüber. Ueber den welligen, mit zahlloſen Windmühlen beſetzten Höhen am nördlichen Tejoufer ſteigen in impoſanten, zackigen Geſtalten die Gebirge von Cintra auf, eine lange Reihe kühngeformter Spitzen, von der Peninha, welche weit draußen am weſtlichen Ende über dem Cabo da Roca ſich erhebt, bis zur hohen Gipfelpyramide der Cruz alta und der Pena, dem ſtattlichen Schloßbau im mauriſchen Style, welcher den Scheitel eines der höchſten Bergeshäupter der Serra krönt. Die Menge der Schiffe, an welchen der abgehende Dampfer uns anfänglich vorübertrug, hat ſich raſch gelichtet; ſchon erſcheinen ſie nur mehr wie ein gedrängter Maſtenwald und in gleichem Maße engt ſich der Rahmen um Liſſabon, von welchem nur die höchſten und großartigſten Gebäude, das Caſtell San Jago, die Kuppelkathedrale vom Coraçao de Jeſus, das neuerrichtete Obſervatorium im Olivenhain der Tapada und der gewaltige Bau des königlichen Schloſſes in Ajuda, über Belem, noch lange Zeit ſichtbar bleiben. (Ausland 1876, Nr. 26, S. 501—502.)

Im gewöhnlichen Sinn des Wortes iſt Portugal durchaus nicht dankbar zu bereiſen, denn ſogenannte „ſehenswerthe Punkte“ ſind nur ziemlich ſchütter geſäet. Allerdings ſind, von der Hauptſtadt abgeſehen, Städte, wie das handeltreibende Porto und die Univerſität Coimbra, oder Plätze, wie das Kloſter Mafra, das portugieſiſche Escurial, das königliche Luſtſchloß Cintra, das berühmte Bernhardinerkloſter Alcobaça, Baſaco, Batalha, Leira wohl eines Beſuches werth; im Allgemeinen aber iſt die Landſchaft eine monotone. In den Niederungen wohlcultivirtes Ackerland, hier und dort wie durch Flecken von Buſchwerk und kleinem Gehölz unterbrochen. Nur an den Flüſſen nimmt die Scenerie einen anderen Charakter an; auf ſaftigem Wieſengrunde zieht ſich die Ufer entlang kräftiger Baumſchlag. Der Sonnenuntergang an

der atlantiſchen Küſte iſt von wunderbarer Schönheit und es lebt im Volke die Sage, Noah ſei nach der Sintfluth nach Portugal gekommen, nur um ſich an dieſem unvergleichlichen Sonnenuntergang zu erfreuen, und ſei darüber in Entzücken gerathen.

Jagdfreunden bietet Portugal keine beſonderen Freuden, ſo uncultivirt auch ein erheblicher Theil des Landes iſt. In den einſamen Gebirgspartien finden ſich einige Wölfe, wilde Ziegen, Luchſe und etwas Rothwild, und in den dünner bevölkerten Landſtrichen iſt auch das rothbeinige Rebhuhn heimiſch. Im Winter fallen auch die Waldſchnepfen ziemlich reichlich ein, doch vertheilen ſie ſich ſo auf die Waldungen, daß man nicht vieler habhaft wird. Auch der Becaſſinen gibt es viele, doch ſind ſie gleichfalls nur ſchwer zu erlangen, denn eine Sumpfgegend, die heute von ihnen reich bevölkert, iſt nächſte Woche ſchon wieder gänzlich von ihnen verlaſſen.

Gegen N., nämlich gegen die ſpaniſche Provinz Galizien, bildet der Fluß Minho die Grenze. Die ſpaniſche Stadt Tuy liegt beinahe nur einen Steinwurf entfernt von Valença auf dem portugieſiſchen Ufer. Allein die Bewohner der beiden Städte ſind in ihrer Tracht, ihren Sitten und Gebräuchen nicht weniger verſchieden als jene von Dover und Calais. Von der einen zur anderen findet kaum irgend welcher Verkehr ſtatt. Scharfe Zollwacht und Paßfatalitäten bilden häufig unüberſteiglichere Hinderniſſe als eine impoſante Gebirgskette, und nirgends ſind Zwiſchenheirathen ſeltener als hier. Auch befleißigen ſich die Spanier den Portugieſen gegenüber großen Hochmuths; ſie blicken auf dieſelben wie auf eine niedrigere Race herab. Ein moderner Reiſender, John Latouche, aber reicht unbedingt den Portugieſen die Palme. Ihm erſcheinen ſie als ein ſchönerer Menſchenſchlag, von angenehmeren Manieren und auch hübſcherer Tracht; er geſteht jedoch zu, daß dieſer Contraſt wohl nirgends ſo auffällig ſei, als wenn man das Land von N. aus betrete. Die Galizianer zählen eben zu der roheſten Bevölkerung Spaniens und dieſe Provinz verſieht das geſammte Königreich mit Waſſerträgern; dagegen iſt „Entre Douro e Minho" der blühendſte Theil Portugals.

Latouche verſichert uns, daß man, durch einen großen Theil Portugals reitend, in Arkadien zu ſein glauben könne. Nicht allein die maleriſche Wieſenſcenerie an den Ufern der Flüſſe, die großen, im ſchattigen Laubwerk verſteckten Weinkrüge, welche die Ackerbauer fleißig an die Lippen ſetzen, ſondern vor allem ihre Geſangsweiſe, ganz auf der Höhe der Stimme, der Eine das Couplet des Anderen beantwortend, bringen ſo idylliſchen Eindruck hervor. Ihre Ackerwerkzeuge ſind noch von der roheſten Primitivität. So ſind ihre Ochſenkarren noch ein Erbtheil der römiſchen Occupation und ſeither kaum verändert, und der Pflug iſt nichts anderes als ein gekrümmter Aſt, der den Boden eben nur aufkratzt und zumeiſt ganz bequem auf der Schulter getragen werden kann. Andererſeits aber wieder haben die Mauren in Ornamentik und Töpferwaaren Spuren ihres ſo ausgebildeten Kunſt- und Schönheitsſinnes zurückgelaſſen. Die Joche der Ochſen ſind mit Zeichnungen zweifellos mauriſchen Urſprungs geziert. Ebenſo tragen die goldenen Schmuckgegenſtände und — die Pantoffel unverkennbar orientaliſches Gepräge.

Was die Menſchen anbelangt, ſo hebt ſich der Mittelſtand in den Städten unvortheilhaft von den derben Pächtern und fleißigen Bauern ab. Die größeren Landſtädte haben ganze Straßen voller Herrenhäuſer, in denen Jahr aus Jahr ein Familien fortvegetiren, welche gerade Geld genug haben, um ohne Arbeit leben zu können. Solches Leben koſtet aber nur wenig. Ein großes Haus mit einem Kohlgarten dahinter, mit weißgetünchten Wänden, teppichloſen Fußböden, einem Dutzend hölzerner Stühle und ein oder zwei Brettertiſchen: das iſt Alles. Kein Herd, kein Ofen weder im Wohn- noch im Schlafzimmer, keine Vorhänge an den

Fenſtern, keine Tiſchtücher, keine Bilder an den Wänden, kein Spiegel, kein Tiſch, der in bunter Unordnung Bücher, Zeitungen, Zeitſchriften und Handarbeiten trägt, keine Blumenvaſe, kein Porcellan, keine Uhr, keine Bronze — nichts, nichts von den hundert kleinen Sächelchen, welche bei uns den Geſchmack, reſp. das Fehlen deſſelben bei dem Hausbeſitzer documentiren und unſeren Wohnungen ihren individuellen Charakter und ihren Reiz verleihen. Das Fehlen aller dieſer Dinge kennzeichnet die äußerſt traurigen Behauſungen der Mittelklaſſe in Portugal. Als Beſchäftigungen der Frauen wäre nur Nähen, Plaudern, Meſſehören und ſtundenlanges Aus-dem-Fenſter-Gucken zu nennen. Von dem kurzen Kirchgange abgeſehen, zeigt ſich die portugieſiſche Frau faſt nie auf der Straße. Die Männer bummeln zwiſchen den Verkaufsläden herum, rauchen zahlloſe Papiercigarretten und halten in der Mittagshitze ihre Sieſta. Scheint die Sonne, ſo ſtehen ſie gruppenweiſe an den Straßenecken, mit aufgeſpannten Sonnenſchirmen in der Hand; im Winter hängen ſie ſich einen Shawl um die Schultern, der genau ſo dreieckig zuſammengelegt iſt, wie ihn unſere Damen tragen. So will es die Mode, und ſie wird beibehalten, ſo viel auch die Spanier, ihre Nachbarn, ſie deßhalb verſpotten. In dieſen Städten gibt es nie eine Neuigkeit — und ſieht man einmal zwei Männer in eifriger Unterhaltung anſcheinend über einen Gegenſtand von immenſer Wichtigkeit begriffen, und gelingt es Einem, den Gegenſtand des Geſpräches zu erhorchen, ſo iſt es ſicher, daß das, was den Einen zur Verzweiflung brachte, oder ihn in Begeiſterung verſetzte, weiter nichts war, als daß der Preis eines Pfundes Tabak um ein paar Pfennige geſtiegen oder gefallen iſt. Sie haben nicht einmal Moden, über welche ſie nachdenken könnten; denn Jung und Alt kleidet ſich ganz gleich, nur daß die jungen Männer furchtbar enge Schuhe tragen, welche ihnen ihre Spaziergänge und Wanderungen ſehr unbequem machen müſſen. Indeſſen haben die jungen Männer noch eine wichtigere Beſchäftigung als die iſt, enge Stiefel zu tragen, nämlich die zahmſte Form der Liebe in der ganzen Welt auszuüben. Das geſchieht mit ſo viel Anſtandsgefühl und in ſo platoniſcher Weiſe, daß ſelbſt die ſtrengſte Gouvernante nichts dawider haben könnte. Denn die jungen Herren beweiſen ihre Zuneigung nur dadurch, daß ſie vor dem Hauſe der Angebeteten ſich aufpflanzen, während dieſe beifällig aus dem Fenſter ſchauen. Und damit hat die Sache ein Ende. Dem indolenten Ladenbeſitzer iſt es ſcheinbar ganz gleichgültig, ob er etwas verkauft oder nicht, zugleich aber betrachtet er es als ein Compliment, wenn man ihn «muy fino» nennt, worunter er ein Talent zum Beſchwindeln verſteht. Höflichkeit und Gutmüthigkeit zeichnen zwar die Landesbewohner überall in Portugal aus, doch ſind ſie dabei ungemein ſchlaue Geſchäftsleute. Dennoch läßt ſich nicht läugnen, daß Ritterlichkeit ein hervorſtechender Zug der Portugieſen ſei. Obwohl ſtets nicht allein fromm, ſondern auch abergläubiſch, ſtehen ſie nicht mehr ſo abſolut unter dem prieſterlichen Einfluſſe, wie ehedem, nur das Bettlerweſen wuchert immer noch nach wie vor, und ſcheint beinahe eine Art Nationalleidenſchaft geworden zu ſein. Dagegen gibt es eine Unzahl von Höflichkeitsformen, die auf das Stricteſte beobachtet ſein wollen, ſoll man die Einwohner nicht auf das Empfindlichſte verletzen. Da geht es nicht wie in Spanien, wo das Größere das Kleinere in ſich einſchließt und wo mit der Bezeichnung „Euer Gnaden“ — V. Usted — jedermann als wohlerzogener Menſch durch das Land kommt. In Portugal ſagen ſich nun wohl auch die raufenden Straßenjungen „Euer Gnaden“ und „Euer Ehren“ neben den ärgſten Grobheiten her, allein es gibt vier beſondere Bezeichnungen, welche vom Edelmann herunter bis zum Bauer präcis ſtandesgemäß angepaßt werden müſſen. (John Latouche. Travels in Portugal. London 1875. 8°. und Catherine Charl. Jackſon. Fair Lusitania. London 1875. 8°.)

Sowohl der Glanz der Prieſterſchaft wie der Aufwand königlicher Palaſtbauten und Gartenculturen in der wüſten Marſa hatten Portugal gründlich ausgeſogen, in den letzten Jahren aber hat es, Dank einigen erfolgreichen Anſtrengungen, wieder etwas Aufſchwung genommen. Eiſenbahnen ſind gezogen worden, doch fehlen zum Theile noch die Straßen, die ihren Verkehr ſpeiſen ſollen. Die Induſtrie hat ſich entwickelt, und in den Städten ſind

gar viele municipale und sanitäre Verbesserungen getroffen worden. Dabei hat sich Portugal den Unabhängigkeitssinn erhalten, der es davor bewahrt, zu einer allzu intimen Verbindung mit seinem unglücklichen Nachbarstaate verlockt oder eingeschüchtert zu werden und so seine eigenthümliche Entfaltung zu gefährden.

§. 10. Das Königreich Spanien.

Der größte Theil der iberischen Halbinsel bildet das Königreich Spanien, welches etwa 5½mal so groß und mehr denn 4mal so bevölkert ist, wie das benachbarte Portugal. Man schätzt Spaniens Flächenraum auf 495,000 □Km., seine Einwohnerzahl auf etwa 16,300,000 Köpfe. Auch hier ist die christkatholische Religion die fast ausschließlich herrschende, doch bestehen an verschiedenen Orten auch protestantische Gemeinden, welche freilich viel zu unbedeutend sind, um dem spanischen Volke einen besonderen Stempel aufzudrücken. Wie in Portugal ist auch in Spanien die Regierungsform constitutionell-monarchisch, doch erst seit Kurzem ist das Königthum wieder aufgerichtet, nachdem dasselbe 1868 gestürzt worden und Spanien seither das kläglichste Bild politischer Zerfahrenheit und Unreife der Mitwelt gegeben hatte. Eine sehr bedeutende Rolle spielte in diesen Wirren die bewaffnete Macht, welche 80,000 Mann beträgt, aber durch Reserven und Milizen auf 216,000 Mann gebracht werden kann, ohne die in den Colonien verwendeten Truppen. Die Flotte zählt 132 Dampfer mit nahezu 14,000 Köpfen Bemannung. Den Spaniern ist mit ihren nördlichen Nachbarn, den Franzosen, ein Charakterzug gemeinsam, nach welchem beide Völker dem Fremden stets als unberechenbar erscheinen. Aus gegebenen Prämissen können wir nicht beurtheilen, was Franzosen oder Spanier z. B. im politischen Verhalten thun werden, weil ihre Denk- und Urtheilsweise eine durchaus andere ist als die unsrige. Eine andere Aehnlichkeit, die zwischen Spanien und Frankreich obwaltet, ist die große Mannigfaltigkeit der Völkerstämme, die ihre Territorien bewohnen, und die Anzahl der Dialecte, welche sie reden. Wie der Nordfranzose, der Provençale, der Bretone sich unter einander nicht verstehen, so geht es auch den Catalonien, Castilianern und Basken. Nur hat sich die Idee einer französischen Staatseinheit bis zu einem allen Volksstämmen Frankreichs gemeinsamen nationalen Cultus gesteigert, während in Spanien eine separatistische

Tendenz bei manchen Volksſtämmen wohl nicht abgeläugnet werden kann. Es bietet alſo die pyrenäiſche Halbinſel, von Portugal noch ganz abgeſehen, eine Muſterkarte der verſchiedenſten Volkscharaktere. Danach erklärt man ſich leicht, warum die Conſolidirung der ſpaniſchen Zuſtände auf ſo ernſtliche Hinderniſſe ſtößt, ſobald man die verſchiedenen Landestheile nach einem und demſelben abſoluten Zuſchnitt behandelt. Spanien verlangt für jeden Landestheil eine beſondere Regierungsweiſe und nur diejenigen Herrſcher hatten Glück und Ruhm, welche ſolches genau wahrzunehmen wußten.

Das glücklichſte Naturell unter allen ſpaniſchen Völkerſchaften, ſagt Dr. Nicolaus von Gerbel, dem wir im Nachſtehenden folgen, beſitzen unſtreitig die Andaluſier. Sie ſind auch am meiſten geeignet, alle Gerüchte, die man im übrigen Europa über Tücke, Fanatismus und Rachſucht der Spanier herumträgt, zu widerlegen. Der Andaluſier iſt viel zu fröhlich um tückiſch, viel zu gutmüthig um rachſüchtig, viel zu glücklich und ſelbſtzufrieden um fanatiſch zu ſein. Was läßt ſich mit dem ewig heiteren Himmel, mit der warmen Luft, mit dem fruchtbaren Boden vergleichen, den man zwiſchen der Sierra Morena und der S.-Küſte Spaniens findet? Dieſe Atmoſphäre fordert unbedingt zum Lebensgenuß auf, und die heitere Stimmung wird weder durch fühlbare Kälte im Winter, noch durch empfindliche Hitze im Sommer beeinträchtigt. Von der Sierra Nevada weht beſtändig angenehme Kühlung nach den Thälern herunter, und es lebt ſich in klimatiſcher Beziehung nirgends ſo angenehm als am Quadalquivir. Der Andaluſier iſt mit ſich, mit ſeinem Gott und mit ſeiner Umgebung mehr zufrieden als jeder andere, und das zeigt ſich in ſeinem ganzen Weſen. Offenbar iſt er auf's innigſte von ſeinen perſönlichen Vorzügen überzeugt. Er präſentirt ſeine Geſtalt gern in prächtiger Kleidung, er cokettirt mit den Frauen, aber ſeine Selbſtliebe iſt ſo naiv, daß man ihm darob nicht zürnt. Das Bewußtſein ſeiner Vorzüge macht ihn weder aufgeblaſen, noch verleitet es ihn zur Flegelei. Im Gegentheil iſt er bemüht, ſich ſchon deßhalb ſtets von der angenehmſten Seite zu zeigen, weil er ſich mit Ueberzeugung ſelbſt für das angenehmſte Geſchöpf unter der Sonne hält. Er iſt daher gefällig, zuvorkommend, dienſtfertig, plaudert mit Anmuth und Liebenswürdigkeit, und übertrifft in artigem Benehmen gegen die Frauen ſelbſt die Franzoſen. Es iſt ein rein ſanguiniſches Naturell, eine Leichtblütigkeit in ihrer anziehendſten Erſcheinung, die ihn belebt, und ſelbſt der Charakter ſeiner Städte führt uns die andaluſiſche Heiterkeit allenthalben gleich vor die Augen. Beſuchen wir die Stadt Sevilla, den Hauptort Andaluſiens, fällt uns ſofort die ungemeine Lebensfreudigkeit angenehm in die Augen. Sevilla iſt eine höchſt beſcheidene Stadt, die nicht einmal die hervorragenden „Prachtgebäude“ beſitzt, von denen Brentano in ſeinem Liede „Nach Sevilla, nach Sevilla“ ſingt. Aber in Sevilla, merkt man, iſt jeder mit ſeinem Looſe zufrieden, es iſt eine freudige Sonntagsſtimmung in den Gemüthern, welche ſich auch dem Fremden, dem Ankommenden mittheilt. Schon die Bauart der Häuſer iſt eigenthümlich, und trägt vielmehr dazu bei, der Stadt ihren anmuthigen Charakter zu geben, als wenn an ihrer Stelle wirklich die erwähnten „Prachtgebäude“ ſtänden. Die Orientalen verwenden bekanntlich ihr ganzes Genie auf die Ausſchmückung der Hofräume: ſie ſuchen ſie durch reichen Blumenflor, durch Springbrunnen zu einem kleinen Paradieſe umzuſchaffen, und umgeben ſie mit ſchattigen Säulengängen. Als die Chriſten Herren zu Sevilla wurden, behagte ihnen die Pracht der blumengeſchmückten Hofräume, der „Patios“, gar wohl. Sie behielten dieſe Einrichtung bei, obwohl der Blick der chriſtlichen Spanier ſich ſonſt mehr nach außen als nach innen kehrte. Ihre Gewohnheit war es, an jedem Fenſter einen Balcon zu errichten. Sie fuhren fort ebenſo viele Balcons als Fenſter zu haben, aber ſie cultivirten dahinter auch die mauriſche Einrichtung. Das geſchah meiſt in ſolcher Weiſe, daß die Durchgänge und die Fenſter nach dem Garten mit den Fenſtern nach außen correſpondirten. Bei jedem Sevillaner von echtem Schrot und Korn ſchaut der Vorübergehende daher von außen wie durch eine Art Laterne bis in die tiefſte Innerlichkeit. Es iſt klar, daß man ſich vor

Digitized by Google

Straße in Sevilla.

ſolchem Durchblick nicht genirt, weil der heitere Bewohner des Glashauſes gar nichts dagegen hat, wenn man von außen an ſeiner unverwüſtlich roſigen Stimmung theilnimmt. Wohnen mehrere Familien in einem Hauſe, beſteht nichtsdeſtoweniger für alle daſſelbe Recht des Mitgenuſſes an den „Patios“ mit ihren Springbrunnen, ihrer friſchen Luft und ihrer zauberiſchen Heiterkeit. Für die Culturgeſchichte iſt es bedeutſam, daß ſelbſt im römiſchen Alterthum die Bewohner von Bätica, alſo die heutigen Andaluſier, ſtets als die beſten Tänzer galten. Damals war es beſonders die Stadt Cadix, welche den Ruhm, die beſten Tänzer zu beſitzen, in Anſpruch nahm, jetzt dürften die Städte Sevilla und Malaga als ſiegreiche Rivalen von Cadix auftreten. Ohnehin iſt Malaga dem Ruhm Sevilla's, trotz ſeiner geringeren Ausdehnung, nicht wenig gefährlich. Malaga heißt in einem ſpaniſchen Volksliede „die Stadt des ewigen Frühlings“, während in dem berühmteren Granada mehr die trauernde Königin zum Vorſchein kommt. Granada iſt großartig, dabei von der Sierra Nevada aus ſtets mit friſcher Kühlung angeweht, Malaga iſt paradieſiſcher, Sevilla aber lieblicher als alle andern Städte Andaluſiens. Die Reize, mit welchen der Himmel Andaluſien ausgeſtattet, die Freudigkeit, welche in den Adern ſeiner Bewohner pulſirt, bewirken es beide, daß der Andaluſier keinen Geſchmack am Kriegsdienſte findet. Das Leben iſt ihm zu ſchön, als daß es ſo werthlos wäre, um es für irgend eine ihm von Regierungswegen anbefohlene Idee bereitwillig in die Schanze zu ſchlagen, und die Erde iſt ihm zu paradieſiſch, um ſich ſo leicht von

der ſüßen Gewohnheit des Daſeins zu trennen. Dieſe elegante, zierliche Geſtalt, die ihm die Natur zu vielen anderen Vorzügen gab, bekommt doppelten Reiz auf dem weltberühmten feurigen, ſeidenhaarigen andaluſiſchen Roß; von beiden iſt es aber nur das Roß, welches ſich zum Kriegsdienſte eignet und in der Schlacht willig ſeine Haut zu Markte trägt. Dazu kommt noch ein Anderes. Der Andaluſier hat das mit dem Neapolitaner gemein, daß beide bei aller Regelmäßigkeit des Körperbaues, bei aller Eleganz der Bewegungen geringe poſitive Stärke beſitzen. Wenn ſchon einer oder der andere Geſchmack am Kriegsdienſt finden würde, vermag er doch in den allerſeltenſten Fällen die damit verbundenen Strapazen zu ertragen.

Die übrigen Spanier ſind am leichteſten zu beurtheilen, indem man ſie in einzelnen Charakterzügen zu den Andaluſiern in Gegenſatz bringt. Der bekannteſte Stamm iſt wohl der der Caſtilianer, doch iſt ſelbiger bedeutend weniger liebenswürdig als der der Andaluſier. Der ſteife und doch etikettenreiche Hidalgo, der ceremoniöſe und doch träge Caballero, der ahnenſtolze und doch ſich in der größten Armuth nicht aufraffende Ranudo de Colibrados ſind bekannte ſpaniſche Typen, die uns aber immer nur Caſtilianer aus verſchiedenen Lebensverhältniſſen vorführen. Der Caſtilianer hat, wie der Andaluſier, eine hohe Meinung von ſich, aber während das dieſen liebenswürdig macht, ſucht erſterer vorwiegend blos zu imponiren. Es kommt ihm nicht auf den möglichſt beſten Eindruck an, ſondern auf das größte Gewicht. Der Caſtilianer erfand darum die „Grandeza“, damit das, was der Perſon an wirklichem Gehalte fehlt, durch complicirte Ceremonien erſetzt würde. Das Endziel ſeines Strebens iſt dabei Ruhe, abſolute Ruhe und Unthätigkeit. Der Andaluſier liebt auch nicht zu arbeiten, aber er ſtrebt deſto eifriger nach den Annehmlichkeiten des Lebens. Der Caſtilianer jedoch vermeidet die Arbeit nicht aus epicuräiſchen Rückſichten, wie der heitere Andaluſier, ſondern aus ſtoiſchem Bedürfniß nach einer unerſchütterlichen Gemüthsſtimmung, nach ungeſtörter Bequemlichkeit. Wie die meiſten Romanen, wünſcht der Caſtilianer, wenn er ja um ſeines Lebensunterhalts willen arbeiten muß, baldigſt ſo viel zu erwerben, daß er ruhig von ſeinen Zinſen leben kann. Er ſetzt ſich gern eine Summe vor, die er zu erreichen entſchloſſen iſt, bevor er ſich dem ernſthafteſten Nichtsthun ergibt. Dieſe Summe wird jedoch ſelten erreicht, weil der Caſtilianer im Kampfe des Lebens ſeine ſchon von Hauſe aus beſcheidenen Anſprüche immer tiefer herabſetzt. Die großartige Tugend der Genügſamkeit wird von ihm leicht übertrieben, und ſchließlich rührt er keinen Finger, wenn er ohne eine Anſtrengung kümmerlich auskommt.

Bedeutend größere Zähigkeit im Erwerben haben dafür die Bewohner der ſpaniſchen N.-Küſte, die Galizier, Aſturier und Basken. Sie genießen alle drei eines vorzüglichen Rufes in Bezug auf ihre perſönliche Tüchtigkeit — nur in verſchiedenen Sphären. Die Galizier verdingen ſich zu allen erdenklichen Sorten von Dienſten als Taglöhner, Arbeiter, Maulthiertreiber, Diener und Handwerker; die Aſturier laſſen ſich am liebſten als Diener gebrauchen, während die Basken (die ganz ſo, wie die Caſtilianer, zu Dienſtleiſtungen für andere zu ſtolz ſind) als Pächter und Bauern ſich fortzuhelfen ſuchen. Die Basken ſind äußerſt zuverläſſig, aber ſtarrſinnig, darum ſchwer zu behandeln; die Aſturier ſind dagegen die fügſamſten Kinder Spaniens, und von bewährter Treue, wo ſie in ein Hausweſen ſich einleben. Am erwerbungsluſtigſten ſind dagegen die Galizier (die „Gallegos“): ſie haben etwas von einem Italiener und etwas von einem Schweizer. Die Aehnlichkeit mit dem Italiener zeigt ſich, indem der „Gallego“, welcher einmal auf Erwerb ausgeht, gewöhnlich über die Summe, deren Erlangung er ſich gewünſcht hat, weiter fortarbeitet, ſo lange die Anhänglichkeit an ſein karges Heimathland, ſein Galizien, es ihm geſtattet. Mit dem Schweizer läßt er ſich vergleichen, weil er ebenſo, wie dieſer, ein Sohn der Berge iſt, ſein Brot gewöhnlich in der Fremde ſuchen muß, und mit rührender Anhänglichkeit wieder in ſeine Berge zurückkehrt, ſobald er nach ſeinem Ermeſſen genug in der Fremde erworben.

Die Bewohner des ehemaligen Königreichs Aragonien zeichneten ſich durchweg als die unternehmendſten, aber auch als die unbotmäßigſten Kinder der pyrenäiſchen Halbinſel aus. Die eigentlichen Aragonier, die Catalonier (oder Catalanen) und die Valencier bewährten den Ruf der Unbotmäßigkeit und der Unternehmungsluſt in gleichem Grade, wenn auch nicht immer in derſelben Richtung. Den übelſten Ruf in Spanien haben übrigens die Valencier, indem bei ihnen die zahlreichſten Scenen von Rachſucht und Gewaltthat vorfallen. Die Aragonier waren

Digitized by Google

ehemals, besonders für die Sicherung ihrer politischen Rechte gegen etwaige Eingriffe des Königs, besorgt. Ungern fügten sich auch die Catalanen der Gewalt der aragonischen und später der der spanischen Könige. Bei jedem Thronstreit, bei jeder Staatsumwälzung, haben die Catalanen einen schroffen Gegensatz zu der Madrider Regierung gebildet. Blos die Basken machten ihnen während des Carlistenkrieges den Ruhm der Unbotmäßigkeit streitig; zu allen andern Zeiten bildeten gerade die Catalonier das hauptsächlichste Hinderniß für die Herstellung eines dauernden einmüthigen Einverständnisses. Auffällig ist dabei, daß im Uebrigen das Fürstenthum Catalonien, wie auch die Stadt Barcelona, verhältnißmäßig weniger Verbrechen aufweist, als die anderen Theile Spaniens; besonders erfreulich ist dieser Umstand gerade im Vergleich mit der benachbarten Provinz Valencia.

Tapfer und kriegstüchtig sind vor allem die Castilianer, die Galizier und die eigentlichen Aragonier, da sie sich noch am meisten disciplíniren lassen. Die Basken und die Catalonier sind freilich nicht weniger muthig, und die letzteren sogar noch (wie schon gesagt) bei weitem unternehmender als die übrigen Kinder Spaniens. Aber man vermag weder die Catalonier, noch die Basken, noch auch die Navarresen auf die Dauer zu disciplíniren, daher bei der modernen Strategie ihre Tapferkeit außer dem Guerilla-Kriege keinen ersprießlichen Nutzen bringt. Am großartigsten zeigen sich die Spanier bei der Vertheidigung von Festungen, und namentlich dann, wenn die Berennung mit Nachdruck schon begonnen hat. (Dr. Nicolaus von Gerbel. Spanische Volkscharaktere, im: Ausland 1872, Nr. 1, S. 18—22.)

Die von verschiedenen Nationen abstammenden Bewohner der Balearen und Pityusen haben eine entschiedene Abneigung gegen die Castilianer, dagegen Aehnlichkeit mit den Bewohnern Valencia's und Cataloniens. Ihre Sprache ist, gleich dem Catalan, valencianisch und provençalisch, ein Zweig der im Mittelalter weit verbreiteten limosinischen Mundart: sie hat eine ziemlich reichhaltige, vorzugsweise poetische Literatur aufzuweisen, wird noch gegenwärtig sorgsam gepflegt und fortgebildet und ist die gewöhnliche Umgangs- und Verkehrssprache, selbst unter den höhern Ständen; in ihr wird in den Elementarschulen gelehrt und in den Landkirchen gepredigt. Officielle Sprache der Gerichte u. s. w. ist das Castilianische. Das Aussehen der Hauptstadt Mahon ist zwar südlich, doch keineswegs spanisch; die mit grünen Jalousien verschließbaren Fenster, das Fehlen der Balcons u. a. erinnert vielmehr an die Herrschaft der Engländer. Die Bewohner werden als artig, zuvorkommend, freundlich, gutmüthig und ehrlich bezeichnet, nie werden die Häuser verschlossen, Diebstähle gehören zu den äußersten Seltenheiten. Nur der ausgebildetste Particularismus, der Menorca nicht allein für das schönste, gebildetste und vollkommenste Stück der Welt hält, sondern am liebsten auch ein unabhängiges politisches Ganzes aus der Insel formen möchte, berührt unangenehm.

Die verschiedenen Stämme Spaniens, deren Charakter und Anlagen wir hier musterten, gehören alle bis auf einen dem arischen oder indogermanischen Völkerkreise an; diese eine Ausnahme wird von dem eigenthümlichen Volksstamme der Basken gebildet, welche dies- und jenseits der Pyrenäen, also in Spanien und in Frankreich sitzend, zu den ethnologisch interessantesten Völkern unseres Erdtheiles gehören, weil wir in ihnen, nach jetzt allgemeiner Annahme, wohl Ueberreste der alten Iberer erblicken dürfen, nämlich jenes nicht-arischen Stammes, der in den frühesten historischen Zeiten W.-Europa bewohnte und den die Kelten, als der Vortrab der arischen Wanderung, verdrängten. Für die vorhistorischen Zeiten ist es nicht unwahrscheinlich gemacht worden, daß das Volk, als dessen Repräsentanten wir die Basken kennen, sich noch weit über Spanien und Gallien hinaus erstreckte; daß die Ligurer Italiens und Galliens, die Sikaner Siciliens und selbst die eingebornen

Stämme in N.-Afrika, vor den phönikiſchen und römiſchen Eroberungen, derſelben Race angehört haben wie die Iberer in Spanien und Aquitanien. Und betrachten wir die Ligurer und Sikanier als Schößlinge dieſes einſt weitverbreiteten Stammes, ſo können wir immerhin annehmen, daß auch ganz Italien einſtmals von Iberern bewohnt war und daß dereinſt die urſprünglichen Lateiner, die Vorväter der Römer, die Stammverwandten dieſer ſpaniſchen Iberer von den ſieben Hügeln zu verdrängen hatten. Endlich behaupten die engliſchen Forſcher Huxley, W. Boyd Dawkins u. A., daß auch die britanniſchen Inſeln vor den Kelten von Basken bevölkert geweſen, und mehr als eine nur unbedeutende Infuſion baskiſchen Blutes in die keltiſche Bevölkerung übergegangen ſei, ja daß auf beſtimmten Punkten in England heute noch das baskiſche Blut die Oberhand habe, wie an anderen das keltiſche oder teutoniſche. Man erſieht daraus, von welch hoher Wichtigkeit die heute noch lebenden Basken für die vergleichende Völkerkunde ſind.

Basken.

Nach den Forſchungen des Prinzen Lucian Bonaparte, eines der gewiegteſten Kenner des Baskiſchen, gibt es vier ſpaniſche und drei franzöſiſche Provin-

Digitized by Google

zen, wo Basken vorkommen, und selbst innerhalb dieses Gebietes wird nicht überall Baskisch gesprochen; dafür findet man diese Sprache außerhalb des genannten Territoriums blos in zwei französischen Grenzdörfern und an einigen Stellen Mexico's, Montevideo's und von La Plata, wo sie von amerikanischen Kindern baskischer Eltern gesprochen wird. Im Ganzen zählt man 660,000 spanische und 140,000 französische Basken. Die Mehrzahl derselben versteht außer ihrer Muttersprache auch die jeweilige Landessprache. Man unterscheidet hauptsächlich die vier Dialecte von Guipuscoa, Biscaya, Laburdin und Sule. Wenigstens sind es die einzigen, die eine literarische Bedeutung haben, denn die übrigen, nämlich das nördliche und südliche Hochnavarresische, dann das westliche und östliche Niedernavarresische, wurden höchst wahrscheinlich niemals geschrieben. Unter sich unterscheiden sich die einzelnen Dialecte nicht blos in Aussprache und grammatikalischer Construction, sondern selbst durch die Verschiedenheit der Wörter, und dies geht so weit, daß manche baskische Dialecte selbst für Angehörige desselben Stammes unverständlich sind. Was endlich die Einreihung des Baskischen in eine bestimmte Sprachenfamilie betrifft, so geht das Ergebniß von Bonaparte's Untersuchungen dahin, daß die Analogien des Baskischen mit anderen Sprachen nicht hinreichend sind, um ersterem irgend einen bestimmten Platz anzuweisen, — wohl aber, um es von allen übrigen zu unterscheiden. (Siehe: Londoner Athenaeum, Nr. 2381, vom 14. Juni 1873, S. 765.) Die spanischen Basken nennen ihre Sprache Euskara, und sich selber Euskaldunak, d. h. Menschen, die die Euskara-Sprache sprechen. Ihr Land nennen sie Euskalearia. Die französischen Basken nennen sich Bask, von Basok, Mann, ihre Sprache Basqunse, und ihr Land Heskualherriak, d. i. das baskische Reich. Alle Völker, die sich einer anderen Sprache als der baskischen bedienen, nennen die Basken Erdaldunak, ein von Erdu, ankommen, abgeleitetes Wort; es bezeichnet Menschen, die neu angekommen, folglich Leute, die nach Spanien und Frankreich eingewandert sind, als die Euskaldunak bereits daselbst angesiedelt waren. In diesem Wort lebt also die historische Erinnerung von der Ankunft der indoeuropäischen Völker in Europa fort, eine Begebenheit, die so weit in die Nacht der Zeiten zurückgreift, daß bei den indoeuropäischen Völkern selbst die Erinnerung daran verloren gegangen ist, und erst in neuerer Zeit die vergleichende Sprachforschung auf die Spur derselben geführt hat.

Die Basken bekehrten sich schon frühzeitig zum Christenthum, wodurch gewiß manche wichtige Ueberlieferung, mancher bedeutungsvolle religiöse Gebrauch für die Wissenschaft verloren gegangen ist, der sonst vielleicht über mehr denn einen dunkeln Punkt Licht verbreiten hätte können. Man weiß jedoch, daß sie ehedem einen großen Geist, Jainkoa oder der Herr der Höhen genannt, verehrten. Das Grab nannten sie das „Bett der großen Ruhe", der Tod war für sie ein zeitlicher Schlaf, aus dem man zu einem neuen Leben erwachte, in dem dann die guten Thaten belohnt, die bösen bestraft werden sollten. Die Ueberlieferungen der Basken sprechen auch von einem bösen Gott, Basajaon oder der wilde Herr, der jetzt noch im Volksmunde fortlebt und in seiner äußeren Gestalt beiläufig wie ein Waldmensch geschildert wird.

Der Pflug, bei den alten Griechen und Römern schon in den frühesten Zeiten im Gebrauch, scheint den Voreltern der Basken unbekannt gewesen zu sein; und selbst heutzutage noch bedient man sich in Guipozcoa keines Pfluges, sondern verrichtet alle Landarbeit mittelst einer Haue und eines eigenthümlichen Werkzeuges, welches ungefähr die Form einer Heugabel hat. Sonst erfreut sich der Landbau unter den Basken einer großen Pflege, was um so anerkennenswerther ist, als der Boden nicht nur mühsam zu bearbeiten, sondern von der Natur aus unfruchtbar ist, und nur mittelst Kalkdüngung einigermaßen verbessert werden kann. Deßhalb findet man auch bei jedem Häuschen einen Kalkofen, zur Bereitung des erforderlichen Düngers. Eines der gewöhnlichsten Producte ist der Mais. Nebst dem Landbau sind Fischerei und Jagd, namentlich auf Wildtauben, die Haupterwerbsmittel der Basken. Auch Handel und Industrie blühen im Lande der Basken. In Biscaya findet man hauptsächlich Eisenfabriken. Die vornehmsten Ausfuhrartikel, nebst Eisen, sind Zimmerholz, Obst, Chocolade und Wein. Auch die großen Bayonner geräucherten Schinken sind berühmt. Seit uralter Zeit sind die Basken als kühne und unternehmende Seeleute bekannt. Sie waren die ersten, die den Walfisch bis in's Polarmeer verfolgten, die ersten, die Neufundland entdeckten und von dort

Digitized by Google

den Kabeljau und den Lengefisch mitbrachten. Die Basken sind in der Regel schlank und mager, dabei aber stark, nervig und von kräftigem Körperbau. Sie haben graue Augen und eine etwas dunkle Gesichtsfarbe. Ihre Leibeskraft wird blos von ihrer außerordentlichen Gelenkigkeit und Biegsamkeit erreicht; ihr Gang ist rasch, ihr Blick sicher; ohne den geringsten Schwindel springen sie von einem Felsen zum anderen, und klettern auf die höchsten Zinnen der Gebirge. Außerdem sind sie gute Schützen, gewandte Reiter, unermüdliche Tänzer und vortreffliche Schwimmer. Die baskischen Frauen sind im Allgemeinen schön, zart gebaut, anmuthig in ihren Bewegungen, und haben einen bezaubernden Teint, schöngeformte Hände und Füße, einen zierlichen Gang, feurige Augen und ein an das griechische erinnerndes Profil. Dabei sind sie lebhaft, lustig und schalkhaft. Mit allen diesen Eigenschaften verbinden sie eine staunenswerthe Leibeskraft, die sie nicht nur die männlichen Beschäftigungen theilen, sondern häufig noch mit mehr Ausdauer verrichten läßt, wie die Männer selber. Was ihre moralischen Eigenschaften betrifft, zeichnen sich die Basken durch Muth, Freiheitsliebe, Ehrlichkeit, Gastfreundschaft und Festhalten an dem gegebenen Worte aus. Dagegen sind sie stolz und höchst reizbar, äußerst abergläubig und große Hazardspieler. Ihr Hochmuth geht so weit, daß jeder aus rechtmäßiger Ehe geborne Baske sich als adelig betrachtet. Vortheilhaft unterscheiden sich die Basken von den umliegenden Völkern durch ihre besondere Reinlichkeit, sowohl im Innern wie im Aeußern ihrer Häuser, welche beinahe mit der holländischen wetteifern kann. Im spanischen Baskenland findet man beinahe keine eigentlichen Dörfer, sondern blos eine große Menge einzelnstehender, inmitten der Ländereien zerstreuter Häuser, die bald dichter beisammen, bald weiter von einander liegen. Eine gewisse Anzahl solcher Bauernwohnungen bildet mit der dazu gehörenden Kirche eine sogenannte Republik. An einzelnen Stellen des Landes trifft man auch alte, halb verfallene Burgen, die seit undenklicher Zeit denselben Familien angehören und deren Besitzer, mit dem spanischen Namen Parientes majores bezeichnet, in großem Ansehen beim Volke stehen. (Nach Dr. H. Hartogh Heys van Zouteveen: De Basken, eene ethnologische Studie, im: Album der Natur.)

Unsere Schilderung spanischer Volkstypen würde unvollständig bleiben, gedächten wir nicht wenigstens mit einigen Worten der Zigeuner, der „Gitanos", welche sich schon in grauer Vorzeit in den südspanischen Städten, und namentlich in der alten Hispalis, dem heutigen Sevilla, eingenistet haben.

Wer das Leben und Treiben der Zigeuner beobachten will — erzählt Wilh. Lauser (Aus Spaniens Gegenwart. Culturskizzen. Leipzig 1872. 8°.) — hat dazu vollauf Gelegenheit, wenn er sich gegen Abend nach der jenseits des Guadalquivir gelegenen Vorstadt Triana begibt. Noch besser freilich würde sich ein Ausflug nach dem etwa eine Stunde entfernten Alcala verlohnen, wo dieselben heute noch wie seit Jahrhunderten ihr Troglodytenleben in einem riesigen Schmutz- und Kehrichtberge führen. Eine vorsintfluthliche Behausung ähnlicher Art ist in Triana von der Obrigkeit im Jahre 1856 beseitigt worden, als die Cholera wüthete und die Zigeuner wie Fliegen wegraffte. Aber heute noch kann sich das Völkchen daselbst nicht an die Enge der Häuser gewöhnen, und bringt den größern Theil seiner Zeit auf den offenen Straßen zu. Hier arbeiten die Einen an dem Ambos, dort handeln Andere um ein Stück Vieh; die Weiber breiten die Tücher und alten Kleider aus, mit denen sie am andern Tage hausiren oder einen benachbarten Jahrmarkt besuchen wollen; dort singt ein Mädchen zur Guitarre eines jener schwermüthigen Liedchen, die mit einem so fremdartigen Reiz das Herz bewältigen; Andere zeigen sich mit Wohlgefallen ein neues buntfarbiges Kleid oder einen blinkenden Schmuck aus falschen Steinen; und hier führt ein munteres Pärchen im Kreise der Freunde, unter der Begleitung von Gesang und Händeklatschen, einen phantastischen Tanz aus. Alle scheinen nur eine einzige Familie zu bilden, leicht kenntlich an der dunkelbraunen Hautfarbe, den schwarzen Haaren und Augen, dem festen, durchdringenden Blick, dem hübschen, schlanken Bau des Leibes; man rühmt ihnen auch nach, daß sie einander aufrichtig wie Angehörige einer und derselben Familie lieben. Frem-

den gegenüber halten sie fest zusammen und machen leicht Mißbrauch von ihrem durchdringenden Verstande und ihrer Kenntniß des menschlichen Herzens; man wirft ihnen argwöhnisches, lügnerisches und kriechendes Wesen vor, und namentlich ihre Weiber, die sich mit Kartenaufschlagen und Prophezeiung abgeben, flößen dem gemeinen Volke abergläubische Scheu ein. Die Zigeuner suchen, da sie einmal genöthigt sind, mit andern Menschen zusammenzuwohnen, mit Vorliebe die äußersten und abgelegensten Theile der Städte auf. Eine Art Adel unter ihnen bilden die sogenannten „Biandantes" (Landstreicher), die, wie ihre Vorfahren, noch in Wald und Heide leben; dieselben sehen auf ihre städtischen Genossen mit Verachtung herab, und werden von diesen wiederum mit einer gewissen abergläubischen Angst betrachtet. Die Zigeuner genießen jetzt die Rechte spanischer Staatsbürger und sind auch zum Kriegsdienst verpflichtet. Schon Carl III. hatte ihnen als Neucastilianern gleiche Rechte mit den Spaniern gegeben und sie der Nation ganz einverleiben wollen, aber seine Bemühungen waren ziemlich erfolglos geblieben. Die heilige Hermandad hatte keine Gewaltmittel gescheut, um dieselben zu einem christlichen Leben zu zwingen, und zu diesem Zwecke ihre Zelte verbrannt, und die Verfolgungen der Zigeuner sind bis auf Philipp III. zurückzuführen, der eine große Zahl derselben mit den Morisken aus dem Lande trieb. Viele bekannten sich denn auch damals, wenigstens äußerlich, zum Christenthume, aber manche ihrer noch heute erhaltenen Gebräuche unterstützen den Argwohn, daß es mit ihrem Christenthum ziemlich schief stehe.

Auf noch tieferer Gesittungsstufe als die Zigeuner stehen wohl die wenig bekannten wilden Menschen in dem hochromantischen Hurdes-Thale, welche Charles von Vincenti besucht und geschildert hat (im: Globus. XIV. Bd. S. 329—331). Dieses verödete einsame Thal liegt in der Sierra de Francos, welche sich im SW. des alten hochberühmten Königreichs Leon an das portugiesische „Sterngebirge" (Serra da Estrelha) anschließt.

Nach dem was wir über die Verschiedenartigkeit des spanischen Volkes erfahren haben, bedarf es kaum der Erwähnung, daß fast jede der bedeutenderen Städte des Landes ihren eigenen bestimmten Charakter besitzt, welchem die historische Vergangenheit zur Seite steht. In der That sind die wichtigsten Plätze die Hauptstädte der früheren 16 Königreiche und Fürstenthümer, aus deren Vereinigung das Königreich Spanien hervorging, und die sich bis zur Gegenwart als Provinzen forterhielten. Nunmehr hat man freilich, mit Vermeidung aller historischen Benennungen, das Land in 49 Provinzen (einschließlich die Balearen und die zu Europa gerechneten Canarischen Inseln) getheilt, deren jede nach ihrer Hauptstadt benannt wird; die alte historische Eintheilung ist jedoch eine zu tief gewurzelte und natürlich begründete, daß die alten Hauptstädte immer noch in dem Glanze ihrer früheren Bedeutung strahlen. Da der Raum verbietet, jede einzeln zu schildern, so müssen wir uns begnügen, an ein paar Beispielen blos die verschiedenartige Charakteristik der spanischen Städte aufzuzeigen. Wir beginnen mit dem seit mehreren Jahren sichtlich aufblühenden Madrid. (Siehe über dieses: J. G. Kohl. Die geographische Lage der Hauptstädte Europa's. S. 82 bis 100.)

„Madrid hat sich in den letzten Jahren nicht allein sehr bedeutend vergrößert, sondern auch verändert und zwar zu seinem Vortheile. Die „Puerta del Sol", früher ein unregelmäßiger, von Häusern sehr verschiedener Größe und Bauart umgebener Raum, hat sich in einen großen, regelmäßig viereckigen Platz mit Reihen hoher prächtiger Gebäude verwandelt, unter denen sich mehrere große elegante Hotels befinden, an denen es früher in Madrid gänzlich gebrach. Die Puerta del Sol, in deren Mitte ein geschmackvoller monumentaler Brunnen starke Wasserstrahlen ausgießt, ist gegenwärtig mit ihren acht von ihr strahlenförmig auslaufenden Straßen unstreitig einer der prächtigsten Stadtplätze Europa's. In allen Hauptstraßen sind neue Prachtbauten entstanden, und luxuriös eingerichtete Kaffeehäuser, namentlich aber Waarenlager, welche des Abends im Scheine von hunderten von Gasflammen strahlen, zieren die Hauptverkehrsadern. Viel großartiger sind aber die Umgestaltungen, welche die Umgebungen der Hauptstadt Spaniens erfahren haben. Die Thore stehen zwar wohl alle noch, aber die Ringmauer ist größtentheils verschwunden. Noch im Jahre 1844 gab es kaum eine Vorstadt; jetzt existiren deren acht, unter denen drei, an der NO.-, O.- und NW.-Seite der inneren Stadt gelegen, die Barrios de Salamanca, de los Pozos und de Arguelles, große neue Stadttheile sind, welche breite, mit Alleen gezierte Boulevards, moderne, drei bis vier Stock hohe Häuser mit eben so vielen eleganten Balconreihen und mit platten Dächern und geschmackvolle, mit Blumenbouquets und Brunnen geschmückte Squares besitzen. Außerdem sind hier und anderwärts um Madrid viele Gärten, Villen, Vergnügungsorte u. s. w. entstanden, nur keine neue Kirchen! Diesen gewaltigen Umschwung verdankt Madrid nicht allein den Eisenbahnen — obwohl diese gewiß sehr viele Neubauten (besonders in der Nähe der Bahnhöfe, deren es drei gibt) veranlaßt und einen großen umgestaltenden Einfluß auf die ganze Lebensweise der Madrileños und auf das Verkehrswesen im Innern der Stadt gehabt haben — sondern auch, vielleicht noch mehr, der Vollendung des Isabellen-Canals, welcher Madrid in ausgiebigster Weise mit reinem, frischen, ja ganz vorzüglichen Wasser versieht, so daß die früher wegen ihres Wassermangels und ihres schlechten, mangelhaften Trinkwassers berüchtigte Hauptstadt Spaniens zu den mit Wasser am besten versorgten Großstädten Europa's gehört und unter den größeren Städten der Halbinsel, bezüglich der Güte des Trinkwassers, höchstens noch von Granada übertroffen wird. Der nach der vertriebenen Königin benannte Canal ist die großartigste aller in neuerer Zeit in Spanien hergestellten Wasserleitungen. Er wurde im Jahre 1859 vollendet und hat 96,527,925 Mk. gekostet. Der Isabellen-Canal ist nicht allein dazu bestimmt, Madrid mit Trinkwasser zu versehen, sondern auch dessen Umgebungen zu bewässern. Er beginnt am Fuße des Guadarrama-Gebirges und am Ausgange des Lozoya-Thales, wo er den größten Theil des krystallhellen Wassers des schönen Lozoya-Flusses aufnimmt, ist ungefähr 93,6 Km. lang und endet am nordwestlichen, höchstgelegenen Rande von Madrid (auf der Montaña del Principe Pio) mit einem großen Bassin und Reservoir, von wo aus sich das Wasser in unzähligen Röhrenleitungen über die ganze Stadt und deren Umgebungen verbreitet. Das erklärt die vielen Fontainen, die man jetzt in den Gärten des „Ensanche de Madrid" (Erweiterung von Madrid), mit welchem Namen die Gesammtheit der neuen Stadttheile bezeichnet zu werden pflegt, sieht, und überhaupt die Existenz der wie durch einen Zauberschlag in den früher so sterilen und sonnenverbrannten Umgebungen Madrids entstandenen Gärten, Alleen und Promenaden. Auch viele Häuser der inneren Stadt besitzen bereits Wasserleitung bis in die höchsten Stockwerke hinauf und in allen Stadttheilen sind neue öffentliche Brunnen entstanden. Die große Wassermasse, welche der Canal, der vom Gebirge aus bald über, bald unter der Erde, zum Theile in mächtigen gußeisernen Cylindern fortgeführt ist und mehrere Flüsse und Thäler auf großartigen Brücken und Aquäducten überschreitet, nach Madrid bringt, hat sogar eine merkliche Verbesserung des localen Klima's veranlaßt, denn die Luft ist in der Stadt und ihren Umgebungen lange nicht mehr so trocken wie früher und in Folge der vielen neu entstandenen Gärten und Baumpflanzungen auch ozonreicher geworden. Daß hiedurch auch der Gesundheitszustand der Bevölkerung ein besserer geworden ist, bedarf keiner Erörterung. In Folge der Vergrößerung von Madrid und des Eisenbahnnetzes, dessen Mittelpunkt diese Stadt ist, hat sich natürlich auch deren Einwohnerzahl bedeutend vermehrt. Denn während Madrid im Jahre 1844 nur 206,000 Bewohner zählte, beträgt die Seelen-

zahl gegenwärtig über 300,000. Und während noch im Jahre 1850 das innere Verkehrswesen in den Kinderschuhen steckte, ist die Stadt sammt dem Ensanche in mehreren Richtungen von Tramways durchzogen und verkehren zahlreiche Omnibusse regelmäßig auf vielen Linien, so daß auch bezüglich der Verkehrsmittel die Hauptstadt Spaniens den anderen Großstädten Europa's nicht mehr nachsteht." (Moriz Willkomm. Spanien und die Balearen. S. 208—210.)

Das südlich von Madrid gelegene Toledo schildert uns der Franzose Imbert ausführlich. Die Stadt ist auf einem ungeheuren Felsen erbaut, welcher sieben Hügel von ungleicher Höhe bildet. Auf dem höchsten erheben sich die stolzen, von Flammen geschwärzten Mauern des vierten und letzten Alcazar. Die engen Gassen führen bergauf und bergab, bilden in ihren Kreuzungen ein wahres Labyrinth; die Häuser stehen in engen Gruppen neben und wieder terrassenförmig über einander. Gothen, Mauren, Juden und Spanier mußten sich dem Baugrunde anbequemen und haben nach seinen Böschungen und Einschnitten dieses Durcheinander von prächtigen Palästen und düsteren Klöstern erbaut, an welchen Ziegel und Holz die merkwürdigsten Arten decorativer Kunst, die schönsten Muster alter und moderner Baukunst aufweisen. In einem tiefen Einschnitte fließt der Tajo bald in trägem Laufe, bald in hohen Wogen dahin, da und dort unter den Ruinen arabischer Brückenbogen hinweg. Gegen die castilische Ebene hin erheben sich die vom Westgothen-Könige Wamba errichteten Wälle und monumentalen Thore. Das Toledo-Gebirge und die Sierra von Guadelupe umrahmen majestätisch das landschaftliche Bild. In der Stadt Toledo selbst entdeckt man bei jedem Schritte neue Schönheiten; die Kunst tritt einem überall entgegen. Ueberall sieht man Patios (geschlossene Hofräume mit Arcaden), arabische Hallen; wappengeschmückte Thore, Eisengitter von ausgezeichneter Arbeit; alterthümliche Thürklopfer, ciselirte Thierköpfe, gothische und arabische Erker, Fresken, Statuen und Basreliefs. (L'Espagne; splendeurs et misères. Voyage artistique et pittoresque par P. S. Imbert, illustrations d'Alexandre Prévost. Paris 1875. 8°.)

Unter den Städten des Südens ragt Granada mit seiner weltberühmten Alhambra, seinem Generalife (dereinst Sommerpalast der maurischen Könige), der Kathedrale mit der Capilla real, in welcher Kaiser Karl V. seine Eltern und mütterlichen Großeltern beisetzen ließ und durch herrliche Monumente ehrte, hervor. Die Stadt mit ihren Thürmen, dem Dome, der auf hohem Felsenplateau Stadt und Landschaft überragenden Alhambra, inmitten der blühenden Ebene, mit den unzähligen Landhäusern und von einem weiten Ringe herrlicher Berge umschlossen, gemahnt im Gesammtbilde, trotz der südlichen Eigenthümlichkeit, an Salzburg. An der Meeresküste treffen wir Cádiz, eine reizende Stadt, reich und doch heimlich, freundlich und sauber gehalten; es besitzt schöne, nicht zu enge Straßen mit vorzüglichem Pflaster, Plätze mit Bäumen und Pflanzen geziert und eine poetische Alameda (Promenade) am Ufer des Meeres. Die hellen Häuser mit grünen Fensterläden zeigen schon hier, besonders in ihrem Inneren, den andalusisch-orientalischen Charakter und sind ganz verschieden von den valencianischen. Im Aeußeren tragen sie mit ihrer reichen Anwendung von Marmor und ihren fensterdurchbrochenen Erkerbauten mehr architektonische Gliederung und sonstigen Schmuck zur Schau als die sevillanischen, welche, ziemlich gleichförmig im Aussehen, blos mit den regelmäßigen, seichten Balconen geziert, echt orientalisch ihren ganzen Zauber nach innen entfalten; doch herrscht auch in Cádiz schon die flache Bedachung vor.

Nächst Madrid und Barcelona hat sich keine der größeren Städte Spaniens so bedeutend verändert, wie Sevilla. Die Kathedrale mit der Giralda (dem im Jahre 1000 von den Mauren bis zu beträchtlicher Höhe geführten, 1560 vollendeten Thurme), der kostbaren Columbus-Bibliothek von 20,000 Bänden, der Alcazar, die prächtige Residenz des Herzogs von Montpensier San Telmo, das Museo de la Merced mit seinen berühmtesten Gemälden von Murillo und Anderen, die Universität, einige berühmte Stiftungen, die Promenade Las Delicias am Guadalquivir sind zwar auch heute noch die Hauptsehenswürdigkeiten der Stadt; aber nicht nur in der Nähe des Bahnhofes sind große Fabriken und ganz neue Straßen und Promenaden entstanden, auch das Innere der alten Stadt hat durchgreifende Veränderungen erfahren. So sehr nun Sevilla durch diese Umgestaltungen und Neubauten an Größe und Schönheit gewonnen und einen so großen Aufschwung diese jetzt gegen 120,000 Einwohner zählende Stadt in commercieller und industrieller

Beziehung genommen hat, so hat sie doch auf der anderen Seite einen ihrer früheren Reize beinahe ganz eingebüßt: das poetische Volksleben! „Schon unterwegs und in Cordova hatte ich vergeblich nach den bunten, malerischen Volkstrachten ausgeschaut, welche früher die Landbewohner Andalusiens durchgehends, in den Städten wenigstens die jungen Leute und zwar aller Stände trugen. Ich hoffte bestimmt, wenigstens in Sevilla, diese Costüme wieder zu finden, doch auch hier schienen sie den französischen Allerweltsmoden oder wenigstens der in ganz Spanien gebräuchlichen, aus einer kurzen Tuchjacke und langen, schmucklosen Pantalons bestehenden Tracht gewichen zu sein. Selbst in der Triana, dem ehemaligen Sammelplatze der Majos und Majas, wohin ich am nächsten Abende mit meiner Tochter ging, um ihr, wie ich hoffte, Scenen echt andalusischen Volkslebens vorzuführen, sieht man jene bunten Costüme nicht mehr, oder wenigstens nur noch sehr vereinzelt, und von Majos, die sonst auf stolzen, reich angeschirrten Rossen in herausfordernder Haltung durch die lange Hauptstraße ritten, war keine Spur zu entdecken. Auch hörten wir weder Guitarrenspiel und Gesang, noch bemerkten wir irgendwo eine tanzende Gruppe, während früher in der Triana nach Sonnenuntergang vor fast jeder Taberna auf offener Straße getanzt wurde. Zugleich schienen die niederen Volksclassen habsüchtig und betrügerisch geworden zu sein. Daß ein Sevillaner einem Fremden, der sich nach einem Punkte der Stadt erkundigt, viele Gassen weit das Geleite gibt und dann ein dargebotenes Trinkgeld stolz und verächtlich zurückweist, wie ich das früher mehrmals erlebt habe, kommt wohl nicht mehr vor; im Gegentheil wollen die Leute jetzt für den kleinsten Dienst belohnt sein. Alle Welt will Geld verdienen, und zwar möglichst viel, auf möglichst bequeme Weise. Ebenso und fast noch schlimmer ist es in Granada. Ich muß gestehen, daß mir dieser Materialismus des Volkes diesmal den Aufenthalt in Sevilla und Granada verleidete, und ich oft verstimmt dem so nüchtern und prosaisch gewordenen Volke den Rücken kehrte." (Willkomm. A. a. O. S. 221—222.)

Spaniens natürliche Hülfsquellen werden häufig überschätzt. Wie wir wissen, stellt ein großer Theil des Landes eine trostlose Hochebene vor, auf welcher nur spärliche Vegetation gedeiht. Letztere entspricht natürlich auch den sehr verschiedenen Einflüssen des Klima's, das sehr scharf in ein feuchtes Küstenklima und ein mehr trockenes Continentalklima im Inneren sich scheidet. Bei günstigen Wärme- und Feuchtigkeitsverhältnissen gedeihen Getreide und Reis, Südfrüchte, im S. auch Baumwolle, selbst Zuckerrohr, immergrüne Hölzer, Wein und Tabak, im S. endlich die Dattelpalme. Zwischen Barcelona und Tarragona fällt die ausgedehnte Cultur des Haselstrauches auf, welcher sich neben den Oliven- und Johannisbrot-Plantagen und den Orangen-Gärten seltsam genug ausnimmt, dessen Früchte aber als Export-Artikel einen wichtigen Erwerbszweig der Provinz bilden. „Das ganze Land prangte im Schmuck des Frühlings. Birnen-, Pflaumen- und Kirschbäume standen in voller Blüthe, die Mandelbäume dagegen hatten theilweise abgeblüht, die Feigen- und Granatäpfel-Bäume waren ausgeschlagen, in den Gärten drohten Apfelsinen- und Citronen-Bäume unter der Last der goldnen Früchte, welche die dunkelbelaubten Zweige tief hinabzog, zu brechen, dazwischen hellgrüne Weizensaaten, welche schon in die Halme zu schießen begannen, graue Oliven-, dunkelgrüne Johannisbrot-Bäume und schwarze Cypressen." Im Gegensatze zu dieser gartenähnlichen Cultur stehen die ausgedehnten, strauchbedeckten

Heideflächen des Inneren, wo stellenweise auf viele □Km. keine Quelle und kein Brunnen zu finden ist. Nach den Untersuchungen englischer Ingenieure unterläge es jedoch keinem Zweifel, daß mindestens zwei Drittel der jetzt trocken liegenden Gegenden in Castilien, Leon, Estremadura u. s. w. anhaltend und regelmäßig bewässert werden könnten, in welchem Falle Spanien ein ganz anderes Ansehen gewänne und doppelt so viel Getreide liefern würde, wie gegenwärtig; noch mehr, es wäre dann wieder zur Anpflanzung von Wäldern geeignet, an welchen das Land so empfindlichen Mangel leidet. Den Hauptreichthum Spaniens bilden seine Mineralschätze, denn wir finden hier Quecksilber, Eisen, Blei, Silber, Steinkohlen und Salz in großer Menge. In den nördlichen Provinzen ist in der That viel englisches Capital im Bergbau angelegt worden. Nebst dem Bergbau bieten Landwirthschaft und Viehzucht die Hauptnahrungsquellen des Volkes; im S. beschäftigt man sich mit der Cultur des Oel- und Maulbeer-Baumes, sowie mit dem auch im O. betriebenen Weinbau, am Quadalquivir und auf dem mittleren Hochlande baut man Cerealien, im nördlichen Küstengebiet gedeiht die Obstbaumzucht. Die Heideflächen ernähren Heerden feinwolliger Schafe (Merinos oder Trashumantes, Wanderschafe), doch ist dieser einst so glänzende Zweig der Viehzucht in Verfall gerathen. Spanien kann sich außerdem ausgezeichneter Pferderacen rühmen; nicht unwichtig sind nebstbei die Seidenraupe und die Fischerei. Die geistige Cultur der Spanier ist noch eine ziemlich niedrige, obwohl lobenswerthe Anstrengungen zu deren Hebung gemacht werden.

Zu Spanien gehören noch die sogenannten Presidios (España presidial), vier befestigte Hafenstädte an der N.-Küste von Marokko, darunter Ceuta (spr. Se-úta) die bedeutendste ist; die übrigen drei heißen Peñon (spr. Penjon) de Velez de la Gomera, Peñon de Alhucemas und Melilla (spr. Melilja); die drei kleinen Chafarinas-Inseln östlich von Melilla sind gleichfalls spanisch.

An auswärtigen Colonien oder Niederlassungen besitzt das Königreich außer den genannten: in Afrika die Canaren und von den Guinea-Inseln Fernando Po und Annobom; in Amerika die großen Antillen Cuba und Puertorico, in Asien die Philippinen und in Oceanien die Marianen oder Ladronen, die Carolinen- und Palaos- (Pelew-) Inseln. Dagegen ist die hochwichtige spanische Stadt und Festung Gibraltar (17,500 Einwohner), welche die gleichnamige Meerenge beherrscht, ein 460 M. hoher, nur von der W.-Seite ersteigbarer, mit dem Festlande blos durch einen schmalen Isthmus verbundener Felsen, in welchem noch geschützt der Affe der Berberei lebt, in den Händen der Engländer.

§. 11. Frankreich.

Durch den natürlichen Reichthum seines Bodens, den hohen, alle Schichten der Bevölkerung weit gleichmäßiger denn irgendwo durchdringenden Wohlstand, die geistige Elasticität seiner Bewohner nimmt Frankreich unbestritten die erste Stelle unter den europäischen Staaten ein. Nicht so sehr die räumliche Ausdehnung seines Gebietes, welches an 529,000 □Km. beträgt, und die starke Ziffer von 36 Millionen (1872 genau 36,102,921) Einwohner machen Frankreich zur Großmacht, als die geistige Thätigkeit und der wunderbare Schaffensdrang, welche diese Nation seit Jahrhunderten erfüllten und sie oft in der Geschichte zum leuchtenden Vorbilde ihrer Nachbarn erhoben. Deßhalb erheischt der Nationalcharakter nirgends so eindringliches Studium wie in Frankreich, wollen wir uns vor schiefen, mißleitenden Urtheilen bewahren.

Carus, welcher die Franzosen zum Theile durch eine von Vorurtheilen sehr stark gefärbte, dicke Brille gesehen zu haben scheint, beurtheilt dieselben nur theilweise richtig, und was er über sie sagt ist ein Gemisch von ein Fünftheil Wahrheit und vier Fünftheilen Irrthum: „Als Grundzug des Charakters dieser Nation finden wir Kindlichkeit, die sich in ihrer Abartung kindisch zeigt. Ihr Gefühl besitzt die Lebhaftigkeit und Empfindsamkeit des Kindes und Sanguinischen. Der Franzose hegt leichte Entzündbarkeit ohne Tiefe, entzündbaren Enthusiasmus und darum Frohsinn, der ihn bei Wenigem heiter und selbst im Unglücke zufrieden macht. Daher rührt seine Singlust, welche von jeher zwischen den Pyrenäen und dem Rheine herrschte; daher seine Tanzlust und frühe Gewandtheit im Tanze. Ihm erscheint die Welt wie eine Schaukel; er steht unter der abwechselnden Herrschaft der Plaisanterie und des Scherzes. Mit dem Kinde theilt er die Unruhe im Gefühle, wie er aufbrausend und leicht aufrührerisch wird. In ihm lebt Gefühl für das Schöne, besonders das Zierliche und Niedliche — als Glänzendes doch meistens im Putze. Geschmack hat er als sinnliche Vollkommenheit, dabei Anmuth und Gefühl für das Schickliche, welches als schneller Ton eine Leichtigkeit der Anschmiegung und Gefügigkeit hervorbringt. Das Gefühl des Graziösen hat oft das ärmste, wie das üppig erzogene Kind; so auch der Franzose. Seine Sache ist: Artigkeit des guten Tons, Unverlegenheit in den Sitten; höflich zeigt er sich nicht aus Eigennutz, sondern aus Geschmacksbedürfniß, daher er Muster des Conversationsgeschmackes wird. Auch im Begehrungsvermögen zeigen die Franzosen die leichte entzündbare Thätigkeit des Kindes; daher alle Veränderlichkeit der Bestrebungen, durch die sie meistens für den Augenblick leben. Mit ihrer Kindlichkeit hängt ihre Liebhaberei für Haus- und Schoosthiere zusammen. In ihnen finden wir den Leichtsinn, welcher vergeßlich ist, die Flatterhaftigkeit, welche von einem Extrem zum andern leicht übergeht und wichtige Dinge als Scherz behandelt. Muth wird ihnen als Herzhaftigkeit zu Theil, Genie für den Angriff als Keckheit und Dreistigkeit. Liebe zum Wechsel und zum Neuen sticht in ihnen hervor, daher auch Modesucht, Sinn für Neuigkeiten und Anekdoten. Wie sie allerdings Muth als Kühnheit, ja Tollkühnheit, gleich den unwissenden Kindern, und das Talent des Angriffs besitzen, so halten sie auch nur am Anfangen und Beginnen, am Unternehmen und Erfinden; die Vollendung und gründlich erschöpfende Ausführung überlassen sie Anderen. Es wird der Franzose mehr durch den Stoff bewegt, und darum ist er entzündbar für Leidenschaften, leicht zu electrisiren durch Phantasieproducte. Zorn und Rache zeigen sich in ihm nur in einem heftigen Anfalle, der Stolz in einem

augenblicklichen point d'honneur, welches romantisch heißen kann. Leichtgläubigkeit hat der Franzose mit dem Kinde gemein neben seiner Naivetät, und jene zeigt er in dem Glauben, daß sein Volk in der Cultur am höchsten stehe. Aus seiner Naivetät und seiner Oberflächlichkeit entsteht Witz, durch den leicht Erfindungen gewonnen werden. Seine Leichtigkeit offenbart sich in allen Geistesäußerungen, wie seine Rachsucht zur leichtesten der Satyre oder des bon mot wird. Stets wird man an ihm Gegenwart des Geistes in äußerer Hinsicht entdecken, und ihn gemeiniglich an Wissen und Gelehrsamkeit den Kindern gleichstellen, da er oft das selbst sein will. Franzosen haben nicht eigentliche Geistesbildung, wohl aber belles lettres und savoir faire; und wollen sie einmal gründlich verfahren, so paßt dies nicht für sie, da sie absprechend oder pedantisch werden. In ihnen zeichnet sich aber lebhafte Phantasie aus, welche sich mit ihrer fröhlichen Laune und dem Sinne für den Schein, wie in Kindern, vereint."

Im Großen und Ganzen nimmt der Franzose — nennen wir den Bewohner von Frankreich, lateinischer Race, so — in der That das sanguinische Temperament für sich in Anspruch, oder doch ein Temperament, welches mit dem sogenannten sanguinischen am meisten Aehnlichkeit hat. Nun verfallen aber die Beschreiber der Temperamente in den groben Fehler, dem Sanguiniker, den sie schon an sich als eine wahre Carricatur schildern, eine Unmasse tadelhafter, unsolider u. dgl. Eigenschaften aufzubürden, und verfahren in dieser unpassenden, linkischen und unwissenschaftlichen Weise, indem sie meinen, das ganze große Volk der Franzosen sei so, wie ihre grobe Phantasie den Sanguiniker malte, — nein, nicht malte: tünchte. Sanguinischen Temperamentes sein, heißt aber noch nicht oberflächlich, leichtsinnig, unsittlich, kindisch, flatterhaft sein. Wer sich die Mühe nimmt den rothen Faden des hohen geistigen Interesses bei den Franzosen von den untersten Arbeiterschichten bis hinauf zu den Spitzen der ausgewählten Gesellschaft zu verfolgen, tief in die ernste Literatur Frankreichs einzudringen, den sittlichen Ernst kennen zu lernen, welcher dessen wissenschaftliches und sociales Leben erfüllt, wird für das Gerede von der Oberflächlichkeit, dem Leichtsinn u. s. w. der Franzosen nur ein mitleidiges Lächeln haben. (Die gelungenste, unpartheiischste Schilderung der Schatten- wie der Lichtseiten des französischen Nationalcharakters siehe bei C. Hillebrand. Frankreich und die Franzosen, in der „Allgem. Zeitg." 1872; vgl. auch: Schmidt-Weißenfels. Frankreich und die Franzosen. Berlin 1868. 8°.) Trotz der Parallelisirung des Franzosen mit dem Kinde haben die Greise schon so viel Gutes von dem Kinde profitirt, daß man dieses wenigstens ein sehr praktisches Kind nennen müßte. (E. Reich. Mensch und Seele. Berlin 1872. 8°. S. 309—310.) Ueberdies trifft diese Parallelisirung gar nicht zu, denn nicht nur sind die Franzosen bekanntlich seit dem Mittelalter, namentlich aber seit der Renaissanceperiode den übrigen Völkern Europa's an Gesittung vorangegangen, also die Lehrmeister ihrer Nebenvölker gewesen, sondern gehören sie auch ethnisch den ältesten Stämmen unseres Erdtheiles an, so daß in Wahrheit ihnen die auch manche Züge ihres Nationallebens trefflich erklärende Rolle der Greise, den Anderen jene der Kinder zufällt.

Da zur Beurtheilung des Volkscharakters — in Frankreich wie überall ein wichtiger Factor zum Verständniß der Landesgeschichte — nähere Prüfung der einzelnen Bestandtheile nöthig ist, woraus sich die gegenwärtige französische Nation gebildet hat, so sei vorerst daran erinnert, daß namentlich gallische, d. h. keltische Stämme das Land bewohnten zur Zeit als Cäsar's Legionen die ersten Romanisirungsversuche begannen. In einzelnen Theilen, besonders in den nordwestlichen Provinzen, hat sich diese Urbevölkerung noch ziemlich erhalten; in den übrigen ließ sie sich in größerem oder geringerem Grade den Romanismus aufpfropfen; auch an germanischer Einmischung, vorwiegend in den östlichen Landstrichen, fehlt es nicht, und Proudhon steht nicht an,

zu ſagen, „das gegenwärtige Frankreich beſtehe aus mindeſtens 20 verſchiedenen Nationen, deren Charakter beim Volke, namentlich beim Bauer, noch ſehr ſcharf markirt iſt. Es gibt Flamänder, Deutſche, Allobroger, Ligurier, Corſen, Basken, Normannen oder Scandinavier, die zuſammen allein 9—10 Millionen Einwohner, d. i. ungefähr das Viertel der Totalbevölkerung ausmachen. Die übrigen mehr centralen Provinzen ſind nicht weniger verſchieden unter ſich, zuerſt durch die Scheidung in Langue d'oc und Langue d'oïl. Die erſtere theilt ſich wieder in Languedoker und Provençalen; dann braucht man nur Lothringer, Burgunder, Picarden, Hochburgunder, Dauphineſen, Auvergnaten, Limouſier u. ſ. w. zu nennen.“ Wohl geht der geiſtreiche Philoſoph hierin zu weit, indem die Namensverſchiedenheit der einzelnen Heimathsgebiete doch in vielen Fällen keine tieferen ethniſchen Unterſchiede der Bewohner begründet, wenigſtens keine ſo tief gehenden, als daß ſie weſentlichen Einfluß auf die Geſammtentwicklung des Volkes hätten nehmen können. Viele der citirten Stämme verhalten ſich ja zu einander wie der Coburger zum Meininger oder Gothaer, wie der Niederöſterreicher zum Oberöſterreicher oder Salzburger. Dagegen beſteht allerdings, nach M. Block, mögen nun Abſtammung oder Klima und ſonſtige Verhältniſſe ihren Einfluß ausüben, ein größerer Unterſchied zwiſchen dem Vlamen aus der Umgebung von Dünkirchen und dem Provençalen am Mittelmeere oder dem Bearneſen, der am Fuße der Pyrenäen hauſt, als zwiſchen dem Pomeraner und dem Bayer oder Oeſterreicher.

Die Eigenſchaften, welche die Bewohner jeder Provinz charakteriſiren, ſind ſo beſtändig, daß ſie ſprichwörtlich geworden. Die Vlamen ſind oder gelten z. B. für langſam und phlegmatiſch, aber auch für fleißig und reich. Der Picarde iſt ehrlich und freimüthig, franc Picard, aber etwas barſch. Die Normannen ſind fleißig aber proceßſüchtig; ſie ſagen, wenn ſie es vermeiden können, weder Ja noch Nein. Die Bretagner ehrlich, treu, aber hartnäckig. Dagegen wird dem Lothringer, wahrſcheinlich blos des Reimes wegen (lorrain, larron) eine zu große Verſchmitztheit vorgeworfen, er iſt aber anſtellig und der Wiſſenſchaft zugänglich. Die Auvergnaten ſind ſparſam, vielleicht zu ſehr, ſie halten in einem hohen Grade zuſammen: „es war kein Menſch da, lauter Auvergnaten“, läßt ſie eine berühmte Poſſe ſagen. Dem Poitevin gibt man Subtilität, dem Berrichon ſchreibt man wohl mit Unrecht Schüchternheit zu. Die Provençalen ſind lebhaft, leicht zu beleidigen, aber auch leicht zu verſöhnen. Die Gascogner ſind geiſtreich, ſchneiden aber gerne auf, daher: une gasconade. (M. Block. Bevölkerung des franzöſiſchen Kaiſerreichs. Gotha 1861. 8°. S. 4—5.)

Die Ethnologie Frankreichs liegt noch ſehr im Dunkel, indeß kann nach der heutigen Forſchung als ausgemacht gelten, daß in Frankreich ſich zwei Racen gegenüberſtehen, eine, welche ſich nördlich von der Seine ausbreitet, und eine andere ſüdlich der Loire wohnende, während die zwiſchenliegenden Landſchaften von einer gemiſchten Bevölkerung bewohnt werden. Die S.-Race iſt von verhältnißmäßig kleiner Statur, hat dunkle Augen und Haare und runden

Kopf; sie bewohnt drei Fünftel der Bodenfläche und beläuft sich auf nahezu 19 Mill. Bewohner. Die Race des N., hochgewachsen, mit lichten Augen, blonden Haaren und länglichem Kopfe, beziffert sich nur auf 9 Millionen und bewohnt etwa ein Viertheil des Landes.

Letztere sind die Nachkommen der alten Gallier, welche, wie Baron Roget de Belloguet (Ethnogénie gauloise. Paris 1858—1873. 8°. 4 Bde.) siegreich nachgewiesen, sämmtlich echte Kelten waren, die hohen Fähigkeiten der hochgewachsenen blonden Race besaßen und in Frankreich nur eine einzige gemeinsame Sprache redeten, wie sie sich auch zu einer und derselben Religion bekannten und ein und dasselbe politische und religiöse Ideal mit sich brachten. Aber diese Kelten hatten auf dem Boden Frankreichs eine bereits dort angesiedelte ältere Bevölkerung, jene der nicht-arischen Ligurer vorgefunden, welche nach Herrn Leo van der Kindere heutzutage die größere Mehrzahl der französischen Bevölkerung ausmacht. (Betrachtungen über die Ethnologie Frankreichs, im: Globus. XXI. Bd. S. 237.) Der Gegensatz zwischen dem keltischen N. und dem ligurischen S. zieht sich auch nachweislich die ganze französische Geschichte bis auf die Sonderbestrebungen des S. während des deutsch-französischen Krieges 1870—71 hindurch. (Siehe: Globus XXV. Bd., Nr. 3, S. 42—44. Vgl. auch: Eugène Garcin. Les Français du Nord et du Midi. Paris 1868. 8°.) Jedenfalls aber sind die Franzosen, als zum Theil sogar noch auf vor-arischen Elementen beruhend, eine der ältesten Nationen Europa's und recht eigentlich das Product einer vielfachen Racenmischung, deren Stempel sie in ihren hervorstechend glänzenden Eigenschaften neben nicht minder großen Fehlern an sich tragen.

Unter allen europäischen Nationen ist die französische diejenige, welche sich am langsamsten vermehrt, ja in der Gegenwart einen kleinen Rückgang in der Volksziffer aufweist, was Manche, jedoch gewiß irriger Weise, als ein Merkmal beginnenden Verfalles deuten, während es vielmehr als ein Zeichen hochgestiegener Gesittung zu betrachten ist, indem das Volk schon ziemlich nahe an jener Grenze angelangt ist, wo das Gleichgewicht zwischen der Bevölkerungszahl und den Subsistenzmitteln des Landes hergestellt ist, ein Zustand, dem alle Culturnationen desto rascher zustreben, je höher sie in der Gesittung hinaufrücken. Es ist nämlich Thatsache, daß in allen Staaten die Bevölkerung zwar wächst, dieses Wachsthum selbst aber überall im Sinken begriffen ist.

Der Bevölkerungsstand in Frankreich hatte jederzeit nur langsam zugenommen, von 1851—1856 war er ganz in's Stocken gerathen, dann hatte sich bis 1870 das Verhältniß zwischen Geburten und Todesfällen wieder günstiger gestaltet. Unmittelbar nach dem Kriege 1870—71 ergab sich — abgesehen von dem Verluste von Elsaß-Lothringen — eine Abnahme von 550,000 Seelen; das Jahr 1872 wies eine unverhoffte Zunahme von 172,936 Geburten auf, aber dieses Verhältniß bewährte sich in der Folge nicht. Schon 1873 betrug der Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle (946,364 gegen 844,588) nur noch 101,776. Während dieses Jahrganges überstieg in 25 Departements die Zahl der Todesfälle diejenige der Geburten, und sonderbarer Weise steht unter den Gegenden, die sich dermaßen auszeichneten, die reiche und fruchtbare Normandie (Calvados mit 2071, Seine-Inférieure mit 1823 die Geburten übersteigenden Todesfällen) voran, indessen die armen Pyrenäen-Departements und die Bretagne sich durch das Gegentheil hervorthun. Dem gegenüber nehmen z. B. Deutschland und England beständig

ſtark zu und ſenden außerdem einen ſtarken Strom von Auswanderern nach weniger überfüllten Ländern; Frankreich verſendet deren nur eine geringe Zahl. Es hat das am wenigſten auswanderungsluſtige Volk Europa's. Man hat auch berechnen wollen, daß die Bevölkerung Frankreichs ſich erſt in 334 Jahren verdoppeln würde, diejenige Deutſchlands aber ſchon in 98 und die Englands in 63 Jahren. M. Block ſetzt aber für Frankreich nur 198 Jahre und weicht auch in den anderen Ziffern von dieſen Angaben beträchtlich ab, wie ſich denn unter den Statiſtikern auf dieſem Felde ſolch ſtarke Discrepanzen ergeben, daß faſt gar keine der aufgeſtellten Berechnungen einen wiſſenſchaftlichen Werth beſitzt. Neben der Bevölkerungsabnahme geht übrigens in Frankreich eine Zunahme der mittleren Lebensdauer des Einzelnen einher; dieſe iſt dort ſehr hoch und, dank den klugen ſanitären Maßregeln, in ſtetigem Wachſen begriffen. Zur Zeit Ludwigs XIV. ſtarben in Paris 8 Menſchen von 28, 1760 nur mehr 1 von 30, 1830 einer von 36, 1847 einer von 37, 1851 einer von 38, 1856 einer von 39 und jetzt gar nur mehr 1 von 41 Einwohnern. Die Länge der mittleren Lebensdauer iſt aber in ganz Frankreich ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts um nahezu drei Jahre gewachſen (ſiehe: Ausland 1865, S. 264). Trotz der großen Sterblichkeit der Kinder dürfte alſo die Zahl der thatkräftigen Männer in Frankreich jener keines anderen Landes nachſtehen. Nur ſo läßt ſich die räthſelhafte Thatſache erklären, daß in Frankreich jede Volkszählung faſt immer einen Rückgang in der Bevölkerung und trotzdem eine Vermehrung der materiellen, moraliſchen und geiſtigen Güter aufweiſt. Die Ziffern des letzten Cenſus (1872) belehren uns, daß 52% der Bevölkerung vom Ackerbau, 24% vom Handwerk, 8% vom Handel und, was überraſchend iſt, 6% oder mehr denn zwei Millionen Franzoſen ausſchließlich von ihrem Einkommen leben, ein ſchlagender Beweis von dem herrſchenden Wohlſtande. Die eigentliche Schaar der Sparer, der ernſten Sparer, wozu auch die in den Sparcaſſen ſtarke Einlagen machenden Arbeiter und ganz kleine Rentiers zu rechnen ſind, umfaßt aber über 10 Millionen Perſonen oder: jeder dritte Franzoſe iſt, bis zu unterſchiedlichen Graden natürlich, „Capitaliſt“.

Sind wir hiermit an die Erörterung der wirthſchaftlichen Verhältniſſe Frankreichs angelangt, ſo können wir nicht laut genug verkündigen, daß die Franzoſen in den zwei Decennien von 1850 bis 1870 unerhört reich geworden ſind. „Kein Land, ſelbſt Großbritannien nicht, hat ſeinen Reichthum in gleichem Maße wachſen ſehen als Frankreich in den zwanzig bonapartiſtiſchen Jahren. Es hat nicht nur in dieſer Zeit Geld aufgebracht um ſeine Staatsſchuld um 6 Milliarden zu vermehren, ſondern es hat auch nutzbringende Capitalanlehen geſchaffen, nämlich beinahe ſein ganzes Eiſenbahnnetz in dieſer Zeit ausgeführt, die Landſtraßen beträchtlich vervielfältigt, ſeine Seehäfen verbeſſert, alle großen Städte eingeriſſen, friſch aufgebaut und mit Trinkwaſſer verſehen, die Werthe ſeines Handelsumſatzes mit hohen Factoren multiplicirt, den Ackerboden ameliorirt, große Einöden in tragbares Land verwandelt, ſeine Gewerbe mit hohen Kunſtkräften ausgeſtattet, ein ganzes Geſchwader von Actienunternehmungen und Creditinſtituten in's Leben gerufen. Man hat die Summe der Capitalien, welche durch Erſparniſſe alljährlich in Frankreich aufgebracht werden, auf 500 Millionen Francs geſchätzt, und wenn dieſe Ziffer trügen ſollte, ſo geſchieht es nur darin, daß ſie zu niedrig, nicht daß ſie zu hoch gegriffen wäre.“ (Peſchel im: Ausland 1870, Nr. 38, S. 907.) Seither haben die Franzoſen durch die binnen 28 Monaten bewirkte Tilgung ihrer

Alles in Allem nahe an 5 ½ Milliarden Francs betragenden Kriegsschuld eine finanzielle Leistung vollbracht, wie die Welt zuvor noch keine gleiche gesehen; ja noch mehr, der Reichthum des Landes ist trotz der Zahlung dieser fabelhaften Summe, welche in geprägtem Gelde auf Erden gar nicht existirt, noch in beständigem Wachsen begriffen, wie dies die Ueberzeichnungen der seitdem aufgenommenen Anlehen beweisen. Im Jahre 1871 wurden für 3 Milliarden, welche die Regierung verlangte, ihrer 42 angeboten; im Jahre 1875 begehrte die Stadt Paris 220 Millionen, und diese wurden gar mehr als 40mal überzeichnet; diese letzte Anleihe verhält sich zu jener wie 40 : 14. Das jüngste Anlehen der Stadt Marseille von 89 Millionen (1877) ward endlich gar 65mal überzeichnet! Ein Zeitgenosse macht zu dem 1875er Anlehen folgende Bemerkungen: „Ohne Zweifel hat an diesem Ergebniß die Speculation großen Antheil. Aber es beweist doch zugleich das unerschütterliche Vertrauen, welches das Land in seine Zukunft und die unerschöpflichen Hülfsquellen seiner Arbeit setzt. Vor 5 Jahren schrieb ich, daß die jährliche Ersparniß Frankreichs 1 Milliarde beträgt. Auf genaue Angaben gestützt kann ich versichern, daß sie sich heute auf mehr als 1,200,000 Millionen beläuft. Diese Vermehrung rührt jedenfalls zum Theil von der Abwendung von dem zügellosen Luxus her, der unter dem Kaiserreich in die Gesellschaft eingedrungen war, und von den sparsamen Gewohnheiten, welche sich seit dem Kriege eingebürgert haben."

Julius von Wickede entwirft uns ein Bild von dem gegenwärtigen Culturleben in Frankreich, in welchem uns folgende Sätze, welche sich auf die wirthschaftlichen Momente beziehen, besonders wichtig und auch charakteristisch bedünken: „Die Franzosen haben in jeder Hinsicht im letzten Kriege sehr viel gelernt. Ernst und Entschlossenheit, Abneigung vor den Uebertreibungen des Luxus, angestrengte und mit Nachdenken gepaarte Thätigkeit ist in die Mehrheit der Bevölkerung eingekehrt, und überall machen sich auch die Folgen dieser intelligenten Arbeitsamkeit bemerkbar. Begünstigt durch den seltenen Reichthum des Bodens, die größtentheils sehr guten Erfolge der letzten fünf Jahre und die vielen natürlichen Hülfsmittel des Landes sind die Spuren des Krieges von 1870, selbst in den Theilen Frankreichs, welche am meisten leiden mußten, bei Dijon, Orléans, Paris, an der Loire und Seine, in der Perche, auch bei Sedan und in den östlichen Departements, so gänzlich wieder verwischt, daß man kaum noch die Spuren davon entdecken wird. Man findet fast nirgends gesunde Menschen als Bettler, sieht keine zerlumpten, von Elend abgezehrten Gestalten, dagegen im Ackerbau, bei Bergwerken und in allen Fabriken und Werkstätten und Kaufläden emsigen Fleiß, und kann sich überall davon überzeugen, wie sehr Handel und Wandel gedeihen müssen. Daher die bedeutenden Zunahmen der Einlagen in die Sparcassen, die wenigen Bankerotte, die sich seit 1871 alljährlich mindernden Verbrechen gegen das Eigenthum und die stets leerer werdenden Gefängnisse, Arbeitshäuser und Zuchthäuser, der geringere Besuch der Wirthshäuser, Cafés, Theater und besonders der so frivolen Concerte. Der Franzose fast aller Stände führt jetzt ein häusliches Leben. Es ist daher in den meisten französischen Provinzialstädten jetzt für einen Fremden ziemlich öde und langweilig. Selbst Städte, wie Lyon, Bordeaux und das so mächtig anwachsende Marseille, entschieden jetzt weitaus die bedeutendste Handelsstadt des ganzen Mittelmeeres, sind am Abend verhältnißmäßig todt, und wenn man die Vergnügungs-Anzeiger dieser Stadt mit denen z. B. von Hamburg ver-

gleicht, wird letzteres jeden Abend gewiß die doppelte Zahl von Theatern, Concerten, Schauvorstellungen aller Art und besonders von Tingeltangels haben. Diese strenge Arbeitsamkeit, verbunden mit der sparsamen und wirthschaftlichen Lebensweise, bewirkt auch, daß man die hohen Steuern jetzt allgemein leichter trägt, als man dies hätte erwarten sollen. Der Franzose bezahlt besonders an indirecten Steuern jetzt über das Doppelte dessen, was der Deutsche gleicher Vermögensclasse zahlt, thut dies aber willig und ohne Murren, und Steuerhinterziehungen kommen verhältnißmäßig nur selten vor, daher die Steuererträgnisse stets im Steigen begriffen sind. So lebt jetzt der Fremde auch nicht theurer, ja zum Theil sogar wohlfeiler in Frankreich als in Deutschland. Besonders alle Erzeugnisse der Industrie, dann auch Wohnungen, Wein und auch theilweise manche Lebensmittel sind jetzt in Frankreich wohlfeiler als in den meisten deutschen Städten. Während die deutsche Ausfuhr auf bedenkliche Weise zurückgeht, ist die französische im Steigen begriffen. Besonders in Nord- und Südamerika, im Orient und auch in Scandinavien und Rußland verdrängen die französischen Waaren in den letzten Jahren immer mehr die deutschen Erzeugnisse. Selbst in Wollenwaaren und in der Eisenindustrie arbeiten die Franzosen sich alljährlich immer mehr hervor und erobern sich weite Märkte."

In der Industrie nimmt Frankreich von jeher eine hohe Stufe der Vollkommenheit ein, und hat diese ihren Hauptsitz im N., besonders im französischen Flandern, aber auch um Lyon. Ihre Hauptvorzüge sind Wohlfeilheit, Eleganz, sowohl in Bezug auf Form und Farbe, verfeinerter Geschmack und große Solidität.

Die wichtigsten Zweige der französischen Industrie sind: die Baumwollen-Industrie, welche nur von der englischen übertroffen wird, hauptsächlich in der Normandie (Rouen), Picardie und in den Vogesen vertreten; die Leinen-Industrie, namentlich in Flandern, der Normandie, Picardie und Bretagne; die ausgebreitete Schafwollen-Industrie, gleichfalls vorwiegend im N.; die Seiden-Industrie, welche zu den besten der Welt zählt, namentlich in Lyon, Paris, Nimes, Valence und St. Etienne vertreten; die Spitzen, worunter jene von Valenciennes, Alençon, Bayeux und Caen berühmt sind; die sehr bedeutende Leder-Fabrikation, besonders jene der lackirten Leder und der Handschuhe. Die jährliche Production an Handschuhen von verschiedenen Sorten Leder in Frankreich wird auf 2,500,000 Dutzend Paar 1., 2. und 3. Qualität geschätzt. Der durchschnittliche Preis beträgt 35—40 Fr. per Dutzend, der Werth der Gesammtproduction ungefähr 100 Mill. Fr. Drei Viertheile dieser Production gehen in's Ausland, und die Herstellung beschäftigt 90,000 Personen. Zu Handschuhen wird auch Hundeleder, sowie Rattenleder viel verwendet, und zwar ist das letztere wegen seiner Weichheit und Feinheit besonders gesucht. Auch Pariser Sattler- und Riemer-Waaren sind berühmt. Sehr wichtig ist ferner die Papier-Fabrikation, welche unter anderen die weltberühmten französischen Spielkarten erzeugt. Ausgezeichnete Waaren in Terracotta, Fayence und Porcellan liefern die Fabriken von Paris, Sèvres, Limoges und Rouen. Die Glas-Industrie befindet sich auf der höchsten Stufe der Entwicklung hinsichtlich der Fabrikation farbiger Glastafeln, von Gußspiegeln, künstlichen Edelsteinen und neuerdings Hartglas. Ferner liefert Frankreich Möbel, Seife, Parfümerien, Uhren, Gold-, Silber- und Bronze-Waaren, die sogenannten Pariser-Artikel (Luxusgegenstände aller Art), zahlreiche Eisen-, Stahl-, Kupfer-, Messing-, Zinn-, Holz-, chemische und andere Waaren. Von Bedeutung ist auch die Zucker-Industrie und in neuerer Zeit die Bier-Production, neben welcher treffliche Liqueure und Weinbranntwein erzeugt werden. In der Essenzbereitung übertrifft Frankreich alle anderen Staaten, und in der Fabrikation künstlicher Augen steht Paris bis jetzt ohne Concurrenz da.

Wie die Industrie ist auch der Handel Frankreichs von großer Bedeutung und steht nur hinter jenem Großbritanniens und Deutschlands zurück;

er wird in den inneren, durch Flüsse, Canäle und Eisenbahnen sehr begünstigten, und in den äußeren geschieden, welch letzterer über 16 % des gesammten europäischen Handels umfaßt. Von der über halb Europa in jüngster Zeit hereingebrochenen Handels-Krisis ist Frankreich kaum berührt worden; doch hat auch dort die Einfuhr zu- und die Ausfuhr abgenommen.

Die gegenwärtige Lage des französischen Handels erörtert sehr vernünftig und lehrreich der französische Nationalöconom Paul Leroy-Beaulieu: „Der britische Handel befindet sich in einer schweren Krisis, der französische höchstens in einer leichten Ermattung. Wie in England, so hat auch bei uns die Einfuhr zu- und die Ausfuhr abgenommen; aber diese rückgängige Bewegung ist bei uns eine minder fühlbare als jenseits des Canals. Was aber die Erscheinung betrifft, daß die Einfuhren die Ausfuhren übersteigen, so lassen wir uns von derselben wenig beunruhigen. Im Gegensatz zu dem allgemeinen Vorurtheile huldigen wir nämlich der Ansicht, daß ein leichter Ueberschuß der Einfuhren über die Ausfuhren sein Gutes hat; er beweist, daß wir, statt Gold und Silber anzuhäufen, viel nützlichere Artikel, Rohstoffe, Maschinen, Vorräthe zur Entfaltung unserer Production bei uns einführen. Die Zunahme unserer Importe entfällt hauptsächlich auf die zwei Kategorien: Nahrungsmittel und Rohstoffe. Wir hatten im ersten Halbjahr 1876 einen größeren Getreidebedarf als im ersten Halbjahr 1875. Was die Rohstoffe betrifft, so benützten unsere Industriellen und Kaufleute die niedrigen Preise zu größeren Einkäufen. Allerdings ist auch die Einfuhr von verarbeiteten Gegenständen, jedoch nur von 224 auf 254 Millionen gestiegen; wir verkaufen an das Ausland viermal so viel Fabrikate als wir ihm abkaufen. Sämmtliche große Kategorien unserer Ausfuhr sind in einem gewissen, jedoch noch ziemlich leichten Verhältnisse zurückgegangen. Wir haben in den ersten sechs Monaten dieses Jahres Fabrikate für 968 Millionen im Auslande untergebracht gegen 1 Milliarde 29 Millionen im ersten Halbjahr 1875; unsere Ausfuhr von Rohstoffen und Nahrungsmitteln betrug nur 715½ Mill. gegen 758 Mill. Trotz dieser Abnahme sind wir noch immer viel leichter getroffen, als alle anderen großen Staaten. Woran liegt diese Gunst des Schicksals, und darf man hoffen, daß sie von Dauer sein werde? Die Immunität, deren sich Frankreich erfreut, beruht auf mancherlei Ursachen, von denen die einen natürlich, die anderen, wir wollen nicht sagen künstlich, aber national, den Franzosen eigenthümlich sind. Erstlich hatten wir in den letzten Jahren gute Ernten, was für Handelsoperationen immer eine große Hülfe ist. Dann erfreuen wir uns in wirthschaftlicher Hinsicht eines besseren Gleichgewichts als irgend ein anderes Land. Wir sind nicht besonders auf diesen oder jenen Productionszweig angewiesen. Ackerbau und Gewerbe theilen sich beinahe zu gleichen Theilen in unseren Fleiß, und Frankreich ist es, dessen Ackerbau die feinsten Erzeugnisse liefert. Die Industrien, welche in der letzten Zeit am schwersten betroffen worden sind, z. B. die Eisen-Industrie und der Schiffsbau, sind gerade diejenigen, in denen wir uns von jeher am wenigsten hervorgethan und die bei uns den geringsten Aufschwung genommen haben. Endlich haben wir für eine Menge von Artikeln in dem Geschmack unserer Arbeiter eine Art von Monopol, welches man ein halb natürliches und ein halb künstliches nennen kann. Dies sind einige der Gründe, die uns vor der Krisis bewahrt haben; zu ihnen treten aber noch andere. Die französischen Kaufleute und Industriellen haben einen großen Fehler, der aber in gewissen Fällen zu einem Vorzug wird. Sie sind von einer Vorsicht, welche an Kleinmuth grenzt; sie dehnen ihre Geschäfte nicht so weit aus, als sie es könnten und sollten; aus diesem Grunde laufen sie aber auch weniger Gefahr sich mißbraucht oder in Mitleidenschaft gezogen zu sehen. Es gibt kein Land, welches so wenig zur Speculation geneigt ist, wie das unserige, kein Volk, das in Privatgeschäften einen kälteren Kopf und ein umsichtigeres Urtheil bewahrte, als das französische Volk." (Allgem. Zeitg. vom 17. August 1876.)

Verkehrsanstalten sind in Frankreich in reicher Menge vorhanden; insbesondere besitzt das Land das vollkommste Canalnetz aller europäischen

Staaten, deſſen Geſammtlänge 1870 4754 Km. betrug, darunter einige Kunſtbauten erſten Ranges; gegenwärtig beſchäftigt man ſich lebhaft mit der Frage, für einzelne Flußgebiete eine größere Schiffbarkeit herbeizuführen, um hierdurch den Transport ſchwerer Kaufmannsgüter thunlichſt zu erleichtern. Zunächſt handelt es ſich hierbei um Herſtellung einer guten Waſſerſtraße zwiſchen dem Aermelcanale und dem Mittelmeere. Ganz gewaltig iſt die Entwicklung des Eiſenbahnnetzes, welches ſeinen Knotenpunkt in Paris beſitzt.

Der Krieg von 1870 überraſchte das franzöſiſche Eiſenbahnſyſtem inmitten einer nicht unbedeutenden Umwälzung. Die große Eiſenbahnvorlage von 1868 war überall im Lande in der Ausführung begriffen, nur wenige Abſchnitte ganz vollendet. Nach dem Kriege galt es zuvörderſt, das Bauprogramm von 1868 ganz auszuführen. Erſt in der zweiten Hälfte von 1871 konnten die durch den Krieg unterbrochenen Arbeiten wieder aufgenommen werden. Bis Ende 1871 waren bereits 2000 Km. neu eröffneter Linien dem Verkehr übergeben. Im Jahre 1874 traten hierzu weitere 800 Km., und 1875 ſind faſt 900 Km. in Betrieb geſetzt worden. Das franzöſiſche Eiſenbahnnetz, welches zu Anfang 1870 eine Ausdehnung von 17,000 Km. hatte, umfaßte Ende 1875 21,484 Km., nur 4500 weniger als das engliſche. Die Leiſtungen der nächſten Zukunft werden die bisherigen, wie man annehmen darf, noch überbieten. Der große Eiſenbahnplan, welcher in einer zahlreichen Maſſe von Einzelvorlagen mit der Nationalverſammlung entweder ſchon feſtgeſtellt worden iſt oder noch zur Erörterung ſteht, nimmt eine Ausdehnung der Linien um 11,500 Km. an, von denen 8000 bereits im Bau begriffen oder conceſſionirt ſind. Das ganze Syſtem ſoll binnen 8—10 Jahren ausgebaut ſein, und Frankreich dann mit den vorhandenen 21,500 Km., deren 33,000 an Streckenlänge beſitzen.

Die Telegraphenlinien betrugen Ende 1875 51,700 Km. gegen 10,502 Km. Ende 1855, und die Telegraphenleitungen beſaßen Ende 1875 eine Ausdehnung von 143,234 Km. (darunter 5234 unterirdiſch geführt), ſo daß auf jeden Km. Linie eine Leitungslänge von 2,77 Km. traf, während in Deutſchland (Ende 1874) das Verhältniß zwiſchen Linien- und Leitungslänge 1 : 3,63 war. Noch raſcher als die Ausdehnung der Telegraphenlinien vergrößerte ſich die Zahl der Stationen; ſie betrug Ende 1855 blos 149, zwanzig Jahre ſpäter jedoch 2576, ſo daß gegenwärtig ſchon auf 20 Km. Telegraphenlinie je eine Station entfällt. (Wiener Abendpoſt vom 22. Auguſt 1876.)

Von den wirthſchaftlichen wenden wir uns zu den ſocialen Zuſtänden in Frankreich, über welche im Auslande noch immer die größten Irrthümer im Schwange gehen und die zu zerſtören eine Aufgabe der Völkerkunde iſt. „Was dem ruhigen Beobachter franzöſiſcher Geſchichte und franzöſiſcher Zuſtände mehr als alles andere auffällt, ſagt Carl Hillebrand, ein feiner Beurtheiler, iſt die Fülle der Widerſprüche, denen er darin begegnet. Wie die Stimmung der Nation bald „himmelhoch jauchzend“, bald „zum Tode betrübt“, ſo ihre Schickſale bald glanzvoll blendend, bald elend bemitleidenswerth. Leidenſchaftliche Theilnahme am Staatsweſen und troſtloſe Gleichgiltigkeit, Begeiſterung und Skepticismus, Routine und Neuerungsſucht, ſchwung-

volle Aufopferung und egoistisches Sichaufsichselbstzurückziehen, Drängen nach Freiheit und Sichbegnügen im Absolutismus folgen sich im öffentlichen Leben rasch und beinahe unvermittelt. Aberglaube und Unglaube, Unsittlichkeit und Familiensinn, Rhetorik und nüchternster Geschmack grenzen hart an einander, begegnen sich, vertragen sich im religiösen, im sittlichen, im geistigen Leben. Und noch frappanter ist der Gegensatz zwischen dem Privatcharakter und dem öffentlichen Charakter des Franzosen. Leichtsinnig, verschwenderisch, nur seinen Impulsen gehorchend, wenn sich's um den Staat handelt, ist er vorsichtig, sparsam, stets besonnen in seinen persönlichen Lebensverhältnissen. Es gibt einen Weg, diesen Widerspruch zu erklären, die beiden Extreme auf gemeinsame Wurzeln zurückzuführen, und darzuthun, wie es kommt, daß unser Nachbar, dem die Natur die Gaben eines „politischen Wesens" so absolut verweigert zu haben scheint, als geselliges Wesen das Höchste leistet, sittlich, geistig und künstlerisch den anderen Nationen Europa's, wenn auch nicht überlegen, doch in beinahe allen Beziehungen ebenbürtig ist. Irren wir nicht, so liegt das Geheimniß im unvermittelten Gegensatze der Charakteranlage und der Geistesrichtung. Der Rationalismus — die Verständigkeit — ist der Grundzug des französischen Geistes. Erst im 18. Jahrhundert zu seiner vollsten Entwicklung und zu seinem bestimmtesten Ausdruck gelangt, ist er in der Revolution und dem Kaiserreich zu seiner absolutesten Herrschaft gekommen, und offenbart er erst in unseren Tagen ganz deutlich seinen bald heilsamen, bald tödtlichen Einfluß auf das öffentliche und das Privatleben."

Das französische Familienleben ist auf die Vernunftehe gegründet, doch pflegt man im Auslande das Verhältniß oft viel zu roh aufzufassen; die meisten französischen Ehen sind glücklich — glücklicher oft als unsere Neigungsheirathen; Untreue und Ehebruch in den Mittelständen äußerst selten. (Vgl. auch das treffliche Werk von Fred. Marshall, deutsch unter dem Titel: Häusliches Leben in Frankreich. Aus dem Engl. von H. Scheube. Berlin 1877. 8°.) Die Zahl der Kinder ist meist auf drei beschränkt, denn eine rationalistische Moral erheischt, daß nicht mehr Kinder in die Welt gesetzt werden, als man sicher ist, bequem und im Wohlstand aufziehen zu können. Dagegen erscheint die Erziehungsmethode, die meist im Collège vor sich geht, im Allgemeinen verwerflich. Wie das Familienleben, so ist auch die Sitte der Franzosen ganz von der rationalistischen Lebensanschauung durchdrungen und ihr gemäß geordnet. Nirgends ist die Redlichkeit (probité) mehr zu Hause als in Frankreich; sie ist aller Orten, in der Stadt wie im Dorf, in jedem Stande, vom Millionär bis zum letzten Proletarier zu finden. Ordnungsliebe ist ein hervorstechender Zug des Franzosen, sein Haus wie seine Kleidung sind immer trefflich gehalten. Seiner Sparsamkeit haben wir schon gedacht; wir fügen hinzu, daß, wenn er kein Verschwender ist, er dafür auch nicht generös ist. Viele halten den Franzosen für jeder anstrengenden, regelmäßig fortgesetzten Arbeit unfähig. Dies ist ein großer Irrthum. Nirgends wird mehr gearbeitet als in Frankreich, zumal in einem gewissen Alter. Ein delicater Punkt ist die Laxität in den geschlechtlichen Beziehungen; Hillebrand erinnert daran, daß eben die Begriffe von Sitte und Sittlichkeit von Land zu Land, wie von Jahrhundert zu Jahrhundert sich gar gewaltig ändern, eine nur gar zu gern verkannte Wahrheit, welche Völkerkunde und Culturgeschichte doch eindringlich genug predigen. Der Franzose

Juſtizpalaſt in Paris.

Digitized by Google

Digitized by Google

iſt im höchſten Grade ſinnlich aber dabei witzig in der Liebe. Dieſe Laſter hält er indeß meiſt in den Schranken, die in ſeinen Augen die Grenzlinie bezeichnen, wo es gefährlich für die geſellſchaftliche Ordnung wird. Auch in der Religioſität offenbart ſich der Grundzug des franzöſiſchen Weſens. Das Land, das ſchon ſeit geraumer Zeit zum Hauptlager des Katholicismus geworden, iſt im Allgemeinen nicht religiös im deutſchen Sinne. Die Religion des Franzoſen iſt aber wie ſeine Sittlichkeit eine Verſtandesſache, die äußere Obſervanz iſt das Kriterium des einen, wie ein correcter Lebenswandel das des andern. Natur und Bildung haben aus dem Franzoſen das vollendetſte Geſellſchaftsweſen geſchaffen, das die Menſchheit kennt. Die Natur hat ihm Heiterkeit und Witz, Leichtlebigkeit und Feinheit, den Wunſch zu gefallen und diejenige Doſis von Egoismus gegeben, ohne welche das Geſellſchaftsleben nothwendig roh, läſtig oder mürriſch werden muß. Mit ungemeinem Scharfſinn hat er dann die Verhältniſſe der Geſellſchaft ſo geordnet, daß alle dieſe Eigenſchaften freien Spielraum darin haben, ohne gegenſeitig auf einander zu prallen. Unter allen Dingen, welche das Geſellſchaftsleben der Franzoſen beſonders begünſtigen, wäre auch die ſchöne Tugend der gegenſeitigen Hülfebereitheit hervorzuheben; doch ſtreben alle Tugenden der Franzoſen das Nützliche, nicht das Gute an ſich an. (Nach C. Hillebrand.)

Sehen wir uns nach der geiſtigen Cultur der ſo gearteten Geſellſchaft um, ſo nimmt das Unterrichtsweſen zuerſt unſer Intereſſe in Anſpruch. Der Volksunterricht war bisher weder obligatoriſch noch unentgeltlich, weßhalb nach den Daten des Cenſus von 1872 ein Drittel der Nation vollſtändig illiterat iſt. Natürlich gilt dieſe Ziffer nicht gleichmäßig von allen Landestheilen und kann man im Allgemeinen ſagen, daß ſie ſteige fortſchreitend von O. nach W., d. h. der O. iſt der bildungsreichſte, der W. der bildungsärmſte Theil.

Zum größten Theile wird der Volksunterricht von den frères de la doctrine chrétienne, den wohlbekannten ignorantins, und von frommen Schweſtern ertheilt, zum geringeren Theil von Laien; doch läßt ſich nicht behaupten, daß die vorwiegend clerikalen Gebiete allein durch Unwiſſenheit hervorleuchten. Sehr ſchlimm ſteht es um den Unterricht in den niederen Mittelclaſſen, am beſten beſtellt iſt der mittlere, obſchon auch dieſer vieles zu wünſchen übrig läßt. Die höheren Unterrichtsanſtalten, die Collèges, Lycées u. dgl. ſtehen faſt ausſchließlich unter geiſtlichem Einfluſſe, und in jeder Diöceſe hat der Clerus eigene Schulen, welche alle den vom Staate gegründeten Anſtalten in faſt triumphirender Weiſe Concurrenz machen. Seit jüngſter Zeit iſt man ſogar zur Errichtung katholiſcher Univerſitäten geſchritten; ſonſt beſitzt Frankreich eine einzige Staatsuniverſität, jene von Paris. Trotz aller Mängel des franzöſiſchen Unterrichtsweſens muß erwähnt werden, daß es Inſtitute und gelehrte Körperſchaften für jeglichen Zweig menſchlichen Wiſſens gibt, ja, es iſt Vorſorge getroffen, daß man in Paris unentgeltlich ſich in jedem denkbaren Fache unter der Leitung der berühmteſten wiſſenſchaftlichen Koryphäen unterrichten kann, ſo daß kaum irgend ein Platz zum Selbſtſtudium geeigneter iſt als Paris. Auch wäre es unbillig, zu verkennen, daß ſeit 1871 die Nothwendigkeit der Volksbildung allgemein erkannt wird und dieſe auch ſchon thatſächlich in allen Schichten an Ausdehnung gewonnen hat.

Im Jahre 1865 gab es erſt 4833 Schulbibliotheken in Frankreich mit einer Geſammtzahl von 183,854 Bänden, am 1. Januar 1874 aber ſchon 15,592 Schulbibliotheken mit 1,471,037 Bänden, das Seine-Departement mit Paris nicht eingerechnet. In derſelben Zeit ſtieg die Zahl der ausgeliehenen Bücher dieſer Bibliotheken von 179,267 auf 925,358. Was die Schulen betrifft, ſo beſaß Paris im Jahre 1874 247 öffentliche und 1056 Privatſchulen, darunter 114 Kloſterſchulen. Die Zahl der Geiſtlichkeit iſt noch immer eine ſehr große; dieſe beziffert ſich nämlich auf 52,148 Weltprieſter, 13,102 Mönche und 84,300 Nonnen, alſo zuſammen etwa 150,000 Menſchen geiſtlichen Standes.

Palais du Corps legislatif.

Qui dit Paris, dit toute la France, heißt es nicht blos bei den tonangebenden franzöſiſchen Schriftſtellern, ſondern auch bei den meiſten Ausländern, ſehr mit Unrecht, denn das Leben der franzöſiſchen Provinzialen iſt durchaus verſchieden von jenem der Pariſer und wechſelt von Provinz zu Provinz; daſſelbe erfordert ein beſonderes Studium, auf welches wir leider blos hindeuten können. (Siehe unter anderen das ſehr belehrende Buch von Dr. J. Baumgarten. Komiſche Myſterien des franzöſiſchen Volkslebens in der Provinz. Coburg 1873. 8°.) Die verſchiedenartigen Provinzen ſind reich an Städten, deren jede ein eigenthümliches Gepräge beſitzt und einzelne, wie Lyon, Marſeille, Bordeaux, Nantes, durch ihre Lage, Größe, Ausdehnung, mercantile Bedeutung und Civiliſationsſtufe in gewiſſem Sinne Rivalen der Metropole an der Seine geworden ſind, ohne doch jemals an den Zauber hinanreichen zu können, der gerade Paris zu einer Stadt einzig in der Welt, zur urbs im Sinne der alten Römer erhebt. Deßhalb können wir von einer Schilderung aller anderen franzöſiſchen Städte, über welche unſere Tabellen die nöthigſten Aufſchlüſſe gewähren, abſehen, nicht aber dürfen wir uns einen flüchtigen Blick auf die Seineſtadt verſagen; denn wer könnte von Frankreich ſprechen, ohne bei Paris, nach London der größten Stadt Europa's, zu verweilen?

„Da liegt ſie, die große prächtige Stadt, mit ihren zwei Millionen Menſchen, in der breiten Mulde, die von der Seine durchfloſſen iſt, von Höhen umringt, von denen man auf das Häuſermeer herabſchaut, und hervor hebt ſich aus der Maſſe auf der weſtlichen Seite die hohe Kuppel, welche die Mitte des großen, ſchönen

Invalidenhauſes krönt, in der Mitte die beiden hohen aber ſtumpfen Thürme der Hauptkirche Unſerer Lieben Frauen (Notre-Dame), und an allen Enden und Ecken Thürme, Spitzen, Giebel ſchöner Gebäude. Wir wollen in Gedanken unſern Einzug von W. her halten, wo die Seine, nachdem ſie die Stadt durchfloſſen hat, einen großen Bogen nach N. macht. Da iſt zwiſchen Strom und Stadt das angenehme Boulogner Wäldchen, bei gutem Wetter der Tummelplatz der vornehmen und reichen Pariſer Welt. Wir bewegen uns eine Weile in all dem Glanz und Getümmel und richten dann unſern Weg gegen O. Da haben wir vor uns eine gerade, breite, prachtvolle Straße, deren Ende wir nicht abſehen können. Sie führt uns durch einen prächtigen Triumphbogen (arc de l'Etoile), den der erſte Napoleon hat erbauen laſſen. Wir folgen ihr und kommen durch die „elyſäiſchen Felder“, einen ſchönen, von Menſchen wimmelnden Park, zu deſſen Rechten die Seine fließt. Weiter, immer derſelben Straße folgend, kommen wir durch den Tuileriengarten und haben nun das weit ausgedehnte Tuilerienſchloß vor uns, in welchem die Könige und Kaiſer der neueſten Zeit wohnten. Lang zieht es ſich mit ſeinen Flügeln an der Seine hin und verbindet ſich hier mit dem Louvre, einem älteren Königsſchloſſe, deſſen Säle die berühmten Sammlungen von Bildern, Bildſäulen und anderen Herrlichkeiten enthalten. Stadteinwärts nicht weit davon iſt das Palais Royal, längſt ſchon kein königliches Schloß mehr, wohl aber in ſeinen unzähligen prächtigen Sälen und Läden und Reſtaurants der Ort, wo Tauſende Einheimiſcher und Fremder das Köſtlichſte einkaufen, das Ausgeſuchteſte genießen, in allen erſinnlichen Vergnügungen ihr Geld verſchwenden. Wenn die eitlen Franzoſen ſagen, Paris ſei die Hauptſtadt der Welt, ſo iſt das allerdings in dem Sinne wahr, daß es wohl keine Stadt weiter gibt, wo der Menſch ſo ſehr Gelegenheit hat, ſich allen nur erſinnlichen Lebensgenüſſen zu ergeben, womit ſeit nun faſt zweihundert Jahren Paris die Welt vergiftet hat. Weiter, immer oſtwärts, gehen wir am Ufer der Seine, zur Linken die prächtigſten Häuſerreihen, dann wenden wir uns rechts über eine der vielen ſchönen Brücken, und ſind nun auf der Seine-Inſel, wo vor bald zweitauſend Jahren, zur Römerzeit, der Anfang der Stadt, damals Lutetia genannt, ſtand. Hier iſt mit ihren beiden ſchönen aber nicht bis zur Spitze vollendeten Thürmen die Kirche Unſerer Lieben Frau. Wir gehen weiter auf die andere ſüdliche Seite der Seine, da dehnt ſich die kleinere Hälfte der ſchönen Stadt aus; da finden wir die Prachtgebäude, wo ſich die Abgeordneten des Landes verſammelten, wo die Invaliden ſo ſtattlich wohnen, wo der ungeheure Paradeplatz, Marsfeld genannt, an der unteren Seine ſich ausdehnt. Wenden wir uns aber von der Kirche Notre-Dame wieder auf die N.-Seite zurück, ſo mögen wir das Rathhaus (Stadthaus, Hôtel de ville genannt) beſuchen, von wo ſo manche Revolution, auch die allerneueſte, ausgegangen iſt, dann den Baſtilleplatz, wo einſt die alte Zwingburg der Könige ſtand, dann den Vendômeplatz, welcher auf hoher eherner Säule das eherne Standbild des alten Napoleon trägt; im Innern der Säule führt eine Treppe hinauf und oben hat man eine Rundſchau über die prächtige Stadt; rings um die Säule ſind in Erz in halb erhabener Arbeit die Siege des großen Eroberers abgebildet. Alle dieſe Wanderungen haben uns auch über die Boulevards geführt, das ſind breite ſchöne Alleen, auf beiden Seiten mit ſtattlichen Häuſern beſetzt, welche, theils an Stelle alter Wälle, theils vom letzten Napoleon neu angelegt, Paris nach allen Seiten durchſchneiden und umziehen. Iſt dies nun das Schöne, das uns überall entgegentritt, iſt namentlich durch Napoleon III Paris von einer Menge enger, ſchmutziger Gaſſen vollſtändig geſäubert, an deren Stelle gerade, breite und luftige Straßen getreten ſind, ſo treten uns nach außen die Zeugniſſe entgegen, daß auch das Kriegeriſche nicht fehlt. Die ganze Stadt, in doppelter Ausdehnung im Verhältniß zu ihrer früheren Größe, iſt von Mauer, Wall und Graben umgeben, damit iſt die ganze ungeheure Stadt eine Feſtung; querdurch in allen Richtungen eine gute Meile breit und außerhalb dieſer Befeſtigung liegen in einer Entfernung von einer halben bis zu einer ganzen Stunde von der Stadt 16—20 kleine ſelbſtändige Feſtungen (Forts), von denen Mont Valérien das bedeutendſte und höchſtgelegene iſt, welche jetzt, in dem letzten Kriege, gezeigt haben, daß ſie doch nicht im Stande waren, die Stadt Paris vor dem Einzuge des Feindes zu bewahren. Wenn wir Luſt haben, dann können wir auch noch eine unterirdiſche Wanderung unter den Straßen machen, in den Katakomben, das ſind alte Steinbrüche, aus denen ſeit länger als einem

Jahrtauſend der Stoff zu den vielen Gebäuden genommen iſt, und die zugleich in guter Anordnung die Millionen von Gebeinen der vorangegangenen Geſchlechter enthalten, die dort nach Aufhebung der Begräbnißplätze in der Stadt wie Mauern aufgeſchichtet ſind. Unter den heutigen Begräbnißplätzen können wir den ſchönen des Vaters Lachaiſe beſuchen, wo viele berühmte Menſchen ruhen; wir können den ſchönen großen Pflanzengarten, Jardin des plantes, durchwandern, der zugleich viele fremde Thiere aus allen Theilen der Welt umſchließt; wir können außerhalb der Umwallung St. Denis beſuchen, die Begräbnißſtätte der früheren franzöſiſchen Könige, nördlich; Schloß und Garten St. Cloud, Lieblingsaufenthalt der Napoleons, weſtlich; das prächtige Schloß Verſailles mit eben ſo prächtigem Garten und berühmten Waſſerkünſten, ſüdlich von Paris, und endlich weiter ſüdlich das Schloß Fontainebleau im anmuthigen Walde gelegen. Das iſt Paris,

Corte auf Corſica.

die Hauptſtadt von Frankreich auch in dem Sinne, daß ganz Frankreich ſeit zwei Jahrhunderten gewohnt iſt, ſich von da aus regieren zu laſſen und jeder Anregung, die von da ausgeht, zu folgen, ſei es, daß dieſelbe zur Revolution, zum Königreich, zum Kaiſerthum oder zur Republik aufforderte." (Fr. Hobirk. Wanderungen auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde. Bd. VI. Frankreich S. 1—4.)

Paris iſt der Sitz der Regierung und der Verwaltung des Staates, welche ſich ſeit der großen Revolution von 1789 unter allen Regierungsſyſtemen durch eine erdrückende Centraliſation auszeichnet. Dermalen iſt Frankreich (ſeit dem 4. September 1870) eine Republik mit einem Präſidenten an der Spitze, dem eine durch das allgemeine Stimmrecht gewählte, in Verſailles tagende Nationalverſammlung zur Seite ſteht, nebſt einem von den General-

räthen gewählten Senate (Oberhaus). Ein verantwortliches Miniſterium leitet die Geſchäfte des Staates, der politiſch in 86 Departements (einſchließlich der Inſel Corſica) eingetheilt iſt. Präfecten ſtehen an der Spitze der Departements, deren Namen, Hauptſtädte (chef-lieux) und ſonſtige wichtige Plätze aus unſerer Tabelle zu erſehen ſind. In militäriſcher Beziehung iſt das Land in 18 General-Commanden eingetheilt.

Die Armee zerfällt in eine active und eine Territorialarmee. Jeder taugliche Franzoſe gehört 5 Jahre der activen Armee, 4 Jahre der Reſerve, 5 Jahre der Territorialarmee und 6 Jahre deren Reſerve an. Nach dem Cadregeſetz vom 13. März 1875 hat das franzöſiſche Heer eine Friedensſtärke von 490,322 Mann mit 120,894 Pferden, davon 281,601 Mann Infanterie, 68,617 Mann Cavallerie, 66,331 Mann Artillerie. Im Kriegsfall ſoll dieſe Armee auf 705,000 Mann active Truppen und 510,000 Mann Reſerve gebracht werden, wozu noch die Territorialarmee von 583,000 Mann mit 626,000 Mann Reſerve kommen ſoll, ſo daß Frankreich von nahe 2½ Millionen Bewaffneter vertheidigt werden kann. Da dieſes ganze unermeßliche Heer aber erſt in der Organiſation begriffen iſt, ſo läßt ſich noch kein Urtheil über deſſen Werth fällen. Dem Aufſchwunge, der ſich in dem franzöſiſchen Officierscorps ſeit dem letzten Kriege ſowohl in wiſſenſchaftlicher wie auch in dienſtlicher Beziehung zu erkennen gibt, ſpenden indeß militäriſche Sachverſtändige unbedingtes Lob.

Die Kriegsflotte hat eine Stärke von 469 Fahrzeugen, mit 7075 Geſchützen; darunter ſind 369 Dampfer und 57 Panzerſchiffe. Die Bemannung beträgt 28,431 Mann.

Die Handelsflotte zählt 4800 Segelſchiffe und 316 Dampfer, ungerechnet 152 Segelſchiffe, welche Algerien angehören.

An Colonien in anderen Welttheilen beſitzt Frankreich in Afrika: Algerien, Senegambien, die Niederlaſſungen am Gabun, die Inſeln Ste. Marie und Noſſi-Bé bei Madagascar, Mayotte und Réunion; in Aſien die oſtindiſchen Colonien Pondichéry, Chandernagor, Carical, Mahé, Yannon, und die große hinterindiſche Niederlaſſung in Cochinchina, das Gouvernement Saigon. In Oceanien gehört Neu-Caledonien zu Frankreich, deſſen Protectorat auch von Tahiti und den Marqueſas anerkannt wird. Die amerikaniſchen Beſitzungen endlich ſind die Inſeln Martinique und Guadeloupe in Weſtindien, die Fiſcherinſeln St. Pierre und Miquelon bei Neufundland und Franzöſiſch-Guyana am ſüdamerikaniſchen Feſtlande.

In den Pyrenäen bildet das Thal von Andorra eine ſelbſtändige Republik (385 □Km. mit 6 cataloniſchen Gemeinden), welche unter der Oberherrſchaft Frankreichs und des Biſchofs von Urgel in Spanien ſteht. Das ſouveraine Fürſtenthum Monaco im Departement der Seealpen ſteht gleichfalls unter franzöſiſcher Herrſchaft.

Digitized by Google

§. 12. Das Königreich Italien.

Die ganze italienische Halbinsel bildet in der Gegenwart ein einziges Königreich, welches mit seinem Areale von 296,014 □Km. und 27 Millionen Einwohnern in politischer Hinsicht den europäischen Großmächten beigezählt werden kann, und jedenfalls, wenn dies heute noch nicht thatsächlich geschieht, in der Zukunft diesen Rang sich nicht streitig machen lassen wird. Die Regierungsform ist die constitutionelle Monarchie, deren Regent die gesetzgebende Macht mit einem Senate, dessen Mitglieder er ernennt, und einer von der Nation gewählten Deputirtenkammer theilt. Außer den Ministerien besteht noch ein Staatsrath. Die Heeresmacht beziffert sich im Frieden auf 230,000 Mann, kann aber im Kriegsfalle auf 800,000 Mann und darüber gebracht werden, die Flotte umfaßt 80 Kriegsdampfer mit 20,000 Mann Bemannung. Die Staatsreligion ist die römisch-katholische, doch besteht daneben Cultusfreiheit; indeß erfreut sich Italien des Glückes auch in religiöser Hinsicht eine Einheit zu bilden, da die Zahl der Nichtkatholiken nur 2½ % (43500 Juden und 36,000 Protestanten, darunter 20,000 Waldesier in den cottischen Alpen in der Gegend von Pinerolo, nebst einigen Anhängern der griechischen und armenischen Kirche) beträgt. Sprachlich ist das Volk, ungeachtet einer sehr großen Menge verschiedener Mundarten, durch eine gemeinsame Schriftsprache gleichfalls zu einer einheitlichen Nation verbunden.

Die italienischen Dialecte, nicht allein unter dem historischen, sondern zumal unter dem philologischen Gesichtspunkt, lassen sich in sechs Familien unterscheiden, wobei hier die Unterdialecte von fremdem Ursprunge und das Venetianische, Friaulische und Corsische nicht mitgerechnet werden. 1) Familie der italienisch-keltischen Dialecte, welche gesprochen werden in der Provinz Turin (mit Ausnahme des Bezirks von Aosta und einiger Thäler der grajischen Alpen) und in den Provinzen von Cuneo, Alessandria (ausgenommen den Bezirk von Novi), Novara, Mailand, Pavia, Bergamo, Brescia, Cremona, Piacenza, Parma, Modena, Reggio, Bologna, Ferrara, Ravenna, Forli bis zum Foglia und gegen Pesaro hin, — ein Landstrich, dem noch zuzufügen sind der Canton Tessin, der einen mailändischen Unterdialect spricht, die östlichen Thäler des Tridenticum, wo ein brescianischer Unterdialect gesprochen wird, und die Provinz Mantova, im Ganzen mit mehr als 8 Millionen Einwohnern. 2) Familie der ligurischen Dialecte, welche mit zahlreichen Verschiedenheiten der Aussprache herrscht längs der ganzen genuesischen Küste von Mentone bis Sarzana, d. h. in den Provinzen Genua und Porto Maurizio und außerdem in dem Bezirk von Novi, im Ganzen mit 800,000 Einwohnern. 3) Familie der tuskisch-römischen Dialecte, die sich in die drei Typen des toscanischen, des umbrischen und des marchipianischen unterscheidet, und gesprochen wird in den Provinzen Florenz, Pisa, Arezzo, Siena, Grosseto, Umbrien und in dem größeren Theile der früheren Mark von Ancona; diese Gegenden enthalten etwa 4 Mill. Einwohner. 4) Familie der neapolitanischen Dia-

lecte, unter denen besonders hervortreten der Dialect der Abruzzen, derjenige der Puglien und das eigentliche Neapolitanische oder Campanische. Diese Dialecte herrschen in den drei Abruzzen, der Terra di Lavoro, den beiden Principati, den Provinzen Neapel, Benevent, Molise, Capitanata, Terra die Bari, Terra d'Otranto und der Basilicata mit zusammen 6 Mill. Einwohnern. 5) Familie der sicilischen Dialecte, überaus reich an Verschiedenheiten, doch mit zwei Haupttypen, dem calabresischen und dem sicilischen im eigentlichen Sicilien, gesprochen von mehr als 3 Mill. Einwohnern. 6) Familie der sardinischen Dialecte, die in die beiden Zweige des Campidanese und des Logudunese zerfallen und von mehr als einer halben Million Einwohner gesprochen werden. Betrachtet man blos die Anzahl der Redenden, so würden bei weitem die keltischen Dialecte, welche fremden Ursprung oder Verwandtschaft haben, den übrigen Gruppen voranstehen. Aber um so größer ist die Ueberlegenheit der tuskisch-römischen Dialecte, sowohl insofern in ihnen das gemeinsame Leben der Nation wurzelt, aus ihnen seine Nahrung zieht, als auch insofern die übrigen italienischen Mundarten, wie das Venetianische, das Neapolitanische und Sicilische, bei weitem mehr Verwandtschaft mit dem tuskisch-römischen als mit dem keltischen Typus haben.

In politischer Beziehung zerfällt Italien in 69 Provinzen, welche durchwegs nach ihren Hauptstädten benannt sind; an der Spitze jeder Provinz steht ein Präfect und jede Provinz setzt sich aus mehreren Unterabtheilungen zusammen; im Durchschnitt umfaßt jede Provinz etwa 4400 □Km., auf welchen 356,000 Menschen wohnen. Die relative Bevölkerung ist am stärksten in jenen Provinzen, wo große Haupt- oder Handelsstädte liegen; sie erreicht in der Provinz Neapel 817 Köpfe auf 1 □Km., sinkt dagegen in den Gebirgsgegenden und weniger cultivirten Districten sehr herab. Diese 69 Provinzen bilden 16 historische Divisionen oder Regionen (Compartimenti), welchen indeß heute gar kein administrativer Werth mehr zukommt, die sich indeß als geographische Begriffe wohl niemals austilgen lassen werden. Unsere Tabelle berücksichtigt beide Eintheilungen des Landes.

Die «Annali del Ministero d'Agricoltura, industria e Commercio» geben über die Resultate der italienischen Volkszählung von 1871, verglichen mit der von 1861, folgende Nachweisungen, wobei indeß die Vergrößerung des Königreichs um Venetien und Latium, welche in das genannte Jahrzehnt fällt, nicht außer Acht zu lassen ist. Die obenerwähnten 16 Regionen sind: Piemont, Ligurien, Lombardei, Venedig, Emilia, Umbria, die Marken, Toscana mit Massa, Latium, Abruzzen mit Molise, Campanien, Apulien, Basilicata, beide Calabrien, Sicilien, Sardinien. Im ganzen Königreiche wurden 1874 registrirt 207,997 Heirathen, 951,658 Geburten, 827,253 Sterbefälle und 26,991 Todtgeburten. Die Zahl der Heirathen hatte gegen das Vorjahr um 6909 oder 3,21 %, die Zahl der Geburten um 33,530 oder 3,40 % abgenommen, die Zahl der Todesfälle aber war um 13,280 oder 1,61 % gestiegen. So hat sich die italienische Bevölkerung, von der Ein- und Auswanderung abgesehen, im Jahre 1874 nur um 124,405 Köpfe oder 0,46 % vermehrt; während in den Jahren 1873 und 1872 die Zunahme 193,184 und 171,215 Köpfe betrug. Von den 207,997 im Jahre 1874 abgeschlossenen Ehen fielen 63,145 auf Stadtgemeinden, 144,852 auf Landgemeinden. Die italienische Bevölkerung stieg im Jahre 1874 durch den Ueberschuß der Geburten allein von 27,165,533 Köpfen auf 27,289,958. Von den Todesfällen kommt, wie überall, die größte Zahl auf das Kindesalter; 52,81 % der Verstorbenen waren in Italien weniger als 15 Jahre alt, ein Viertel aller Verstorbenen (25,73 %) starb im ersten Lebensjahre, ein Zehntel schon im ersten Monate, 4 % der Verstorbenen hatten dagegen das 80. Lebensjahr überschritten. Auf je 10,000 Todesfälle kamen 116 gewaltsame, darunter 73,94 %

durch Unglücksfälle, 10,74 % durch Selbstmord und 15,25 % durch Todtschlag. (Wiener Abendpost vom 22. April 1876.)

Nicht ganz eine halbe Million Italiener lebt, meist dem Handel ergeben, aber auch zum großen Theil als Taglöhner in den übrigen Ländern Europa's, die Mehrzahl in Frankreich und Oesterreich, oder in anderen Welttheilen, besonders in Amerika. Ein Theil der Bevölkerung wandert, gleichwie die „Hollandgänger" in Westfalen oder die Montafuner Krautschneider, im Sommer aus, um Arbeit zu suchen, und kehrt im Winter mit den gemachten Ersparnissen zurück.

Gerade so verhält es sich auch mit der transatlantischen Auswanderung Italiens, welche keineswegs von demselben Standpunkte beurtheilt werden darf, wie jene der meisten europäischen Länder: der italienische Volkscharakter spielt dabei eine bedeutende Rolle und hat der Emigration selber ein eigenthümliches Gepräge aufgedrückt; kein Italiener wandert aus, um sich eine neue Heimath zu gründen, sondern jeder kommt früher oder später mit dem in der Fremde Erworbenen in sein Vaterland zurück, welches also im Gegensatze zu Deutschland aus der Auswanderung nicht nur keinen Schaden, sondern sogar Nutzen zieht. Mit Einem Worte: der Italiener wandert aus, aber expatriirt nicht. (Marchese Consentino. Uno sguardo alla emigrazione italiana ed estera. Roma 1873. S. 41—45. Vgl. noch über diese Frage: Cosentino. La questione ardente. L'emigrazione italiana, risolta dalla scienza e dal buon senso. Genova 1874. 8°. und: Jacopo Virgilio. La questione della emigrazione. Genova 1874. 8°.) Die einheimischen Auswanderungshäfen sind Genua, Savona, Livorno, Neapel und Palermo; aber wohl $^{19}/_{20}$ der gesammten Auswandererzahl entfallen auf Genua allein. Wirft man einen Blick auf die Gegenden Italiens, welche das Contingent zur jährlichen Auswanderung liefern, so stellt sich überraschenderweise heraus, daß das reiche Oberitalien mit $75^1/_2$, Mittelitalien mit 11, die neapolitanischen Provinzen mit $9^1/_2$ und Sardinien nebst Sicilien mit nur 4 % daran betheiligt sind. Verfolgen wir sodann die Ziele der italienischen Auswanderung, so entfallen von den 263,007 italienischen Unterthanen, welche sich 1874 in außereuropäischen Ländern befanden, 83 % auf die Neue Welt, während in Afrika und der Levante blos 44,360, in Australien gar nur beiläufig 1100 Italiener leben. In Amerika selber sind es aber ganz besonders wieder S.- und Central-Amerika, speciell Brasilien, Uruguay und die argentinische Republik, welche das Ziel der italienischen Auswanderer bilden, indem auf jene Gebiete 147,547 Emigranten kommen, während in den Vereinigten Staaten blos ungefähr 70,000, also kaum die Hälfte jener Ziffer, ihren Aufenthalt haben.

Von der hohen Stufe der geistigen Cultur gibt die italienische Literatur Zeugniß und so viele Erzeugnisse der Kunst, die eine Zierde der Städte, der Museen und Gallerien sind. Italien ist das Land der Kunstschätze nach jeder Richtung, in Baukunst, Malerei und Sculptur, und insbesondere reich an großartigen Baudenkmalen des Alterthums, des Mittelalters und der neueren Zeit. Zwanzig Universitäten und gegen 70 Lyceen haben für den höheren Unterricht zu sorgen; dagegen werfen auf die niedere Volksbildung die statistischen Ausweise ein schlechtes Licht.

Der Elementar-Unterricht läßt noch viel zu wünschen übrig. Obschon seit 1863 die Zahl dieser Schulen von 31,675 auf 38,300, die Zahl der Schüler von 1,437,063 auf 1,577,654 gestiegen ist, gibt es noch 2371 Gemeinden, die keine Ele-

mentarschulen für Knaben, und 4130, welche keine für Mädchen haben. Der Personalstand der Lehrerinnen beziffert sich gegenwärtig auf 2092. Die Verhältnisse des Elementarunterrichtes gestalten sich immer ungünstiger nach dem S. zu. Während die Provinz Turin 2968 Elementarschulen besitzt, sind deren in der Provinz Caltanisetta nur 141. Diese ungünstige Lage des Schulwesens in den südlichen Provinzen — von der von Neapel abgesehen — steht im geraden Verhältniß zu derjenigen der Verbindungswege, mit denen der S. ebenfalls am stiefmütterlichsten bedacht ist. Während der Procentsatz der des Lesens und Schreibens unkundigen preußischen Rekruten der Aushebung 1869—70 sich auf 3,37 stellt, ergab in Italien die Aushebung von 1868 noch im Durchschnitt 64 % „Analfabeti". Von je 100 Recruten aus Calabria Citra waren 88, aus der Provinz von Trapani 89 und aus der von Catania 90 ohne alle Schulbildung. Bei der Zählung von 1861 ergaben sich 17 Mill. oder 78,29 % Analphabeten; dieser Procentsatz ist 1871 auf 73,27 % herabgegangen. Am bedeutendsten war die Zunahme der Schulbildung in Ligurien und Piemont (über 7 %), am geringsten in der Basilicata, Apulien, Campanien und Latium (1—3 %). In Piemont sind die Analphabeten auf die Hälfte der Bevölkerung herabgekommen, während ihre Zahl in der Basilicata fast noch $^9/_{10}$ ist.

Mit der Unbildung der unteren Classen hängen wohl auch zunächst die sittlichen Zustände zusammen. Das Verhältniß der ehelichen zu den unehelichen Geburten ist allerdings in Italien im Ganzen sehr günstig, denn im Durchschnitt der acht Jahre von 1863—1870 beträgt die Ziffer nur 5,49 % der Geburten, während beispielsweise (1872) Bayern 14,4 %, (1873) Oesterreich 12,3 % aufweisen. Dagegen bietet die Uebersicht der durchschnittlich im Jahre verübten Verbrechen wenig Erfreuliches. Wir zählen jährlich an 3000 Mordthaten, an 30,000 schwere Verletzungen, an 4000 Raubanfälle, an 5000 Einbrüche und Diebstähle. Aus einer officiellen vergleichenden Uebersicht der Verbrechen, welche in den ersten Semestern der Jahre 1875 und 1876 verübt worden, läßt sich schließen, daß der Zustand der öffentlichen Sicherheit eher schlimmer als besser geworden ist. Das heiße Blut des Italieners entschuldigt allerdings in etwas die zahlreichen Mordthaten und die überaus häufigen schweren Verletzungen, doch wird die Justiz in ihrem Gange vielfach durch die geheimen Verbindungen von Verbrechern behindert. Man kann annehmen, daß über 200,000 Personen der Mafia und der Camorra angehören, die, nebenbei bemerkt, ihre eigene Sprache hat.

„Was im Sicilianischen die Mafia, das ist im Neapolitanischen die Camorra, in Ravenna und Bologna die Squadraccia, in Turin die Cocca. Abarten davon sollen nach dem Urtheile der Kenner die Pugnalatori von Parma und die Sicarii von Rom sein. Der Name ändert sich je nach der Localität, weil jede Oertlichkeit neben der speciellen Localfarbe auch neue Formen erzeugt, die zwar den Grundzusammenhang, sozusagen die ideale Einheit der Sache nicht erschüttern, aber doch verschiedene Benennungen bedingen. Wer auf die Frage: was ist denn nun eigentlich die Mafia? eine schulgerechte Definition verlangt, der fordert Unmögliches. Wir gelangen rascher zur Verständigung, wenn wir uns vergegenwärtigen, was die Mafia nicht ist. Sie ist zunächst keine Association von geschlossenen, stabilen Formen mit speciellen Organen; sie hat keine Statuten, keine bestimmten Versammlungen, keine anerkannten Häupter. Nur möge man nicht gleich an die Lichtenbergische Definition vom Messer ohne Stiel,

dem die Klinge fehlt, denken; die Mafia hat sich zu einem sehr fühlbaren Ding, dem es weder an Anfaßbarkeit noch an Schneide mangelt, heraufgearbeitet. In ihr kommt die Entwicklung und Vervollkommnung jedweder Präpotenz, die auf schlechte, gemeinschädliche Zwecke ausgeht, zur Erscheinung. In ihr spricht sich die instinctive, rohe Solidarität der Interessen jener Individuen fast aller Gesellschaftsschichten aus, welche zum Schaden des Staates und der gesetzmäßigen Organisation des socialen Körpers nicht durch die stetige Arbeit, sondern durch die Täuschung, die Furcht, das Mißtrauen und die Gewalt ihren Unterhalt und ein relatives Wohlleben zu erringen trachten. Sie sind geschworene Feinde des Staats, obschon sie oft seine bezahlten Diener, seine Angestellten sind. Alle begegnen und erkennen sich in dem gemeinsamen Streben, die Autorität der Gesetze zu schwächen, den Arm der Rechtspflege zu lähmen, die Macht des Staates zu brechen. Zu diesem Zwecke suchen sie in Stadt und Land die Solidarität der ehrlichen bürgerlichen Interessen zu vernichten, indem sie zwischen Staat und Volk, zwischen Regierung und Regierten nicht allein, sondern auch zwischen den einzelnen Classen der Bevölkerung die trennenden Unterschiede vergrößern und Mißtrauen, Furcht und Haß von allen Seiten schüren. Die öffentliche Sicherheit — pfeift aus dem letzten Loch." (Dr. M. G. Conrad im: Ausland 1876, Nr. 46, S. 919.)

Im Allgemeinen kann man sagen, daß nicht nur die öffentliche Sicherheit, sondern auch Volksbildung, Bodencultur, Industrie, Handel, Straßen, Canäle, kurz Alles, was die Gesittung ausmacht, sich im mittäglichen Italien und auf den Inseln auf einem erheblich niedrigeren Niveau befindet, als im Centrum und im N., welche in vielen Beziehungen mit den fortgeschrittensten Ländern Europa's auf gleicher Stufe stehen. Dennoch muß man einräumen, daß die einstens so großartige Gewerbthätigkeit der Italiener im Ganzen bedeutend gesunken ist.

Die jetzt blühendsten Industriezweige sind auch die einfachsten und die nothwendigsten, solche, wobei die Natur mehr thut, als der Mensch: so z. B. die allerdings sehr gewinnbringende, aber auf die nördlichen Provinzen beschränkte Seidenindustrie, die Cultur des vegetabilischen Oeles (worunter jenes von Lucca besonders geschätzt ist), des Weines, des Leines und Hanfes, die Fabrikation der Butter und der Käse. Was hingegen die eigentlichen Manufacturen anbelangt, so stehen sie, obwohl es fast keinen Zweig geben mag, der nicht in dem einen oder dem anderen Theil der Halbinsel mit mehr oder weniger Geschick betrieben wird, kaum in N.-Italien in erheblicher Blüthe, und sind nur wenige Dinge, in welchen das Land der fremden Industrie völlig entrathen kann. Außer einigen Industriezweigen, welche zwar wenig Gewinn abwerfen, worin aber Italien jedes andere Land übertrifft, z. B. Strohgeflechte, Keroplastik, Mosaiken, Kameen, Korallenarbeiten, besitzt es allerdings einige große Fabriken, worin schwierigere Industrieproducte in wahrer Vollendung hergestellt werden. Hierher gehören die Tuchfabriken in Piemont und der Lombardei, die Baumwollspinnereien, die Eisen- und Gußwerke von Genua und Neapel, die Thonwaarenfabriken bei Mailand; aber alle diese Industrien sind im Staate noch wenig verbreitet und in wenigen Hauptsitzen, vorwiegend im N. concentrirt. Innig hängt mit der Industrie der Handel zusammen. Dieser ist seit dem Mittelalter gleichfalls erheblich gesunken, woran hauptsächlich die Entdeckung neuer Seewege Schuld trug, welche dem Handel neue Bahnen wiesen; erst mit der Eröffnung des Suezcanales, der dem Mittelmeere einen Theil seiner ehemaligen Bedeutung wieder zurückgab, vermochte sich der Handel Italiens wieder etwas zu heben, doch übersteigt die Einfuhr noch immer sehr ansehnlich die Ausfuhr. Die wichtigsten der vom Auslande bezogenen Erzeugnisse sind: Kaffee, officinelle Pflanzen, Tabak, Zucker u. dgl. aus den heißen Erdstrichen, Dorsch und andere Fische aus den kalten Meeren; endlich Rinder, Häute und Leder, Baum- und Schafwolle, roh und verarbeitet, Seidenstoffe, Korn und andere Cerealien, Mehl, Hölzer, roh und verarbeitet, Klingewaaren, Luxusartikel, Maschinen, Metalle, besonders Eisen,

Glas, Krystalle und Geschirre. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich aus: Olivenöl, Wein, Rohseide, gedörrtem Obst und Gemüse, Reis, Käse, Hanf und Lein, Schwefel, Marmor und Holzwaaren. (Nach G. Branca. Geografia elementare. Terza edizione. Torino 1874. 8°. S. 93.)

„Kaum ein Land in Europa," sagt Hobirk, „wird mehr bereist und geschildert als Italien, und doch gibt es kaum ein Volk, über dessen Charakter im Ganzen bei uns so grundfalsche und oft geradezu abgeschmackte Ansichten herrschen, als das Volk jenes Landes. Es ist noch gar nicht lange her, als der deutsche Spießbürger den Italiener, d. h. den aus dem niederen Volke, sich nur als einen Kerl vorstellte, der seinen dunklen Mantel bis dicht unter die kleinen, vom Spitzhut beschatteten und tückisch funkelnden Augen gezogen hat und mit verborgenem blitzenden Stilet lauernd und schleichend sich durch die übrige Menschheit windet. Wenn nun auch solche Auffassung wohl nirgends mehr vorkommen dürfte, so gibt es doch noch Tausende, die mit dem Worte Italiener sofort auch den Begriff von Falschheit, Wortbrüchigkeit, Rachsucht, Faulheit, Schmutz und Gott weiß wovon sonst noch verbinden. Für den aber, der unbefangen und ohne Vorurtheil, doch mit Menschenkenntniß und klarem Blicke begabt, den hesperischen Süden besucht, genügen wenige Tage, um ihn auf's deutlichste zu überzeugen, daß es kaum ein harmloseres und liebenswürdigeres Volk geben kann, als dieses."

Der Franzose hat die Licht- und die Schattenseite im Allgemeinen des sanguinischen, der Italiener die Licht- und die Schattenseite des cholerischen Temperaments; aber keine der beiden Nationen bekundet sich als Carricatur, sondern eine jede derselben nimmt das Recht für sich in Anspruch, gleich anderen aufgeklärten Nationen an der Spitze abendländischer Gesittung zu stehen. (Dr. Eduard Reich. Der Mensch und die Seele. Studien zur physiologischen und philosophischen Anthropologie und zur Physik des täglichen Lebens. Berlin 1872. 8°. S. 311—313.) Damit soll natürlich nicht geläugnet werden, daß Manches in Italien, was Ausfluß des Volkscharakters ist, den Fremden unangenehm berührt, wie denn mit den Reizen des S. überhaupt sich auch Widerwärtigkeiten, Mängel und Plagen paaren. Der erstickende Staub, die blendende Sonne des Sommers, die Unwirthlichkeit der Häuser im Winter, die entsetzliche Armuth und das Elend der Bewohner mit ihrer moralischen Verkommenheit und ihrer Unreinlichkeit, sind gewiß Dinge, die manchem Touristen den Genuß einer italienischen Reise trüben werden. Wenn z. B. Freiherr du Prel (Unter Tannen und Pinien. Wanderungen in den Alpen, Italien, Dalmatien und Montenegro. Berlin 1875. 8°.), über die Zudringlichkeit der Bettler klagend, meint: „Es gibt keine Aussichtslosigkeit für den italienischen Bettler; der Anblick eines Fremden wirkt reflectorisch auf seinen Arm, der die Hand ausstreckt, und auf seinen Mund, der die Bitte um eine Kupfermünze ausspricht", so drückt er damit blos eine Wahrheit aus, die jedermann, der Italien bereist hat, gewiß selber erfahren haben wird. Auch was der nämliche Autor über den Mangel an Reinlichkeitssinn in Italien sagt, hat cum grano salis seine Richtigkeit. „In illustrirten Reisewerken und hinter den Schaufenstern haben wir die appetitlichen, reinlichen Kupferstiche vor Augen, die uns ein Eden in einer italienischen Landschaft erwarten lassen. Lernen wir aber die Wirklichkeit kennen, so sehen wir erst, wie sehr in jenen Bildern der Reinigung der Wirklichkeit durch Hinweglassung aller Zufälligkeiten von Unrath jeder Art Rechnung getragen wurde. Es ist die Regel für alle italienischen Ortschaften, daß sie von Schmutz förmlich

ſtarren, ja ſelbſt von größeren Städten ſind nur die vornehmeren Viertel hievon auszunehmen. Die Straßen ſcheinen niemals die Bekanntſchaft eines Kehrbeſens zu machen, Küchenabfälle werden zu den Fenſtern, der Kehricht zu den Hausthüren hinausgeworfen und bleibt ſodann auf der Straße liegen. Nimmt ſich jemand die Mühe, damit aufzuräumen und die Straßen zuſammenzukehren, ſo läßt er es doch in einem Winkel beiſammen, bis der nächſte Regen die Sache wieder hübſch auseinanderbreitet. Im Winter läßt ſich ſolches noch einigermaßen ertragen, an heißen Sommertagen aber finden wir die Luft ſolcher Orte förmlich verpeſtet. Hiezu kommt noch ein Anderes, was nichts weniger zum Ideengehalt der Wirklichkeit gehört, aber ſeiner Natur nach der Beſprechung ſich entzieht. Gewiſſe Gewohnheiten der Italiener ſind um ſo empörender für unſer Reinlichkeitsgefühl, als ſie ausnahmslos überall gepflogen werden, und nicht Jeder mag den Humor aufbringen, mit welchem Goethe in ſeiner Italieniſchen Reiſe ſein bezügliches Erlebniß aus Torbole berichtet." Berichtigend iſt dem beizufügen, daß neueſtens in den größeren Städten die Straßenreinigung ſich einer Pflege erfreut, woran ſich manche nichtitalieniſche Gemeinde ein wohlthätiges Beiſpiel nehmen könnte.

Pifferari.

„Eine völlig haltloſe Meinung iſt es, der Italiener ſei durchweg grundfaul und zu jeder Arbeit unluſtig. Um zu ſehen, welchen Fleiß das Volk zeigen kann, muß man nur von der Stadt Neapel auf das Land gehen, namentlich die Gegend des glücklichen Campaniens um Capua herum durchwandern, und man wird über die Pflege der Felder ſtaunen. Es hört auf, Ackerbau zu ſein, es wird die ſauberſte Gartencultur, in welcher die ameiſenartige Emſigkeit der Bewohner auch nicht das kleinſte Unkraut auf den kunſtvoll bewäſſerten, ſchnurgeraden Beeten duldet. Und wenn die Mittagsgluth nachdrücklich Halt gebietet, ſieht man dafür auch ſchon früh, wie tief in die Nacht hinein oft Alles voll fleißiger Menſchen. Ebenſo fand ich es in Toscana, Umbrien, den Marken und in der Lombardei. Die piemonteſiſchen Straßenpflaſterer, Steinarbeiter und Felſenſprenger ſetzten mich durch ihre Ausdauer und Meiſterſchaft wahrhaft in Erſtaunen." (Hobirk. Wanderungen auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde. Italien. S. 13.) Daß die außerordentliche Mäßigkeit und Genügſamkeit den Italiener zu einem auch im Auslande ſehr geſchätzten Arbeiter macht, geht wohl am beſten daraus hervor, daß die meiſten Eiſenbahnarbeiten in Mitteleuropa oder ähnliche Werke (z. B. die Donauregulirung bei Wien) von Italienern hergeſtellt werden.

Im Verhältniß zu ſeiner Bevölkerung iſt Italien eines der Länder, welche am meiſten Großſtädte beſitzen; man zählt ihrer 24, in denen etwa 3 Millionen Menſchen wohnen, alſo über 10 % der Geſammtbevölkerung des Reiches. Die wichtigſten dieſer Städte werden wir kennen lernen, wenn wir durch die verſchiedenen Landestheile einen wenn auch nur flüchtigen Streifzug ausführen.

Am öſtlichen Fuße der Alpen und durch dieſe von Frankreich und der

Schweiz getrennt breitet sich, fast ringsum von Gebirgen umgeben, da die Berge von Monferrato von Genua aus nördlich bis an das Knie des Po reichen, die größte Provinz Italiens, das ehemalige Fürstenthum Piemont (Pedemontium, Pie de'Monti „Fuß der Berge") aus, dessen wilde Alpenthäler in die überaus fruchtbare Poebene übergehen. Diese Provinz ist mit einem engmaschigen Eisenbahnnetze überzogen, wie es dichter in Italien nirgends vorkommt. Die Einwohner sprechen eine aus Französisch und Italienisch gemischte Sprache; in der Gegend von Aosta im Thale der Dora Baltea sind große Köpfe sehr häufig bei Menschen und Thieren und der Cretinismus besonders verbreitet. Der vom rechten Pouser bis zum ligurischen Apennin sich hinziehende bergige Landstrich ist die ehemalige Grafschaft Monferrato (Montferrat), während das Gebiet am linken Pouser zwischen Sesia und Ticino, welch letzterer die Grenze gegen die Lombardei macht, unter den Namen der Lomellina bekannt ist. Der vorzüglichste Handel wird mit Seide, Hanf und Vieh getrieben. Seidenmanufacturen sind fast die einzigen im Lande.

Die Hauptstadt Piemonts, welches mit Ligurien und der Insel Sardinien das frühere Königreich Sardinien bildete, ist Turin am Po in 231 M. Seehöhe, früher zugleich die Hauptstadt des Königreichs Sardinien und von 1861—1865 auch Hauptstadt des neu gegründeten Königreiches Italien. Turin, ital.: Torino (Augusta Taurinorum), ist eine der schönsten Städte Italiens mit 213,000 Einw., reinlich und freundlich, sehr regelmäßig gebaut, so daß die Straßen sich meistens im rechten Winkel schneiden; der Hauptverkehr concentrirt sich in die nach dem prachtvollen Bahnhofe führende Via Roma, Piazza Castello und den oberen Theil der Via di Po; die Häuser sind vielfach mit Laubengängen ausgestattet. Turin ist ausgezeichnet durch mehrere wissenschaftliche Anstalten, Museen und eine Universität, dann durch seine Seidenfabriken. Von dem nahen Hügel Monte de Capucini genießt man ein herrliches Bild der Stadt und des weiten Kranzes der Alpenkette; noch großartiger ist das Panorama von der auf einem der östlichen Hügel gelegenen Superga, der königlichen Begräbnißstätte.

Die übrigen wichtigsten Plätze und Städte dieser Region sind: Aosta (Augusta Pretoria) an der Oeffnung der beiden Thäler des Großen und Kleinen St. Bernhard; die Festungen Pinerolo (15,800 Einw.) am Ausgange der Waldesier-Thäler, und Alessandria (57,000 Einw.) in der Ebene; das Kastanienbau treibende Saluzzo am Fuße der Alpen und Susa (Segusio) an der Dora Riparia und dem Schienenstrange, welcher durch den Montcenis (richtiger unter dem Col de Fréjus) die Verbindung zwischen Frankreich und Italien herstellt; Asti (30,800 Einw.) mit berühmten Weinen; Vercelli (spr. Wertschelli) mit 27,000 Einw. an der Sesia, umgeben von den raudischen Feldern (Raudii Campi); Novara (30,000 Einw.) mit einem schönen Dom, einem romanischen Bau auf altchristlicher Anlage.

Südlich vom Apennin liegt Ligurien, ein langes, schmales, sehr gebirgiges Küstenland, im S. vom Meer, im N. vom Apennin begrenzt, über den durch den Bocchetta-Paß die Eisenbahn nach Genua führt. Das Land ist felsig und ziemlich unfruchtbar, aber von den fleißigen Bewohnern doch möglichst gut angebaut. Die Manufacturen bestehen in seidenen Zeugen und Stoffen, Sammt, Plüsch, Damast, Handschuhen, Seifen und Papier. Der

Dialect der Bewohner iſt noch unſchöner und dem Fremden unverſtändlicher als in Piemont.

Genua.

Die liguriſche Hauptſtadt Genua, ital.: Genova (ſpr. Dſchénowa), bietet vom Meere aus geſehen „eines der großartigſten Städtebilder Italiens“. Amphitheatraliſch vom Meere aus an den Bergen hinangebaut und in die Berge eingeengt, beſitzt die ſtark befeſtigte Hafenſtadt enge Gaſſen mit oft 7—9ſtöckigen Häuſern, zwiſchen welche mitunter faſt nie ein Sonnenſtrahl bis zum Boden dringt, in denen ſich aber dennoch die prachtvollſten Paläſte erheben. Mit Recht führt Genua die Bezeichnung la Superba, die Stolze. Eine kühn geſchwungene Brücke, Ponte Carignano, verbindet zwei Berge, auf welchen die Stadt ſich erhebt. Genua mit ſeinen 130,000 Einwohnern iſt der wichtigſte Handels- und Hafenplatz Italiens und beſitzt Akademien der Künſte, Bibliotheken, Arſenal und Schiffswerften, ſowie anſehnliche Seidenmanufacturen. Die Natur Liguriens bringt es mit ſich, daß alle übrigen namhaften Orte gleichfalls an der Küſte liegen; ſo finden wir an der Riviera di Ponente die Hafen Savona und Porto Maurizio (7000 Einw.) und den klimatiſchen Curort San Remo mit herrlichen Palmenhainen, an der Riviera di Levante das ſehr beſuchte Chiavari (12,000 Einw.) und La Spezia (24,000 Einw.), Italiens wichtigſten Kriegshafen mit einem großen Arſenale, an einem reizenden Meerbuſen, der zwiſchen zwei Felsſpitzen, jede mit einem Fort gekrönt, eingeſchloſſen liegt. Dieſer Golf von Spezia iſt zugleich einer der größten und ſchönſten Hafen der Welt.

Die Fortſetzung der Poebene gegen O. hin bildet die Lombardei und weiterhin Venetien. Der Boden des Landes iſt im N. ſehr gebirgig, namentlich ſtreichen im weſtlichen Theile die Veltliner Alpen, im öſtlichen die Trienter und die karniſchen. Die S.-Abfälle ſind ſehr ſteil und gehen in die große lombardiſche Tiefebene über; das Land iſt ungemein fruchtbar und von vielen Canälen und Flüſſen durchſchnitten. Von Manufacturen ſind auch hier die in Seide die wichtigſten, die jedoch mehr für den inneren Bedarf arbeiten; am meiſten werden Strümpfe, Handſchuhe und Tücher ausgeführt. Die Hauptproducte ſind Getreide, worunter viel Reis und türkiſcher Weizen, Flachs und Hanf, Wein, ſehr gute Baumfrüchte, viele Maulbeerbäume und ſtarker

Digitized by Google

Seidenbau, Oliven und vorzüglich guter Terpentin aus venetianiſchen Lärchenbäumen. Die Viehzucht iſt anſehnlich und die Weiden ſind beſonders im Diſtricte von Lodi vortrefflich, wie der berühmte, dort verfertigte aber fälſchlich ſogenannte Parmeſankäſe beweiſt.

Der Comerſee.

Die Hauptſtadt der Lombardei iſt **Mailand** „das Große“ (Milano la grande), an dem Flüßchen **Olona**, heutzutage eine Stadt von 264,000 Einw. (einſchließlich der Vororte), welche in allen Stücken als das „italieniſche Klein-Paris“ gelten kann. „Das iſt eine echt moderne Großſtadt. Sie iſt durch ſich und ruht auf ſich; eine Fülle materiellen Gedeihens und unermeßlichen Reichthums zeigen dieſe Straßen und der luxuriöſe Corſo Vittore Emmanuele. Mailand iſt aber eher eine nordiſche Stadt, der italieniſche Charakter herrſcht hier weniger als in Verona; an den Bewohnern glaubt man etwas von der ſchweren Art der Deutſchen zu erkennen und erinnert ſich unwillkürlich der Longobarden. Die Kreuzung der Racen wirkte aber auch in anderer Beziehung veredelnd: Mailand war neben Florenz, wo ſich ja auch lateiniſche und germaniſche Elemente verbanden, einer der Mittelpunkte geiſtigen Lebens in Italien; in der Muſik entſcheidet noch ſein Votum.“ (Adolf **Pichler** in der: Beilage zur Wiener Abendpoſt vom 20. Juni 1876.) Sein Operntheater La Scala erfreut ſich eines europäiſchen Rufes. Ausgezeichnet iſt die Stadt noch durch ihren herrlichen, aus weißem Marmor erbauten Dom (109 M. hoch), ein Meiſterſtück italieniſcher Gothik, durch die Brera-Gallerie, eine Sternwarte, eine Akademie der Wiſſenſchaften, die ambroſianiſche Bibliothek. Nordöſtlich liegt **Mónza** (25,000 Einw.) mit einem königlichen Schloſſe und großartigem Parke, im S. der Prachtbau der **Certóſa** bei der Univerſitätsſtadt **Pavia** (30,000 Einw.) am Ticino, im SO. **Lodi** (20,000 Einw.). Unweit des Po, innerhalb der Adda-Mündung liegt die Feſtung **Cremóna** (33,000 Einw.), einſt ob ihrer Geigen berühmt; im N. des Landes die großen Städte: das induſtriöſe **Brescia** (ſpr. Bréſchia, 41,000 Einw.) mit berühmten Gewehr- und Papierfabriken, **Bérgamo** (39,000 Einw.) und **Como** (24,100 Einw.) in wundervoller Lage am gleichnamigen See (Lacus Larius der Alten) mit einem merkwürdigen Dom. In

dem von der Adda durchströmten Veltlin oder Val Tellina finden wir Sondrio und die warmen Bäder von Bormio.

In Venetien fesselt uns natürlich zunächst der gewaltige Pfahlbau der Jetztzeit, die Lagunenstadt Venedig, Venezia (spr. Wenedsia) la bella „die schöne" der Italiener, die einstige Beherrscherin der Adria. „Mit ihren 130,000 Einwohnern liegt sie fast 4 Km. vom Festlande ab und breitet sich in der Form eines Dreiecks auf 118 Inseln mit über 15,000 Häusern aus, deren Façaden in den 157 Canälen sich spiegeln, welche die eigentlichen Verkehrsstraßen bilden, mit dem breiten, 3½ Km. langen Canal grande als Corso, der in malerischer Doppelwindung die Stadt durchzieht und durch seine köstliche Einrahmung mit gothischen und Renaissance-Palästen aus der glänzendsten Zeit, sowie durch die allezeit regen Gondeln und Barken das originelle Bild der Stadt einleitet." Die große Marmorbrücke (Ponte Rialto), der herrliche Marcusplatz mit der Marcus-Kirche, der ehemalige Dogen-, jetzt königliche Palast mit den Staatsgefängnissen und der reichen Marcus-Bibliothek, das große Arsenal mit der Kanonengießerei sind die bedeutendsten Denkmäler dieser Inselstadt. Die Lagunen (Strandseen) sind bei Venedig durch sandige Dünen (Lidi), auf deren größeren Malamocco liegt, und durch längs derselben 15 Km. lang hinziehende Steindämme (Murazzi) vor dem Eindringen des Meeres und durch Ableitungscanäle (Tagli) vor der Versandung durch Flüsse geschützt.

Unter den sonstigen Städten Venetiens nennen wir: die Fischerstadt Chioggia (spr. Kiodschia) mit 26,000 Einw. gegen die Pomündungen hin, auf Pfahlwerk, gleichfalls aus den Lagunen sich erhebend; Rovigo (10,000 Einw.) und den einstigen römischen Seehafen Adria (13,000 Einw.). Nördlich das sehr fabrikthätige Treviso (Tarvisium) mit 28,000 Einw.; westlich die Universitätsstadt Padua (ital. Pádova mit dem Beinamen la dotta „die Gelehrte") an der Brenta, mit der schönen Kirche des h. Antonius und 66,500 Einw., dann das durch Palladio's Kunst geschmückte Vicenza (spr. Witschenza, 38,000 Einw.). An der Etsch und am Mincio findet man das berühmte Festungsviereck: Verona (67,000 Einw.) mit einem sehr wohl erhaltenen römischen Amphitheater, Legnago (spr. Lenjago) mit 10,300 und Peschiera (spr. Peskiera) am Ausflusse des Mincio aus dem Gardasee mit 2000 Einw., endlich Mantua, ital. Mántova, 30,000 Einw. auf einer Insel des Mincio. Im NO. des Landes sind nennenswerth: Belluno (14,200 Einw.) und Udine (30,000 Einw.) in dem Friaul genannten Landstriche.

Zwischen dem Apennin und dem Po, also im S. der Lombardei und Venetiens erstreckt sich nach der altrömischen Via Aemilia (die von Ariminum, jetzt Rimini am adriatischen Meere über Bononia (Bologna), Mutina (Modena), Parma nach Placentia (Piacenza) am Po führte) benannte Region Emilia, welche die früheren Herzogthümer von Parma und Modena sowie die Romagna, nämlich die einst päpstlichen Legationen Bologna, Ferrara, Forli und Ravenna umfaßt. Der Boden ist im südlichen Theile Gebirgsland, im nördlichen Tiefebene, und zwar so, daß im W. das Gebirg, im O. die Ebene überwiegt. Letztere ist sehr fruchtbar und bringt viel Oel, große Erdäpfel und Kastanien hervor. Um Piacenza sind die Weiden vortrefflich. Modena ist an Getreide, Gartenfrüchten und schönem Wein sehr reich. Eine besondere Merkwürdigkeit des Bodens ist in den westlichen Theilen der Emilia die Menge von Bergöl, welches in gegrabenen Brunnen gesammelt wird.

In diesem Gebiete finden wir von W. gegen O. folgend: die Festung Piacenza (spr. Platschenza) am Po mit 40,000 Einw., Parma (48,000 Einw.), die ehemalige Hauptstadt des gleichnamigen Herzogthums, mit vielen herrlichen Bauten, schönen Kirchen und einem berühmten Schauspielhause; Parma treibt viel Handel mit Seide und Käse; in der Nähe Reggio (spr. Reddschio, 51,000 Einw. mit der

Umgebung); Modena (57,000 Einw.), ebenfalls frühere Hauptstadt eines gleichnamigen Herzogthums, mit einer Bildergallerie; Bologna (spr. Bolónja) mit 116,000 Einw., die älteste Universität Europa's und eine der ältesten Städte überhaupt, wahrscheinlich älter als Rom, mit einem berühmten Friedhofe, der eine etruskische Necropole birgt. Dann Ferrara (72,000 Einw.), Festung an einem Poarme; Ravenna (60,000 Einw.) in den Sümpfen, mit sehr bemerkenswerthen altchristlichen Bauwerken und einst römischer Seehafen, und Rimini (34,000 Einw.) an der Adria, sämmtlich Orte, deren Blüthezeit lange vorüber ist.

Jenseits, d. h. südlich vom Apennin steigen wir nach einem der lachendsten Striche Italiens, nach Toscana hinab, vor der Einigung Italiens ein besonderes Großherzogthum. Das Land wird im NO. vom etruskischen Apennin durchzogen, der mit seinen mancherlei Verzweigungen den dritten Theil desselben bedeckt, während das übrige Gebiet theils aus fruchtbarem, reizendem Hügelland, theils aus einem sumpfigen Küstenstriche, den durch ihre ungesunde Lage berüchtigten, sich von Pisa bis hinab nach Latium und landeinwärts bis an den Fuß des Apennin erstreckenden Maremmen, besteht. Der Boden ist sehr fruchtbar und reich an Getreide, Reis, Wein, Oel, edlen Früchten; auch findet man in mehreren Gegenden warme Quellen. Die Fabriken bestehen hauptsächlich in Seide, Strohgeflecht, Leder, Papier, Hüten und Mosaik. Der Gewerbefleiß, sowie der Volksunterricht stehen in ganz Italien auf keiner so hohen Stufe wie hier.

Die toscanische Hauptstadt Florenz, ital. Firenze, von 1865 bis Anfang 1871 Hauptstadt des Königreiches Italien, am Arno, mit 167,000 Einw., in einem fruchtbaren, überaus herrlichen Thale, wird so wie Venedig la bella genannt, wozu die schöne Lage, das gesunde Klima und die Pracht der Gebäude berechtigen. „In ihrem Schatze an Gemälden steht sie in der ganzen Welt weit oben an, und auch in ihren Bildhauerwerken hat sie, soweit es die Antike betrifft, nur Rom und Neapel neben sich, und soweit es die Bildhauerei des XVI. und XVII. Jahrhunderts betrifft, wiederum keine andere Stadt in der Welt. In der Baukunst aber hat sie den Ruhm, den außerdem nur noch Athen hat, Alles, was in ihr geschaffen worden, aus eigenem Geiste geschaffen zu haben und darin das Muster für die ganze europäische Cultur gewesen zu sein. Auf diesem Gebiete kann höchstens noch Venedig einen verwandten Anspruch erheben, mit welchem es sich aber nur weit hinter Florenz aufstellen darf." (Julius Faucher. Ein Winter in Italien, Griechenland und Constantinopel. Magdeburg 1876. 8°. I. Bd. S. 79—80.) Am ausgezeichnetsten ist die Mitte der Stadt um den Platz Santa Croce, mit der Gallerie der Uffizien (Uffici), dem Palazzo vecchio mit der Loggia de Lanci, dem riesenhaften Meisterwerke des Domes und seinem wunderbaren schlanken Thurme, der im Festschmucke aller Farben prangt, endlich mit der Kreuzkirche, dem toscanischen Pantheon. Jenseits des Arno, über den hier der mit Goldschmiedebuden bedeckte Ponte vecchio führt, treffen wir den prachtvoll-einfachen Palazzo Pitti, hinter dem sich der Boboli-Garten dehnt und erhebt, wo die schöne Welt von Florenz das Pfauenrad ihrer Eitelkeit schlägt. Unter den Gesichtern der Frauen findet man meist keine blendende Schönheit, aber oft feine Züge, aus denen ein feiner Geist lächelt. Auf den Höhen, welche am rechten Arnoufer Florenz wie Gold ein Juwel einfassen, zieht nunmehr eine großartige Promenade, die Via de Colli, und mit dieser neuen Straße über die Hügel läßt sich nicht einmal der Pincio in Rom vergleichen.

Im Mündungsgebiete des Arno liegt das einst so mächtige, groß und wohlgebaute, nunmehr trotz seiner Universität kläglich verödete Pisa mit 30,300 Einw. Zeugen seiner einstigen Größe besitzt es in dem stillen Platze, der wohl einzig in der Welt dasteht und vier der herrlichsten Kunstwerke vereinigt: den Dom, den

schiefen Thurm von 54 M. Höhe, mit seiner Spitze über 3 M. von der Lothlinie abweichend, das Baptisterium und den Campo Santo (Friedhof). Zur Oede Pisa's steht das lebhafte Treiben in dem nahen Hafenplatze Livorno in starkem Contraste. Es ist dies eine wichtige See- und Handelsstadt mit fast 100,000 Einw. und zwei Häfen, ein Hauptsitz des Levantehandels, aber ohne jegliche sonstige Merkwürdigkeit. Wahrhaft reizend ist das gleichfalls stille, aber doch 70,000 Einw. zählende Lucca, dessen Kirchen zu den schönsten und sehenswerthesten Italiens gehören. Warme Quellen zeichnen seine Umgebung aus. Im Inneren Toscana's liegen: Arezzo mit 39,000 Einw. (das alte Aretium), Siena (32,000 Einw.) mit wundervollem Marmor-Dom und anderen architektonischen Denkmälern, auch eine gefallene Größe, und Chiusi (spr. Kiusi), das alte Clusium, in der Nähe des Trasimener-See's.

Wir betreten nunmehr Umbrien, welches der Tiber durchströmt und die von Florenz nach Rom führende Eisenbahn der Länge nach durchzieht. Letztere berührt auch die wichtigsten Plätze des Landes: Perugia (spr. Perudschja), eine Stadt von 30,000 Einwohnern mit herrlichen Kunstschätzen, zwischen dem Tiber und dem Trasimener-See, welch letzterer schon gänzlich auf umbrischem Gebiete liegt; ferner Assisi mit dem Grabe des Stifters der Franciscaner, südlich das alte Spoleto in den Apenninen, mit vielen römischen Alterthümern (20,000 Einw.), Terni mit 12,000 Einwohnern, in dessen Nähe die Cascata delle Marmore, wo der Velino über eine Höhe von 65 M. herabstürzt. Weiter gegen W. liegt Narni und schon auf Latiums Boden Orte, wo ein von Chiusi über Orvieto kommender Schienenweg sich mit dem ersterwähnten vereinigt.

Charakteristisch für diesen Theil Italiens ist, daß fast alle Städte auf die Höhe der Vorberge erbaut sind, wie Perugia, Assisi, Orvieto, ja selbst das toscanische Siena, so daß von der im Thale ziehenden Eisenbahn noch ein weiter, oft beschwerlicher Weg in die Stadt ist. Gesundheitsrücksichten mochten theilweise maßgebend bei dieser Anlage wirken; die Thalflächen sind meist von der Malaria heimgesucht, auf den Höhen jedoch weht gesunde Luft. Ein eigenthümlicher Styl zeichnet in Italien auch die ländlichen Bauten aus. Man kann sich eines gewissen Gefühles der Ehrerbietung kaum erwehren, wenn man in Italien den massiven Steinbau der über das Land zerstreuten Gehöfte in's Auge faßt. Mit ihren meist sehr flachen Dächern, ihren Veranden, Treppen, thurmartigen Anund Aufsätzen ein architektonisches, wohlgegliedertes Bild bietend, gleichen sie fast festen Zwingburgen, denen gegenüber die plumpen, ungeschlachten und formlosen Bauernhäuser Deutschlands mit ihren Spitzdächern, oft nur aus Holz gezimmert, sich überaus ärmlich und langweilig ausnehmen.

Die östliche Abdachung des römischen Apennin, dessen Zug beiläufig die umbrische Grenze bezeichnet, nehmen die sogenannten Marken ein, in welchen die Festung Ancóna mit 40,000 Einwohnern und zugleich der beste Hafenplatz an der italienischen O.-Küste der ansehnlichste Ort ist. Seestädte dieses Gebietes sind außerdem noch das handeltreibende Sinigaglia (spr. Sinigalja) mit 24,000 Einw., Pesaro (20,000 Einw.), im Innern liegen Ascoli (23,000 Einw.), der Küste unfern der berühmte Wallfahrtsort Loreto (etwa 9000 Einw.). Eine Eisenbahn zieht durch die Marken der ganzen Meeres-

Die Engelsburg in Rom.

Digitized by Google

Digitized by Google

küste entlang, eine andere zweigt sich von Falconara nach dem Innern ab und schließt sich nach Uebersteigung des hochromantischen römischen Apennin in Foligno an die umbrische Bahn an, so daß eine ziemlich gerade Linie Ancona mit Rom verknüpft. Italiens einstige und jetzige Metropole liegt in Latium, welches früher auch den Namen Patrimonium des h. Petrus führte. Außer Rom besitzt Latium keine Stadt von erheblicher Bedeutung; erwähnenswerth sind höchstens Viterbo (spr. Witerbo) mit 21,000 Einw. im N. des Landes, die Festung und Hafen von Civitá-Vecchia (spr. Tschiwitá-Wekkia) am tyrrhenischen Meere (12,000 Einw.), Velletri (16,000 Einw.) am Eingange der Volsker-Gebirge und Terracina (spr. Terratschina), ein Hafenplatz am Ende der pontinischen Sümpfe. Alle Aufmerksamkeit concentrirt sich naturgemäß auf Rom. (Siehe über dieses: J. G. Kohl, Die geographische Lage der Hauptstädte Europa's. S. 39—81.)

Rom, die ewige Stadt, la citta eterna, urbs aeterna, von den alten Römern kurzweg urbs genannt, ist seit 1871 wieder die Hauptstadt von ganz Italien; nach der letzten Zählung (1874) betrug ihre Bevölkerung 256,153 Einw., welche Ziffer jedoch beständig im Steigen begriffen ist. Die Stadt ruht auf mehreren Hügeln, wovon der Palatin, capitolinische, und Aventin, der Coelius, Esquilin, Viminal und Quirinal jene sieben historischen sind, nach welchen Rom häufig auch die Siebenhügelstadt genannt wird. Gegenwärtig breitet sich dieselbe auch über den Monte Pincio mit seiner herrlichen Promenade und jener einzigen Terrasse, welche eine unvergleichliche Ueberschau der Stadt gestattet, dann jenseits des Tiber, welcher in S-förmigem Laufe Rom durchzieht, über den Monte Gianicolo (Mons Janiculus) und den Monte Vaticano aus. Das Häusermeer des jetzigen Rom mit einem Gewirre enger und krummer Straßen, welche jedoch der berühmte Corso von der Piazza del popolo am N.-Ende der Stadt bis nach Piazza Venezia im Herzen derselben in schnurgerader Linie durchschneidet, liegt in der Ebene des alten Campus Martii, welche am nördlichen und östlichen Abhange des Capitols, Esquilins, Viminals, Quirinals und Pincio sich ausdehnt. Palatin, Aventin und Coelius gehören heute jener Region an, welche man als das „alte Rom" bezeichnet, weil dort die Hauptüberreste aus dem Alterthume zusammengedrängt sind. Unmittelbar hinter dem Capitol und angelehnt an das mächtige Tabularium, welches heute noch die Bureaux der Stadtbehörde beherbergt, schauen wir hinab in das durch die jährlich veranstalteten Ausgrabungen immer weiter aufgedeckte ehrwürdige Trümmerfeld des antiken Forum mit dem Triumphbogen des Septimius Severus, weiterhin den Bogen des Titus, während die immergrünen Eichen am Palatin mit seinen Kaiserpalästen zu uns herüberrauschen und die dräuende Masse des Amphitheaters der Flavier (Colosseo) vor uns aufragt. Daneben so zu sagen die drei gewaltigen Bogen der Constantin's-Basilica und der dreithorige Triumphbogen dieses Kaisers. Wohl sind auch sonst in der Stadt noch herrliche Reste der alten Zeit zerstreut, darunter am schönsten das jetzt umgestaltete Pantheon, nirgends aber wirken sie so überwältigend wie hier im alten Rom, wo aus ihrer Mitte nur vereinzelte Villen, Kirchen oder alte Klöster an spätere Epochen mahnen. Dieses alte, verlassene und sogar der Malaria ausgesetzte Rom dehnt sich also im S. der modernen Stadt aus, welche nur einen kleinen Theil des von den jetzigen Mauern umfangenen Gebietes einnimmt. Diese Mauern, mit einem Umfang von 23 Km., umschließen einen Raum von 14,160,898 □M., wovon die Häuser mit ihren Dependenzen aber nur 4,000,000 □M. decken, die Straßen und Plätze 2,000,000, Gärten und Vignen (Weingärten) das Uebrige. Gegenwärtig ist die Stadt in einem großartigen Erweiterungsproceß begriffen, der viele Gärten und Vignen zu Bauplätzen umwandelt. Am esquilinischen Hügel, dem größten Roms, dann am Viminal und jenseits der Diocletians-Thermen sind

in den letzten Jahren ganz neue Stadttheile pilzartig aufgeschossen, deren Häuserinseln in dem charakterlosen Style der Zinskasernen moderner Großstädte wie eine Entweihung des Bodens sich ausnehmen, dessen Schooße gerade hier die werthvollsten Schätze entsteigen. Mit den Ergebnissen der Ausgrabungen am Esquilin hat man schon ein neues Museum gefüllt. Fünf Tiberbrücken, wovon die stattlichste älische, jetzt Ponte S. Angelo, und Quattro capi aus dem Alterthum stammen, verbinden den östlichen linksufrigen mit dem kleineren rechtsufrigen Stadttheile. Dieser führt im S. den Namen Trastevere und hier wohnen Menschen der untersten Volksschichten, aber vom Stolze erfüllt, daß in ihren Adern noch das reinste Römerblut fließe. Maler und Künstler rühmen die classische Schönheit besonders der Trasteverinerinnen. Eine lange gerade Straße, am Fuße des Janiculus längs des Tiber hinziehend, verbindet Trastevere mit der leoninischen Stadt, wo am äußersten Ende Roms der Petersdom mit dem daran stoßenden Riesenpalaste des Vatican emporsteigt. Vom Petersplatze, den die herrliche Ellipse der einfach großartigen Colonnade Bernini's umringt, führt eine gerade Straße zum Castell San Angelo, der Engelsburg (moles Hadriani), dem Grabmale Kaiser Hadrian's, mit einem sehr dicken runden Thurme. (Siehe: Ueber die Engelsburg. Ausland 1876, Nr. 18, S. 341.) Im Tiber liegt die kleine Insel S. Bartolomeo, meist Isola tiberina genannt, und ihr gegenüber, am linken Ufer das von etwa 6000 Menschen bewohnte Judenviertel, der berühmte Ghetto, welcher indeß von seinem abschreckenden Schmutze schon viel eingebüßt hat. Rom ist, wie keine andere der Welt, eine Stadt der Kunst und der Künstler. Die Zahl der Museen und Sehenswürdigkeiten auf dem Gebiete der Kunst aller Zeiten ist Legion; neben den antiken Ruinen mag man in den zahlreichen Gallerien die Meisterwerke der italienischen Malerei und Sculptur bewundern. Außerordentliches in jeglicher Hinsicht leisten die Kirchen und Kapellen, welche in allen Dimensionen und aus allen Epochen seit dem Entstehen des Christenthums, sowie von den einfachsten bis zu den glänzendsten, hier in Menge vorhanden sind. Von der früheren kirchlichen Pracht, welche Rom als Hauptstadt der katholischen Christenheit auszeichnete, ist aber unter den veränderten Zeitverhältnissen wenig mehr zu merken. Rom ist die Hauptstadt eines großen Reiches geworden und als solche der Sitz aller Ministerien, Behörden und Aemter, einer Universität und zahlreicher Institute; Rom aber hat zugleich ein Werktagsgewand angelegt und wird täglich immer bürgerlicher, anderen Großstädten immer ähnlicher in ihren Licht-, aber auch in ihren Schattenseiten. Die große Zauberin ist selbst entzaubert, und nicht ohne stille Wehmuth gedenkt der Besucher der Möglichkeit, es könnte die Zeit kommen, wo nichts oder wenig mehr in Rom daran erinnert, daß kein Fleck der Erde vielleicht von höherem geschichtlichen Interesse beseelt wird als die Stadt, welche wir in ahnungsvoller Ehrfurcht die ewige nennen.

Oestlich vom südlichen Latium erheben sich die zerklüfteten Abruzzen und (die Grafschaft) Molise, die gebirgigste und rauheste Landschaft Italiens, wegen ihrer hohen Lage wenig zum Ackerbau, mehr zur Viehzucht geeignet. Ein ziemlicher Theil der Bevölkerung wandert jährlich zur Erntezeit in die südlicheren Gegenden oder nach Mittelitalien aus. Unter den wenigen Städten möge der geneigte Leser etwa das befestigte Aquila (16,000 Einw.), Chieti (20,000 Einw.), ehemals Theate und Teramo, eine uralte Stadt mit vielen Alterthümern, im Gedächtnisse behalten. Wir treten hier in das eigentliche Unter- oder S.-Italien ein, dem die Landschaften Terra di Lavoro oder Campanien, Apulien und Calabrien angehören. Die Luft ist hier sehr warm, aber Seewinde und Gebirge, auf welchen auch mitunter Schnee liegt, mildern das Klima. Schnee bildet für die Stadt Neapel einen bedeutenden Handelsartikel. Bei einem kurzen Regenwinter gibt es stets grüne Bäume

und Wiesen; schon im Januar beginnt die Baumblüthe. Ein Plage für das Land ist der heiße Scirocco (spr. Schirokko), welcher eine erstickende Hitze aus Afrika herüberbringt. Der Boden ist sehr fruchtbar, aber durchaus vulcanisch; seit Anfang der christlichen Aera zählt man allein 70 bedeutende Ausbrüche des Vesuvs. Auch ist das Land sehr häufigen und oft furchtbar verheerenden Erdbeben unterworfen. Der Garten S.-Italiens ist das glückliche Campanien, Campagna felice, mit den vielbesungenen Gestaden des Golfs von Neapel.

„Neapel, vom nördlichen Capodimonte bis zum südlichen Castello dell' Uovo 4 Km., von dem W.-Ende der Mergellina bis zum O.-Ende der Graniti am Meeresgestade 7 Km. sich ausdehnend, mit 18 Km. Umfang und 450,000 Einw. in seinem Bezirke, erhebt sich am Ufer des tyrrhenischen Meeres amphitheatralisch längs eines kraterförmigen Golfes, der vom misenischen Vorgebirge bis zum Cap della Campanella einen zauberisch schönen, malerisch abgeschlossenen See von 120 Km. bildet, mit den reizendsten Perspectiven des Vesuvs, des Monte San Angelo, der Küstenberge und der Inseln Capri, Ischia und Procida (spr. Prótschida), zwischen denen die Ausgangsthore in's sicilische Meer sich öffnen. In der Ferne tauchen gegen N. und NO. die Apenninen auf, während hart an der Stadt der Posilyphügel mit dem Grabe Virgils im W., und nördlich von diesem die landschaftlich entzückendste Stelle der Erde, die Höhe von Camaldoli, über die Stadt hinragt, die an den Hügeln des Vomero, Capodimonte und S. Maria del Pianto sich von S. nach O. hinanzieht. Vom Meere oder vom Vesuv herab gesehen, scheint der gesammte Halbkreis des Golfes von dem altclassischen Bajä bis zur Wiege Tasso's in Sorrent nur Eine große Stadtkrone zu bilden, als deren reichster Edelstein Neapel in der Mitte aufleuchtet und als deren mahnendes Kreuz der Vesuv mit seinen Lavaströmen emporragt. Mit der Schönheit einer Bergstadt hingelagert, ist die Stadt ringsum von der üppigsten südlichen Pflanzenwelt, Cactus und Agave, Pinie, Orange, Limone und Palme umgürtet, während vorn an dem vom heitern Himmel durchglänzten Meer seine östlichen Nachbarn, Portici, Torre del Greco, Torre dell' Annunziata sich spiegeln, die interessanteste Stätte des Alterthums, Pompeji, die hochaufgehäuften modernen Erdwälle statt der antiken Mauern zeigt, und dann, der südöstlichen Begrenzung zulenkend, die Vorberge des Kalkcolosses Monte S. Angelo mitten aus dem lachenden Ufergefilde jäh zum Meere abfallen." (Gsell-Fels. Unteritalien. Leipzig 1877. 8°. I. Bd. S. 65—67.) Neapel ist die größte Stadt Italiens und ein lebhafter großer Hafen, der durch den Molo die Gestalt eines L erhalten hat. An Werken der Kunst kann es sich Rom, Florenz oder anderen Städten Italiens allerdings nicht gleichstellen und auch in architektonischer Hinsicht weist die im Allgemeinen schön gebaute Stadt wenig Sehenswerthes auf; viele ehemalige Klöster, Arbeitshäuser, Hospitäler, weniger prächtige als reiche Kirchen sind ihr Hauptbesitz. Zierden der inneren Stadt sind die schnurgerade, mit herrlichen Palästen besetzte Via Roma, früher als Toledostraße bekannt, und das in derselben stehende Museo Nazionale mit einer großen Bibliothek und den zu Herculanum und Pompeji gefundenen Alterthümern. Neapel kann sich außerdem zahlreicher wissenschaftlicher Anstalten, wie einer Universität, eines botanischen Gartens und einer Sternwarte rühmen, und ist auch an der Industrie betheiligt, ja, es ist der Hauptsitz der süditalienischen Manufacturen und des Handels. Die für Neapel in früheren Zeiten charakteristische Figur des Lazzaroni, einer ganz eigenen Volksclasse, die man auf 80,000 Köpfe schätzte, ist völlig verschwunden.

Die sonstigen wichtigeren Orte Campaniens sind die Meeresfestung Gaeta (15,000 Einw.), das älteste Benedictiner-Kloster Monte Cassino, in entzückender Lage einen Berggipfel bei S. Germano krönend, Capua (14,300 Einw.) am Volturno mit einem wohlerhaltenen römischen Amphitheater, Caserta (27,000 Einw.) mit einem großen königlichen Lustschlosse, Pozzuoli am gleichnamigen Golfe mit zahlreichen antiken Resten, Sorrento, Amalfi (7000 Einw.) und Salerno (30,000 Einw.) paradiesisch, am Meere gelegen; endlich in öder, fieberschwangerer

Küstenebene die wundervollen Tempelruinen von Päſtum, des alten Poseidonia. (Vgl. über dieſes ganze ſüdlich von Neapel gelegene Gebiet das neueſte treffliche Werk von W. Wyl. Spaziergänge in Neapel, Sorrent, Pompeji, Capri, Amalfi, Päſtum und im Muſeo Borbonico in Neapel. Zürich 1877. 8°.)

Die Landſchaft Apulien (ital. La Puglia, ſpr. Pulja) leidet häufig in Folge großer Hitze an Dürre und Waſſermangel, weßhalb man das Regenwaſſer in Ciſternen ſammelt, iſt aber dennoch, mit alleiniger Ausnahme des Landes um den Meerbuſen von Tarent (ſiehe über dieſen: Ausland 1876, Nr. 47, S. 930), ſehr gut angebaut und fruchtbar.

Apulien zeichnet ſich durch viele volkreiche, häufig auf Anhöhen gelegene Städte aus, darunter die wichtigſten: das raſch aufblühende Foggia (ſpr. Fodd'ſchia) mit 38,000 Einw., niedrigen Häuſern und breiten Straßen, Hauptſitz des Schafhandels, die Seehäfen Bari mit 50,000 Einw. und vielen ſchönen Kirchen, Barletta (27,000 Einw.), Molfetta (25,000 Einw.) und Brindiſi (10,000 Einw.), das alte Brundusium, aus tauſendjährigem Verfall wieder auflebend, als zeitweiſer Endpunkt des jetzt ſchon bis Otranto verlängerten italieniſchen Eiſenbahnnetzes längs des adriatiſchen Meeres und als wiederhergeſtellter Hafen, der die kürzeſte Verbindung mit dem Orient, hauptſächlich Aegypten und durch den Suezcanal mit dem fernen O. in Aſien, Auſtralien und Afrika vermittelt, beſonders wichtig für die engliſch-oſtindiſche Poſt. Alle Hafenſtädte der italieniſchen SO.-Küſte tragen nicht mehr ein rein italieniſches, ſondern ein griechiſches Gepräge. Man kann ſagen ein faſt morgenländiſches, wenigſtens in den niedrigen, ſtets glänzend weiß getünchten Häuſern mit verhältnißmäßig wenig Fenſtern. (Julius Faucher. Ein Winter in Italien ꝛc. II. Bd. S. 64.) Weiterhin ſind noch nennenswerth Taranto mit 27,000 Einw. und einem verſandeten Hafen, die Feſtung Otranto am Eingange der Adria, und Lecce (ſpr. Letſche), eine der ſchönſten Städte des Landes mit 24,000 Einw. und anſehnlichen Baumwollpflanzungen. (Vgl. darüber: F. Gregorovius. Wanderjahre in Italien. V. Bd. Apuliſche Landſchaften. Leipzig 1876. 8°.)

Durch die im Hintergrunde des tarentiniſchen Golfes ruhende und von der Natur weniger begünſtigte Landſchaft Baſilicata, deren Hauptort das tief im Innern belegene Potenza (16,000 Einw.) iſt, wird Apulien von Calabrien getrennt, eine Landſchaft ſo groß wie das Königreich Württemberg. „Von den Wogen des tyrrheniſchen und joniſchen Meeres knapp gegürtet, caſtellartig von ſieben keck in die blauen Wogen hineintretenden felſigen Caps bewacht, erhebt ſich trotzig und wild, kühn und ſchroff, zerriſſen in tauſend rauhe Gebirgsthäler, Schluchten und Schlünde, das calabriſche Hochland," mit ſüdlichen Producten vorzüglich geſegnet. Coſenza im Inneren (18,000 Einw.), Catanzaro (23,000 Einw.) und Reggio (ſpr. Reddſchio) mit 35,000 Einw. an der Straße von Meſſina ſind die Hauptorte.

Die nur 5½ Km. breite Straße von Meſſina (Faro di Meſſina) trennt vom italieniſchen Feſtland die Inſel Sicilien, im Alterthume, nicht mehr aber in der Gegenwart, die Kornkammer Italiens.

Was der Inſel zumeiſt fehlt, ſind die modernen Verkehrsmittel, namentlich die Eiſenbahnen. Die Schwefelgruben bringen Millionen ein, aber die Schwefelgewinnung iſt noch eine ganz primitive. Arme Kinder bringen, mit einer Lampe vor der Stirne, das Mineral über Treppen oder vielmehr Abſtürze von 200 bis

300 M. zu Tage, und Esel tragen dann den gewonnenen Schwefel fort. Wie viel Arbeit ließe sich da ersparen und erleichtern! Der große Reichthum auf der O.-Seite der Insel in und bei Catania, Aci-Reale und Messina ist wesentlich den guten Verkehrsmitteln zu verdanken. Die drei genannten Städte gehören zu den wichtigsten Siciliens; Messina an der Meerenge hat einen vielbesuchten Freihafen und 112,000 Einw., das von Erdbeben und vom Aetna schwer heimgesuchte Catania zählt ihrer 85,000. Die schöne und regelmäßige Hauptstadt Palermo (Panormus) mit einem berühmten gothischen Dome liegt am Fuße des Monte Pellegrino auf der N.-Seite der Insel und hat 220,000 Einw. Im S. liegt Siracusa (20,000 Einw.), ein kleiner Rest der im Alterthum berühmten Stadt gleichen Namens, Girgenti (spr. Dschirdschenti) mit dem benachbarten Schlammvulcane Macaluba, und Terranova, der Hauptexportplatz für den Schwefel. Am sicilischen W.-Horne treffen wir das weinberühmte Marsala (34,000 Einw.) und Trapani (31,000 Einw.) mit großen Meersalinen.

Der sicilianische Volkscharakter ist ein sehr eigenartiger und stark ausgeprägter, die Stammesmischung aber auch eine ganz eigenthümliche. Sicaner, Griechen, Phönicier und Carthager, Römer, Byzantiner, Araber, Normannen, Franzosen, Deutsche, Spanier, Neapolitaner bewohnten und beherrschten nacheinander die Insel und nirgends war die Vermischung der Stämme vollständiger als hier. Der Adel ist seinen Stammbäumen nach normannischer, schwäbischer und spanischer Herkunft, er ist aber jetzt ganz sicilianisch und repräsentirt eben nur eine höhere Gesellschaftsclasse und den großen Grundbesitz. In der Racenmischung schlägt das arabische oder vielmehr Berber-Element und das griechisch-byzantinische vor, das erstere im W., das letztere im O. der Insel. Durchwandert man die Dörfer der W.-Spitze gegen Alcamo hin, so meint man manchmal in der Berberei zu sein. Die Frauen leben da in halber Abgeschlossenheit und das Unabhängigkeitsgefühl der Männer artet leicht in Banditenthum aus. In Syracus wiederum ist man in Griechenland; man findet hier viel mehr Heiterkeit und Frohsinn. Wenn man überhaupt das griechische Leben noch in unsere Zeit hineinragen sehen will, muß man nach Sicilien und an den Meerbusen von Neapel gehen; das eigentliche Griechenland ist dafür zu entvölkert und es sind dort auch zu viele Völkerstämme aufeinander gefolgt. Im Allgemeinen ist der Sicilianer leicht erregbar, leidenschaftlich, großmüthig, für das Edle und Schöne begeistert; in seinem Temperament überwiegen die Regungen des Herzens die Reflexion. Er hat viel Selbstgefühl und es fällt ihm gar nicht ein, daß er weniger sei als ein Anderer; daher kommt auch die Sicherheit seines Auftretens. (Ernest Renan. Vingt jours en Sicile. in der: Revue des deux Mondes vom 15. November 1875. S. 247—248.)

Auf der großen Insel Sardinien, deren Bewohner noch wenig Bildung besitzen, ihren eigenen Dialect reden und keine Manufacturen und einen nur unbedeutenden Handel treiben, sind blos zwei Orte erwähnenswerth: Cágliari (spr. Káljari), die Hauptstadt an der SO.-Küste. mit 33,000 Einw., hat einen sicheren Kriegshafen, eine Universität und noch den meisten Handel; an der N.-Seite liegt Sássari mit 25,000 Einwohner. (Siehe über Sardinien: H. von Maltzan. Reise auf der Insel Sardinien. Leipzig 1869. 8°.)

Zum Schlusse sei noch die kleine, vom Königreiche Italien unabhängige, aber von diesem rings umschlossene Republik San Marino genannt, die wahrscheinlich eine der glücklichsten Staaten der Erde ist.

Sie liegt zwischen den italienischen Provinzen Forli und Pesaro an einem Ausläufer der Apenninen, dem Mont Titano, und zählt auf ihrem kleinen Gebiete von 62 □Km. 7080 Einw., von denen gegen 1600 außerhalb der Republik geboren sind. Die Einwohner zerfallen in Grundbesitzer mit 3041, Colonen mit 2622 und Pächter mit 1417 Personen. An der Spitze der Staatsverwaltung steht ein gesetzgebender Rath von 60 Mitgliedern, die zu gleichen Theilen aus dem Adel, den

Digitized by Google

Bürgern der Hauptstadt und den übrigen Bewohnern des Ländchens gewählt werden. Die vollziehende Gewalt üben zwei Capitani aus, von denen der eine aus dem adeligen, der andere aus dem Bürgerstand genommen wird und deren Amtsdauer 6 Monate beträgt. Die Justiz-Verwaltung in erster und zweiter Instanz ist in den Händen von zwei auswärtigen Rechtsgelehrten, die auf 3 Jahre gewählt werden und nach Ablauf dieser Zeit nur noch einmal wieder gewählt werden können. Die Staatsausgaben beziffern sich gegenwärtig auf 40,000, die Staatseinnahmen auf 42,000 Lire, so daß Deficit und Staatsschulden dort unbekannte Dinge sind. Die bewaffnete Macht der Republik besteht aus der Wache des souveränen Raths mit 24 Mann und 3 Offizieren, der Festungswache oder Artillerie mit 97 Mann und 4 Offizieren und der Legion der Füsilire von 8 Compagnien mit 32 Offizieren und 961 Mann, zusammen 1189 Mann. Das Städtchen San Marino selbst auf dem Gipfel des Monte Titano zählt nur 1000 Einw., 3 Castelle, 1 Mönchs- und ein Nonnenkloster, 7 Kirchen, in deren einer die Gebeine des h. Marinus ruhen, ein Theater für 600 Zuschauer und einen tiefen Brunnen auf der Piazza Pianella. Die angesehensten und reichsten Bürger des Ländchens wohnen am Fuße des Monte Titano im Dorfe Borgo di San Marino. Blutige Revolutionen kommen in dem kleinen Freistaat nie vor, vielmehr ging bei den fleißigen Menschen immer alles friedlich und ruhig ab, und weder die Päpste, in deren Gebiet derselbe lag, noch Napoleon I., noch das neuerstandene Königreich Italien haben seine Unabhängigkeit dauernd gefährdet. Die Schulen sind in gutem Zustande und auch von den Erzeugnissen des Ländchens geht manches über die Grenze, wie z. B. Vieh, Wein, Getreide.

§. 13. Großbritannien und Irland.

„Die maritime Lage von England, sein milder Himmel, seine feuchte Atmosphäre, sein Quellenreichthum, die fruchtbare Natur seiner Bodenfläche, die Direction seiner Stromgebiete und der glückliche Bau seiner hafenreichen Gestade sind die erste physikalische Bedingung der selbständigen und universellen Entwicklung seiner Bewohner und ihrer politischen, ja kosmopolitischen Verhältnisse geworden. Durch den Aufschwung seiner Marine, der nur unter solchen Bedingungen stattfinden konnte, durch die Ausbreitung seiner Colonisation in allen Erdtheilen, in allen Meeren und unter allen Zonen des Planeten, hat das kleine England die ursprünglich sehr engen Grenzen seiner Herrschaft und seines Einflusses weit hinausgerückt. Das Centrum von allen Gliedern oder Colonien bildet der Mutterstaat England; er rafft alle Producte seiner Glieder zusammen, nicht um sie stationär aufzusammeln, sondern um sie zu verarbeiten durch seine Industrie und mit zehnfach erhöhtem Werthe wieder nach allen Seiten auszuströmen. In ihn fließt die Macht, die Fülle, der Reichthum der vertausendfachten Verhältnisse wie in eine gemeinsame Quelle zurück." Mit diesen Worten charakterisirt C. Ritter das vereinigte Königreich von Großbritannien und Irland, welches in der Gegenwart die

erſte Handels-, See- und Colonialmacht der Erde iſt. Fügen wir hinzu, daß wir mit England in das Gebiet des germaniſchen Sprachkreiſes eintreten, nachdem die früheren Abſchnitte uns ausſchließlich die romaniſche Welt vor Augen geführt. Mit gutem Vorbedacht ſagen wir indeß: in das Gebiet des germaniſchen Sprachkreiſes, ſtatt in jenes der germaniſchen Nationen, denn die lange und allgemein gehegte Annahme, daß die heutigen Engländer die directen Nachkömmlinge der angloſächſiſchen Eroberer Britanniens, alſo rein germaniſchen Stammes ſeien, iſt durch die neueſten ethnologiſchen Unterſuchungen ſtark erſchüttert worden.

Es ſcheint uns dies der paſſendſte Ort, um behufs beſſeren Verſtändniſſes des Nachfolgenden das Wiſſenswertheſte über den Volksſtamm der Kelten mitzutheilen, welcher heute zwar auf geringe Ueberbleibſel beſchränkt, in der Ethnologie Weſteuropa's einer der wichtigſten Factoren iſt. Kelten und Gallier waren vor etwa 2000 Jahren gleichwerthige Benennungen für die Bevölkerung des alten Gallien (Frankreich) mit Ausſchluß der Lande im S. der Garonne. Das keltiſche Gebiet erſtreckte ſich bis an den Rhein; 2—3 Jahrhunderte vor unſerer Zeitrechnung umfaßte es auch das rechte Rheinufer; der Name Böhmen bewahrt bis in die Gegenwart die Erinnerung der keltiſchen Bojer. Die Kelten Centraleuropa's wurden nach W. zurückgedrängt durch die Germanen und die dieſe ſelbſt vorwärtstreibenden Slaven. Die älteſten hiſtoriſch bekannten Einwohner der britiſchen Inſeln waren ihrer Sprache nach mit den Galliern oder Kelten verwandt, weßhalb man ſie dieſen anzureihen pflegt. Gegenwärtig leben noch von dieſer einſt ſo ausgebreiteten Völkerfamilie: die Bretagner (Bretons) in der franzöſiſchen Bretagne, die Walliſer im engliſchen Wales, die Schotten in den ſchottiſchen Hochlanden, die Irländer im S. und W. ihrer Inſel und die Manxer auf der Inſel Man im irländiſchen Meere. Vor einem bis zwei Jahrhunderten hätte man noch die ſeither ausgeſtorbenen Bewohner von Cornwallis hinzufügen dürfen. Die keltiſchen Idiome zerfallen in zwei Gruppen, den gäliſchen (gadheliſchen, gaideliſchen) und den britoniſchen Zweig; erſterer umfaßt die Dialecte Irlands, Schottlands und Man's, alle drei unter einander ſehr nahe verwandt, nur in der Orthographie und Ausſprache ein wenig abweichend; in der That ſind die ſchottiſchen und manxiſchen Kelten iriſche Colonien aus hiſtoriſcher Zeit; der zweite, britoniſche Zweig umfaßt das alte Galliſche, das erloſchene Corniſche (Cornwalliſche) und das Bretoniſche Armorica's, welch letzteres wieder in verſchiedene Dialecte zerfällt. Einige nennen dieſen Zweig auch den kymriſchen. Die Bretonen Frankreichs ſind ſo wie die Schotten und Manxer eine iriſche Colonie; von dieſen Irländern erhielt das alte Armorica den Namen Klein-Britannien (Britannia minor), als Jüten, Angeln und Sachſen Großbritannien überſchwemmten und die keltiſchen Einwohner in die Gebirge von Wales, Cornwallis und ſogar über's Meer, nach dem gegenüberliegenden Armorica verdrängten. Es iſt alſo ein grober Fehler, die heutigen Bretonen für Nachkommen der alten Gallier und ihre Sprache als eine Fortſetzung des galliſchen Idioms zu halten. Dieſes iſt ſchon ſeit 15—16 Jahrhunderten ausgeſtorben, da die Gallier, deren Blut zum guten Theile noch in den heutigen Franzoſen ſteckt, bekanntlich die Sprache ihrer römiſchen Eroberer allmählig annahmen, was um ſo leichter war, als das Keltiſche dem Lateiniſchen ſehr nahe ſtand. Im Uebrigen ſind auch die heute noch geſprochenen keltiſchen Idiome mehr oder weniger im Ausſterben begriffen.

In jüngſter Zeit haben nun Luke Owen Pike (The English and their origin, a prologue to authentic english history. London 1866. 8°.) und Dr. Thomas **Nicholas** (The pedigree of the english people; an argument, historic and scientific, on english ethnology, showing the progress of Race amalgamation in Britain from the earliest times with especial reference to the incorporation of the celtic aborigines. London 1866. 8°.) zu beweiſen geſucht, daß das britanniſche, nämlich keltiſche Element, welches der angloſächſiſchen Eroberung voranging, der Hauptbeſtandtheil des engliſchen Volkes ſei. Sicherlich, ſo urtheilt der in dieſen

ed by Google

Fragen sehr competente Henri Gaidoz in Paris, ist die allgemeine Annahme einer vollständigen Ausrottung der Kelten durch die Angelsachsen des Beweises sehr bedürftig, ja sogar wenig wahrscheinlich; bei den über's Meer gekommenen Sachsenzügen war das weibliche Geschlecht wohl wenig vertreten und fand sicherlich eine Mischung mit den keltischen Weibern statt; zudem pflegen in ähnlichen Fällen die Sieger die einheimische Bevölkerung nicht zu vertilgen, sondern zu unterjochen und sie zur Verrichtung schwerer Arbeit zu verwenden. Daß keltisches Blut noch in den Adern der Engländer rollt, bezeugt selbst ihre Sprache (das hierauf bezügliche Buch von Otto v. Knobelsdorff: Die keltischen Bestandtheile in der englischen Sprache. Berlin 1870. 8°., ist ganz unkritisch); dieser keltische Blutantheil ist in der Gegenwart keineswegs im Verschwinden begriffen; im Gegentheil; durch die in neuerer Zeit stärker vor sich gehende Absorption der Irländer, Schotten und Walliser ist England im Begriffe, sich neu zu keltisiren. Werden die Engländer schon durch das Vorwalten keltischen Blutes ihres germanischen Charakters zum guten Theile entkleidet, so geschieht dies noch mehr durch den von dem berühmten Anthropologen Prof. Dr. Thomas Hurley erbrachten Nachweis von dem Vorhandensein zweier scharf geschiedener ethnischer Typen auf den britischen Inseln, wo es gerade wie in Frankreich einen blonden und einen dunklen gibt. (Siehe: Hurley. On the Ethnology of Britain, im: Journ. of the ethnol. Soc. 1870 S. 382). Hurley erklärt den ersten für arisch, den anderen für „iberisch", wofür aber richtiger, da die Akten über das uralte dunkelhaarige Element Europa's noch nicht geschlossen sind, vorkeltisch oder vorarisch zu sagen ist. Thatsächlich wird Jeder, welcher zum ersten Male z. B. nach London kommt, durch das auffallende Vorwalten dunkler Augen und schwarzer Haare in den niederen Volksclassen, besonders beim weiblichen Geschlechte, welches bekanntlich die Racenmerkmale mit größerer Zähigkeit festhält als das männliche, in seinen Illusionen von den blonden, gold- oder rothhaarigen Engländern enttäuscht. So wenig wie Frankreich als ein Repräsentant des reinen romanischen Elementes, ist England ein Vertreter des rein germanischen Volksthumes. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß die Engländer, deren ethnologische Stellung wir hier untersuchten, nur ein Bruchtheil der Bevölkerung des gesammten Großbritannien bilden, daß der Rest aber in Wales wie in Schottland und Irland unbezweifelt noch rein keltisch ist.

Die Gesammtzahl der Bevölkerung Großbritanniens beträgt 32,737,405 Einwohner und hat sich in dem Zeitraum von 1801—1871 verdoppelt; die von England allein hat sich verdreifacht, die von Schottland verdoppelt, während Irland auf derselben Stufe geblieben ist, wie vor 70 Jahren. Ein großer Irrthum wäre es jedoch, aus diesem letzteren Umstande den Schluß ziehen zu wollen, daß die Irländer sich in dem gedachten Zeitraume nicht vermehrt hätten, denn wir erinnern uns, schon vernommen zu haben (I. Bd. S. 107), welch colossale Menschenmengen aus Irland nach den Vereinigten Staaten ausgewandert sind; 1851—1875 betrug blos dort die Zahl irischer Einwanderer 2,377,391, in den Jahren 1820—1851 aber 1,031,436, zusammen also fast 3½ Millionen und in den ganzen 70 Jahren gewiß 4 Millionen, um welche Irland volkreicher sein könnte, wenn die Herrschaft der Engländer es nicht verstanden hätte, den Iren die Heimath nach Kräften zu verleiden. Nun fand und findet noch alljährlich zwar eine beträchtliche Auswanderung auch aus England und Schottland statt, deren Ziffern sich aber niemals mit jenen der irländischen messen konnten. Seit einigen Jahren ist indeß überall eine Verminderung der Auswanderung eingetreten.

Eine intereſſante Erſcheinung iſt die ſtetige Abnahme der Sterblichkeit in England in den letzten Jahren, trotz der raſchen Vermehrung der Bevölkerung. Das Geſundheitsbureau (Board of Health), eine höchſt praktiſche Einrichtung, welche in den meiſten Continentalſtaaten fehlt, beweiſt deutlich, daß die Sterblichkeit in den Städten weniger mit der geographiſchen Lage oder dem Klima zuſammenhängt als mit den beſſeren oder ſchlechteren ſanitären Maßregeln von Seiten der Gemeinden. Bemerkenswerth iſt, daß London, dieſe Weltſtadt, die geringſte Sterblichkeit unter allen Großſtädten Europa's beſitzt. In der Regel iſt die Sterblichkeit in den Induſtrieplätzen, wie Sheffield, Mancheſter, Leeds und Liverpool am ſtärkſten, ſehr bedeutend aber auch in den beiden rivaliſirenden Univerſitätsſtädten Cambridge und Oxford, die ſelbſt auf dem Acheron noch ein charontiſches Wettrudern zu halten ſcheinen. Unter der Landbevölkerung iſt die Lebensdauer ſehr lang; ſo erreichten 1874 von den 526,632 mit Tode Abgegangenen 69 Perſonen ein Alter von 100 Jahren und darüber; dieſe Hundertjährigen umfaßten 16 Männer und 53 Frauen. Dagegen iſt berechnet worden, daß ſtets 78,000 Menſchen in England an Krankheiten wegen ungenügender Nahrung leiden, und davon ungefähr die Hälfte mit Tod abgeht; in London allein ſterben alljährlich 7500 Menſchen an Erſchöpfung in Folge ungenügender Nahrung. Selbſtmorde ſind im weiten Umkreiſe des heutigen London nur zu häufig. Im Ganzen jedoch iſt das Wachsthum der Bevölkerung Großbritanniens ein überraſchend ſchnelles, und einzelne Beiſpiele beweiſen, daß nicht nur in den Vereinigten Staaten, ſondern auch in England manche Städte eine ungemein raſche Vergrößerung erfahren. So iſt die Stadt Barrow, die 1871 nur 18,200 Einwohner zählte, bis Ende 1874 auf 41,000 geſtiegen; die Zahl der bewohnten Häuſer hob ſich in derſelben Zeit von 2719 auf 5600, und 920 waren noch im Bau begriffen.

Kein Reich der Erde gebietet übrigens über eine gleich coloſſale Zahl von Unterthanen, wie Großbritannien, deſſen Königin außer den oben erwähnten Bewohnern des vereinigten Königreiches noch über 234,762,593 Menſchen herrſcht, die in 44,172,651 auf 20,122,053 □Km. zerſtreuten Häuſern wohnen. In Europa hat England nur wenige Beſitzungen, nämlich: Helgoland mit 13 □Km. und 1513 Einwohnern; Gibraltar 5 □Km. und 26,216 Einwohnern, und Malta mit 300 □Km. und 149,084 Bewohnern. Auf der andern Seite des atlantiſchen Oceans beherrſcht England 3,787,670 Bewohner Canada's, doch ſind Manitoba und Britiſch-Columbien nicht mitgerechnet, da ein Cenſus dort nicht hat aufgenommen werden können. Die von England beherrſchten weſtindiſchen Inſeln ꝛc. werden von mehr als 1 Million Menſchen bewohnt. Britiſch-Honduras hat eine Bevölkerung von 28,710 und Britiſch-Guyana eine von 183,481 Seelen. Auf dem afrikaniſchen Feſtlande und den dazu gehörigen Inſeln beſitzen die Engländer 236,860 □Km., welche von 1,813,450 Menſchen bewohnt ſind. Gehen wir zu Auſtralien über, ſo belehrt uns das Werk, aus dem wir ſchöpfen, daß in Weſtauſtralien 84,735 Einwohner, in Südauſtralien dagegen 165,526 Weiße und 3362 Eingeborene, und in Victoria 731,528, darunter 17,235 Chineſen und 1300 Eingeborene, wohnen. Neu-Süd-Wales zählt 503,881 Einwohner, und hat ſich in dieſer Colonie in einem halben Jahrhundert die Bevölkerung verſiebenfacht. Das England der ſüdlichen Halbkugel, Neuſeeland, hat in 20 Jahren ſeine Bevölkerung verzehnfacht und zählte 256,389 Einwohner im Jahre 1871. Die großartigſte und glänzendſte Beſitzung Englands iſt Indien mit ſeinen 497,061 Dörfern mit einer Bevölkerung von 181,307,070 Bewohnern. Es iſt in 12 Provinzen eingetheilt, von denen 2 von Gouverneuren, 3 von Vicegouverneuren und 7 von Commiſſären regiert werden, über die als Haupt ein Vicekönig geſetzt iſt. Der Religion nach ſind von den Bewohnern Indiens 197,800 Chriſten, 35,963,000 Muhammedaner, 97,351,000 Hindus, 2,319,151 Buddhiſten, und 2,135,000 gehören anderen Secten an.

Das britiſche Reich beſitzt zwei anerkannte Staatskirchen (established churches), die beide das Product nationaler Losſagung von der religiös-politiſchen Herrſchaft der römiſchen Kirche ſind: in England und Wales die biſchöflich-anglicaniſche, in Schottland die presbyterianiſche. Irland iſt dagegen in ſeinem keltiſchen Bevölkerungsſtocke der katholiſchen Religion treu geblieben

und beſitzt keine Staatskirche mehr. Die Kirchen des engliſchen Proteſtantismus ſind ſowohl in ihren Einrichtungen wie Principien verſchieden und laſſen unter ſich nicht immer jene Toleranz und Nachſicht walten, die jede einzelne ihren Angehörigen predigt.

Die anglicaniſche Kirche oder Church of England nimmt den erſten Platz ein; es iſt dies die National- oder vielmehr Staatskirche. Ihre Doctrin findet man ſo ziemlich in den 39 Glaubensartikeln des Prayer Book zuſammengefaßt; im Weſentlichen iſt ſie jene Calvin's. Indeß hat ſich hinſichtlich der Auslegung jener Artikel eine namhafte Meinungsverſchiedenheit unter den engliſchen Theologen geltend gemacht, welche zur Bildung zweier Hauptſtrömungen führte. Die eine derſelben, welche ſich dem Katholicismus zu nähern ſcheint, bezeichnet man als Hochkirche (High Church) oder Ritualiſt, während die andere, Low Church genannt, ſich in den vom Genfer Reformator vorgezeichneten Grenzen bewegt. Die gegenüber des „papiſtiſchen" Ceremoniels der Hochkirche beobachtete Toleranz hat bereits eine größere Anzahl von Dienern der niederen Kirche veranlaßt, mit der Staatskirche völlig zu brechen. Die Baſis der Established Church zu erweitern und der perſönlichen Meinung ihrer Mitglieder mehr Spielraum zu geben, mag als Zweck der Broad Church bezeichnet werden. Deren Eclecticismus gilt in den Augen der Strenggläubigen für Rationalismus. Die anglicaniſche Kirche wird heute vom Erzbiſchof von Canterbury als Primas und erſtem Peer des Reiches, der den Souverän bei ſeiner Thronbeſteigung krönt und dem auch alle Colonialbisthümer untergeben ſind, vom Erzbiſchof von York als Primas von England und von 24 Biſchöfen, die ſämmtlich Mitglieder des Oberhauſes ſind, ſowie von dem Biſchof von Sodor and Man, der es nicht iſt, regiert. Die Biſchöfe, obwohl nominell von den Geiſtlichen ihrer Diöceſe erwählt, werden doch, wie die beiden Erzbiſchöfe, factiſch von dem jeweiligen Premierminiſter ernannt. Sie alle beziehen bedeutende, ja mitunter enorme Pfründen. Die niedere Geiſtlichkeit zählt 30 Deans (Decane), 71 Archdeacons (Erzdiacone), 610 Rural Deans, mehr als 13,000 fundirte Pfarrſtellen, und beträgt die Zahl aller „Clergymen" der anglicaniſchen Kirche, die Erzbiſchöfe und Hülfsgeiſtlichen (Curates) miteingerechnet, gegen 23,000. So ziemlich die Hälfte der Bevölkerung von England und Wales bekennt ſich zu dieſer Kirche.

Die andere Hälfte der engliſchen Bevölkerung vertheilt ſich auf eine bedeutende Anzahl von Secten, von denen, als die hauptſächlichſten, blos angeführt werden mögen: die Congregationaliſten oder Unabhängigen; die Wesleyaniſchen Methodiſten oder Anhänger Wesley's; die Baptiſten, die blos die Taufe bei Erwachſenen zulaſſen; die Presbyterianer; die Unitarier; die Swedenborger; die Mähriſchen Brüder; die Irvingianer; die free Christian Union; die Sandermanianer; die Campbellianer; die Secularier; endlich die ſo bekannte Gemeinſchaft der Quäker, die ſich unter einander duzen und eine gleichförmige einfache Gewandung tragen. Jede dieſer Secten theilt ſich wieder in verſchiedene Unterabtheilungen ein; ſo zählen die Wesleyaner allein ſechs Unterſecten oder Congregationen. Eine gewiſſe Anzahl von Zweigſecten erkennen eine Mutterkirche an, die meiſten jedoch nicht. Sie ſind alle völlig unabhängig vom Staate, leben von ihren eigenen Mitteln, und gibt es keine geiſtige Tollheit groß genug, um nicht Anhänger zu finden. Alle dieſe proteſtantiſchen Secten ſtecken bis über die Ohren im allerdickſten Aberglauben und verhalten ſich durchaus culturfeindlich gegen die moderne Wiſſenſchaft und deren Reſultate. Hier findet der Spiritismus oder die Geiſterbeſchwörung, eine der niedrigſten Cultformen der Menſchheit, einen gedeihlichen Boden; hier feiert auch der verrückte „Revivalismus" herrliche Orgien. Auch die Mormonen ſind in London vertreten. Im Jahr 1870 betrug deren Anzahl beiläufig 2000. Unter den ſogenannten advanced religionists unterſcheidet man die »independant religious reformers,« die Deiſten u. ſ. w. Die »Peculiar people« bedienen ſich niemals, ſelbſt nicht bei den ernſteſten Krankheiten, des ärztlichen Beiſtands ebenſo wenig wie von Arzneien; das Gebet allein muß ſie geneſen laſſen. Für die „Spiritualiſten" iſt der Geiſt alles, die Materie nichts. Die Secte der Shakers iſt den Schwarzen der neuen Welt entlehnt. Jede dieſer Secten hat ihren eigenen Ver-

sammlungsort und außerdem Werbeagenten. Es gibt die »Bible mission«, die »Open air Preachers« und andere; die »Bible mission« verwendet eine große Anzahl Weiber zur Colportage ihrer gedruckten Tractätlein und Bibeln, die sie an die Passanten unentgeldlich vertheilen läßt. Man begegnet diesen „Pforten des Paradieses" auf der Straße, im Omnibus, auf Eisenbahnen, dann in vielen öffentlichen Belustigungsorten und häufig sogar im Theater.

Zu den seltsamsten Erscheinungen der Gegenwart auf religiösem Gebiete zählt unstreitig das stetige Umsichgreifen des Katholicismus in England; wir haben das Nämliche auch in den Vereinigten Staaten Nordamerika's beobachtet, deren religiöse Zustände mit jenen Großbritanniens eine starke Aehnlichkeit besitzen. Die römisch-katholische Kirche in England und Wales zählte — ohne staatliche Anerkennung derselben — bis 1851 acht Districte mit je einem vom Papste ernannten apostolischen Vicar an der Spitze; 1851 wurde ohne gesetzliche Erlaubniß eine Hierarchie eingeführt, die zur Zeit aus dem Erzbischof von Westminster und 12 Bischöfen besteht. In Schottland gibt es 3 Districte mit einem Erzbischofe und 2 Bischöfen in partibus infidelium an der Spitze. Irland hat 4 katholische Erzbischöfe und 24 Territorialbischöfe. Es zeigt sich überall das Bestreben, der anglicanischen Kirche und Hierarchie eine römisch-katholische Organisation an die Seite zu stellen, und obwohl die dafür verwendbaren Geldmittel lange nicht an die für Missionszwecke von den protestantischen Confessionen aufgebrachten Summen hinanreichen, so scheint dieses Bestreben doch von Erfolg gekrönt zu sein. Es gibt dermalen 126 katholische Würdenträger im Bereiche der britischen Herrschaft. Katholische Peers sind 36 vorhanden und von diesen haben 26 Sitz im Oberhause. Es gibt ferner 47 katholische Baronets, 7 katholische Mitglieder des Geheimrathes und 50 katholische Mitglieder des Unterhauses, die sämmtlich Wahlkreise Irlands vertreten. Die Zahl der Priester in England, Wales und Schottland beträgt 2088, die der öffentlichen Gotteshäuser 1315. Das Jahr 1876 zeigt gegen das vorige eine Verstärkung um 64 Priester und 21 Kirchen oder Capellen. Der Gang der gegenwärtigen katholischen Bewegung in England besitzt übrigens seine geschichtliche Begründung. Die Reformation nahm dort ihren Ursprung nicht in den unteren Schichten der Gesellschaft, zunächst im Bürgerthume, sondern in den vornehmen Classen, ja, die Krone selber mag als die Urheberin des Reformationswerkes im 16. Jahrhundert in England bezeichnet werden, und sowie dazumal die Losreißung ein Werk des Adels war, so sehen wir heutzutage die rückwärtslaufende katholische Bewegung jenseits des Canals gleichfalls wieder von den höheren Schichten der Gesellschaft ihren Ausgang nehmen, um allmählig auch die unteren Volksclassen zu durchdringen. (Siehe die lehrreiche Abhandlung E. Ravenstein's: Statistics of roman catholicism in Great Britain, im: Geographical Magazine 1874, S. 102—106.)

Die geistige Cultur der britischen Nation ist je nach den verschiedenen Gesellschaftsclassen eine sehr verschiedene. England hat noch lange nicht das, was ein nationales Schulsystem genannt wird, und der Schulzwang ist an vielen Orten nicht eingeführt, weil dort gar keine Schulbehörden existiren; man würde es kaum glaublich finden, und doch ist dem so: in England gibt es 1½ Millionen Kinder, die gar keine Schule besuchen, und von denjenigen, welche sie besuchen, sind durchschnittlich nur 50 % beim Unterricht anwesend. Daher rührt es, daß von je 1000 angeworbenen Mannschaften 222 weder lesen noch schreiben, 107 nur lesen und blos 671 sowohl lesen als schreiben können. Aber auch das höhere Schulwesen mit den beiden Universitäten von Oxford und Cambridge an der Spitze läßt noch sehr viel zu wünschen übrig, legt das Hauptgewicht auf die classischen Studien und steht, wie in den Vereinigten Staaten, stark unter dem Einflusse des protestantischen Clerus und

Digitized by Google

Sectengeistes, welche beide mit Gewalt gegen die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung sich stemmen. Hohe, aufgeklärte Geister, an welchen die englische Gelehrtenwelt reich ist, sind indeß bemüht, einen heilsamen Umschwung der Dinge anzubahnen. Wie aber überall, wo die Volksbildung allgemein ist, der Stand der Wissenschaften ihr nicht entspricht, so nehmen meist umgekehrt letztere in den Ländern mangelhafter Volksbildung, also auch in England, eine sehr hohe Stufe ein.

Mit der Volksbildung steht die Sittlichkeit der Nation in gewissem Zusammenhange; nicht minder mit dem Pauperismus, wie er sich in den großen Culturcentren der Gegenwart, London obenan, entwickelt. Dort hält das Verbrechen mit der Noth gleichen Schritt. Sonst aber stellt sich die erfreuliche Thatsache heraus, daß seit 1870 jährlich eine nicht unerhebliche Verminderung der Verbrechen stattfindet.

Faßt man die Verbrecherzahl von 1854 an in je fünf Jahren zusammen, so ergeben sich für 1854—1859: 15,212 Verbrecher, von 1859—1864: 15,549; von 1864—1869: 10,741, und von 1869—1874: 8852 Verbrecher. Es sind diese günstigen Resultate zum Theile der allgemeinen Hebung der öffentlichen Moral, zum Theile auch der bessern Gefängnißdisciplin zuzuschreiben. Bei der letzteren spielt die zweckmäßige Verwendung der Gefangenen eine Hauptrolle; es werden dadurch ihre Fähigkeiten sowohl für den Staat nutzbar gemacht, als auch für sie ein Fond geschaffen, der ihnen nach Abbüßung der Strafzeit weiter helfen soll. Einer sehr ansehnlichen und erfolgreichen Entwicklung erfreuen sich auch die meist aus Privatmitteln errichteten Besserungsanstalten für jugendliche Verbrecher, sowie der „Hülfsverein für entlassene Sträflinge". Nur die Bestrafungen wegen Trunkenheit haben sich in den letzten Jahren sehr ansehnlich gemehrt, und ganz auffallend ist es, daß dieses Laster besonders unter den Frauen immer mehr überhand nimmt; es wurden 1875 in der Grafschaft Middlesex (zu welcher auch der größere Theil Londons gehört) im Ganzen nicht weniger als 5131 Personen weiblichen Geschlechtes wegen Trunkenheit mit Gefängniß bestraft, darunter 3811 rückfällige. Ein eigenthümliches Moment bildet die Untersuchung nach dem Herkommen der Verbrecher. Während die Nichtengländer in England und Wales nur $^1/_{25}$ der Bevölkerung ausmachen, liefern sie doch $^1/_5$ aller Verbrecher, und unter diesen stehen die Iren obenan. Die Schotten sind nur mit $2^3/_{10}$ % vertreten, die Iren aber mit $14,_2$ %, und irische Weibsbilder bilden sogar $^1/_5$ der gesammten weiblichen Gefängnißbevölkerung von England und Wales. Nach dem letzten Census waren unter den 22 Mill. Einwohnern der eben genannten Länder 566,540 irischen Ursprungs, und hätten diese somit unter gleichen Verhältnissen nur 3—4000 Gefängnißinsassen stellen müssen, während ihr wirkliches Contingent 22,100 beträgt. In Hinsicht auf die relative Verbrecheranzahl steht London am günstigsten mit 1 Verbrecher auf 1111 Köpfe der Bevölkerung; nach ihm kommen die Hafen-, Fabrik- und Vergnügungsstädte und zuletzt die Landdistricte, besonders in den südlichen und südwestlichen Grafschaften, wo unter 256 Mann 1 Verbrecher sich findet. Da umgekehrt in dem hauptstädtischen District mehr als $^1/_3$ aller Verbrechen begangen werden, obgleich seine Einwohnerzahl $^1/_5$ der Gesammtheit ausmacht, so muß wohl die größere Leichtigkeit, im Gewühle der Riesenstadt den Augen der Gerechtigkeit zu entfliehen, als Ursache hievon angesehen werden.

Wenn irgendwo, so darf man in England die Früchte einer langsam aber ununterbrochen und sicher heranreifenden Entwicklung bewundern. Diese von jeder überstürzenden Hast absehende gedeihliche Entwicklung findet ihre natur-

gemäße Erklärung in dem streng conservativen Sinne, welcher am Urgrunde des britischen Volkes ruht und selbst die fortgeschrittensten, extremsten Köpfe beherrscht. Dieser spricht sich auch in der Zähigkeit aus, womit die Engländer an alten Sitten und Gebräuchen hängen, so daß dieses am meisten von allen Nationen Europa's fortgeschrittene Reich in vielen Stücken noch die meisten Ueberlebsel aus dem Mittelalter bewahrt. (Vgl. T. F. Thiselton Dyer. British popular customes, past and present. Arranged according to the calendar of the year. London 1876. 8°.) So kommt es, daß in diesem Lande der politischen Freiheit mehr Sinecuren bestehen, denn irgendwo, nirgends der hohe Adel eine solche Macht und gleichzeitig Verehrung genießt, nirgends dem religiösen Elemente eine ausgedehntere Herrschaft eingeräumt wird. So kommt es, daß in England ein freier Bauernstand fast zu den unbekannten Dingen gehört, daß die Zahl der Grundeigenthümer in England, Wales und Schottland 1871 schon auf 26,000 herabgeschmolzen war, die Masse des Volkes als Pächter den fremden Boden bearbeiten muß und Großbritannien unter den jetzigen Agrargesetzen immer mehr in die Latifundien-Wirthschaft hineingetrieben wird. Neben diesem ländlichen Farmerthume zieht die großartig wie nirgends entwickelte Industrie, deren sämmtliche Zweige hier aufzuzählen wir mit dem Beifügen unterlassen, daß sie sich eben auf alle Gebiete menschlichen Bedarfes erstreckt, ein zu wahren Heeren anschwellendes Arbeiterproletariat in den Fabriken, Bergwerken u. dergl. groß, welche oft in den drückendsten Verhältnissen ihr Brod verdienen und nicht mit Unrecht „weiße Sklaven" genannt worden sind. Frauen und Kinder müssen in zunehmender Menge die schwere Arbeit in den dumpfigen, gesundheitsschädlichen Fabriksräumen verrichten, und die heillosen Einflüsse dieser Zustände geben sich in Lastern aller Art, besonders der Trunksucht, endlich aber in einer körperlichen Verkümmerung des Menschenschlages kund. Durch Arbeitseinstellungen (Strikes) und die Trade-Unions suchten die rechtlosen Massen zwar, aber mit wenig Erfolg, die Uebel zu bekämpfen, welche nicht ihre Brodherren, sondern der gesetzmäßige Entwicklungsgang der Gesittung in England über sie verhängt hat. Kurz, das britische Volk, politisch das freieste unter der Sonne durch seine Gesetze, ist das geknechtetste durch seine Sitten und Einrichtungen, d. h. durch einen Zwang, den es sich freiwillig auferlegt.

„Weil England stets eine Welt für sich war, so trägt auch jeder Sohn Großbritanniens in Gesichtszügen wie im Charakter etwas Entschiedenes, Racenartiges an sich, und der Engländer läßt sich unter allen Nationalitäten am ersten erkennen. In keinem europäischen Lande fühlt der Bürger den Staat so in sich, wie der Engländer; darum schreibt er auch das Wort „I", das aus einem einzigen Buchstaben besteht und „ich" bedeutet, groß; in ihm ist gleichsam das Gefühl mächtig:

ich bin der Staat. Jedem Engländer iſt Gemeinſinn eigen im ſtrengſten Sinne des Wortes, der ſich in der treuen Erfüllung der Pflichten gegen den Staat zeigt. Dieſer Gemeinſinn, der ſich oft im äußeren Benehmen hart und abſtoßend zeigt, bildet jenen klaren politiſchen Verſtand aus, durch welchen eine ſo allmächtige öffentliche Meinung in England möglich wird. Männlichkeit, Geſetzmäßigkeit, Liebe zum Familienleben, Scharfblick, Unternehmungsgeiſt, Fleiß, Ausdauer, Freiheitsliebe und Hingebung an das Vaterland, — wer will dieſe großartigen bürgerlichen Tugenden den Engländern im Angeſichte der Geſchichte abſprechen? . . . . . Sehr beziehungsreich iſt das Motto an der Londoner Börſe, Pſ. 24, 1: „Die Erde iſt des Herrn und Alles, was darinnen iſt, der Erdboden und was darauf wohnt.“ Darin ſpricht ſich der großartige engliſche Unternehmungsgeiſt, der Geiſt friedlicher Eroberung der fernſten Länder mit Hülfe der Waffen der Humanität, der Religion und der freien Inſtitutionen aus, wodurch es dem Engländer möglich geworden iſt, auf der einen Seite durch dieſe einzige wahre Colonialpolitik ihre Herrſchaft und ihre Handelsintereſſen auf der ganzen Erde zu verbreiten, wodurch ſie zugleich auf der anderen Seite auch die Werkzeuge der Vorſehung für die Verbreitung des Chriſtenthumes und der Civiliſation geworden ſind. Man ſchilt den Engländer kalt und ungeſellig; ja, er iſt kalt und ungeſellig, ſo lange er im Comptoir arbeitet; da iſt er ganz Geſchäftsmann; aber laßt ihn ſeine Geſchäfte vollendet haben, und folgt ihm in ſein Haus, in den Kreis ſeiner Familie, wie er am Kamine gleichſam aufthaut, geſellig und liebenswürdig wird und einen Humor entwickelt, daß er auf einmal ganz verwandelt ſcheint; — man ſchilt den Engländer mißtrauiſch; Mißtrauen iſt aber in einem ſo großen Weltverkehre eine ſo nothwendige Tugend, wo Vertrauen tauſendmal getäuſcht wurde; ſeid bei den Engländern einmal eingeführt, dann iſt für euch ſein Herz, ſein Haus, ſeine Familie, ſeine Freundſchaft und ſein Vertrauen geöffnet und ihr könnt in allen Beziehungen auf ihn rechnen. Ihr nennt den Engländer äußerlich fromm, ja orthodox: aber ſeht euch um, in welchem Lande zeigt ſich in den Familien ſo viel ſittliche Kraft und Tüchtigkeit, ſo viele Glaubensſubſtanz in dem Einzelnen, ohne Grübeleien? Zu den großen Seeſiegen, die Nelſon und andere große Admirale davongetragen, hat neben der ſtrengen Tactik und Kriegszucht nichts mehr dazu beigetragen, als ihr unmittelbar religiöſer Glaube. Und als vor mehreren Jahren der Vorſchlag gemacht wurde, die ſtrenge Sonntagsfeier dadurch zu ſtören, daß auch an dieſem Tage Briefe ausgetheilt werden ſollten, erhob ſich gerade der Sturm dagegen von der City und dem Handelsſtande aus, und die Neuerung unterblieb. Wir Deutſche ſchlagen den Engländer in Künſten und Wiſſenſchaften und ſelbſt in der Mechanik der großartigen Erfindungsgabe. Der kühnere Entwurf, die mächtigere Idee, welche wunderbar und überwältigend aus der Tiefe des deutſchen Gemüthes, wie aus dem Meere der Wunder emporſteigt, — dieſe flößt in der Muſik, in der Malerei, in der ſtrengen Wiſſenſchaft, ſelbſt in den mechaniſchen Künſten dem Engländer die hohe Bewunderung und Verehrung für den deutſchen Genius ein: nicht freiwillig thut er es, er iſt dazu gezwungen. In der practiſchen Ausführung und Verbeſſerung aber, in der Anwendung einer Erfindung auf's Leben zur Gewinnung von Geldmitteln ſteht der Deutſche dem Engländer nach, ja dieſer beutet ihn aus und lacht heimlich in's Fäuſtchen, daß John Bull klüger iſt, wie ſein alter Vetter Michel.“ (Hobirk. Wanderungen auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde. IX. Bd. S. 10—12.)

Von den gewaltigen Eigenſchaften des engliſchen Volkes legt die britiſche Metropole, London, die größte Stadt des Erdballs, das beredteſte Zeugniß ab. Es beläuft ſich die Einwohnerzahl der Rieſenſtadt auf 3,356,073, alſo **faſt auf 3½ Millionen, und bedeckt der Umfang derſelben einen Flächenraum von 290 □Km.**

Sie erſtreckt ſich an der 180—275 M. breiten Themſe entlang von Fulham bis nach Woolwich, erklettert im N. die Hügel von Hampſtead Heath und dehnt ſich im S. bis nach Norwood. Mitten durch läuft die Themſe, überſpannt von 17 Brücken, welche den ſüdlichen und nördlichen Stadttheil mit einander verbinden.

Der Tower.

Die Durchſchnittserhebung der Häuſer über der Fluthöhe von Trinity iſt 12 M., bei einer Variation von 3,66 M. in den Niederungen von Plumſtead unter dem Pegelſtande, bis zu 131 M. in Hampſtead über demſelben. Die Bodengeſtaltung der engliſchen Metropole iſt alſo durchaus keine ebene, ſondern an Verſchiedenheit den hügeligſten Hauptſtädten des Feſtlandes überlegen. Ihre Anhöhen ſind größer als die ſieben Hügel der ewigen Stadt Rom, und der Anblick des Tiber iſt bei weitem nicht ſo impoſant und großartig, als das Panorama, welches die Themſe mit ihren tauſend ſie einfaſſenden und in unabſehbarer Ferne ſich verlierenden Lichtern allabendlich gewährt. Der tägliche Waſſerverbrauch beträgt 514,269 Tons und die jährliche Werthbeſtimmung ſteuerfähigen Eigenthums ergibt an 400 Mill. RM. Im Jahre 1873 betrug die Zahl der Geburten 121,000 oder ungefähr 2285 in der Woche und überſtieg die Sterbefälle um 14,466 oder 839 die Woche. (Siehe über **London**: J. G. Kohl. Die Hauptſtädte Europa's. S. 163—180.) „Wollen wir uns einen allgemeinen Ueberblick der Rieſenſtadt an der Themſe verſchaffen, ſo beginnen wir unſere Entdeckungsreiſe durch dieſes Labyrinth von Straßen und Plätzen am zweckmäßigſten am „Strand“, der eigentlichen Grenzſcheide zwiſchen der vornehmen Welt und dem Leben der „City“, welches letztere ſeinen gewerblichen und ruhigen Charakter noch hierher verbreitet. Am Strand liegen die meiſten Theater umher zerſtreut, aber wir gehen gerade aus, nach Charing-Croß, betrachten einen Augenblick den Trafalgar Square und die Nationalgallerie, ſehen die vornehmen Equipagen über den vornehm belebten Pall Mall rollen und wenden uns dann rechts über den Waterloo-Platz in die Regent-Street, die wahre Königin unter den 10,000 Straßen Londons. Hier drängt ſich das faſhionable Leben von London in den großartigſten Maſſen zuſammen, es iſt in aller ſeiner coloſſalen Größe hier in Bewegung gerathen, und ſchreitet doch wie ein geordnetes Chaos, wie ein feierlicher Tumult mit Ruhe und Würde, mit Anſtand und Sitte vorwärts. Das Gedränge der Fuhrwerke, Staatswagen, Cabriolets, Omnibus und Reiter iſt hier alltäglich ſo groß, wie in Paris kaum zur Zeit der Carnevals, man glaubt die Anſtalten zu einem außerordentlichen Feſte zu ſehen, und es iſt nur die Gewohnheit des täglichen Lebens, die ſo großen Aufwand und ſolche Mittel braucht, um ihre Exiſtenz zu beſtreiten. Wenn wir aus Regent-Street heraustreten, paſſiren wir bergabwärts das herrliche Treiben der „Picadilly“, den Green Park entlang, in dem mit echt britiſcher Freiheit Kühe und Schafe neben den eleganteſten Spaziergängern weiden, und ſtehen dann vor Hydepark Corner ſtill, wo man ſich erſt bedenkt, ob man den ungeheuren Flächenraum des Hydepark durchſchreiten will. Er bringt uns auf die am meiſten geräuſchvoll belebte Oxford-Street hinaus, welche mit ihren vielen Läden und Boutiquen, obwohl in einem glanzloſeren Maßſtabe, an die Pariſer Boulevards

Digitized by Google

erinnert. Von dort, wenn wir Siebenmeilenſtiefel anziehen, gelangen wir bald in äußerſten N. der Stadt, an den coloſſalen Regent-Park mit ſeinen bizarren und großartigen Terraſſen, mit ſeinen vielen Alleen, Villen, Häuſern, Säulen, mit ſeinem rieſenhaften Coloſſeum, mit ſeinen reichen Pflanzungen und ſchönen Gewächſen.“ (Hobirk. A. a. O. S. 24—25.) Die ſonſtigen Sehenswürdigkeiten Londons ſind unzählig; als weltbekannt greifen wir die herrliche Pauls-Kathedrale, die Weſtminſter-Abtei, den Tower und das Britiſche Muſeum heraus. Zwiſchen den verſchiedenen Stadttheilen beſtehen ſehr merkliche Unterſchiede; welch ein Contraſt herrſcht nicht zwiſchen den geſchäftigen Straßen der City und den vornehm ſtillen Squares des Weſtend; dem Dunkel und Schmutz des dicht bevölkerten Oſtend mit den berüchtigten Vierteln von Whitechapel und Bethnalgreen mit dem dort angehäuften oft grauſigen Elende, und den einladenden, gartenreichen Vorſtädten. Letztere kann man als wahre Gartenſtädte bezeichnen, wo große und kleine Gärten vor und hinter den Häuſern die in Zwiſchenräumen gebauten Villen und Cottages von der Straße trennen. Die Mehrzahl der Häuſer Londons darf man ſich im Uebrigen nicht großartig und prächtig denken; ſie ſind ſelten mehr als zwei Fenſter breit und zwei Stockwerke hoch, und gleichen eins dem andern; denn der Engländer liebt ein Haus für ſich zu haben.

Inſel Wight.

Die Umgebungen Londons ſind in landſchaftlicher wie in anderer Hinſicht intereſſant; die nächſte Nähe der Hauptſtadt iſt mit Städten und Dörfern beſäet, darunter das durch ſeine Sternwarte berühmte Greenwich (128,000 Einw.), Windſor am rechten Themſeufer, der Sommerſitz der königlichen Familie, Eton mit einer der berühmteſten Schulen Englands, Woolwich (42,000 Einw.), das Hauptdepot der engliſchen Artillerie. In Kew iſt ein prachtvoller botaniſcher Garten; in weiterer Entfernung liegt Brighton, das beſuchteſte Seebad in der Nähe Londons, an der engliſchen S.-Küſte; weiterhin gegen W. die gleichfalls ob ihrer landſchaftlichen Reize vielbeſuchte Inſel Wight, mit mehreren Badeplätzen, einem königlichen Luſtſchloſſe, der Seevilla Osborne.

Ein noch mittelalterlicherer Geist als in England weht in Schottland, dessen Bevölkerung in zwei scharf geschiedene Elemente zerfällt. In den Lowlands, wo die gewerb- und industriereichen Städte liegen, wohnen dermalen englische Ansiedler, welche die einstigen keltischen Besitzer des Bodens in die Berge zurückdrängten. Der ganze S. und O. Schottlands ist rein germanisch, nur der NW. gälisch oder keltisch. (Siehe: James A. H. Murray. The dialect of the southern Counties of Scotland. With an appendix on the present limits of the gaelic and lowland scotch and the dialectical divisions of the lowland tongue and a linguistical map of Scotland. London und Berlin 1873. 8°.) In diesem germanischen Gebiete Schottlands liegen die Sitze der Intelligenz, die Universitäten Edinburgh, Glasgow und Aberdeen, die wichtigsten Häfen des Landes: Glasgow, Greenock, Leith, Dundee, Perth, Aberdeen, hier die Hauptplätze der Industrie und die am dichtesten bevölkerten Landstriche.

Die Hügelstadt Edinburgh bietet einen mannigfachen Reichthum landschaftlicher und künstlerischer Schönheit. Sie nennt sich stolz das nordische Athen und hat den Ruf, eine der schönsten Städte Europa's zu sein. Den beherrschenden Mittelpunkt der Stadt bildet das Schloß auf Castle Hill (Schloßberg), einem steilen Felsen, an dessen Fuß Holyrood Palace liegt. Früher umgab tiefer Sumpf den Fels auf den drei offenen Seiten. Jetzt hat sich der Sumpf in einen blühenden Garten verwandelt, welcher mit Fontänen und Monumenten geschmückt ist. In ihm steht das großartige Denkmal Sir Walter Scott's, eine sitzende Statue unter hohem gothischen Baldachin. Stellen wir uns auf die Spitze des Castle Hill und schauen nach O. dem Holyrood Palace zu, so haben wir tief unter uns die Stadt, zur Rechten die Altstadt und im Rücken wie zur Linken die Neustadt. Aus der großen Häusermasse ragen da und dort Thürme von Kirchen, deren Edinburgh allein etwa 145 zählt, sowie einige Denksäulen hervor. Im NO. ist der Blick begrenzt durch Calton Hill. Auf dessen Spitze hebt sich das unvollendete Waterloodenkmal der gefallenen Schotten vom Himmel ab, ein Denkmal schottischen Stolzes und schottischer Armuth. Rund um den Hügel zieht sich eine Terrasse von Häusern mit prächtiger Aussicht, Royal Terrace genannt, und an seinem Fuße liegt die High School, eines der Gymnasien der Stadt, ein einstockiges, lang hingestrecktes Gebäude, im classischen Style erbaut. Im SO. fesselt Arthurs Seat, 250 M. hoch, der höchste Hügel in der Umgebung Edinburghs, den Blick. Wenden wir uns nach S., so zeigt sich in der Ferne ein sanfter Hügelzug. Nach W. liegt das Land offen vor den Blicken des Beschauers und im N. sehen wir in majestätischer Ruhe die ewige See. — Das alte Edinburgh bis zum letzten Jahrh. bestand vorzüglich aus zwei Straßen: High Street (Hohe Straße), welche auf dem Abhang des Castle Hill zu Holyrood Palace führt, und Cowgate (Kuh-Thorweg), ihrer südlichen Parallelstraße, welche entlang dem Fuße von Castle Hill sich hinzieht. Wir wandern die High Street hinab und kommen an den beiden Hallen, an welchen sich die General Assembly der Church of Scotland, wie der Free Church (Freie Kirche) versammelt, sowie an St. Giles Church, der ältesten Kirche der Stadt, in welcher John Knox predigte, vorüber. High Street, früher die Hauptstraße der Stadt, ist jetzt nur noch von Kaufläden zweiten Rangs und Bierschenken gefüllt. In ihr ist auch das Haus des schottischen Reformators noch erhalten und wird dem Besucher gezeigt. Wir kommen zu Holyrood Palace, welcher im Anfang des 16. Jahrh. erbaut wurde und zur Residenz der schottischen Könige diente. Auch jetzt noch nimmt die Königin bei einem Aufenthalt in Edinburgh immer ihr Absteigequartier in diesem Palaste. Rund um den Fuß des im Hintergrunde frei sich erhebenden Arthurs Seat führt ein wunderschöner Weg, Queens Drive genannt, zum Andenken an die schöne Königin Maria, welche oft diesen Pfad zu reiten pflegte. Wir wenden uns dem Fuße des Castle Hill entlang durch Cowgate zurück. Hier, so-

ed by Google

wie in den anstoßenden Gassen, wohnen die unteren Classen der Bevölkerung, Arbeiter, sowie Müßiggänger aller Art, besonders Irländer. Und schon der Name Irländer klingt in den Ohren des Schotten wie Taugenichts. Die Bewohner sind verkommen. Die Wohnhäuser sind hoch und dunkel, und die Gasse macht Abends einen wüsten, unordentlichen, beinahe unheimlichen Eindruck, doch bietet die Straße mit ihren grotesken Häusern für den Liebhaber der alten Zeiten, sowie mit ihrer grotesken Bevölkerung für den Beobachter des Volkslebens manche interessante Seite dar. Ich sah einst in der Abenddämmerung nach vollbrachtem Tagewerk ein altes, ergrautes irisches Ehepaar vor ihrer Hausthüre stehen, sich abwechselnd einer Pfeife Tabak erfreuend, das Weib gab immer dem Ehegespons verschämt durch einen sanften Rippenstoß zu verstehen, daß nunmehr wieder die Reihe an sie gekommen sei. Und derselbe versäumte nicht, vorher galant die Mundspitze der Pfeife mit seinen Händen abzuwischen und zu trocknen, ehe er sie seiner bessern Hälfte anbot; Tabak, Bier und Whisky spielten in diesen Quartieren eine große Rolle. Gegen Trunkenheit wird besonders in Meetings, an welchen der Schotte eine besondere Freude hat, angekämpft. Noch besser wird armen verkommenen Familien aufgeholfen durch Errichtung von Armen- und Industrieschulen für die Kinder. In neuester Zeit wurde auch ein weiteres Heilmittel, die Errichtung von gesunden, einladenden, hellen und luftigen Wohnhäusern für Arbeiter mit Erfolg versucht, doch ist hier noch ein weites Feld offen. Im letzten Jahrhundert zog sich die Noblesse der Bevölkerung mehr nach S., und erst neuerdings erstehen dort wieder in überraschender Anzahl neue Villen, doch gegenwärtig ist der fashionable Theil der Bevölkerung im N., in der Neustadt zu suchen. Wir wenden uns nun zu dieser. Wir sind am W.-Ende von Cowgate und münden in den Grasmarket ein, den großen öffentlichen Platz des alten Edinburgh. Wir ersteigen den Castle Hill von S. und haben, auf der Spitze angelangt, im N. Princes Streetgarden zu unsern Füßen. Ein breiter Damm, Mound genannt, überbrückt den tiefliegenden Garten. Auf ihm stehen zwei der schönsten Gebäude der Stadt: Royal Institution mit antiquarischem Museum und die National Gallery. Beide Gebäude sind in dorischem Style gebaut und theilweise Nachbildung des athenischen Parthenon. Der Mound führt uns hinab zu Princes Street, unbedingt der schönsten Straße Edinburghs. Die Straße erstreckt sich parallel dem Castle Hill von O. nach W. Verfolgen wir diese Richtung, so haben wir zur Linken über uns das stolze Castle und unter uns den blühenden Garten. Zur Rechten sind die großen Kaufläden und Hôtels der Stadt, die Neustadt ist im N. dieser Straße. Breite, prächtige, verhältnißmäßig ruhige Straßen und Plätze verleihen ihr einen etwas langweiligen, einförmigen Charakter. Edinburgh ist eine Stadt der schroffsten Gegensätze. Neben dem hohen Adel in der Neustadt wohnt die verkommenste Bevölkerung in der Altstadt, doch werden von Seiten der höheren Classen alle Anstrengungen gemacht, die niederen zu heben. Die Universität verbreitet Licht und Anregung und gibt der Stadt, sowie den socialen Verhältnissen einen edleren Ton und höheren Schwung. Die Kirchen haben hier an der Stätte Knox's, wie kaum an einem anderen Orte, einen hervorragenden Einfluß auf das Volksleben. Die einflußreichsten Kirchengemeinschaften sind die presbyterianischen. Doch wird viel Kraft unnöthig verschwendet im kirchlichen Streit und Zank, denn der Schotte ist eigensinnig bis zum Extrem. Endlich in populären Vorträgen von Geistlichen und andern Gebildeten wird Licht und Aufklärung unter alle verbreitet, welche darnach suchen. Der schottische Charakter bietet eine eigenthümliche Mischung. Der Schotte ist vorsichtig und verschlossen, aber zuverlässig, kalt und doch leidenschaftlich, vor allem über die Maßen stolz. Er ist erfüllt mit unendlicher Selbstachtung und sieht herab auf alles Fremde, wozu in seinen Augen auch alles Englische gehört. Schottland ist das gelobte Land, dessen Glanz leuchtet in alle Welt. Es ist Abend geworden über unseren Wanderungen. Beschließen wir dieselben mit einem nochmaligen Gange durch Princes Street, die Schaufenster sind prächtig erleuchtet. An ihnen vorüber stößt und drängt sich eine unaufhörlich fluthende Masse. Ueber dem dunkeln Garten auf der anderen Seite erheben sich die Formen des Castle Hill, umkränzt von den Lichtern der Häuser, welche auf der Spitze stehen. Da und dort stockt die Masse, um auf den Gesang eines armen Knaben, oder auf das Geigenspiel eines alten Mannes zu lauschen. Ein Straßenprediger verkündigt am einen Ende unter den Lampen mit lauter Stimme seine Predigt, und rund um ihn steht

Digitized by Google

eine bald neugierig lauschende, bald kritische Bemerkungen murmelnde Menge. Am anderen Ende der Straße hat sich eine der in der Fremde überall gegenwärtigen deutschen Musikbanden aufgestellt. (Schwäb. Merk. vom 5. August 1875.)

Im Gegensatz zu den geschilderten, entbehrt der gälische Theil Schottlands aller der erwähnten Vortheile und gehört zu den ärmsten und culturell zurückgebliebensten Gebieten Europa's. Jagd, Viehzucht und Fischfang bilden die Hauptbeschäftigung der Bergschotten, welche sich durch ihre beinkleidlose Tracht auszeichnen. Aus Kilt (Oberkleid) und Plaid bestehend, schwindet dieselbe indeß immer mehr. Die eifrig betriebene Fischerei beschäftigt sich mit Lachs- und Forellenfang in den Flüssen, noch weit wichtiger ist aber die namentlich an der O.-Küste sehr schwunghaft betriebene Seefischerei: der Häring- und der Stockfischfang. Die Häringe sind launenhaft und erscheinen nicht immer zu derselben Zeit, noch an denselben Küsten; und zwischen ihnen und den Heirathen besteht in Schottland ein unbestreitbarer, wenn auch nicht immer auf den ersten Blick erkennbarer Zusammenhang; die relative Ergiebigkeit des Häringfanges spielt dort nämlich die gleiche Rolle wie in anderen Ländern die jeweilige Höhe der Kornpreise. Die Bergschotten gehören der presbyterianischen, ein nicht geringer Theil auch der katholischen Kirche an, sind übrigens intelligent und unterrichtet, andererseits aber von dickem Aberglauben umnachtet. An das „zweite Gesicht" wird allgemein geglaubt. Uebrigens sind nicht blos die Hochlande, sondern ganz Schottland wegen des dort herrschenden Aberglaubens berüchtigt.

Auf weit tieferer Gesittungsstufe noch als Schottland steht Irland, das grüne Erin, jene unglückliche Insel, an welcher die Briten wie es scheint ein Exempel statuiren wollten von dem, was sie an Mißverwaltung zu leisten verstehen. Der Stock der Bevölkerung ist keltisch, doch sitzen im O. und N., in Ulster und im östlichen Leinster germanische Engländer; die von England kommenden Eroberer erreichten natürlich zuerst die ihnen am nächsten liegende O.-Küste der Insel, setzten sich daselbst fest und drängten die eingeborene keltische Bevölkerung, die allmählig aller Rechte beraubt ward, immer mehr gegen W. zurück. Dieser Proceß dauert nun seit 1171, als die Briten zum ersten Male den Fuß auf Irland setzten, und was sich dort seitdem zugetragen, ist Gewähr genug, um die östliche Bevölkerung der Insel einer Vermischung mit den keltischen Eingebornen nicht zu verdächtigen. Hier waltet vielmehr englisches Blut und damit auch der Protestantismus, während der keltische Ire ein treuer Sohn der katholischen Kirche geblieben. Kräftig und wohlgestaltet, lebt er in elenden Hütten, kaum menschlichen Wohnungen ähnlich, in grenzenloser Armuth, Unwissenheit und Rohheit, durch den Druck der

Verhältniſſe ſeit Jahren in coloſſalen Mengen zur Auswanderung aus ſeiner heimathlichen Inſel gezwungen, welche, eben in Folge dieſer Auswanderung, in ihrer Volkszahl zwar ſtationär geblieben, immerhin noch an bedenklicher Uebervölkerung leidet. (Gustave de Beaumont. L'Irlande sociale, politique et religieuse. Paris 1863. 8°. 7te Aufl. 2 Bde.) Die Gerechtigkeit erfordert indeß, hinzuzufügen, daß an den traurigen Zuſtänden Irlands die Iren ſelbſt einen Theil der Schuld tragen.

Schon in der Jugend macht ſich beim Iren der Hang zu Verſchwörungen verbunden mit ſtrengen Gelübden der Verſchwiegenheit geltend. Letztere wäre gewiß ein ehrenhafter Zug des iriſchen Charakters, wenn nicht gar zu oft die kameradſchaftliche Treue beim Eintritt ganz gemeiner Verſuchungen erſchüttert würde. Dieſer Charakterneigung entſpringen die geheimen Geſellſchaften der Fenier, welche die Befreiung der Inſel vom britiſchen Joche und die Herſtellung einer iriſchen Republik anſtreben, dann aber der ſocial viel wichtigere Bandmännerbund (Ribbonmen) mit dem Zwecke den Pächter im Genuſſe ſeiner Pacht gegen den Grundeigenthümer zu ſchützen, natürlich wenn er mit dem Pachtſchilling im Rückſtande war und ausgetrieben werden ſollte. Daher verfiel auch ein Pächter der Vehme, der eine Pacht antrat, von welcher ein Landmann entfernt worden war. Dieſe Vehme äußerte ſich in einer Reihe von Morden, theils an den Pächtern, theils und zwar meiſtens an den Grundbeſitzern oder richtiger an deren Gutsverwaltern verübt. Dieſe agrariſchen Verbrechen ſteigerten ſich ſo maßlos, daß der Aufenthalt auf der Inſel für die engliſchen Gutsherren nahezu unerträglich ward, dieſe das Land verließen, wo ſie ihr Leben täglich und ſtündlich bedroht ſahen, und ihre Güter durch gewiſſenloſe Landagenten oder Verwalter beſorgen laſſen. Einen freien Bauernſtand gibt es nämlich auch in Irland nicht; aller Grundbeſitz iſt in den Händen der engliſchen Ariſtokratie; der Ire iſt nur Pächter (Farmer) und befindet ſich kaum in einer anderen Lage, als der Muſchik, der ruſſiſche Leibeigene, weßhalb auch beide dem Großgrundbeſitzer ſeit alter Zeit feindlich gegenüberſtehen. Die iriſchen Pächter kommen zwar dem Stande des einfachen Bauers weit näher als ihre Genoſſen in Schottland oder gar in England. Während die Zahl der Farmen in Schottland eine durchſchnittliche Größe von 74 Morgen Landes hat und in England von 111 Morgen, fällt dieſelbe in Irland auf 34 Morgen. In England gibt es eine beträchtliche Anzahl Pachtgüter von 1000 Morgen, in Irland eine ſolche von 15, 10, 3, ja 1 Morgen. Nicht wenige iriſche Pächter ſind daher kaum mehr als einfache Ackersleute. Gleichwohl findet ſich neben der Pächterclaſſe eine Taglöhnerclaſſe, die auch befriedigt ſein will. Der Urſprung des iriſchen Elends iſt nach dem Geſagten ſo ſonnenklar, daß über ihn eine Meinungsverſchiedenheit nicht aufkommen kann. Die Eingebornen jammern zunächſt über die Abweſenheit ihrer Gutsherren, allein welcher Gentleman wird wohl in einem Lande bleiben, wo er hinter jeder Hecke ein gegen ihn geladenes Feuerrohr ſuchen muß? Aus dem gleichen Grunde iſt es rein unmöglich, daß Fabriken entſtehen, denn welcher Capitaliſt würde es wagen, mit einer iriſchen Arbeiterbevölkerung irgend ein Unternehmen zu beginnen. Da alſo eine große Induſtrie in Irland nicht denkbar iſt, die kleinen Gewerbe aber in unſeren Zeiten vollſtändig beſeitigt ſind, ſo bleibt der Bevölkerung kein anderer Erwerbszweig als die Landwirthſchaft. Leider vernachläſſigt der Ire die Viehzucht, wozu ſein Land ſich ſo trefflich eignet, und ſtemmt ſich gegen die Natur, indem er Weizen baut. Ueberwiegend iſt jedoch der Anbau der Kartoffel, und dieſe Frucht liefert, wenn ſie nicht fault, immer noch leidliche Erträge. Ein Land alſo, welches gegen ſeine natürlichen Satzungen ſich auflehnt, muß von vornherein mit Armuth geſtraft werden. In der That wird Irland bei Mißrathen der Kartoffelernte meiſtens von ſchrecklicher Hungersnoth heimgeſucht. Die Theilung und Zerſtückelung der Ackerfläche iſt an ſich zwar kein Nachtheil, aber alles richtet ſich nach den Oertlichkeiten. Eine intenſive Bewirthſchaftung iſt nur auf zerſtückelten Flächen denkbar und trägt ihre Gewinne in unmittelbare Nähe großer Märkte, vorzüglich in geringen Abſtänden von Großſtädten. Auf dem flachen Lande aber wird ſie ein Fluch. Die

Pachtzerſtückelungen, wie ſie in Irland üblich, führen mit Schnellzugsgeſchwindigkeit in das Elend. Wenn die Kinder heranwachſen, theilt der Pächter ſeine Pacht in Kopftheile; die elenden Hütten bauen ſich die Leute gewöhnlich ſelbſt, da ſie faſt noch weniger Anſprüche an Bequemlichkeit erheben, als die Schweizer zur Pfahlbautenzeit. Geheirathet wird bereits im 17. oder 18. Jahre bei beiden Geſchlechtern, und die Ehen ſind — in dieſem Falle zum Entſetzen — fruchtbar. Daß ſich eine Familie in die Pachtflur theilt, iſt zwar traurig, aber immer noch verzeihlich. Hat indeſſen irgend ein Ire eine größere Pacht inne, ſo will er ſogleich den Grundherrn ſpielen, er zerſtückelt ihn in Afterpachte, treibt von den Afterpächtern den Zins ein und lebt dann von dem Ueberſchuſſe des Afterpachtſchillings. Oder er läßt auch ſeine Felder von Conacre-Leuten beſtellen. Im S. Irlands iſt nämlich das ſogenannte „Conacre-Syſtem" im Schwange, wonach der Kleinpächter an den Taglöhner etwa einen Achtelmorgen Landes zum Zweck des Kartoffel- und Gemüſebaues für des Taglöhners eigenen Verbrauch, aber nur für eine Ernte, in Aftermiethe gibt. Der Kleinpächter macht damit oft den ſechsfachen Betrag deſſen, was er an Pachtzins zahlt. (Ausland 1869, Nr. 12, S. 268—269.)

In neuerer Zeit hat die engliſche Regierung langſam andere und gerechtere Zuſtände herbeizuführen und zunächſt mit der Beſitzausweiſung der Hochkirche aus iriſchen Gemeinden begonnen, die ja als Katholiken nichts mit ihr zu ſchaffen haben. Auch hat ſich ſeit der Hungersnoth in dem Jahre 1841 ein großer Umſchwung in den Landpachtgütern vollzogen. Nach den ſtatiſtiſchen Tafeln des Jahres 1875 hat ſich die Zahl der Pachtgüter dadurch vermindert, daß die ſehr kleinen in die größeren aufgegangen ſind. Im Jahr 1841 gab es 310,436, im Jahr 1875 nur 69,068 von 1—5 Acres. Die von 5—15 Acres gingen von 252,790 auf 166,595 herunter. Die aber von 15—30 Acres vermehrten ſich von 79,342 bis 137,639; die über 30 Acres gar von 48,625 bis 160,292. In der Geſammtzahl der Pachtgüter zeigt ſich eine Abnahme von $22\frac{7}{10}\%$. Die große Mehrzahl, nämlich 373,626, übrigens iſt jetzt noch unter 30 Acres. (Allgem. Zeitg. vom 14. September 1876.) Trotz der ſeither in Fluß gerathenen und bis zu gewiſſem Grade ſehr berechtigten Home-Rule-Bewegung ſcheint Irland jetzt beſſer zu gedeihen. Beſonders erfreulich iſt es, daß das Loos der ärmeren Claſſen ein beſſeres wird. Der Aufſchwung Englands ſcheint auch die Nachbarinſel beeinflußt zu haben, wie aus dem jüngſten General-Ausweis (Registrar General) ſich zeigt. Es ergibt ſich aus demſelben endlich eine Abnahme gewiſſer Culturländereien, beſonders ſolcher mit Kornfrüchten bebauten; dagegen hat der Flachsbau zugenommen, und das beweiſt, daß die Hauptinduſtrie des Landes verhältnißmäßig im Aufblühen begriffen. Ebenſo hat ſich auch der Rübenbau vermehrt, und damit gewinnt die Viehzucht, für welche Irland beſonders geeignet iſt, mehr Boden. Der Rindviehbeſtand iſt zwar weſentlich derſelbe geblieben, gewachſen nur die Zahl der Pferde, Mauleſel und Eſel. Ungünſtig iſt blos die Verminderung der Schafe um $^1/_3$ Million und der ſtetige Rückgang der Küſten- wie der Flußfiſcherei. Das erfreulichſte Zeichen der Beſſerung finden wir indeß in der Abnahme der Auswanderung. Diejenige der erſten 6 Monate des Jahres 1875 war geringer als im entſprechenden Zeitraum des Jahres 1874, aber in der erſten Hälfte dieſes Jahres iſt eine weitere Abnahme von einem vollen Drittel zu bemerken, nur 20,604 Perſonen verließen das Land. (Allgem. Ztg. vom 13. Auguſt 1876.)

Wir haben nunmehr die Zuſtände der einzelnen Theile des vereinigten Königreiches im Allgemeinen kennen gelernt; es erübrigt uns nur noch einen Blick auf daſſelbe in ſtaatlicher Beziehung zu werfen. Großbritannien iſt blos das Mutterland eines gewaltigen, über alle Zonen der Erde ſich erſtreckenden Staatsweſens, welches der Engländer mit Stolz das „Britiſche Reich" (British Empire) nennen darf. An der Spitze deſſelben ſteht ein Monarch mit dem Königstitel, dermalen eine Königin, die aber als Beherrſcherin von Indien ſich auch „Kaiſerin von Indien" nennt. Das britiſche Reich iſt eine ſtreng conſtitutionelle Monarchie, in welcher die Macht des königlichen Oberhauptes

Digitized by Google

durch die Verfassung beinahe blos auf äußerliche Prärogative beschränkt ist. London ist der Sitz der Regierung und des Parlaments, bestehend aus einem Unterhause von 655 Mitgliedern, wovon 497 in England und Wales, 53 in Schottland und 105 in Irland gewählt werden, und einem Oberhause, worin nur die Prinzen und der hohe Majoratsadel des Landes sitzen. Unter hohem Adel ist alles zu verstehen, was den Lord- (Herr) Titel führen darf, d. h. die Nobility, welche mit dem Baron anfängt. Die Lordschaft umfaßt den Baron, Viscount, Earl (Graf), Marquis und Duke (Herzog), und erbt in derselben nur der Erstgeborne Besitz und Titel. Der niedere Adel heißt Gentry und bildet mit dem Volke (Commonalty) den zweiten Stand. Dem Regenten stehen zur Seite die Mitglieder des Cabinets einschließlich der Staatssecretäre; in Schottland fungiren besondere Ober-Staatsbeamte, und Irland sowie Indien werden durch „Vicekönige" regiert. Seit uralter Zeit wird Großbritannien in Grafschaften (Shire's) eingetheilt, von welchen England 42, Wales 12, Schottland 33 und Irland 32 enthält. Ihre Namen und sonstigen bemerkenswerthen Besonderheiten zeigt unsere diesbezügliche Tabelle. Auf einer anderen findet der Leser eine Uebersicht aller auswärtigen Besitzungen und Colonien des britischen Reiches.

Die durch Werbung gesammelte Kriegsmacht besteht aus 105,000 Mann in den vereinigten Königreichen (darunter 24,000 Mann Cavallerie) und 62,900 Mann in den Colonien (mit 26,000 Mann Cavallerie) ohne die bewaffnete irische Sicherheitswache von 13,000 Mann. Außerdem gibt es zur Vertheidigung im Inneren eine Miliz, die bis auf 150,000 Mann verstärkt werden kann, und für den Fall eines Angriffes ein organisirtes Corps von Freiwilligen (Volunteers, 113,000 Mann) und eine berittene Truppe kleiner Grundbesitzer (Yeomanry) zur Unterstützung der Behörden bei Unruhen.

In früherer Zeit war die britische Armee ausgezeichnet durch die innere Tüchtigkeit ihrer Truppen und glich dadurch in mancher Hinsicht das Mißverhältniß ihrer Zahl gegenüber der anderer Heere aus. Dies ist jetzt nicht mehr der Fall. Während sich allenthalben eine gewaltige Entwicklung auf organisatorischem, technischem und taktischem Gebiete in den Heeren vollzog, conservirte England, von Aeußerlichkeiten abgesehen, die Einrichtungen, mit welchen der eiserne Herzog einst im Halbinsel-Kriege gesiegt hatte, und steht deßhalb an Quantität und Qualität seiner Truppen, sowie in Bezug auf deren Taktik, Bewaffnung und Verwaltung längst nicht mehr in vorderster Reihe unter den Culturstaaten.

Die englische Flotte ist dagegen jeder anderen überlegen, sowohl die Kriegsflotte als die Handelsflotte. Erstere ist vertheilt und wird deren größere Hälfte außerhalb des Mutterlandes verwendet.

Nach einer amtlichen Uebersicht bestand die englische Kriegsflotte am 21. März 1876 aus folgenden Schiffen: a. Gepanzerte Schraubenschiffe: 31 Panzerfregatten,

14 Thurmschiffe, 1 Widderschiff, 3 Corvetten, 1 Schaluppe, 3 Kanonenboote, 3 schwimmende Batterien; b. hölzerne Schraubenschiffe: 30 Linienschiffe, 3 Blockschiffe, 2 Mörserfregatten, 18 Fregatten, 29 Corvetten, 33 Schaluppen, 43 größere und 76 kleinere Kanonenboote, 9 Transportschiffe, 5 Vorrathsschiffe, 1 Schiff zu arktischen Expeditionen, 1 Torpedoschiff, 4 Schleppschiffe, 5 andere Dienstschiffe; c. Radschiffe: 5 Avisos, 1 Dampfschiff, 3 Yachts, 14 Schleppschiffe; d. Segelschiffe: 2 Kanonenboote, 2 Briggs, 5 Schooner, 1 Küstenwachschiff. Im Ganzen somit 348 Schiffe. Seit 1855 wurden vom Stapel gelassen 573 Schiffe, angekauft 44, verkauft 110, abgebrochen 128, es gingen verloren 31 Schiffe. Von den am 31. März 1876 vorhandenen Schiffen befanden sich 174 im activen Dienste, 176 in der Reserve.

§. 14. Schweden und Norwegen.

Die Königreiche Schweden und Norwegen sind blos durch sogenannte Personalunion mit einander verbunden, d. h. die Kronen beider Reiche werden von dem nämlichen Fürsten getragen und nach außen hin diplomatisch gemeinsam vertreten. Im Uebrigen sind es zwei vollkommen getrennte Staaten, und es gibt daher eine schwedische und eine norwegische Armee und Flotte, eine schwedische und eine norwegische Regierung u. s. w. Jedes der beiden Länder besitzt seine eigenen Einrichtungen und Gesetze, und bis vor Kurzem auch seine eigene Münze; seither hat man sich glücklicherweise zur scandinavischen Münzconvention geeinigt, wonach sich Schweden und Norwegen und auch Dänemark eines gemeinschaftlichen Zahlmittels bedienen. In Schweden steht dem Könige ein Staatsrath zur Seite, dann ein Reichsrath mit zwei Kammern; in Norwegen ebenfalls ein Staatsrath und das Storthing (großer Rath) der Volksabgeordneten, das sich in das Lagthing (gesetzgebende Versammlung) und Odelsthing (Versammlung der Grundbesitzer) theilt. Das Lagthing besteht aus dem vom Storthing gewählten vierten Theil der Beisitzer des Odelsthing. Einen mit Titeln geschmückten Adel gibt es in Schweden, nicht aber in Norwegen, wo indeß die größeren Grundbesitzer factisch dennoch eine Art Aristokratie bilden. Officiell wird Schweden, 444,800 □Km. und 4,342,000 Einwohner zählend, in 24 Läne oder Landeshauptmannschaften getheilt, die an die Stelle der alten historischen Provinzen getreten sind, deren Namen sich jedoch noch im Gebrauche erhalten; in Norwegen mit 316,700 □Km. und 1,817,000 Köpfen ist noch die alte kirchliche Eintheilung in sechs Stifter üblich, welche in 20 Aemter zerfallen. Sitten und Einrichtungen in diesem vom großen allgemeinen Verkehrsstrom nur wenig berührten Lande haben noch eine gewisse Einfachheit bewahrt, welche an dahingeschwundene Jahrhunderte erinnert.

Mächtig trägt dazu allerdings auch der scharf ausgeprägte Charakter des Scandinaviers bei.

Dieser Menschenschlag, abgehärtet, strotzend von Kraft, tapfer, unternehmend, voll Liebe zu seinem Vaterlande und stolz auf dasselbe, verdankt diese Eigenschaften der Natur, welche ihn umgibt, und den Beschäftigungen, auf welche sie ihn hinweist. Das Meer, welches er gern seine zweite Heimath nennt neben dem „hehren Norden", seiner ersten, hat ihn erzogen. Mit Stolz gedenkt er der Vikinger, jener kühnen Seefahrer, welche einst auf kleinen, aber sehr tüchtig und zweckmäßig gebauten Schiffen auszogen, die Welt zu erobern. Er ehrt das Andenken der alten Seekönige, auf deren Grabhügeln noch jetzt vielfach runenbeschriebene „Bautasteine" stehen. Das Land selbst gibt ihm blos kärgliche Nahrung; und ebenso mühsam holt er, nur selten durch die Fortschritte der modernen Technologie unterstützt, die Metallschätze aus den Bergen. Seine Genüsse sind daher sehr einfacher Art. Das Fleisch von Landthieren ist eine seltene Speise, sein Brot ist eine Art Zwieback, unter den in schlechten Jahren beim Backen Birkenrinde gemischt wird; von geistigen Getränken kommt fast nur Branntwein vor. Daß die bessere Gesellschaft in den Städten anders lebt, ist natürlich. Von Einfluß ist es jedenfalls, daß der Scandinavier ziemlich einsam lebt. Mit dem Gesinde lebt er auf seinem Gehöfte „gaard" mitten in seinem ganzen Besitzthum. Nur des Sonntags beim Kirchengang kommt er mit Bekannten zusammen, und deren sind nicht viele. Eine „Bygde" (entfernt einem Dorfe vergleichbar) liegt meilenweit ab von der andern. Es liegt ein gewisses gesundes, conservatives Element in den Scandinaviern. Sie haben keine der Erinnerungen ihrer großen Vergangenheit vergessen. Ja mehr als das; die altgermanische Götterwelt lebt in Liedern und Sagen noch allenthalben fort. Riesen und Elfen sind noch nicht gestorben und verkehren mit den Menschen.

Der Scandinavier ist tief-religiös. Sein Protestantismus ist so streng, daß er an die Zeit des dreißigjährigen Krieges erinnert. Die Kehrseite davon ist Unduldsamkeit gegen andere Religionsgenossenschaften. Der Jude war bisher in Norwegen gar nicht, der Katholik nur ungern geduldet. Gemeinsam ist allen Scandinaviern die Liebe zu ihrem Vaterlande. Sie blicken stolz auf das, was dasselbe im Laufe der Jahrhunderte geleistet hat; vor allem erinnern sie sich gern ihrer einstigen Großmachtstellung. Ebensowohl erkennen sie den Werth ihrer neueren Literatur, welche durch das Zurückgreifen auf die alten Stammestraditionen (gothische Schule) erst bedeutend geworden ist. Wenn früher die drei Glieder des Stammes sich anfeindeten, so reichen sie sich jetzt nur desto inniger die Hände, in der richtigen Erkenntniß, daß sie sich am nächsten stehen und auf einander angewiesen sind. Die einzelnen Glieder des Stammes unterscheiden sich dem Charakter nach nicht unbedeutend. Der Schwede ist der Franzose des N., der Mann der feinen Lebensart und des feinen Lebensgenusses. Sein Land ist auch ganz geeignet dazu. Namentlich im S. ist es fruchtbar; „Säter" (Sennereien) Schwedens können daher mehr Ertrag liefern als die norwegischen; die Regentage sind nicht so häufig, das Land auch nur zum Theile gebirgig. Die Sprache des Schweden ist unter den scandinavischen Dialecten die klangvollste. Eine Meisterhand wie die Tegnérs konnte daher so effectvoll schon mit den bloßen Lauten malen. Zum dichterischen Ausdruck in allen ihren Formen ist sie vorzüglich geeignet. Es ist nicht lange her, seit der norwegische Dialect des Dänischen schriftstellerisch benützt wird; die Sprache der Gebildeten in Norwegen ist das Dänische. Aber mit diesem Dialecte hat der geniale Björnstjerna Björnson Meisterwerke von Novellen geschrieben. Mehrere davon sind in's Deutsche übersetzt worden und können dem Leser Gelegenheit geben, einen Einblick in das nordische Volksleben zu thun. Der Norweger ist exclusiv. Er hat diese Exclusivität auch in seiner Verfassung ausgedrückt. Diese gibt thatsächlich außer dem Beamten nur noch dem Grundbesitzer politische Rechte. Seine Eigenholde, deren auf jedem der zerstreut liegenden Gehöfte eine Anzahl sind, würden sehr zu bedauern sein, wenn nicht durch guten, unentgeltlichen Unterricht auch für sie die Möglichkeit gegeben wäre, sich emporzuheben. Im Ganzen genommen: der Scandinavier ist bieder, gewissenhaft, religiös, verschlossen, kräftig und tapfer. Er sucht sich für die untergeordnete Rolle, die er in der Politik spielt, durch die Erinnerung an die Größe seiner

Die Kirche zu Borgund.

Vorfahren zu entſchädigen. In Liedern preiſt er nach den heidniſchen Vikingern die Scalden, und aus ſpäterer Zeit Guſtav Adolf. Tegnér und Bertel Thorwaldſen ſind gewiſſermaßen Nationalheilige geworden. Ein Volk, ſo mächtig, ſo arbeitſam, braucht nicht ſeinen Untergang zu fürchten.

Die geiſtige Cultur iſt in Scandinavien befriedigend entwickelt und erfreut ſich das Schulweſen, namentlich in Schweden, einer gedeihlichen Pflege. Die Einrichtungen des Elementarunterrichtes ſind in vieler Beziehung muſtergültig. Von den nach den Stammrollen von 1874 Kriegspflichtigen konnten 49,4 $^0/_0$ mit guter Fertigkeit und 48,7 $^0/_0$ einigermaßen fertig leſen, den übrigen 1,9 $^0/_0$ fehlte jede Kenntniß in dieſem Unterrichtsgegenſtande; ſchreiben konnten 23,9 $^0/_0$ mit guter Fertigkeit, 61,5 $^0/_0$ waren einigermaßen geübt, und 14,6 $^0/_0$ konnten gar nicht ſchreiben. Auch die induſtrielle Thätigkeit des Landes iſt eine ſehr anſehnliche. (Emil. J. Jonas. Schweden und ſeine Entwicklung in volkswirthſchaftlicher und geiſtiger Beziehung während des letzten Jahrzehnts. Berlin 1875. 8°.)

Die entwickeltſte Induſtrie in Schweden iſt wohl die maſchinenmäßig betriebene Bautiſchlerei. Die Holzinduſtrie iſt ſeit Decennien über den ganzen ſüdlichen und mittleren Theil von Schweden verbreitet; der Hauptſitz, wenn von einem ſolchen die Rede ſein kann, iſt Göteborg. Zu dieſer Holzinduſtrie gehört auch die

Digitized by Google

Zündhölzchenfabrikation, welche jedoch nur, insoferne sie die Hölzchen betrifft, eine specifisch schwedische ist; denn die Zündmassenstoffe werden aus England bezogen. Das Holz ist auch die Grundlage einer ausgebreiteten Hausindustrie in Schweden, und Drechslerarbeit und Holzsculptur tragen im ganzen Lande mächtig zur Herstellung des Hausrathes bei. Von dem Holze in seinem Zustande als Kohle ist aber auch die ganze höchst wichtige Eisenproduction Schwedens abhängig. Nun sind aber die in der Nähe der Eisenwerke gelegenen Wälder fast erschöpft, andererseits liegen die meisten Eisenwerke so ferne von den Eisenbahnen, daß eine wirkliche Calamität entstanden ist. Steinkohle besitzt Schweden sehr wenig. Dagegen kann der Qualität nach das schwedische Eisen und der Stahl mit den Producten aller anderen Länder, auch mit England concurriren. Auf dem vortrefflichen Guß-Schmiede-Eisen und Stahl basirt eine ausgezeichnete Maschinenindustrie, Werkzeug- und Waffenfabrikation, welche eine für Schweden imposante Ausdehnung genommen hat und auch absolut betrachtet von Belang ist. Das Verkehrswesen ist in Schweden recht gut entwickelt. Die Dampfschiff-Fahrt ist dort sehr alt, dagegen das Eisenbahnwesen noch verhältnißmäßig jung. Dennoch hat sich dasselbe mächtig ausgebildet. Die Hauptlinien im mittleren und südlichen Theile sind vollendet, bieten jeden Comfort und bewältigen große Aufgaben in der Frachtenbewegung; auch das Wasserwesen wird sehr gerühmt. (Nach Prof. W. F. Exner. Das nördliche Grenzgebiet des europäischen Gewerbewesens in: Wiener Abendpost vom 11., 12. und 13. Februar 1875.)

Die Natur seiner geographischen Lage bringt es mit sich, daß Scandinavien meist von S. her, und zwar in Malmö betreten wird. Von hier führt die Eisenbahn über Christianstad nach Jönköping und der Reichshauptstadt Stockholm.

Jönköping mit seinen langen, breiten und geraden Straßen ist eine hübsche Stadt von 12—13,000 Einwohnern. Eine besondere Zierde verleihen ihr ein Hôtel, das jeder Residenzstadt Ehre machen würde, und eine „höhere Elementarschule", worunter ein Gymnasium zu verstehen ist, in welchem 500 Schüler bis zum Bezug der Universität unterrichtet werden, ein Prachtgebäude, vor welchem eine bedeutende Fontaine springt und eine anmuthige Promenade sich ausdehnt. Unter den Fabriken zeichnet sich die colossale Zündholzfabrik aus, deren Umzäunung kaum in 12 Minuten umgangen werden dürfte. Im Hofe liegen ganze Berge von Espenstämmen, 1000 und noch mehr auf einem Haufen, die einen eigenen Contrast bilden zu den zierlichen Zündhölzchen. Jönköping liegt zwischen dem Munksee und Rocksee einerseits im S. und dem Wettersee andererseits im N. Die kleine Entfernung zwischen dem Munk- und Wettersee machte die Anlage eines Canals, der diese beiden Seen verbindet und die Stadt der Breite nach durchschneidet, sehr leicht. Schiffe, die bei Jönköping anlaufen, ankern nicht in dem trügerischen Wettersee, der sehr oft ganz plötzlich von der größten Ruhe in stürmische Bewegung übergeht, sondern passiren den Canal, dessen drei Brücken zurückgezogen werden, und benützen den vortrefflichen Hafen des Munksee's. Besucher von Jönköping mögen ja nicht einen Abstecher nach dem etwa 1½ Stunden entfernten Husquarna versäumen. Nicht nur ist der Weg dorthin ein sehr entsprechender durch ein üppiges Culturland, an Gärten und Landhäusern, dann auch an einfachen Holzhäusern mit rothem Anstrich und blendend weißen Fensterrahmen vorüber, vor welchen Hunderte der uns wohlbekannten Zündholzschachteln der Jönköpinger Fabrik zum Trocknen ausgebreitet liegen, sondern insbesondere Husquarna, ein unbedeutender Flecken mit einer kleinen Gewehrfabrik, liegt so traulich halb versteckt am Fuß einer Waldhöhe, daß schon dieser Anblick dem Besucher lohnend erscheint. Doch sind es hauptsächlich 8 Wasserfälle, welche hier der Husquarnafluß bildet, die das Interesse in Anspruch nehmen. Neben einer romantischen Waldschlucht steigt man auf Fußpfaden in die Höhe und sieht nun der Reihe nach die Fälle, die sich in hübscher Mannigfaltigkeit darstellen: bald ist der Sturz ein jäher im rechten Winkel, bald braust das Wasser über gewaltige Felsen in sehr stumpfem Winkel, bald verengt, bald erweitert sich der Fall.

„Von Jönköping nach Stockholm benützte ich, erzählt der Berichterſtatter, dem wir auch das Vorſtehende entnommen, das Dampfboot, welches Nachts 11½ Uhr die Anker lichtete, um zunächſt den Wetterſee beinahe in ſeiner ganzen Länge zu durchfahren. Als ich Morgens das Verdeck betrat, waren die intereſſanteſten Partien des See's paſſirt: Wiſingo, die einzige nennenswerthe Inſel des Wetter, und der Omberg, deſſen Felswände ſich ſenkrecht an dem öſtlichen Ufer erheben, lagen hinter uns. Vor uns aber enthüllte ſich das alt ehrwürdige Wadſtena mit ſeinem gewaltigen von Guſtav Waſa erbauten Schloß, deſſen Aeußeres, ſeine runden Thürme, Gräben und Wälle, immer noch wohl erhalten iſt. Nächſt dem Schloß iſt es die ehemalige Kloſterkirche, um's Jahr 1400 im gothiſchen Styl erbaut, welche unſere Aufmerkſamkeit erregte. Bei Motala, wo ſich die größte mechaniſche Werkſtätte Schwedens mit 2000 Arbeitern befindet, verläßt das Boot den Wetterſee, um mit Umgehung der einige Waſſerfälle bildenden Motalaelf auf einem etwa 4 Km. langen Canal in den Borenſee zu gelangen. Hier kamen wir bald an eine Schleuſe, deren 58 auf dem Götacanal zwiſchen Stockholm und Gothenburg angelegt ſind. Da der Borenſee, welcher den Götacanal mit dem Wetterſee verbindet, 20 M. tiefer liegt als der Wetterſee, ſo ſind 5 Schleuſen vorhanden, durch welche die den Canal paſſirenden Schiffe von einem See zum anderen befördert werden. Jede derſelben iſt 36,50 M. lang, 7,30 M. breit und 3 M. tief, aus Granit gemauert und an einer der Breitſeiten mit zwei großen Thoren verſehen, welche durch zwei Perſonen am Ufer mit einem einfachen Mechanismus nach Bedürfniß verſchloſſen oder geöffnet werden, je nachdem das Schiff gehoben oder geſenkt werden ſoll. Es iſt eine fruchtbare und anmuthige Gegend, welche man auf Canälen und See'n durchfährt, bis man Abends bei Söderköping in die Oſtſee hinausgelangt, auf welcher man etwa 14 Stunden bleibt, ohne aber das Gefühl einer Meerfahrt zu haben, da das Schiff ſich ſtets innerhalb der zahlloſen in grünem Schmuck prangenden Scheeren (kleine Inſeln), welche die ganze Küſte Schwedens umgeben, hält. Der Unterſchied zwiſchen den Scheeren der O.- und W.-Küſte iſt aber ein ſehr auf-

Norwegiſche Schleuſe.

Digitized by Google

fallender; denn während jene fast überall Vegetation zeigen, liegen diese als kahle und nackte Felsenmassen beim Gedanken an einen Sturm wirklich Grauen erregend vor uns. Bei Södertelge gelangten wir durch den Södertelgecanal in den Mälarsee, der reichlich für die während der Schleusenpassirung erduldeten Entbehrungen entschädigt: überall Inseln in allen Variationen, Schlösser, Bauernhäuser und Fischerhütten darauf, lebhafte Schifffahrt. Man merkt mehr und mehr, daß man der Königin des Mälar, dem schönen Stockholm, sich nähert. Nach dreistündiger Fahrt auf dem Mälar landeten wir denn auch am Riddarholm, und Stockholm, diese durch Verbindung der größten Gegensätze wirklich einzige Stadt, nahm uns gastlich auf." (Schwäb. Merkur vom 25. November 1875.)

Stockholm mit 148,000 Einwohnern liegt auf 7 Inseln an der Vereinigung des Mälarsee's mit der Ostsee; die Stadt ist unter allen nordischen Städten die schönste, und hinsichtlich der Schönheit und Einzigkeit ihrer Lage wird sie neben Constantinopel und Neapel genannt. (Siehe über Stockholm: J. G. Kohl. Die geographische Lage der Hauptstädte Europa's, S. 368 bis 383; und W. Wattenbach. Stockholm. Ein Blick auf Schwedens Hauptstadt und Schwedens Geschichte. Berlin 1875. 8°.) Stockholm heißt oft auch das nordische Venedig, aber — bemerkt Albert Vandal (En karriole à travers la Suède et la Norvège. Paris 1876. 8°.), dem wir im Nachstehenden folgen — es ist keine Copie, sondern ein Original".

Steht die nordische Hauptstadt an Pracht und Menge der Paläste hinter der Lagunenstadt zurück, so vereinigt sie dagegen Alles, was die Natur Venedig versagt hat: Berge, Felsen und Waldlandschaft; die Canäle, welche in Venedig die Kunst gezogen, werden in Stockholm von natürlichen Meeresarmen gebildet. Den schönsten Ueberblick über die Stadt hat man von der Terrasse Mosebakke aus, die auf der Höhe von Södermalm, der südlichen Vorstadt Stockholms, liegt. Södermalm selbst, ursprünglich ein wildes Gebirge, hebt sich dem See und der Stadt gegenüber steil und schroff empor; nur eine Straße führt vom Mälarsee hinauf, die anderen Wege sind Treppen. Auf Mosebakke nun hat man ein prachtvolles Panorama vor sich, eine aus mehreren Inseln gebildete Stadt, welche auf dem Meere zu schwimmen scheint, und einen Wald von Masten. Im O. der Stadt liegt der Djurgarden (Thiergarten), eine Insel für sich, einst ein wirklicher königlicher Thiergarten, jetzt ein Lustort mit zahlreichen Restaurationen, Cafés u. s. w., ein Sammel- und Schauplatz für allerlei städtische und ländliche Vergnügungen. Mit jedem Frühjahre erhebt sich da am Ufer der See eine hölzerne Stadt, die mit dem Fallen der Blätter wieder verschwindet. Sie gleicht einer wandernden Messe: es gibt da Ringelspiele, Theater im Freien, Seiltänzerbuden u. dgl. Weiter landeinwärts erheben sich Pavillons jedweder Stylart auf Terrassen, mit der Aussicht auf den Meeresarm; es sind Restaurants. Diese bleiben auch den Winter über stehen und geöffnet, und wenn dann eine dicke Eisdecke die Gewässer des Mälar und der Ostsee, Schnee die Granitquais bedeckt und Stockholm von ferne wie in einen Hermelinpelz gehüllt erscheint, da wimmeln flinke Schlitten im Djurgarden und man vergnügt sich und tafelt unter den reifbedeckten Bäumen und Gebüschen. Während des Sommers strömt die vornehme und bürgerliche Welt hier zusammen; man trinkt Eispunsch, bewundert die Schönheit der nordischen Dämmerung bei den Klängen von einem halben Dutzend Orchestern. In den Djurgarden muß man auch kommen, um die Schönheit der Stockholmerinnen zu bewundern, wie man in Sevilla am Abend an den Ufern des Quadalquivir auf- und abwandeln muß, um die in ihre Mantillen gehüllten andalusischen Manolas vorüberziehen zu sehen.

Im Mälar-See liegen etwa dreizehnhundert Inseln, seine Engen, Landzungen, Vorgebirge und Buchten sind kaum zu zählen; bald gleicht er einem Zu-

> ſammenflüſſe von Strömen, die ſich nach allen Seiten verzweigen, bald einem majeſtätiſchen Waſſerbecken, das den Sommerſchlöſſern des ſchwediſchen Königshauſes zur Perſpective dient; in ſeinen Fluten ſpiegeln ſich die Thürme von Gripsholm, die großen Freitreppen von Drottningholm und die Terraſſen von Ulriksdal. Gripsholm iſt eine Ritterburg; ſeine ernſten Säle, in denen jetzt Rüſtungen in langen Reihen Wache ſtehen, haben mehr als eine Revolution erlebt und ſeine Thürme mehr als einem entthronten Fürſten zum Gefängniſſe gedient. Drottningholm, ein prachtvoller Bau, iſt der Lieblingsaufenthalt des gegenwärtigen Königshauſes; Ulriksdal, an einer der reizendſten Buchten des See's gelegen, iſt die Reſidenz der kunſtſinnigen Könige.
>
> Nördlich von Stockholm liegt die Univerſitätsſtadt Uppſala mit 12,000 Einw. in ſehr einförmiger aber fruchtbarer Gegend, dort wo der Mäler-See ſich zuletzt zu einer Flußmündung verengt. Uppſala hat enge, ſchnurgerade Straßen, aber keine anderen Baudenkmäler als Kirchen, Collegien und Bibliotheken; das Schloß, die zur Univerſität gehörigen Gebäude und der Dom ſtehen auf einer kleinen Anhöhe. Uppſala hat wohl einen alten Namen, aber die gegenwärtige Stadt iſt neueren Datums; die Holzbauten der ſchwediſchen Städte werden zu oft von Feuer vernichtet, um alt zu werden. Ein ſolcher Brand zerſtörte auch 1869 das ſeither großentheils neugebaute und ſchöngelegene Gefle, eine Stadt von 16,000 Einw., die dritte Handelsſtadt Schwedens. Dieſelbe beſitzt zwei Schiffswerften, eine Navigationsſchule, und treibt bedeutenden Handel in Holz und Eiſen. Weſtlich von Gefle, am buchtenreichen Runn-See vorbei, führt uns der Schienenweg nach Falun, einem Städtchen von 6300 Einw. und Hauptſtadt der früheren Provinz Dalarne (Dalekarlien), welche ſich nicht nur hinſichtlich der Natur, die hier mehr und mehr gebirgig und großartig wird, ſondern auch hinſichtlich der Bevölkerung von den ſüdlicheren Theilen Schwedens unterſcheidet. Die Bewohner Dalarne's ſind ein kräftiger Menſchenſchlag, mit viel Mutterwitz und Geſchicklichkeit begabt, welch letztere ſie in Uhrenfabrikation, Haarflechtereien u. dgl. beweiſen. Den Winter bringen ſie meiſt zu Hauſe zu, während ſie im Sommer ihre Fabrikate in Schweden, Dänemark und England verkaufen oder durch Arbeit, beſonders in Stockholm, Verdienſt ſuchen. Die in die heimathlichen Thäler Zurückkehrenden bringen aber mehr und mehr fremde Sitten mit, worunter die Sitteneinfalt, die Jahrhunderte lang Dalarne ausgezeichnet hat, nothzuleiden beginnt. Unter ſich ſprechen die Dalkarlar einen eigenthümlichen Dialect. Auch findet man noch in Dalarne eine kleidſame Nationaltracht, während im ſüdlichen und mittleren Schweden dieſelbe verſchwunden iſt. Seine Hauptbedeutung hat Falun durch ſein Kupferbergwerk, das jedoch lange nicht mehr iſt, was es vor zwei und drei Jahrhunderten geweſen. (Schwäb. Mercur vom 17. Februar 1876.)

Im ſüdlichen Schweden beſitzen noch Karlskrona, eine Stadt von 17,000 Einwohnern, die auf einigen Felſeninſeln im Baltiſchen Meere liegt, und Göteborg mit 61,700 Einwohnern, am Eingange des Kattegat, als zweitwichtigſter Handelsplatz Schwedens beſondere Wichtigkeit. Auf der Inſel Gotland, d. h. gutes Land, liegt Wisby mit 6000 Einwohnern, einſt ein Hauptſitz des Oſtſeehandels.

Einigermaßen verſchiedenere Verhältniſſe als in Schweden treffen wir in dem Nachbarreiche Norwegen, deſſen Geſittungsſtufe im Allgemeinen eine tiefere iſt als jene Schwedens. (Siehe Dr. O. J. Broch. Le Royaume de Norvège et le peuple norvègien, ses rapport sociaux, hygiène, moyens d'existence, sauvetage, moyens de communication et économie. Chriſtiania 1876. 8°. und Emil J. Jonas. Norwegen und ſeine Entwicklung. Berlin 1876. 8°.)

Digitized by Google

Hinsichtlich der Bevölkerung Norwegens, welche sich am 31. December 1875 auf 1,817,000 Seelen belief, ist deren rascher Zuwachs die bemerkenswertheste Erscheinung; in der Zeit von 1815 bis 1865 betrug derselbe $1^1/_3$ % jährlich, also mehr wie in irgend einem anderen Lande Europa's. Das Zahlenverhältniß zwischen den beiden Geschlechtern hingegen folgte so ziemlich den allgemeinen Gesetzen; es stellt sich im Durchschnitt auf $49_{,2}$ % Männer und $50_{,8}$ % Frauen. Die Zahl der unehelichen Geburten bewegte sich in Norwegen während des laufenden Jahrhunderts stets zwischen 7—$9^1/_2$ % der gesammten Geburten, stellt sich somit um eine Kleinigkeit günstiger als in den anderen scandinavischen Reichen. Die Gesundheitsverhältnisse sind im Allgemeinen günstig; die Krankheitskeime, welche die Lebenskraft untergraben und schließlich vernichten, entwickeln sich nur sehr langsam in Norwegen, und dies hat zur Folge, daß die durchschnittliche Lebensdauer länger wie in irgend einem anderen Lande ist. Bei den Männern beträgt sie um $5_{,8}$ Jahre mehr wie in Schweden, um $3_{,8}$ mehr als in Dänemark, und um 10 mehr wie in Belgien; bei den Frauen stellt sich das Verhältniß noch günstiger. Unter den endemischen Krankheiten kommen der Aussatz (Elephantiasis graecorum), dieser allerdings blos zwischen dem 59. und 69. Grad n. Br., dann der Krebs, der beiläufig 4% der Gesammtzahl der jährlichen Todesfälle verursacht, ziemlich häufig in Norwegen vor; das stärkste Contingent zur Sterblichkeitsziffer stellen aber die Lungenkrankheiten (Phthisis und Tuberculosis pulmonum) mit 14 %. Kropfleidende sind ebensowenig wie Cretins in Norwegen zu finden; dafür übersteigt die Anzahl der Irrsinnigen, welche 1865 $3_{,05}$ auf je 1000 Einw. betrug, jene in den benachbarten Staaten Schweden ($2_{,16}$) und Dänemark ($2_{,18}$) um ein Bedeutendes. Erbliche Anlage und Unmäßigkeit im Genuß geistiger Getränke dürfen als die Hauptursachen dieser bedauerlichen Erscheinung bezeichnet werden. Seit 1840 hat man begonnen, diesem am Mark des Volkes zehrenden Uebel energischer zu Leib zu gehen, sowohl durch die Ergreifung von Repressivmaßregeln, wie durch die Einwirkung auf die öffentliche Moral im Wege von Mäßigkeitsvereinen. Thatsächlich wurde das erfreuliche Resultat erzielt, daß der Branntweinconsum, der 1833 16 Liter per Kopf und Jahr betrug, 1843 auf 10, und später (1861—65) gar auf $4_{,4}$ Liter sank; in der jüngsten Zeit hat er sich jedoch wieder auf $6_{,7}$ Liter gehoben. In der vornehmeren Gesellschaft, wo früher der Genuß geistiger Getränke gleichfalls allgemein war, hat dieser sehr bedeutend abgenommen.

In Norwegen besteht Schulzwang; der Unterricht wird unentgeltlich vom achten Jahre bis zur Firmung, welche in der Regel mit fünfzehn Jahren stattfindet, ertheilt. Uebrigens hat die Kirche ein großes Wort in der Schulangelegenheit mitzureden. Der eingestandene Zweck ist, der Jugend vor Allem eine wahrhaft christliche Erziehung angedeihen zu lassen, weßhalb nebst anderen nützlichen Wissenszweigen die Religion, die biblische Geschichte, das Bibellesen und Psalmenaufsagen einen großen Theil des Unterrichts ausmachen.

Die Behausungen in Norwegen sind noch allgemein aus Holz, und bis vor fünfzig Jahren gehörten Stein- oder Backsteinbauten zu den größten Seltenheiten; erst seit etwa zwanzig Jahren besteht ein halbwegs strengeres Gesetz, welches in den größeren Städten die Anwendung des Holzbaues blos auf Gebäude von gewissen mäßigen Dimensionen beschränkt und den Zwischenraum festsetzt, der solche Bauten von den Nachbarhäusern trennen muß. In neuerer Zeit kommt auch der Fach- und Riegelbau vielfach in Anwendung. Das gewöhnliche Feuerungsmaterial am Lande ist Holz, an einzelnen Orten wohl auch Torf, und in den Städten häufig Steinkohle. Bei dieser Gelegenheit sei übrigens bemerkt, daß selbst aus diesem einst so waldreichen Lande nunmehr auch schon die Klage über Verwüstung der Waldungen und daraus entspringenden Holzmangel laut wird. Dem Reinlichkeitssinn der Bevölkerung stellen die Beobachter im Allgemeinen ein günstiges Zeugniß aus; in den Fischerorten an der W.-Küste, dann in einzelnen ärmeren Thälern des südlichen Norwegen läßt jedoch die Sauberkeit sowohl der Wohnungen wie der Menschen Manches zu wünschen übrig. Bei den Lappen und in Finnmarken steht sie auf der niedrigsten Stufe. Was die persönliche Reinlichkeit betrifft, so waschen sich die Frauen allenthalben täglich; die Männer hingegen am Land und die Arbeiter in den Städten nehmen diese Operation in der Regel nur am Samstag Abend oder bei außerordentlichen Gelegenheiten vor.

Unter den Verkehrsmitteln zu Land nehmen natürlich die Eisenbahnen unser

Interesse am meisten in Anspruch. Gegenwärtig befinden sich 493 Km. Eisenbahnen in Betrieb, weitere 859 Km. sind im Bau begriffen und 215 projectirt, so daß bis zu Ende des Jahres 1881, wo alle diese Bauten vollendet und ausgeführt sein sollen, das norwegische Eisenbahnnetz 1567 Km. umfassen wird. Die Hauptlinie, deren Herstellung man im Auge hat, ist jene von Christiania nach Throndhjem in einer Ausdehnung von beiläufig 500 Km., während eine 115 Km. lange Zweigbahn diese mit dem schwedischen Bahnnetz verbinden soll.

Norwegens wichtigste Städte sind Christiania, Christiansand, Stavanger, Bergen, Throndhjem (Drontheim), Ramsö, Bodö und Tromsö, von denen wir einige näher kennen lernen wollen.

Christiania mit dem Fort Agershuus, ausgezeichnet als Regierungssitz, als Universitäts- und Handelsstadt, kann sich in keiner Hinsicht mit Stockholm messen, weder was die Schönheit der Lage, noch die Großartigkeit und Pracht der öffentlichen Etablissements, noch endlich den Werth seiner Museen anbetrifft. (Ueber die Lage von Christiania siehe J. G. Kohl. A. a. O. S. 349—368.) Diese letzteren Verhältnisse mögen wohl zum Theil daraus entspringen, daß Christiania erst in relativ neuer Zeit einen raschen Aufschwung genommen hat; noch im Jahr 1814 zählte seine Bevölkerung kaum mehr wie 10,000 Seelen, und gegenwärtig beträgt sie nahezu 90,000 Einw. Auch sonst besitzt Christiania wenig Merkwürdigkeiten; daß es ein königliches Schloß und ein Zuchthaus, ein Theater und eine Börse, eine Universität und ein Zollhaus, ein Regierungsgebäude und eine freie Presse nebst sonstigen öffentlichen Anstalten, Gebäuden und Vereinen besitzt, ist nichts Besonderes für die Stadt, welche in vier Stadtviertel (Quartiere) und 12 Vorstädte eingetheilt ist, wovon die letzteren, weithin zerstreut, förmlich durch Berg und Thal von einander getrennt sind. Die Stadt selbst steht auf Felsgrund, das Gestein reckt seine knochigen Geschiebe überall hervor, ja dicht neben dem neuen und ziemlich ansehnlichsten Storthing-Gebäude, in welchem sich die Vertreter des Landes versammeln und die Staatsarchive befinden, erhebt sich ein förmlicher Bergbuckel. Die westliche Küste Norwegens ist den regenbringenden Winden direct ausgesetzt, nämlich dem SW.- und W.-Winde. Der Regenfall ist daher namentlich im südlichen Theile ein ziemlich erheblicher. Zu Bergen ist er sogar durchschnittlich $1,_{90}$ M. im Jahre und es genießt mehr Regen- als schöne Tage. Wenigen Reisenden ist es noch geglückt, Bergen, unter früherer dänischer Herrschaft die alte Hauptstadt Norwegens, heute ein wichtiger Platz mit 30,000 Einw. für den Handel mit dem W. und N., bei trockenem Wetter zu sehen. Es ist zwischen einer weiten Bucht und sieben Bergen in den Bergfalten eingenistet und besteht eigentlich aus vier oder fünf durch jähe Abhänge von einander geschiedenen Städtchen. Bergen ist der Haupthandelsplatz Norwegens und ein Hauptstapelplatz für die Fischerei. Es erhält alljährlich von den Lofoden-Inseln circa 600,000 Stockfische und versendet an 200,000 Tonnen Thran und eingesalzene Fische. Die Stadt liegt am inneren Ende des tief in das Land einschneidenden Meerbusens Waag, hat enge, krumme, unebene Straßen, meist hölzerne Häuser in dem eigenthümlichen norwegischen Style, nur zwei Thore, aber sechs öffentliche Plätze und ein königliches Schloß. Bergen hat auch seine Börse, die nach Vandal ein Palast ist, und ein Theater, welches einem schlecht geschlossenen Wagenschupfen gleicht. Die Gebiete nördlich von Bergen, die Gegend von Sognefjord, Romsdal, Drontheim und die arktische Region, scheinen nicht besonders von Regen heimgesucht zu sein. Der Juli namentlich, zugleich der günstigste Reisemonat, ist zumeist schön. Die nördlichsten Punkte sind jetzt mit vollem Comfort erreichbar, da alle Wochen Dampfer von Drontheim die Küste entlang gehen bis nach Vadoe, nahe der russischen Grenze. Im Winter verkehren diese Dampfschiffe seltener und auch langsamer, da die Schifffahrt durch so enge und felsenumsäumte Canäle in den dunklen Winternächten unmöglich. Die Schiffe sind groß und bequem und legen beinahe alle zwei bis drei Stunden an einer Station an. Die westliche Küste Norwegens ist durch Inseln oder mindestens niedere Felsriffe im W. so wohl geschützt, daß von Christiansand bis Hammerfest keine schwere See und somit auch den Empfindlichsten keine Seekrankheit droht. Oft dampft das Schiff stundenlang durch eine Art Engpaß. In einem solchen

und im ſogenannten „Garten Norwegens“ liegt auch Throndhjem (21,000 Einw.), die alte befeſtigte Krönungsſtadt, an der Mündung des Nid in den Throndhjemsfjord, einem tief in das Land eindringenden Meerbuſen. Sie iſt eine der intereſſanteſten und älteſten Städte Norwegens und dehnt ſich über welliges Terrain gegen N. zu. Kommt man von der See, ſo bildet die Stadt einen ſchönen Halbkreis, die blanken Holzhäuſer ſteigen terraſſenförmig an und die ehrwürdige St. Olafs-Kathedrale hat die grüne Hügelkette zum Hintergrunde. Es iſt ganz merkwürdig, hier in dem Breitengrade der Hudſons- und Beringsſtraße die vornehmſten Früchte der Civiliſation zu finden: ausgezeichnete Schulen, auch für den höheren Unterricht, ſplendid ausgeſtattete Hoſpitäler, eine alte Kathedrale und ein Theater, in dem gewöhnlich das Drama, mitunter auch die Oper gepflegt wird. Es gibt auch noch nördlich von Drontheim einige bedeutendere Plätze, wenn auch dieſes ſelbſt als das nördlichſte Centrum der Civiliſation in Norwegen, ja, machte ihm nicht Archangel dieſen Rang ſtreitig, als der Welt ſelbſt gilt. Dieſe bedeutenderen Orte ſind: Namſos, Bodö und Tromſö. Namſö liegt zu Häupten des Namſenfjord und am Ausfluſſe des Namſen, eines breiten, ſchiffbaren Stromes, der durch einen wohlbevölkerten Landſtrich fließt, welcher Getreide, Graswuchs und Waldungen aufweiſt. Bodö liegt an der Mündung des Salten Fjord, innerhalb des Polarkreiſes, 67° 20′ gegenüber der ſüdlichſten der Lofoden-Inſeln, die nahezu ein Viertheil des Horizontes einnehmen und eine nackte Felſenkette von der kühnſten und phantaſtiſchſten Formation bilden. Scharf eingezackt, gemahnt ſie an das Gebiß eines Haifiſches; von Bodö aus, das nur 100 Km. entfernt, heben ſie ſich bei klarem Wetter ſcharf von ihrem atmoſphäriſchen Hintergrunde ab. Von wunderbarer Schönheit iſt es, wenn dieſe Inſelreihe von Schnee bedeckt iſt. Einige dieſer Felsſpitzen erheben ſich bis 1520 M. Höhe. Die Inſeln ſind ziemlich dicht von einem abgehärteten Fiſchervölkchen bewohnt, das hauptſächlich das Material zum Leberthran beſchafft. Bodö gilt als Stadt und rühmt ſich eines vollen Tauſends von Einwohnern; es iſt hübſch gelegen, hat in ſeinem Thale Getreide und Grasplätze aufzuweiſen und eine anmuthige, wenn auch nicht hohe Hügelkette, ſowohl im Hintergrunde als die Küſte entlang. Auf dieſen Hügeln finden ſich eine Menge alpiner und ſubalpiner Pflanzen, Saxifragen, Dryas, Anemonen, Azaleen, Heidekraut und Beerenſträuche. Die Flora der arktiſchen Region ſcheint reichhaltiger an verſchiedenen Pflanzengattungen als jene des mittleren Norwegen, allein die letztere iſt ſo üppig, ſo reich an individuellen Pflanzen, daß ſie den Eindruck größerer Profuſion hervorbringt. An Bedeutung zunächſt Bodö kommt die Stadt Tromſö. Sie befindet ſich auf einer kleinen Inſel, die nur durch einen ſchmalen Canal von einer größeren im O. getrennt und ſo vor dem Winde geſchützt iſt. Im Hafen von Tromſö gibt es ſtets eine Menge Schiffe, norwegiſche, ruſſiſche, deutſche und andere. Allüberall iſt Stockfiſch aufgeſchichtet, zum Trocknungsproceſſe in der Sonne. Schiffe werden im Hafen gebaut und ausgebeſſert. Die Stadt weiſt eine Menge Läden auf; zwei davon prangen ſogar mit Spiegelſcheiben, und angekleidete, lebensgroße Gliederpuppen der Firma C. Moſes u. Sohn gewähren dieſem nördlichen Erdwinkel großſtädtiſches Relief. Hinter der Stadt erheben ſich Birken und Fichten, bewaldete Hügel mit einigen hübſchen Landhäuſern, die eine ſchöne Ausſicht auf die impoſantere Hügelkette der gegenüberliegenden Inſel gewähren. Doch geräth man außerhalb der Stadt, im Juni noch, alsbald in Schnee. Der Stolz Tromſö's iſt ſeine Kathedrale; ſie iſt aus Holz erbaut, ſehr ſchön und noch in erſter Farbenfriſche, groß und kreuzförmig erbaut. Das Innere iſt von peinlicher Reinlichkeit und alles Gitterwerk ſchön geſchnitzt. Auch beſitzt die Kathedrale eine ſchöne Orgel. (Wiener Abendpoſt vom 11. Sept. 1875.)

In Tromſö finden wir im Contacte mit der Civiliſation die erſten Spuren der Barbarei. Es leben eine Menge Lappen in ſeiner Umgegend, und obwohl die Miſſionäre an ihnen wahre Wunder auf pädagogiſchem Gebiete gewirkt, erweiſen ſie ſich doch immer noch als eine untergeordnete Race. **Ihre Fähigkeiten erſcheinen nur ſehr beſchränkt und ſie bilden, wie bei uns die Zigeuner, eine aparte Race.**

Lappländer.

Die Lappen ſind ein finniſches Volk im äußerſten N. der ſcandinaviſchen Halbinſel und der angrenzenden ruſſiſchen Gebiete; ſie zerfallen in **Renthier-** oder **Berglappen**, ſogenannte **Fjeldfinnen**, welche mit ihren Renthierheerden nomadiſch umherziehen und den eigentlichen Typus des Volkes darſtellen, und in **Fiſcher-** oder **Küſtenlappen**. Dieſe leben vom Fiſchfang im ſüßen (Elvefinnen) und ſalzigen Waſſer (Söfinnen). Skolteſinnen heißen dieſe verſchiedenen Arten in Rußland, wenn ſie griechiſch-katholiſch ſind. Von Geſtalt ſind ſie klein, aber kraftvoll, mit breitem Geſicht und ſpitzem Kinn; ihr Charakter iſt ein friedfertiger und der Lappe pflegt auch beim Gruße immer „Frieden“ zu ſagen; dagegen zeichnet er ſich andererſeits wieder durch Habſucht, Geiz, Schmutz und ſeine brennende Neigung zum Branntweintrinken aus. Beſonders kleben ſie noch an manchem Aberglauben, es gibt bei ihnen noch Männer und Weiber (Zauberer), die Geburt und Tod verkünden. Dann beſitzen dieſe raffinirten Zauberer auch noch die Zaubertrommel, ein ähnlicher Apparat, wie in der Vorzeit gebräuchlich war. Insbeſondere ſpielt das Renthier bei Opferfeſten an gute oder böſe Götter eine hervorragende Rolle, und noch iſt der Glaube nicht erloſchen, daß der Schutzgeiſt, der jeden Lappen während ſeiner Lebenszeit unſichtbar verfolgt, ſpäter und tagelang mit ſeiner Seele in Begleitung eines jungen Renthieres dahingeführt werde, wo der Verſtorbene entweder Böſes oder Gutes vollbracht hat, um darnach ſeine Strafe oder ſeinen Lohn zu beſtimmen. Die beſten ihres Stammes ſind die norwegiſchen Lappen; die ſchwediſchen, finnländiſchen und ruſſiſchen ſtehen um je eine Stufe dem Thiere näher. Bei den Lappen verringert ſich die Sterblichkeit, während die Zahl der Geburten wächſt; ſie ſind alſo in ſteter Vermehrung begriffen; dagegen verläugnet der Lappe, ſobald er norwegiſch ſpricht, ſeine Abſtammung und nach kurzer Zeit trägt er auch norwegiſche Kleidung. Der Umſchwung geht nach den Verhältniſſen dieſer Gegend ſehr raſch vor ſich. Ihre Literatur, wenn man ſo ſagen darf, iſt klein und großentheils von den Norwegern geſchaffen worden; ſie beſteht aus kleinen Liedern und epiſchen Dichtungen. (Siehe: Lieder der Lappen, geſammelt von O. Donner. Helſingfors 1876. 8°.); bis heute noch wiegen die religiöſen Schriften vor und der Genuß eigentlich norwegiſcher Bücher iſt ihnen ſehr erſchwert, weil die lappländiſche Schrift lateiniſche und einige eigenthümliche Buchſtaben hat, während für die norwegiſche die Currentzeichen im Gebrauche ſind. Die Lappen kennen Compagnie-Geſchäfte; denn mehrere geben ihr Capital zuſammen und wirthſchaften nach einem mündlichen Vertrage gemeinſchaftlich; das Capital aber, wie ihr

ganzer Reichthum überhaupt, beſteht in Renthierheerden; 400 dieſer nützlichen Thiere (norw. Renoxe, lappl. Sarvis) haben den Lappen, ſein Weib und ſeine Kinder von ihrem Erträgniſſe zu ernähren. (Heinrich Frauberger. Der Beſitz der Nomadenlappen, im: Ausland 1872, Nr. 13, S. 303.) Die Arbeitstheilung iſt lange noch nicht ideal: die Männer kochen, die Frauen nähen, beide manipuliren mit den Renthieren. Die Zucht derſelben iſt, von volkswirthſchaftlichen Geſichtspunkten aus betrachtet, noch in der Kindheit; wäre ſie rationell ausgebildet, ſie müßte die einträglichſte Viehzucht der Erde ſein. In der ökonomiſchen Benützung von Zeit und Kraft haben es die Lappen gleichfalls nicht weit gebracht. Die beſten unter ihnen, Lehrer und Beamte, gehen noch am wirthſchaftlichſten damit um. Die ökonomiſche Ausbildung der Seefinnen läßt aber am meiſten zu wünſchen übrig. Daß die Lappen auch von den Einflüſſen der Mode nicht frei ſind, lehrt ihr übermäßiger Gebrauch von Kaffee, die gegenwärtige Revolution der weiblichen Kopftracht, der Eintauſch der norwegiſchen Begrüßungsform gegenüber der lappiſchen, der finnländiſchen Schneeſchuhformen gegenüber der eigenen u. ſ. w. Dies liefert zugleich einen Beweis davon, daß ſie bereit ſind, vom Althergebrachten abzugehen, wenn ſie Beſſeres und Brauchbareres annehmen können. Sie können dies auch leichter, da ihnen der hiſtoriſche Sinn fehlt; über den Großvater hinaus weiß ſich keiner an etwas zu erinnern, die Tradition iſt eine unbedeutende, ihre Märchen ſind weniger Dichtungen der Vergangenheit, als Geſchichten von Ereigniſſen, die zu allen Zeiten ſtattfinden konnten und können, in denen es Nomaden mit Renthieren gibt. Wenn ſie auch äußerlich die Gebräuche des proteſtantiſchen Glaubens angenommen haben, geben ſie ſich doch, kaum Einen ausgenommen, mit dem Nachdenken über die chriſtlichen Lehren keine Mühe. Mit Rückſicht auf die Ehe huldigen ſie gleichfalls der modernen Idee, und die Schönheit und Bedeutung eines Lappenmädchens wächſt mit der Zahl der Renthiere, die ſie zur Ausſteuer erhält. Dem Geiſte und dem Gelde zollen ſie Verehrung, jedoch keineswegs in feiler, knechtiſcher Form; ſie wiſſen, daß ſie frei ſind, wie Jedermann in Norwegen. Unſere Eismänner haben lebhaftes Intereſſe für die Geſchäfte der Schule, der Kirche, der Gemeinde, der Provinz; für Miniſter ſind ſie ſo wenig intereſſirt, wie in der Regel auch unſere Bauern, aber von der Exiſtenz eines Königs wiſſen ſie. Die Steuern zahlen ſie mit einer Regelmäßigkeit, die Ordnungsſinn und Pflichtgefühl verräth, unterlaſſen jedoch ſo wenig als unſere Bauern die Bemerkung an den Steuereinnehmer, daß ſie ſehr hoch ſeien. Da ſie ſich manchmal im Schnee baden, gewöhnlich am Abend reine Füße zum Vorſchein kommen und Einige einen ſchneeigen Hals haben, ſo darf ihnen Reinlichkeit nicht abgeſprochen werden, obgleich ſich in ihrer Suppe Renthierhaare in Menge vorfinden, und ſie ſich bei den eigenthümlichen klimatiſchen Verhältniſſen des Geſchirrreinigens begeben haben. Die Nomaden ſind ſehr gutmüthig, wenn ſie richtig behandelt werden, beugen ſich aber auch vor dem Gebietenden, wenn er Energie und eine die Wildheit des Klima's überwindende Willenskraft hat. Außer dem Renthierdiebſtahl, den ſie übrigens ſelbſt für keinen Diebſtahl erklären, ſind ſie ehrlich und bei jedem Transporte verläßlich. Sie ſind die einzig verwendbaren Führer über die öden Schneeregionen ihres unendlichen Plateau's und leiſten Staunenswerthes im Pfadfinden. (Nach H. Frauberger.)

§. 15. Das Königreich Dänemark.

Dieſes kleine Reich beſteht aus dem nördlichen Theile der cimbriſchen Halbinſel, nämlich dem flachen ebenen Jylland oder Jütland (25,220 □Km.) und vielen Inſeln, die in der Oſtſee und dem atlantiſchen Oceane zerſtreut liegen. Zu den letzteren gehört Island und die Faröer-Gruppe; die Eilande

Digitized by Google

der Ostsee aber, welche eigentlich den Hauptbestandtheil des Königreichs bilden, sind: Fyen oder Fünen (3080 □Km.), Arrö und Langeland, ferner Laaland oder Lolland, d. i. niedriges Land, (1210 □Km.), Falster, der Obstgarten Dänemarks, das mit hohen Kreideufern umgürtete Moën und das trefflich ausgebaute Sjalland (Seeland), 7048 □Km. umfassend, also die größte der dänischen Inseln, mit den kleinen Eilanden Amager und Saltholm, endlich das wegen seiner felsigen Küsten an den meisten Orten unzugängliche, im Innern aber fruchtbare Bornholm. Im Kattegat liegen die Inseln Anholt und Laesö. Ohne die Nebenländer umfaßt das Königreich Dänemark 38,200 □Km., auf welchen 1,874,000 fast ausschließlich lutherische Einwohner unter einer streng constitutionellen Regierungsform leben. Die Eintheilung des Landes zerfällt in 13 Aemter, wovon 4 auf die Inseln und 9 auf die Halbinsel Jütland kommen. Island, welches sich einer besonderen Verfassung und einer eigenen gesetzgebenden Versammlung (Althing) erfreut, ist in 4 Aemter getheilt, die Farör bilden 1 Amt. Außerdem besitzt Dänemark Colonien in Grönland, welche in ein nördliches und ein südliches Inspectorat zerfallen, und in Westindien, wo ihm die Inseln St. Thomas, St. John und Sta. Cruz gehören. Die Armee des kleinen Königreiches zählt 52,000 Mann, die Kriegsflotte im Ganzen 63 Fahrzeuge. Das Volk der Dänen hat für die Cultur Bedeutendes geleistet. Ihre Sprache, etwas bäuerisch und holprig klingend, paßt sehr gut zum Ausdruck kindlicher Gedanken. Andersen in seinen wunderschönen Märchen, welche auch in Deutschland wohl gekannt sind, schließt sich in mancher Hinsicht an den Norweger Björnson an. Auch zur Tragödie, welche der Anmuth doch leichter entbehren kann, ist sie geeignet. Ebenso ist auch der Däne ein ganz annehmbarer Nachbar, sobald man sein sehr reizbares Nationalgefühl nicht antastet. Hierin ist er, wie Schwede und Norweger, sehr empfindlich und sieht aus diesem Grunde mit mißtrauischem Blicke auf Deutschland.

Das Land ist flach und eben mit alleiniger Ausnahme von Jütland, welches längs der O.-Küste von einem unbedeutenden Hügelzuge durchzogen wird, und, einige Haidestriche ausgenommen, fruchtbar. Die Luft ist feucht, die Witterung wegen der Lage zwischen zwei Meeren sehr veränderlich. Bedeutende Flüsse und Seen gibt es in Dänemark nicht; ebensowenig, von der Hauptstadt abgesehen, nennenswerthe Städte.

Die Eisenbahn quer durch die Insel Seeland von Korsör (an der SW.-Küste) nach Kopenhagen ist sehr öd und bietet des Sehenswürdigen so gut wie Nichts — gleichsam eine Eindruckspause zwischen der Seefahrt und den zu erwartenden Merkwürdigkeiten der Hauptstadt. Flache, aber wohlbebaute Felder, Weiden, wie in

Holſtein mit dem Vieh im Freien, zuweilen einer der ſchönen norddeutſchen Buchenwälder wechſeln mit einander ab; nur Roeskilde (ſpr. Roſchild, 4700 Einw.) bildet als größere, in der däniſchen Kriegsgeſchichte und Mythologie berühmte Stadt eine Unterbrechung, indem hier auf einmal auch wieder das als Fjord hereinreichende Meer ſichtbar wird. Endlich, nach etwa dreiſtündiger Bahnfahrt, iſt das Ziel erreicht: ein merkwürdiger, höchſt eigenthümlich ſtimmender Contraſt, nach der Oede und Stille des durchfahrenen Landes plötzlich einzulenken in die prächtige Capitale mit ihrem durchaus weltſtädtiſchen Charakter, welchen man in der That nach dem vorhergehenden Land nicht erwarten würde.

Kjöbnhavn (Kopenhagen), die däniſche Haupt- und Reſidenzſtadt, iſt Mittelpunkt und Perle des hochintereſſanten Archipels der Oſtſee, des Inſelgewühles zwiſchen Jütland und Schweden. Ihr Territorium beträgt 2222 Hectaren, wovon ein Fünftel innerhalb, vier Fünftel außerhalb der alten Wallgrenze liegen. Am 1. Januar 1876 zählte Kopenhagen etwa 210,000 Einwohner und hat der Zuwachs in den letzten fünf Jahren muthmaßlich 2½ % jährlich betragen. Die ſtark befeſtigte Hafenſtadt iſt der Sitz aller Landescollegien, einer Univerſität, Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften, prachtvoller Muſeen, mehrerer gelehrten und gemeinnützigen Geſellſchaften, vieler trefflichen Unterrichtsanſtalten, ausgebreiteter Manufacturen und Hauptſitz des däniſchen Handels. Hohe, häufig ſechsſtockige Häuſer wie in Hamburg ragen empor; höchſt zahlreich ſind die öffentlichen Gebäude, in einem ernſten geſchmackvollen Styl mit Wappen oder künſtleriſchen Giebelfeldern geziert, dazwiſchen die Palais des reichen alten Adels und luxuriös viele Schlöſſer der königlichen Familie, welche ihre Entſtehung meiſt dem ſo lebhaften Bauſinn des vorigen Jahrhunderts, doch ohne deſſen Geſchmackloſigkeit, verdanken. Auf den breiten, mit comfortablen Trottoirs verſehenen, zuweilen boulevardartigen Straßen und den vielen beſchatteten, denkmalgeſchmückten freien Plätzen wogt zumal am Sonntag eine gewaltige Menſchenmaſſe, untermengt von den ſuchenden Geſtalten der Bädeker oder ſonſt geführten Fremden, meiſt Deutſchen. Zwei ſtets reich beſetzte Pferdebahnen durchziehen die Stadt und münden in den verſchiedenen nahen Vergnügungspunkten,

Die Friedrichsburg in Kopenhagen.

außerdem fahren fortwährend die Stadtomnibuſſe und Legionen von Droſchken, bei welch letzteren (ſowie überhaupt in dieſer Stadt) eine ſtramme Aufſicht der Polizei und nachahmungswürdige Ordnung des ganzen Verkehrs anzuerkennen iſt. Nach dieſen erſten Eindrücken wird ſich jeder Fremde möglichſt bald der Perle der Stadt, dem Muſeum des großen Thorwaldſen zuwenden. Auch an ſonſtigen Sammlungen iſt die Stadt ſehr reich; als ſpecifiſch heben wir nur die „Sammlung nordiſcher Alterthümer" hervor, welche Kopenhagen für ſeine Aufgabe hält, da es ſich mit Recht als geiſtigen Vorort des ſcandinaviſchen Nordens und berufenen Hüter von deſſen großer, geiſtvoller Vergangenheit betrachtet. Zur Erholung von der Anſtrengung des Sehens und der Fülle bedeutender Eindrücke mögen wir uns einem der vielen reizenden Spaziergänge zuwenden, unter denen man reiche Auswahl hat, vor Allem dem vielgerühmten Tivoli. Es iſt ein großer, zweifellos künſtleriſch angelegter Garten oder Park, den beſonders die wiederholt mögliche Hereinziehung und Verwerthung tiefer Waſſerarme reizend macht. Zahlreiche Reſtaurationen, Cafés und Conditoreien bieten allenthalben Erfriſchung; derberer Geſchmack findet auch die Schaubuden und Locale theils unſerer Volksfeſte, theils des Pariſer Styls — man könnte ſagen, es ſeien hier die beluſtigenden Anhängſel der Meſſen in Permanenz erklärt und finden um ſehr geringen Eintrittspreis für alle dieſe Koſtbarkeiten zuſammen ein überaus großes, buntgemiſchtes Publikum. Ruhe und Schönheit zugleich bieten in hohem Maß die prächtigen Spaziergänge auf dem hohen Meerdamm, der den Sund entlang nordwärts führt, die „lange Linie". Von hier aus präſentirt ſich in richtiger Entfernung das höchſt intereſſante Schiffsleben in dem ſchmalen Meerarm zwiſchen dem Hauptheil Kopenhagens und der gleichfalls noch zur Stadt gezogenen Inſel Amager, ein zwar nicht geſchloſſener, aber wegen der Enge des Durchgangs doch ſehr bequemer, natürlicher Hafen, in welchem beſonders die große Maſſe der überall hinlaufenden Dampfſchiffe verſchiedenſter Größe den Einblick in die bedeutende Handels- und Verkehrsthätigkeit der Stadt gewährt.

Von den übrigen Städten Dänemarks feſſelt keine die Aufmerkſamkeit; wir bemerken deßhalb als behaltenswerth blos das den Sund mit der Feſtung Kronenborg ſperrende Helſingör (10,000 Einwohner) auf Seeland, Nyborg (2800 Einwohner) und Odenſe (14,300 Einwohner) auf Fünen, Nykjöbing auf Falſter und Rönne (5400 Einwohner) auf Bornholm. Am jütiſchen Feſtlande liegen die anſehnlicheren Orte Aalborg (ſpr. Olborg, 10,000 Einwohner), Aarhuus (ſpr. Orhüs) mit 15,000 Einwohnern und Fridericia (6300 Einwohner), wo der kleine Belt bis auf $1\frac{7}{8}$ Km. zuſammengeſchnürt iſt.

Ueber die wirthſchaftlichen Verhältniſſe Dänemarks verbreiten die neueſten amtlichen Berichte der Engländer einiges Licht. Danach zeigt die Ausfuhr landwirthſchaftlicher Erzeugniſſe während des Jahres 1875 eine ſehr befriedigende Zunahme. Die Ausfuhr von Rindvieh überſtieg die Zahl von 88,000, was die doppelte Durchſchnittszahl der acht Jahre vor 1874 iſt und die Ausfuhr von 1874 um mehr als ein Drittel überſteigt. Die Ausfuhr von Schafen und Lämmern (65,000) iſt dreifach ſo groß wie in irgend einem Jahre vorher. Die von Schweinen (über 156,000) zeigt eine Abnahme, desgleichen die von Cerealien, aber noch betrugen dieſe 1,860,000 Barrels. Vor zehn Jahren gab es im Weſentlichen keine Butterausfuhr, jetzt beträgt dieſelbe dort jährlich 120,000 Fäſſer. Die Ernte des Jahres 1875 übertraf die Durchſchnittsernte. Da aber die Maſchinen verbeſſert ſind, die Arten der Bebauung desgleichen und viel Capital angewendet worden iſt, ſo betrug der Werth des verwendbaren Mehrertrages an Bodenerzeugniſſen im Jahre 1874 über 64,800,000 RM. gegen 36,600,000 im Jahre 1869. Die vortreffliche und ſich vergrößernde Handelsflotte iſt 225,545 Tons groß und umfaßt 2882 Segelſchiffe, 135 Dampfer und etwa 11,000 Boote. Der Werth der Einfuhr

ed by Google

betrug im Jahre 1874 140,000,000 RM., der Ausfuhr 108,000,000. Die erste Stelle unter den mit Dänemark handelnden Ländern nimmt Deutschland ein, die zweite Großbritannien, ein sehr beträchtlicher Theil aber des nach Deutschland gehenden oder von dort kommenden Stoffes ist nur Durchgangswaare von Großbritannien, dem Hauptabnehmer Dänemarks. Das Budget Dänemarks für 1876/77 zeigt 30,005,400 RM. Einkünfte gegen 28,131,000 Ausgaben. Die Nationalschuld betrug im März 1875: 111,501,373 RM. Im Jahre 1875 wurde die Goldwährung eingeführt und Goldstücke im Werthe von 20 und 10 Kronen (1 Krone = 60 Pfennige) in Umlauf gesetzt. (Wiener Abendpost vom 3. October 1876.)

Unter den dänischen Nebenländern, welche an dieser Stelle eine Erwähnung finden müssen, gedenken wir zunächst der Faröer (1320 □Km.). Es sind kahle, steile, durchaus baumlose Felsengruppen, von Stürmen umbraust, rauh und feucht. Ihre Fauna ist ebenso bescheiden wie ihre Vegetation. (Siehe: Ausland 1873, Nr. 4, S. 80.) Halbwilde Schafe, von welchen die Inseln den Namen haben, und Pferde sind die hervorragendsten Vertreter der Thierwelt. Unter den großen Wassersäugern ist der Grindwal (Delphinus globiceps), der alljährlich hier in großen Mengen gefangen wird, von hoher Bedeutung. Die 1000 Einwohner der Faröer beschäftigen sich mit dem Sammeln von Eiderdunen, mit Fisch- und Seehundfang, und besitzen in dem 900 Köpfe zählenden Städtchen Thorshavn auf Stromö einen Marktplatz nicht ohne Bedeutung. Noch viel interessanter als die Faröer ist ob der dort herrschenden eigenthümlichen Verhältnisse die nordische Insel Island.

Die Bevölkerung Islands beträgt etwa 70,000 lutherische Menschen, welche sich mit Recht als das jüngste und zugleich unvermischteste der europäischen Völker betrachten dürfen. Der Isländer ist heute noch der reinste Germane und seine Sprache ist gegenwärtig noch genau so, wie sie von dem ersten Ansiedler 874 n. Chr. gesprochen wurde, weicht also nur wenig vom Altnordischen ab. Die Isländer, hoch gewachsen und kräftig, ruhig, ernst, vorsichtig, einfach in ihren Sitten, reden jeden mit Du an, sind gastfrei, freiheitliebend, streitsüchtig und halten mit unendlicher Zähigkeit an ihrer Meinung. Ackerbau ist zwar in Island nicht unmöglich, aber die Reife des Kornes hängt von so vielen Zufälligkeiten ab, daß es theurer ist, Korn zu bauen, als zu kaufen. Für den Graswuchs ist die Insel dagegen ganz geeignet. Bei jedem Hofe findet man ein mit Steinen eingehegtes Stück Land, Tun, auf welchem kräftiges Gras wächst. Von Mitte Juli bis September dauert die Heumaht, und dann geht alles was kann in's Innere des Landes, um das Gras auf den Hochebenen zu schneiden. Die W.- und S.-Küsten sind fischreich und dort ist die Fischerei bedeutend für die Bewohner; von geringerer Wichtigkeit ist der Vogelfang längs der Küsten; nur der der Eidergänse verdient Beachtung. Die Industrie der Isländer ist sehr gering, der Hausfleiß leistet nur Mäßiges, und schwerlich kann man ein unreinlicheres Volk finden als diese Insulaner. Seifen, Waschen, Kämmen und Baden liebt Niemand; der Schmutz gehört daher mit zur Charakteristik der Isländer. Handwerk existirt hier gleichfalls nicht; jeder ist sein eigener Handwerker und zu jedem Hofe gehört daher eine Schmiedestelle, wo man wenigstens die Pferde beschlägt. Die Wohnungen liegen meist allein, ohne Ortschaften zu bilden, oft weit von einander entfernt. Die Wände baut man aus Steinen und Grastorf, das Dach bildet gleichfalls Grastorf; aus Holz bestehen nur Sparren, Giebel und Thüren. In der Regel besteht ein Hof (Baer) aus mehreren Häusern, deren jedes ein Gemach bildet. Der eigentliche Aufenthaltsort der Familie ist der Boden, die sogenannte „Badstofa", zu welchem man durch eine kleine Fallthüre gelangt. Die Feuerstätte ist

ohne Schornſtein und daher erfüllt jedes Haus Geſtank, den der Rauch vom Torf, vom getrockneten Schaf- und Kuhmiſt und vom getrockneten Fiſchbein erzeugt, das Tag und Nacht gebrannt wird. Die höchſt unpaſſend ſo genannte Badſtube iſt äußerſt einfach eingerichtet; das Licht fällt nur durch einige kleine Fenſter vom Dach. Nur in den Ebenen und an den Handelsorten, wo man Treibholz benützen kann, das ſich an den Küſten findet, erſcheinen die Häuſer etwas beſſer.

Wie in jedem primitiven Gemeinweſen findet ſich in Island eine Sonderung in Claſſen gegenwärtig nur ſchwach und theilweiſe entwickelt. Das Sinken des Reichthums ſeit der Entdeckung des Landes wirkte ſehr nivellirend. Armuth hat jetzt die oberen Claſſen ſozuſagen ganz verwiſcht und Jedermann ſteht geſellſchaftlich faſt auf gleichem Niveau mit ſeinem Nachbar. Immerhin kann man noch einige geſellſchaftliche Hauptelemente unterſcheiden. Das erſte bilden die Geiſtlichkeit und die Beamten, das zweite die Kaufmannſchaft, und das dritte die „Thómthußmenn“, d. h. Leute, die keine Kuh beſitzen. Die zahlreichen Armen, deren Erhaltung ſchwer die Gemeinde belaſtet, bilden den vierten Stand. Die Kaufleute zeichnen ſich nicht gerade durch Bildung und feine Sitten aus, doch vermögen ſie durch ihren Reichthum eine ſociale Rolle zu ſpielen. Die meiſten dieſer Kaufleute ſind Dänen, doch iſt ihre Zahl im Abnehmen begriffen, da ſich Conſumvereine gebildet haben, die den Kaufleuten ſtarke Concurrenz machen, vielleicht ſie bald ganz und gar von der Inſel vertreiben werden. Man verſpricht ſich große Vortheile für den Wohlſtand der Inſel von dem Verſchwinden der Kaufleute, da das Geld dann im Lande bleiben werde, ſtatt, wie jetzt, ſeinen Weg nach Kopenhagen zu finden. Den Gradmeſſer für die geringeren Claſſenunterſchiede beim Landvolke bildet die Kuh. Wer eine Kuh beſitzt und ſie auf ſelbſtbebautem Grasfelde weiden läßt, gleichviel ob er das Feld als Eigenthümer, als Pächter, oder als einfacher Miether inne hat, der zählt zur Claſſe der Bondi. Die Thómthußmenn dagegen ſind zum größten Theile Fiſcher. Im höchſten äußeren Anſehen ſteht die Beamtenclaſſe, worunter der „Syslumann“ die wichtigſte, wenn auch nicht dem Range nach die höchſte Stelle einnimt. Der Syslumann iſt König in ſeinem Bezirk und vereinigt in einer Perſon die verſchiedenartigſten obrigkeitlichen Aemter; dennoch, und obgleich die Controle von Oben nichts weniger als ſtreng gehandhabt wird, kommen Fälle von Mißverwaltung nur ſelten vor. Die eigentlichen Träger der isländiſchen Civiliſation, die Lehrer der Jugend, die Wächter über die Moral des Volkes ſind die evangeliſchen Geiſtlichen. Der isländiſche Pfarrer iſt nicht blos

Ein Begräbniß in Island.

Prediger des Evangeliums und Spender der Sacramente, ſondern auch Zehntenempfänger, Kirchenvorſteher, geiſtlicher Commiſſionär, Vorſitzender des Friedensgerichtes ſeines Sprengels, Kirchenbuchführer, Schulinſpector und zu Allem Bewirthſchafter ſeines Grund und Bodens. Der Pfarrer hat auch, da ſich der Staat um die Verbreitung der Elementarkenntniſſe nicht im Geringſten kümmert, darauf ein wachſames Auge; ſo kommt es, daß in der That unter den Erwachſenen faſt alle Männer und die meiſten Frauen einen gewiſſen Grad von Fertigkeit im Schreiben und auch im Rechnen beſitzen. Im Uebrigen führten dieſe Zuſtände zur Verdummung des Volkes und zu deſſen abſoluter Beherrſchung durch die Prieſterſchaft. Nirgends iſt den Geiſtlichen dermalen ein größerer Einfluß auf das Privatleben des Einzelnen eingeräumt, nirgends ſpielt die Religion im Alltagsleben eine größere Rolle, als im ſtrengproteſtantiſchen Island.

Die Inſel beſitzt in ihrer kleinen Hauptſtadt Reykjavik im SW. mit 2000 Einwohnern einen Mittelpunkt nicht nur der weltlichen und kirchlichen Adminiſtration — ſie iſt Sitz des Stiftsamtmannes und Biſchofs — ſondern auch der Wiſſenſchaften und Literatur, des Handels und Verkehres für ganz Island. Das Leben in der isländiſchen Hauptſtadt iſt auch keineswegs ſo ungeſellig, wie man glauben möchte. Im Winter werden oft genug Bälle und Abendgeſellſchaften gegeben, und Privattheater, zu denen das Publikum gegen ein kleines Entrée Zutritt hat, gehören zu den geſuchteſten Zerſtreuungen.

§. 16. Das Königreich der Niederlande.

„Es gibt ein Land, wo die Flüſſe ſozuſagen über den Köpfen der Einwohner hinwegfließen, wo mächtige Städte ſich unter dem Spiegel des Meeres erheben, das ſie beherrſcht und nahezu erdrückt, wo weite Strecken bebauten Landes abwechſelnd vom Waſſer erobert und verloren wurden, wo der natürliche Lauf der Ströme alte Inſeln durch Sandbänke mit dem Feſtlande verbunden hat, wo alte Theile des Continentes, abgeriſſen und zerbröckelt, neue Inſeln gebildet haben.“ (Alphonse Esquiros. La Néerlande et la vie hollandaise. Paris 1859. 8°. I. Bd. S. 1.) Dieſes ſeltſame Stück Europa's ſind die Niederlande. Bekanntlich iſt der Name „Niederlande“ nur eine politiſche Bezeichnung des Königreichs, das man gewöhnlich auch Holland nennt. In geographiſchem Sinne verſteht man unter den Niederlanden all' das Flachland von dem walloniſchen Berglande, den Ardennen, bis zur Zuyderſee. Dieſes Gebiet iſt das große Delta des Rheins, der Maas und der Schelde, eine Anſchwemmung, erzeugt durch dieſe Flüſſe, erhalten durch den Zwieſpalt des ſüßen und ſalzigen Waſſers. Der Haupterzeuger und Bildner dieſes Landes iſt der Rhein mit ſeinem Bündel von Armen. Indem er ſeine mächtigen Waſſerſtränge von O. nach W. zum Meere hinzieht, theilt er ſein Deltaland auf eine ſehr markirte Weiſe in zwei Hälften, eine nördliche und ſüdliche.

Digitized by Google

Die Scheidung der Niederlande in N. und S. wird auch auf andere Weiſe ausgeprägt. Längs der S.-Seite des Rheines ſchiebt ſich nämlich ein minder fruchtbarer Landſtrich, wie ein Keil, zwiſchen dem S. und N. der Niederlande, parallel mit der untern Maas und dem Rheine hin. Dieſer Strich — Nordbrabant — iſt eine Fortſetzung der großen ſandigen Haide, die von der Oſtſee her durch Brandenburg, Lüneburg und Weſtfalen bis an die Schelde geht. In ihm befinden ſich große Sümpfe und Moore, weßhalb auch Nordbrabant weit weniger bevölkert iſt als die übrigen holländiſchen Provinzen, wie denn auch die größten Städte keineswegs in dieſem Mittelſtriche des Delta's liegen. Rotterdam iſt die einzige Stadt erſten Ranges, welche unmittelbar am Rheine gelegen iſt, den die Holländer freilich hier als Maas bezeichnen. Aber nördlich und ſüdlich vom Rheine und dem unfruchtbaren Nordbrabant fallen fruchtbare Tiefländer ab, und dort liegen zwei herrliche Kränze der reichſten und größten Städte, nördlich die holländiſche Gruppe Amſterdam, Haarlem, Leiden, Utrecht, Haag ꝛc., ſüdlich die flandriſchen (belgiſchen) Städte Brügge, Gent, Antwerpen, Mecheln, Brüſſel, Löwen. Beide Gruppen ſind durch den an Städten und Menſchen ärmeren Mittelſtrich Nordbrabant getrennt. Ein drittes Moment iſt die Schelde, welche ſich trotz ihres kurzen Laufes, aber Dank der herrlichen Beſchaffenheit ihrer zu einem Meerbuſen erweiterten Mündung im S. als eine beſondere Verkehrs- und Lebensader mit einem eigenen Flußſyſteme darſtellt. Der niederdeutſche Volksſtamm der Vlamen hat die Schelde zu ſeinem Hauptſtrome gemacht und die Scheldelandſchaften mit der ſchönſten Bodencultur und mit einer dichten Bevölkerung bedeckt. Nebſt den Vlamen, welche auf holländiſchem Gebiete 13 % der Geſammtbevölkerung ausmachen und in Nordbrabant und Limburg wohnen, lebt noch eine geringe Anzahl Niederdeutſche, 2 %, in niederländiſch Limburg. Das Gros bilden die eigentlichen Holländer, die Nachkommen der alten germaniſchen Bataver, in den Provinzen Holland, Zeeland, Utrecht und Geldern, im Ganzen 71 %. Die reſtlichen 14 % entfallen auf den gleichfalls germaniſchen Stamm der Frieſen, welche Friesland, Groningen, Drenthe und Over-Iſſel bewohnen, in früherer Zeit aber, ehe noch der Durchbruch der Zuyderſee ſtattgefunden, ſich ganz zweifellos auch über das gegenwärtige Nordholland erſtreckt haben. Die Affinität in manchen Sitten, ſelbſt in der Tracht, zwiſchen Nordholland und Friesland iſt dem beobachtenden Reiſenden ſelbſt heutigen Tages noch auffällig. Aus dem oben Angeführten läßt ſich die natürliche Trennung der nördlichen und ſüdlichen Niederlande zur Genüge erkennen. Und gleichwie die Natur das Land in zwei verſchiedene Theile zerlegt hat, ſo auch die Bevölkerung. Die im S. der Niederlande Wohnenden verfielen den Einflüſſen und der Herrſchaft der fremden, ſüdlichen Mächte; die nördlichen Niederländer waren dagegen von Haus aus ein freiheitliebendes Inſelvolk, und das Fiſcher- und Schifferleben war bei ihnen überwiegend, während die Vlamen mehr binnenwärts ſaßen. Darum iſt es ganz natürlich, daß ſie ihren Einfluß auch über die zeeländiſchen Inſeln oder den Schelde-Archipel ausdehnten. Die Zeeländer, die „Zeews“, wie ſie der Holländer nennt, ſind ein Brudervolk der eigentlichen Holländer und ein Inſelvolk wie dieſe, und ſchloſſen ſich dieſen in den politiſchen Bewegungen an, obwohl der Schelde-Archipel als das natürliche Zubehör zur Schelde von den Vlamen angeſprochen werden kann und auch angeſprochen wird. Der N. iſt überall der rauhere und jüngere Bruder des S., beider Sitten und Sprache, Charakter und Gewohnheiten, erhielten nach und nach ein ſelbſtändiges, von einander abweichendes Gepräge. Auf dieſe Weiſe entſtand die große Spaltung des belgiſch-bataviſchen Stammes in die holländiſche oder nördliche und in die vlamiſche oder ſüdliche Völkerfamilie. Der Unterſchied zwiſchen N. und S. in den Niederlanden ſpiegelt ſich genau in den klimatiſchen Verſchiedenheiten, in allen Zuſtänden des Landes und ſeiner Bevölkerung, in der Pflanzenwelt, im Ackerbau, im Charakter der Landſchaft, in der Kleidung, in den Sitten und Eigenthümlichkeiten der Bewohner. Der natürliche Riß zwiſchen beiden Ländern hat kaum je eine Ausſicht dauernd überkleiſtert zu werden.

In ethniſcher Hinſicht ſind Holländer und Vlamen Ein Volk, mit ſeinen eigenthümlichen Sitten und ſocialen Erſcheinungen zu ſeinen deutſchen Nachbarn einen tiefen Contraſt bildend. Keine merkliche Naturgrenze ſcheidet den

Digitized by Google

Holländer von dem Deutschen; wo immer man aber den holländischen Boden betritt, sofort fühlt man sich wie in ein Hunderte von Meilen entferntes Land versetzt, wo unserem continentalen Auge alles fremd, alles seltsam erscheint. Nicht ganz ohne Recht, wenn auch natürlich mit viel Uebertreibung, hat man deßhalb die Holländer die „Chinesen Europa's" genannt.

Noch vor Kurzem war man bemüht die Nationalität der Niederländer überhaupt in Abrede zu stellen und dieselben blos in sprachlicher Hinsicht von den Deutschen als dialectisch verschieden gelten zu lassen. Die totale Irrigkeit dieser Ansicht tritt an's Licht, wenn wir über die verwandtschaftlichen Verhältnisse der germanischen Stämme Klarheit zu gewinnen suchen. Aus der uns unbekannten urgermanischen Sprache entsprangen die drei Zweige des Gothischen, Scandinavischen und Germanischen, von welchen hier blos der letztere zu berücksichtigen ist. Dieser spaltete sich in den althochdeutschen und den altniederdeutschen Zweig; aus ersterem entwickelten sich die drei Mundarten: fränkisch, bayrisch und alemannisch, letzteres gleichbedeutend mit dem Mittelhochdeutsch, das sich später in das jetzt übliche Neuhochdeutsch verwandelte. Der nicht auf uns gekommene altniederdeutsche Stamm zeugte zwei sehr genau bekannte Sprossen: das Altsächsische und das Friesische, welches letzteres in verschiedenen Mundarten noch in W.- und N.-Friesland, auf Helgoland, Wangeroog und im Saterlande blüht. Dem Altsächsischen entsprangen wiederum das Angelsächsische, das Altniederländische und das Altniederdeutsche, von welchen beiden letzteren keine oder fast gar keine Sprachdenkmale übrig geblieben sind. Alle drei gingen aber im Laufe der Zeit gewisse Modificationen ein, so daß aus dem Angelsächsisch sich das Englische, aus dem Altniederländischen das Mittelniederländisch und aus dem Mittelniederdeutsch das Plattdeutsch entwickelte. Aus dem an Denkmälern der Literatur reichen Mittelniederländischen leitet sich das Neuniederländische, gewöhnlich Holländische genannt, mit dem völlig identischen Vlämischen ab. Wir sehen also, daß Holländisch und Vlämisch weder Dialecte noch Mundarten, also in keinem Falle Töchtersprachen des Deutschen sind, sondern demselben genau ebenso ferne stehen, wie das Englische, denn jedes von ihnen hat sich aus einem anderen Stamme entwickelt. Und was noch mehr ist, ebenso ferne wie das Englische und Holländische vom Neuhochdeutschen steht auch das Platt- oder Niederdeutsche. Nicht einmal von Schwestersprachen darf dabei die Rede sein; das verwandtschaftliche Verhältniß ist noch loser, höchstens gleich jenem zwischen Vetter und Base. Was von den Sprachen gilt, trifft hier auch bei den Völkern selbst zu. Es kann für den Kenner kaum dem leisesten Zweifel unterliegen, daß, wenn irgend ein Volk als eine eigene Nationalität zu gelten berechtigt ist, dies eben die Holländer sind. Kein germanisches Volk — die ethnisch stark gemischten Engländer ausgenommen — hat einen so ausgeprägten Volkscharakter. Ihre Sprache, ihre physische und psychische Entwicklung, ihre Sitten und Gebräuche stellen sie ebenso vollkommen auf ihre eigenen Füße, als ihre großartige Geschichte und staatliche Vergangenheit. Die Holländer, so sagt ein deutscher Schriftsteller (Kruse. Excurse über holländische und vlämische Art, Sprache und Literatur. Elberfeld 1854. 8°. S. 3) sind ein Volk aus einem Guß. In Sitten und Treiben zeigt dasselbe viel größere Verwandtschaft mit dem Engländer als mit dem Deutschen, und ist sich dieses Unterschiedes auch wohl bewußt. Deßhalb will der Holländer in der Regel vom Deutschen nichts wissen, und würde jede Gelüste nach seinen nassen Wiesengründen energisch zurückweisen, wobei ihm sein herrliches, großartiges Inundationssystem noch eben so trefflich zu Statten käme, als in den Zeiten Wilhelm des Schweigers.

Der holländische Volkscharakter ist im Auslande nur wenig gekannt, zumeist verkannt. Wohl zeichnet er sich durch unläugbare Verschlossenheit gegenüber dem Fremden aus, und sticht dadurch grell von der mittheilsamen Gemüthlichkeit des Deutschen ab, dennoch ist doch der Eintritt in holländische

Familien leichter als behauptet wird; man merkt dann auch nichts von Kälte und der Empfang iſt ſelbſt ſeitens der Frauen des Landes ein herzlicher, gemüthlicher. Weſentlich mag hierzu der Comfort der holländiſchen Wohnhäuſer beitragen, deren Einrichtung den Stolz der Hausfrau bildet.

Ganz im Sinne des engliſchen Cottage-Syſtems bewohnt jede Familie ein ganzes, meiſt ihr eigenes Haus allein. Das Zuſammenwohnen mit fremden Leuten unter einem Dache dünkt dem Holländer unbegreiflich, unerträglich. Möglichſte Bequemlichkeit und Luxus herrſchen ſelbſtverſtändlich im eigenen Hauſe, und heimeln den eintretenden Fremden an, nicht nur in den Hauptorten des Landes, wie Amſterdam, Haag, Rotterdam, ſondern auch in den kleineren Städten des von den Holländern ſelbſt nur wenig beſuchten O., in Zwolle, Leeuwarden, Groningen u. ſ. w. Für arme Leute, ſo ward dem Verfaſſer dieſes Buches in Zwolle berichtet, erbauen Privatgeſellſchaften meiſt außerhalb der Städte, doch an irgend einer Gracht (Canal) kleine Häuschen, welche ſie nebſt einem dazu gehörigen Stückchen Gartenlandes gegen billigen Zins an dieſelben vermiethen, ſo daß jede Familie, wäre ſie noch ſo unbemittelt, ein eigenes Haus bewohnt. Durch Entrichtung einer etwas höheren Wochenmiethe gehen dann ſolche Häuschen allmählig in den Beſitz des Bewohners ſelbſt über. Aus dieſer ſtark ausgeprägten Vorliebe der Holländer für die trauten Reize eines sweet home erklärt ſich mancher Zug ihrer Geſchichte, vor allem ihre Liebe zur Unabhängigkeit, worin ſie von ihren Nachbarn niemals erreicht werden. Dem ſorgfältigen Beobachter kann es auch keinesfalls entgehen, wie in Holland alles einen großartigen Standpunkt einnimmt. Der Holländer, wäre er auch nicht in dem Kampfe mit dem naſſen Element, welchem er ſein Land ſtückweiſe abringen muß, geſtählt, iſt der Engländer des Continents. In den Straßen lieſt man die Aufſchriften von Läden, welche Gegenſtände zur Ausrüſtung für O.- und W.-Indien (uitrusting voor Oost- en West-Indië) enthalten, hier kündigt ſich eine Dampfſchifffahrts-Geſellſchaft nach Amerika an, dort übernimmt ein Commiſſionsgeſchäft (Kantoor) Aufträge nach Braſilien, endlich bietet eine Buchhandlung ſpeciell nur Werke über See- und Colonialweſen feil. Bei einer Parade im Haag decorirt der Oberſt einen Officier, der im fernen Borneo gefochten, und die fremdklingenden Namen des malayiſchen Archipels ſind hier in jedermanns Munde; ja, in den eleganten Salons kann man junge Damen und Herren ſich mit einander in den weichen Lauten der javaiſchen Sprache unterhalten hören; beinahe niemand aus den höheren Ständen iſt nicht wenigſtens einmal in Indien geweſen; die Söhne bemittelter Familien des Handelsſtandes gehen nach Java oder wohl auch nach Braſilien, um die Geſchäfte zu lernen, und keine Mutter entſetzt ſich bei dem Gedanken an die beſchwerliche Seereiſe, an die große Entfernung und lange Trennung. Nach einigen in den Tropen verlebten Jahren kommen die jungen 24jährigen Leute zurück mit gereiften Anſichten und nachdem ſie ſchon ein ſchönes Stück Welt geſehen. Gehören ſie nicht dem Handelsſtand an, ſo führt ſie wohl ihr Beruf als Staatsbeamter oder Soldat hinüber in die oſtaſiatiſche Inſelwelt.

Nächſt England die größte Colonialmacht der Welt, bildet das Königreich der Niederlande — in Holland ſpricht man ſtets von den Niederlanden; mit dem Namen Holland werden nur die beiden Provinzen N.- und S.-Holland bezeichnet — einen erblichen conſtitutionellen Staat von circa 33,000 □Km. Flächenraum, auf welchem nicht ganz 4 Millionen Menſchen germaniſchen Stammes wohnen. Das völlig davon abgetrennte Großherzogthum Luxemburg (mit 2600 □Km. und etwa 200,000 Einwohnern) hängt blos durch Perſonalunion mit der Krone zuſammen und wird im Uebrigen ganz unabhängig verwaltet; zwiſchen beiden Staaten beſteht das nämliche Verhältniß wie zwiſchen Schweden und Norwegen. Dem Könige der Niederlande ſtehen

die aus zwei Kammern gebildeten Generalstaaten als gesetzgebende Versammlungen zur Seite; in Luxemburg waltet ein Statthalter mit einer Ständeversammlung. Drei Fünftel der Bevölkerung gehören der protestantischen Confession, fast zwei Fünftel der katholischen Kirche an. Juden gibt es ihrer 69,000 (davon 30,000 allein in Amsterdam) und gehören die Niederlande zu den judenreichsten Gebieten des germanischen Europa.

Die Wehrkraft des hauptsächlich dem Handel gewidmeten Landes zerfällt in eine europäische und eine asiatische Armee (62,000 und 28,000 Mann stark) nebst der sogenannten Schutterij, comunalen Schützencorps, deren Organisation jedoch nur geringes Vertrauen erweckt. Imponirender sind die Seekräfte des kleinen Reiches; die Kriegsflotte zählt 115 Fahrzeuge mit 670 Kanonen und 6000 Mann Bemannung, die Handelsmarine 73 Dampfer und 1730 Segelschiffe.

Nebst der großartigen Handelsthätigkeit beschäftigt die hauptsächlich von der Bevölkerung der Dünenstriche mit seltener Kühnheit und Geschick betriebene Seefischerei, dann in den östlichen Provinzen ausgedehnte Viehzucht die meisten Hände. Die geistige Cultur der Holländer steht auf hoher Stufe; obwohl Schulzwang nicht gesetzlich existirt, wenden sie doch der Schule die höchste Aufmerksamkeit zu; jedes noch so geringe Dorf erfreut sich eines stattlichen Schulhauses. Ebenso musterhaft ist das Armenwesen organisirt; Straßenbettel gehört in diesem glücklichen und reichen Ländchen zu den unbekannten Dingen. Jedermann arbeitet; wo die Umstände es gestatten blüht eine schön entwickelte Industrie, und ganz Holland liefert den Beweis, daß hier seit vier Jahrhunderten emsig gearbeitet worden ist. Man legt aber nicht die Hände in den Schooß, sondern arbeitet fort, mit Benützung des mühsam aber reichlich verdienten Capitales. Wer immer aus Holland scheidet, gedenkt des Spruches: beati possidentes.

Die Niederlande umfassen dermalen 11 Provinzen, welchen sich, wenn mit der beabsichtigten Austrocknung der Zuyderse Ernst gemacht wird, eine zwölfte anreihen dürfte.

Sitz der Regierung und des Königs ist der Haag ('s Gravenhage) mit 100,000 Einw., eine der zierlichsten und schönsten Städte Europa's, die wahre Hauptstadt des Landes aber, wenigstens in commercieller Beziehung, ist Amsterdam (300,000 Einw.), das großartigste Handelsemporium der Nordsee, dessen Hafen het Ij nunmehr durch den Canal Ymuiden mit dem Meere in directer Verbindung steht. Ihm reiht sich als zweite Handelsstadt der für die See- und Flußschifffahrt gleich wichtige Kriegshafen Rotterdam (130,000 Einw.) an der Maas an. Daneben finden wir auf engem Raume dicht an einander gedrängt zahlreiche Städte sehr verschiedener Bedeutung, wie Delft, Haarlem, Schiedam, die beiden Universitäten Leiden und Utrecht, Dordrecht u. s. w. In den östlichen Provinzen liegen Zwolle, Leeuwarden und Groningen, welchen eine gewisse Bedeutung nicht abzusprechen ist; an der äußersten N.-Spitze der Halbinsel N.-Holland erhebt sich der stattliche Kriegshafen Helder, rings um die Zuyderse lagern sich aber eine Unzahl einst sehr glanzvoller, üppiger und reicher, jetzt indeß sehr still gewordener Plätze, die man mit Recht „die todten Städte der Zuyderse" nennen darf. (Henry Havard. La Hollande pittoresque; Voyage aux villes mortes du Zuyderzée. Paris 1875. 8°.) So düster die Gegenwart diesen „todten Städten", wie Hindeloopen, Molkwerum, Edam, Hoorn, Enkhuizen, Medemblick, Stavoren, leuchtet, so ist es doch kein unberechtigtes Ahnen, daß eine nicht allzu ferne Zukunft bessere Zeiten für sie bringen werde Wie bereits Nieuwe Diep und Harlingen zu neuem Leben sich emporgerafft, werden dereinst auch Hoorn, Enkhuizen, Stavoren und alle die anderen zweifelsohne aus ihrem todesähnlichen Hinbrüten erwachen, sobald die Lösung jenes großen Problems gelungen sein wird, an welchem der holländische Volksgeist seit Jahrzehnten unablässig arbeitet und sinnt. „Austrocknung der Zuyderzee" heißt die Zauberformel, welche Inseln ver-

Der neue Markt in Amſterdam.

ſchwinden machen, Sitten verändern, Dialecte verſchmelzen, aus der Salzflut eine fruchtbare Culturfläche, eine neue Provinz, ein Volk, eine Welt ſchaffen ſoll. Dann werden die heutigen Seeplätze an der Zuyderſee freilich in Binnenſtädte verwandelt, ihre Häfen verſchüttet werden, allein mächtige Verkehrsadern, Eiſenbahnen und Waſſerſtraßen aller Art werden ſie in unmittelbare Berührung mit der ihnen jetzt verſchloſſenen Außenwelt bringen, neue Erwerbsquellen werden ſich ihnen von ſelber eröffnen, und wo bereits der Tod ſeinen giftigen Hauch verbreitete, wird ein neuer Geiſt Stadt und Land durchwehen, zugleich jenes langentbehrte Leben dahin zurückführend, zu welchem die todten Städte an der Zuyderſee ſonſt wohl nimmer erſtanden wären.

§. 17. Das Königreich Belgien.

Das heutige Königreich Belgien, ein Land von 29,460 □Km. Flächenraum und nach der Volkszählung vom 31. Dezember 1875 5,403,006 Einwohnern, iſt eine ſeit 1830 beſtehende und neutral erklärte, conſtitutionelle, erbliche Monarchie mit zwei direct gewählten Kammern, einem Heere von über 100,000 Mann, im Nothfalle unterſtützt von einer eben ſo ſtarken Bürgergarde, und einer Flotte, welche, in Anbetracht der geringen Ausdehnung der belgiſchen Küſte, nur wenige Fahrzeuge zählt. Das Land zerfällt adminiſtrativ in die neun Provinzen: Brabant, O.-Flandern, W.-Flan-

dern, Antwerpen (Anvers), Hennegau (Hainaut), Namur, Lüttich (Liège), Limburg und Luxemburg. Belgien hat unter allen Staaten Europa's die relativ stärkste Bevölkerung (183 E. auf 1 □Km.) und ist eines der ersten Industrieländer der Erde. Die Dichtigkeit des Beisammenwohnens ist am geringsten auf dem kleinen Gebiete, wo die deutsche Sprache die herrschende ist, am größten da, wo das vlamische Element überwiegt; sie nähert sich dem mittleren Betrage am meisten in den Gegenden mit einer überwiegend wallonischen Bevölkerung. Der belgische Staat ist ein aus zwei gründlich verschiedenen ethnischen Elementen künstlich zusammengeschweißter; es gibt kein belgisches Volk, nur eine belgische Nation, und diese wird aus den zwei Stämmen der romanischen, zum Theile französisch sprechenden Wallonen und der germanischen, holländisch sprechenden Vlamen gebildet. Nach der Zählung vom 31. December 1869 bekannten sich 2,041,784 zur wallonischen, und 2,406,491 zur vlamischen Sprache; 308,366 gaben an, beide Idiome zu reden, so daß die Vlamen die Mehrzahl bilden; gleichwohl ist das Französische die officielle Sprache des Landes und der Regierung.

Die dermalige Bevölkerung Belgiens ist theils keltischen, theils germanischen Ursprungs, doch bestehen unter dieser zuletzt in's Land gekommenen arischen Volksschichte, wie in Frankreich, zahlreiche allophyle Elemente, die im Typus der heutigen Belgier noch erkennbar sind. (Leo van der Kindere. (Recherches sur l'éthnologie de la Belgique. Bruxelles 1872. 8°.) Von politischer Bedeutung sind aber blos die Vlamen und die Wallonen. So weit die Geschichte deutet, haben nördlich von den Ardennen stets zwei Sprachen geherrscht und zwei Volksstämme, der germanische der Bataver und Friesen, und der gallische oder keltische der Belgier, sich berührt und durcheinandergelebt. Die Nachkommen dieser Belgier sind die Wallonen, die ihre Ursprache beibehielten, auf welche das spätere Romanische fast weniger Einfluß hatte als das Germanische. Wallonisch ist also keineswegs ein verdorbenes Französisch, obwohl es seit der Burgunder Herrschaft mit dieser Sprache versetzt ist, noch weniger verdorbenes Deutsch, hat vielmehr die meiste Aehnlichkeit mit dem Wälsch mancher Schweizer Cantone und dem Rumänischen. An einigen Punkten Belgiens ist die aus Wallonen und Vlamen gebildete ländliche Bevölkerung so unter einander gemischt, daß oft ein wallonisches an ein vlämisches, ein vlämisches an ein wallonisches Dorf sich anreiht oder auch beide nur durch die hindurchführende Chaussee getrennt werden. Jahrhunderte hindurch wohnen so Vlamen und Wallonen neben einander, Jahrhunderte hindurch haben sie das gleiche Schicksal getragen, aber nie hat eine innige Verschmelzung, nie ein vertrauter Verkehr der Einzelnen im Großen und Ganzen je stattgefunden bis auf den heutigen Tag. Dieser tiefe Gegensatz in Sprache und Sitte ist geblieben trotz des 1830 errungenen freien Vaterlandes, trotz aller gemeinsamen Einrichtungen und Interessen, und der Glaube ist allgemein, daß nur diese und die gemeinsame Freiheit sie zusammenketten. (Adolph Heerklotz. Wallonisch und Vlämisch. Brüssel und Ostende 1862. 8°. S. 5—6.) Zieht man von Dünkirchen eine Linie, welche südlich von Tournai (Doornick) auf Ath und von dort nördlich auf Tongern läuft, so theilt man ungefähr das belgische Gebiet nach der Sprache der Bewohner ein; doch gibt es, wie aus Obigem erhellt, nördlich von dieser Linie wallonische, wie südöstlich vlamische Sprachinseln. Im N. sprechen etwa 2½ Millionen vlamisch, im S. etwas über 1½ Millionen wallonisch, der Rest, über eine halbe Million, nur französisch. In Brüssel treffen beide Idiome dergestalt zusammen, daß die obere Stadt ausgesprochen französisch, die untere hingegen entschieden vlämisch ist.

Obwohl überwiegend, gilt doch in Brüssel selbst das Vlämische als Patois, während die gebildeten Stände ausschließlich französisch sprechen. In den eigentlich vlämischen Provinzen des Landes, in O.- und W.-Flandern und Brabant ist dies natürlich nicht der Fall, besonders seitdem die sogenannte „vlämische Bewegung" die Geister beunruhigt. Um die Zustände in Belgien richtig beurtheilen zu können, müssen wir die ethnische Identität der Vlamen oder Flamänder mit den Holländern im Auge behalten. Auf dem Wiener Congresse hatte man bei Errichtung des Königreiches der Niederlande, welches damals das gegenwärtige Belgien in sich begriff, leider den wallonischen Landestheil, anstatt denselben an Frankreich zu überlassen, wohin er naturgemäß gehört, in die Grenzen des neuen Staates eingeschlossen, und damit zugleich die Keime des Verderbens gesäet. Die Verschiedenheit der Sitten, Gewohnheiten und namentlich der Religion enthielten unzählige Keime der Zwietracht. Wie fast überall war auch in den Niederlanden der S. katholisch, der N. protestantisch. Der katholischen Confession hängen sowohl die germanischen Vlamen als die gallischen Wallonen an; noch jetzt ist das Königreich Belgien eines der katholischesten Länder der Welt; es gehört diesem Bekenntnisse buchstäblich die Gesammtheit der Bevölkerung unbekümmert um die Nationalität an. Die gegenseitige Abneigung von N. und S. äußerte sich daher mit größter Erbitterung zunächst in der Kirche, dann aber auch in der Armee und den Generalstaaten, und 1830 erfolgte endlich die Losreißung Belgiens vom protestantischen Holland. Kaum aber war das neue Königreich flügge geworden, als die nationalen Antipathien zum Vorscheine kamen. Die katholische Geistlichkeit hatte sich der Wallonen und Franzosen, aus deren Reihen die Aufgeklärtesten und Thätigsten des Volkes hervorgegangen waren, zwar geschickt bedient, stellte sich aber nach erreichter Unabhängigkeit entschieden auf Seite der die Mehrzahl bildenden Vlamen, welche verlangten, daß die neue Nationalität sich auf ihre Sprache gründen solle. In der That wäre ohne die Bemühung der niederen Geistlichkeit in früherer Zeit das Vlämische längst zu einem bloßen Patois herabgesunken. Indeß vermochten bis auf unsere Tage die Vlamen, trotzdem sie seither ihre Literatur ansehnlich gehoben, die französische Sprache in Belgien, das Idiom aller Gebildeten, weder zu verdrängen, noch diejenige politische Stellung zu erringen, welche ihnen ihrer Ueberzahl zufolge gebühren würde. Zweifelsohne ist der Grund hierzu in der geistigen Ueberlegenheit der Wallonen zu suchen. Die neuesten Erhebungen über den im Allgemeinen ein recht erfreuliches Bild gewährenden Stand der Volksbildung in Belgien haben dargethan, daß, wenn in der Gegenwart die vlamischen Provinzen im Lichte einer erhöhten Schulthätigkeit erscheinen, sich dies daraus erklärt, daß jene Theile des Landes noch am meisten nachzuholen hatten, während die wallonischen Provinzen schon früher auf einer höheren Bildungsstufe standen. Dagegen hat sich in ganz Belgien in dem Zeitraum 1830—1870 die Zahl der Klöster von 251 mit 3645 auf 1500 mit 25,000 Bewohnern vermehrt. (Siehe: De Zweep 1871, Nr. 9, und Toekomst 1871, S. 139.) So haben sich denn vorwiegend auf nationaler Basis die beiden Gegensätze der Vlamen und Wallonen zugespitzt, heute ärger wüthend denn je. Die Vlamen, der Mehrzahl nach in den Händen der Geistlichkeit, haben längst begonnen, ihre muthwillige Trennung von dem holländischen Bruderstamme zu bedauern, und ist die sogenannte „vlamische Bewegung" seit Jahren bemüht, die dialectischen Verschiedenheiten zwischen beiden Idiomen möglichst zu verwischen. Dem in verschiedenen Städten Hollands und Belgiens jährlich abwechselnd tagenden Sprachcongreß (Nederlandsch Taal-en Letterkundig Congres) ist es auch gelungen, eine orthographische Identität beider Mundarten herzustellen. Je deutlicher aber das Streben nach einer Wiedervereinigung mit den holländischen Brüdern sichtbar wird, desto kühler verhalten diese sich gegenüber den vlamischen Annäherungsversuchen.

Wer in Belgien und im benachbarten Holland längere Zeit gelebt hat, wird unwillkürlich und jeden Moment zu einem Vergleiche zwischen beiden herausgefordert.

Macht man sich das Vergnügen, an einem und demselben Tage z. B. in Rotterdam und in Antwerpen zu verweilen, was leicht möglich ist, da nur eine

etwa fünfstündige Reise diese beiden Handelsplätze trennt, so kann man recht wohl die Verschiedenheit zwischen Holländern und Belgiern beobachten. Während Rotterdam, vielleicht mehr als irgend eine, den Typus der holländischen Städte trägt, ist alles wie verwischt, sobald man die Mauern Antwerpens (140,000 Einw.) betreten hat. Nichts ist hier mehr, was als charakteristisch gelten dürfte; die holländische Reinlichkeit vermißt man nur zu sehr, und ungern vertauscht man die schmalen, höchstens dreifenstrigen aber hohen Häuser der Holländer gegen die alten, wenn auch vielleicht stattlicheren Gebäude Antwerpens. Und obwohl beide Städte an Größe und Einwohnerzahl auf gleicher Stufe stehen, und Antwerpen der erste und einzige Hafenplatz von Bedeutung in Belgien ist, so ist doch Rotterdam unendlich wichtiger als Handelsstadt, was aus dem ganzen Leben und Treiben in beiden Orten auf den ersten Blick ersichtlich ist. Verglichen mit Rotterdam ist Antwerpen öde, still und todt; ihm fehlt die vielfältige Bewegung zu Wasser und zu Land, welche Rotterdam einen eigenthümlichen Reiz verleiht. Ohne dem regen Eifer und der großartigen Thätigkeit der Belgier, besonders der Wallonen, die gebührende Anerkennung zu versagen, wird doch Jeder, der aus Holland nach Belgien gelangt, den Eindruck empfangen, als ob er aus dem Saale des Reichen in das Stübchen des fleißigen Arbeiters trete. In Belgien arbeitet man fleißig und rastlos, das Land fängt aber erst an, wo Holland so zu sagen schon aufhören könnte.

Einen Ueberblick über Belgien zu gewinnen, folgen wir einem modernen Beobachter, Dr. Gustav Dannehl, auf seinen Fahrten durch dieses westliche Culturland. Das gewerbreiche Verviers (40,000 Einw.), der erste größere belgische Ort, wenn man aus Deutschland kommt, bietet dem Beschauer ein ungemein glänzendes Städtebild dar. Es ist eine Stadt mit eleganten breiten Straßen, fast durchweg aus einem hellgrauen Stein modern und geschmackvoll gebaut, und gewährt mit seinen abgeplatteten Dächern und seinen zahlreichen Villen einen sehr heiteren Anblick. Von hier nach Lüttich zieht die Vesdre, ein Nebenfluß der Ourthe. Das Thal dieses Gebirgsflüßchens, sowie die zahlreich einmündenden Querthäler, in deren einem der ob seiner eisenhaltigen Quellen berühmte Badeort Spaa (6000 Einw.), das Baden-Baden Belgiens, liegt, sind von ungemeiner Lieblichkeit. Unten an der Vesdre pocht und hämmert und sauft es in allerhand industriellen Anlagen. Das Thal des Jecker oder Jaar nördlich von dieser Linie ist der Sitz einer nicht unbedeutenden ganz localen Industrie von Strohgeflechten. Die Bewohner zeichnen sich durch besonderen Wohlstand, sowie durch ein gewandtes, feines Benehmen aus. Die Landschaft westlich davon, ein ebenfalls anmuthiges Hügelland, ist in einen dichten, feinen Graswuchs gekleidet, von zahllosen Quellen reich bewässert und fast ausschließlich für die Viehzucht nutzbar gemacht. Wieder ein durchaus anderes Bild in landschaftlicher und landwirthschaftlicher wie in ethnologischer Beziehung bietet das rauhe Condroz östlich von den Maasstädten Lüttich, Huy, Namur und Dinant im O. von der Ourthe, im S. von der Lesse, dem reizendsten aller belgischen Flüsse, begrenzt. Die gegenwärtige Bevölkerung ist wie die des gesammten Striches an der preußischen Grenze und im gebirgigen S. überhaupt wallonisch. Dieser einförmige, traurige Landstrich bildet breite baumlose Wellenzüge, welche sich gleich erstarrten Riesenwogen längs der Maas hinziehen. In jeder Bodensenkung fließt ein kleiner Bach, von Wiesen eingefaßt. Das westliche Ufer der Lesse gehört schon den eigentlichen Ardennen an; nicht leicht dürfte in unseren Nachbarländern eine Gegend zu finden sein, welche noch so wenig dem Menschen dienstbar gemacht ist und noch in ihren urwaldähnlichen Beständen und wilden Formationen in so hohem Grade den primitiven Anblick einer ungebändigten Natur darböte, wie die belgischen Ardennen, wo noch wie in alter Zeit Wölfe und Eber in Menge hausen. Weiter ziehend gelangen wir nach dem düsteren schwarzen Lüttich (Liége, 116,000 Einw.), dem Centralpunkte der belgischen Kohlen- und Eisenindustrie. Ueber 600 M. tief dringt der Bergmann hier in die reichen Steinkohlenlager hinab, welche in 61 Flötzen von unerschöpflicher Mächtigkeit sich unter der Gegend hinziehen. Der Bergbau und die Eisenindustrie — ganz nahe bei der Stadt liegt Seraing, das großartigste Eisenwerk Belgiens — beschäftigen einen großen Bruchtheil der Bevölkerung, Männer und Weiber, und nicht mit Unrecht hat man deßhalb Lüttich die Hölle der Frauen genannt. Aber nur der erste Eindruck von Lüttich wirkt abstoßend. Ein Wald von Essen erhebt sich in

der Nähe des Bahnhofs über einförmigen geſchwärzten Fabrikgebäuden. Um ſo intereſſanter und ehrwürdiger iſt das Innere mit ſeinen alterthümlichen Giebelhäuſern, herrlichen gothiſchen Kirchen und Kathedralen. Die nächſte Station hinter Lüttich, Waremme, heut ein unbedeutender Flecken, war einſt die Hauptſtadt der reichen und mächtigen, noch jetzt üppig fruchtbaren Landſchaft Hesbain, die ein recht hübſcher walloniſcher Menſchenſchlag bewohnt, ſchwarzlockige, hochgewachſene Männer mit feurigen dunklen Augen, ſo recht der Urtypus der Wallonen. Die blaue Blouſe uniformirt hier wie in faſt ganz Belgien die mittleren und niederen Stände. Ueber Tirlemont erreicht man Löwen mit ſeinem hochſtrebenden, zierlichen Rathhauſe, einem wahren Juwel gothiſcher Baukunſt. Löwen (Louvain), die einſt mächtige und reiche Hauptſtadt von Brabant, iſt eine gefallene Größe, eine Provinzialſtadt mit 33,000 Einwohnern und einer ſtreng katholiſchen Univerſität. Der einzige noch bedeutende Induſtriezweig der Stadt iſt die Bierbrauerei, doch kann ihr Fabrikat unſerem Geſchmacke kaum mehr zuſagen, als die Lehren ihrer Hochſchule. Löwen iſt nur wenig entfernt von Brüſſel, der glänzenden Hauptſtadt des Landes.

Place royale in Brüſſel.

Brüſſel (Bruxelles, mit den angrenzenden 8 Gemeinden 360,000 Einwohner zählend) beſteht eigentlich aus zwei Städten, deren eine, die ſüdliche, bedeutend höher liegt. An den meiſten Stellen ſenkt ſich das Plateau allmählig, und beide Theile haben ſich ſogar durch Pferdeeiſenbahnen verbinden laſſen. An einer Stelle mitten in der Stadt fällt es jedoch ſteil ab, und über eine ſteinerne Bruſtwehr, welche am Rande eines kleinen Platzes entlang läuft, genießt man einen prachtvollen Blick auf die Unterſtadt, die als der ältere germaniſche Theil von Brugſel, d. h. Brücke, wie der Name eigentlich lautet, die älteſten und bedeutendſten Bauten, das Rathhaus, die St. Gudula-Kirche u. ſ. w., enthält. Auf der erwähnten Plattform iſt eine coloſſale Säule errichtet, ähnlich der Vendômeſäule in Paris; vom Capitell derſelben überſieht man die ganze Stadt. Man hat Brüſſel nicht mit Unrecht das kleine Paris genannt. Wie jene glänzendſte Capitale Europa's hat Brüſſel ſeine Boulevards, ſeine Prachtbauten; ſchöner und mächtiger als das Bois de Boulogne dehnt ſich nach S. hin der Wald von Soigne aus, in der Nähe der Stadt einem großartigen Park gleich, der ſich in einen mächtigen Wald, faſt könnte man ſagen in einen Urwald, von meilenweiter Ausdehnung verliert, und der Park in der Mitte der Oberſtadt Brüſſel hält wohl den Vergleich mit den kleineren Parks von Paris, etwa dem Parc de Monceau, aus. An öffentlichen Monumenten aller Art enthält Brüſſel wohl ſo viel wie ein gleich großer Stadt-

theil von Paris; aber es fehlt der belgischen Hauptstadt ein wesentliches Moment der Schönheit, um einen auch nur relativen Vergleich mit Paris auszuhalten: der herrliche klare Strom, die Seine, in welchem sich all die Pracht spiegeln könnte. Der kleine Fluß, mit dem sich die Hauptstadt des so wasserreichen Landes begnügen muß, die Senne, verschwindet vollständig in dem Häusermeer, und an manchen Stellen trägt sie überwölbt lebhafte Verkehrsstraßen und Passagen. Bedeutender ist dagegen der Canal, welcher nach dem Rupel, einem wasserreichen Nebenfluß der Schelde, geht. Was Brüssel so anziehend macht, ist die Sauberkeit, die Glätte, die Ruhe bei aller Lebendigkeit des Verkehrs. Das Leben in Brüssel hat nicht das fieberhaft Aufregende, für den Kleinstädter geradezu Verwirrende des gewaltigen Seine-Babels. An regelmäßigen Lustbarkeiten bietet wohl kaum eine gleich volkreiche Stadt so wenig wie Brüssel.

Die nahe Stadt Mecheln (Malines. 40,000 Einw.), Sitz des Erzbischofs und Primas von Belgien, im Mittelpunkte des engmaschigen belgischen Eisenbahnnetzes, liegt schön in der frischgrünen zwar flachen aber überaus fruchtbaren Tiefebene Flanderns, deren Anblick mit den althistorischen Städten Gent, Brügge, Mecheln, Antwerpen und den Seebädern Ostende und Blankenberghe nicht weniger Reiz und Genuß bietet als der gebirgige S. Das ganze Land von Brüssel bis dahin, wo die Nordsee ihre Wogen majestätisch an die hohen Dünen und die mächtigen Deiche rollt, mit denen Natur und Menschenhand diese lachenden Fluren geschützt haben, gleicht einem einzigen großen Garten. Eine uralte, sorgliche, überaus rationelle Bodencultur geht hier Hand in Hand mit der natürlichen Fruchtbarkeit des fetten Alluviallandes. Zwar sieht man nirgends weit ausgedehnte Ackerbreiten, wie in den güterreichen Districten N.- und Mittel-Deutschlands, denn die ungemein dichte Bevölkerung hat den Grundbesitz in unzählige kleine Parzellen zerrissen, aber dennoch nährt der Boden Flanderns einen äußerst wohlhabenden Bauernstand. Nicht wenig trägt zur Belebung der Landschaft das Zerstreutliegen der Pachthöfe bei, die das schöne saftige Grün angenehm unterbrechen. Der Ackerbauer wohnt hier inmitten seines Areals, das er so peinlich sorgfältig bewirthschaftet, und das eigentliche flamische Dorf wird nicht durch Ackerhöfe gebildet wie bei uns, vielmehr ist es der Sitz der Gewerbe, welche dem Bedürfnisse der zahlreichen über das Land zerstreuten Bevölkerung dienen. Fast jedes Handwerk findet man in diesen schmucken Dörfern Flanderns vertreten, die bis zu 8,000 Seelen zählen. Die meisten der 2000 Ortschaften Flanderns hatten übrigens einst eine vierfach stärkere Bevölkerung als heute; was den Städten, wie Brügge (Bruges. 50,000 Einw.) und Gent (Gand. 130,000 Einw.), das Gepräge des Verfalles aufdrückt. Aber wie sehr auch die commercielle Bedeutung dieser Plätze geschwunden ist, dem Reisenden, dem Alterthumsfreunde bieten sie auf Schritt und Tritt genug Bemerkenswerthes dar. Brügge (M. Weale. Bruges et ses environs. Bruges 1875. 8°.), für Leinwand, Damast und Spitzen eine der ersten Städte, ist das niederländische Nürnberg; hier, wie in dem größeren Gent, der wichtigsten Manufacturstadt für Baumwollenspinnereien, Druckereien und Webereien, zugleich der Stadt der Canäle, dem belgischen Venedig, wie man es im Hinblick auf seine 300 Brücken genannt hat, kann man sich in's Mittelalter zurückversetzt glauben, wenn man sich von so herrlichen gothischen Kirchen, Rathhäusern, Belfrieden und Patricierhäusern umgeben sieht. Die malerische und reiche Tracht der Gegend, die langen dunklen Mäntel mit der Capuze, welche den Weibern aus dem Volk ein nonnenartiges Aussehen geben, bestärken uns in dieser Vorstellung. Selten sieht man hier eine Bäuerin, welche nicht Ohrgehänge und Brosche von echten Brillanten trüge, alte Erbstücke von ganz seltsamer durchaus gleichmäßiger Form. Jede dieser Städte hat ihren Park (jardin botanique), eine Maler-Akademie, ein Conservatorium, wie überhaupt die schönen Künste in Belgien die sorgsamste Pflege finden und ein Ansehen genießen wie zur Renaissancezeit, welche die Kirchen und Paläste mit so reichen Gebilden geschmückt hat, daß man in ihnen wie in Museen wandelt. (Allgem. Zeitg. vom 17. und 18. October, 5. und 9. November 1876. — Treffliches über Belgien enthält auch: Dr. Fried. Oetker. Belgische Studien. Schilderungen und Erörterungen. Stuttgart 1876. 8°.)

Digitized by Google

§. 18. Das Deutsche Reich.

Das deutsche Reich nimmt den mittleren Theil von Europa ein und steht deßhalb in unmittelbarer Berührung mit den bedeutendsten Ländern unseres Erdtheiles. Diese Weltlage schließt eben so große Vortheile als schwere Nachtheile für das Volk in sich, welches Centraleuropa bewohnt. Vermag es einerseits von allen Seiten die wirksamsten Anregungen zu empfangen, aber auch Dank der jedem Kerne naturgemäß innewohnenden Expansivkraft seine Angriffsfront nach jeder Seite zu richten und kräftige Schläge zu führen, so bildet es doch andererseits wieder gleichsam den Ambos in der Völkeresse Europa's; mitten zwischen die drei europäischen Racen eingekeilt, umringt von mißtrauischen Nachbarn, die insgesammt — die stammverwandten germanischen nicht ausgenommen — dem deutschen Kernlande blos Achtung, keine Sympathie entgegenbringen, muß es stets einer Coalition seiner Gegner gewärtig sein, hat es einen schweren Druck auszuhalten, der niemals abläßt, einen Gesammtdruck, politischer, geistiger und sittlicher Art. „Beständig ist es der Gefahr ausgesetzt, urtheilt Franz von Löher über Deutschlands Weltstellung, entweder von Fremden kriegerisch bedrängt zu werden, indem sie fort und fort und ringsum Stücke abreißen, oder bei der leisen unaufhörlichen Einströmung fremder Cultur sein Eigenstreben, sein nationales Recht, seine Literatur und Sprache einzubüßen. Die weiten offenen Grenzen, der Umstand, daß seine Hauptflüsse europäischen, nicht blos deutschen Charakter tragen, und daß die Zweiung des Welttheils sein Gebiet durchschneidet, erschwert die Stellung ungemein. Nur die hohe Alpenmauer gewährt einen Rückhalt und wenigstens eine freie Seite."

Eine große Scheidung zieht durch Europa, die von Gebirgsland und Tiefebene. Dieser europäische Dualismus zweiet auch das deutsche Reich in N.- und S.-Deutschland, und wird weniger durch die verbindende Mitte des Mainlandes als durch die Fluß- und Bergzüge gemildert, welche vom oberdeutschen Gebirgslande gleich ebenso vielen starken Ketten in die niederdeutschen Ebenen auslaufen. Mit dieser plastischen Zweiheit des deutschen Bodens geht auch die Zweiheit seiner Bewohner Hand in Hand, soweit dieselben der deutschen Zunge angehören, was bei eilf Zwölftel der Gesammtbevölkerung des deutschen Reiches der Fall ist. Die Deutschen zerfallen nämlich in zwei

den Sitten, den Anschauungen, der Sprache, und höchst wahrscheinlich auch der ethnischen Herkunft nach verschiedene Stämme, in die Ober- und die Niederdeutschen; vergleichen wir nun eine Bodenrelief- mit einer Sprach- und Völkerkarte Deutschlands (z. B. in: Richard Andree's und Oscar Peschel's Physikalisch-statistischer Atlas des deutschen Reichs. Bielefeld und Leipzig 1876, Fol., Blatt I und X), so gewahren wir sofort, wie die Grenze zwischen Ober- und Niederdeutschland mit ziemlicher Genauigkeit zusammenfällt mit jener zwischen Hoch- und Tiefland. Das niederdeutsche Element sitzt vorwiegend in den norddeutschen Niederungen bis zu 200 M. Seehöhe, und blos der Harz und die Höhen des Sauerlandes ragen in dasselbe hinein.

Schwäbischer Bauer.

Schon die alten Germanen zerfielen in zwei große Zweige, den hoch- und niederdeutschen, jeder wieder mit verschiedenen Unter-Abtheilungen. Die niederdeutschen Stämme waren zwar unter sich verwandt, aber von dem oberdeutschen Zweig ethnisch verschieden in Gemüth, Geistesanlagen, Charakter und selbst im Habitus der äußeren Erscheinung, Denkweise, Sitten und Gebräuchen, was sich auch in der Folge allenthalben geltend gemacht hat. (Diese Verschiedenheit ist sehr gut betont bei Prof. Wachsmuth, Niedersächsische Geschichten. Berlin o. J. 8°. Siehe auch: H. Beta. Die Nieder- und Angelsachsen, im: Mag. f. d. Lit. d. Ausl. 1873, Nr. 6, S. 81 bis 83.) Man darf die Vertreter des Althochdeutschen vielleicht in den suevischen Stämmen suchen und für die Nichtsueven, das niederdeutsche Element, die Bezeichnung Sachsen wählen, obwohl dieser Name erst im 2. Jahrh. n. Chr. auftaucht; er kann indeß auch für früher zur gemeinschaftlichen Bezeichnung aller Völker in Niederdeutschland und des Gegensatzes dienen, in welchem diese Völker in ihrer ganzen Lebensweise zu den Sueven standen. Diese saßen ursprünglich im deutschen O. als Grenznachbarn der Gothen und Slaven. Die Sachsen hingegen hatten schon damals beiläufig ihre späteren Sitze in der Nähe der unteren Elbe, nur wahrscheinlich etwas mehr gegen N. inne. Zu unbestimmbarer Zeit verließen die Sueven die sandigen Ebenen NO.-Deutschlands und zogen nach dem damals keltischen SW.-Deutschland, wohin schon in Cäsar's Tagen solche suevische Stämme gelangt sein müssen und den ansässigen Kelten gegenübertraten. Diese Völkerverschiebung ging sehr langsam und wahrscheinlich die ganze Zeit der Römerherrschaft in den Alpen hindurch vor sich; doch ist die Einwanderung der suevischen Horden nicht mit totaler Vernichtung oder Ausrottung der älteren keltischen Einwohner gleichbedeutend; vielmehr fand eine ausgiebige Mischung mit letzteren statt, deren Resultate sich noch in der Gegenwart nachweisen lassen. Auch unter den Deutschen unterscheidet man nämlich einen blonden und einen dunklen Typus, von welchen jedoch nur der erstere, das blonde Haar mit dem blauen Auge, den allgemeinen Vorstellungen vom Germanenthume entspricht. Wenn man die hellen Complexionen als das Kriterium des reinen Germanenthums aufstellt, so haben die neuesten Untersuchungen dargethan, daß dasselbe mit überwiegender Mehrheit im N., d. h. unter den niederdeutschen Stämmen zu finden ist, welche seit Alters die Scholle bewohnen, auf der sie heute noch

ſitzen. Im Durchſchnitte aber gibt es in ganz Deutſchland nur 32,20 % reinen Typus; davon fallen auf Preußen 35,47 %, auf Bayern 20,36 %, ſo daß ſich für beide Länder eine diesbezügliche Differenz von 15,11 % ergibt. Mit anderen Worten auf 1000 helläugige, blondhaarige, weißhäutige Preußen kommen nur 574 Bayern mit denſelben Eigenſchaften. Die dunkelſten Diſtricte weiſen die Grenzländer im S., Elſaß-Lothringen und Niederbayern auf. Im N. ſitzt an beiden Seiten der Elbe die hellſte Bevölkerung, ebenſo in Hinterpommern; auch hier jedoch zeigen die Grenzländer, die Rheinprovinz und Schleſien, eine Zunahme der Schattirung. Die Grenze zwiſchen Hell und Dunkel macht im Allgemeinen der Kamm des deutſchen Mittelgebirges; ob dieſe deßhalb mit der Grenze der Cherusker zuſammenfalle, bezweifeln wir. Auch die Chatten im Maingebiete waren reingermaniſch, und doch ſitzt hier eine dunklere Bevölkerung. Was die Reihenfolge der verſchiedenen preußiſchen Provinzen anbelangt, ſo folgen ſich nach dem Maximum der Helligkeit: Schleswig-Holſtein, Pommern, Hannover, Preußen, Weſtfalen, Sachſen, Poſen, Brandenburg, Heſſen, Rheinprovinz und Schleſien. Im Allgemeinen ſind die drei Grenzſtröme Rhein, Donau, Oder Leiter für die dunkle Bevölkerung. Längs ihrer Adern gingen die großen Emigrationen vor ſich, hier fand im SW. die Miſchung mit dunklen Elementen, den Römern, ſtatt und den noch unbekannten im SO.

Mädchen aus Oberbayern.

Bekanntlich hat ein berühmter franzöſiſcher Gelehrter, Hr. von **Quatrefages**, vor mehreren Jahren die Behauptung aufgeſtellt, die heutigen Preußen wären gar keine Deutſchen, ſondern Abkömmlinge einer allophylen, wahrſcheinlich finniſchen Race, die ſpäter vielfache ſlaviſche Beimengungen erhalten hätte. Die oben erwähnten Thatſachen ſtellen nun feſt, daß der Germanismus gerade im N. weit eher zu Hauſe iſt denn im S. Nach den neueſten Unterſuchungen in den vorgermaniſchen Hügelgräbern und den germaniſchen Reihengräbern S.-Deutſchlands, hat hier die vorgermaniſche Bevölkerung ſeit dem 7. oder 9. Jahrh. n. Chr. wieder die Oberhand erlangt, wie die heute in S.-Deutſchland herrſchende Brachykephalie (Kurzköpfigkeit) zeigt. Die germaniſchen Alemannen und Franken waren nämlich blonde **Langköpfe** (Dolichokephalen). So ſind denn die Kurzſchädel der Hügelgräber oder allgemeiner die der vorrömiſchen Zeit jene der nächſten Verwandten der jetzigen S.-Deutſchen. (J. **Kollmann**. Altgermaniſche Gräber in der Umgebung des Starnberger See's. München 1874. 8°. S. 314). Auch Dr. H. **von Hölder** (Zuſammenſtellung der in Württemberg vorkommenden Schädelformen. Stuttgart 1876. 4°.) führt den Nachweis, daß heute noch turaniſche und ſarmatiſche Schädeltypen in Württemberg verhanden ſind. „Leicht kann ſich Jedermann überzeugen, daß im Allgemeinen die brachykephalen Schädelformen unter den niederen Volksclaſſen überall im Lande vorkommen.“ In ganz S.-Deutſchland und Helvetien hatte eine gründliche Romaniſirung der Bevölkerung, ſowohl der urſprünglich angeſeſſenen Kelten als der ſpäter eingedrungenen germaniſchen Stämme, und damit eine ſtarke Blutvermiſchung mit den römiſchen Provincialen ſtattgefunden; letztere aber ſtammten oft aus den entlegenſten Theilen des römiſchen Reiches; 368 n. Chr. kamen z. B. Sarmaten- d. h. Slavencolonien in die Eifel und die Ardennen, von denen ohne Zweifel die noch jetzt dort vorkommenden Brachykephalen abſtammen. In den weſtlich der römiſchen Grenze gelegenen Gebieten wurde die germaniſche Bevölkerung nach der Eroberung mit römiſchen, wahrſcheinlich größtentheils brachykephalen, aus allen Ländern Europa's und Kleinaſiens ſtammenden Elementen gemengt. Später brachten dann die Römerkriege den Germanen eine große Menge Gefangener fremder Nationalität zu, und mit der Völkerwanderung wuchs die Zahl der Knechte fremder Abſtam-

mung ſo ſehr, daß ſie z. B. in der Rheingegend und in anderen Theilen S.-Deutſchlands die Mehrzahl der Bevölkerung ausmachte. Eine noch weit größere Zerſetzung des Germanenthums erfolgte in der erſten Hälfte des Mittelalters. Hunniſche Elemente blieben, wenn auch in geringem Maße, in Deutſchland zurück, deßgleichen Bulgaren und Bayern. Ebenſo iſt es nachgewieſen, daß die Alemannen viele kriegsgefangene Avaren und Slaven als Knechte in ihr Land brachten. Nach den ſiegreichen Feldzügen Karls des Großen wider die Avaren vertheilte man die Gefangenen in Bayern, beſonders in der Gegend zwiſchen der Leitha und dem Kahlenberge, ferner in Schwaben, Thüringen und anderen Gegenden Deutſchlands. Durch die Ungarkriege kamen endlich gewiß mongoliſche Volkselemente nach S.-Deutſchland. Die größte Zufuhr fremden Blutes veranlaßten jedoch die Kämpfe gegen die Slaven. Noch im ſiebenten Jahrhunderte erfolgten ſlaviſche Einwanderungen in die öſterreichiſchen Donauländer, und die ganzen öſtlichen Alpengebiete waren durchaus im Beſitze der Slaven, welche ſogar im Inneren Bayerns bis Landshut angeſiedelt waren; doch mögen ſie dahin als Kriegsgefangene gekommen ſein. Dagegen war alles Land im O. der Elbe ſlaviſch, das holſteiniſche Wagrien, Mecklenburg, Rügen, die Mark Brandenburg und Pommern alter Slavenboden, von dem noch die heute in der Lauſitz anſäſſigen aber dem nationalen Untergange geweihten Wenden Zeugniß geben. Weiter gegen O. ſaßen die heidniſchen Preußen, ein nunmehr ausgetilgtes lettiſches, den Slaven nahe verwandtes Volk, welches dem Schwerte der erobernden Deutſchordensritter den hartnäckigſten, verzweifeltſten Widerſtand entgegenſetzte. Erſt im zwölften Jahrhunderte ward die Vernichtung oder Austreibung des größten Theiles der wendiſchen Bevölkerung im N. Deutſchlands vollendet und der größte Theil der Gefangenen zu Knechten gemacht, als Geſinde verwendet, auf dem Lande angeſiedelt oder in den verſchiedenſten Theilen Deutſchlands bis an den Rhein, Württemberg und Bayern vertheilt. Vom neunten Jahrhunderte an waren überhaupt die Knechte ſlaviſcher Abkunft ſo häufig in Deutſchland, daß der Name Sklave allmählig ſtatt des Wortes Knecht (servus), Leibeigener gebraucht wurde. Sclavi wurden aber zu gleicher Zeit auch die ſlaviſchen Völker genannt. Da nun den Slaven ſchon früher finniſche Beſtandtheile beigemengt waren, ſo wird man einerſeits das Vorhandenſein von finniſchen und tatariſchen, überhaupt ural-altaiſchen Volkselementen in allen Theilen Deutſchlands, ja Europa's nicht in Abrede ziehen, andererſeits auch den reineren Germanismus des deutſchen N. von ausgiebigen Miſchungen mit anderen, beſonders ſlaviſchen Elementen nicht freiſprechen können. Die heutigen Deutſchen ſind das Ergebniß einer Miſchung der germaniſchen Stämme mit einer bedeutenderen allophylen Bevölkerung, und ſind alſo mit den alten Germanen ebenſowenig identiſch wie die Italiener mit den Römern. Während des Mittelalters erfolgte dieſe ethniſche Umwandlung der germaniſchen Bevölkerung Deutſchlands. „Das deutſche Volk, ſo wie es ſeit der Völkerwanderung ſich geſtaltet hat, gleicht einer großartigen Völkerruine, deren zerfallene Theile mit Bauſteinen fremder Art wieder in wohnlichen Zuſtand gebracht worden ſind. Immer weiter ſind dieſe fremden Elemente in das germaniſche hereingewachſen; ob ſie es überwuchern und erſticken werden, wird davon abhängen, ob ſie neuen Zufluß von außen erhalten. Bis jetzt iſt es noch nicht geſchehen, denn ſo ſchwer ſie auch dem germaniſchen Typus in den Gliedern liegen, ſo langſam und mühevoll er ſich aus der fremden Beimiſchung herauswindet, ſo iſt er doch in dieſer langen Ueberfluthung noch nicht zu Grunde gegangen.“ (Hölder. A. a. O. S. 35.)

Nach der neueſten am 1. December 1875 veranſtalteten Volkszählung ergab ſich für die Geſammtbevölkerung des deutſchen Reiches die Ziffer von 42,727,260, wozu noch 2710 männliche Perſonen kommen, die auf Kriegsfahrzeugen der deutſchen Marine abweſend waren. Die Zahl der männlichen ortsanweſenden Perſonen betrug 20,986,842, die der weiblichen 21,740,417, was einen Ueberſchuß der letzteren über die erſteren von 753,575 ergibt. Die meiſten Länder Deutſchlands haben eine nicht unanſehnliche Zunahme der Bevölkerung aufzuweiſen; abgenommen haben ſeit der vier Jahre früher

Digitized by Google

(1. December 1871) vorgenommenen Zählung nur Mecklenburg, Waldeck, Lauenburg und Elsaß-Lothringen. Im ganzen Reiche stellt sich eine durchschnittliche Vermehrung von jährlich 1% heraus. Die großartige Auswanderung, welche früher alljährlich aus Deutschland mehr denn aus irgend einem Staate Europa's stattfand, — eine Erscheinung, in der wir eine beklagenswerthe sociale Krankheit erblicken — ist glücklicherweise seit 1874 in der Abnahme begriffen.

Nach den diesseitigen Auswanderungs-Verzeichnissen wurden über Hamburg und Bremen nach den Vereinigten Staaten 1871 73,816, 1872 119,105, 1873 94,274 und 1874 42,006 deutsche Auswanderer befördert. Im Jahre 1874 betrug die Zahl sämmtlicher deutscher Auswanderer (nach allen transatlantischen Ländern) über die Häfen Bremen, Hamburg, Antwerpen und Havre 46,359, im Jahre 1875 32,204. Die Zahl der deutschen Auswanderer nach überseeischen Ländern ist also um 14,155 gegen das Jahr 1874 zurückgegangen. Diese Abnahme trifft besonders die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten, wo die ungünstigen wirthschaftlichen Verhältnisse sogar eine beträchtliche Rückwanderung nach Deutschland (im Jahre 1875 nach amtlichen Ermittelungen in Hamburg und Bremen 22,081 Personen) veranlaßt haben. Nächst den Vereinigten Staaten sind die meistbegünstigten Reiseziele der deutschen Auswanderer Brasilien und Australien. Nach beiden Ländern hat die Auswanderung im Jahre 1875 zugenommen, ohne jedoch die Höhe früherer Jahre zu erreichen. Während im Jahre 1874 nach Brasilien nur 1019 Deutsche sich eingeschifft haben, beträgt die Zahl derselben im Jahre 1875 1387. Nach Australien gingen im Jahre 1874 900, im Jahre 1875 1026 Deutsche. Andere überseeische Länder kommen für die deutsche Auswanderung wenig in Betracht. Nach den central- und südamerikanischen Staaten, mit Ausnahme von Brasilien, fand im Ganzen ein Rückgang statt, wenngleich bei Peru und den Argentinischen Staaten eine geringe Zunahme bemerkbar ist. Die deutsche Auswanderung nach dem Orient bewegt sich, soweit sie über Bremen und Hamburg geht, noch immer in sehr bescheidenen Grenzen und ist gegen das Jahr 1874 ganz unverändert geblieben. Es wurden in beiden Jahren je 38 Personen nach Asien und Afrika befördert.

Weitaus die Mehrzahl der Gesammtbevölkerung des deutschen Reiches gehört auch dem deutschen Volksstamme an. Von der oben angeführten Volkszahl sind höchstens 3½ Millionen als Nichtdeutsche auszuscheiden.

Der Nationalcharakter der Deutschen ist kein einheitlicher; ethnische, historische und culturelle Gründe haben die Bildung eines einheitlichen Nationalcharakters verhindert. So ist z. B. der Weintrinkende Rheinländer der schnurgerade Gegensatz des Biertrinkenden und Tabakqualmenden Bayern, und geradezu sanguinischen Temperamentes. Im Großen und Ganzen aber, und so wie die Dinge heute liegen, wird man berechtigt sein, die deutsche Nation eine phlegmatische zu nennen, und zum Theile eine phlegmatisch-melancholische. Im Uebrigen zeichnet sich der Deutsche im Allgemeinen durch eine stattliche Reihe glänzender Eigenschaften aus, wobei jedoch nicht verschwiegen werden soll, daß deutsche Urtheile über das eigene Volk in eine Selbstverherrlichung zu verfallen pflegen, die besonders seit den letzten Jahren zur Mode geworden und von Wohlmeinenden kaum stark genug bekämpft werden kann. Des Deutschen Fleiß, seine Ausdauer, sein Muth und seine Tapferkeit, seine Treue und Frömmigkeit, sein Freiheitssinn, seine Gemüthlichkeit und seine Liebe zum Familienleben sind allbekannt und anerkannt; es zeigt jedoch von geringer Bescheidenheit, all' diese trefflichen Eigenschaften dadurch zu potenziren, daß man sie durch Vorsetzung des Beiwortes „deutsch" (deutscher Fleiß, deutscher Muth u. s. w.) für sich allein in Anspruch nimmt. Der Deutsche ist ein fleißiger Arbeiter, aber der Engländer und Italiener auch, und der Franzose übertrifft ihn sogar; der Deutsche hat mancherlei erfunden, aber jede der anderen Nationen nicht minder; der Deutsche

ist gut und redlich, aber die anderen Nationen sind deßgleichen; Schurken gibt es aber unter allen Völkern. Muth und Tapferkeit sind das gemeinsame Eigenthum aller arischen und auch vieler nichtarischen Stämme; die Liebe zur Familie und zum Familienleben ist bei den Slaven noch hochgradiger als bei dem Deutschen, und obenan mit dieser Tugend stehen die semitischen Juden aller Länder. Der Deutsche ist fromm, aber zugleich, wie auch der Engländer und alle germanischen Nationen, vielfach der Theologie verfallen, während die Romanen sich längst von den Fesseln der Theologie befreit haben. In der Wissenschaft feiert der deutsche Geist seine höchsten Triumphe, im Allgemeinen aber lehrt der Deutsche meistens Doctrinen und lernt, anstatt der Tugenden, die Laster anderer Völker. Carus, der im Uebrigen eine Lobeshymne auf den deutschen Nationalcharakter anstimmt, hebt als Schwächen desselben hervor: „Pedanterie, Kleinigkeitsgeist, Hang zur Nachahmung, die geringe Meinung von sich, das Mißtrauen je Original sein zu können, und es schließen sich dann Neid, namentlich Brotneid, Verleumdung und Verkleinerungssucht an. Die Methodensucht geht über zur peinlichen Classification in Rangordnung und unerschöpfliche Bestimmungen von Titeln. Weniger als Franzosen und Engländer ketten sich Deutsche aneinander und unterstützen sich gegenseitig." Abgesehen von alledem ist der Deutsche nicht besser und nicht schlechter als andere Culturvölker auch, und darf auf die reichen Vorzüge seiner Charakteranlagen mit nicht geringerem Rechte pochen, wie jene. Wirft man ihm Schwerfälligkeit und Streitsucht vor, so muß man ihm andererseits das Zeugniß ausstellen, daß sein Selbstgefühl im Hinblick auf die glorreichen Thaten des deutschen Volkes in den jüngsten Jahren sich bedeutend gehoben hat und an Intensität nichts mehr zu wünschen übrig läßt.

Die nichtdeutschen Elemente des deutschen Reiches gehören theils dem romanischen, theils dem slavischen Stamme an; nur in Schleswig leben auch 150,000 Dänen im Reichsverbande. Das romanische Element wird vertreten durch Franzosen und Wallonen, erstere hauptsächlich in Elsaß-Lothringen, dann aber auch colonienweise in Preußen zerstreut. Wir finden solche französische Colonien in Wesel, in Friedrichsdorf (Hessen), Halle, Halberstadt, Magdeburg, Burg, Stendal, Brandenburg, Berlin, Frankfurt a. d. Oder, Angermünde, Prenzlau, Straßburg i. U. Auch im württembergischen Schwarzwalde gab es französische Hugenottendörfer, doch sind dieselben schon seit geraumer Zeit verdeutscht. In Lothringen bilden die Franzosen wohl die Hälfte der Bevölkerung; im Elsaß sind sie dagegen in bedeutender Minderzahl. Zu den slavischen Stämmen gehören die Tschechen, Wenden und Polen. Erstere ragen mit einem nur unbedeutenden Bruchtheil (50,000) in Schlesien über die deutsche Grenze hinein, die zweiten bilden eine jetzt zwar noch beträchtliche aber dem sichern Untergange geweihte Sprachinsel (140,000) in der von der Spree durchflossenen Lausitz, deren oberer Theil dem Königreiche Sachsen angehört, während die Niederlausitz sich in die preußische Provinz Brandenburg hinüberzieht. „Es ist bekannt, daß die Lausitzer Wenden stark in der Germanisirung begriffen sind und wie diese ohne Anwendung von gewaltsamen Mitteln stattgefundene Germanisirung namentlich in der letzten Zeit rascher und rascher vorwärts schreitet. Fast sämmtliche Wenden sind heute — wenige alte Leute abgerechnet — zweisprachig und des

Deutschen mächtig; der Jugend wird das Deutsche immer geläufiger, so daß schon jetzt mit ziemlicher Bestimmtheit ein völliges Aussterben der wendischen Sprache in der Lausitz vorausgesehen werden kann, gerade so wie dieses auch in anderen ehemals slavischen Gegenden NO.-Deutschlands der Fall war." (R. Andree. Das Sprachgebiet der Lausitzer Wenden. Prag 1873. 8°. S. 3; siehe auch desselben Verfassers: Wendische Wanderstudien. Zur Kunde der Lausitz und der Sorbenwenden. Stuttgart 1874. 8°.) Verwandt mit den Wenden, aber eine polnische Mundart sprechend, sind die im westlichen Theile des preußischen Regierungsbezirks Danzig lebenden Kassuben oder Kaschuben (ca. 90,000), ein kleiner unvermischter Rest der slavischen Pommern, welche einst das Land besetzt hatten, seither aber gleichfalls germanisirt worden sind. Den Hauptstock der slavischen Bevölkerung im deutschen Reiche bilden die Polen (etwa 2½ Millionen), die hauptsächlich in der preußischen Provinz Posen, dann aber im südöstlichen Schlesien zu beiden Seiten der Oder sitzen. Sowohl hier wie in Posen hat die Verdeutschung gleichfalls schon sehr ansehnliche Fortschritte gemacht. Zu den Polen rechnen wir auch den Volksstamm der Masuren, welche im südöstlichen Theile O.-Preußens leben.

Die Masuren sind Nachkommen der den Polen stammverwandten Masovier, deren Herzog Konrad 1228 den deutschen Ritterorden nach Preußen rief, um sich gegen die Einfälle der heidnischen Bewohner dieses Landes zu schützen. Ihre Sprache ist eine verdorbene Mundart der hochpolnischen und wird von gebildeten Polen sehr verachtet. Das deutsche Element ist bereits überall in Masuren sehr mächtig; die meisten Deutschen findet man, wie leicht erklärlich, in dem nördlicheren Theile des Landstriches; die 18 kleinen Städte werden von Deutschen bewohnt, welche außerdem auch in kleinen Dörfern zerstreut leben. Die Masuren gewinnen allmählig nach S., namentlich nach SO. hin, die Oberhand, so daß dort in kleineren Dörfern nur der Lehrer und der Ortsschulze der deutschen Sprache kundig sind. Die Masuren haben kein Gefühl einer eigenen Nationalität. Es gibt Keinen, der es sich zur Ehre schätzte ein Masur zu sein. Sie wollen als Preußen oder als Deutsche betrachtet werden. Gegen die stammverwandten Polen zeigen sie große Verachtung, dagegen achten sie die Deutschen sehr hoch. Gebildete Masuren existiren nicht. Jeder gebildete Mensch in diesem Landstriche spricht und denkt deutsch, und betrachtet sich als Deutschen, wenn er auch einen polnischen Namen trägt, von masurischen Eltern abstammt und in masurischen Sitten aufgewachsen ist. Dieser Vorliebe für deutsches Wesen ist es wohl auch zuzuschreiben, daß Masuren durchweg evangelisch ist, während die eigentlichen Polen überall in Deutschland dem römisch-katholischen Glauben anhangen. (Globus. XV. Bd. S. 22—23.)

Den Reigen der nichtdeutschen Elemente im deutschen Reiche beschließen die Lithauer, 150,000 an der Zahl, im äußersten nordöstlichen Winkel des Reiches. Das deutsche Lithauen ist ein Ländchen mit üppigen lachenden Fluren, Wiesen und holzreichen Wäldern. Aber Berge, wechselnde Thäler, laut rieselnde Bäche, fischreiche Seen, Tannen und dunkle Fichtenwälder, wie Masuren dergleichen in Fülle zeigt, hat Lithauen nicht. Den Hauptsitz der Lithauer bilden in unserer Zeit der nordöstliche Theil des Kreises Labiau,

die Kreise Niederung, Heydekrug, die Umgegend von Memel, Tilsit, Ragnit und Pillkallen.

Die Lithauer sind meistens kräftigen Körperbaues und im Stande die größten Strapazen zu ertragen. Gegen die Einflüsse der Witterung werden sie schon von früher Jugend an abgehärtet; ihre Gesichtsfarbe ist frisch und blühend; die Körperkraft hält lange vor; rüstige Greise von 70—80 Jahren sind keine Seltenheit. Die geistigen Anlagen der Lithauer sind gut; geweckten Geistes begreifen sie leicht, befreunden sich jedoch selbst mit dem „guten Neuen" sehr langsam. Eine gewisse Einseitigkeit ist ihnen allerdings eigen; dieselbe hat wohl darin ihren Grund, daß sie durch ihre Sprache und Lebensweise abgeschlossen sind und ihr Verkehr mit den anderen Bewohnern des Staates ein sehr beschränkter ist. Das Fest- und Werthhalten des Alten hindern den Fortschritt allgemein. Die Lithauer sind Protestanten und sehr religiös. Kein schlechtes Wetter, kein noch so langer Weg kann sie von dem Besuche des Gotteshauses zurückhalten. Die Geistlichen werden in hohen Ehren gehalten; im Unglück und Leiden trösten sich die Lithauer mit dem Glauben an die Vorherbestimmung. Doch auch die Kehrseite wollen wir nicht unbeachtet lassen. Mit der Wahrheit im gewöhnlichen Leben, im Handel und Wandel, sollen sie es nicht immer genau nehmen. Leider hat auch das Laster der Trunksucht mit seinen bösen Folgen große Verbreitung gefunden. (Globus. XVI. Bd. S. 25—26.) Wie überall an der Grenze des Slaventhums, macht auch in Lithauen die Verdeutschung des Volkes Fortschritte, wozu namentlich der Bau der Eisenbahn bis an die russische Grenze einen merklichen Einfluß übte. Südlich von der Eisenbahn ist jetzt alles deutsch geworden; zwar verstehen einzelne alte Leute hier und da noch die schöne, klangreiche lithauische Sprache, aber ihre Kinder kennen nur wenige Wörter oder Sätze, und schämen sich nicht selten dies zu gestehen.

Die hier in allgemeinen Umrissen geschilderten Volksstämme bewohnen einen Flächenraum von 540,610,$_{53}$ □Km., der sich sehr verschieden auf die einzelnen Staaten des deutschen Reiches vertheilt. In seinem gegenwärtigen Umfange ist letzteres gegründet auf die Verträge zwischen den Staaten des ehemaligen norddeutschen Bundes und den süddeutschen Staaten (15., 23. und 25. November 1870, ratificirt 19. Januar 1871), und auf das Gesetz über die Vereinigung von Elsaß und Lothringen mit dem deutschen Reiche vom 9. Juni 1871, nachdem diese beiden Landschaften durch den Friedensschluß zu Frankfurt am Main, 10. Mai 1871, von Frankreich dem deutschen Reiche abgetreten worden. Demnach besteht dieses aus 22 monarchischen, 3 republikanisch organisirten Einzelnstaaten und 1 reichsunmittelbaren Lande, in welchem der Kaiser die Staatsgewalt ausübt. Das reichsunmittelbare Land, kurzweg „Reichsland" genannt, ist das Gebiet von Elsaß-Lothringen, die drei republikanischen Staaten sind die freien Städte Hamburg, Lübeck und Bremen, die 22 Monarchien zerfallen aber in 4 Königreiche, 6 Großherzogthümer, 5 Herzogthümer und 7 Fürstenthümer, deren Namen mit den sonst nöthigen Beigaben eine unserer Tabellen aufführt. Die größten und wichtigsten deutschen Staaten sind natürlich die vier Königreiche Preußen, Bayern, Württemberg und Sachsen, unter welchen wiederum Preußen sowohl mit Rücksicht auf die Gebietsgröße und Bevölkerungszahl als auf den geschicht-

lichen Werdeproceß des deutschen Reiches die erste Stelle behauptet. Preußens König ist auch zugleich als deutscher Kaiser das Oberhaupt des Reiches, welches seiner Verfassung nach ein Bundesstaat mit constitutionellen Formen. Nach dem Willen der verfassunggebenden Factoren ist das deutsche Reich also eine Monarchie, das Haupt seiner Regierung ein Monarch, der aber die dem Bunde oder Reiche innewohnende souveräne Bundes- (Reichs-) Gewalt nicht unbeschränkt ausübt, sondern es bestimmt vielmehr die Verfassung als Träger der Reichsgewalt „das Präsidium des Bundes, welches dem König von Preußen zusteht, welcher den Namen deutscher Kaiser führt," d. i. also den Kaiser, dann einen aus Bevollmächtigten aller Einzelstaaten bestehenden Bundesrath und endlich den aus directen Wahlen hervorgegangenen Reichsrath als Vertreter des ganzen Volkes. Die Reichsgesetze, zu welchen die Uebereinstimmung der Mehrheitsbeschlüsse der beiden genannten Versammlungen erforderlich und ausreichend ist, erhalten ihre verbindliche Kraft durch ihre Verkündigung von Reichswegen. Die Verwaltung des Reiches steht unter dem vom Kaiser ernannten Reichskanzler, der verfassungsmäßig verantwortlich ist, den Vorsitz im Bundesrathe hat und die Leitung der Geschäfte führt. Obwohl die Reichsverfassung die Hoheitsrechte der einzelnen Bundesmitglieder nicht antastet, so erstreckt sich doch im Interesse der Gleichförmigkeit gewisser Einrichtungen die Reichsgewalt über eine Reihe von Angelegenheiten, welche sonst Kronrechte der Einzelstaaten zu sein pflegen; hierher gehören: die diplomatische Vertretung im Auslande, das Kriegswesen, d. h. die Land- und Seemacht, das Finanz-, Eisenbahn- und Post- und Telegraphenwesen. Auch liegt es in der Natur der Dinge, daß das colossale Uebergewicht Preußens, welches an Areal und Kopfzahl fünfmal so groß ist wie der nächstgrößte Bundesstaat Bayern, die Selbständigkeit der einzelnen kleinen und schwachen Bundesmitglieder auf ein immer bescheideneres Maß herabdrückt, und dieselben mit Belassung der äußeren Zeichen von Unabhängigkeit doch im Wesentlichen auf die Ordnung innerer Angelegenheiten einschränkt. So erfreut sich jeder deutsche Staat seiner eigenen Verfassung, zum Theile auch seiner besonderen Gesetze, soweit nicht im gemeinsamen Interesse aller deutschen Staatsbürger Reichsgesetze Platz greifen. Der centralisirende Zug aber, welcher unverkennbar die Entwicklung des deutschen Staatswesens beherrscht und dem Königreiche Preußen eine stets wachsende Machtfülle sichern wird, ist kein etwa Deutschland allein eigenthümlicher, sondern stellt sich mit geschichtlicher Nothwendigkeit in allen Bundesstaaten ein, wie die Geschichte der Vereinigten Staaten Nordamerika's und selbst der

Digitized by Google

Schweiz beweiſen. Selbſtverſtändlich iſt auch der Sitz der deutſchen Reichsregierung die preußiſche Hauptſtadt Berlin.

Die Metropole des deutſchen Reiches, Berlin, liegt geographiſch für eine Reichshauptſtadt, weil excentriſch ſehr unvortheilhaft und in reizloſer Umgebung an der Spree, und nimmt einen Raum von 22 □Km. ein, auf dem rund eine Million Menſchen wohnen. Die Volkszählung vom 1. December 1875 ergab 964,755 Köpfe, doch ward nach den Angaben des ſtädtiſchen ſtatiſtiſchen Bureau's in der letzten Woche des Januar 1877 die Million überſchritten, indem die Bevölkerung am 28. Januar 1,000,309 Seelen betrug. Der Name der Stadt iſt ein ſlaviſcher (ſiehe: Dr. J. Killiſch's Schrift, Berlin 1872. 8°., und Dr. O. Beyersdorf. Der Ortsname Berlin aus dem Slaviſchen erklärt. Beuthen 1873. 8°.). Bar, bara, brljina bedeutet im Slaviſchen ein ſtehendes, ſchmutziges oder trägfließendes Gewäſſer mit weichem Grunde. Und ſo wird wohl die Spree geweſen ſein zur Zeit und an der Stelle, wo Berlin von den damaligen ſlaviſchen Inſaſſen Brandenburgs gegründet wurde. Das Wort brljina ward berljina und Berlin, weil es den Germanen ſchwer wird, eine Sylbe ohne jeden Selbſtlaut auszuſprechen. Die heute noch wenig anmuthige Spree bildet in der Mitte der Stadt eine Inſel, auf welcher das alte Köln liegt. Die ſich hieran anſchließenden älteren Stadttheile werden von den ehemaligen Feſtungsgräben umzogen. Von der Spreeinſel, auf welcher das königliche Schloß und andere wichtige Gebäude, wie der Dom, das alte und neue Muſeum, die Nationalgallerie u. ſ. w., ſich befinden, führt nach W. von der „Schloßbrücke“ die ſchönſte und beſuchteſte Straße Berlins „Unter den Linden“ zum Brandenburger Thore, hinter welchem man in den „Thiergarten“ tritt. Noch vor nicht allzu ferner Zeit war Berlin keine ſchöne Stadt, im letzten Decennium aber hat ſie ſich ſehr anſehnlich verſchönert. Handelt es ſich um die Sehenswürdigkeiten, die zuerſt in die Augen fallen, ſo kommen natürlich vor Allem die öffentlichen Denkmäler in Betracht, an denen Berlin ſehr reich iſt. Mag es auch als Großſtadt verhältnißmäßig noch recht jung ſein, ſo herrſcht in ihm doch unſtreitig ein ausgeprägt hiſtoriſcher Zug, und man braucht nicht weit zu gehen, um auf den Straßen und Plätzen eine preußiſche Geſchichtsgallerie der letzten zwei oder andert=

Der älteſte Theil des königlichen Schloſſes zu Berlin.

halb Jahrhunderte vorgeführt zu bekommen. Paßt auch jedenfalls jetzt das Wort von Voltaire nicht mehr, daß man in dieſer Stadt häufiger Bajonette als Menſchen ſehe, ſo gilt es doch von dieſen Denkmälern allerdings, daß ſie uns eine Soldatenſtadt und einen Militärſtaat bildlich vorführen. Denn durch das Heer und ſeine Führer iſt ja auch Preußen in der That vor Allem geworden, was es iſt. Da präſentirt ſich auf trotzig robuſtem Schlachtroß der große Kurfürſt und erinnert an die Zeit, wo es noch Schweden auf deutſchem Boden zu ſchlagen galt. Nicht weit davon ſtehen wir mitten im 7jährigen Krieg. Hoch ragt das berühmte Denkmal Friedrich's empor mit ſeinen plaſtiſchlebendigen Reliefs, und außerdem ſtehen um die Runde des Wilhelmsplatzes die Hauptgenerale jener Jahre. 1813 iſt zu dem Denkmal auf dem Kreuzberg und Belleallianceplatz durch ſechs Geſtalten wohlbekannter Helden nahe beim Zeughaus vertreten. Zu dieſen ſchon länger vorhandenen Monumenten iſt mit Fug und Recht das Denkmal des Königs aus letzterer Leidens- und Erhebungszeit, Friedrich Wilhelm III., gekommen. Durch dieſes hübſche Standbild

Das Muſeum in Berlin.

und die daran ſich ſchließenden Anlagen mit zwei Springbrunnen hat der weite Platz zwiſchen dem Schloß und den Muſeen ſehr gewonnen. Hieß er vorher „Luſtgarten“, ſo war das faſt wie ein Hohn, wenn die ſtaubige und heiße Sandfläche vor dem Auge lag. Aber jetzt kann er ſich wahrhaftig ſehen laſſen! Nach drei Seiten monumental eingerahmt vom Schloß in ſeinen imponirenden Maſſen, der Domkirche und den Muſeen mit ihren weithin ſichtbaren Fresken, dazwiſchen aber durch jenes Reiterbild und grüne Raſenflächen ausgefüllt, öffnet er ſich nur nach der vierten Seite, nach den Linden, und läßt deren ſogleich beginnende Denkmalsreihe bereits erblicken. Wandeln wir dieſe hinab bis vor das Brandenburger Thor hinaus, ſo glänzt uns halbrechts augenblicklich die Siegesſäule von 1870—71 entgegen, deren äſthetiſche Gelungenheit vielfach kritiſirt wird. Nach rückwärts über dem freien Platz winkt das Brandenburger Thor, gekrönt mit ſeinem triumphirenden Viergeſpann. Im Rücken der Siegesſäule dehnt ſich zu dieſem Platz ſo wohlberechtigt das Generalſtabsgebäude. Nach vorn iſt das jedenfalls ſtattliche Kroll'ſche Etabliſſement ſichtbar. Die noch übrige vierte Seite nimmt der Thiergarten ein. Zweifellos wird die Umgebung der Säule, um dem Namen Königsplatz mehr Ehre zu machen, früher oder ſpäter mit Anlagen verſehen, die auch dem Eindruck des Denkmals zugut kommen werden. — Auch zwei Monumente geiſtigfriedlicher Art verdanken den letzten Jahren, wo nicht beide ihre Entſtehung, ſo doch ihre end-

liche Enthüllung. Es fehlte ein Standbild Schiller's. Jetzt hat er ſeinen Platz vor dem Schauſpielhaus auf dem Gensdarmenmarkt glücklich eingenommen. Der Name des Platzes iſt wohl viel proſaiſcher als ſein Ausſehen, denn er präſentirt ſich mit ſeinen zwei völlig gleichgebauten Kirchen und dem ſchönen Theater griechiſchen Styls dazwiſchen ſehr ſtattlich. Nur dieſe Zuſammenſtellung iſt allerdings etwas barock und erinnert völlig an Goethe's Wort: Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitte. Die Büſte eines anderen geiſtigen Heros, der in Berlin ſelbſt gewirkt hat, Hegel's, ſteht ſeit ein paar Jahren bei dem ſtillen Kaſtanienwäldchen hinter der Univerſität. Vergeſſen wir endlich nicht das Standbild eines Bindeglieds von militäriſcher und geiſtiger Leiſtung, das von Jahn auf dem Turnplatz der Haſenheide, enthüllt im Jahre 1872. Sehen wir uns von den Denkmälern nach den neueren Bauten um, ſo iſt wohl in erſter Linie die prächtige Kaiſer-Gallerie zu nennen, welche als hochgewölbter, glasbedeckter Bazar die ſchönſten Läden von den Linden quer durch zur parallelen Behrenſtraße führt. Andere Städte hatten ſchon länger etwas derartiges, was ſie namentlich Abends bei Gasbeleuchtung ſehr ſchön macht. Jetzt kann ſich ihnen Berlin ruhig vergleichen, wenn auch das im Geſchmack unvergleichliche Paris mehr bieten mag. Ganz beſonders auffallend iſt der Fortſchritt der Stadt in quantitativer und qualitativer Beziehung an dem ſüdweſtlichen Theil hinter dem Thiergarten. Nächſtens iſt letzterer als nöthige, ob auch oft und viel bemängelte „Lunge der Stadt“ von ganz neuen Straßen völlig in die Mitte genommen und bildet nur noch dem Vorpark für das bald vollends erreichte Charlottenburg. Dieſe Straßen aber, wie Lenné-, Victoria-, Lützower-, Magdeburger-Straße, Schöneberger Ufer u. ſ. w. ſind nicht nur neu, ſondern auch ungewöhnlich ſchön und großſtädtiſch angelegt. Häufig können ſich ihre reichen Bewohner noch den in einer großen Stadt ſo wohlthätigen Luxus eines Vor- und Hausgärtchens erlauben, oder es ſind wenigſtens die luftigen Veranden mit ſchönen Schlinggewächſen geſchmückt. Ein idealerer Styl mit allerlei Säulen und Sculpturen iſt den meiſten dieſer vielfach villenartigen Häuſer eigen und thut äſthetiſch ſehr wohl, wenn man ſich auch proſaiſch ſagt, daß die Zierrathen wohl alle „Stuck“ und nicht maſſiv ſind. Die Nähe, welche bei Wanderungen in einer ſo langgeſtreckten Stadt ſehr in's Gewicht fällt, rechtfertigt wohl den etwas kühnen Abſprung von dem „Geheimerathviertel“ und den Straßen der Rentiers oder hohen Beamten zu dem anſtoßenden zoologiſchen Garten, der endlich reell bietet, was der viel größere Thiergarten daneben nur dem Namen nach verheißt. Die Behauſung der Thiere an des letzteren ſüdweſtlicher Ecke verdient, als anerkannt hohes Bildungsmittel für Alt und Jung, wohl eine beſondere Erwähnung. Denn auch ſie hat in den letzten zehn Jahren ganz bedeutend gewonnen und ſich der Hauptſtadt erſt würdig gemacht, welche vorher von Frankfurt, Köln, Hamburg, Dresden u. a. O. hierin entſchieden übertroffen wurde. Mit dem zoologiſchen Garten nahe verwandt, nur als größere Seltenheit noch viel intereſſanter und vielleicht das Pikanteſte unter den neuen Sehenswürdigkeiten Berlins iſt endlich das prächtige Aquarium, eröffnet ſeit 1869 und wohl in ſeiner Art unübertroffen, obwohl es z. B. gegenüber von dem Hamburger vermöge ſeiner Lage viel weiter im Binnenland mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen hat.

Die vorſtehend angedeuteten Neubauten, Verſchönerungen, gehen in Berlin mit dem ungemein raſchen Wachsthum der Bevölkerung Hand in Hand; ſo betrug deren Zunahme zwiſchen den Zählungen von 1871—75 nicht weniger denn $17^1/_3$%. Bisweilen, wenn wenig Stoff vorliegt, entſpinnt ſich ein Streit zwiſchen der Preſſe von Wien und Berlin über die Höhe der Einwohnerzahl. Dieſer Streit wird mit einer Erbitterung geführt, als ob es wirklich ein großes Gut wäre um eine Großſtadt. Bei näherer Beobachtung aber ergibt ſich, daß nur diejenige Größe einer Stadt vortheilhaft iſt, welche das Beſtehen aller höheren Schulanſtalten und aller Hebel der höheren Geſelligkeit (Theater, Concert, wiſſenſchaftliche Vorleſungen) u. dergl., das Erlangen aller nöthigen und Luxusartikel an Ort und Stelle möglich macht, daß aber das Wachsthum über die halbe Million hinaus von überwiegenden Nachtheilen geſundheitlicher wie ſocialer Natur begleitet iſt. Das „Städtiſche Jahrbuch für Volkswirthſchaft und Statiſtik; herausgegeben vom ſtatiſtiſchen Amte der Stadt Berlin“ 1874 zeigt deutlich, daß bei einer weiteren Zunahme der Volkszahl weder in wirthſchaftlicher noch in geiſtiger Beziehung Berlin etwas zu gewinnen

Digitized by Google

hat, und deckt mit rückſichtsloſer aber höchſt dankenswerther Offenherzigkeit die herrſchenden ſocialen Uebel auf. Wahrlich, die allzu großen Städte beherbergen nur zu oft drei Dinge, die gerade nicht liebens- und begehrenswerth ſind: erſtens Rohheit des unteren Volkes, das dort viel roher iſt als das verborgenſte Landvolk in ſeinen Dörfern und Weilern; ferner grobe Sinnlichkeit, Gelegenheit und Hang zu Völlerei, Verderben an Leib und Seele; endlich geiſtige Flachheit, Herrſchaft der Schwätzer und des Scheines. Dieſe Erfahrungen ſind bisher noch in jedem Babylon gemacht worden. Die erwähnten ungünſtigen Verhältniſſe liegen in Berlin zunächſt in der rapiden Steigerung der Bevölkerung. Während im Jahre 1858 von dem ganzen Zuwachs die Geborenen erheblich über ein Drittel (16,588 von 42,698) einnahmen, iſt deren Verhältniß in 1871 zum ganzen Zuwachs nur wenig über ein Sechſtel (28,805 zu 162,401). 1858 waren 26,110 Eingewanderte, 1871 aber 132,871! Die Geburten haben ſich noch nicht einmal verdoppelt (1858: 16,588, 1871: 28,805), dagegen die Sterbefälle beinahe verdreifacht (1858: 12,726, 1871: 31,816). Dieſem Zuwachs konnte die Bauthätigkeit nicht folgen; mit der Steigerung der Miethpreiſe ging die Verſchlechterung der Wohnungen Hand in Hand. Für 1868—72 ergibt ſich für die Häuſer eine Vermehrung von jährlich 0,97 %, für die Wohnungen von 2,43 %, für die Bevölkerung von 4,55 %. Der Miethsertrag ſtieg in Berlin von 1860—70 um jährlich 9,3 %. Die dadurch hervorgerufene übermäßige Bebauung des Bodens iſt von um ſo mehr geſundheitsſchädlicher Wirkung in Berlin, als der Bauplan der Stadt die früheren Befeſtigungen nicht, wie in den meiſten deutſchen Städten geſchehen iſt, zu unveräußerlichen Anlagen und Spaziergängen verwendet hat und dadurch die Gefahr nahe liegt, daß alle in der Stadt befindlichen Gärten, dieſe „Lungen der Städte“, allmählig verbaut werden. Dieſer Bebauungsplan, welcher einen Stadttheil ohne Zwiſchenraum an den andern geſchoben hat, hat auch den ſocialen Nachtheil, daß die durch die Freizügigkeit herbeigezogenen „catilinariſchen Exiſtenzen, welche Berlin als ein Eldorado betrachten, deſſen Beſuch ſelbſt die weiteſte und anſtrengendſte Pilgerreiſe lohnt“, ſich über die ganze Stadt verbreitet haben. „Berlin hat vor ſeinen weltſtädtiſchen Collegen eine Eigenthümlichkeit voraus: daß das verrufenſte Geſindel, der jeder Schandthat fähige Auswurf der Menſchheit, die Zuchthausentlaſſenen oder Zuchthausreifen, ſich nicht in entlegenen Stadttheilen zuſammenrotten, ſondern in die Mitte der Hauptſtadt, in die Straßen, welche zwiſchen den Miniſterien und dem Palaſt des Kaiſers und ſeiner Familie liegen, alſo zwiſchen dem Schloßplatz und die Wilhelmsſtraße, den Schauplatz ihrer Thaten verlegen. Außerdem wird der Pöbel, welcher hier die belebteſte Gegend der Hauptſtadt unſicher macht, an Gemeinheit und Rohheit von dem Pöbel der andern großen Städte kaum erreicht werden. Im Vergleich zu den wüſten Geſellen, denen man allabendlich in der Friedrichsſtraße der Haupt- und Reſidenzſtadt Berlin begegnet, ſind die Londoner und Pariſer Nichtsnutze wahre Muſterknaben.“ Es ſei nicht verſäumt, andererſeits zu betonen, daß ſolchen Schattenſeiten, die in größerem oder geringerem Maße jeder Großſtadt als ſolcher anhaften, auch zahlreiche Lichtpunkte entgegenſtehen; wir finden letztere hauptſächlich in dem alle Kreiſe beherrſchenden Bildungsdrang, dem ausgebreiteten literariſchen und wiſſenſchaftlichen Leben der Reſidenz, dem Ernſte des dort waltenden Urtheiles, ſowie in dem ſeit jüngſter Zeit bemerkbaren Streben auf dem Gebiete der muſikaliſchen Leiſtungen mit der muſik- und geſangliebenden Donaumetropole zu wetteifern.

Nebſt Berlin, welches freilich an Ausdehnung und Volkszahl alle andern Orte des Reiches gewaltig überragt, iſt dieſes reich an ſchönen, großen und wohlbevölkerten Städten. Da Vollſtändigkeit im Sinne der geographiſchen Hand- und Lehrbücher nicht der Zweck dieſes Buches iſt, wir vielmehr nur darnach ſtreben, dem geneigten Leſer in allgemeinen Umriſſen und mit Berückſichtigung des Allerwichtigſten ein lebenswahres Bild der einzelnen Völker vorzuführen, ſo können wir auf eine Schilderung der übrigen merkwürdigen Plätze Deutſchlands nicht eingehen, und begnügen uns zu bemerken, daß die-

Digitized by Google

ſelben in Charakter und Typus von einander mehr abweichen, denn in irgend einem Lande Europa's, ſo daß ſtrenge genommen eine Beſchreibung derſelben nach einzelnen Gruppen erforderlich wäre. Als Handelsplätze ausgezeichnet ſind: Hamburg an der Elbe, nächſt Berlin die größte, volkreichſte Stadt des deutſchen Reiches und nächſt London und Liverpool der erſte Handelsplatz Europa's; Bremen, Deutſchlands zweiter Haupthandelsplatz; Frankfurt a. M., die einſtige Reichscapitale, jetzt Sitz des ſüdweſtlichen Handels; Leipzig, die Metropole des Buchhandels; Breslau mit ſeinem wichtigen Wollmarkte, und Stettin, der namhafteſte Handelsplatz der Oſtſee, welcher in commercieller Beziehung alle

Das Innere des alten Schloſſes zu Stuttgart.

Digitized by Google

eine Concurrenten, ſelbſt Königsberg, „die Stadt der reinen Vernunft“, und Danzig, die ihrer architektoniſchen Phyſiognomie nach bedeutſamſte, originellſte und intereſſanteſte Oſtſeeſtadt, überflügelt hat. Immerhin bleiben die beiden Letztgenannten im NO. die bedeutendſten Plätze; in Süddeutſchland überragt die kunſtſinnige bayeriſche Hauptſtadt München, das „Iſar-Athen“, um ein Beträchtliches die ſchwäbiſche und badiſche Reſidenz: Stuttgart, das hügelumkränzte, und Carlsruhe, die monotone „Fächerſtadt“; am Rheine treffen wir die großartigen Feſtungen Straß-

Das Münſter zu Straßburg.

burg im Elſaß und Mainz in Heſſen, dann das „heilige" Köln in der preußiſchen Rheinprovinz, neben welchen noch Aachen, die ehemalige Krönungsſtadt, die Malerſtadt Düſſeldorf, und die Induſtriedoppelſtädte Barmen und Elberfeld hervorragen. In NW.-Deutſchland verdienen noch die volkreichen Städte Hannover und Magdeburg, im Königreiche Sachſen die ob ihrer Lieblichkeit mit Recht geprieſene Hauptſtadt Dresden Erwähnung. Die ſonſt nennenswerthen Orte des deutſchen Reiches verzeichnen wir in unſeren Tabellen.

Den wichtigſten Nahrungszweig des deutſchen Volkes gewährt die Cultur des Bodens, obgleich derſelbe mit Ausnahme der den Mittelgebirgen vorgelagerten Stufenländer und der Mehrzahl der Flußthäler wenig fruchtbar iſt. Doch iſt die Landwirthſchaft, zu deren Hebung in allen deutſchen Staaten Lehrinſtitute und Muſterwirthſchaften beſtehen, zu ſolcher Blüthe erhoben, daß Deutſchland darin nur von Weſteuropa übertroffen wird. Man baut verſchiedene Arten von Getreide, beſonders Weizen, ferner die leider als Hauptnahrungsmittel dienende Kartoffel, Hülſenfrüchte, Gemüſe und Futterkräuter, vortreffliches Obſt und Wein. Ohne mit der Weinproduction Frankreichs concurriren zu können, genießen doch viele deutſchen Weine, obenan jene des geſegneten Rheinthales, wohlverdienten Weltruf. Der Reichthum an Waldungen zeigt im Vergleich zu den übrigen Staaten Europa's ein nicht ungünſtiges Verhältniß; das deutſche Reich, zu $25,_5$ % mit Wald, $8,_4$ % mit Staatsforſten bedeckt, wird im Bewaldungszuſtande nur von Schweden, Rußland, Norwegen und Oeſterreich-Ungarn übertroffen. Als wichtigſter Zweig

Dresden.

der Landwirthſchaft wird die Viehzucht mit beſtem Erfolge betrieben; in der Pferde- und Schafzucht leiſten beſonders die norddeutſchen Staaten, aber auch Württemberg, Vorzügliches. Alle deutſchen Länder, ſehr wenige ausgenommen, treiben eifrig Bergbau, der werthvolle Mineralien, namentlich Silber, Kupfer und Zink, Blei, etwas Queckſilber, dann aber ausgezeichnetes Eiſen, Steinkohlen und Salz liefert. Eiſen wird hauptſächlich in Schleſien, Rheinpreußen, Thüringen, Sachſen und Naſſau, im Schwarzwald, Jura, in der bayeriſchen Oberpfalz und in Oberfranken gewonnen. Unter den Kohlenproducirenden Ländern der Welt nimmt das deutſche Reich vorläufig die zweite Stelle ein; vor ihm ſteht England, nach ihm folgen die Vereinigten Staaten von Amerika, welche es wohl bald hierin überholen dürften. Einſtweilen erzeugt es aber die meiſten Kohlen auf dem europäiſchen Continent. Das weſtphäliſche Steinkohlenrevier, kürzer wenn auch minder gut „Ruhrbecken“ genannt, iſt das bedeutendſte Kohlenlager des Reiches, das oberſchleſiſche das zweitwichtigſte. Daneben gibt es ausgedehnte Braunkohlenlager und in NW.-Deutſchland wie auch in Bayern weite Moorflächen, welch' letztere jedoch, da wo ſie in großer Ausdehnung auftreten, eine auffallende Auflockerung der Bevölkerung und eine bedeutende Minderung des Nationalwohlſtandes im Gefolge haben, ſo lange ſie nicht durch Entwäſſerung in Ackerboden umgewandelt ſind. An Salzreichthum kann es kein Land Europa's mit Deutſchland aufnehmen, ſeitdem die coloſſale Ausdehnung der Salzlager zu Staßfurt in der Provinz Sachſen und von Sperenberg in Brandenburg genauer bekannt iſt. Auch die zahlreichen Mineralquellen ſtellen einen nicht zu unterſchätzenden nationalöconomiſchen Factor dar.

Der Gewerbebetrieb iſt in Deutſchland zwar ſehr bedeutend, denn es werden von einzelnen Induſtriezweigen namhafte Maſſen von Waaren ausgeführt, doch haben die Handelsbilanzen der letzten Jahre gelehrt, daß nur für zwei Dritttheile ſeiner Bedürfniſſe Deutſchland aufzukommen vermag; ein volles Drittel bezieht es vom Auslande.

Zu den wichtigſten Induſtriezweigen des deutſchen Reiches gehören: die Wollen-Induſtrie in den Rheinlanden, Schleſien, im Königreiche Sachſen und Württemberg; die Leinen-Induſtrie der Lauſitz, Schleſiens, Weſtphalens und des Ermelandes; die Eiſenfabrikation, in welcher Preußen die übrige deutſche Induſtrie weit überragt und die in Weſtphalen ihren Hauptſitz hat: dort befinden ſich in Eſſen die Krupp'ſchen Stahlwerke, das großartigſte Etabliſſement der Erde. Auch in Holzwaaren wird, beſonders in Süddeutſchland, Außerordentliches geleiſtet; dagegen vermag die Glasfabrikation ſich weder mit der franzöſiſchen noch mit der böhmiſchen zu meſſen. Im Allgemeinen hat die in Philadelphia 1876 veranſtaltete Weltausſtellung die ſchon 1873 auf der Weltausſtellung zu Wien erkennbare Thatſache an's Licht gezogen, daß die deutſche Induſtrie dem Wettbewerbe mit den übrigen Nationen nicht gewachſen iſt. „Denn es darf nicht verhehlt, es muß ſogar

laut ausgesprochen werden, daß Deutschland eine schwere Niederlage auf der Philadelphier Ausstellung erlitten hat. Unsere Leistungen stehen in der weitaus größten Zahl der ausgestellten Gegenstände hinter denen anderer Nationen zurück, nur in wenigen erscheinen wir bei näherer Prüfung ihnen gleich, in einem Minimum von Fällen nur überlegen." (F. Reuleaux. Briefe aus Philadelphia. Braunschweig 1877. 8°. S. 3—4.) Das amerikanische Urtheil über dieselben: „billig und schlecht" ist allerdings hart und scharf, doch konnte ihm in dem darüber entstandenen heftigen Meinungsaustausch bis zu großem Umfange die Berechtigung nicht bestritten werden. Neben dem Mangel an Solidität macht jener an Geschmack sich geltend, welcher wohl hauptsächlich auch an dem tiefen Stande des deutschen Kunstgewerbes Schuld trägt. Wie die 1876 in München veranstaltete kunstindustrielle Ausstellung erkennen ließ, blüht dasselbe in Folge der aus dem benachbarten Oesterreich empfangenen Anregungen noch am meisten in Bayern, während Geschmack und Kunstindustrie sinken, je mehr sie dem N. sich nähern. Indeß darf man, da die bestandenen und bestehenden Uebelstände durch ein muthiges und patriotisches Manneswort zur öffentlichen und allgemeinen Kenntniß gekommen sind, sich wohl der Hoffnung hingeben, daß von allen Seiten Hand an die Besserung gelegt werde.

Ein weit erfreulicheres Bild gewährt die Entwicklung des deutschen Handels. Nicht nur wird derselbe im Innern des Reiches durch ein treffliches engmaschiges und in steter Verdichtung begriffenes Eisenbahnnetz unterstützt, sondern es steht demselben, obgleich weder Deutschlands Lage noch die Natur seiner Küsten den Seehandel besonders begünstigen, eine Handelsflotte zur Verfügung, die schon jetzt mit ihrem Tonnengehalte die Marinen aller Staaten der Erde, ausgenommen England und die Vereinigten Staaten, übertrifft. Und die im Uebrigen krankhafte Neigung des Deutschen zur Auswanderung in fremde Länder, wo er sich und seinen Nachkommen eine neue Heimath gründet, in der Regel aber rascher denn irgend ein Volk Europa's seine eigene Nationalität aufgibt und von den fremden ethnischen Elementen aufgeschlürft wird, hat doch den Vortheil, daß auch deutsche Handelshäuser über den ganzen Erdball zerstreut sind, ja, daß oft in den entferntesten Gebieten der Handel fast ausschließlich in den Händen der Deutschen liegt oder diese wenigstens die hervorragendste Stelle darin einnehmen und das Mutterland mit den Erzeugnissen aller Zonen versorgen.

Zum Schutze dieses großartigen auswärtigen Handels ist eine zwar noch kleine aber im Aufblühen begriffene Kriegsmarine vorhanden, welche auf 55 Kriegsschiffe, davon 11 Panzerschiffe, mit 380 Geschützen berechnet ist. Eines dieser Fahrzeuge, der „Kaiser Wilhelm", war sogar eine Zeitlang das größte Panzerschiff der Welt, doch ist es seither durch den „Duilio" der königlich italienischen Flotte überflügelt worden. Weit imposanter als zur See sind indeß die Streitkräfte des deutschen Reiches zu Lande, und darf man, ohne den Heeren anderer Staaten im Geringsten nahe zu treten, wohl sagen, daß im gegenwärtigen Augenblicke Deutschland über die beste Armee der Welt verfüge.

Straße in Nürnberg.

Digitized by Google

Ihre Stärke beruht nicht allein in den numerischen Verhältnissen, welche dem deutschen Reiche gestatten 1,315,000 Soldaten auf die Beine zu bringen, sondern mehr noch in ihrer trefflichen bis in die geringfügigsten Einzelnheiten ausgearbeiteten Organisation, in ihrer vollendeten Ausbildung, in dem militärischen Geiste, welcher das deutsche Volk beseelt, vor allem aber in der strammen Disciplin, welche allein das gewaltige Heer zu einem gefügigen Werkzeuge in der Hand des Befehlhabers gestaltet. Die Vereinigung aller dieser seltenen Vorzüge hat die deutschen Heereseinrichtungen mustergültig für die meisten europäischen Staaten gemacht. So ist denn das deutsche Reich unter Preußens Führung dermalen der größte und auch gefürchtetste Militärstaat der Erde.

Nicht wenig trug zu den errungenen Erfolgen der letzten Jahre die Höhe der geistigen Cultur bei, deren das deutsche Volk sich erfreut. So wie die Armee genießt auch das deutsche Schulwesen allseitige Anerkennung; Deutschlands Universitäten, 21 an der Zahl, stehen einzig da in ihrer Art, und nur Oesterreich und die Schweiz haben Aehnliches aufzuweisen. Die Gesammtsumme der höheren Unterrichtsanstalten für die männliche Jugend betrug Anfang 1876 nahe an 1000 (971) mit 1800 Lehrenden und fast 17,000 Studirenden. Das Volksschulwesen endlich nimmt in Deutschland unter allen Ländern den ersten Rang ein, obwohl es in Bezug auf den Fortschritt hierin in letzter Zeit hinter manchen Staaten zurückgeblieben war. Es bestehen an 60,000 Volksschulen mit etwa 6 Millionen Schülern, die von beiläufig 80,000 Lehrern und Lehrerinnen unterrichtet werden. Man rechnet auf eine Lehrkraft etwa 75 Schüler und auf 1000 Bewohner deren 150, welche alle gesetzlich zum Besuche der Schule gezwungen sind. Hervorgehoben verdient zu werden, daß von jeher gerade der preußische Staat der geistigen Bildung besondere Pflege angedeihen ließ, und es gibt dort wohl kaum ein Dörfchen mehr, das nicht seine Volksschule hätte. In neuester Zeit lassen sich indeß gewichtige kritische Stimmen vernehmen, welche an dem deutschen Schulwesen im Allgemeinen vielleicht nicht ganz mit Unrecht aussetzen, daß es die geistigen Kräfte der Kinder zu sehr überspanne, daß mehr auf Gelehrsamkeit denn — was sehr zweierlei — auf Bildung, namentlich für's praktische Leben, abziele und den Geist entschieden auf Kosten des Körpers bevorzuge.

In religiöser Hinsicht bietet das deutsche Reich kein so befriedigendes Gemälde. Der Grundzug des deutschen Nationalcharakters ist ein tief religiöser, dem Mysticismus ergebener, und hat zu der Glaubensspaltung geführt, welche das heutige deutsche Reich der Wohlthat der confessionellen Einheit beraubt. Bedauerlicher Weise ist dasselbe in Protestanten, welche zwar die Majorität bilden, und in Katholiken gespalten, deren Anzahl jedoch groß genug ist, um die confessionelle Einheit wesentlich zu beeinträchtigen. Ueberwiegend protestantisch ist der Norden, während in Süddeutschland die Ka-

tholiken die Mehrzahl bilden, doch keineswegs im nämlichen Verhältniſſe. Man rechnet im N. 70,93 %, im S. 37,35 % Proteſtanten, unter welchem Namen Lutheraner, Reformirte und Unirte begriffen ſind. Der ſogenannte Altkatholicismus, eine nur dem deutſchen Volksgeiſte eigenthümliche und blos deßhalb erwähnenswerthe Erſcheinung, iſt zu unbedeutend, um die religiöſe Phyſiognomie des Reiches zu alteriren. Viel kräftiger beſorgen dies die in ſtärkerer Zunahme denn ſonſt ein Volkselement begriffenen Juden, bei welchen die Tendenz vorwaltet, das platte Land zu verlaſſen und ſich den großen Städten zuzuwenden. Unter den europäiſchen Staaten wird in Hinſicht auf die Verbreitung der Juden erſt die ſechste Stelle vom deutſchen Reiche eingenommen, und in dieſem iſt wiederum Elſaß-Lothringen eines der ſtärkſten Judenländer; ſonſt aber läßt ſich ein Zuſammenhang zwiſchen dem Vorkommen der Juden und der Ausbreitung der Slaven im Reiche erkennen, und zwar liegt im O. das Maximum ihrer Verbreitung über das flache Land genau da, wo die polniſche Bevölkerung wohnt. Es ſtimmt dies überein mit der Thatſache, daß in Europa die Juden überhaupt unter den Slaven die größte Verbreitung haben.

§. 19. Die Schweiz.

Unter allen Staatsgebilden Europa's iſt die als neutral erklärte Schweiz das einzige, welches den Begriff einer Föderativ-Republik verwirklicht; denn ſie beſteht aus einem Bunde von 25 ſelbſtändigen kleinen Staaten, Cantone genannt, die meiſtens den Namen ihrer Hauptorte führen und jeder ſich nach der ihm paſſenden Verfaſſung regieren. In dieſen Verfaſſungen der Cantone gibt es Abſtufungen von der vollſtändigſten Demokratie bis zu reiner Repräſentativ-Verfaſſung, wobei zu bemerken, daß nur einige der kleineren Cantone der rein demokratiſchen Regierungsform huldigen, welche in der That auch nur bei geringen Volksmengen zur praktiſchen Durchführung gelangen kann. Die allgemeinen Angelegenheiten der „Eidgenoſſenſchaft", wie ſich die Schweizer Föderativ-Republik amtlich nennt, werden durch eine geſetzgebende Behörde, die aus National- und Ständerath beſtehende Bundesverſammlung, und eine Executivbehörde, den Bundesrath, beſorgt, neben welchen noch eine Bundeskanzlei und ein Bundesgericht beſtehen. Der Sitz der Bun-

desregierung iſt in Bern. Die Streitkräfte des nach dem Milizſyſtem organiſirten Heeres beſtehen aus Auszugstruppen (84,000 Mann), einer Reſerve (51,000 Mann) und der Landwehr (66,000 Mann), zuſammen 201,000 Mann.

Mürren und die Jungfrau.

Mit der Schweiz beſchließen wir die Gruppe der germaniſchen Staaten Europa's, d. h. jener, in welchen das germaniſche Element das überwiegende iſt, denn, wenn die romaniſchen Länder alle eine homogene Bevölkerung beſitzen, ſo iſt dies bei den germaniſchen im Gegentheile nur höchſt ſelten der Fall. Dänemark und die Niederlande ſind die alleinigen Vertreter des reinen Germanismus. In Großbritannien leben zahlreiche Kelten, in Scandinavien

Die Tellskapelle am Vierwaldſtätterſee.

Digitized by Google

Lappen, in Belgien Wallonen, das deutſche Reich endlich umfaßt unter anderen verſchiedene ſlaviſche Elemente, Wenden, Polen, Kaſchuben, Maſuren und Lithauer. Die Schweiz macht von dieſer Regel keine Ausnahme; vielmehr treffen in ihr drei Nationalitäten zuſammen, die deutſche, franzöſiſche und italieniſche, von welchen jedoch die erſtere ſieben Zehntel der 2,700,000 Menſchen ausmacht, die auf den 42,400 □Km. des Schweizer Gebietes wohnen. Der Religion nach gehören etwa $^{3}/_{5}$ dem reformirten Proteſtantismus und $^{2}/_{5}$ der katholiſchen Kirche an.

Die Rigibahn.

Die Deutſchen der Schweiz ſind alemanniſchen Stammes und reden auch die ſchwer verſtändliche alemanniſche Mundart, das „Schwyzer-Dytſch“; ſie wohnen im ganzen Rheingebiet bis auf die weſtliche Ecke (um den Neuenburgerſee), alſo die ganze nördlich der Centralalpen gelegene ſchweizeriſche Hochebene, ſowie im oberen Rhônethal bis herab gegen Sion (Sitten). Das übrige Rhônethal und die weſtlichen Abhänge des Jura ſind franzöſiſch; in dieſes Gebiet fallen die Cantone Wallis (le Valais), Waadt (Pays de Vaud), Genf und Neuenburg od. Neufchâtel. Der SO. endlich, das herrliche Gebirgsland des Cantons Teſſin od. Ticino, dann die ſüdlichſten Thäler des Cantons Graubünden (les Grisons, i Grigioni), gehört der italieniſchen Zunge an. In den ſonnigen Thälern Graubündens, an den Quellflüſſen des Rhein und in dem Gebiete zwiſchen dieſen und den Ufern des jungen Inn, ja ſelbſt öſtlicher, die Schweizer Grenze überſchreitend, in einigen Thälern Tyrols, findet man ein romaniſch redendes Volk, deſſen Sprache dem Deutſchen auf den erſten Blick dazu beſtimmt ſcheint, einen vermittelnden Uebergang, ſozuſagen eine Brücke herzuſtellen von ſeinem Idiom zu dem des nach etwa einer von Chur aus ſüdöſtlich gerichteten Tagereiſe ſchon beginnenden Italien. Es iſt dies das merkwürdige Volk der Rhäto-Romanen, welches lange Zeit hindurch in der Wiſſenſchaft nicht jene Beachtung gefunden hat, die es unſtreitig verdient. Schon ſeit den ſcharfſinnigen Arbeiten eines Lorenz Diefenbach und Friedrich Diez iſt das gegenwärtig von den Rhäto-Romanen Graubündens geſprochene Idiom, das

ſogenannte Churwälſche (il Romaunsch), als eine vollſtändig romaniſche Sprache erkannt, die als gleichberechtigte Schweſter des Portugieſiſchen, Spaniſchen, Provençaliſchen, Altfranzöſiſchen; Italieniſchen und Daco-Romaniſchen daſteht. Ebenſo alt wie dieſe älteſten Glieder der romaniſchen Gruppe iſt andererſeits das Churwälſche, durch nationale und locale Verhältniſſe arg behindert, nicht im Stande geweſen, während ſeiner reifenden Entwicklung irgendwie gleichen Schritt zu halten mit den obgenannten, insbeſondere ſpäter ſo raſch aufblühenden romaniſchen Zungen, wie dem Italieniſchen, Spaniſchen und Neufranzöſiſchen. Unumſtößlich aber ſteht es feſt, daß daſſelbe ebenſo wie jene aus der Zertrümmerung des lateiniſchen Idioms hervorgegangen iſt. Ethnologiſch ſind die Rhäto-Romanen nicht minder intereſſant als in linguiſtiſcher Hinſicht. Allerdings haben in dieſer Richtung weit weniger Unterſuchungen ſtattgefunden, ſo daß unſer Wiſſen noch ein ziemlich lückenhaftes iſt. Die Frage, ob und wie weit die heutigen Rhäto-Romanen mit den Rhätiern (Rätern) der Alten in Zuſammenhang ſtehen, können wir, weil zu weit führend, hier nicht näher beleuchten; ziemlich ſicher iſt es, daß dieſelben aus der Vermiſchung der Römer, welche in den Jahren 16—12 v. Chr. die Unterwerfung der Alpenländer vollendeten und ihre Herrſchaft in denſelben bis in die Zeiten der Völkerwanderung behaupteten, mit der damals in jenen Gebieten anſäſſigen Bevölkerung, die uns von den alten Autoren als Rhätier bezeichnet wird, entſtanden ſind. Der Romaniſirungs-Proceß dieſer Rhätier ſcheint verhältnißmäßig ziemlich raſch vor ſich gegangen zu ſein, denn als im fünften Jahrhundert unſerer Zeitrechnung die Oſtgothen unter ihrem vielbeſungenen Führer Dietrich von Bern (Theodorich von Verona) die Alpen, beſonders das heutige Tyrol, überſchwemmten, fanden ſie daſſelbe ganz romaniſch. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Rhäto-Romanen einſt eine weit größere Ausdehnung beſaßen als heute, daß ſie von den Quellen des Hinter-Rheines bis in's Puſterthal, von den oberitalieniſchen Seen bis zum deutſchen Meere (Bodenſee) und an den Lech ſich ausgebreitet haben. Noch jetzt erinnern zahlreiche Ortsnamen, über ganz Tyrol zerſtreut, an dieſe ehemalige Ausbreitung der Rhäto-Romanen, von welchen ſogar noch Bluts- und Sprachverwandte ſich in den Ladinern der ſüdöſtlichen Thäler Tyrols bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Allein die Rhäto-Romanen — ein Miſchvolk — unterlagen im „Kampf um's Daſein“ den kräftigeren germaniſchen Stämmen, die — eine reine Race — von N. als Bajuwaren, im Innthal von S.

Via mala.

her als Longobarden im Etſchthal keilförmig in ſie eindrangen, ſie zerſetzten und ſchließlich auf die einſamen Hochthäler beſchränkten, wo ſie bis in die Gegenwart ihr Daſein friſten. Ihre Sprache jedoch, gleichwie ihr Stamm, iſt dem germaniſchen Elemente gegenüber noch immer in der Abnahme begriffen und vermag im S. auch nicht dem Italianismus zu widerſtehen. Die Rhäto-Romanen ſind ein untergehendes Geſchlecht und eines der lehrreichſten Beiſpiele, wie der „Kampf um's Daſein" auch in der Ethnologie und Menſchengeſchichte ſein Recht behauptet. (Bahnbrechend für die Rhäto-Romanen ſind die Arbeiten Dr. Ludwig Steub's; ſiehe deſſen maßgebende Schrift: Zur rhätiſchen Ethnologie, Stuttgart 1854. 8°.)

Das Schweizervolk iſt zu ſeinem Lebensunterhalte auf verſchiedene Erwerbszweige angewieſen. In der Ebene ſind Ackerbau, Obſt- und Weincultur vorherrſchend. Der Weinbau wird in 20 Cantonen mehr oder weniger betrieben, liefert aber die größten Erträge in der Nähe der großen Seen von Genf, Neuenburg, Zürich und Conſtanz. Auch die meiſten Städte mit ihren ſtädtiſchen Gewerben gehören faſt ausſchließlich der Ebene an. Die Schweiz iſt nicht reich an großen Städten und ſind ihrer nur wenige, welchen wirkliche Bedeutung zukommt. Obenan ſteht das prunkend und großſtädtiſch angelegte Genf, „das calviniſche Rom", mit ſeinen faſt 70,000 Einwohnern; dann folgt das handeltreibende Baſel (45,000 Einw.), welches als die reichſte Stadt der Schweiz gilt; erſt in dritter Linie folgt die Bundeshauptſtadt Bern mit 36,000 Einwohnern. Alle dieſe Plätze liegen im W. des Landes,

Montreux.

Digitized by Google

welcher mit dem NO. der Hauptsitz der Industrie ist. In den nördlichen Cantonen Zürich, Zug, Glarus und Thurgau blüht vornehmlich die Baumwollenindustrie, in Appenzell und St. Gallen die Musselin-Fabrikation. Das Verkehrscentrum des NO. ist die Stadt Zürich am gleichnamigen See, deren Einwohnerzahl (21,000) durch die umliegenden Vororte auf 58,000 geschwellt wird. Die Production der großartigen Uhren-Industrie hat dagegen ihre Centralpunkte im französischen W., hauptsächlich in Genf und in den großen Jura-Dorfern La Chaux de Fonds (20,000 Einw.) und Le Locle (10,000 Einw.). Im Hochgebirge gibt es natürlich keine Fabriken, keine Industrie, sondern fast blos ein Hirtenleben mit nothdürftigem Feldbau, besonders aber mit Benützung hochgelegener Weiden zu Viehzucht, Butter- und Käseproduction. Es ist dies die sogenannte „Alpenwirthschaft", welche sehr rationell betrieben wird. Endlich verdient eine besondere Erwähnung die ausgebreitete Hôtelindustrie, welche nirgends eine solche Durchbildung erfahren hat wie in der Schweiz. Sie gründet sich auf den enormen Fremdenverkehr, den die landschaftlichen Reize der Alpen in den Sommermonaten alljährlich heranlocken. Die bei allem gebotenen Comfort systematisch betriebene Ausbeutung der Fremden bildet in der Schweiz überhaupt einen für das im Uebrigen arme Land hochwichtigen nationalöconomischen Factor, dem sehr viele Einrichtungen, z. B. das Verkehrswesen, untergeordnet sind. Die Schweiz verfügt über ein nur zu überreiches Eisenbahnnetz, welchem jedoch zum großen Theile die materiellen Bedingungen des Gedeihens fehlen. Es endet überall am Fuße des mächtigen Alpenwalles, den man jedoch im St. Gotthard durch einen Riesentunnel zu durchbrechen im Begriffe steht. Vorläufig vermittelt den Verkehr über die zahlreichen Paßübergänge die trefflich, ja geradezu musterhaft eingerichtete Fahrpost.

Die geistige Cultur erfreut sich in der Schweiz einer eifrigen Pflege. Universitäten sind in Basel, Bern und Zürich vorhanden, in letzterer Stadt auch ein weithin berühmtes polytechnisches Institut, während Genf andere bedeutende wissenschaftliche Anstalten besitzt. Der Volksunterricht ist nur in den gebirgigen Urcantonen theilweise vernachlässigt, alle übrigen wenden demselben die vollste Aufmerksamkeit zu.

ized by Google

§. 20. Die österreichisch-ungarische Monarchie.

Vielleicht der merkwürdigste, jedenfalls aber einer der merkwürdigsten Staaten unseres Erdtheiles ist die österreichisch-ungarische Monarchie, welche mit einem Flächenraum von 624,000 □Km. das südöstliche Gebiet Mittel-Europa's einnimmt. Dem benachbarten deutschen Reiche an Areal um etwa 84,000 □Km., dann an natürlichen Hülfsmitteln aller Art weitaus überlegen, zählt seine Bevölkerung, die der Statistiker Adolf Ficker 1876 auf 37 ½ Millionen Köpfe schätzt, um mehr denn 5 Millionen weniger als dieses und ist überdies buntscheckiger zusammengesetzt denn jene von irgend einem der bisher gemusterten Reiche. Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß die westlichsten Länder Europa's auch die homogenste Bevölkerung besitzen, während diese Erscheinung sichtlich mit dem Fortschreiten gegen O. abnimmt. Im deutschen Reiche konnten wir schon einen gewissen Bruchtheil fremder ethnischer Bestandtheile beobachten, in Oesterreich-Ungarn, Rußland und der Türkei wächst die Complication der ethnographischen Verhältnisse in's Unglaubliche.

Obwohl geographisch zu Mittel-Europa gehörig, muß Oesterreich-Ungarn in ethnographischer Hinsicht — und diese ist für die staatliche Stellung die maßgebende — sowohl wegen der erwähnten Eigenthümlichkeit als aus vielen anderen Gründen zu Ost-Europa gezählt werden, nämlich zu jenem größten Gebiete unseres Welttheiles, dem, im Gegensatze zu dem von den Romanen charakterisirten W. und S. wie zu dem vorwiegend germanischen N. und Centrum, das Slaventhum sein Gepräge aufdrückt. Das Völkerkaleidoskop Ost-Europa's bringt es freilich mit sich, daß das Slaventhum nirgends so ausschließlich und rein zur Geltung gelangt, wie im Centrum und W. das Germanen- und Romanenthum, sondern überall mit anderen Völkern, oft sogar anderen Racen untermischt lebt, oft inselartig zerrissen ist, in seinem Fleische fremde Sprach- und Völkerinseln einschließt, und der große slavische Kern, besonders an seinem Rande, vielfach aufgesprengt ist. Ueberall aber — und dies ist das Charakteristische — bildet in den osteuropäischen Staaten das slavische Volksthum die überwiegende Majorität gegenüber jedem einzelnen der übrigen Volksbestandtheile. So ist es in Oesterreich-Ungarn, so in Rußland und so in der europäischen Türkei, und sind wir deßhalb, trotz der übrigen, meist numerisch schwachen Nationen, die als Bewohner des osteuropäischen Bodens auftreten, wie Rumänen, Albanesen, Griechen, Juden, Zigeuner, Magyaren, Finnen und Türken, Tataren, Baschkiren u. s. w., wohl berechtigt, von einem slavischen O. zu sprechen, wenngleich nicht immer das slavische Element auch zugleich das politisch herrschende ist. Als solches tritt es blos in Rußland auf, in Oesterreich-Ungarn wie in der europäischen Türkei ruht die politische Herrschaft in den Händen eines in der Minorität sich befindenden Stammes, hier der Osmanen, dort der Deutschen und der Magyaren. Die Deutschen, welche allerdings die Leitung des Staates in Händen haben und deren Sprache auch die Amtssprache in Heer und Flotte, sowie in der Verwaltung der westlichen Reichshälfte ist, machen in Oesterreich-Ungarn blos ein Viertel, die Magyaren gar nur etwas mehr denn ein Siebtel der Gesammtbevölkerung des Reiches aus, denn man rechnet höchstens 9,600,000 Deutsche, 5,700,000 Magyaren, aber mindestens 17,200,000, nach anderen Statistikern gegen 19,000,000 Slaven, 3,000,000 Rumänen, 1,226,000 Juden, 633,000 Ita-

liener mit ihren Verwandten Friauler und Ladiner, 160,000 Zigeuner, während der Reſt auf Albaneſen, Griechen und Zinzaren, Armenier u. ſ. w. entfällt. Oeſterreich-Ungarn iſt alſo ſeiner Bevölkerung nach keinesfalls eine germaniſche, weit eher eine ſlaviſche Großmacht und umfaßt, im Gegenſatze zu Rußland, hauptſächlich das katholiſche Slaventhum, wie denn der Katholicismus überhaupt die vorherrſchende Religion des Staates iſt. Daß aber in politiſcher Hinſicht die Slaven das Uebergewicht nicht erlangt haben, findet ſeine Erklärung darin, daß ſie ſelbſt wieder in verſchiedene und auch räumlich getrennte Stämme zerſplittert ſind, wodurch das Völkergemiſch der Monarchie noch beträchtlich vermehrt wird. Es gibt nämlich Tſchechoſlaven (7,000,000), Polen (2,500,000), Ruthenen und Großruſſen (3,200,000), Slovenen (1,300,000), Croaten (1,500,000) und Serben (1,600,000), endlich Bulgaren (30,000). Alle dieſe Stämme zerfallen in die beiden großen Gruppen der N.- und S.-Slaven; zu erſterer gehören die Tſchechen in Böhmen und Mähren mit ihren Verwandten, den Slovaken in N.-Ungarn, die Polen in Schleſien und Galizien und die Ruthenen und Großruſſen in Galizien und der Bukowina. Alle Anderen ſind S.-Slaven. Zwiſchen dieſen beiden großen Gruppen eingekeilt, ſitzen die Magyaren in der ungariſchen Tiefebene, mit den Rumänen in S.-Ungarn, Siebenbürgen und Bukowina als Nachbarn im O. und den Deutſchen im W. Letztere nehmen in compacten Maſſen die beiden Provinzen des öſterreichiſchen Donaulandes, das an Bayern grenzende Salzburg, dann den N. von Tyrol, Kärnten und Steiermark ein; auch rings um das böhmiſche Becken bilden ſie einen weiten Kranz; außerdem ſind deutſche Sprachinſeln über die ganze Monarchie bis in den fernſten O. zerſtreut; die anſehnlichſten darunter ſind die Gottſchee in Krain, die Bergſtädte und die Zips in N.-Ungarn, die deutſchen Colonien im Banat und die Sachſen in Siebenbürgen. Nimmt man eine gute ethnographiſche Karte der Monarchie (z. B. jene von Carl Baron Czoernig) zur Hand, ſo gewahrt man bald, daß es kaum eine einzige Provinz — hier Kronland geheißen — mit völlig ungemiſchter Bevölkerung gibt. Oeſterreich-Ungarn iſt der polyglotteſte Staat Europa's, und liegt es demnach auf der Hand, daß die Verhältniſſe von Kronland zu Kronland wechſeln müſſen. Wir werden daher im Nachſtehenden kurz zuſammenfaſſen, was auf die Geſammtmonarchie Bezug hat, ſodann aber nicht umhin können, jeder einzelnen Provinz eine wenn auch flüchtige Betrachtung zu widmen.

Das Kaiſerthum Oeſterreich-Ungarn iſt eine erblich-conſtitutionelle Monarchie, die in zwei ſehr unnatürlich und ungleich vertheilte Hälften geſpalten iſt, deren eine „die im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder“, die andere „die Länder der ungariſchen Krone“ umfaßt. Statt der erſteren ſehr ungeſchickten Bezeichnung bedient man ſich im gewöhnlichen Leben der ebenſo unpaſſenden Benennung „Cisleithanien“, und heißt dann im Gegenſatze die Länder der Stephanskrone „Transleithanien“. Beide Reichshälften bilden eigentlich zwei beſondere Staaten mit völlig getrennten Regierungen, ſtaatlichen Einrichtungen und, was beklagenswerther iſt, mit ganz divergirenden Intereſſen, Ideenrichtungen und Sympathien; die Trennung beider erſtreckt ſich bis auf die Briefmarken und das Gepräge der Münzen; in Cisleithanien gibt es ein Herren- und ein Abgeordnetenhaus, in Ungarn eine „Magnatentafel“ und eine „Tafel“ der Abgeordneten. Gemeinſame Angelegenheiten beſchließen die aus den genannten vier Körperſchaften gewählten „Delegationen“, deren es wieder eine cisleithaniſche und eine ungariſche gibt; ſie wechſeln mit ihrem Sitze zwiſchen den Hauptſtädten der beiden Reichshälften, Wien und Budapeſt, ab. Innerhalb Cisleithaniens beſteht in jedem Kronlande ein Landtag für

Digitized by Google

die besonderen Angelegenheiten; in der östlichen Reichshälfte gibt es einen solchen nur für Croatien und Slavonien. Ganz eigenthümlich ist die Stellung des Kronlands Dalmatien, welches 1868 als zu dem Gebiete von Croatien-Slavonien-Dalmatien gehörig — man nennt dieses deßhalb das „dreieinige Königreich" — anerkannt, nichtsdestoweniger zu den „im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern" gezählt wird und auch in der That seine Volksvertreter in das Abgeordnetenhaus nach Wien entsendet und auch von der cisleithanischen Regierung verwaltet wird. Die Zweitheilung des Reiches — der „Dualismus" — und damit verbunden die Verwaltung bedingt natürlich auch den Bestand besonderer Ministerien für jede Reichshälfte. Daneben aber sind drei Ministerien, welche beiden Hälften gemeinsam sind; sie vertreten diejenigen Angelegenheiten, in welchen eine Zweitheilung noch nicht Platz gegriffen hat, in denen also die Monarchie noch als einheitlicher Staat auftritt; es sind dies das Ministerium des kaiserlichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten, das Reichs-Finanzministerium, welches die gemeinsamen Auslagen, zu welchen Cisleithanien 70, Transleithanien 30% beisteuert, zu besorgen hat, und das Reichs-Kriegsministerium, dem die Armee untersteht, deren oberster Kriegsherr der Kaiser ist.

Die Kriegsmacht des Reiches, welcher gleichwie in Deutschland die allgemeine Wehrpflicht zu Grunde liegt, besteht im Frieden aus 267,332 Mann mit 46,731 Pferden, die im Kriege jedoch auf 771,556 Mann und 139,699 Pferde erhöht werden können. Es ist dies das stehende Heer, neben welchem jedoch noch jede Reichshälfte eine Landwehr-Armee, in Ungarn Honved geheißen, beistellt. Diese beträgt im Frieden je 35,000 und 11,300 Mann, im Kriege aber 145,000 und 207,000 Mann, so daß die gesammte Wehrkraft sich auf 1,124,000 Mann erhebt, womit dieselbe jener der Nachbarstaaten ziemlich nahe kommt. Auch besitzt das österreichisch-ungarische Heer einige nationale Truppengattungen, wie keine andere Armee in gleicher Vorzüglichkeit, nämlich die vorwiegend aus den Alpenländern recrutirten Feldjäger (33 Bataillone und das nur von Tyrol beigestellte Kaiserjägerregiment mit 7 Bataillons, zusammen 65,777 Mann), dann die auf flinken ungarischen Pferden berittenen Husaren, die Reiterei der Magyaren (16 Regimenter). Auch die österreichischen Uhlanen (13 Regimenter, darunter 11 galizische) dürften höchstens in der russischen und zum Theile in der preußischen Armee ebenbürtige Rivalen haben. Die durch glänzende Heldenthaten ausgezeichnete Kriegsmarine ist der Küstenentwicklung der Monarchie entsprechend klein, übertrifft jedoch an Zahl der Fahrzeuge jene des deutschen Reiches; sie zählt 68 Kriegsschiffe mit 117,980 Tonnen, darunter 11 Panzerschiffe, 47 Dampfer, 17 Segelschiffe, 2 Donaumonitors, und wird im Frieden mit 5800, im Kriege aber mit 11,500 Matrosen bemannt. Die Handelsmarine beschäftigt 7100 Segler, gegen 80 Dampfer langer Fahrt und eine große Zahl von Küstenfahrern (2000) und Fischerbarken. Eine hervorragende Rolle spielt der österreichische „Lloyd" in Triest, dessen 70 Dampfschiffe — anerkannt die besteingerichteten im Oriente — auf 18 Linien 9686 Seemeilen und die wichtigsten Routen der Levante befahren.

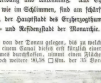
Wenden wir uns nun zunächst den Ländern der westlichen Reichshälfte zu, so besteht dieselbe aus 18 Kronländern, welche alle ihre verschiedenen historischen Titel (Herzogthum, Grafschaft u. s. w.) fortführen, und in weitem

Kranze die compact beisammen liegenden Staaten der ungarischen Krone umgeben. So liegt das Herzogthum Bukowina der „westlichen" Reichshälfte im äußersten O. der Monarchie, und das Königreich Dalmatien ist von ersterer gar durch ungarisches Gebiet völlig abgetrennt.

Diese 18 Kronländer, mit deren Aufzählung wir diesmal den freundlichen Leser nicht verschonen können, sind: 1) das Erzherzogthum Oesterreich unter der Enns; 2) das Erzherzogthum Oesterreich ob der Enns; 3) das Herzogthum Salzburg; 4) das Herzogthum Steiermark; 5) das Herzogthum Kärnten; 6) das Herzogthum Krain; 7) die gefürstete Grafschaft Görz und Gradiska; 8) das Gebiet der reichsunmittelbaren Stadt Triest; 9) die Markgrafschaft Istrien; diese drei letzteren werden zusammen als das „Küstenland" bezeichnet und bilden mit Kärnten und Krain die illyrischen Provinzen oder Illyrien; 10) die gefürstete Grafschaft Tyrol mit 11) dem Lande Vorarlberg; 12) das Königreich Böhmen; 13) die Markgrafschaft Mähren; 14) das Herzogthum Schlesien; 15) das Königreich Galizien und Lodomerien; 16) das Großherzogthum Krakau; 17) das Herzogthum Bukowina; 18) das Königreich Dalmatien. Nur den Kern dieser Länder bewohnen Deutsche, deren Zahl höchstens 7½ Millionen, also blos ein Drittel von der auf 22,500,000 Köpfe zu beziffernden Gesammtbevölkerung Cisleithaniens beträgt; die anderen zwei Drittel sind fast ausschließlich Slaven, denn das blos in S.-Tyrol compact auftretende und sonst in Triest und Dalmatien zerstreut lebende italienische Element mit seinen 560,000 und einschließlich der Ladiner und Friauler 630,000 Köpfen fällt bei der imposanten Ziffer von über 14 Millionen Slaven kaum in's Gewicht. Wir werden nunmehr die oben aufgezählten Provinzen gruppenweise betrachten und beginnen mit dem

Erzherzogthum Oesterreich, welches in das Land ob und unter der Enns, oder wie man kurz zu sagen pflegt, in Ober- und Unterösterreich geschieden wird und das Donauthal vom Inn bis zur March umfaßt. Es ist einer der fruchtbarsten Landstriche der Monarchie mit blühendem Acker- und Weinbau und in Oberösterreich auch ausgedehnter Obstcultur. In den durch herrliche Gebirgs-Scenerien ausgezeichneten Theilen der Alpen, welche den S. des Landes einnehmen, darunter das von Fremden vielbesuchte seenreiche Salzkammergut in Oberösterreich, herrscht Viehzucht und Alpenwirthschaft; im Donauthale liegen eine Reihe industriereicher Städte, und zahlreiche Fabriken tragen zum Wohlstande des unter allen Kronländern der westlichen Reichshälfte am dichtesten bevölkerten Erzherzogthums bei. Der vorwiegend katholische österreichische Volksstamm ist zwar ein deutscher, wenigstens der Sprache nach, und wohl verwandt mit den benachbarten Bayern, doch ist das Land südlich vom Donaulaufe lange von Slaven bewohnt gewesen und haben hier sehr ausgiebige Blutmischungen stattgefunden, wie auch die deutsche Sprache des Oesterreichers zahlreiche Slavismen aufgenommen hat. Außerdem sind in Unterösterreich, wenngleich in geringer Anzahl, noch thatsächlich tschechoslavische und croatische Elemente vorhanden. Der Oesterreicher ist also im eigentlichen Sinne ein Mischling, dessen deutsche Hülle von sehr jungem Datum; er unterscheidet sich auch von seinem deutschen Nachbar gründlich in

Google



Denkart und Naturell, in welch' letzterem große Heiterkeit und Gutmüthlichkeit nebſt einem unläugbaren Hange zu materiellen Genüſſen und Lebensluſt vorwalten. Das ihm gerne vorgeworfene „Phäakenthum" beruht indeß doch auf ſtarker Uebertreibung und Unkenntniß. Alle Charakterzüge des Oeſterreichers, im Guten wie im Schlimmen, ſind am ſchärfſten ausgeprägt bei dem Bewohner Wien's, der Hauptſtadt des Erzherzogthums unter der Enns und zugleich der Haupt- und Reſidenzſtadt der Monarchie.

Das neue Opernhaus in Wien.

Wien, unfern von der Donau gelegen, bis zu welcher die Stadt ſich dereinſt ausdehnen ſoll, von einem Canal dieſes erſt kürzlich einer großartigen Regulirung unterworfenen Stromes durchfloſſen, nimmt einen Flächenraum von 55,25 □Km. ein, wozu jedoch noch weitere 90,58 □Km. der 35 Vororte hinzuzurechnen ſind, von welchen die meiſten dicht an die Stadt angebaut und nur durch einen ſogenannten „Linienwall" geſchieden ſind. Die Einwohnerzahl dieſes mächtigen Grundcomplexes erhebt ſich auf 1,020,770 Köpfe, wovon 673,835 auf die innere in zehn Bezirke getheilte Stadt entfallen. Wien gehört zu den glänzendſten Städten Europa's, beſonders ſeitdem die alten Feſtungsmauern gefallen und breiten eleganten Boulevards mit monumentalen Bauten, nach Art der Pariſer, gewichen ſind. Dieſe Boulevards, „Ringſtraße" genannt, umgeben den alten Kern der Stadt, welcher zwar noch enge, krumme und ſtellenweiſe winkelige Straßen beſitzt, die indeß von der ſtets vorwärts ſchreitenden Stadtverſchönerung nach Thunlichkeit beſeitigt werden und außerdem den eleganteſten, luxuriöſeſten Theil der ganzen Stadt bilden. Der Wiener ſagt kurzweg die „Stadt", wenn er von dem durch die Ringſtraße abgeſchloſſenen Raum ſpricht; was außerhalb derſelben liegt, ſind die Vorſtädte, in denen weniger Eleganz als Induſtrieleben zu Hauſe iſt. Die glanzvollſten Kaufläden, der Handel, die Geſchäftswelt, aber auch die Ariſtokratie, die fremden Geſandtſchaften, die höchſten Verwaltungsbehörden und die Miniſterien ſuchen mit Vorliebe die „Stadt" auf, in welcher ſich auch die kaiſerliche „Hofburg", ein ſehr weitläufiger, aber im Ganzen wenig anſehnlicher Bau, befindet. Im Centrum dieſer „Stadt" erhebt ſich der gothiſche Stephansdom mit ſeinem 145 M. hohen Thurme, der, einer ſpitzen Nadel gleich, von allen Seiten ſichtbar als Wahrzeichen von Wien dem Ankommenden ſchon von ferne entgegenleuchtet, wie die Kuppel der Peterskirche in Rom. Doch auch in den Vorſtädten fehlt es nicht an prächtigen Gebäuden, an Paläſten der Großen des Reiches, von denen mehrere mit herrlichen weiten und mit dankenswerther Munificenz dem Publikum unentgeltlich zur Benutzung überlaſſenen Gärten umgeben ſind. Wien beſitzt außerdem herrliche Kunſtſammlungen, eine treffliche Bildergallerie im Belvedere, eine der größten Biblio-

theken, vorzügliche Armenanſtalten, eine Univerſität und Akademie der Wiſſenſchaften nebſt vielen anderen wiſſenſchaftlichen Inſtituten, endlich ausgezeichnete Theater. Die Vorſtädte ſind der Sitz einer reichentwickelten Induſtrie, einer Menge von Manufacturen in Seide, Baumwolle, Wolle und Leder, Metallarbeiten, muſikaliſchen Inſtrumenten, Porcellan- und Wagenfabriken. Der Handel, durch Eiſenbahnen nach allen Richtungen befördert, iſt ſehr beträchtlich und geht durch Ungarn nach der Türkei und Rußland, über Trieſt nach der Levante, Italien u. ſ. w. Der bekannteſte Beluſtigungsort iſt der „Prater“, eine Donau-Au, in welcher ſich das urwüchſige Leben der niederen Volksſchichten dicht neben dem Luxus der höchſten Kreiſe entfaltet. Das Wiener Leben, an dem ſtrenge Sittenrichter manches auszuſetzen finden, mahnt in vielen Stücken an jenes von Paris, und nicht mit Unrecht nennt man die lebensluſtige Stadt an der ſchönen blauen Donau das „deutſche Paris“; ſo wie die franzöſiſche Metropole übt auch ſie einen großen Reiz auf die Fremden, beſonders auf norddeutſche Gäſte, welche ſich hier außerordentlich wohl fühlen, was umgekehrt vom Wiener im deutſchen N. nicht behauptet werden kann. In vielen Lebensannehmlichkeiten und Genüſſen herrſcht ein ſolches Raffinement, daß in der That Wien darin von keiner Stadt der Erde übertroffen wird. Wien iſt auch eine durchaus kosmopolitiſche Stadt, die gar keinen nationalen Charakter trägt, in der alle Sprachen der Monarchie neben den Culturidiomen durcheinander ſchwirren und die Typen des O. und W., des N. und S. ſich ein großartiges Stelldichein gegeben zu haben ſcheinen. Der Wiener ſelbſt, ein wo möglich noch größeres Miſchungsproduct als der Oeſterreicher vom platten Lande, hat von ſeinen oft ſehr heterogenen Voreltern ausgeprägten Geſchmack für das Schöne und zugleich Sinn für das empfangen, was man in Paris „chic“, in Wien „feſch“ nennt und ſich dort in Kleidung, Manier und Lebensart allenthalben äußert. Der Wiener iſt endlich auch ſtolz auf ſeine Stadt — „'s gibt nur a Kaiſerſtadt, 's gibt nur a Wien“ ſingt ſchon das Volkslied — und auf ſein Wienerthum, ahmt zwar gerne das Fremde nach, theilt aber ſeine Sympathien ſehr ungleich aus. Der weitaus größten Maſſe des Volkes in Wien (wie in Oeſterreich überhaupt) ſagt das franzöſiſche Weſen mehr zu als das benachbarte deutſche, deſſen freilich meiſt auf die Sprache beſchränkte Verwandtſchaft ſo wenig Neigung erzeugt wie bei den belgiſchen Wallonen jene mit den Franzoſen. Nur in den gebildeten Claſſen der höheren bürgerlichen Stände regte ſich vor einigen Jahren ein meiſt künſtlich und von der Preſſe wachgerufenes deutſches Nationalgefühl, welches ſeither jedoch wieder großentheils einem kräftiger auftretenden öſterreichiſchen Patriotismus, wie ihn das eigentliche

Die Eliſabethbrucke in Wien.

Volk von jeher hegt und pflegt, Platz gemacht hat. Wien denkt und fühlt in erſter Reihe eminent öſterreichiſch und hängt, wie jeder Oeſterreicher, mit Liebe und Treue an ſeinem angeſtammten Herrſcherhauſe. Dieſe kurze Charakteriſtik des Wieners wäre unvollſtändig, wollten wir nicht noch deſſen ſtaunenswerthe Mildthätigkeit und ſeinen ausgeſprochenen Sinn für Naturſchönheit hervorheben. Letzteren unterſtützen wohl ſehr die landſchaftlichen Reize der Umgebung Wiens, welches in dieſer Hinſicht unter den binnenländiſchen Hauptſtädten Europa's von keiner übertroffen wird. Die nahen kaiſerlichen Luſtſchlöſſer Schönbrunn und Laxenburg ſind beliebte Landausflüge der Wiener.

Unter den übrigen Städten des Erzherzogthums erhebt ſich keine auch blos annähernd zu einer Bedeutung ähnlich jener

Der Stephansdom in Wien.

von Wien; zu den charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten Niederöſterreichs gehören dagegen die großen geiſtlichen Stifte mit ihren Prachtgebäuden und die vielen Burgruinen, deren mehrere den hochromantiſchen Donaulauf (zwiſchen Melk und Krems) verzieren; in Oberöſterreich, wo noch größerer Mangel an volkreichen Städten herrſcht und die Bevölkerung ſehr vertheilt in einzelnen, mitunter ſehr reichen Bauernhöfen lebt, iſt das romantiſch an der Donau gelegene Linz (35,000 Einw.) die Hauptſtadt; Erwähnung verdient nur noch das reizende Iſchl im Salzkammergute, mit berühmtem Bade und Salzſiedereien.

Salzburg.

Das Herzogthum Salzburg iſt faſt gänzlich hohes Gebirgsland und von den hohen Ketten der Salzburger Alpen und der hohen Tauern erfüllt, welche das Thal der Salzach und der oberen Enns umſchließen. Natürlich iſt dieſes Gebiet nur dünn bevölkert und lebt vorzüglich von Viehzucht und Salzgewinnung; auch im ſalzburgiſchen Lungau kommen Ortsnamen ſlaviſchen Urſprunges vor, obwohl Salzburg dermalen eine der deutſcheſten Provinzen der

Monarchie iſt. Die einzige nennenswerthe Stadt iſt die Landeshauptſtadt Salzburg (20,000 Einw.), welche, eine der am ſchönſten gelegenen Städte Europa's, ihrer italieniſchen Bauweiſe den Beinamen „das deutſche Rom" verdankt. Der in Salzburg reſidirende Erzbiſchof führt den Titel „Primas von Deutſchland". Unter den Heilquellen des Herzogthums genießt Wildbad Gaſtein in wildromantiſcher Thalſchlucht eine europäiſche Berühmtheit.

Schloß Ambras bei Tyrol.

Die gefürſtete Grafſchaft Tyrol mit Vorarlberg iſt gleichwie das benachbarte Salzburg ausſchließlich Alpenland und birgt die höchſten Erhebungen der Monarchie in ſich. Kein Kronland vermag an landſchaftlicher Pracht mit Tyrol zu wetteifern, zumal mit dem Uebergange über den Brennerpaß die erſte Grenzſcheide zwiſchen der Natur des N. und des S. überſchritten wird. Landſchaftlich wie ethniſch gehört das Gebiet im N. vom Brenner zum deutſchen Mitteleuropa, ſüdlich aber zum italieniſchen S.-Eutopa; man unterſcheidet daher mit Recht N.- oder Deutſch-Tyrol und S.- oder Wälſch-Tyrol.

Ganz Tyrol iſt dünnbevölkert, im N. aber noch mehr als im S. Im N. liegt die Hauptſtadt Innsbruck am Inn mit 23,000 Einw. und einer Univerſität; deßgleichen Feldkirch (3000 Einw.), die Hauptſtadt des Vorarlberg, d. h.

Schloß Tyrol bei Meran.

des nordweſtlichen bis an den Bodenſee reichenden Theils des Alpenlandes. Der Deutſch-Tyroler iſt ehrlich und treu, einfach und ſchlicht in ſeinem Weſen und ein ergebener Anhänger ſeines Regenten; mit dem benachbarten Bayern lebt er meiſt auf geſpanntem Fuße. Er iſt ein ſtrenger, bigotter Katholik, der dem Prieſter unumſchränkten Einfluß gewährt und Andersgläubige in ſeiner romantiſchen Heimath nicht gerne duldet; ſeine geiſtige Bildung ſteht auf niedriger Stufe, Induſtrie gibt es nur wenig im Lande, das hauptſächlich auf Alpenwirthſchaft angewieſen iſt. Die Bewohner einzelner Thäler, wie des Ziller- und des Teffereggen-Thales, wandern alljährlich aus, um in der Fremde über Sommer Geld zu verdienen, das ſie zum Winter heimbringen. Hierher gehören auch die Montafuner Krautſchneider in Vorarlberg. Obwohl ziemlich germaniſirt, leben doch ſlaviſche Merkmale noch unverkennbar im Volkstypus um Lienz, im Kalſerthale, in Teffereggen und im Hochpuſterthale, ja ſogar in Wälſch-Tyrol. Ein romaniſches Volk ſind die 20,000 Ladiner, Verwandte der ſchweizer Rhäto-Romanen, welche in SO.-Tyrol mehrere Thäler bewohnen. Weitaus begünſtigter als der N. iſt Wälſch-Tyrol mit dem herrlichen Etſchthale, in welchem eine Reihe nicht unbedeutender Orte, wie die Handelsſtadt Bozen (ital. Bolzano, 10,000 Einw.), mit dem nahen berühmten klimatiſchen Curorte Meran, dann die Biſchofsſtadt Trient (18,000 Einwohner) und Roveredo (10,000 Einwohner), der Sitz des Seidenhandels, ſich erheben. Zwar liegt Bozen noch im deutſchen Sprachgebiete, allein ſehr bald dürfte es auch von dem anfluthenden wälſchen Element verſchlungen ſein. Noch vor wenigen Menſchenaltern konnte der Name Wälſch-Tyrol eigentlich nur von den Thälern gelten, welche zur Rechten der Etſch liegen. Zur Linken war deutſches Sprachgebiet, deſſen ſüdlichſte Ausläufer die Tredici Communi bei Verona und die Sette Communi bei Vicenza waren. Aber in unſerem Jahrhundert hat die deutſche Zunge durch Kirche und Schule immer mehr an Boden verloren, ein Hausweſen legte nach dem anderen ſeine Sprache ab und ging zu den Italienern über, deren Idiom ſich eben mit der Gewalt einer Culturſprache des in ſeinem ganzen Verkehr lediglich auf den S. angewieſenen Gebietes bemächtigt. Dieſe Verwälſchung, gegen die ſich durch keine künſtlichen Mittel ankämpfen läßt, weil ſie ein unaufhaltbarer Naturproceß iſt, wäre an und für ſich gar nicht beklagenswerth, wenn ſie nicht in politiſcher Hinſicht Tendenzen förderte, welche auf eine Losreißung des „Trentino“,

wie die Italiener S.-Tyrol nennen, von der österreichischen Monarchie und auf Vereinigung mit Italien abzielen. Obwohl das Wälschthum der S.-Tyroler vielfach kein ursprüngliches ist und blaue Augen mit blonden Haaren oft die germanische Abkunft verrathen, so läßt sich nicht läugnen, daß der Wälsch-Tyroler den Deutsch-Tyroler in natürlichen Anlagen, an Geistesschärfe, an Beweglichkeit und Regsamkeit, auch an Fleiß und Thätigkeit übertrifft. Jedenfalls hat er mehr mit dem südlichen Wesen als mit jenem der Deutsch-Tyroler gemein.

Wie Tyrol und Salzburg ist auch das Herzogthum Steiermark vorwiegend Alpenland; nur gegen O. hin verflachen sich die Berge allmählig in die ungarische Ebene. Die Bevölkerung, etwa doppelt so dicht als in den beiden genannten Kronländern, und mit Ausnahme von 7200 Protestanten fast ausschließlich katholisch, ist im N. deutsch, im S. jedoch wendisch oder slovenisch mit einigen kleineren eingesprengten deutschen Sprachinseln. Im deutschen Theile liegt die schöne stattliche Landeshauptstadt Graz mit 90,000 Einwohnern und einer Universität am Fuße rebenbepflanzter Hügel, von der Mur durchflossen, ferner die Städte Bruck a. d. Mur (3000 Einw.), Leoben (5000 Einw.) und Judenburg (3200 Einw.); in S.- oder Untersteiermark, wohl auch die wendische Mark genannt, liegt hart an der Sprachgrenze Marburg, ein Bischofssitz mit 13,000 Einw., Cilly (4000 Einw.) mit seiner Bäder-reichen Umgebung, meist warme Schwefelquellen, und an der croatischen Grenze der vielbesuchte Sauerbrunnen Rohitsch.

Mit dem Königreiche Illyrien, welches die Herzogthümer Kärnten und Krain, die gefürstete Grafschaft Görz und Gradiska, die reichsunmittelbare Stadt Triest mit ihrem Gebiete, dann die Markgrafschaft Istrien bilden, betreten wir eine schon vorwiegend slavische Provinz des Kaiserstaates. Nur das noch durchaus zum Alpengebiete gehörende Kärnten, ein das Drau-Thal einschließendes Hochgebirgsland, ist vorherrschend deutsch. Slaven wendischen Stammes finden sich hier, mit einigen Deutschen vermengt, blos in dem südöstlich von der romantisch gelegenen Landeshauptstadt Klagenfurt (16,000 Einw.) sich zur Krainer Grenze erstreckenden Gebiete. Dagegen ist das zum großen Theile vom Karstgebirge erfüllte Krain fast durchaus von Wenden oder Slovenen bewohnt. Deutsche Sprachinseln kommen hier nur sehr sporadisch vor, doch zählt hierzu die ziemlich ausgedehnte Landschaft Gottschee an der croatischen Grenze. In der Hauptstadt Laibach (23,000 Einw.), so wie in einigen anderen Plätzen herrschen beide Idiome. Im Küstenlande finden sich gar nur mehr zwei ganz geringe deutsche Colonien in Görz am Isonzo (16,000 Einw.) und in Triest (70,000 Einw.), der schönen, zum Theil sehr regelmäßig gebauten Hafenstadt an der Adria, welche nicht blos die bedeutendste Stadt von Illyrien, sondern auch der durch den Suezcanal

ſehr an Wichtigkeit gewachſene, namhafteſte Handelsplatz der Monarchie, der ſiegreiche Rivale des italieniſchen Venedig iſt.

In Trieſt, deſſen Gebiet durchaus ſloveniſch iſt, treten an die Stelle der Slaven die Italiener, welchen wir auch ſonſt noch im Küſtenlande begegnen. Sie bewohnen mit Vorliebe die adriatiſche Küſte Iſtriens, ſind aber auch in faſt allen Plätzen des Inneren zu treffen; in den Niederungen am rechten Iſonzo-Ufer endlich hauſen Friulaner. Italieniſch iſt in Iſtrien und Trieſt auch die allgemeine Umgangsſprache der Gebildeten. Der Reſt der ländlichen Bevölkerung iſt wie geſagt ſlaviſch, zum Theile ſloveniſch, in Iſtrien aber croato-ſerbiſchen Stammes. Zu letzterem gehören auch die hinter den Italienern der Küſte im W. der Halbinſel lebenden Morlaken und im NO. die armen begnügſamen Tſchitſchen.

Als Hauptmaſſe des Volksthums in Illyrien haben die Slovenen Anſpruch auf eine kurze Erwähnung. Die Geſammtzahl der Slovenen dürfte etwa 1,356,000 Köpfe betragen, und zwar leben (in runden Zahlen) im venetianiſchen Gebiete 26,000, in Ungarn 50,000, im Küſtenlande 350,000, in Kärnten 100,000, in Steiermark 380,000 und in Krain 430,000. Sie bilden ſomit den Berührungspunkt der drei Hauptelemente unſeres Welttheiles, des ſlaviſchen mit dem germaniſchen und dem romaniſchen; ſie ſind dem Einfluſſe des Germanismus und des Italianismus ausgeſetzt, haben ſich aber nicht zerſetzen oder umbilden laſſen, ſondern ſtreben naturgemäß den ſlaviſchen Keil immer weiter hineinzutreiben. Der Slovene iſt gewöhnlich von hoher kräftiger Geſtalt, und auch die Frauen, welche im Allgemeinen als hübſch gelten, ſind meiſt hochgewachſene, ſchlanke Geſtalten mit friſchem, freundlichem Geſichtsausdruck. Seinen von Natur aus begünſtigten Wuchs verſteht der Slovene noch durch ſeine Tracht in das vortheilhafteſte Licht zu bringen. Es gibt in Oeſterreich wohl kein Land, das in Beziehung auf die Volkstrachten ſo reich wäre als Krain, und kaum dürfte auf einer verhältnißmäßig ſo geringen Landesſtrecke irgendwo eine größere Mannigfaltigkeit von Trachten vorkommen, als unter den Slovenen. Allerdings beginnt auch die kleidſame Nationaltracht, ſowie manche andere Volkseigenthümlichkeit, der nivellirenden Cultur zu weichen. Beſonnen und ruhig iſt der Bewohner Oberkrains, namentlich in einiger Entfernung von der Landeshauptſtadt Laibach. Hier wird der nationale „Kampf um's Daſein“ am heftigſten gekämpft; nur nach NW. gegen die Grenze Kärntens nimmt er an Lebhaftigkeit ab. Nebſt rationeller Bodenbewirthſchaftung ſind es auch verſchiedene induſtrielle Beſchäftigungen, insbeſondere die Eiſenverarbeitung, welche der Bevölkerung dieſes Landestheiles hinreichenden Erwerb ſichern. Der Oberkrainer iſt ſtolz, betriebſam, intelligent; faſt alle Männer von Bedeutung unter den Slovenen waren Oberkrainer. Das Leben in dieſer herrlichen Natur, unter dieſem geiſtig und körperlich geſunden Volke, iſt ein friſches, erheiterndes. Der weinbauende Unterkrainer lebt in fröhlicher Genügſamkeit, mitunter leichtfertig, dahin, genießt ſorglos das ſichere Heute, unbekümmert um das ungewiſſe Morgen. Unterkrain iſt die Wiege der lieblichſten Volkslieder und Märchen, doch auch dem Freunde klaſſiſcher Forſchung öffnet ſich ein fruchtbarer Boden für römiſche Archäologie. Iſt hierlands der Wein gerathen, ſo herrſcht allerorts luſtiges Leben; im Gegentheile aber, klopft die Hungersnoth mit ihrer dürren Hand an die Hütten der ſonſt ſo fröhlichen Bewohner. (V. Klun. Die Slovenen, im: Ausland 1872, Nr. 11, S. 257. Nr. 12, S. 282. Nr. 14, S. 332. Nr. 20, S. 468. Nr. 23, S. 542.)

Um nicht aus dem Rahmen des ſüdſlaviſchen Volkskreiſes herauszutreten, gedenken wir an dieſer Stelle des von den übrigen cisleithaniſchen Kronländern abgetrennten Königreiches Dalmatien, jenes ſchmalen, nackten und unfruchtbaren Küſtenſtriches an der Adria, an deſſen cultureller und commercieller Hebung Oeſterreich vergeblich arbeitet, ſo lange es ſich nicht entſchließt, der Türkei die für Dalmatien unerläßlichen Hinterlande Bosnien und Herzegowina abzunehmen. Deutſche gibt es hier gar nicht mehr, ſondern als Vertreter der

Digitized by Google

höheren Gesittung nur Italiener, welche ausschließlich in Städten leben und den gesammten Handel in Händen haben. Sie sitzen vornehmlich in Zara (10,000 Einw.), der Hauptstadt des Königreiches, und in den Küstenplätzen Sebenico (6200 Einw.), Trau, Spalato (12,000 Einw.) und Ragusa (6000 Einw.), sowie in den Hafenorten Lesina und Curzola auf den gleichnamigen Inseln. Im Innern des Landes liegen keine namhaften Städte, hier lebt vielmehr die stark verwahrloste Bevölkerung, großtentheils aus Morlaken, im S. um die berühmten Bocche di Cattaro, aus den mit den benachbarten Crnogorzen verwandten wilden Bocchesen bestehend. Der Culturzustand des schlechtbevölkerten Landes ist in jeder Hinsicht ein sehr niedriger; nur selten kann einer lesen und schreiben.

Wer Dalmatien kennen lernen will, darf sich auf keine Küstenreise beschränken, wo allerdings die Natur mit ihrer ganzen wilden Schönheit, mit ihren wunderbaren reizenden Details in der Landschaftsscenerie und mit ihrer imponirenden Harmonie der Contouren des Gesammtbildes vor des Beschauers Blicken sich entfaltet, doch das Interessantere, die Staffage, die zahlreichen Stämme des Volkes, verloren gehen. Bereits in den nördlichen Districten Dalmatiens erhält das Leben und Treiben des Volkes ein charakteristisches Gepräge, das mit den abendländischen Sitten wenig mehr gemein hat. Der Bewohner kleidet sich orientalisch, der Fez oder der rothe, bauschige Turban sitzt auf dem schön geformten Kopfe, in dessen markirtem, wettergebräuntem Gesichte dunkle feurige Augen liegen; der grellrothe Burnus flattert um seine Schultern, und in dem breiten Gürtel hält er seine Lieblinge, den scharfen Handschar (Haumesser) und die unentbehrlichen Pistolen verwahrt. So gekleidet und ausgerüstet wandert dieser unstäte Sohn der dalmatinischen Kalkgebirge gleich dem Nomaden des O. bei Tag und Nacht, bei Frühlingslächeln und Ungemach durch die unwirthlichen Schluchten seiner Heimath, und es vergehen lange Zeiträume, wo er Nachts kein anderes Lager kennt als den Stein unter seinem Haupte und das blaue sternbesäete Firmament über sich. „Bosnische Viehhändler mit rothem Turban, von Waffen strotzend; Morlaken im Winde frierend, mit beiden Händen die Säume ihres braunen Mantels über Gesicht und Brust zusammenhaltend; Bauern, welche mit dürren Zweigen die Heerde von Truthühnern vor sich her nach der Stadt treiben, während ein gleich ihnen mit Handschar, Pistole und geblümtem Turban ausgerüsteter Genosse vor der Heerde einhergeht und deren Wanderlust durch Maiskörner wach erhält, die er vor sie hin auf den Weg streut; zerlumpte Schafhirten mit übelwollenden Hunden; Dorfsoldaten, die sogenannten Colonisten, mit blinkendem Trombongewehr, nicht selten auch ein Gendarm mit einem gefesselten Dieb oder Räuber — das sind die gewöhnlichsten Gestalten der Straße. Nimmt man dazu noch die Croaten, welche über die Bergstraße des hohen Velebit mit ihren Gemüsekarren und Erdäpfelwagen herüberkommen, und in der Nähe der Stadt die jungen Herren, welche mit der Nachteule auf Vögel jagen, so vervollständigt sich die Anzahl dieser Figuren." (Heinr. Noë. Dalmatien und seine Inselwelt, nebst Wanderungen durch die schwarzen Berge. Wien 1870. 8°.) Die verwildertsten unter den Stämmen Dalmatiens sind zweifellos die Bocchesen, die an Muth und Entschlossenheit, besonders als Seefahrer, alle anderen übertroffen, an Kunst und Rechtlichkeit aber hinter ihnen zurückstehen. An Grausamkeit wetteifern sie mit den Türken. Das mächtigste Hemmniß in der Entwicklung der Cultur und des Wohlstandes Dalmatiens liegt wohl in der fürchterlichen Unsicherheit, die durch den Mangel an Rechtsgefühl, durch den Hang zum Müßiggange, durch die Bosheit und Rachsucht der Einwohner, durch das herrschende Räuberunwesen erzeugt wird. Hauptursache der Verwahrlosung ist aber die grenzenlose Armuth, die sich wieder durch die schlecht belohnte Bearbeitung eines wenig ergiebigen, stark verwüsteten Bodens erklärt.

Ein erfreuliches Bild gewähren zum Theil jene Kronländer der öſterreichiſchen Monarchie, welche wir nach der Hauptmaſſe ihrer Einwohner die nordſlaviſchen nennen können. Das Bild wird aber ſogar ein lachendes in den „Ländern der Wenzelskrone", worunter das Königreich Böhmen, die Markgrafſchaft Mähren und das Herzogthum Schleſien zu verſtehen ſind. Böhmen zumal iſt der glänzendſte Juwel in der öſterreichiſchen Kaiſerkrone. Nicht blos die günſtige Beſchaffenheit ſeines fruchtbaren Bodens und die mineraliſchen und ſonſtigen Reichthümer, die er birgt, ſondern auch der Fleiß ſeiner Bewohner machen Böhmen zum reichſten Lande der Monarchie, wo eine großartige Induſtrie ſich entfaltet. An der Blüthe dieſer Provinz haben Deutſche und Tſchechen, die beiden Stämme, welche Böhmen bewohnen, einen gleich ehrenvollen Antheil, den leider der ſeit mehreren Jahren aufgeloderte Parteihader einſeitig in Anſpruch nimmt. Böhmen und auch Mähren enthält die indu-

Die Kleinſeite von Prag.

striellsten Städte des Reiches. Neben der böhmischen Capitale, Prag an der majestätischen Moldau (190,000 Einw.), einer der prächtigsten Binnenstädte Europa's, glänzt Reichenberg (22,000 Einw.) als erste Fabrikstadt, der sich Rumburg, Gablonz, Schluckenau, Braunau u. s. w. anreihen. Webe-Industrie jedweder Gattung ist es vornehmlich, welche im deutschen N.-Böhmen ihren Sitz hat, im Böhmerwalde herrscht Glasfabrikation, und im tschechischen Becken haben die Rübenzuckerfabriken und Bierbrauereien einen gewaltigen Aufschwung genommen. Pilsen (24,000 Einw.), Budweis (17,000 Einw.), Jitschin, Kladno, Pisek sind nur einige aus der Menge der nennenswerthen Orte Böhmens. Im deutschen wie im tschechischen Theile wird auch ausgedehnter Bergbau getrieben. Als weltberühmte Curorte gelten Karlsbad, Marienbad und Franzensbad. In der gesegneten Markgrafschaft Mähren steht die Landeshauptstadt Brünn (75,000 Einw.), an der Spitze der Wolleninduſtrie, welche auch in Nikolsburg, Iglau, Prerau, Proßnitz, Sternberg, Kremsier u. s. w. eifrig betrieben wird. Das benachbarte gleichfalls sehr gewerbthätige, in zwei getrennten Landestheilen bestehende Schlesien mit seinen beiden Hauptorten Troppau (20,000 Einw.) und Teschen (11,000 Einw.) leistet besonders in Leinen Vorzügliches.

Während die Deutschen, welche etwa zwei Fünftel der fast 5½ Mill. Einwohner Böhmens ausmachen, in einem Landstreifen fast rings herum, besonders aber im N. im ganzen Gebiete der Eger sitzen, nehmen die Tschechen die Mitte des Landes ein und wohnen über die Grenze Mährens hinaus, welch' letztere Provinz noch weit slavischer ist als Böhmen selbst. Immerhin trägt auch dieses einen deutlich erkennbaren slavischen Charakter, wenn gleich die Tschechen, als die vorgeschobensten Posten des Slaventhums gegen NW., in Sitte, Lebensweise, Einrichtung, Tracht u. s. w. vielfach deutsche Einwirkungen erkennen lassen. Aber nur oberflächliche Beobachtung kann sich zu der Behauptung versteigen, daß am Tschechen nichts mehr slavisch sei als die Sprache. Richard Andree (Tschechische Gänge. Bielefeld und Leipzig 1872. 8°. S. 253—254) zeigt den tiefgreifenden Unterschied des slavischen und des deutschen Wohnhauses, und wer Böhmen bereist hat, weiß, welch' colossaler Unterschied in der Anlage eines tschechischen und eines deutschen Dorfes ist. Es ist wahr, daß vor noch nicht allzulangen Jahren in Böhmen Vieles deutsch war, Prag für eine deutsche Stadt gelten konnte, Deutsch überall verstanden wurde. Das ist in erstaunlich kurzer Zeit anders geworden. Die Marktleute konnten bald kein Deutsch mehr verstehen, und kam man in's Land hinaus, hörte man kaum noch deutsch sprechen. „Und jetzt, nur die sächsische oder bayrische Grenze muß man überschreiten, um sofort auf das tschechische Sprachmeer zu stoßen, welches sich siegreich über das ganze Böhmerland ergossen hat. Pilsen ist eine stocktschechische Stadt geworden; Prag selbst macht jetzt den Eindruck einer echtslavischen Stadt; das Deutschthum hat sich förmlich in einige Asyle flüchten müssen und ist ein fremder Gast, ein Eindringling im Volke geworden. Ein tschechisches Theater bietet dem alten deutschen Landestheater siegesbewußt ein Paroli, und in jedem Laden handelt man in der Sprache, die seit so kurzer Zeit eine so wunderbare Wiederauferstehung gefeiert hat. In Böhmen gibt es heute nur noch einige Landstriche deutscher Sprachherrschaft, wie Dünen emporragend. Prag selbst ist eine Insel des Deutschthums geworden, welche die tschechische Fluth nach und nach verzehren wird, wie die See das rothe Eiland von Helgoland." (Schmidt-Weißenfels in der: Frankfurter Zeitung vom 1. October 1871.) Die Erklärung für diese Erscheinung

liegt aber darin, daß Oeſterreich — wie Schmidt-Weißenfels ſagt — kein ſo deutſcher Staat iſt, wie er ſich noch bis vor etlichen Jahren darſtellen wollte. Er war künſtlich dazu gemacht worden, und die jetzige Auflöſung in Nationalitäten iſt ein Naturproceß, den man lange unterdrückt hatte. In der That iſt in der Neuzeit in Böhmen nichts tſchechiſch geworden, was nicht einſt ſchon tſchechiſch geweſen, und das raſche Umſichgreifen der tſchechiſchen Bewegung iſt der allerſchlagendſte Beweis für die Irrigkeit der Behauptung, daß am Tſchechen nichts mehr ſlaviſch ſei als die Sprache. Das Slaviſche iſt eben das Urſprüngliche, und das geweſene Deutſchthum ein Firniß, den die Gewalt der Umſtände ihm aufpinſelt. Der Schein wird nun abgeſtreift, das wahre Volkselement gelangt zum Durchbruch. Das Deutſchthum in Oeſterreich, weil eben ſelbſt kein reines, hat nirgends, weder in Böhmen noch in Steiermark, Krain, Italien, Tyrol und Ungarn die Kraft beſeſſen, was deutſch war ſo zu erhalten, geſchweige denn das, was es künſtlich deutſch zu machen verſucht hat.

Die Slaven Mährens ſind ebenfalls Tſchechen und deren Verwandte; man unterſcheidet: Hanaken im Marchthale an beiden Ufern ihres Nebenfluſſes, der Hana; Croaten (2342 Individuen); Koraken, welche ſüdlich von den Hanaken bis an die ungariſche Grenze und noch weit darüber hinaus reichen; Walachen im gebirgigen SO.; Lechen oder Waſſerpolaken, die auch hauptſächlich den öſtlichen Theil von Oeſterreich-Schleſien inne haben; endlich Horaken und Podhoraken im ganzen weſtlichen Theile Mährens. (Siehe über alle dieſe Völkerſchaften Dr. Beda Dudik's überaus werthvollen: Catalog der nationalen Hausinduſtrie und der Volkstrachten in Mähren. Brünn 1873. 8°.) Dieſe Tſchechoſlaven, welche urſprünglich die alleinigen Beſitzer Mährens waren, bilden heute noch faſt drei Viertel der Bevölkerung; von 1,997,897 Einw. ſind blos etwa 530,000 Deutſche und 43,000 Juden, welch' letztere, obgleich ſie alle deutſch verſtehen, als Semiten den Deutſchen nicht beigezählt werden können. Sie leben hauptſächlich in den größeren Städten und vermehren ſich ſehr raſch in Mähren und in Böhmen, wie in allen ſlaviſchen Gebieten. Was den Tſchechen im Allgemeinen anbelangt, ſo weiſt ſein Nationalcharakter viele treffliche Seiten auf; er iſt arbeitſam und überaus fleißig; tſchechiſche Arbeiter ſind nebſt den Italienern in der Monarchie überall geſucht; unter allen Slaven ſind die Tſchechen am fortgeſchrittenſten und nebſt den Ruſſen die begabteſten; ohne weitere Schlüſſe daraus zu ziehen, ſei erwähnt, daß nach Dr. Weisbach's Meſſungen der Tſcheche unter allen Nationen Oeſterreichs den größten Schädelumfang, den größten Rauminhalt des Schädels und das ſchwerſte Gewicht beſitzt. Die tſchechiſchen Regimenter gehören zu den beſten und tapferſten der öſterreichiſchen Armee, ſehr viele Staatsbeamte ſind Tſchechen, die ſich raſcher denn irgend ein Volksſtamm vermehren und außerhalb ihrer engeren Heimath ein Fortkommen ſuchen. Bekannt iſt die muſikaliſche Begabung der Tſchechen.

Die letzten Provinzen der cisleithaniſchen Staaten, welche uns zu betrachten erübrigt, ſind das Königreich Galizien mit Lodomerien, das Großherzogthum Krakau und die Herzogthümer Zator und Auſchwitz, endlich das Herzogthum Bukowina. Mit Ausnahme der nördlichen Karpathengehänge iſt das ganze Gebiet Flachland und fruchtbarer Ackerboden; Feldbau iſt deßhalb auch der Haupterwerb der Bevölkerung, deren Induſtrie gering; doch gibt es nebſtbei ſtarken Bergbau, beſonders auch Salz (in Wieliczka und Bochnia), verſchiedene andere Minerale und Petroleum (bei Boryslaw); im Allgemeinen jedoch iſt die Wirthſchaft des Landes eine untergeordnete. Nur die zwei Hauptſtädte: Lemberg (Lwow) im O. mit 90,000 Einw. und Krakau (50,000 Einw.), die einſtige Krönungsſtadt der polniſchen Könige, verdienen in baulicher Hinſicht Erwähnung und nähern ſich in ihrem Ausſehen weſteuropäiſchen Städten. Alle übrigen Plätze, ſo bedeutend

Digitized by Google

ſie mitunter in commercieller Hinſicht ſein mögen, ſehen alle großen Dörfern gleich. Die nennenswertheſten dieſer Orte ſind Przemyſl (15,000 Einw.), Brody (19,000 Einw.) eine Freihandelsſtadt, Brzezan (10,000 Einw.), Tarnopol (20,000 Einw.), Sambor (11,800 Einw.), Drohobycz (11,000 Einw.), Stanislau (15,000 Einw.), Kolomea (18,000 Einw.), Tarnon (22,000 Einw.) und Rzeſzow (10,000 Einw.). Im Herzogthume Bukowina beſitzt blos die Hauptſtadt Czernowitz (35,000 Einw.) mit einer 1875 gegründeten Univerſität einige Bedeutung.

Die vorherrſchend ſlaviſche Bevölkerung zerfällt in zwei Stämme, in Polen im W., im Weichſelgebiete, und in Ruthenen im O., jene polniſch redend und römiſch-katholiſch, dieſe kleinruſſiſch ſprechend und griechiſch-katholiſch. Eine wahrhafte Landplage ſind die zahlreichen Juden, welche in manchen Städten beſondere Viertel beſitzen, wenn nicht ſie gar die Mehrheit der Einwohnerſchaft bilden, wie z. B. in Brody, welches 60 % Juden hat. Die meiſten Juden ſprechen oder verſtehen deutſch und ſtehen auf höherer Bildungsſtufe als ihre nächſte Umgebung. Ausſchließlich in ihren Händen ruht aller Handel und Wandel, und ſaugen dieſe „Culturträger des O." den Bauern wie den Großgrundbeſitzer mit gleicher Gründlichkeit aus.

Die Zahl der Polen in Galizien beträgt an 2½ Millionen. Nicht mit Unrecht hat man wie die Schweden auch die Polen die Franzoſen des N. genannt; unter den ſlaviſchen Völkern nehmen ſie in der That eine ähnliche Stelle ein, wie die Franzoſen unter den romaniſchen. Lebhaft und geiſtreich wie dieſe, von einer gleichen Vaterlandsliebe durchglüht, Tapferkeit, Unabhängigkeit und Freiheit als die höchſten Güter betrachtend, verbinden ſie mit dieſen herrlichen Eigenſchaften dieſelbe nationale Erregbarkeit, welche auch die Franzoſen auszeichnet und beiden Völkern ſo verderblich geworden iſt. Im Uebrigen ſteht die Cultur des polniſchen Volkes in Galizien auf tiefer Stufe; auf dem platten Lande ſtarrt es mitunter in Unwiſſenheit und Schmutz, und hängt in Allem und Jedem von dem Juden ab, welcher in jedem Dorfe als Schankwirth und einziger Geſchäftsmann an dem öconomiſchen Ruin, als Gelegenheitsmacher jeglicher Art an der ſittlichen Verderbniß, endlich als Branntweinverkäufer auch an der intellectuellen Verdummung des Volkes ſyſtematiſch arbeitet. (Ein wahres Zerrbild der galiziſchen Zuſtände gibt das Werk von Dr. Karl Emil Franzos: Aus Halbaſien. Culturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrußland und Rumänien. Leipzig 1876. 8°. 2 Bde.) — Die galiziſchen Ruthenen gehören dem ausgebreiteten kleinruſſiſchen Stamme an. Ihre Anzahl beträgt ebenfalls 2½ Millionen, welche in O.-Galizien die Hauptbevölkerung bilden, ſich in W.-Galizien weit über den San, ihre urſprüngliche Grenze, ausdehnen und dort das polniſche Element ebenſo zurückdrängen, wie in der Bukowina das rumäniſche und in Ungarn das magyariſche. Der Name „Ruthenen" iſt durchaus unzutreffend; ſie ſind vielmehr unbedingt dem Sprachſtamme zuzuzählen, dem auch die Großruſſen nach ihrem Dialecte angehören. Dieſe Kleinruſſen nennen ſich auch ſelbſt überall „Rusy" und ihr Land: „Zemlja rus". Wenn man in neuerer Zeit die Bezeichnung „Ruſſinen" für ſie in Gebrauch brachte, ſo iſt das ein philologiſcher Unſinn. In den Karpathen, wo die Stämme der Stojki und Huzulen wohnen, haben die Ruthenen ſich am reinſten erhalten, zeigen ſie in Tracht und Sitte am meiſten Altſlaviſches, während bei den Podolen ſchon der Uebergang zum Großruſſen ſtattfindet. Die Ruthenen ſind ein ſtarker, abgehärteter Menſchenſchlag, kräftig, wohlgeformt, ſtrotzend von Geſundheit, und beſitzen einen lebhaften Freiheitstrieb nebſt viel Selbſtgefühl. Seinem Grundcharakter nach iſt der Ruthene ein ſocialiſtiſch-demokratiſcher Menſch; Adel gibt es deßhalb keinen bei ihm. (Globus. XVII. Bd. S. 39—42.) — Die Bukowina zeichnet ſich in ethniſcher Hinſicht dadurch aus, daß es wohl wenig Länder gibt, die auf relativ kleinem Raume eine ſo gemiſchte Bevölkerung aufweiſen können. Hier findet man 8 Nationalitäten (Ruthenen, Rumänen, Deutſche, Polen, Magyaren, Juden, Armenier, Tſchechen) und 8 Confeſſionen (orientaliſche und katholiſche Griechen, Katholiken, Juden, Lutheraner,

Calviner, katholische und griechische Armenier). Den Stock der Bevölkerung bilden die Rumänen und Ruthenen.

Wir wenden uns nunmehr dem Staatsgebiet von Ungarn, d. i. der östlichen Reichshälfte zu, welche ein Areal von 323,855 □Km. einnimmt, also dem Flächenraume nach die größere Hälfte ist, da auf Cisleithanien blos 300,193 □Km. entfallen. Ungarn, mit dem vollen officiellen Titel: „Die Länder der ungarischen Krone" besteht aus: dem eigentlichen Königreiche Ungarn (Magyar Ország) mit 11,530,000, dem Großfürstenthum Siebenbürgen (Erdély Ország) mit 2,115,000, der Seestadt Fiume sammt Gebiet mit 17,900 und den Königreichen Croatien (Horvát Ország) und Slavonien (Tot Ország) mit 1,846,150 Einw. Die frühere „Militärgrenze" ist seit 1873 „provincialisirt", d. h. in Civilverwaltung zu den angrenzenden Civildistricten, im ungarischen Staatsgebiete „Comitate" genannt, geschlagen worden. Administrativ sind jetzt auch Ungarn und Siebenbürgen „ein ungetheiltes Land". Von den 15½ Millionen, welche das Ungarland bewohnen (nach Keleti beträgt die juridische Gesammt-Bevölkerung blos 15,171,357 Köpfe) gehören 5,7 Millionen dem magyarischen, d. h. einem ural-altaischen Stamme an, welcher am nächsten mit den Finnen, in weiterer Linie mit den Turkvölkern verwandt ist. An Zahl zunächst stehen der moldau-walachische oder rumänische mit 2,673,000, dann der croato-serbische Stamm mit 2,430,000 Seelen. Tschechoslaven leben dort 1,800,000, Deutsche 1,780,000, ferner: Juden 554,000, Ruthenen 456,000, Slovenen 60,000, endlich Zigeuner, Bulgaren u. s. w. (Dr. V. Klun. Das Ungarland, im: Ausland 1875, Nr. 21, S. 405—407.)

In Procenten ausgedrückt, vertheilt sich dieses Völkergemisch auf: 35,7 % Magyaren, 17,6 Rumänen, 15,4 Croatoserben, 11,6 Tschechoslaven, 11,5 Deutsche, 3,6 Juden, 3,0 Ruthenen, 0,5 Slovenen, 1 % Zigeuner, 0,2 Bulgaren, 0,1 andere Stämme. Es nimmt also der dominirende Stamm der Magyaren numerisch nur wenig mehr als ein Drittel der Gesammt-Bevölkerung ein und steht in dieser Richtung in ähnlichen Zahlenverhältnissen, wie in Cisleithanien die Deutschen, zu welchen blos 36,2 % der Gesammtbevölkerung gehören. Den 5½ Millionen Magyaren stehen in Ungarn an 4⅔ Millionen Slaven, und den 7½ Millionen Deutschen in Cisleithanien über 14 Millionen Slaven gegenüber. Die ungarischen Gelehrten haben ein sehr begreifliches Interesse daran, daß die Zahl der Magyaren möglichst groß ausfalle; Paul Hunfalvy (Ethnographie von Ungarn. Mit Zustimmung des Verfassers in's Deutsche übertragen von Prof. J. H. Schwicker. Budapest 1877. 8°.) nimmt deßhalb die Schätzung von Karl Keleti an, welcher die Ziffer der Magyaren auf 6,156,421 Köpfe bestimmte. Ohne an dieser Ziffer mäkeln zu wollen, steht es fest, daß in der österreichisch-ungarischen Gesammtmonarchie es dreimal so viel Slaven als Magyaren gibt. Hunfalvy macht nun freilich darauf aufmerksam, daß den 6 Millionen Magyaren in Ungarn und Siebenbürgen mehr als sechs verschiedene Nationalitäten gegenüberstehen, wobei er natürlich nebst den Deutschen und Rumänen die Slovaken, Croaten, Serben und Ruthenen für je eine Nationalität rechnet. Hat er darin vom streng ethnographischen Standpunkte auch Recht, so ist doch nicht zu übersehen, daß diese letztgenannten vier Nationalitäten

alle slavisch und zwar zum Theil einander sehr nahe stehende sind, wie z. B. Croaten und Serben, die sogar ethnographisch nur ein Volk sind. Den Magyaren gegenüber sind diese vier in ihren Bestrebungen durchaus einig und schrumpfen also die obigen sechs eigentlich auf drei Nationalitäten zusammen. Wenn die juridische Bevölkerung in den Ländern der ungarischen Krone zusammen 15,171,357 Köpfe beträgt, so bilden die 6,156,421 Magyaren immerhin nur 40 %. Dazu kommt, daß die Magyaren sich den Slaven, insbesondere aber den Juden gegenüber nur wenig vermehren, und gegenüber diesen beiden und auch den Rumänen nicht aufkommen können. Die Magyaren gehören zur Hälfte der katholischen, zur Hälfte der protestantischen Confession, besonders der calvinischen Lehre an; nur ein geringer Bruchtheil ist lutherisch und unitarisch.

Das Schicksal der Magyaren theilen auch die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen; sie bleiben unter dem Mittel der Vermehrungsziffer zurück. Es gibt im weiten Ungarlande kaum eine Stadt, die nicht ganz oder wenigstens theilweise von Deutschen bewohnt gewesen wäre. In das ganze Innere des eigentlichen Ungarn sind die Deutschen nicht etwa dünn eingesprengt, sondern sogar weit ausgebreitet. In Slavonien, Croatien und der ehemaligen Militärgrenze sind die Deutschen bedeutend stärker vertreten als die Magyaren; sie bilden fast in allen Comitaten und Stühlen **mehr als 1, in 31 mehr als 10 % der Bevölkerung; dabei** sitzen sie am dichtesten in Städten, wie denn eine Anzahl der bedeutendsten Handelsstädte (z. B. Temesvár) wesentlich deutsch sind. Industrie und Handel, Wissenschaft, Presse und Theater sind im Großen und Ganzen in deutschen Händen. Man würde nicht Unrecht thun, wenn man auch noch zwei Drittel der Einwohner der Landeshauptstadt Pest und die gesammte Einwohnerschaft von Ofen, sowie jene von Preßburg zur deutschen Nationalität schlüge. Die Leute verbitten sich aber diese Procedur, denn so wichtig das deutsche Element in culturhistorischer Hinsicht ist, ebenso unwichtig, viel unwichtiger jedenfalls als das slavische, ist es in politischer Rücksicht. Ueberall in Ungarn ist nämlich das deutsche Wesen moralisch und numerisch im Sinken begriffen. Einst waren fast alle Städte Oberungarns Sitze deutschen Lebens, deutschen Gewerbfleißes, deutscher Bildung; jetzt sind viele derselben zu elenden Dörfern heruntergekommen, die Bewohner haben sich zerstreut oder sind verarmt, und Magyaren oder gar Slovaken geworden. Daß es auch ruthenisirte Deutsche gibt, ist gleichfalls erwähnenswerth; jene Orte, die noch als Städte bestehen, sind fast ausgeschlossen vom Weltverkehr, ohne Industrie, ohne Wohlstand, und auch hier hat sich die deutsche Nationalität in den wenigsten Fällen behauptet. Diese Zustände werden noch um so unerfreulicher, als der Deutsche nicht blos dem Magyaren, sondern sogar dem moralisch und intellectuell noch viel tiefer unter ihm stehenden Slovaken seine Nationalität geopfert hat. Hiezu haben theils äußere Ursachen, theils aber die dem Deutschen eigene Weichheit und Zugänglichkeit für das Fremde beigetragen. Diese Slavisirung schreitet bis heute ungehemmt weiter; der slovakischen Magd zuliebe sprechen Herr und Frau slovakisch, ja die Kinder lernen auf solche Weise das Slovakische als ihre erste Sprache, und heute ist es nicht selten, daß selbst in sonst rein deutschen Familien der Zips die Umgangssprache die slovakische ist. Leider gehen mit der Sprache bei diesen Deutschen auch die socialen Tugenden ihrer Nationalität verloren. Die slovakisirten und insbesondere die ruthenisirten Deutschen ergeben sich neben dem Laster der Trunksucht zugleich dem der Trägheit und der Unsauberkeit. Das gerade Gegentheil beobachtet man bei den südungarischen Deutschen; hier befinden sich die nichtdeutschen Elemente den Deutschen gegenüber in beständigem Rückgange. Diesen südungarischen Deutschen sind aber die 224,289 Deutschen Siebenbürgens, die sogenannten Sachsen, nicht beizuzählen; letztere sind nicht nur in keinem Aufschwunge, sondern im Gegentheil numerisch im Niedergange begriffen, woran nicht nur die an ihnen systematisch vorgenommene Magyarisirung (Das Erwürgen der deutschen Nationalität in Ungarn. Denkschrift aus Siebenbürgen mit Vorwort von Frz. v. Löher. München 1874. 8°.; die Zertrümmerung des ungarischen Sachsenlandes. München 1874. 8°.), sondern auch ihre eigenen Institutionen Schuld tragen. Diese Menschen, welche altverbriefte, von mittelalterlichem Geiste durchwehte Privilegien (Der Kampf der Siebenbürger Sachsen für die Ueberreste des Feudalwesens. Budapest 1874. 8°.) genießen, ersticken sozusagen in ihrem eigenen Reichthume und erliegen einem unaufhaltbaren Vermoderungsprocesse. Das große

Ackergebiet war ihr Unglück. Ihre Kräfte und ihr in Privilegienbegünſtigung ermatteter Geiſt reichten nicht aus, das Feld und die Werkſtätte zu beſtellen. Sie halfen ſich nicht mit Vermehrung in ihren Familien, damit ſie in froher Arbeit hätten gedeihen können, ſondern ſtellten ſich auf eine patriciſche Höhe und zogen den beſitzloſen Rumänen an ſich, damit er gegen Meier- und Hirtenlohn und Mitgenuß an der gemeinſchaftlichen Weide Dienſte thue. Sie ſelbſt zogen ſich in herriſcher Stellung nach den Aemtern, nach der Pachtung und Ausnützung der Gemeindemühlen, Gemeindeſchenken und Gemeindeweiden zurück, gaben aber die hundertfältigen Gebiete des kleinen und fleißigen Erwerbes in Feld und Wald dem Rumänen preis. Dem Sachſen aber, auf der Höhe einer privilegirten Exiſtenz, erſtarben die Wurzeln im Erdreich des gemeinen Lebens. (Siehe: Joh. Hintz. Natur- und Culturbilder aus dem Burzenlande [Siebenbürgen]. Kronſtadt 1873. 8°.) Im Kampfe um's Daſein ſind die Siebenbürger Sachſen auf den Ausſterbeetat geſetzt. (Siehe über dieſelben: Dr. W. Wattenbach. Die Siebenbürger Sachſen. Heidelberg 1870. 8°.) So liegen blos in S.-Ungarn die Chancen einigermaßen günſtig für das Gedeihen des Deutſchthums.

Anders verhält es ſich mit den Slaven. Das ſlaviſche Blut liefert in Ungarn die meiſten Spielarten. Die ungariſchen Südſlaven (Serbler), von welchen die Croaten vorwiegend griechiſch-katholiſch, die Serben meiſt griechiſch-orientaliſch ſind, ſind völlig verſchieden von den N.-Slaven in den weſtlichen Karpathen und im O. Im W. birgt faſt jede Gebirgsbildung eine beſondere Race; ſo die Goralen in der Tatra, die den Tſchechen verwandten Stämme an der mähriſchen Grenze; im O. dagegen repräſentirt ſich die Race einfacher im rutheniſchen Blute. Aber von den galiziſchen Ruthenen ſind dieſe wieder in mancher Beziehung verſchieden. Dieſe ungariſchen Ruthenen (Siehe über dieſelben das Werk von H. J. Bidermann: Die ungariſchen Ruthenen, ihr Wohngebiet, ihr Erwerb und ihre Geſchichte. Innsbruck 1868. 8°. 2 Thle.) können als die nächſten Stammverwandten der ſogenannten Großruſſen betrachtet werden; Sprache, Lebensweiſe, Körperbeſchaffenheit, Sinnesart unterſcheiden ſie — wie man ſchon vor einem Jahrtauſend wahrnahm — von den benachbarten Polen. Die Eintheilung der Ruthenen in Liſchaken und Lemaken entbehrt jeder eigentlichen Bedeutung; wichtiger iſt die Unterſcheidung der ungariſchen Ruthenen in die Verhovinaer und Doliſchnianen. Auch hier bewährt es ſich, daß die erſteren, die Hochländer, den urſprünglichen Nationaltypus am reinſten bewahrt haben, während die letzteren ſogar in ihre Sprache mancherlei fremde Worte aufnahmen, ſtatt deren der Verhovinaer nationale Ausdrücke gebraucht. Nicht undeutlich laſſen ſich noch gegenwärtig von den übrigen Doliſchnianen die rutheniſirten Deutſchen in der Zips und in Sáros ausſcheiden. Dafür gibt es aber auch völlig entnationaliſirte, nämlich ſlovakiſirte Ruthenen im N. der Magura, und Ruthenen mit ſtarker ſlovakiſcher Beimiſchung, die ſogenannten Sotaken (weil ſie das in der rutheniſchen Sprache „co" lautende Wörtchen wie „so" ausſprechen), auch wohl Avaken (nach dem häufigen Gebrauche der Ausrufung „ava") oder Ceperaken (von dem Gebrauche des Wortes „ceper" ſtatt des rutheniſchen „teperj") genannt. Die ungariſchen Ruthenen ſind in kirchlicher Hinſicht dreifach geſpalten; da gibt es griechiſch-katholiſche, griechiſch-unirte und Schismatiker. Im W. und O. der Karpathen, in den deutſchen und ſlaviſchen Landſtrichen, ſind hinwieder viele Ortſchaften und Städte, in denen die Racen derart ſich gemiſcht haben, daß ein Grundton nicht mehr zu erkennen iſt, man müßte denn dieſen im jüdiſchen Elemente ſuchen, das am zahlreichſten in ſolchen gemiſchten Orten vertreten iſt. Die Verkehrsſprache iſt dort immer ein verdorbenes Deutſch.

Die Slovakendiſtricte im nördlichen Ungarn, größtentheils der katholiſchen, zum geringeren Theile der proteſtantiſchen Kirche angehörend, werden als die ärmſten im ganzen Lande bezeichnet. Die unter demſelben Breitegrad gelegenen rutheniſchen Diſtricte ſind dagegen überreich geſegnet mit Wein und Früchten aller Art. Von dieſen ſanfteren S.-Abhängen der Karpathen ziehen die Bauern im Herbſte ſchaarenweiſe mit großen Traubenkörben nach Galizien hinüber, wo ſie die dort kümmerlich gedeihende Frucht abſetzen. Weſtlich, der mähriſchen Grenze zu, in den Bergorten wohnen Slaven, die ihrem Dialect nach am meiſten verwandt mit den Mähren und Tſchechen ſind. Wie wir ſahen, dauert die Slaviſirung Oberungarns fort und macht ſtets weitere Fortſchritte, gegenüber nicht nur den Deutſchen, ſondern auch den Magyaren.

Nebst den Slaven sind die Rumänen ethnisch die gefährlichsten Feinde der Magyaren. Dieser Volksstamm besitzt in zwanzig Municipien des Landes die absolute Majorität; speciell in Siebenbürgen überwiegt er mit 7 % alle übrigen Völkerschaften des Landes. Außerhalb der Länder der ungarischen Krone wohnen die Rumänen in der Bukowina, in der Moldau und Walachei oder im heutigen Fürstenthume Rumänien und endlich auch jenseits der Donau in Serbien, Bulgarien und Rumelien, d. h. im alten Thrakien und Makedonien. Es ist ein derart fruchtbares Volk, daß es mit der Abnahme der Magyaren in Siebenbürgen und in den nahen Theilen Ungarns an deren Stelle trat. Die Vermehrung der siebenbürgischen Magyaren von 1770—1850 beträgt $112_{,15}$ %, die der Rumänen aber $123_{,12}$ %, indeß die Deutschen nur eine Zunahme von 45 % aufweisen. Die Rumänen gehören theils der griechisch-katholischen, theils der griechisch-orientalischen Religion an. Durch die allzwingende Propaganda ihrer schönen Weiber bewirken die Rumänen die Entnationalisirung vieler Slaven, während sie in S.-Ungarn, aber auch nur hier, zusehends verschwinden, wo Deutsche ihre Nachbarn sind.

Nebst den schon erwähnten Nationalitäten erscheinen in geographischen Lehrbüchern häufig noch andere Racen oder nationale Gruppen in Ungarn, deren Namen auf besondere Abstammung schließen lassen könnten. So Haiduken, Jazygier und Kumanier, Panduren, Raitzen, Tschaikisten, Szekler u. s. f. Die Kumanier scheinen in der That einmal eine besondere Nationalität gebildet zu haben; sie bewohnen südöstlich von Buda-Pest einen Theil der großen Kecskemeter Ebene. Im 13. Jahrhundert wanderten die Jazygier und Kumanier aus der Moldau ein, und hielten in ihrem Lehensverhältniß diese nationale Bezeichnung fest. Sie sind heute derartig magyarisirt, daß der ursprünglich slavische Kern kaum noch zu erkennen ist. Die Haiduken im Haiduken-Districte, mit dem Hauptorte Szoboslo, sind wieder echte Magyaren, und bildeten seinerzeit eine Art Militärverband, ähnlich den Szeklern und Grenzern im O. und S. Mit dem Namen Pandur bezeichnet man keine bestimmte Race; die Panduren sind eine überlieferte Benennung aus der Feudalzeit, etwa mit dem „Landsknecht" zu vergleichen, und noch heute heißen die löblichen Polizeidiener der verschiedenen Comitate Panduren. Die Tschaikisten an der unteren Donau sind ein slavisches Grenzvolk.

Aus dieser seltsamen Mischung von Gemüthsarten und Temperamenten der verschiedenen Nationalitäten Ungarn's ragt der eigentliche Ungar, der Vollblutmagyare, hervor mit besonderen Eigenschaften. In ihm scheinen sich die Hauptlaster und Tugenden aller Stämme seines Heimathlandes zu einem harmonischen Ganzen zu vereinigen. In Ungarn gibt es keinen ehrlicheren Bauer als den magyarischen; alle Kaufleute, alle Geschäftsleute, Handwerker, Händler aller Art haben am liebsten mit dem Magyaren zu thun; der deutsche Bauer belügt und betrügt sie zehnmal im Handumdrehen, der Slovake verspricht zehnmal etwas und hält es nie, der Rumäne überlistet mit Schmeichelworten, der Serbe mit einer verdächtigen Scheinbiederkeit. Der Magyar lügt nicht und betrügt nicht. Aber der Magyar ist auch am ersten bei der Hand, wenn es gilt, fremdes Gut mit Gewalt sich anzueignen; in Ungarn gibt es keinen ausgesprocheneren Freund des Bétyarenthums als den ehrlichen, magyarischen Bauer.

Wer je etwas vom ungarischen Leben gehört hat, wird sich erinnern, das Wort „Bétyar" vernommen zu haben. Es wird bald im eigentlichen Sinne des Wortes gebraucht, und dann bedeutet es den ein ungebundenes, räuberisches Leben führenden Sohn der Puszta, bald in figürlichem Sinne, und dann bezeichnet man damit diejenigen, die sich in ihrem Benehmen der guten Sitte entschlagen. Auch

Ungariſche Pußta.

Digitized by Google

Digitized by Google

als „armer Burſch“ (szegény legény) iſt der wirkliche Betyar bekannt. Obwohl nun das Betyarenthum abnimmt, und die Zeit der Betyarenromantik zu Ende iſt, ſo iſt doch — nach glaubwürdigen Verſicherungen — das Betyarenweſen in Ungarn deßhalb nicht gänzlich auszurotten, weil es ſeinen Rückhalt durchwegs in wohlhabenden magyariſchen Bauernfamilien findet. Am Tag bearbeitet der Bauer ſein Feld, am Abend ſchwingt er ſich auf ſein Pferd oder ſetzt ſich mit ſeinen Genoſſen in den Korbwagen, nimmt ſeine Waffen zu ſich, und geht auf Raub aus. Unter dem Galgen raucht der Magyar, verſtockt in orientaliſchem Fatalismus, ruhig ſeinen Tſchibuk; der deutſche Räuber iſt zerknirſcht, oder religiös gefaßt; der Walache gibt ſich wilder Verzweiflung hin; der Serbe ſtimmt ein Nationallied an. Faſt immer ſind in Ungarn mehrere Comitate, denen das Standrecht auf ein oder mehrere Jahre verliehen iſt; am meiſten iſt dies aber bei ſtockmagyariſchen Diſtricten der Fall. Die große Rohheit und Verwilderung des Volkes iſt zunächſt in dem Mangel an jedweder Schulbildung zu ſuchen, der wieder in den geographiſchen Verhältniſſen des Landes ſeine Urſache hat. Die Lage der ungariſchen Ortſchaften bringt es nämlich mit ſich, daß ein geregelter Schulunterricht nicht recht durchführbar iſt, ſelbſt wenn die Eltern wollten ihre Kinder etwas lernen laſſen. Im ungariſchen Tieflande entbehrt die Natur jedweden Reizes; die Monotonie der unüberſehbaren Ebene, hier und da unterbrochen durch einige Bäume oder den Thurm einer fernen Ortſchaft, welcher in der glühend heißen Atmoſphäre zu zittern ſcheint, ermüdet bald das neugierige Auge des einſamen Wanderers, und die öde, lautloſe Stille der Umgebung wirkt deprimirend auf ſeine Stimmung ein. Die Wohnungen, die „Tanyas“, ſind natürlich auf dieſer eintönigen Fläche weit von einander entfernt, ſo daß man oft weit mehr denn eine Stunde zu gehen hat, ehe man zu einer andern gelangt; ſind die Wohnungen zu einer „Puſzta“ vereinigt, ſo iſt die Ausdehnung noch immer zu groß, um die Kinder im Winter, wo der Unterricht ſonſt am Lande ſtattzufinden pflegt, in die Schule ſchicken zu können. Die Marktflecken und Städte hingegen haben eine immenſe Einwohnerzahl von 17—70,000 Seelen; eine oder zwei ſchlechte Schulen vermögen ſonach kaum die Hälfte der ſchulpflichtigen Kinder zu faſſen, abgeſehen davon, daß der kniehohe Straßenkoth den Schulbeſuch oft unmöglich macht. Uebrigens iſt das Lehrperſonal ſelbſt derart indolent, daß die Jugend unter deſſen Leitung kaum etwas Rechtes zu leiſten vermag. Hebt doch der miniſterielle „Bericht über den Stand des ungariſchen Volksſchulweſens im Jahr 1870“ ſelbſt hervor, daß im Zempliner Comitate 17 Lehrer wirken, die nicht ſchreiben können. Auch bleibt beinahe die Hälfte der ſchulpflichtigen Kinder ohne jeglichen Unterricht. Bei einem ſolchen Mangel an Bildung, der ſich auch in die höheren bürgerlichen Claſſen der Geſellſchaft erſtreckt, darf es niemand Wunder nehmen, wenn bis vor ganz kurzem die Induſtrie arg darniederlag. Der Ungar hat bis zur Stunde wenig Sinn dafür gezeigt, weil er noch nicht genöthigt war andere Erwerbsquellen zu ſuchen als den Ackerbau und die Viehzucht. Ja ſogar der Ackerbau, der die Hauptader des magyariſchen Lebens bildet, wird nur läßig betrieben. Dies tritt ſo recht zu Tage, wenn der magyariſche Bauer ſein Getreide, ſtatt zu dreſchen, durch Pferde austreten läßt, wobei eine Menge Korn im Stroh bleibt oder in den Boden getreten wird. Seit der Judenemancipation beginnt indeß die Induſtrie ſich zu heben und es werden dadurch unerſchöpfliche Quellen des Reichthums dem Lande erſchloſſen; freilich ſind dabei die Juden das Alpha und Omega; ihre Zahl, ihr feſtes Zuſammenhalten, ihre Rührigkeit und Gewandtheit und, mehr als dies alles, ihre Capitalmacht, geben ihnen in dem capitalarmen Lande einen Einfluß, der ſich ſchon in ihrem ſicheren ſelbſtbewußten Auftreten äußerlich zeigt. Auch vermehren ſie ſich ſo außerordentlich, daß die karpathiſchen Comitate mit Juden nahezu erfüllt ſind. Von 1785—1870 haben ſie ſich um mehr als das Siebenfache vermehrt; gegenwärtig darf man ihre Zahl in Ungarn auf 600,000 Köpfe, d. i. ein Zehntel aller Juden in Europa, ſchätzen. Budapeſt genießt die Ehre, ſeit der Vereinigung mit Ofen und Altofen wohl die judenreichſte Stadt in Europa zu ſein. Durch Wuchergeſchäfte ruiniren ſie zwar den magyariſchen Edelmann und den dem Trunke ergebenen magyariſchen Bauer, ſie ſind aber dafür faſt die einzigen Träger des Verkehrs, und in den unwegſamen, armen und vernachläſſigten Theilen des Landes begründen ſie geradezu Handel und Wandel; ſie ſind die Träger der Intelligenz und der Mittelpunkt des ſocialen Lebens. Von letzterem kann eigentlich, mit

Ausnahme von Budapeſt und einigen größeren Orten, ſonſt keine Rede ſein. Der Magyar beſchränkt ſich in ſeinem geſellſchaftlichen Umgange darauf, in's Wirthshaus zu gehen und dort ſeine, aus irgend einem Winkelblatte geſchöpfte, aber unverdaute Politik auszukramen. Darin leiſtet er wahrhaft Erſtaunliches, denn er läßt keine noch ſo unbedeutende Gelegenheit unbenützt, um Reden zu halten, ſämmtlich politiſchen Inhalts; bei officiellen Diners, bei Inſtallirung von öffentlichen Beamten, überall werden fünf bis ſechs langathmige Reden gehalten, wobei die Redner an alles denken, ſich in langen Expectorationen über auswärtige Politik ergehen, von der Rettung des Staates und der Hebung der Cultur ſprechen, dabei aber vergeſſen, daß ihre Schule keinen Lehrer und der Ringplatz kein Pflaſter haben. Läßt aber plötzlich der Zigeuner auf ſeiner Geige die nationalen, ſentimental-ſtürmiſchen Weiſen ertönen, dann wird mit einemmale alles über Bord geworfen — Politik, Staatsgefahr, Cultur und Induſtrie — und der gewiegte Diplomat vergißt ſeiner Würde als öffentlicher Beamter und dreht ſich im nationalen Tanze herum, wie der vom Winde aufgewirbelte Straßenſtaub. Bei den letzten Tönen der Geige greift er voll Enthuſiasmus in die Taſche und wirft dem Zigeuner, ohne zu zählen, das Ganze hin, wofür er vielleicht ſammt Weib und Kind den vollen Monat hindurch leben ſoll. Den Zigeuner aber — der, obwohl eine Ironie auf die Geſittung, doch das ſchlechteſte Element im Magyarenlande nicht iſt, in der Regel aber das maſſenhaft erhaltene Geld noch leichter vergeudet als er es verdient — ſieht man zuweilen nach einiger Zeit als Beſitzer des ſchönen Hauſes jenes Verſchwenders, der nicht eher ruht, bis Noth und Elend an ſeine Thüre klopfen und ihn mahnen, daß er ein Bettler iſt. So übergeht der leichtlebige Magyar plötzlich von der ernſten

Anſicht von Budapeſt.

Erörterung der höchsten Existenzfragen zur tollsten Freude der Sinnlichkeit, wie er auch oft hinabsinkt aus den behaglichsten Verhältnissen des Lebens in das tiefste Elend. (Ausland 1872, Nr. 11, S. 229—230.)

An merkwürdigen Plätzen bietet Ungarn blos die einzige Hauptstadt Budapest an der Donau, aus der Vereinigung zweier besonderen Städte: Pest und Ofen (ung. Buda) entstanden. Diese ungarische Metropole mit ihren 280,000 Einw. ist wirklich eine glänzende Stadt, in welcher alle Verfeinerungen der Civilisation in Fülle vorhanden sind; wer durch ihre prachtvollen Straßen, über ihre schöne Brücke oder über ihre herrlichen Quais schlendert, ahnt nicht, daß er sich eigentlich in einer wahren Oase inmitten der Culturwüste befindet, denn neben Budapest verdient eigentlich keine andere Stadt des Landes Erwähnung; sie ist wahrhaftig die urbs der Römer, ganz allein die „Stadt". Blos aus Gewissenhaftigkeit erinnern wir, außer den sonstigen wichtigen Städten, welche wir in unserer Tabelle verzeichnen, an die Hauptstadt Croatiens und Slavoniens: Agram (20,000 Einw.) und den Freihafen Fiume (14,000 Einw.), den Haupthandelsplatz und Industrieort der croatischen Küste. In Siebenbürgen sind Klausenburg (27,000 Einw.), Maros-Vásárhely (13,000 Einw.), Hermannsstadt (19,000 Einw.) und Kronstadt (28,000 Einw.), der vorzüglichste Handelsort, die namhaftesten Städte.

§. 21. Das Kaiserthum Rußland.

Das ganze östliche Europa ist ein Theil des russischen Reiches und dieses ist nicht nur der größte Staat Europa's, sondern der ganzen Erde überhaupt, denn außer seinem europäischen Antheile erstreckt es sich auch noch über ganz N.-Asien, einen großen Theil von Centralasien und das Kaukasus-Gebiet, welches wir seinem Charakter nach besser zu Asien als zu Europa rechnen. Wenn in Wirballen, der preußisch-russischen Grenzstation, die Gepäcksrevision erfolgt ist, so verläßt der Reisende den Saal „mit dem erhebenden Bewußtsein, nun in einem Reiche sich zu befinden, wo man wie in keinem zweiten der Erde (in östlicher Richtung von Wirballen aus) die Kleinigkeit von 95 geographischen Längengraden oder über 5800 Stunden wandern kann, ohne abermals einer Zollschranke zu begegnen, und seine Reisetasche erst wieder zu öffnen braucht, falls ein chinesischer Douanier an den Grenzen des Reiches

Digitized by Google

der Mitte, mit geschlitzten Augen und dem malerischen Zopfe am Hinterhaupte, solches verlangen sollte". (Leublfing. Wanderungen im westlichen Rußland. S. 28.) In der That kommt die Gesammtoberfläche des russischen Reiches jener der uns zugekehrten Seite des Mondes an Ausdehnung gleich.

Dem in russischer Sprache erschienenen Werke „Die Berechnung der Oberfläche des gesammten russischen Reichs unter der Regierung Kaiser Alexander II.", herausgegeben von F. A. Strelbizki, Oberst im Generalstab, entnehmen wir folgende interessante Details. Die Oberfläche des europäischen Rußland mit allen Binnengewässern, Inseln und dem Asowschen Meer, sowie mit den im Ural befindlichen Theilen der Gouvernements von Perm, Orenburg und Ufa, beträgt nach den genauesten Messungen 4,373,263,$_1$ □Werst = 4,956,864,$_5$ □Km., wovon jedoch Polen, Finnland und der Kaukasus ausgeschlossen sind. Diese Länder zählen 833,462,$_2$ □W. = 948,497 □Km. Flächeninhalt, und zwar entfallen auf Polen 127,316,$_{21}$, auf Finnland 373,536,$_5$ und den Kaukasus 447,644,$_5$ □Km. Somit nimmt das ganze europäische Rußland mit den Binnengewässern, Inseln und dem Asowschen Meer einen Flächenraum von 5,208,724,$_6$ □W. oder 5,927,632,$_7$ □Km. ein, in welcher Zahl die Inseln mit Nowaja Zemlja 109,792, die Binnenseen mit 118,308 und das Asowsche Meer mit 36,821,$_{66}$ □Km. inbegriffen sind. Wenn man jedoch das europäische Rußland in seinen natürlichen und nicht administrativen Grenzen auffaßt, also nach O. zu bis an das Uralgebirge und den Uralfluß, nach S. bis an den Kaukasus und das Schwarze Meer, so ändern sich die angegebenen Zahlen nachstehend: das feste Land mit den Binnengewässern und dem Asowschen Meer ergibt 5,513,430, die Inseln 54,653 und die Seen 113,483 □Km.

Das asiatische Rußland mit den Binnengewässern, Inseln, dem Aralsee und Kaspischen Meer umfaßt einen Flächeninhalt von 14,158,320 □W. oder 16,112,467,$_8$ □Km., wovon die Inseln 129,971, der Aralsee und das Kaspische Meer 476,086 □Km. Rechnet man dagegen die russischen Besitzungen nach den natürlichen Grenzen Asiens, also mit dem Uralgebirge und dem Kaukasus, so beträgt der Flächeninhalt 14,520,183,$_5$ □W. oder 16,524,275,$_{\ldots}$ □Km., und zwar entfällt auf das feste Land mit den Binnengewässern und dem Aralsee 15,953,382, auf die Inseln 131,475,$_3$ und auf das Kaspische Meer 439,445,$_5$ □Km. Man ersieht daraus, daß das asiatische Rußland beinahe dreimal so groß ist, wie das europäische, und daß der Flächeninhalt der von Rußland beherrschten Länder beinahe ein Sechstel der ganzen Erdkugel einnimmt. (Ausland 1874, Nr. 43, S. 980; vgl. auch Petermann's Geogr. Mitth. 1874, S. 231–232.) Das gesammte russische Reich in Europa und Asien hat demnach 21,625,897 □Km. Ein englischer Berechner, welcher dafür die der hier angegebenen ziemlich nahe kommende Ziffer von 21,561,896 □Km. annimmt, will dasselbe doch nur als das zweite der Größe nach betrachten, da er für das englische Reich einen Flächenraum von 22,975,213 □Km. herausrechnet. Darin sind natürlich sämmtliche britische Colonien inbegriffen, welche zum Theile nur nominelle Bestandtheile des britischen Reiches sind, sich einer fast unbeschränkten Unabhängigkeit erfreuen und über den ganzen Erdball verzettelt sind, nimmermehr also zum Begriffe eines einheitlichen Reiches passen, wie es das russische thatsächlich ist.

In diesem Abschnitte wollen wir uns blos auf das europäische Rußland beschränken, welches den wichtigsten Bestandtheil dieses Staatencolosses bildet, und dasselbe zunächst in staatlicher Hinsicht betrachten. Das russische Kaiserreich ist die einzige absolute Monarchie unseres Erdtheiles, d. h. der Kaiser, welcher den Titel Zar führt, regiert als Alleinherrscher ohne jegliche gesetzgebende oder verfassungsmäßige Factoren; er ist das weltliche und zugleich geistliche Oberhaupt des Reiches, dem als oberste Staatskörperschaften außer dem geheimen Cabinette der Reichsrath, zusammengesetzt aus den Mit-

gliedern der kaiserlichen Familie — den Großfürsten —, den Spitzen des Heeres und der Flotte, dann der Senat und die heilige Synode, nämlich die Versammlung der höchsten geistlichen Würdenträger, zur Seite oder richtiger unterstehen. Das Volk hat also, wie man sieht, keinen directen Einfluß auf die Regierung; doch würde man sehr irren, wenn man deßhalb annähme, der Zar könne handeln nach seinem Belieben. Auch in Rußland findet der Volkswille, wie überall, genug Gelegenheit, zum Ausdrucke zu gelangen, und ist der Zar unumschränkter Gebieter nur unter der Bedingung, daß er thue was der Volkswille erheischt. Handelt „Väterchen" (Batjuschka) — so nennt der russische Bauer seinen Landesherrn — nicht nach diesem Willen, so lehrt die Geschichte, daß man um Mittel, den widerspenstigen Monarchen zu beseitigen, niemals verlegen war. Dieser Gesichtspunkt ist bei der Beurtheilung des russischen Absolutismus nie außer Acht zu lassen.

Den staatlichen Zwecken nach Außen dienen in erster Reihe das Heer und die Kriegsflotte, welche seit einigen Jahren eine sehr ansehnliche Ausbildung erfahren haben.

Das russische Heer besteht jetzt, nachdem seit 1. Januar 1874 die allgemeine Wehrpflicht eingeführt ist, aus der activen Armee, deren Reserve, den Kasaken (spr. Kosaken), Fremdvölkern und der Reichswehr. Die Dienstpflicht dauert vom 20. bis 40. Jahre, mit 15jähriger Dienstzeit im Heere (6 Jahre active Armee, 9 Jahre Reserve); hierauf Uebertritt in die Reichswehr, welche die Ausgedienten und Freigelooften umfaßt, aber nicht im Frieden organisirt ist; ihre 4 jüngsten Jahrgänge können indeß zur Completirung des stehenden Heeres beigezogen werden, wenn dessen Reserve nicht ausreicht, während die zweite Kategorie der älteren Jahrgänge nur unter außerordentlichen Verhältnissen durch kaiserliches Manifest aufgeboten wird. Doch ist die strikte Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht selbst bei einer Friedensstärke des Heeres von 780,000 Mann nicht möglich, da immer nur jährlich an 150,000—200,000 Recruten eingestellt werden können, während das gesammte Recrutencontingent 6—700,000 Mann jährlich betragen dürfte. Ausgedehnte Begünstigungen für gewisse Bildungsgrade durch sehr kurzen Freiwilligendienst sollen einen Kern von Reserve-Offizieren schaffen. Die russische Feldarmee zählt 12 Garde-, 16 Grenadier-, 164 Linieninfanterieregimenter, bei der Garde zu 4, bei den übrigen Regimentern zu 3 Bataillonen, mithin 492 Bataillone zu ca. 1000 Mann, 28 Schützenbataillone zu ca. 900 Mann, im Ganzen 517,200 Mann Infanterie. An Reiterei: 10 Garde- (4 Kürassier-, 2 Husaren-, 2 Uhlanen-, 2 Dragonerregimenter), je 14 Husaren-, Uhlanen-, Kosaken- und 18 Dragonerregimenter zu 4 Escadronen, resp. 6 Sotnien, und 2 Garde- und 4 Don'sche Kosakenregimenter zu 6 Sotnien, im Ganzen 76 Regimenter oder 224 Escadronen und 120 Sotnien mit ca. 50,000 Mann. An Artillerie: 48 Feld-Fußartilleriebrigaden zu 6 Batterien (9pfündige, 4pfündige, Mitrailleusen), d. h. 288 Fuß- zu 8 Geschützen, 34 Cavalleriebatterien (incl. 7 Kosakenbatterien) zu 6 Geschützen, in Summa 322 Batterien mit 2508 Geschützen und ca. 60,000 Mann. An Pionnieren: 15 Sappeurbataillone mit ca. 9300 Mann. Besondere Trainabtheilungen gibt es nicht, der Train gehört in Rußland stets in den Etat der Truppe. Dagegen sind noch den mobilen Streitkräften hinzuzuzählen 2 Feld-Ingenieurparks zum Transporte einer Reserve an Handwerkszeug für die Sappeurbataillone, 2 Belagerungs-Ingenieurparks, welche die zur Belagerung einer Festung bestimmten Truppen mit den nöthigen Utensilien und Geräthen zu versehen haben, und 115 Feldartillerieparks (noch nicht formirt) zur Ergänzung der Infanterie-, Cavallerie- und Artilleriemunition.

Digitized by Google

Ueber den Bestand der russischen Kriegsflotte können wir nachstehende Angaben machen: Auf allen russischen Meeren sind 29 Panzerschiffe und 196 ungepanzerte Schiffe vorhanden, welche zusammen 921 Kanonen tragen. Der Personalbestand der Flotte umfaßt 1305 Flottenofficiere (81 Admirale eingerechnet), 513 Steuerleute, 210 Artillerie- und 145 Marine-Ingenieure, 545 Ingenieur-Mechaniker, 56 Marine-Bauingenieure und 24,500 Untermilitairs (Matrosen und Soldaten). Den Meeren nach vertheilt sich die Flotte, wie folgt: Im Baltischen Meere stehen 27 Panzerschiffe und 110 ungepanzerte Dampfer, von denen 70 keine Kanonen tragen. Die 40 armirten Dampfer haben etwa 200 Kanonen, ebensoviel die Panzerschiffe, von welch' letzteren 4 noch im Bau begriffen sind. Die Flotte des Schwarzen Meeres besteht aus 2 Panzerschiffen und 29 ungepanzerten Dampfern. Ein Panzerschiff und ein ungepanzerter Dampfer sind im Bau begriffen. Die Panzerschiffe sind mit 4, die gewöhnlichen Dampfer mit 45 Kanonen armirt, 4 der letzteren haben keine Kanonen. Im Kaspischen Meere sind 20 ungepanzerte Dampfer, von denen 1 im Bau begriffen und 9 nicht armirt sind. Die übrigen haben zusammen 45 Kanonen. Die sibirische Flottille hat 28 Dampfer, von denen 7 mit zusammen 36 Kanonen armirt sind. Die Aral-Flottille zählt 6 kleine Dampfer, von denen 5 zusammen 13 Kanonen tragen. Im Weißen Meere sind 3 Schiffe mit 4 Kanonen.

In politischer Hinsicht zerfällt das europäische Rußland in administrative Bezirke mit dem Titel „Gouvernements", und diese hinwieder in Kreise. Die Anzahl dieser Gouvernements, deren Areal sehr verschieden ist und die ihren Namen meist von den Hauptstädten haben, beträgt, von Kaukasien abgesehen, welches die Russen indeß zu Europa zählen, im europäischen Rußland 68, von denen mehrere unter Zugrundelegung geschichtlicher oder Bevölkerungs-Verhältnisse in Gruppen mit gemeinschaftlichen Namen zusammengefaßt werden. So unterscheidet man: Großrußland, welches den bedeutendsten Theil des Reiches, den ganzen N. mit Ausschluß von Finnland, und das Herz des Staates, im Ganzen 19 Gouvernements, umfaßt und fast bis an die südrussische Steppe reicht. Hier, im Dnjepr- und Donez-Gebiete liegt Kleinrußland oder die Ukraine mit 4 Gouvernements; nordwestlich davon setzt sich Westrußland aus 8 Gouvernements zusammen, wovon drei das sogenannte Weißrußland bilden. Polen ist seit 1868 mit dem russischen Reiche vollständig verschmolzen und in 10 Gouvernements eingetheilt. Die vier Gouvernements Kur-, Liv- und Estland, dann Ingermannland oder St. Petersburg, werden unter dem Namen der baltischen oder Ostsee-Provinzen zusammengefaßt, von denen die drei ersteren oft aber, wie sich später ergeben wird, fälschlich die deutschen genannt, sich gewisser politischer Prärogative erfreuen. Eine noch viel größere Selbständigkeit genießen die 8 Gouvernements (hier wie in Schweden Län genannt) des Großfürstenthums Finnland, welches eine eigene Landesregierung mit Volksvertretung besitzt und durch einen Vertreter des Kaisers regiert wird. Es ist kein homogener Theil des Reiches, sondern ein durchaus unabhängiger Staat mit constitutionell-monarchischer Staatsform, dessen Monarch der Kaiser von Rußland ist und

deſſen Selbſtändigkeit ſich bis auf eigenes Münzſyſtem und eigene Poſtmarken erſtreckt. Im SO. von Großrußland treffen wir die ehemaligen Zarthümer Kaſan mit 5 und Aſtrachan mit gleichfalls 5 Gouvernements, welchen ſich längs des Schwarzen Meeres die 5 Gouvernements von Neu- oder Südrußland anreihen. Kaukaſien, in 6 Gouvernements, 3 Gebiete und 3 Bezirke getheilt, bildet eine beſondere Statthalterſchaft. Alle weiteren Einzelheiten dieſer adminiſtrativen Eintheilung möge der geneigte Leſer unſeren diesbezüglichen Tabellen entnehmen.

Schon dieſe Gruppirung der einzelnen Landestheile läßt errathen, daß das weite Reich von keiner gleichartigen Bevölkerung bewohnt werde, und in der That iſt in Hinſicht auf Nationalitäten kein Staat der Erde von ſo verſchiedenen Völkerſchaften bewohnt, als Rußland, das unter ſeinen Bevölkerungs-Elementen mehr als hundert verſchiedene Stämme zählt; in ſeinen Grenzen werden 40 Sprachen geſprochen. So bunt auch immer dieſes Völkergemiſch ſein mag, ſo herrſchen doch der Zahl nach die Slaven und beſonders die Großruſſen in hohem Maße vor, und dadurch erſcheint Rußland in viel höherem Grade geeinigt, als z. B. Oeſterreich und die Türkei. Dazu kommt noch, daß der bei weitem größte Theil der 73 Millionen überſteigenden Bevölkerung (im europäiſchen Rußland, faſt 86 im Geſammtreiche), nämlich über drei Viertel der griechiſch-katholiſchen Kirche angehören. „Jedenfalls verbinden Sprache, Religion und Sitten das ganze ruſſiſche Volk zu einem mächtigen Ganzen, innerhalb deſſen nur die dialectiſchen Unterſchiede zwiſchen Groß-, Weiß- und Kleinruſſen zu bemerken ſind. Es bleiben aber immer noch gegen 40 Millionen Großruſſen von einer ſo großen Gleichartigkeit des Gepräges, wie ſich deren wenige andere Völker zu erfreuen haben. Von den verſchiedenen Elementen, die ſich dem Slaviſchen beigemengt haben, iſt beim Großruſſen das Finniſche, beim Weißruſſen das Lithauiſche und beim Kleinruſſen das Tatariſche vorherrſchend; doch ſind letztere im Allgemeinen von reinerem ſlaviſchen Blute. (Petermann's Geograph. Mitth. 1877. S. 5.)

Das europäiſche Rußland bewohnen 34,389,871 Großruſſen, 14,201,279 Kleinruſſen und 3,592,057 Weißruſſen, alſo im Ganzen 52,183,207 ruſſiſche Slaven. Auf Grund der den Ruſſen im Laufe der Geſchichte zugewachſenen Beimiſchungen fremder ethniſcher Elemente hat man in den Großruſſen ein nur ſlaviſirtes, im Grunde aber finniſches oder mongoliſches, „turaniſches", alſo nicht ariſches Volk ſehen wollen, welches auf den Namen „Ruſſen" überhaupt keinen Anſpruch habe und als „Moskowiter" zu bezeichnen ſei, eine Benennung, welche unter dem Einfluſſe politiſcher Leidenſchaft in mehreren Preßorganen vor Kurzem wieder beliebt geworden. Im Gegenſatze zu dieſen „Moskowitern" ſeien die Kleinruſſen oder Ruthenen echte Slaven, die wahren „Ruſſen". Ein F. H. Duchinski, ein politiſcher Flüchtling aus Kijew, war der Entdecker oder wenigſtens eifrigſte Verbreiter des Märchens von dem finniſchen Ruſſenvolke. In Deutſchland hat ſich Gottfried

Kinkel dazu hergegeben, diese Albernheit zu verbreiten, Karl Blind bemüht sich deßgleichen, und auch William Pierson (Aus Rußlands Vergangenheit. Leipzig 1870. 8°.) neigt sich derselben zu; in Frankreich sind gar namhafte Gelehrte, wie Henri Martin, Viguesnel, Guigniaut und der Belgier E. de Laveleye, diesem Irrthume gefolgt. Polnische Schriftsteller haben natürlich diese ihnen sehr gelegene Theorie nach Kräften ausgebeutet und die Russen als dem Slaventhume ganz fremd hingestellt. Abgesehen aber davon, daß die meisten Russen sich in Gestalt nicht sehr von Polen und Deutschen unterscheiden, kann Niemand über den Umstand hinaus, daß Russisch und Polnisch so nahe verwandte Sprachen sind, daß diese Verwandtschaft mit Nothwendigkeit auf einen gemeinsamen Ursprung beider Völker schließen läßt. Denn die Ansicht, daß die Russen das slavische Idiom erst angenommen hätten, wird nicht nur von keinem Beweis irgend einer Art gestützt, sondern widerspricht auch der Natur der Sache. Gewiß fließt auch finnisches Blut in den Adern der Russen, wie es ja kein Volk in Europa gibt, welches in der Gegenwart noch das reine Arierthum darstellt; allein das mongolische Moskowiterthum ist eine Fabel. Diese absurde Theorie Duchinski's ist von einem seiner eigenen Landsleute, einem Kleinrussen, Prof. Kostomarow, der ihn jedoch an Wissen, Geistesschärfe, und namentlich an Unvoreingenommenheit weit überragt, auf's herbste kritisirt und widerlegt worden. Kostomarow zeigt deutlich die zwischen Groß- und Kleinrussen bestehende ethnographisch-historischen Unterschiede, zugleich aber, daß sie beide Zweige eines und des nämlichen Stammes sind. In Frankreich hat der treffliche Louis Leger, einer der gründlichsten Kenner des Slaventhums, mit dem Moskowiterschwindel aufgeräumt. Die in den jüngsten Jahren auf dem Gebiete der Volksliteratur angestellten Forschungen haben vollends die innige Zusammengehörigkeit der Großrussen mit den übrigen arischen Nationen Europa's und den Slaven insbesondere in's hellste Licht gestellt. (Siehe darüber die Arbeiten von Afanasiew, Khudiakow, Chudinsky, Rudschenko, des Deutschen Erlenwein, dann das treffliche Buch von W. R. S. Ralston. Russian Folk Tales. London 1873. 8°. und Alfred Rambaud. La Russie épique. Etude sur les chansons héroiques de la Russie. Paris 1876. 8°.) Es ergibt sich daraus, daß das russische Volk nicht nur eines der authentischsten arischen Völker ist, sondern daß es auch seinen Schatz an Ueberlieferungen und Sagen, mit denen jedes beim Austritte aus der gemeinschaftlichen Wiege bedacht war, noch besser als die meisten Völker bewahrt hat. Wer also noch ernsthaft vom Moskowiterthume der Russen spricht, huldigt einer Marotte oder ist in einer seltsamen Geistesverirrung befangen. Den Stand der Frage hat mit ruhiger Nüchternheit Prof. Robert Rösler mit folgenden Worten dargelegt, bei denen es wohl für alle Zeiten bleiben wird: „Wenn man alle störende Politik und die Leidenschaften derer, welchen ein Finne oder Tatar und Mongole ein verabscheuungswürdiges Wesen ist, so daß die Vermischung eines Slaven mit demselben die traurigsten Folgen nach sich ziehen muß, aus den Augen setzt, so läßt sich doch nur sagen, daß der Slavismus des russischen Volkes von N. nach S. zunimmt, in umgekehrter Richtung dagegen, sowie in der nach O. abnimmt und in dem Grade die Mischung mit fremden, meist turanischen Bestandtheilen intensiver wird. Genaue Untersuchungen der ethnischen Mischung von Gouvernement zu Gouvernement, wie sie nothwendig wären, um ein sicheres Urtheil im Einzelnen zu fällen, sind aber bisher nicht angestellt worden. Trotz mancher angestrengter Versuche derer, welche in die Ethnologie ihren Haß einfließen lassen, die Unterschiede zwischen den Kleinrussen, „den echten Slaven", und den Großrussen, „den Turaniern und Asiaten", recht grell zu zeichnen, ist der Unterschied zwischen den beiden Stämmen heute nicht größer, als etwa der zwischen Schwaben und Preußen. Im Volke von O.-Deutschland rollt manches Tröpfchen Slavenblut, doch hat das germanische Wesen obgesiegt, ebenso hat in Rußland das Slavische alles Fremde des Finnenthums völlig überwunden." (Rob. Rösler. Ueber den Zeitpunkt der slavischen Ansiedlung an der unteren Donau. Wien 1873. 8°. S. 52.) Zwischen Groß- und Kleinrussen besteht auch sprachlich kein großer Unterschied. „Das Russische," sagt ein älterer und genauer Kenner des Reiches, „zerfällt in zwei Hauptdialecte: in das Groß- und Kleinrussische. Jenes sprechen die Großrussen, die donischen und anderen Kosaken großrussischen Ursprunges, sowie die Westrussen in den ehemaligen polnischen Provinzen; dieses alle Kleinrussen nicht nur in dem ehemaligen Kleinrußland, sondern auch in Podolien

Digitized by Google

und in der polniſchen Ukraine, die Koſaken am Schwarzen Meere, ſowie alle übrigen von Kleinruſſen abſtammenden Koſaken. Alle Koſaken ſind wahre und echte Ruſſen, in Abſtammung, Sprache, Religion und Sitte; und alle Ruſſen ſind Eins durch ihre Sprache. Das Groß- und Kleinruſſiſche iſt bei weitem nicht ſo verſchieden, wie z. B. das Ober- und Niederdeutſche. Die große Einheit und Einförmigkeit des Volkes wird mächtig getragen und zuſammengehalten von der Einförmigkeit des Landes, von der weit ausgedehnten, unterſchiedsloſen Fläche, auf welcher kein Theil ſich abſondern kann und Alles, Menſch und Pflanze, Thier und Boden, Wind und Wetter eine und dieſelbe Uniform trägt." In großen Zügen ſondernd, können wir alſo die „Ruſſen Rußlands" in drei Hauptfamilien theilen: die Weißruſſen im N., die Kleinruſſen im S. und SW. und die Großruſſen in den übrigen europäiſchen Provinzen Rußlands. Unter dieſen ſpielen die Großruſſen die Hauptrolle; wir wollen daher mit ihnen beginnen. Der Muſchik oder gemeine Mann iſt gewöhnlich ein freundliches, argloſes Geſchöpf, abſolut frei von jedem Buchwiſſen, abergläubiſch und devot loyal. Für Generation um Generation ſeiner Vorväter bildete die Kirche das Bollwerk gegen jede fremde Invaſion und eine Zuflucht in der Zeit der Noth; er empfindet daher für ſeine Religion eine Dankbarkeit und Liebe, wie ſie wohl keine andere Bevölkerung für die ihrige aufweiſt. Andererſeits hat das Heidenthum, das vor einem Jahrtauſend noch im ganzen Reiche vorherrſchte, einen Einfluß zurückgelaſſen, der an ſeiner Glaubensgeſtaltung gar mächtig mitgemodelt und colorirt hat, ja ſo gewaltig, daß es manchmal nahezu unmöglich iſt, die Demarcationslinie zwiſchen dem alten Heidenthum und dem modernen Chriſtenthum herauszufinden. Ebenſo ſchwierig iſt es mitunter, zwiſchen den guten und den ſchlechten Eigenſchaften in der Anlage des Muſchik zu unterſcheiden; zu beſtimmen: wo die geduldige Beharrlichkeit aufhört und der ſtupide Eigenſinn beginnt, wo ſeine Tafelfröhlichkeit in widerwärtige Ausſchweifung übergeht und ſo fort. Sein Lebenlang bleibt ihm ein gewiſſer kindlicher, kindiſcher Zug eigen; durch jede Kleinigkeit erfreut, unterhalten, ſelten nur ernſteren Nachdenkens fähig, ſchlendert er dem Grabe zu, vielleicht niemals von einer höheren Empfindung geſtachelt, niemals um perſönliche Würde oder Freiheit ſich bekümmernd. Soll er glücklich ſein, ſo muß er zwar freundlich, aber feſt geleitet werden; er fühlt ſich nur ſelten wohl, wenn er nicht den Einfluß ſeines Leitzügels empfindet. Das ſind die hervorſtechenden Züge des Muſchik in den Städten wie auf dem flachen Lande, nur daß ſich der Einfluß der Städte bei ihm zumeiſt noch in corrumpirender Weiſe fühlbar macht. Da er zum Trunke geneigt und in Eigenthumsfragen gemeinhin nichts weniger als ſcrupulös iſt, finden ſich dieſe böſen Eigenſchaften bei ihm leicht begreiflich in den Städten viel mehr entwickelt als auf dem Lande. Doch in Verbrechen ſinkt er nur ſelten ſo tief, wie es bei uns ziemlich häufig vorkommt; es fehlt ihm mindeſtens das Raffinement. Otto Wahl (The land of the Czar. London 1875. 8°.), an den wir uns hier anlehnen, ſchildert den gebildeten Ruſſen als „im hohen Grade intelligent und von raſcher Auffaſſungsgabe", doch ſtets in ſeinem Intereſſe launenhaft, in ſeinen Beſtrebungen bald wieder erlahmend, zur Verſchwendung geneigt. Dem Momente opfert er Alles, und ein Genuß, eine Erregung ſcheint ihm nie zu theuer bezahlt; abwechſelnd nachſichtig und anſpruchsvoll, eifrig, unentſchloſſen und ſchwankend oder auch energiſch und ſtarr, eine Miſchung von Widerſprüchen. Seine Fähigkeit, ſich fließend in fremden Sprachen auszudrücken, entſchädigt ſchlecht für den Mangel an Wahrhaftigkeit, den er in jeder, auch der eigenen entwickelt, ſo wenig als Geſchmeidigkeit und ein wunderbares Adaptirungsvermögen für dieſen Mangel Erſatz zu bieten vermögen. Die durch Aufhebung der Leibeigenſchaft ſo

Bäuerin aus Südrußland.

gewaltig veränderten Verhältnisse werden jedoch wahrscheinlich auch die oberen Stände allgemach ihrer Apathie entreißen und ihre Erregbarkeit zur Thatkraft steigern. Davon hängt eigentlich so recht die künftige Gestaltung Rußlands ab.

Von den Weißrussen entwirft Wahl ein etwas düsteres Bild. Arm bis zum Elend, in nur sehr geringem Grade mit den Segnungen der Civilisation vertraut, sind diese Bewohner der nördlichen Provinzen ungemein gutherzig und harmlos. Sie können sich weder des kräftigen Körperbaues, noch der zahlreichen Familien und patriarchalischen Gewohnheiten der Großrussen rühmen. Auch von dem Einflusse der polnisch-lithauischen Prinzen, deren Herrschaft sie so lange Rußland vorenthielt, ist nichts zu bemerken, so wenig man Polen selbst in diesen Districten begegnet. Diesen ähnlicher sind ihre Nachbarn und ehemaligen Unterthanen, die Kleinrussen, die anmuthendsten und begabtesten der Bewohner Rußlands. Feiner organisirt als die Großrussen, Musik, Gesang und Blumen liebend, wie für Naturschönheit empfänglich, versehen sie das russische Leben mit dem romantischen Elemente, das man im N. Rußlands vergeblich suchen würde. Unter dem Druck eines arktischen Winters kann sich der Sinn für Schönheit auch nur schwer herausbilden. Wo der Mensch im steten Kampfe mit den zerstörenden Naturgewalten ist, vermag die Einbildungskraft sich nicht zu entfalten. Nicht als wären die Bewohner jener Districte besonders rauh und wild, der deprimirende Einfluß des fortgesetzten Kampfes macht sich weit mehr in Abstumpfung fühlbar.

Von anderen Völkern slavischen Stammes finden sich in Rußland noch **Polen, Serben, Bulgaren** und einige Tausend eingewanderte **Tschechen**, letztere hauptsächlich in Kaukasien. Die Polen sind das zweitwichtigste Volk im russischen Reiche und zählen im Ganzen 4,790,000 Köpfe, wovon 3,906,000 in den 10 Gouvernements des eigentlichen Polen leben; sie machen $6{,}_{76}\,\%$ der ganzen Bevölkerung im europäischen Rußland aus und sind wegen ihrer kriegerischen Eigenschaften von Alters her berühmt. Die Zahl der intelligenten, arbeitsamen und gleichfalls kriegerischen Serben beläuft sich nur auf kaum 8000, welche in den südlichen Grenzdistricten leben. Dagegen weisen die Bulgaren, fast 100,000 Köpfe stark, große Colonien in Bessarabien, Taurien und im Gouvernement Cherson auf.

Sehr interessanten Völkern begegnen wir in den baltischen Landen, in welchen sich die **Lithauer** und **Letten** mit den **finnischen** oder **tschudischen** Elementen berühren.

Letten und Lithauer, die südlichen Grenznachbarn der finnischen Hauptmasse, die wir später kennen lernen werden, bilden gegenwärtig den Stock der Bevölkerung in Livland, so weit dieses nicht von tschudischen Esthen besetzt ist, in Kurland, im Gouvernement Kowno, dem NW.-Theile von Wilna, im N. von Augustowo bis südlich nach Grodno. Die Lithauer sind zum größten Theile römisch-katholisch; ihre Hauptbeschäftigung ist der Ackerbau, neben welchem die Viehzucht nur eine untergeordnete Bedeutung hat; ihre Zahl beläuft sich auf 811,051, die der **Shmuden** oder **Samogitier**, d. h. der Lithauer des W.-Theiles des Gouvernements Kowno und des N.-Theiles des Gouvernements Suwalki, auf 623,700 Seelen. Die Letten sind ein gutartiger aber geistig etwas schwerfälliger Menschenschlag, dem es jedoch keineswegs an Bildungsfähigkeit fehlt. Sie sind, mit Ausnahme von ca. 50,000 zur griechischen Kirche Uebergetretenen, lutherische Protestanten und in ihren zahlreichen Volksschulen so weit gebildet, daß Alle des Lesens, die Meisten auch des Schreibens kundig sind. Dennoch gehen bei ihnen viele abergläubische Vorstellungen im Schwange. Es sind in Rußland 1,047,929 Letten vorhanden.

Die Verwandtschaft des Charakters und der Sitten der Lithauer und Letten mit jenen der Slaven läßt beide als Bruderstämme erscheinen. Manche Forscher behaupten sogar, der lithauische Stamm sei ursprünglich vom slavischen gar nicht verschieden, sondern nur durch die Mischung mit Gothen und Tschuden in etwas entfremdet worden. Mit dieser Ansicht stimmen die Resultate der Linguistik sehr wohl überein. Die nahe Verwandtschaft des Lithauischen mit dem Slavischen erkannten schon Rask und Wilhelm v. Humboldt, Schafarik und Schleicher, eine Verwandtschaft, die ihnen sicher noch klarer geworden wäre, wofern sie tiefer in den Bau der slavischen Sprachen eingedrungen wären. Seither wird das Lithauische allgemein als slavische Sprache betrachtet, Max Müller stellt dasselbe auf seiner genealogischen Tafel der arischen Sprachgruppe (Max Müller. Lectures on the science of language. London 1864. 8°. I. Bd. S. 411) direct unter die slavischen Idiome, und Friedrich Müller nennt das Lettische geradezu die Sprache der slavischen Bewohner Livlands und Kurlands. (Friedr. Müller. Novarareise. Ethnographie. S. 203—204.) Lettisch und Lithauisch gehören derselben Sprachfamilie an, nur ist Lettisch etwas moderner. Schleicher schrieb — freilich schon vor zwanzig Jahren —, das Lettische verhalte sich zum Lithauischen wie das Italienische zum Latein. (Schleicher. Die Sprachen Europa's. Bonn 1850. 8°. S. 192.) Heute würde er vielleicht einen noch näheren Verwandtschaftsgrad zwischen beiden Idiomen angeben. Grewingk nennt es eine in Laut und Form jüngere Mundart oder Schwester des Lithauischen. (C. Grewingk. Ueber heidnische Gräber Russisch-Lithauens. Dorpat 1870. 8°. S. 53.) Wie dem auch sei, der slavische Charakter des Lithauischen und Slavischen steht fest, und Schleicher bemerkt: „die lettische Sprachfamilie enthält vor Allem jene Sprache, welche nicht nur ihres alterthümlichen, wohl erhaltenen Baues wegen ohne Zweifel als die älteste des ganzen Paares angesehen werden muß, sondern welche unter den jetzt lebenden indogermanischen Sprachen überhaupt die älteste, für den Sprachforscher wichtigste ist, nämlich das eigentliche Lithauische oder das Preußisch-Lithauische."

Hier gilt es auch den Wahn zu zerstören, der an der Bezeichnung „deutsche Ostseeprovinzen" haftet. Hier und da liegen allerdings im lettischen Gebiete deutsche Sprachinseln eingesprengt, darunter die vornehmlichsten jene von Riga, Windau, Libau und Dünaburg sind; auch bis in die finnischen Lande erstreckt sich die deutsche Sprache, so in Dorpat, Reval und an einem kleinen Theile der esthnischen Küste. Die Anzahl dieser baltischen Deutschen beträgt jedoch keine 200,000, während die nichtdeutsche Bevölkerung der drei Provinzen Esth-, Liv- und Kurland über 1,600,000 Köpfe zählt. Das Deutschthum bildet demnach nicht mehr denn 12 % der Gesammtbevölkerung. Deutsch redet Adel und Bürgerschaft, lettisch oder esthnisch der Bauer. Nach siebenhundert Jahren unbestrittener materieller und geistiger Herrschaft der Deutschen sind die baltischen Urvölker dem Deutschthume noch so ferne geblieben, wie die Hindu den Briten in Indien. Je weiter westwärts die Letten wohnen, desto unverwischter erscheint ihr nationales Wesen. In Kurland haben sie sich am meisten zu Bildung und Wohlhabenheit entwickelt. In Livland richtet es sich mehr nach den einzelnen Gebieten und deren Lage. Je näher nach Esthland, desto mehr prägt das härtere Bauernschicksal auch der äußeren Erscheinung des Letten seinen Stempel auf. Ueberall aber scheidet ihn schon seine Kleidung von den Esthen. Das Hauswesen des Letten zeugt allenthalben von fortgeschrittener Cultur und einer ziemlich strengen patriarchalischen Gliederung der Familie. Im Allgemeinen ist das Innere des Bauernhauses wohnlicher, reinlicher und geordneter als selbst bei den Bauern O.- und W.-Preußens — die, germanisirt, wohl nahe verwandten Stammes sind — oder Mecklenburgs. Die bäuerliche Aristokratie wird strenge gewahrt; nur bei den Frauen prägt sich die Scheidung äußerlich etwas minder strenge aus. Gegen den jedem Gesittungsfortschritte fast unzugänglichen Esthen besitzt der ebenfalls zähe, jedoch minder starr und geistig sogar recht häufig glücklich angelegte Lette gar keine Neigung. Nur im Hasse gegen den deutschen Herrn stimmt er mit dem tschudischen Esthen überein, und es gibt lettische Districte, in denen auch noch heute „Wahzesch" (Deutscher) als ein directes Schimpfwort gilt. Freilich läßt das ganze Naturell des Letten keinen energischen Ausbruch dieses in der Vergangenheit nicht unbegründeten feindlichen Gefühles zu Stande kommen. Was aber die sogenannten „Halbdeutschen" in den Ostseeprovinzen anbelangt, so sind dies keineswegs immer germanisirte, sondern eben nur entnationalisirte Indi-

Digitized by Google

vidnen. (Aurelio Buddeus. Die baltischen Urvölker im Verhältniß zu den Deutschen und Russen, in: Internationale Revue. I. Bd. S. 46—56, 232—242.)

Ehe wir auf die sich hier am besten anschließenden finnischen Völkerschaften übergehen, sei noch eingeschaltet, daß außerhalb der baltischen Provinzen es noch zahlreiche deutsche Colonien in Rußland, besonders im S., sogar in der Krim und in Kaukasien gibt, welche ihre deutsche Sprache und Sitte, ja sogar die Tracht jener Zeit bewahrt haben, als ihre Einwanderung erfolgte. Ihre Ortschaften haben diese Leute meist mit den Namen heimathlicher Städte, wie Worms, Speier, Landau, Heidelberg u. dgl. belegt, und mag ihre Gesammtzahl an 800,000 betragen. Mit Vorliebe huldigen sie religiösem, zum Glück meist harmlosem Sectenwesen. Am bekanntesten ist die friedliche Wiedertäufersecte der Mennoniten, welche unter den deutschen Colonisten S.-Rußlands sehr viele Anhänger besitzt, und die Herrenhutercolonie Sarepta an der Wolga im Gouvernement Saratow. Ein anderes Volk germanischen Stammes in Rußland sind die Schweden, die in Finnland besonders längs der S.-Küste in compacter Masse beisammen wohnen. Ihre Zahl beträgt hier 264,000 Köpfe, und ihre Beschäftigung ist, abgesehen von den zahlreichen Beamten, Gelehrten u. s. w., die sie dem Lande geben, Ackerbau und Schifffahrt. Die Schweden sind ausnahmslos Protestanten und die herrschende Classe im Großfürstenthume Finnland, welches man daher mit dem nämlichen Rechte „schwedisch" nennen könnte als man die Ostseeprovinzen deutsch nennt. Schwedisch ist sogar die Amtssprache in Finnland, und die Verhandlungen des finnländischen Landtags in Helsingfors, der Hauptstadt des Großfürstenthums, werden schwedisch geführt. Das Gros der Bevölkerung sind aber die meistens gleichfalls dem lutherischen Protestantismus ergebenen Finnen mit einer Kopfzahl von etwa 1,550,000.

Wegen der ausnahmsweisen Stellung des Großfürstenthums Finnland seien hier noch einige auf dessen staatliche Verhältnisse bezügliche Mittheilungen gemacht. Der finnische Handel ist nicht unbedeutend. Im Mittelalter war Abo, die alte Hauptstadt des Landes, zugleich der mercantile Mittelpunkt. Zu der berühmten Henriksmesse strömten schwedische und deutsche Kaufleute herbei. In der neueren Zeit, namentlich seit der russischen Herrschaft, hat sich der Handel mehr nach dem O., nach Helsingfors und Vyburg hingezogen. Die Industrie hat eine großartige Stätte nur in Tammerfors gefunden, einem Städtchen, das die Finnländer gern das finnische Manchester nennen. Hier befinden sich bedeutende Baumwollenspinnereien, Papier- und Maschinenfabriken. Nach diesen nicht nur durch romantische Schönheit, sondern auch durch größere Fruchtbarkeit ausgezeichneten Gegenden, wo Tammerfors liegt, führt auch die erste bis vor Kurzem einzige Eisenbahn Finnlands, zu der nun die neuerbaute, von Petersburg nach Vyburg führende, also Finnland mit dem eigentlichen Rußland verbindende, gekommen ist. Der Exporthandel besteht hauptsächlich in Holz und Brettern, auch Theer. Dieser ist jedoch so beträchtlich, daß, so arm das innere Land ist, an der Küste ein gewisser Wohlstand herrscht, der leider durch mehrere aufeinanderfolgende Mißernten und die daraus resultirende schreckliche Hungersnoth des Winters 1865 auf 66 arg mitge-

nommen wurde. Durch diesen Wohlstand und Aufschwung des Handels ließ sich Finnland zu einer Münzreorganisation verleiten, indem vier Mark, eigentlich einem russischen Silberrubel gleich, aber bisher mit dem russischen Papierrubel steigend und fallend, dem ausländischen Cours al pari gesetzt wurden — eine Maßregel, die nicht ohne große Verwirrung und theilweise große Verluste Einzelner durchgesetzt wurde. Finnland hat ganz das französische Münzsystem. Eine Mark (markkaa) ist einem Franc gleich und hat wie dieser hundert Einheiten (penniä).

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die finnischen Völker in alten Zeiten tiefer als heutzutage nach S. gereicht haben, daß die Finnenstämme am baltischen Meere ihre unwirthlichen Wohnplätze am Nordkranze Europa's allein oder hauptsächlich dem Aufwärtsdrängen durch germanische und slavische Stämme verdanken und daß sie vor dieser Umwälzungsperiode allerdings dereinst, schwerlich jedoch westwärts von der Weichsel, auch etwas südlichere Sitze einnahmen. (Aug. Fried. Pott. Die Ungleichheit menschlicher Racen. Lemgo und Detmold 1856. 8. S. XXX.) Das Zurückdämmen der Finnen durch die Letten, denn diese waren die eigentlichen Bedränger, ging natürlich nur sehr langsam und ganz allmählig vor sich. Noch zur Zeit der ersten Ankunft der Deutschen, also in Epochen, die uns sehr nahe liegen, waren die Bewohner Livlands ein großes kriegerisches Finnenvolk, keine Letten, wie dermalen im größten Theile des Landes wohnen. Ihre livische Sprache ist seither in Livland fast gänzlich ausgestorben, nur in Kurland hat sie sich auf dem durch Wälder isolirten Küstenstriche noch erhalten, doch ist sie auch hier schon sehr stark mit Lettischem gemischt. Liven wohnten in den nördlichen Theilen Kurlands von der Mündung des Windaflusses bis zum Angernschen See und am linken Ufer der Düna von der heutigen Friedrichstadt bis zum Aaflusse. Aus der letztgenannten Gegend wurden sie in der Folge durch lettisch-lithauische Stämme verdrängt.

Die Finnen, die mit ihren verschiedenen Zweigen über den ganzen russischen N. von der Ostsee bis zum Ural hin zerstreut sind, gehören zur mongolischen Race und nach Friedrich Müller zu der Unterabtheilung der Uralaltaier. Man theilt den finnischen Stamm in folgende vier Familien: 1) Die ugrische. Sie umfaßt die ugrischen Ostjaken, die Wogulen und die Magyaren. 2) Die bulgarische; dahin gehören die Tscheremissen und Mordwinen. Auch die Tschuwaschen sind ihrer Abstammung nach hierher zu rechnen; ihrer Sprache und ihren Sitten nach sind sie Tataren. 3) Die permische; sie umfaßt die Permier, Syrjänen und Wotjaken. 4) Die finnische im engeren Sinne. Sie besteht aus den europäischen Finnen, die sich Suomi, Suomalainen und in der Mehrzahl Suomalaiset nennen, Esthen, Liven und Lappen. Wahrscheinlich gehören hierher die Baschkiren, Meschtscherjäken und Teptjäken, welche im Laufe der Zeit tatarisirt wurden.

Die meisten dieser Stämme, ursprünglich sämmtlich Nomaden oder Jäger und Fischer, sind schon seit grauer Vorzeit durch Einfluß civilisirter Völker über den Naturzustand hinausgekommen und haben sich als Viehzüchter und Landbauer an ein ansäßiges Leben gewöhnt. Nur die Ostjaken und Lappen sind durch die Natur des von ihnen bewohnten Landes gezwungen, das Renthier-Nomadenleben fortzuführen und sich nebenbei vom Fischfange zu ernähren. Ein Vorzug dieses Stammes vor seinen Verwandten ist es, daß einzelne Völker des-

ſelben das Chriſtenthum und mit ihm auch die Civiliſation des Abendlandes angenommen haben. Die Finnen haben ſo lange mit andern Racen in Berührung gelebt, daß auch ſie oft einen ſehr gemiſchten Charakter zeigen. Während der Völkerwanderung vermiſchten ſich türkiſche Völker mit ihnen ſowohl an der O.- als an der W.-Seite des Ural; andere Finnen, von früher in Europa wohnhaft, erfuhren germaniſche und ſlaviſche Einwirkung, endlich betheiligten ſich an dieſer Vermiſchung noch nordſibiriſche Stämme. Von Körper ſind die Finnen meiſt ſtark, die Statur iſt aber klein; ihr Kopf iſt faſt rund, die Stirn wenig entwickelt, niedrig und gebogen, das Geſicht platt, die Backenknochen ſind vorſtehend wie bei den übrigen Mongolen, die Augen meiſt grau, ſchräg geſtellt, ſo daß der äußere Winkel hinaufgeht, die Naſe iſt kurz und flach, der Mund hervortretend, die Lippen ſind dick, der Nacken iſt ſehr ſtark, ſo daß der Hinterkopf flach erſcheint und faſt eine gerade Linie mit dem Genick bildet; der Bart iſt ſchwach und zerſtreut, das Haar iſt aber nicht blos ſchwarz, ſondern auch braun, roth, blond, die Geſichtsfarbe bräunlich. Mit Ehrlichkeit und Gaſtfreiheit, Treue und Beharrlichkeit, nebſt einem empfindlichen Sinn für perſönliche Freiheit und Unabhängigkeit verbinden ſie Starrſinn, Rachſucht und Unbarmherzigkeit; zugleich ſind ſie träge, ungefällig und unreinlich. (C. Hſelt. Ueber die Finnen und ihren Charakter, in: Verhandl. der Berl. Geſellſch. für Anthrop. 1872, S. 89. Ueber Sitten und Gebräuche ſiehe Mehwald: Zur Kennzeichnung der Finnen im hohen N. in: Globus. XXI. Bd. S. 328.)

Zu den Völkern **mongoliſcher** Abſtammung, welche in Rußland anſäßig ſind, gehören die **Kalmüken**, etwa 100,000 Köpfe ſtark, in den Gouvernements Aſtrachan, Stawropol und den Steppen der doniſchen Koſaken. Ein anderer Kalmükenſtamm wohnt in Sibirien, in den Gouvernements Tomsk und Jeniſſeisk. Die Kalmüken ſind Nomaden; ſie bekennen ſich zum Lamaismus; nur ſelten laſſen ſich Kalmüken taufen und hat mit weiſer Toleranz die ruſſiſche Regierung dieſe ruhigen und treuen Unterthanen bei ihrem Glauben gelaſſen. Ihre Geiſtlichen, ſämmtlich Kloſtergeiſtliche, ſind die Träger der Wiſſenſchaft und Kunſt, auch der Heilkunde. Die Kalmüken ſind ein intelligentes, bildungsfähiges Volk.

An der Wolga, in der Umgebung von Kaſán, wohnen islamitiſche **Tataren**, mäßige, ehrliche, nach Bildung ſtrebende Leute; die meiſten können leſen, ſchreiben und rechnen, und werden ihre Knaben von allen Kaufleuten und Geſchäftsmännern geſucht. Auch in der Krim ſind Tataren zu Hauſe und bilden dort ſogar ein ſehr hervorſtechendes Element, welches dem Lande einen ganz beſtimmten orientaliſchen Stempel aufdrückt. Die Tataren der Küſte ſind ſchöne, hochgewachſene, intelligent ausſehende Leute. Ihre alte Hauptſtadt **Baktſchiſerai** iſt eine rein orientaliſche Stadt, die Bevölkerung der Race, Religion und den Gebräuchen nach tatariſch.

Nichts Günſtiges iſt von den **Samojeden**, einem gleichfalls mongoliſchen Volke, zu berichten, welches nomadiſch die Tundren des N. durchſtreift. Sie ſind zum großen Theile ganz rohe Barbaren. Obwohl eine Anzahl unter ihnen nominell zur griechiſchen Kirche übergetreten, ſind die Mehrzahl noch Heiden; geſchnitzte Figuren der primitivſten Art verehren ſie als Götzen

und es zeigt ſich noch eine ſtarke Hinneigung zum Fetiſchismus bei ihnen. (Siehe Edward **Rae**. The Land of the North Wind; or Travels among the Lapplanders and the Samoyedes. London 1875, 8°.)

Unter den übrigen Bevölkerungselementen in Rußland, die aber alle keine beſondere Rolle ſpielen, erwähnen wir noch die **Griechen**, die **Rumänen**, die **Armenier** und **Zigeuner**, beſonders in der Krim, endlich die Peſtbeule aller ſlaviſchen Länder, wahre Blutſauger am Marke des Volkes,

Kalmücken.

— die überall in O.-Europa zahlreich vorkommenden **Juden**. Darunter ſind beſonders die **Karaim-Juden** in der Krim bemerkenswerth.

Im Vorſtehenden konnte nur auf die allerwichtigſten Momente der Völkerkunde O.-Europa's aufmerkſam gemacht werden, eines Gebietes, welches für ſich allein faſt ſo groß iſt wie das geſammte übrige Europa. So können wir auch aus den ſocialen und ſonſtigen Culturverhältniſſen Rußlands nur ein paar hervorragende Punkte herausgreifen. Charakteriſtiſch iſt zunächſt der Unterſchied, welcher ſich beim Ueberſchreiten der ruſſiſchen W.-Grenze ſofort fühlbar macht.

„An keiner Landesgrenze, ſchreibt F. **Sarend**, habe ich ſo plötzlich und augenfällig die Empfindung gehabt, daß ich mich auf dem Gebiete einer andern Nation befinde. Anderswo zeigen ſich Uebergänge in Sprache, Sitte und Trachten, im Bau der Häuſer ꝛc. Nach Rußland hinein iſt das anders! Außer der Sprache

Digitized by Google

und Tracht der Menſchen und der veränderten Münzſorte erinnert, je weiter man nach Rußland hinein kommt, noch tauſenderlei daran, daß wir uns in einem fremden Lande befinden. Zuerſt tritt die eigenthümliche Geſtalt und Farbe der Kirchen und der Dächer dem Ankömmling auffallend entgegen. Es iſt ein fremder, faſt orientaliſcher Hauch, der uns anweht. Der Lieblingsanſtrich der Dächer auf Kirchen und größeren Gebäuden iſt hellblau, hellgrün oder golden, auch wohl blau mit ſilbernen Sternen. Die ruſſiſchen Kirchen aber gewähren den Anblick einer kleinen Citadelle. Sie erſcheinen durchwegs — nur einige von Peter dem Großen nach niederländiſchem Muſter angelegte Kirchen machen eine Ausnahme — in Kreuzesgeſtalt. Die von dem wohlhabenderen Theil der Bevölkerung bewohnten Häuſer auf dem Lande ſind faſt durchwegs im Schweizerſtyl angelegt und ebenfalls mit grünen oder blauen Dächern verſehen, doch findet man auch rothe, d. h. nicht Ziegeldächer, ſondern rothangeſtrichene Zinkdächer. Dieſe Landhäuſer heißen „Daiſchen“. Der Bauer (Muſchik) und Taglöhner wohnen in kleinen Hütten mit Strohdächern. Dem ſorgſamen Beobachter fällt auf, daß alle dieſe Hütten keine Schornſteine haben. Wir in Deutſchland und in andern Ländern entledigen uns des Rauches aus unſeren Oefen und von den Feuerherden durch Schornſteine. Der ruſſiſche Bauer kennt dergleichen nicht; er zieht es vor, auch mitten im eiſigen Winter, den dicken Qualm ſeines Herdes durch die weit geöffnete Thür abziehen zu laſſen. Mittlerweile ſetzt die Frau die nackten Kinder an die Erde, damit ſie nicht erſticken. Iſt der Rauch halbwegs heraus, ſo wird die Thür geſchloſſen. Es bleibt natürlich

Ruſſiſches Bauernhaus.

genügend viel Qualm zurück, um ein lustiges Bad für die Augen zu werden. Erblindungen gehören daher zur Hausordnung. Aber die Leute befinden sich dabei behaglich; haben es doch ihre Väter genau so gemacht. Daß diese eigenthümliche Art der Feuerung nicht gefahrlos ist, liegt wohl nahe und die Feuerversicherungsgesellschaften und die Behörden drängen nach civilisatorischen Reformen in dieser Beziehung, d. h. nach der Anlage von Schornsteinen hin. Aber da setzt es viel Widerspruch. Ist es so lange gut gegangen, meint der Muschik, so wird es auch noch weiter gehen, unsere Väter sind bei der bisherigen Einrichtung ausgekommen, wir werden es auch!" (Frankfurter Zeitung vom 6. September 1871.)

Weil wir gerade bei der Landbevölkerung sind, so müssen hier die russischen communalen Institutionen erwähnt werden, welche durchaus an die südslavische Zadruga oder Hauscommunion, nur in großem Maßstabe, erinnern. Bekanntlich hat Graf Cavour den Ausspruch gethan, „es sei die russische Dorfgemeinde, Mir genannt, eine Institution, die bestimmt sei, die Runde um die Welt zu machen". Nationalöconomen verdammen sie dagegen als sowohl der wirthschaftlichen Entwicklung wie der freien Bewegung des Individuums abträglich.

Der russische Name Mir bedeutet: die Welt, und paßt insoferne, als die Dorfgemeinde in der That eine Welt für sich ist. Die veraltete Anschauung, als wäre das System der Mir eine speciell slavische Eigenthümlichkeit, ist jetzt gänzlich beseitigt. Die Mir sondern sich in das administrative und in das öconomische Element. Die locale Administration ist eine sehr einfache. Gewöhnlich besitzt eine Gemeinde einen einzigen Beamten oder Starosten (Aeltesten), der aus der Gemeindewahl hervorgeht und mit Hülfe der Gemeindeversammlungen die Angelegenheiten des Dorfes verwaltet. Insoweit ist die Gemeinde ein Organ localen Selfgouvernements; dagegen unterscheidet sie sich in ihren öconomischen Gebahrungen von allen westeuropäischen sehr wesentlich. Sie ist gesetzlich und thatsächlich im Besitze des gesammten Gemeindelandes, dessen Vertheilung nach Tradition und Recht ihr ohne höhere Beaufsichtigung zusteht. Zugleich aber sind auch sämmtliche Gemeindeglieder für die allgemeine und individuelle Steuerlast solidarisch verantwortlich. Das Gemeindeland besteht: 1) in dem Boden auf dem das Dorf steht, wie jenem unmittelbar um dasselbe; 2) in urbarem Lande, und 3) in Weideland. Auf ersterem erhält jede Familie ein hölzernes Haus mit Hof- und Gemüsegarten, manchmal auch mit einem Bodenstrich um Hanf zu bauen. Haus und Garten sind erbliches Besitzthum mit der alleinigen Einschränkung, daß sie nicht an ein Mitglied einer anderen Gemeinde vererbt werden dürfen. Vom Ackerboden und Weideland aber hat die Bevölkerung nur den Fruchtgenuß in einem Antheile, welcher der Zahl ihrer männlichen Mitglieder entspricht. Sobald ein Gemeindeglied Kopfsteuer zahlt und noch andere Abgaben trägt, erhält es auch seinen Antheil am Gemeindelande, so daß die Abgaben gewissermaßen eine Bodensteuer sind und Abgabe und angewiesener Boden immer im Gleichgewichtsverhältnisse stehen, zu welchem Zwecke wiederholte Bodenvertheilungen nothwendig sind. (D. Mackenzie Wallace. Russia. London 1877. 8°. I. Bd. S. 178—209.) Nach Hepworth Dixon sind diese Mirs, obwohl selbstverwaltet, indeß eine Knechtungsanstalt. Nur als Mitglied einer Gemeinde hat der Bauer irgend welchen Halt und eine Lebensmöglichkeit im Lande. Von ihr einmal ausgeworfen, steht er wie ein Paria da. Die Gemeinde aber übt die furchtbarste Oberaufsicht über die Einzelnen, und innerhalb der Gemeinde sind der Hausvater und der Priester wiederum kleine Tyrannen. Die Knute, die gesetzlich abgeschafft ist, wird patriarchalisch auf's lustigste geschwungen. Der Muschik duckt sich unter sie in Demuth und Unterwürfigkeit. Bis in Lebensbeziehungen, in denen sonst fast überall, selbst bei den rohesten Völkern, eine gewisse Freiheit herrscht, ragt diese Knechtung herein. Der Patriarch und die Kupplerin oder der Priester und die Kupplerin schließen eine Heirath ab, ohne daß das angehende Paar sich auch nur kennt. Ein Mädchen wird auf den nächstfolgenden

Tag zur Kirche berufen, um 4 Uhr hat es zu erscheinen; dasselbe muß daher ihrer Herrschaft aufkündigen. Um die Ursache befragt, gibt es die bevorstehende Heirath an. Auf die weitere Frage, ob es sich recht mit ihrem Bräutigam freue, gesteht das Mädchen, daß es ihn noch gar nicht gesehen, daß es lediglich die Aufforderung des Priesters habe und ihr folgen müsse; zur Trauungsstunde wird es den Bräutigam kennen lernen.

Sind die Mir auch keine specifisch russische oder slavische Einrichtung, so läßt sich doch nicht läugnen, daß das Genossenschaftswesen — und auf anderem beruht der Mir doch nicht — in Rußland von Alters her so ausgebildet und entwickelt ist, wie kaum in irgend einem anderen Lande. Selbst in den Städten gibt es „Artels" (= Genossenschaft, „Artelschtschik" = Mitglied einer Genossenschaft), d. h. Vereinigungen zu gemeinsamem Arbeits-, resp. Gewerbebetriebe unter Theilung des Gewinnes und mit solidarischer Haftbarkeit des Ganzen für den Einzelnen dem Publicum gegenüber. (Siehe darüber: C. Grünwaldt. Das Artelwesen in Rußland, in: Russische Revue 1874. S. 340—361.)

Bis zum Jahre 1861 „schmachtete" der russische Bauer in der Leibeigenschaft der adeligen Grundbesitzer, und diese schätzten ihren Reichthum nach so und so viel Tausend „Seelen". Der Leibeigenschaft konnte er sich nicht einmal entziehen, wenn er es auch zum angesehenen Manne gebracht hatte, falls sein Herr ihm den Loskauf nicht gestattete oder die Freiheit schenkte. Es gab Millionäre, Kaufleute, Künstler und Schriftsteller, die Leibeigene waren und es sich gefallen lassen mußten, von ihren Herren mit „Du" angeredet zu werden. Diese Zustände, an welche man zunächst zu denken pflegt, wenn von Rußland die Rede ist, sind anderen gewichen, welche indeß auch nicht ohne grelle Schattenseiten blieben.

Die herrschende Kirche in Rußland ist die orthodoxe griechisch-katholische, an deren Spitze der Kaiser mit dem heil. Synod steht. Die Priesterschaft zerfällt in die sogenannte „weiße" d. h. verheirathete Weltgeistlichkeit und die „schwarze" oder in Mönchsorden eingereihte Geistlichkeit. Die weiße Geistlichkeit ist mit dem Volksleben enger verknüpft, die schwarze aber hat die Oberleitung der Kirche unter sich und gibt es zur Zeit 4 Lauren, 8 Mönchsklöster und 1 Nonnenkloster, die unmittelbar unter dem heil. Synod stehen, 8 Klöster, die den beiden zuerstgenannten Kategorieen untergeordnet sind, und 430 Mönchs- und 150 Nonnenklöster in den Eparchieen, im Ganzen also 600 Klöster der griechischen Kirche. Das russische Volk ist von religiöser Inbrunst voll, aber in zahllose Secten, oft der sonderbarsten Art, gespalten. Der ganze südliche Saum des Reiches ist von Dissenterbevölkerungen bewohnt.

Man unterſcheidet alle Schismatiker oder Raskolniki in ſogenannte Starowierzen oder „Altgläubige“, welche eine Art Volkskirche bilden und beſonders unter den Bauern des N. und den doniſchen Koſaken verbreitet ſind, und eigentliche Diſſenters, unter denen es Hunderte von Secten gibt, ganz wie unter den Proteſtanten in England und Nordamerika. Dieſer Hinweis genügt auch, um die Meinung zu zerſtören, als ob die Sectenſchwärmerei der Ruſſen etwa durch die politiſchen Zuſtände des Staates bedingt würde, eine Anſicht, wozu der Umſtand verleiten könnte, daß ſich unter den religiös Abſpenſtigen eine Menge finden, die auch politiſch ihre beſondere — meiſt querköpfiſche, oft reactionäre — Richtung haben. Der in Rußland, ſelbſt unter der Damenwelt, üppig wuchernde Nihilismus kann jedoch dieſen Secten nicht beigezählt werden, denn er iſt durchaus atheiſtiſch, eine ſocialdemokratiſche Verbindung mit dem nächſten Zwecke alle bisher bei den geſitteten Nationen W.-Europa's von Sitte, Cultur und Politik aufgeſtellten Ordnungen mit ihren unbeſtreitbaren Vorzügen aber ebenſo ſchweren Mängeln umzuſtürzen. Die Haupttrennung des Raskol in die Popowtſchina (die ſich noch abgeſetzter Prieſter, Popen, bedient) und die Bespopowtſchina (prieſterloſe Secten) ſtammt ſchon von den erſten Anfängen des Schisma her. In der Bespopowtſchina traten bald beſondere Unterſecten auf, worunter wir die Pomorzer, die Theodoſianer, Stephanowzer und Chriſtowtſchina nennen. Sprößlinge des Quäkerthumes ſind die durch ihre Selbſtverſtümmelung bekannten Skopzen und die Duchoborzen (Geiſteskämpfer); ihre Gegner ſind die friedlichen Molokanen, welche das Faſten verwerfen. (Ausführliches über die ruſſiſchen Secten ſiehe in Philaret's „Geſchichte der Kirche Rußlands“ [ruſſiſch] und in Hepworth Dixon Free-Russia. London 1870, 8°.)

Ruſſiſcher Pope.

Der Volksunterricht liegt in dem weiten Reiche noch ſehr darnieder. Rußland beſitzt zur Zeit etwa 22,000 Volksſchulen, aber für dieſe, ſchon gebricht es ſowohl an den nöthigen Lehrkräften als an den erforderlichen Localen. Wie in den Vereinigten Staaten iſt deßhalb die Zahl der völlig Unterrichtsloſen in Rußland ſehr groß. Die ſchweren Mängel der Volksbildung werden in allen amtlichen Berichten eingeſtanden und beleuchtet, und gerade dieſe unbefangene Aufrichtigkeit ſcheint die ſicherſte Garantie für die Fortentwicklung. Rußland hat eben noch mit den Schwierigkeiten des Anfangs zu kämpfen, welche durch die gleichfalls wie in Nordamerika weitverbreitete Trunkſucht noch beſonders geſteigert wird. Nur die Oſtſeeprovinzen machen hiervon eine Ausnahme; die dortige lutheriſche Bevölkerung beſitzt ſeit 25. April 1875 den Zwangsunterricht.

Ein weiterer Anklang an amerikaniſche Zuſtände iſt in der Stellung der ruſſiſchen Frau bemerklich.

Akademie zu St. Petersburg.

Der ruſſiſchen Dame heißt Amuſement und Körperpflege Leben, und eine ſonſt liebenswürdige moskauiſche Dame ſprach über die deutſche Männerwelt das ſtricte Verdict: „Der deutſche Ehemann hält ſeine Frau nicht wie ſein Weib, ſondern wie ſeine Arbeitsmagd.“ Selbſt in den Oſtſeeprovinzen, wo ſich ein gutes Stück ruſſiſchen materiellen Phäakenthums eingeſchlichen hat, hört man von der „Sklaverei“ des deutſchen Weibes ſprechen. Rußland darf auch heute als das Eldorado der Frauenwelt gelten. Selbſt der ärmere Ruſſe pflegt ſein Weib in geduldigſter Weiſe, trägt Holz und Waſſer und macht eine Menge Verrichtungen, die Deutſche als Pflicht oder Recht des Weibes anſehen. Je höher hinauf in der Rangklaſſe, deſto unthätiger. Die Hausfrau ſchon des wohlhabenden Mittelſtandes hat keinen Begriff von Wirthſchaftsſorgen und verwahrt ſich auch conſequent gegen ſolche Dinge. Ihr Leben bewegt ſich, ſo lange es möglich iſt und noch Erfolg verſpricht, zwiſchen Toilette und Geſellſchaft. In Toiletten-Kunſtſtücken haben die Franzöſinnen vielleicht Nichts im Raffinement, etwas wohl in der feineren Farbenwahl voraus.

Es iſt nun hohe Zeit daß wir den geneigten Leſer auf einige Augenblicke wenigſtens in die beiden ruſſiſchen Hauptſtädte geleiten, denn dieſe allein ſind einer näheren Schilderung werth; neben ihnen ſind alle anderen Plätze, ſelbſt die volksreichſten, an denen kein Mangel, eigentliche Landſtädte. Sogar das reiche, handeltreibende Odeſſa mit ſeinen Prachtbauten bietet keinen beſonderen Typus; einen ſolchen dürfen neben Petersburg und Moskau nur in gewiſſem Sinne Archangel, Kijew, dann die ſchon ſtark aſiatiſch angehauchten Städte Kaſán und Aſtrachan beanſpruchen.

St. Petersburg, eine Stadt mit über 700,000 Einwohnern, iſt und bleibt die prächtigſte Reſidenz Europa's. Keine andere Stadt unſeres Welttheiles wird von einem ſolchen mächtigen Gewäſſer, wie die hier 1 Km. breite Newa, durchſtrömt. Die hervorragende Schönheit Petersburgs gipfelt in den richtigen Verhältniſſen

Digitized by Google

zwiſchen Strom, Straßen und Plätzen, zuſammengefaßt in der „großartig durchgeführten Raumverſchwendung, welche alle dieſe Rieſenbauten erſt ganz an's Licht treten und würdigen läßt. Dazu fügt ſich andererſeits das harmoniſch durchgeführte Princip „einen“ Bauſtyl vorherrſchen zu laſſen, ohne ſich dennoch zur uniformmäßigen Wiederholung zu verirren. „Nächſt Kirchen und Klöſtern machen ſich beſonders die großen Kaufhallen bemerklich, welche zu den bezeichnenden Eigenthümlichkeiten aller ruſſiſchen Städte gehören. Dieſe Kaufhallen (Goſtinoi-Dwor) ſind große, einſtöckige Gebäude, welche immer ein ganzes Straßenviereck einnehmen. Im Erdgeſchoß befindet ſich ein rund herumlaufender Bogengang, für die Käufer beſtimmt; von ihm aus gelangt man in die Läden, welche nur eine große dreitheilige Thür haben, durch deren Mitte man eintritt, deren Seiten aber als Schaufenſter benützt werden. In dem großen, inwendig übrig bleibenden Raume ſind längliche Gebäude ebenfalls mit Läden oder Schuppen zur Aufbewahrung verſchiedener Gegenſtände u. ſ. w. Die große Kaufhalle am Newski-Proſpect enthält nicht weniger als 340 Läden. Außerordentlich groß iſt die Zahl der öffentlichen Gebäude. Die Feuerwachen ſind ſchon von Weitem wegen ihrer hohen Thürme ſichtbar. Die Miniſterien, die Admiralität, die Univerſität übertreffen an Ausdehnung bedeutend alle gleichartigen Gebäude anderswo. Sehr ſehenswerth, ſchon des Aeußeren wegen, ſind auch die Theater, beſonders das ſogenannte Große, das Alexandra- und das Marien-Theater. Einen überaus großartigen Eindruck aber machen die zahlreichen Schlöſſer der kaiſerlichen Familie, namentlich das Winterpalais an der Newa. Nimmt man hierzu die nicht geringe Menge prachtvoller Privathäuſer, ſo erkennt man leicht, daß Petersburg ſchon durch die Pracht und den Umfang ſeiner Gebäude den Vorrang vor vielen Hauptſtädten verdient.

Kirche des Smolnoikloſters.

Noch intereſſanter aber iſt ein Blick auf das Leben und Treiben in den größeren Straßen. „Verſetzen wir uns für einige Zeit auf den Newski-Proſpect, welcher von der Admiralität (am ſüdlichen Newaufer) ſüdwärts durch einen großen Theil der Stadt führt. Beide Seiten der ſchönen und breiten Straße ſind mit ſtattlichen Häuſern beſetzt, in deren Erdgeſchoßen ſich meiſt Läden, auch wohl einzelne Reſtaurants befinden. Auf dem Damme erblicken wir zahlreiche Wagen. Die Kutſcher (Iswoschtschiki), theilweiſe kaum dem Knabenalter entwachſen, wiſſen ihre Pferde, deren Mähnen und Schweiſe ſtets auf das Sorgfältigſte gepflegt werden, mit ſeltener Geſchicklichkeit durch das dichteſte Gedränge zu leiten. Wie belebt der Fahrdamm in den Petersburger Straßen zu ſein pflegt, zeigt ſchon die Zahl der Miethswagen, die ſich auf zehntauſend beläuft. Flüchten wir alſo nach dem Bürgerſteig, auf dem wir ruhig weiter gehen zu können erwarten. Vergebliche Hoffnung! Kaum ſind wir wenige Schritte gegangen, ſo ruft uns ein Zeitungsverkäufer, deren es hier an allen Ecken gibt, die Namen der geleſenſten Blätter entgegen, mit lauter Stimme zum Kaufen auffordernd. Während wir noch ſeine Waare muſtern, hat ſich bereits ein Bettler genaht, der demüthig ſeine Mütze abzieht und dann mit beweglicher Stimme eine auswendig gelernte Lügengeſchichte vorträgt. Nachdem wir ihn durch einen Kopeken, den Zeitungsmann durch Entnahme einer Nummer der „Stimme“ (Goloss) befriedigt, ſetzen wir unſere Wanderung fort, werden jedoch ſchon im nächſten Augenblicke von Neuem durch einen Jungen beläſtigt, der uns unabläſſig ſeine Streichhölzer preiſt, und den man ſelbſt durch ein mehrfaches entſchiedenes „Nein“ kaum los werden kann. Endlich, nachdem wir faſt mit Lebensgefahr den Damm paſſirt, ein Augenblick zu ruhigem Ueberblick: Der freie Platz vor der Kaſankirche zur Rechten mit den beiden Standbildern von Kutuſow und Barclay de Tolly iſt verhältnißmäßig leer, ſo daß wir ziemlich ungeſtört einige Minuten vor dem gewaltigen Bau verweilen können, der im Weſentlichen eine freie Nachbildung der römiſchen Peterskirche iſt, daher auch von der gewöhnlichen Sitte abweichend nur mit einer Kuppel verſehen. Wir wagen das Ueberſchreiten des Dammes um ſo weniger zum zweiten Male, da wir bereits nach wenigen Minuten den großen Goſtinoi-Dwor erreichen. Hier, welche Fülle von Leben, von kleinen, aber anziehenden Bildern für den aufmerkſamen Beobachter, der ſich in dem Bogengange unter die Menge miſcht! Links eine Maſſe von Obſthändlern, welche mit bewundernswerther Geduld ſtundenlang auf einem Knie große Platten mit Pflaumen, Birnen, Himbeeren u. ſ. w. halten, ſich aber für ihre Mühe durch hohe Preiſe zu entſchädigen wiſſen. Die in den verſchiedenen Läden zur Schau geſtellten Waaren ſind ungemein mannigfaltig. Durch einen einzigen Beſuch des Goſtinoi-Dwor kann man faſt alle denkbaren Bedürfniſſe befriedigen. Hier glänzt eine reiche Auswahl goldgeſtickter Uniformen, dort eine auserleſene Sammlung geſchmackvoll geordneter Waffen. Nicht weit davon hält ein Kürſchner ſeine Pelze feil. Unmittelbar daneben ſteht, von jenen Neugierigen wenig beachtet, etwas für den Ausländer weit Selteneres: ein glänzender Block rohen, ſibiriſchen Graphits, von zahlreichen fertigen Bleiſtiften umgeben. Jetzt folgen etliche Kleiderhändler, und ſofort ſchallt uns von allen Seiten ihre Aufforderung, einzutreten, entgegen. Nur mit Mühe befreit man ſich von dieſer Belagerung und eilt dann ſchnell an einigen, weniger bemerkenswerthen Dingen vorüber. Bald aber wird das Auge wieder auf zahlreiche neue Gegenſtände gelenkt, auf denen es mit Intereſſe verweilt.

Die Sonne ſcheint ſo ſchön, daß wir uns bald entſchließen, einen Ausflug auf die Inſeln zu machen. Rechtsum biegend gelangen wir in wenigen Minuten nach dem Sommergarten, an deſſen Ausgange bereits der kleine, aber ſchnelle Dampfer wartet, welcher uns in kurzer Zeit an den reizenden Ufern verſchiedener Newaarme vorbei auf die Kamenny-Inſel bringt. Unſer Weg iſt nun zu beiden Seiten mit Villen beſetzt oder führt durch große Parkanlagen, die hin und wieder von einer Strecke des friſcheſten Raſens unterbrochen werden. Auch Kreſtowsky und dem ſeenreichen Jelaghine widmen wir einen kurzen, aber angenehmen Beſuch, um dann von ihnen aus das rechte Ufer des nördlichſten Flußarmes zu erreichen. Hier liegen mehrere hundert kleine, aber niedliche Landhäuſer dicht bei einander. Denn kein Petersburger, dem es die Verhältniſſe irgendwie erlauben, wird den Sommer in der Stadt zubringen. Morgens fährt er hinein zum Geſchäft oder in's Bureau, Abends kehrt er zu Weib und Kind zurück. Viele machen auf dieſe Weiſe täglich einen Weg von mehreren Meilen. Diejenigen aber, denen aus irgend welchem

Digitized by Google

Grunde keine Wohnungsänderung möglich iſt, kommen doch am Abend in großer Menge auf die Inſeln, um in einem der zahlreichen dortigen Locale wenigſtens einige Stunden zu verleben. Im Sommer macht man ferner Ausflüge nach Peterhof mit ſeinen Schlöſſern und herrlichen Springbrunnen, oder nach Zarskoe-Selo, dem Lieblingsaufenthalt des Kaiſers, und dann weiter ſüdlich nach Paulowsk, wo ſich faſt allabendlich die feine Geſellſchaft verſammelt. Außerordentlich intereſſant iſt auch eine Spazierfahrt auf der Newa vom Sommergarten abwärts bis zur Mündung. Zur Linken die gewaltigen Maſſen des Winterpalais und eine Menge der ſchönſten Schlöſſer, theils den Brüdern des Kaiſers, theils reichen Privaten gehörig. Rechts die jetzt natürlich militäriſch ganz unbedeutende Stadtfeſtung, in deren Kirche die meiſten Mitglieder der Zarenfamilie begraben ſind. Schnelle Dampfer durchkreuzen nach allen Seiten hin den durch zahlreiche Schiffe belebten, breiten Strom. Beſonders bemerkbar machen ſich durch ihren plumpen, faſt viereckigen Bau die großen, oft über 75 M. langen Holzkähne, welche alle Jahre zu Tauſenden, namentlich aus Finnland, herbeikommen. Einen noch intereſſanteren Anblick aber gewährt die Newa an ſchönen Wintertagen. Zahlloſe Schaaren von Schlittſchuhläufern bewegen ſich auf der ſpiegelglatten Fläche, bald hier, bald dort hineilend, um einem mit Renthieren beſpannten Schlitten auszuweichen. Auch am Ufer ertönt luſtig das Schellengeläute, während auf der dem Fluſſe abgewendeten Seite des großen Schloſſes die beliebten Eisberge errichtet ſind, von deren Höhe die kleinen Schlitten mit pfeilgleicher Geſchwindigkeit hinabgleiten. Eine der beliebteſten Wintervergnügungen aber iſt eine Fahrt über Land. Die ebene, ſchneebedeckte Flur, die hellleuchtenden Sterne am tiefblauen Himmel, die wunderbar klare Luft, die feierliche Stille, die nur durch das Geklingel der Glöckchen am Halſe der raſch über den Boden dahinjagenden Pferde unterbrochen wird; dies Alles wirkt mit einem unbeſchreiblichen Zauber auf jeden nicht ganz unempfindlichen Menſchen.“ (Poſt. 1867.)

In fünfzehn Stunden bringt uns der Eilzug über 600 Km. weit nach dem ſchon eine ſtarke orientaliſche Färbung tragenden Moskau, deſſen Bevölkerung nach der letzten Volkszählung (1870) auf 601,969 Köpfe geſchwollen iſt. Moskau iſt die heilige Stadt des Ruſſen, das Rom der ruſſiſch-griechiſchen Kirche, die Stadt des Glockengeläutes und der Klöſter; die Stadt des Reichthums, des Adels, der Kaufmannſchaft und Sitz des Binnenhandels; ebenſo wie die alte Hauptſtadt des ruſſiſchen Reiches vor Peter dem Großen, und endlich Wendepunkt des Napoleoniſchen Kriegsglückes. Im Kreml und deſſen nächſter Umgebung gipfeln alle Reminiscenzen ſeiner Vergangenheit, um ihn ſchlingt die Gegenwart lebensfriſch ihre Reize, und unſer erſter Gang gehört deßhalb mit Recht dieſer berühmten Stätte des O. Der Kreml iſt kein einzelner Palaſt, ſondern mit dieſem Namen wird der in Mitte des weiten Moskau die ganze Stadt dominirende Hügel bezeichnet, welcher, an ſich ſchon von der Größe einer mäßigen Stadt, ausſchließlich mit kirchlichen Bauten, Paläſten und Staatsgebäuden, dazwiſchen mächtigen freien Plätzen bedeckt iſt. Um ihn ſchließen ſich ringsum wieder unbebaute, weite Räume, als ob ſeine ſtattlichen, zinnengekrönten und thurmgeſchmückten Mauern von allen Seiten reſpectvolle Entfernung gebieten wollten. Der Totalanblick von Moskau, zu deſſen vollſtem Genuſſe wir alsbald nach der Ankunft den „großen Iwan“, den hohen Glockenthurm des Kreml, beſteigen, iſt ein ſchwer zu beſchreibender. Vergegenwärtigt man ſich, daß eine griechiſch-ruſſiſche Kirche nicht variirend einen oder zwei Thürme hat, ſich vielmehr über einen jeden eine mächtige Mittelkuppel wölbt, umringt von vier kleineren oder vier Thürmen, alle ohne Ausnahme mit Metall gedeckt, vergoldet, verſilbert, einfarbig oder muſiviſch, in grellem Hellgrün, Blau, auch roſafarbig, dazu auf jeder Kuppel und Spitze ein mächtiges vergoldetes Kreuz, welches, vornehmlich in Moskau, noch mit ſchweren gleichen Ketten, in grobem Filigran gearbeitet, vielfach nach dem Dachfirſte geſpannt iſt, ſo ergibt ſich, namentlich im Sonnenglanze, ein Funkeln und Farbenſpiel, welches dem ungewohnten Auge des W.-Europäers einen Vorgeſchmack des Orients zu koſten gibt, wie ihn zweifelsohne außer Conſtantinopel, dieſſeits des mittelländiſchen und ſchwarzen Meeres, keine Stadt mehr bietet. Die Straßen Moskau's ſind durchgehends ſehr breit, mit verhältnißmäßig niedrigen, aber räumlichen Häuſern, auch vielen Prachtbauten eingefaßt. Was dagegen ſehr zum Nachtheile des ſonſt hierdurch vortheilhaften Eindrucks wirkt, iſt die an den S. erinnernde Vernachläſſigung jeder Reinlichkeit.

d by Google

Während vor Sonnenaufgang schon ganz Petersburg auf das Sauberste gekehrt und jeder Gedanke an Abfall oder Staub beseitigt ist, watet der Fußgänger hier bei trockenem Wetter bis über den Knöchel in Staub und allerlei zufälligen Beigaben, oder wühlt im Gefährte dichte Wolken auf, aus welchen sich bei starkem Regen schwarzgefärbte Bäche die gesenkten Straßen herab entwickeln sollen. Wenn die alte Moskowiterhauptstadt interessanter in vielen Beziehungen als die neue Capitale ist, und an solidem Reichthum dieselbe bedeutend überragen soll, so erreicht im Ganzen Moskau an Schönheit und Eleganz doch niemals das „wahrhaft kaiserliche" Petersburg! (Leublfing. A. a. O. S. 114—128.)

Das sind die zwei Hauptstädte jenes Rußlands, das nicht als Land, sondern als ganzer Continent für sich zu betrachten ist. Mit seinen ungeheuren inneren Hülfsquellen aller Art ist es beinahe gänzlich unabhängig von der übrigen Welt. So ist: „im N. ein Landstrich so groß wie Spanien ganz und gar mit Waldungen bedeckt; dann kommt ein anderes, eben so großes Gebiet, dessen Bevölkerung jede Art Industrie treibt und das, was Feuerung anbelangt, von dem ersteren abhängig ist; dann eine Landstrecke von der zweifachen Ausdehnung Frankreichs, deren feuchtschwarzes Erdreich seit mehr als einem Jahrhundert die reichlichsten Weizenernten abwirft, ohne jemals gedüngt worden zu sein". Unter seiner Bevölkerung von 73 Millionen Seelen, die bis gegen Ende des Jahrhunderts auf hundert Millionen steigen dürfte, befinden sich, wie wir wissen, „40 Millionen homogener Slaven, die gewissermaßen das Mark der Nation bilden, eine ungleich compactere Masse homogener Bevölkerung als irgend anderwärts". (H. A. Munro Butler-Johnstone. A. Trip up the Volga to the fair of Nijni-Novgorod. London 1875. 8°.)

In wirthschaftlicher Hinsicht hat Rußland in neuerer Zeit sich rasch entwickelt; die wichtigsten Factoren auf dem Gebiete materiellen Fortschrittes sind nun: die Entdeckung bedeutender Steinkohlenlager in fast allen Theilen des weiten Reiches, welche unmittelbaren Einfluß auf die Eisenproduction ausübt, und die erstaunlich rasche Verbreitung der Eisenbahnen; dem Bedürfnisse nach solchen ist die Regierung in den letzten Jahren in der freisinnigsten Weise entgegengekommen.

Anfang 1874 betrug die Länge der dem Verkehre in Rußland übergebenen Eisenbahnen 16,204 Km., deren Ertrag sich jährlich auf 395,907,200 RM. oder im Durchschnitt auf 24,440 RM. pro Km. berechnete. Diese Linien durchschneiden das Land von N. nach S., von O. nach W.; im N. wird das baltische Meer in vier Punkten (die finnländischen Häfen ausgeschlossen) von Eisenbahnen berührt werden. Ebenso viele Bahnen sollen bald am schwarzen und asowschen Meer ausmünden, fünf und in kurzer Zeit auch wohl mehr Eisenbahnen werden Rußland mit Oesterreich und Preußen verbinden und ebenso viele bald die Wolga erreichen. Diese Bahnen concentriren sich in den Hauptstädten, von denen sie strahlenförmig auslaufen. Da die Hauptstädte aber weit im O. des Reiches gelegen sind, sollen in nächster Zeit in den W.-Provinzen mehrere das baltische und schwarze Meer unmittelbar verbindende Linien gebaut werden. Die Dichtigkeit und Wohlhabenheit der Bevölke-

rung ist in Rußland weit geringer, als in den westlich liegenden Ländern Europa's. Daher kann im Verhältniß zum Flächenraum des Reiches die Zahl der Reisenden und der zu versendenden Waaren immer nur gering sein. Auch die erst seit 1853 eingeführten Telegraphen haben schon eine ansehnliche Entwicklung erreicht. Es hatten 1875 alle auf russischem Boden, einschließlich Polen und Finnland, vorhandenen Telegraphenlinien eine Länge von 78,073 Km., während die der Drähte 165,444 Km., d. h. fast das Vierfache des ganzen Erdumfangs (= 40,000 Km.) betrug. Auf dem Gebiete der Industrie treten uns stattliche Ziffern entgegen. So besitzt die Baumwollenindustrie nicht weniger als 2391 Fabriken mit 175,000 Arbeitern, welche Waaren im Werthe von 420 Mk. alljährlich erzeugen; die Schafwollfabrikanten stellen in 1339 Etablissements mit 121,000 Arbeitern für 247 Mill. Mk. Streich- und Kammgarnstoffe her, während die uralte bäuerliche Hausindustrie der Leineweber von Selo Welikoje, Kostroma, Jaroslaw und andern Orten nicht weniger als für 16 Mill. Mk. Linnen weben. Im Ganzen besitzt Rußland 90,000 Fabriken, welche mehr als 1 Mill. Arbeiter beschäftigen, für deren Gesundheitspflege allerdings noch sehr wenig gethan zu sein scheint, indem man auf die angegebene Zahl das erschreckende Verhältniß von 60 % kranker Arbeiter rechnen kann. Der Bedeutung nach kommen nach den Textilfabriken die Lederfabriken (2850), Oelfabriken (1903) und Zuckerfabriken, welch' letztere allein für 244 Mill. Mk. per Jahr produciren. Von den übrigen Haus- und Fabrikindustrien sind noch besonders blühend die der Pelzarbeiter, Metallarbeiter, Holzarbeiter, Talg-, Ziegel- und Thonwaaren-Fabrikanten.

Wahrhaft imponirend erscheint die Naturproduction des ungeheuren Reiches mit ihren Riesenwäldern, Minenschätzen und Brodfrüchten für eine ganze hungernde Menschheit. Fast 43 % des ganzen europäisch-russischen Ländercomplexes ist der Wald, der sich indeß noch wenig rentirt. Im Bergbau prognosticirt einer der trefflichsten Kenner russischer Verhältnisse, Wilhelm von Lindheim (Rußland im Jahre der Weltausstellung 1873. Beiträge zur Entwicklungsgeschichte des Zarenreiches. Wien 1874. 8°.) vornehmlich der russischen Eisenindustrie eine großartige Zukunft, sowie er die sibirischen Goldquellen und überhaupt den Metallreichthum des Ural, Altai und Nertschinsk für geradezu unerschöpflich erklärt. Als Fortschritte im Hüttenwesen erwähnt er die Fabrikation des Martinstahles, die Vergrößerung der Kanonengießereien mit Fabrikation nach amerikanischen großartigen Mustern und die Einführung des Bessemer-Processes. In den Tabellen der Hüttenproduction finden wir die Goldausbeute vom Jahr 1872 mit 47,485 Kg. angegeben, was gewiß einen Werth von 103 Mill. RM. darstellt. Die ganze bisherige Ausbeute an Gold seit dem Jahr 1754 soll sich auf 2318 Mill. Mk. belaufen.

Auf dem Gebiete der Landwirthschaft sind nachstehende Daten am bemerkenswerthesten: das europäische Rußland zerfällt seiner Bodenbeschaffenheit nach in zwei Theile, der südliche Theil in seiner ganzen Ausdehnung, von den Karpathen bis zum Uralgebirge, ist die Kornkammer des Reichs, während der nördliche Theil nur spärlich seine eigenen Bewohner ernährt. Die Ausdehnung der mit schwarzer Erde überlagerten Fläche, das sogenannte Tschornoziom, (siehe über dieses: Anatole Le Roy-Beaulieu in der: Revue des deux Mondes vom 15. August 1873) wird auf 936,000 □ Km. geschätzt, was fast der Größe des gegenwärtigen Frankreichs nebst Spanien gleichkommt. Rußland soll jetzt im Durchschnitt nach Abzug der Saat 460,785,000 Hectoliter Korn und Kartoffeln erzeugen; davon dienen zum Verbrauch der einheimischen Bevölkerung 366,338,500; fast 20 Millionen werden zur Branntweinproduction verwandt, und bleiben daher an 74 Millionen zur Ausfuhr übrig. In Wirklichkeit gingen aber bisher nicht über 21—25 Millionen Hectoliter über die Grenze, und nur im Jahre 1870 sind über 42 Millionen ausgeführt worden. Sonach bleibt jährlich ein bedeutender Ueberschuß zur Deckung von Ausfällen in Folge von alljährlich sich wiederholenden partiellen Mißernten. Einem großartigen Aufschwunge der Kornproduction stehen die seit der Emancipation eingeführte Gemeindewirthschaft, das drückende Steuersystem wie der Mangel an Intelligenz, welcher die schnelle Einführung von Maschinen verhindert, und Mangel an Capitalien hinderlich im Wege. Neben dem Korn mehrt sich auch die Production anderer Gegenstände, und vor allem des Flachses. In einem großen Theile der Nordhälfte ist Flachs das einzige Bodenerzeugniß. Vor einigen Jahren noch schätzte man die Gesammtproduction des Flachses in Rußland auf 196½ Mil-

lionen Kg. im Durchschnittspreise von 25 Pf. per Kg. Im Jahre 1870 wurden aber bereits 170,250,000 Kg. exportirt, folglich muß, da der Verbrauch im Lande sich nicht gemindert, die Gesammterzeugung 327 Mill. Kg., d. h. das Doppelte von dem, was das ganze übrige Europa erzeugt, betragen. Die Erzeugung von Runkelrübenzucker hat sich seit dem Jahre 1862 verdoppelt und es steht dieser Industrie in den südlichen Provinzen des Reiches eine große Zukunft bevor. Welch' nahezu unberechenbaren Einfluß auf die Verwerthung der russischen Bodenproducte der Ausbau des gewaltigen Schienennetzes ausüben muß, erhellt schon aus dem einen Umstande, daß Rußland im Jahr 1873 mehr als 70 Mill. Zollcentner Getreide ausführte. Unter dem Cerealienexport figuriren indeß auch für nicht weniger als 6½ Mill. Mk. Sonnenblumen- und Senfkörner. Nach den Körnerfrüchten kommen bei der Ausfuhr: der unverarbeitete Flachs, die Schafwolle, Vieh, Holz, Leder, Pelzwerk, Metall, Talg, während beim Import rohe Baumwolle, Metallarbeiten, Maschinen, Thee und Wollgewebe die ersten Posten einnehmen. Die Gesammtzollbewegung belief sich 1872 auf 2315 Mill. Mk., wobei etwa 92 Mill. auf den asiatischen Handel kamen. In den Tabellen der auswärtigen Handelsbewegung folgen sich die Hauptstaaten in folgender Weise: England, Preußen, Frankreich und Oesterreich, wobei das erstere mehr von Rußland kauft als es ihm verkauft, während bei dem letzteren das umgekehrte Verhältniß der Fall ist. Von sonstigen Producten wurden im Jahre 1870 von Talg 21,785,000 Kg., gegen 57—65 Mill. in früheren Jahren, und an Wolle 16,080,000 Kg. ausgeführt; auch hier ist eine Verminderung der Production eingetreten, denn die russische Wolle kann mit der australischen nicht concurriren. Seit 1870 bis 1874 hat der Handel überhaupt, was die Ausfuhr von Rohproducten betrifft, bedenklich abgenommen; nur die Ausfuhr von Leinsamen hat zugenommen; am meisten führten aus: die Häfen von St. Petersburg-Kronstadt und Rostow, am wenigsten Graewo (an der preußischen Grenze) Nikolajew, Reval und Archangel.

Bezüglich des inner-russischen Handels zeigt uns dagegen eine Tabelle der Jahrmärkte, daß die altberühmte Messe von Nischnij-Nowgorod im Laufe von zwei Meßmonden einen Umsatz von 320 Millionen Mark aufweist, also trotz der Eisenbahnen noch ihren alten Ruf als großartiger Weltmarkt bewahrt hat.

Nächst der Nischneier Messe sind die von Charkow, Pultawa, Woronesch, Jekaterinoslaw und Kursk die bedeutendsten. Wenn man nun bedenkt, daß die landwirthschaftliche Enquête 1873 die Gesammtwerthe der russischen Ackerbauproduction des einen Jahrs auf beinahe 4180 Millionen Mark geschätzt hat, wobei die Production die Consumtion um das Vierfache übersteigen dürfte, so sieht man staunend, welche ungeheuren Hülfsmittel das Zarenreich in seinem Schooße birgt. Hält nun die Vervollständigung des Verkehrsnetzes mit dieser seit zehn Jahren um nahezu 50 % angewachsenen Production einigermaßen gleichen Schritt, so wird Rußland, dessen Schienenwege an Ausdehnung bereits den fünften Rang einnehmen, bald mit den Vereinigten Staaten als Export-Ländercomplex in die Schranken zu treten vermögen. Wer noch vor kaum einem Jahrzehnt mit der Troika und der primitiv-halsbrecherischen Tarantaß im heiligen Rußland gereist ist, wie würde dem heute zu Muth sein bei diesem hastenden Verkehrsfortschritt, der nur über dem Ocean drüben seines gleichen hat? Ja, Lindheim und Graf Leublfing haben Recht, wenn sie der Ansicht huldigen: La Russie est le pays de l'avenir.

§. 22. Das Fürstenthum Serbien.

Serbien, etwa von der Größe Bayerns, 43,500 □Km. groß, ist, wie wir schon wissen, gegen N. vorherrschend ein Hügelland, gegen S. und O. dagegen Gebirgsland mit langgestreckten Thälern, welches sich jedoch nicht zur alpinen Höhe erhebt. Das Land ist durchgehends fruchtbar und reich bewaldet, aber noch relativ dünn bewohnt, obgleich die Bevölkerungsziffer in ansehnlichem Steigen begriffen ist. Nach der Zählung im Jahre 1874 betrug die Einwohnerzahl 1,352,522 Köpfe gegen 1,246,346 im Jahre 1866; der jährliche Zuwachs beträgt demnach ungefähr $1,_{9}$ %. Auf 1 □Km. leben 33 Personen gegen 28 im Jahre 1866. Am dichtesten bevölkert ist die Landschaft Schumadija mit etwa 40 Einw. auf dem □Km. Das Sexualverhältniß ist für ganz Serbien, sowie die einzelnen Landestheile ein normales; die herrschende Kirche ist die griechisch-katholische und zu ihr bekennen sich $99,_{15}$ %; Moslims gibt es $0,_{41}$, römische Katholiken $0,_{28}$, Juden $0,_{13}$ und Protestanten gar nur $0,_{03}$ %. Die Stadtbevölkerung beträgt 10—11 % der Gesammtbevölkerung, welche in ethnischer Hinsicht in drei Stämme und Sprachen zerfällt: die serbische, bulgarische und rumänische Nationalität. Außer diesen verdienen noch die Zigeuner und Juden einige Beachtung. Das weitaus überwiegende ist natürlich das serbische Element, welches sich in Dalmatien, der Herzegowina, in Crnagora, in Bosnien, endlich in Serbien selbst findet, hier aber rein nur in den westlichen Bezirken, ungefähr bis an die Morawa, je weiter östlich, desto mehr von Bulgaren und Rumänen überwuchert.

Die Serben sind ein Volksstamm von uraltem Charakter, in dessen Geistesfluge viel Poetisches ist, welcher die Vortrefflichen seiner Vorzeit, unter Begleitung des monotonen nationalen Musikinstruments, der Ahorn-Gusla, besingt; bei welchem das rohe Aeußere häufig männliches Selbstgefühl und anziehende Innigkeit verhüllt. Die Serben sind meist hoch und schlank gewachsen, von kräftigem Muskelbau und edler, regelmäßiger Gesichtsbildung. Die Männer haben durchgehends ein stolzes martialisches Ansehen, und schon ihr Gang und ihre Haltung zeugen von Muth und Selbstgefühl. Bewaffnet erscheinen sie als echte Söhne des Ares. Ihre Kleidung ist auf dem Lande durchgehends die orientalische, bestehend hauptsächlich in weiten, oberhalb der Kniee zugeschnürten Beinkleidern, in einer mit Schnüren reich bordirten Jacke und einem Fez mit Quaste als Hauptbedeckung. In den größeren Städten, namentlich in Belgrad, tragen sie sich größtentheils schon ganz europäisch-modisch. Auch die Frauen sind meistens wohlgestaltet, von schlankem Wuchs und edler Physiognomie, ihr Auftreten zeugt ebenfalls von Stolz und Selbstgefühl. Auch sie kleiden sich auf dem Lande noch vorherrschend orientalisch, dagegen in den Städten meistens westeuropäisch. Nur tragen hier die verheiratheten Weiber, vor allen die älteren, als Kopfbedeckung in der Regel noch den

rothen Fez, um den sie ihre Haartouren auf künstliche Weise schlingen, eine Coiffure, die ihnen gar nicht übel steht. Die Serben halten viel auf ihre Religion, die griechisch-orthodoxe. Gleichwohl aber genießt die Geistlichkeit in Serbien bei dem Volke nicht dasselbe Ansehen und hat auch nicht denselben Einfluß, wie bei vielen anderen Völkern. Was die Lebensweise der Serben betrifft, so sind sie äußerst mäßig und nüchtern. Schmerbäuche sieht man nie, und ein betrunkener Serbe gehört zu den größten Seltenheiten. Wie überall im Orient, so ist auch in Serbien die Gastfreundschaft noch sehr zu Hause. Auch ist der Serbe gegen Fremde äußerst dienstfertig und zuvorkommend. Man sagt den Serben nach, sie seien der Arbeit nicht sehr hold, weßhalb sie an Wohlhabenheit nicht zunehmen; sie bringen durch Bodencultur nur das hervor, was unbedingt zum eigenen Leben nothwendig ist, nicht mehr und nicht weniger. Der im Uebrigen, vor Beginn des letzten serbisch-türkischen Krieges 1876, glänzende Zustand des serbischen Staatswesens spricht hingegen sehr zu Gunsten des serbischen Volkes.

Nebst den Bulgaren, deren man etwa 100,000 zählt, sind die ebenfalls in den östlichen Bezirken lebenden, ungefähr 175,000 Rumänen das wichtigste Volkselement. Sie zeichnen sich, wie anderwärts so auch hier, vor den sie umwohnenden anderen Racen durch regelmäßigere und schönere Gesichtszüge aus. Außerdem sind die serbischen Rumänen fleißig, arbeitsam, sparsam und hängen zäh an ihrer nationalen Tracht und Sprache. Die Rumänen in Serbien haben verhältnißmäßig doppelt so viel Schulen und Kirchen als die Serben. Aber der Unterricht wird ausschließlich in serbischer Sprache ertheilt, da das Gesetz in Serbien außer der serbischen keine andere Nationalität anerkennt. Trotzdem serbisiren die Rumänen sich nicht; im Gegentheil macht die Rumänisirung Fortschritte. Zu den Rumänen können wir auch die sogenannten Zinzaren oder Kutzo-Wlachen rechnen, welche in Serbien dieselbe Rolle spielen, wie die Juden in vielen ungarischen, besonders aber polnischen Dörfern, nur daß sich jene auf die Förderung ihrer Interessen noch weit besser verstehen als diese. Ihre Zahl beläuft sich auf 20—25,000. Die Zahl der Zigeuner schwankt zwischen 25- und 30,000. Sie sind sämmtlich ansäßig, ja es gibt rein zigeunerische, sehr elende Dörfer. Zu ihren Hauptbeschäftigungen zählt hier die Ziegelbereitung. Die Zahl der Juden ist äußerst klein, kaum 1500. Da ihnen im ganzen Lande das Recht der Niederlassung, ja des Handeltreibens, außer Belgrad, gesetzlich entzogen ist, können sie sich auch nicht vermehren. Sie stammen von den vor der Inquisition hierher geflohenen spanischen Juden und sprechen noch heute spanisch.

In Serbien fehlt es an einer Industrie vollständig. Selbst die Hausindustrie steht auf sehr niedriger Stufe. Die beinahe ausschließlichen Beschäftigungen des Volkes bilden Ackerbau und Viehzucht und auch diese geben von sehr unentwickelten Zuständen Zeugniß.

Großgrundbesitz existirt in Serbien gar nicht. Der sämmtliche Grundbesitz ist unendlich zerstückelt in den Händen der Bauern. Da aber kein Grundbesitz mit neuzeitlichen Verbesserungen im Ackerbau beispielgebend vorangeht, steht das Volk hinsichtlich des Ackerbaues ungefähr dort, wo seine Vorfahren vor Jahrhunderten standen. Als Ursachen der geringen Entwicklung des Ackerbaues nennt man die fast vollständige Isolirtheit des Landes von der Außenwelt wegen des Mangels der Communicationsmittel; das Steuersystem, indem in Serbien keine Grundsteuer existirt; den Mangel des Catasters und der Commassation; die große Zahl kirchlicher und häuslicher Festtage; hauptsächlich die niedrige Bildungsstufe des Volkes, das seine einfachen Bedürfnisse auch mit wenig Arbeit und blos theilweiser Bebauung seines Grundbesitzes befriedigt; endlich die angestammte Arbeitsscheu des serbischen Stammes. Aus diesen Ursachen liegt über die Hälfte des culturfähigen Bodens brach und der übrige ist höchst mangelhaft cultivirt. Dagegen ist die Viehzucht ziemlich stark entwickelt; der Serbe ist von Hause aus ein Hirte; das Hirtenleben, als das freieste und müheloseste, sagt ihm am meisten zu. Vorzüglich ist es die Schweinezucht, die hier cultivirt wird; die Schweine bilden den eigentlichen Reichthum des Landes, da sie massenhaft ausgeführt werden.

Die Ortschaften sind nach Maßgabe der geringen Einwohnerzahl meist von unbedeutender Größe und spärlich über das Land verstreut. Die Dörfer bestehen in der Regel nur aus einstöckigen Lehmhäusern, deren Mobiliar und Geräthschaft das Bedürfniß eines Hirten selten übersteigt. Ein jedes größere Dorf aber — und das muß hier gleich hervorgehoben werden — hat, wenn auch nicht immer eine Kirche, so doch ein Schulhaus, in welchem ein im Lande selbst geprüfter und vom Staate besoldeter Seminarist der Jugendbildung vorsteht, ein Umstand, der beweist, wie große Sorgfalt die serbische Regierung auf die Volksbildung verwendet. Auch für die höhere wissenschaftliche Bildung ist in Serbien viel geschehen. So hat Belgrad eine Akademie, an welcher außer der Medicin alle Fächer des Wissens vertreten sind, und diese Akademie hat bei den ausländischen Serben und anderen Südslaven schon einen solchen Ruf erlangt, daß sie eben so stark von fremden als von einheimischen Studirenden frequentirt wird. Außer dieser gibt es noch mehrere vom Staate gegründete ausgezeichnete Bildungsanstalten. Unter anderen existirt in Belgrad eine höhere Töchterschule, welche in Betracht ihrer vorzüglichen Einrichtung und ihrer ausgezeichneten Lehrkräfte, der weiblichen wie der männlichen, selbst in Deutschland und in der Schweiz ihres Gleichen sucht. Dieselbe ist eine vom Staate gegründete und unterhaltene akademische Anstalt. Die größeren Ortschaften, von denen die beiden Hauptstädte Belgrad und Kragujévaz die wichtigsten sind, haben mehr oder weniger schon ein civilisirtes Ansehen, und Belgrad als Sitz der Regierung und Ausgangs- und Mittelpunkt der heimischen Cultur hat schon ein ganz modern städtisches Kleid angezogen.

Belgrad (serb. Beograd, d. h. Weissenburg), die befestigte Hauptstadt des Landes mit 27,000 Einwohnern, liegt am Zusammenflusse der Save mit der Donau und hat, seitdem 1867 die Türken auf das Besatzungsrecht in der Festung verzichteten, mächtige Culturfortschritte gemacht. Belgrad athmete seither auf und jeder Athemzug zertrümmerte die häßlichen Baracken der alten Türkenhäuser und schuf ein neues, europäisches Haus, eine neue Straße. Ueberall neue, moderne, hellangestrichene Häuser, neue Läden mit großen Schaufenstern, ganz großstädtisch anzuschauen! Das Türkenviertel am Donauufer ist gleichfalls verschwunden, und nur einige Türkenhäuser, die Moschee, neben sich das hohe, schlanke Minaret, sind die ganzen Reste der Türkenstadt. Neben der Moschee existirt aber heute ein gut eingerichtetes Theater, und alle Hauptstraßen erfreuen sich jetzt der Wohlthat des Pflasters, wenn dieses auch noch Manches zu wünschen übrig läßt und Trottoirs fehlen. Auch die Festung ist aufgeräumt; Bastionen, Mauern und Gräben sind ausgebessert, und auf den ersten Blick ist zu erkennen, daß eine tüchtige Regierung nunmehr im Besitze der alten Türkenfestung ist.

Nebst Belgrad ist nur die im Centrum des Landes gelegene ältere Hauptstadt Kragujévaz mit 5000 Einw. erwähnenswerth. Die am rechten Drinaufer gelegene Festung Klein-Zwornik gehört nicht den Serben, sondern

Digitized by Google

liegt auf türkischem Gebiete, welches hier über den Fluß greift. Kruschevaz und Alexinaz im S., Knjaschevaz und Zaitschar im O. sind durch die jüngsten Kriegsereignisse bekannt geworden.

Wer im letzten Jahrzehnt Serbien wiederholt bereist hat, kann sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß dort der Fortschritt, und zwar ein sehr namhafter, begonnen hat. Dies kann man besonders auf einer Rundreise wahrnehmen, welche die Hauptstädte der 17 Bezirke des Landes verbindet. Genug bequeme, mit Rohrdecken überdeckte Wagen und geübte Kutscher stehen ihm in den Städten mit lebhafterem Verkehr zur Verfügung und in jede Bezirkshauptstadt führt eine gemachte und meist im guten Stande erhaltene Landstraße. Die den Verkehr erleichternden neuen Straßenlinien verbindet auch der Telegraphendraht. Ebenso zeugen die Bezirkshauptstädte von Fortschritt, durch ihre (vollständig oder theilweise) planmäßig neue, wohlproportionirte und zweckmäßige Anlage. Den Fortschritt beurkunden häufig auch einzelne Dörfer durch die besonders hervorragenden neueren Gebäude, von denen meist das eine die Schule, das andere die Kirche, das dritte der Gasthof ist, welcher türkisch „Beana" genannt wird.

In staatlicher Beziehung gehört Serbien zu den halbsouveränen Staaten, denn es steht zu der Türkei in einem Unterthänigkeits- oder Vasallenverhältniß, welches, obgleich gegenwärtig nur mehr durch einen, 400,000 RM. betragenden Tribut ausgedrückt, doch ein peinliches Ueberlebsel aus dem Mittelalter bildet. Dieses Verhältniß zu brechen, die völlige staatliche Unabhängigkeit zu erringen, war der Zweck des Krieges 1876; zwar führte derselbe noch nicht zum Ziele, doch dürfte die Selbständigkeit Serbiens, sowie jene des in gleicher Lage befindlichen Rumäniens, nur eine Frage der Zeit sein.

An der Spitze des Staates steht der constitutionelle Fürst, ein eingeschränkter Monarch bisher unter der Suzeränität des osmanischen Reiches. Die höchste gesetzgebende Behörde des Landes ist die Skuptschina, die unmittelbar aus der Wahl des Volkes hervorgeht. Die Administration ist wesentlich der preußischen nachgebildet und zeichnet sich im Allgemeinen aus durch Ordnung und exacte Amtsführung. Die Finanzen stehen, Dank der außerordentlichen Sparsamkeit der Serben, besser, als in vielen anderen Ländern, trotzdem, daß der natürliche Reichthum des Landes noch fast gar nicht ausgebeutet ist, daß außer der Viehzucht noch keine nennenswerthe Industrie besteht und mithin das Volk im Allgemeinen arm ist. Das serbische Militärwesen ist hauptsächlich dem schweizerischen nachgebildet. Jeder erwachsene Mann, der Waffen tragen kann, ist Soldat, und Jeder sorgt auf eigene Kosten für seine Ausrüstung und Bewaffnung, soweit dieselbe sich zu persönlichem Besitzthum eignet. Für alles Andere, als für Kanonen, Belagerungs- und Feldgeräthe, Bespannung u. s. w., sorgt der Staat. Auf diesem Wege ist es in Serbien möglich, mit verhältnißmäßig sehr geringen Mitteln ein großes Heer auf die Beine zu stellen. Der letzte Feldzug hat jedoch klar dargethan, daß einer solchen Armee alle Mängel eines Milizheeres ankleben. Im Ganzen genommen hat Serbien in seiner Entwicklung und Verfassung, ganz besonders aber in seinem Schul- und Militärwesen manche Aehnlichkeit mit der Schweiz, und sehen wir dieses kleine slavische Fürstenthum im Besitze von Cultureinrichtungen, wie sich deren weder das griechische oder gar das türkische Regiment, noch selbst das benachbarte Rumänien rühmen kann. In Serbien sind unzweifelhaft die Ansätze zu einem Cultur-Kerne vorhanden, um den sich früher oder später verwandte Elemente krystallisiren werden; den Orient kann man heute dort nicht mehr studiren; von Serbien ist der wirkliche Orient noch weit entfernt; vielleicht so weit wie der wirkliche Occident. (Hauptwerke über Serbien: F. Kanitz. Serbien. Historisch-ethnographische Reisestudien aus den Jahren 1850—1868. Leipzig 1868. 8°. und das vortreffliche, umfangreiche, serbisch verfaßte Werk von Milan Dj. Milečević. Knezevina Srbija. Belgrad 1876. 8°.)

§. 23. Das Fürſtenthum Crnagora oder Montenegro.

Montenegriner.

Dieſes kleine waſſerarme und höhlenreiche Land in den Kalkbergen der Herzegowina, blos etwa 4500 □Km. groß, wird rings umher von türkiſchem Gebiete umſchloſſen, die W.-Seite ausgenommen, wo ein ganz ſchmaler Streifen Oeſterreichiſch-Dalmatiens es von der nahen adriatiſchen Meeresküſte trennt. Das Fürſtenthum trägt nicht blos im Slaviſchen, ſondern in allen Sprachen die Bezeichnung „Schwarze Berge", denn auch die Türken nennen es Kara Dagh, was das nämliche bedeutet. Der Hauptfluß der Crnagora iſt die in den See von Skutari mündende Moratſcha, und das im O. von dieſem Fluſſe gelegene Land heißt die Berda, weßhalb das Staatsoberhaupt auch den Titel eines Fürſten der „Crnagora und der Berda" führt. Obgleich factiſch unabhängig und unter dem Schutze Rußlands und Oeſterreichs ſtehend, wird von den Türken das Fürſtenthum doch ohne jegliches Recht als ein ihnen tributäres Land betrachtet, deſſen etwa 120,000 Köpfe betragende, meiſt ſehr arme Bevölkerung indeß ſie auf das bitterſte haßt. Der Fürſt, welcher früher die geiſtliche Würde eines Vladika vereinigte, herrſcht mit einem ſelbſtgewählten Senate; das Land ſelbſt iſt in 8 Nahien getheilt, die in 39 Stämme zerfallen. Die Crnagorzen ſind ſerbiſchen Stammes, ſtehen jedoch an Geſittung tief unter ihren Brüdern im Fürſtenthume Serbien; ſie ſind ſehr abergläubiſch, glauben an Gei-

ſter, Vampyre, Hexen, Sturmgenien u. ſ. w. und zeichnen ſich durch hohe Kriegstüchtigkeit, aber auch durch Grauſamkeit aus, die ſie in den langen Kämpfen früherer Zeiten mit den Türken von dieſen angenommen haben. Naſen, Ohren und Oberlippe werden den beſiegten Feinden abgeſchnitten, wohl auch ein Theil der Stirnhaut als Siegestrophäe ſcalpirt. Handel iſt faſt gar nicht vorhanden, auch wird nichts erzeugt, vielmehr müſſen die wichtigſten Bedarfsartikel aus Dalmatien bezogen werden. Die einzige nennenswerthe Stadt des Landes iſt die Haupt- und Reſidenzſtadt Cetinje, zu welcher ein recht mühevoller Weg von Cattaro aus führt.

Cetinje liegt in einem gegen SO. orientirten länglichen Becken von circa 3000 Schritt Länge und 1000 Schritt Breite. Die Ebene dieſes meiſt aus Moorgrund beſtehenden Beckens iſt ungefähr in ſeiner Mitte durch eine niedere Karſtpartie unterbrochen, zunächſt welcher das Städtchen ſich erhebt. Der Horizont iſt durch einen Gebirgsring abgeſchloſſen, der im SO. am niedrigſten iſt, wo der Uebergang nach Rjeka führt, dem Bezirksorte an dem gleichnamigen Fluſſe, dem einzig ſchiffbaren in der Crnagora, der aus der geheimnißvoll dunklen Tiefe einer mächtigen Kalkſteinhöhle in fortwährender Brandung rauſchend hervorbricht. Cetinje vergrößert ſich von Jahr zu Jahr, was ſeine neuen und meiſt einſtöckig aufgeführten Häuſer, die ohne Ausnahme Ziegeleindeckung nach italieniſcher Art haben, beweiſen. Bauart und Einrichtung gleichen überhaupt jenen in S.-Dalmatien, weil die Mehrzahl der Profeſſioniſten von dorther kommt. Cetinje hat eine 400 Schritte lange, 15 Schritte breite Gaſſe, aus welcher eine ebenſo bequeme im rechten Winkel nach dem fürſtlichen Schloſſe abzweigt.

§. 24. Das Fürſtenthum Rumänien.

Dieſes geographiſch durchaus zu Mitteleuropa gehörende, 121,000 □Km. umfaſſende und $4\frac{1}{2}$ bis 5 Millionen Einwohner zählende Karpathenland beſteht aus den ſeit 1858 vereinigten Donaufürſtenthümern Walachei und Moldau und bildet einen, gleichwie Serbien zur Pforte in unnatürlichem Vaſallenverhältniß ſtehenden Staat mit einem erblichen Fürſten, Domnu oder Domnitor genannt, an der Spitze und einer conſtitutionellen Regierung mit einem Senate und einer von Wahlcollegien gewählten Deputirtenkammer. Das Heer beträgt an 80,000 Mann, und auf der Donau, dem Grenzſtrome gegen die Türkei, wird eine kleine Flottille unterhalten. Einen Seehafen beſitzt Rumänien nicht, obgleich es eine ganz kleine Küſtenſtrecke am Pontus beſitzt. Die Walachei iſt die ſüdliche Abdachung des ſiebenbürgiſchen Hochlandes bis zur Donau hin und wird durch die Aluta oder Olt in die kleine (weſtliche) und große (öſtliche) getheilt; das Flüßchen Milkowa ſcheidet ſie von der

Moldau, nämlich dem O.-Abhange von Siebenbürgen mit den drei Mündungsarmen der Donau, vom Sereth durchflossen und durch den Pruth eine große Strecke vom russischen Bessarabien getrennt.

Höhe, Ausdehnung, Breite, Abdachung und Wasserscheiden der in einem mächtigen Bogen Rumänien von W. über N. nach O. umspannenden Karpathen bedingen den Charakter des Landes, welches deutlich in die Region des Hochgebirges, des hügeligen Mittellandes und der Niederung geschieden ist. Das Hochgebirge mit seinen Felsen und Urwäldern birgt alle Arten der Metalle, kostbare Mineralquellen, Wild und Holz in Masse; aber diese Schätze ruhen, schwer zugänglich, wenig gekannt und kaum von Menschenhänden berührt, in und auf der Erde; das Hügelland ernährt auf seinen saftigen Triften zahllose Heerden, deren Fleisch aber dem Volke nicht zugute kommt und deren Häute besser im Ausland als auf heimischem Boden gegerbt und verarbeitet werden; edler feuriger Wein wächst in Menge, aber nachlässig gebaut und behandelt, bis wir endlich, südlich vorschreitend, die Kornkammer Europa's erreichen. Hier gedeihen Mais, Waizen, alle andern Getreidearten und Feldfrüchte in endloser Fülle, ohne Mühe und auf einem Boden, welcher noch lange Jahre keines Düngers bedarf; herrliches Obst, aber in geringer Menge, weil seine Zucht schon Geduld, Kenntniß und Mühe erheischt. Das sind die Schätze und Güter aller Art, welche eine gütige Vorsehung den Rumänen in überreicher Menge seit uralten Zeiten bescheert; aber gerade diese üppige Productionsthätigkeit der Natur bedingt die leichte, mühelose Ernährungsweise des Volkes, macht dasselbe träg und hat es so lange der Knute und Knechtschaft unterthan zu erhalten vermocht. Rumänien ist ein mit Gütern aller Art reich gesegnetes Land, mit großartiger Hochgebirgsnatur sowohl als mit der Melancholie der endlosen Ebene. Daher stammt die große Liebe des Rumänen für seine Heimath, deren Naturreichthum und Schönheit alles irdische Ungemach ausgleichen und überwinden, und nicht mit Unrecht ruft er dem Fremdling zu: „Wer einmal von dem Wasser der Dumbowitza getrunken hat, den dürstet's und verlangt er stets darnach."

Der Rumäne, dessen angebliche Herkunft von den alten römischen Colonisten Dakien's neuestens Gegenstand eines gelehrten Streites geworden, spricht ein zum romanischen Sprachstamme gehöriges Idiom, hängt der griechischen Kirche an und ist im Durchschnitt mittlerer Größe, mitunter sogar klein und mager, von südlichem Gepräge, ein kräftiger Schlag mit überwiegender Schönheit der Männer, blendend weißen Zähnen, zierlichen Händen und Füßen, voller Anmuth im Gang und blitzschnell wie Forellen in der Bewegung, von geringen Bedürfnissen leiblicher, fast keinen geistiger Art, von leichter Auffassung, gutherzig, gastfreundlich, in Strapazen von seltener Ausdauer, im Falle der Noth tapfer, aber träg und mißtrauisch, unwissend und abergläubisch. Wie die Männer an Körperschönheit durchschnittlich die übrigens gleichfalls prächtigen Frauen überragen, so müssen wir den letzteren einen entschieden größeren Werth zuerkennen; sie sind, was Schulbildung anbelangt, noch viel mehr vernachlässigt als das männliche Geschlecht, aber ihre natürlichen guten moralischen und intellectuellen Anlagen in dem Maße unverdorbener als das männliche Geschlecht durch mehr aber schlechte Schulen und Bildungsanstalten ein faules und schädliches Wissen sich angeeignet oder auf-

bringen läßt. Daß das eigentliche Volk indeß heutzutage noch ſo unverdorben und gutwillig iſt, möge uns erkennen laſſen wie groß und unverwüſtlich ſeine guten Anlagen und Eigenſchaften ſind. Etwa 3 ½ Millionen Rumänen, alſo ¾ der Geſammtbevölkerung, ſind Bauern.

Wenn nicht Rauch oder Hundegebell dem Reiſenden ſchon aus der Ferne das Daſein eines Dorfes verkünden, ſo kann es kommen, daß derſelbe erſt ganz in der Nähe ein ſolches erkennt, da die meiſten Häuſer, oder beſſer Erdhütten, tief in der Erde liegen, mit kleinen Fenſtern nahe am Erdboden, und das coniſche Dach, von Stroh- oder Maisgeflecht, halb verwittert und ſtellenweiſe von Moos überzogen, auch ein gutes Auge in die Irre führen kann. Zieht die Straße durch das Dorf, ſo iſt häufig Aus- und Eingang durch einen beweglichen Balken geſchloſſen, welcher von bettelnden, ganz und halb nackten Zigeunerkindern geöffnet wird. Die große Mehrzahl der eigentlichen Landbevölkerung wohnt in ſolchen dürftigen Erdhütten, welche zwei größere geſchiedene Räume enthalten, deren einer Wohn-, Schlafſtube und Küche iſt und nebenbei allerlei Kleinvieh beherbergt, der andere als Vorraths- und Futterraum dient. Drei Thiergattungen ſind in den rumäniſchen Dörfern reichlich vertreten, Schweine, biſſige Hunde und — Flöhe. Selten findet ſich ein Gärtchen mit einigen Küchengewächſen oder gar Blumen, Fruchtbäumen und ſchattigem

Walache.

Grün. Am meiſten noch pflanzt man Zwetſchke, da ſie wenig Pflege verlangt und aus ihr die beliebte Tſchuka gebraut wird.

Der Rumäne iſt früh reif und altert früh, die Ehen werden früh geſchloſſen und ſind in der Regel reich mit Kindern geſegnet, von denen aber die Mehrzahl das zehnte Lebensjahr nicht erreicht. Bei den Geburten überwiegt das männliche Geſchlecht, zeichnet ſich aber auch durch eine viel größere Sterblichkeit aus. Mit 25 bis 30 Jahren wird das rumäniſche Weib, in der Jugend faſt ausnahmslos von junoniſcher Geſtalt, eine alte runzelige Matrone, denn es iſt auch hier das gequälte Laſtthier, während ſein Herr und Gebieter gern den Faulpelz ſpielt. Ein Kind auf dem Rücken, eines unter dem Herzen, ein drittes am Rockſchoß nachziehend, ſo ſieht man oft ein achtzehnjähriges Weib mit einer Laſt auf dem Kopf, und einen kleinen Spinnrocken in der Hand vor ſich hertragend, auf dem Gang in's Feld begriffen. Ihre Tracht kennzeichnet ſich durch das lange Hemd, den Mangel an einem Rocke, die Schürze vorn und hinten und das maleriſch um den Kopf geſchlungene Tuch. Die Art und Weiſe des bäuerlichen Wein- und Feldbaues, Werkzeuge und Geräthe, Fuhrwerk, alles iſt roh, unbeholfen und ſchwerfällig, erfordert viel Anſtrengung, unnöthige Zeit und Kraft, und ſchmälert Ertrag und Gewinn. Hier und da führen wohl einige reiche einſichtige Gutsbeſitzer Verbeſſerungen ein, allein ihr Vorgang findet nur ſchwer und langſam Nachahmung. Der Bauer leidet ferner unter der großen Menge von Kirchen- und Feſttagen, deren Feier ſein leibliches und geiſtiges Wohl grob ſchädigt, dem Lande die tiefſten Wunden ſchlägt und ſeinen Wohlſtand nicht aufkommen läßt. Seine Koſt iſt vorwiegend vegetabiliſcher Natur, hauptſächlich Mais, welcher in verſchiedenen Arten der Zubereitung verzehrt wird. Das nationale Gericht iſt der Maisbrei, die „Mamaliga", und das Lieblingsgetränk der Zwetſchkenbranntwein, die „Tſchuka"; nach ihnen kommen die anderen Feldfrüchte, Milch, Eier und in letzter Reihe erſt das Fleiſch, namentlich Schweinefleiſch. Unter den ländlichen Vergnügungen ſtehen Muſik und Tanz voran, ein ſchlechter Geiger bringt ein ganzes Dorf auf die Beine und entfeſſelt alle Kehlen; ſämmtliche Sang- und Tanzweiſen ſind nationale, bald ausgelaſſen und wild, bald ſanft und rührend, ſehr graziös, und es gewährt ein ſchönes Bild, wenn in bunten Reihen und kleidſamer Tracht die feurigen Burſche mit den koketten Mädchen dahin wirbeln, wie es bei der „Hora" der Fall iſt. Faſt ſämmtliche Kleidungsſtoffe werden im Lande gewebt und verfertigt, die Arbeit iſt zierlich und ſelbſt elegant, Schnitt und Tracht höchſt kleidſam, Flitterſtaat und grelles Farbenſpiel ſehr beliebt. Leider ergeben ſich die Männer gern dem Trunke, und es kommt leicht zu blutigem Streit. Todtſchlag und Viehdiebſtahl bilden die Hauptverbrechen der ländlichen Bevölkerung, deren Schulbildung auf einer niedrigen Stufe ſteht.

Walachin.

Die Rindviehzucht wird im großen Ganzen ohne Syſtem betrieben und die

noch zu Friedrichs d. Gr. Zeiten glänzende Pferdezucht ist sogar sehr vernachlässigt; ebenso wenig ist von einer rationellen Landwirthschaft die Rede; folgen sich mehrere gesegnete Jahre, so ist man stolz auf die mühelosen Erfolge; gibt es Mißernten und verheerende Seuchen, so beschuldigt man die Mißgunst der Elemente oder den Zorn eines beleidigten Heiligen. Man hat im übrigen Europa gar keinen Begriff, welche Massen von Geld durch ein glückliches Jahr in's Land kommen, wenn in erster Linie Mais und Waizen und alle übrigen Feldfrüchte gediehen sind, wenn keine Seuche, keine Dürre, keine Steppenbrände, keine unerbittlichen Fröste die zahlreichen Heerden dahingerafft haben. Jeder, auch der Aermste, erfreut sich eines gewissen Ueberflusses, man schwelgt sorglos dahin und vergißt alles erduldete Ungemach: da erwacht eine unbändige Reiselust, welche die besseren Stände in Schaaren über die Grenzen treibt, und in nicht minderem Maß als der glücklichen Heimath kommt ein solcher Erntesegen den bekannten Luxusbädern, den Modewaarenhandlungen von Wien und Paris zugute.

Wenn wir aber sehen, daß auf 1000 Einwohner 7 industrielle kommen, daß die etwa vorhandenen größeren industriellen Geschäfte und Anlagen meistens in Händen von Ausländern sind, wenn wir aus den Handelsberichten erkennen, daß die Ausfuhr industrieller Erzeugnisse kaum der Rede werth ist, dagegen die wichtigsten Rohproducte in's Ausland verschickt werden müssen, um dort gehörig verarbeitet zu werden und als brauchbare Waare in ihre Heimath zurückzukehren, wie dies mit Mehl, Leder, Wollstoffen, Pottasche u. dgl. der Fall ist, so werden wir mit Recht sagen dürfen, daß Rumänien in industrieller Beziehung ein sehr armes Land ist. Zu dieser Stunde existirt in ganz Rumänien keine nennenswerthe Fabrik. Klima und natürliche Beschaffenheit des Landes weisen den Rumänen vor allem auf Landwirthschaft, Viehzucht und Hebung des sehr vernachlässigten Bergbaues an, und es wird wohl noch einer Reihe von Jahren bedürfen, bis selbst die wichtigeren industriellen Erzeugnisse im Land eine dem Bedürfniß und der Nachfrage entsprechende Vertretung finden. Daß es sich im Land auch in dieser Beziehung regt und bessert, sehen wir aus der stetigen Zunahme neuer Geschäfte und Anlagen, die indeß noch nicht hinreichen, um Rumänien vom Auslande unabhängig zu machen. Es liegt in der Natur der Dinge, daß die Ausfuhr, in Rohproducten bestehend, die Einfuhr der industriellen und sonstigen Artikel bei weitem übersteigt. Der Großhandel ist in den Händen der Fremden, welche ihm Gesetze vorschreiben und das Land nebst seinen Producenten zinspflichtig erhalten, während nur wenige rumänische Firmen mit Erfolg gegen diese drückende Concurrenz ankämpfen und die große Mehrzahl mit kleinerem Gewinne sich begnügt. Es ist aber außer allem Zweifel, daß die Handelsthätigkeit eine viel größere sein könnte und würde, wenn zahlreichere und bessere Verkehrswege im Innern des Landes vorhanden wären; im ganzen großen Lande gibt es keine einzige Chaussee, welche selbst nur in der Länge weniger Stunden in ordentlichem Zustande sich befände. Bei lang' anhaltender Trockenheit kann man das Land auf den eingefahrenen kleinen Straßen und Wegen mit Leichtigkeit durchreisen, wenn man die dichten Staubmassen unverdrossen mit in den Kauf nimmt; sobald aber große Regenmengen gefallen sind, den tiefen Lehmboden erweicht und die vielen Wasserrinnen, Bäche und Flüsse angefüllt und über die flachen Ufer gejagt haben, gebe man jede, auch die kleinste Reise auf. In neuester Zeit ward indeß der Eisenbahnbau in mehreren Hauptrichtungen mit großer Energie betrieben.

In der ganzen Ausdehnung des Landes, von Turn-Severin bis zur Sulinamündung, Rumänien von der Türkei scheidend, strömt die Donau und bildet einen der bequemsten europäischen Verkehrswege. An ihr liegen mehrere in der Handelswelt hoch angesehene Plätze ersten Ranges, wie Galatz (mit 80,000 Einw.) zwischen Sereth- und Pruthmündung, welches außer Getreide Holz, Salz, Wolle und Petroleum ausführt, Braila (mit 26,000 Einw.), der wichtigste Hafen der Walachei und Hauptstapelplatz für das Getreide, und Giurgewo (spr. Dschiurdschewo), mit Verbindungen und Geschäften nach

allen bedeutenden Handelsemporien des Auslandes. Eine Anzahl kleinerer Häfen, wie Turn-Severin, Kalafat, Magareli, erfreut sich ebenfalls eines regen Handelsverkehrs, doch werden in ihnen keine Geschäfte von so colossalem Umfange wie in den erstgenannten abgeschlossen. Zahlreiche Segel- und Dampfschiffe, Bugsir- und Schleppkähne aller Nationen durchfurchen den breiten Strom namentlich von Braila abwärts und eilen durch den jetzt gefahrlosen Sulinacanal nach dem Schwarzen Meere, welches jedoch seit Eröffnung des Suezcanals eine Sackgasse geworden ist. Die übrigen wichtigen Städte Rumäniens sind Krajowa (30,000 Einw.) in der kleinen Walachei, Fokschani (20,000 Einw.) an der Milkowa, Ploëschti (30,000 Einw.), Jassy (90,000 Einw.), wovon ein Drittel Juden, unweit des Pruth, die Hauptstadt der Moldau, und Bukuresch oder Bukarest an der Dumbowitza (150,000 Einw.), die Hauptstadt der Walachei und jetzt von ganz Rumänien.

Bukuresch, die rumänische Capitale, mit einer Universität ausgestattet, ist die Stadt des ärgsten Schmutzes und des raffinirtesten Luxus, der armseligsten Hütten, neben welchen sich Prachtpaläste erheben; der grundlosen Straßen, der 10,000 Equipagen und der 30,000 Luxuspferde. Man bemerkt dort, daß das civilisirte Abendland seitwärts liegt, und wird vielfach vom Orient berührt. Man würde mehr als 5 Stunden brauchen, wenn man einen Gang rings um die Stadt machen wollte, denn viele Häuser, namentlich in den Vorstädten, liegen zerstreut und sind mit einer Art von Gärten umgeben. Unter der Bevölkerung zählt man etwa 8—10,000 fremde Europäer, welche vorzugsweise das Culturelement vertreten, etwa 5000 Juden, Repräsentanten des Handels, und 3000 Zigeuner. Bukuresch ist eben so schwer zu beschreiben als zu durchwandern. Etwa in der Mitte liegt das Handelsquartier mit seinen vier Hauptstraßen, dem Theater, fürstlichen Palästen, Waarenläden, in welchen alle Fabrik- und Luxusgegenstände aus W. und O. zur Schau gestellt sind, und Kaffeehäuser in Menge. Hier ist man noch in europäischer Umgebung, man befindet sich zwischen Häusern, die zum Theil sehr ansehnlich aussehen. Aber außerhalb dieses Viertels fühlt man sich sofort in der Walachei; da liegen Hütten und Häuser unregelmäßig neben einander und das Ganze erscheint wie eine Anzahl von Flecken und Dörfern, welche durch einige Wege mit einander in Verbindung stehen.

§. 25. Das Königreich Griechenland.

Nur um ein Geringes größer als das Fürstenthum Rumänien ist das heutige Königreich Hellas oder Griechenland mit seinen 50,000 □Km. doch um vieles dünner bevölkert als jenes, denn es zählt nur rund 1½ Millionen Einwohner. Die Verfassung des Staates, der lange unter türkischem Joche schmachtete, ehe er in hartem Freiheitskampfe seine Unabhängigkeit erfocht,

ist die constitutionell-monarchische, doch gibt es wie in Serbien nur Eine Kammer, jene der Deputirten, welche aus directer Wahl hervorgehen; deren Beschlüsse bestätigt der König. Die Regierung verfügt über ein Heer von 12,000 Mann im Frieden und 30,000 im Kriege. Dazu kommen noch 30 Freiwilligen-Bataillone à 650 Mann, so daß die Streitkräfte auf etwa 50,000 Mann anschwellen, über deren nachdrückliche Verwendbarkeit im Felde als Offensivarmee man starken Zweifel hegen muß. Die griechische Flotte ist höchst unbedeutend, sie zählt nur 10 größere Schiffe, darunter 2 Panzerschiffe und 1400 Matrosen. Wichtig ist dieses kleine Königreich hauptsächlich deßhalb, weil hellenische Stammesgenossen im ganzen Oriente verbreitet sind und in sehr großer Anzahl die südlichen benachbarten Provinzen der Türkei bis nach Constantinopel hin bewohnen, in welch' letzterer Stadt sie ein eigenes Viertel besitzen. Die meist zur christlich-orientalischen Religion sich bekennenden Griechen sind die Nachkommen der alten Hellenen, welche die erfolgten Beimischungen mit slavischem und albanesischem Blute in ihrem Typus ziemlich unverändert ließen.

In einem Buche, das berühmt geworden ist durch die Leidenschaften, die es erregt hat (Fragmente aus dem Orient. 2. Aufl. Stuttgart 1877. 8°.), versuchte Fallmerayer zu beweisen, daß die alten Hellenen fast verschwunden, und ihre heutigen Nachfolger durchweg ein illyro-slavisches Mischvolk seien. Diese Behauptung ist in diesem Umfange zu systematisch. Die in Hellas eingedrungenen und ansäßig gewordenen Slaven haben niemals die Mehrheit der Bevölkerung gebildet, obgleich die Peloponnes lange in der Gewalt zweier slavischer Stämme verblieb. An diesen Aufenthalt der Slaven in Griechenland mahnen heute noch die zahllosen „Sklavochoria", die man bis nach Kreta findet, und die slavischen Namen von Bergen, Dörfern und Flüssen, die jetzt in weit entlegenen Gebieten dieser Race verbreitet sind. Allein der größte der lebenden Slavisten, Prof. Dr. Franz Miklošič in Wien, hat dargethan, daß im übrigen die moderne neugriechische Sprache in keiner Weise eine Beeinflussung durch das Slavische erkennen lasse. (Die slavischen Elemente im Neugriechischen, in den: Sitzungsber. der philos.-histor. Cl. der kais. Akad. der Wissensch. December 1869.) In neuester Zeit endlich hat Prof. Bernhard Schmidt aus Jena den Nachweis geliefert, daß die heidnischen Elemente im christlichen Glauben und Cultus der Neugriechen, was sie über Dämonen, Riesen, Genien, über das Leben nach dem Tode denken, alles noch aus der altgriechischen Zeit übernommen sei, daß mit einem Worte das alte Hellenenthum im Brauch und Glauben der Neugriechen heute noch fortlebe. Die Slaven, welche in Griechenland sich niederließen, verschmolzen mit der hellenischen Volksmasse, deren Sprache und Cultur sie annahmen; sie haben die Griechen nicht slavisirt, sondern sie sind vielmehr von diesen hellenisirt worden. Die griechische Nationalität assimilirt sich andere sehr leicht, ist überhaupt eine zähe, die sich nicht leicht aufgibt, und selbst dort vermehrt, wo sie nur in geringer Anzahl vorhanden ist. (Bernhard Schmidt. Das Volksleben der Neugriechen und das hellenische Alterthum. Leipzig 1871. 8°. 2 Bde.) Prof. Bradaška macht darauf aufmerksam, daß auch außerhalb Hellas im S. viele Slaven schon gräcisirt worden sind (Bradaška. Die Slaven in der Türkei, in: Petermann's Geogr. Mitth. 1869, S. 444), und Cyprien Robert erzählt, daß fast alle thrakischen Bulgaren griechisch verstehen. (Robert. Die Slaven der Türkei. Aus dem Französ. Zweite Ausgabe. Stuttgart 1851. 8°. II. Bd. S. 194.) Wie aber bei einem solchen Processe stets so manches von dem aufgeschlürften Volke in das dominirende übergeht, so auch hier. Spuren der Blutvermischung sind unläugbar; wenn auch der hellenische Typus, der ähnlich wie der

Die Akropolis von Athen.

Digitized by Google

jüdische, zu den zähesten gehört, durchaus nicht verschwunden ist und besonders bei den Frauen am reinsten vorkommt, so ist er doch oft ausgeartet. Deutlicher sind die slavischen Einflüsse in der Lebensweise und der Kleidung der heutigen Griechen zu erkennen, wie auch die zugleich pastoralen und kriegerischen Gewohnheiten der Slaven auf sie übergingen. Die Vermengung mit den Albanesen oder Skypetaren dagegen kann gar nichts bedeuten, seitdem wir allen Grund haben, die Skypetaren für die Nachkommen der althellenischen Stammväter, also gewissermaßen für griechischer als die Griechen selber anzusehen. Am reinsten und unvermischtesten haben sich natürlich die abgeschieden lebenden Inselgriechen erhalten.

Das Königreich Griechenland wird in 13 Nomarchien (Kreise) eingetheilt, die wiederum in 59 Eparchien zerfallen. Diese lassen sich in vier Gruppen ordnen, deren erste die nördliche Halbinsel Rumelia ist, welche die Landschaften Attika und Böotia mit den Inseln Salamis und Aegina, dann Phthiotis und Phokis, Akarnania und Aetolia umfaßt. In diesem Gebiete liegt die Hauptstadt des Reiches, Athina oder Athen, durch eine kurze Eisenbahn, die einzige im Lande, mit dem nahen Hafenorte Piräus verbunden.

Athen, mit 48,000 Einwohnern, Residenz des Königs, Sitz der Regierung, einer Universität und anderer Bildungsanstalten, zählt zu jenen, so zu sagen, heiligen Culturstätten der Menschheit, an denen das Interesse niemals versiegt, wie sehr auch die Gegenwart gegen die Vergangenheit zurückstehen möge. Sie enthält noch viele Ueberreste aus dem Alterthume, darunter die auf steilem Fels emporragende Akropolis mit dem Parthenon, den Propyläen; unterhalb der Akropolis das Theseion u. s. w. Der moderne Reisende muß sich Athen beinahe nothgedrungen zur See nahen: entweder Morea umschiffend oder von Corfu aus; über den Isthmus oder durch den Piräus. Auf dem letzteren Wege bietet sich ihm ein gar wunderbares Bild: der Anblick nicht allein des schneebedeckten Parnassos und der ihn umgebenden Berge, sondern auch jener der Akropolis und der ganzen Umgebung der Stadt. An sonnenhellen Tagen funkeln die Säulen des Parthenon in glänzendem Weiß um die Wette mit dem Schnee des Parnaß. Auf diesem Punkte lernt man es verstehen, warum und wie Athen in alten Zeiten die Wogen beherrschte und wie sein Herrschen und Prangen im Angesichte von Korinth, Argos und Epidauros die Eifersucht der Schwesterstaaten entflammen mochte. Von einiger Entfernung, noch ehe Salamis oder Aegina erreicht ist, kann man die ganze westliche Küste Attica's bis zu den glänzend weißen Felsen Suniums herab überschauen und Athen zeigt sich von einem Hügelkreise umgeben: die näheren Höhen der Akropolis, der Museionhügel im Vordergrunde, weiter rückwärts der Lykabettos und im Hintergrunde die großartigeren Höhen des Hymettos zur Rechten, des Parnes zur Linken und des Pentelikos dazwischen. Die relative Höhe dieser Hügelketten läßt sich aus dieser Entfernung weit besser ermessen als von Athen selbst aus, und nirgends wirkt der Anblick des Panthenon in so überwältigender Weise wie hier, wo, obwohl keine andere Baulichkeit auszunehmen ist, dennoch seine vorderen Säulen in ihrer schimmernden Weiße genau zu zählen sind. Dem Hafen näher ändert sich das Bild. Die großartigen Dimensionen des Pentelikos und Parnes, im Frühling reichlich mit Schnee bedeckt, treten hinter den niederen, aber mehr im Vordergrunde befindlichen Hügeln zurück und nur der Hymettos bleibt in Sicht. Selbst Athen und die Akropolis verschwinden bei der Einfahrt in den Piräus. Die moderne Stadt krystallisirt sich um den Hafen und dehnt sich, mit schönen Wohn- und Waarenhäusern, immer an demselben aus. (Wiener Abendpost vom 23. Januar 1875.) Vom Piräus fährt die Eisenbahn nach dem modernen Athen, dem indeß all und jeder charakteristische Zug fehlt. „Der älteste Theil, ein albanesisches Dorf, wie man sagen muß, mit ziemlich schmutzigem Bazar oder Kram- und Gemüsemarkt, trägt noch immer die Züge einer armen morgenländischen Landstadt. An diesen Theil schließt sich ein etwas besser

gebauter, der wieder ganz deutsch-slavisch aussieht, einer halb deutschen Stadt in Polen, im nordwestlichen Rußland oder auch im östlichen Theile Oberschlesiens ähnelnd. Diesen Theil umgibt dann wieder ein dritter, der neueste, mit breiten Straßen oder baumbepflanzten Boulevards, mit anspruchsvollen, aber nicht schönen Landhäusern und schon recht vielen öffentlichen Gebäuden, als da sind: Schloß, Museum, Polytechnikum, höhere Töchterschule, Abgeordnetenhaus, Kasernen u. s. w." (Julius Faucher. Ein Winter in Italien, Griechenland und Constantinopel. II. Bd. S. 114—115.)

Unter den übrigen Städten Rumelia's verdienen Thiva (Theben) in Böotien mit 4000 Einw., Livadia in der Nähe des sumpfigen Topolias-See's und die Festung Missolunghi in Aetolien Erwähnung. Das Dorf Kastri nimmt die Stelle des alten Delphi ein.

Die zweite Gruppe bildet Morea oder die Peloponnes, welche die Landschaften Argolis und Korinth mit den Inseln Hydra, Spetsä und Cerigo, Achaia und Elis, Arkadia, Messenia und Lakonia enthält.

Hier wohnen unter anderen die Tzakonen (Τζάκωνες), deren Sprache eine Fortbildung und Umgestaltung der alten dorisch-lakonischen ist, durch zunehmende Einwirkung der Gemeinsprache und wenige ungriechische Wörter modificirt. Die wichtigsten Plätze der Peloponnes sind: Nauplia (6000 Einw.), Korinth (4000 Einw.) an der Meerenge, das durch H. Schliemann's Forschungen neuerdings berühmt gewordene Mykenä, Tripolitsa, die sehr herabgekommene Hauptstadt von Arkadien, und das Dorf Mistra, in dessen Nähe die Ruinen des alten Sparta liegen. In der Landschaft Elis finden sich am Ruphiá, dem antiken Alpheios, die Reste Olympia's, wo die neuen Ausgrabungen der Deutschen wichtige Alterthümer zu Tage förderten. In Achaia endlich und am korinthischen Golfe liegt die gegenwärtig wichtigste Stadt der ganzen Peloponnes, das einen regen Handel treibende Patrás mit 27,000 Einwohnern.

Die dritte und vierte Gruppe besteht aus den Inseln im O. und W. Sie sind im Allgemeinen alle dichter bevölkert als das hellenische Festland und auch reger dem Handel ergeben. Zu den ersteren gehören Evripo mit den nördlichen Sporaden, dann die Kykladen, welche eine eigene Nomarchie bilden.

Evripo oder Euböa hat als wichtigste Plätze Chalkis, welches eine Brücke mit dem Festlande verbindet, und im N. Xerochori aufzuweisen. Unweit davon liegt die Bäderstadt Aedepsos mit im Alterthume hochberühmten, sehr heißen Heilquellen. (Siehe: Ausland 1874, Nr. 1, S. 19.) Unter den Sporaden ist Skyro mit der gleichnamigen Stadt die bedeutendste, unter den Kykladen hingegen die kleine Insel Syra mit ihrer Haupt- und blühenden Handelsstadt Hermupolis (21,000 Einw.) die wichtigste. In einer besonderen Tabelle zählen wir sämmtliche Inseln des ägäischen Archipels, die griechischen wie die türkischen, die europäischen wie die asiatischen namentlich auf.

Die westliche Gruppe umfaßt die jonischen Inseln, sieben an der Zahl: Korfu, Paxo, Levkada (Sta. Maura), Thiaki (Ithaka), Kephalonia, Zákyntho (Zante) und Cerigo, welch' letzteres, ganz an der S.-Spitze der Peloponnes gelegen, administrativ zur Nomarchie Argolis und Korinthia zählt. Der Gesammtflächenraum der jonischen Eilande beträgt etwa 2750 □Km., worauf eine Viertelmillion Menschen leben.

Im jonischen Archipel spielt Korfu die Rolle Syra's unter den Kykladen. Seine reizend gelegene Hauptstadt gleichen Namens hat 15,000 Einwohner und ist

eine sehr geeignete Station um sich für das übrige Griechenland vorzubereiten. Der größte Theil des Volkes spricht oder versteht doch die Sprache des nahen Italien. (Siehe H. v. Haurowitz. Erinnerungen an Korfu im Sommer 1869. Wien 1870. 8°.), zumal die Venetianer lange die Herren der Inseln waren. In jüngster Zeit standen die jonischen Eilande unter englischem Protectorate und danken dem Walten der Briten einen ansehnlichen Culturvorsprung vor dem übrigen Hellas, dem sie sich erst 1864 anschlossen. Auf der Insel Kephalonia ist die Hauptstadt Argostoli erwähnenswerth, wegen der benachbarten interessanten Meermühlen, einer Naturerscheinung, wie sie bis jetzt an keinem anderen Orte unseres Planeten beobachtet worden ist. Die wunderbare Erscheinung besteht nämlich kurz darin, daß nördlich der Stadt Argostoli zwei Punkte aufgefunden wurden, an welchen das Meer in den Erdboden direct einfließt. In welcher Menge und mit welcher Kraft erhellt am besten aus dem Umstande, daß genauen Messungen zufolge täglich nicht weniger als 5½ Millionen englischer Cubikfuß einströmen und daß die Fallhöhe genügt, um an jedem Orte eine Mühle zu treiben. (Siehe darüber: K. W. M. Wiebel. Die Insel Kephalonia und die Meermühlen von Argostoli. Hamburg 1873. 4°.)

Griechenland ist mit einem herrlichen Klima und fruchtbaren Boden gesegnet. Durch seine günstige geographische Lage ist es vor Allem auf Feldbau, Handel und Schifffahrt angewiesen, während die dünne Bevölkerung im Verein mit dem kläglichen Zustande der Communicationsmittel auf die Entwicklung der Industrie hemmend wirkt.

Diesem Mangel an inländischer Industrie ist die ungünstige Handelsbilanz Griechenlands hauptsächlich zuzuschreiben. Das Deficit scheint jedoch durch die Erträge der Schifffahrt reichlich gedeckt zu werden, da sich der allgemeine Wohlstand thatsächlich in den letzten Jahrzehnten bedeutend gehoben hat. Zu bemerken ist freilich, daß diese Hebung des Wohlstandes sich fast ausschließlich auf die Küstenstriche beschränkt. Im Inneren des Landes dagegen war der Fortschritt bis jetzt nur ein dürftiger, da die natürlichen Hülfsquellen eines Landes unmöglich ohne genügende Verkehrsadern erschlossen werden können; in dieser Richtung ist bis jetzt so viel wie nichts geschehen, fahrbare Straßen fehlen, die nächste Umgegend der Hauptstadt ausgenommen, noch fast überall, und selbst auf kurze Entfernungen von der Küste ist kein anderes Beförderungsmittel als Packpferde oder Maulthiere anwendbar; ein Transport von wenigen Stunden vertheuert daher Waaren und Landesproducte oft um 10—20 %, und Gegenstände von mehr als 150—200 Pf. Gewicht sind in dem classischen Land einfach gar nicht transportirbar. Ein weiteres Hemmniß der Industrie ist der Wucher, der sich im Innern ebenfalls mehr eingenistet hat, als in den Küstengegenden. Die Griechen haben meist Sinn für das Familienleben und pflegen gute Söhne und Brüder zu sein. Ganz außerordentlich ist der ungeheure Wissensdrang des Volkes. Für das Unterrichtswesen wird vom Staate viel gethan; der Schulbesuch ist zwar nicht obligatorisch, die jetzige Generation hält jedoch ihre Kinder im Allgemeinen von selbst zum Schulbesuche an. (Allgemeine Zeitung vom 30. December 1876.) Der gewiegte Ethnograph Lorenz Diefenbach steht daher nicht an, trotz der vielfach unfertigen Zustände in Hellas, trotz des jetzt allerdings fast ganz verschwundenen Räuberwesens (Klephtenthum), von den Griechen zu sagen, sie seien das Culturvolk der Balcanhalbinsel. (Lorenz Diefenbach. Die Völkerstämme der europäischen Türkei. Frankfurt a. M. 1877. 8°. S. 38.)

§. 26. Die europäische Türkei.

Jenes Stück der illyrischen Halbinsel, welches man als die europäische Türkei oder auch kurzweg als die Türkei bezeichnet, ist nur ein Theil des weiten osmanischen Reiches, welches sich über ganz Vorderasien erstreckt. Kleinasien oder Anatolien, Armenien und Kurdistan, Mesopotamien und Syrien mit Palästina, dann fast die ganze westarabische Küste gehören zu diesem Reiche der Osmanen, welches überdies auf afrikanischem Boden in Aegypten, Tripolis und Tunis Vasallenstaaten besitzt, auf die jedoch die „hohe Pforte" — so nennt man die Reichsregierung — fast noch weniger Einfluß nimmt, als auf die europäischen Tributländer Rumänien und Serbien. Unter allen diesen verschiedenen Gebieten ist indeß zweifelsohne die europäische Türkei insofern der wichtigste Bestandtheil des Reiches, als sie allein demselben eine Bedeutung für das übrige Europa verleiht. Hier liegt auch — freilich knapp an der Schwelle Asiens — die Reichshauptstadt Stambul, das vielbegehrte Constantinopel.

Der Charakter dieses Reiches ist auch in Europa, soweit die herrschende Race der Türken ihm seinen Stempel aufdrückt, ein durchaus morgenländischer; man kann deßhalb nur von einem osmanischen oder türkischen „Reiche", nicht von einem türkischen „Staate" sprechen; denn zu einem Staatswesen in europäischem Sinne haben es die Türken nicht gebracht. Dem ottomanischen Wesen war der Begriff „Staat" und Staatsdienst fremd. Mit der Reform Mahmudi's II. mußte der Versuch gemacht werden, den einen zu gründen und in Folge dessen den andern einzurichten. (Murad Efendi. Türkische Skizzen. Leipzig 1877. 8°. II. Bd. S. 62.) Der Versuch ist aber bislang gescheitert. Seit 23. December 1876 allerdings bildet die Türkei ein constitutionelles Kaiserreich mit sehr freisinniger, auf alle Theile des Reiches ohne Ausnahme sich erstreckender Verfassung; doch ist es einstweilen noch völlig unmöglich über Werth und Bestand dieser neuen Organisation günstig zu urtheilen oder sie bei Prüfung der türkischen Zustände in Betracht zu ziehen, so lange nicht die Unzahl der meist auf tiefer Culturstufe stehenden Völker des Reiches sich für eine solche Verfassung in unzweifelhafter Weise reif bewiesen. Bis dahin ist man berechtigt die Türkei für das anzusehen, was sie bisher war, für das Reich schrankenlosester Willkür, in dem der Wille des Sultans, des Staatsoberhauptes, neben den Vorschriften des Korân und der daraus entwickelten Rechtslehre als einziges Gesetz galt. „Der osmanische Regierungsgedanke war von Beginn an theokratisch-militärisch. Die Nachfolger Osman's waren die obersten Heerführer und Streiter des Islâm. Durch die Erwerbung des Khalifats (Nachfolge des Propheten) unter Sultan Selim I. wurden sie zugleich Pontifices des Glaubens und oberste Richter. Durch Vicare ließen sie diesen Theil ihrer Machtbefugnisse ausüben, wie den politischen und militärischen durch ihre Veziere und Serdars." (Murad Efendi. A. a. O. II. Bd. S. 90.) Heute sind Beide dem Namen nach zwar Diener des Staates, der sie auch besoldet, das Wesen der Verwaltung ist aber so ziemlich das nämliche wie ehedem geblieben. Der Großsultan, Padischah, ist unumschränkter Gebieter; sein erster Minister heißt Großvezier, dem die anderen Minister (Veziere) unterstehen. Es besteht auch ein Staatsrath, Divan, und zur Auslegung der Gesetze die Körperschaft der Ulemas, deren Chef der Scheich

ül Islâm ist. An der Spitze der acht Provinzen oder Oberstatthalterschaften, Vilajete oder Ejalete, in welche die europäische Türkei zerfällt, steht ein Vali, früher ein wahrer Vicesultan, jetzt ein Regierungspräsident, welchen jedoch die Willkür der Pfortenregierung meist nur kurze Zeit auf seinem Posten beläßt.

Die neun Verwaltungsprovinzen, welche in der Mehrzahl nach den Hauptorten benannt sind und sich wieder in Sandschaks, diese in Kazas theilen, sind: 1) Vilajet Adrianopel (das alte Thrakien); 2) Vilajet Tuna, Donau (Bulgarien); 3) Vilajet Kossowo (Theile von Bulgarien, Albanien, Thrakien); 4) Ejalet Selanik und Saloniki (das südliche Makedonien); 5) Ejalet Janina (Epirus und Thessalien); 6) Vilajet Prisren (Nordmakedonien, Theile von Albanien u. s. w.); 7) Vilajet Skodra oder Scutari (Albanien); 8) Vilajet Bosna (Bosnien, Herzegowina, Kraina oder türkisch Croatien); 9) Ejalet Kirid (Kreta). Constantinopel mit einem auf europäischer Seite 70, auf asiatischer 50 Km. landeinwärts reichenden Gebiete bildet einen besonderen, unabhängigen Polizeibezirk. Die Verwaltung dieser Provinzen liegt ausschließlich in den Händen der herrschenden türkischen Race und speciell wieder in jenen der seit Mahmuds Reform geschaffenen Bureaukratie, vom modernen „Efendi" charakterisirt, meist einem jugendlichen Stutzer, den vom Pariser seiner Art nur das rothe Fez auf dem Haupte unterscheidet. „Efendi" ist ursprünglich ein den Schriftgelehrten gebührender Titel und bedeutet bei den Türken so viel als „Doctor", wohlverstanden ohne Examen, Graduirung und Diplom; denn den Ehrentitel Efendi darf sich Jeder beilegen, welcher der Wissenschaft des Schreibens kundig ist und folglich seinem Wissen nach Anspruch erheben kann den gebildeten Ständen zugezählt zu werden. Denn die Schrift ist für den Orientalen nicht ein bloßes Mittel, sondern ein Zweck und läßt verschiedene Kenntniß, deren Ausdruck sie gewissermaßen ist, unbedingt voraussetzen. Das ottomanische Beamtenthum bildet eine geschlossene Gesellschaft und recrutirt sich aus engeren Kreisen von Beamtenfamilien, zu denen indeß die Christen ein namhaftes Contingent stellen. Der Sohn des Beamten tritt natürlich wieder in den Staatsdienst ein, denn das Letzte, was sich aus dem Herzen der Türken entfernt, ist seine Liebe zu Amt und Würden. Abweichend von den Arabern, legen die Osmanen auf die Abstammung gar keinen Werth. Innerhalb ihrer theokratisch-militärisch organisirten Gesellschaft gab es von jeher nur Rangstufen, aber keine Kasten, keinerlei Geburts- oder Erbadel. Zu den höchsten Würden kann Jeder emporsteigen, und der Fall ist häufig, um nicht zu sagen gewöhnlich, daß ein Ottomane, den untersten Schichten des Volkes entsprossen, als Generalissimus die Armeen befehligt, als Vezier das Reich verwaltet oder aber mit dem Sultan nah verschwägert wird. Die Sultane selbst sind ihrerseits oft Kinder einfacher Sklavinnen, welche die Geburt eines Sohnes zum Range einer Sultanin erhebt. Deßhalb gilt auch die Stellung des Dieners in der Türkei, wo diese Classe einen unverhältnißmäßig starken Bruchtheil der Gesammtbevölkerung abgibt, durchaus nicht als entwürdigend; früher bildete die gesellschaftliche Stellung der Dienenden sogar theils eine Ergänzung zur Staatsverwaltung, theils ein Noviciat zu den Aemtern des Staatsdienstes selber, und der Uebertritt der Diener in die öffentliche Laufbahn war allgemein üblich. Den Dienern hoher Würdenträger werden auch noch immer honoräre Beamtengrade verliehen und er selber fühlt sich noch immer als ein Anhängsel der Regierungsmaschine. Deßhalb wird der Diener im osmanischen Hause auch jetzt noch als eine Art Familienglied betrachtet und darnach behandelt.

In dieser so merkwürdig und von der europäischen so abweichend organisirten Gesellschaft nehmen die Ulemas eine beachtenswerthe Stellung ein. Obschon zur straffen Hierarchie gegliedert, bilden sie so wenig einen eigenen Körper im Staate als das Heer; beide sind ein immanenter Bestandtheil der muselmännischen Gemeinschaft, wie der Koran das Buch der religiösen Offenbarung und zugleich das bürgerliche Gesetzbuch darstellt, wie der Sultan zugleich Herrscher und oberster Hüter des Glaubens ist. Die Ulemas sind die theologisch gebildeten Gelehrten, Richter und Lehrer. Dieselben theilen sich in zwei Kategorien, nämlich in Juristen (Fonkeha) und in Schriftgelehrte (Ulema), ohne daß jedoch diese Eintheilung eine eigentliche Scheidung in sich begriffe. Die Hierarchie bestimmt den Wirkungskreis der Richter (Mollas und Kadis), der Theologen (Muftis), der Professoren (Muderris) und der Diener des Cultus (Chatybs, Imams, Muezzins und Kayms), und theilt diese wieder in verschiedene Rangstufen ein. Einen Clerus

im christlichen Sinne besitzt der Islâm nicht; unser Priesterthum ist ihm fremd, und der Imam z. B. nicht mit einem christlichen Geistlichen vergleichbar. Zu Ulemas werden die Moslims in den Medressé (theologische Schulen), deren ansehnlichste die zu Stambul, Adrianopel und Brussa (Kleinasien) sind, herangebildet. Die Studenten in den Medressé heißen Softa.

Die Grundvesten des osmanischen Reiches ruhen auf dem Koran. Der Krummsäbel war die Kelle bei diesem Bau. Das türkische Heer der Gegenwart, 150,000 Mann im Frieden, die mit Hinzuziehung verschiedener Reserven angeblich bis 700,000 Mann erhöht werden können, ist zweifelsohne das einzige Gute, jedenfalls das Beste, in der Türkei. Ein Officierskörper im abendländischen Sinne fängt erst an, sich zu bilden. Die Mannschaft in kleidsamer Zuaventracht, mit den besten Waffen der Neuzeit versehen und mit Sorgfalt ausgebildet, bietet einen harmonischen martialischen Anblick; ihre Haupteigenschaften sind eine besondere Begabung für das Waffenhandwerk, eine natürliche Unterordnung, die jede Strenge zur Aufrechterhaltung der Disciplin unnöthig macht, eine todesmuthige Ergebung, die im islâmitischen Fanatismus ihren Ursprung hat, und eine stoische Entbehrungsfähigkeit, wie man selten irgendwo antrifft. In gedeckten Stellungen und in der Vertheidigung von Schanzen entwickelt der ottomanische Soldat seine Vorzüge am glänzendsten. (Das Obige nach Murad Efendi.) Es muß indeß bemerkt werden, daß die türkische Armee sich zum weitaus größten Theile aus Anatolien (Kleinasien) recrutirt. Die Nichtmuselmanen, welche in Europa die überwiegende Majorität bilden, und die Bewohner von Constantinopel waren bis jetzt vom Kriegsdienste ausgeschlossen. Eine gewaltige Blutsteuer lastet seit Jahrhunderten auf dem Osmanenthum und trug nicht wenig dazu bei, seine Vermehrung zu beeinträchtigen. Die Recrutirung geschieht durch das Loos, welches oft einer Familie den einzigen Sohn, ihre einzige Stütze entreißt. Nur mit Thränen im Auge verläßt der angehende Krieger seine asiatische Heimath (Quarterly Review. October 1874. S. 341), und auch in Europa konnte sich Hr. Kanitz überzeugen, mit wie wenig Begeisterung der Moslim den Kriegsdienst unter des Propheten grünem Banner antritt. (Kanitz. Donaubulgarien und der Balcan. II. Bd. S. 51.) Ein militärisches Urtheil präcisirt, im Gegensatze zu den obenerwähnten Vorzügen, die dem türkischen Heerwesen anhaftenden Mängel wie folgt: unfähige Commandanten, zu wenig gebildetes Officierscorps, geringe Beweglichkeit, nicht genügende Ausbildung aller Waffen mit Ausnahme der Artillerie, und schlechte Verwaltung. (Die Wehrkraft des osmanischen Reiches. Wien 1871. 8°. S. 62.)

Eine Prüfung der staatlichen Verhältnisse im Vereine mit einem Rückblicke auf die Geschichte der letzten Jahrzehnte wird Niemanden darüber täuschen, daß die Türkei ihrem Untergange entgegenschreite, in fortwährendem Verfalle begriffen sei. Doch besitzt sie im Inneren unläugbar noch einige feste Stützpunkte.

„Es sind dies einerseits die sich schroff entgegenstehenden Interessen des Völkerkaleidoskops, welches sie beherrscht und zugleich neutralisirt, und andererseits die unbedingte Hingebung der osmanischen Race. Wer die heutigen Osmanen als Volk des Fanatismus bezeichnet, kennt sie nicht. Der unwiderstehliche Aufschwung, der die kriegerischen Osmanen von Eroberung zu Eroberung trieb, ist zugleich mit dem Fanatismus geschwunden. Der Glaube an das Fatum (Kismet) aber und die passiven militärischen Tugenden sind ihnen geblieben, und diese befähigen sie noch immer ganz außerordentlich zum zähen Widerstand. (Murad Efendi. A. a. O. II. Bd. S. 121.) Dagegen bedarf es keines weitläufigen Beweises, daß in unserer Zeit eine nationale Minorität nicht mehr auf die Dauer durch die Schärfe des Schwertes ihre Herrschaft über eine höher organisirte Majorität behaupten kann; es ist aber eine ethnographische Thatsache, daß die eigentlichen Osmanen ugroaltaischer Race in der europäischen Türkei nur in fast verschwindender Minderzahl vertreten sind. (Petermann's Geogr. Mitth. 1876. S. 241.) Kein Land unseres Erdtheiles bietet in der That ein gemischteres Völkerwirrsal dar, als gerade die Türkei. Allein nicht genug, sowohl die Zahl wie der Privat-

beſitz der Türken in Europa nimmt immer ſchneller ab, im Cauſalzuſammenhange mit der Abnahme ihrer Zeugungs- und Arbeitskraft, der Zunahme ihrer körperlichen und geiſtigen Indolenz und Trägheit, ihrer Ermattung ohne Arbeit. (Lorenz-Diefenbach. Die Völkerſtämme der Türkei. S. 10.)

Die Urſachen dieſer Eigenſchaften und Vorgänge ſind noch nicht hinlänglich klar, ſoweit ſie nicht etwa auf die Racennatur und urſprüngliche Lebensweiſe des einſt nomadiſchen Volkes zurückgehen. Der Hauptgrund der Bevölkerungsabnahme bei den Osmanen liegt aber ſicher in der allgemein üblichen künſtlichen Beſchränkung der Kinderzahl. Der Türke iſt im Allgemeinen einem reichen Kinderſegen ebenſo abhold, wie eine mit vielen Kindern und beſonders mit Knaben geſegnete Familie den Stolz des chriſtlichen Bewohners der Türkei bildet. Das türkiſche Haus zählt deßhalb ſelten mehr als 2, das griechiſche und ſlaviſche aber gewöhnlich 5—10 Kinder. Die Ziffer der Osmanen (und Tataren) in Europa überſteigt nicht 1,388,000 Köpfe, insgeſammt Muhammedaner, während die Geſammtbevölkerung der europäiſchen Türkei, nach allerdings ſehr zweifelhaften Daten, 8,207,000 betragen ſoll, darunter im Ganzen 3,585,000 Moslims (L'Exploration vom 3. Jänner 1877), nach anderen Angaben gar nur 3,460,000. (F. v. Stein in: Petermann's Geogr. Mitth. 1876. S. 242.) So weit die Wahrſcheinlichkeitsberechnungen der Reiſenden und Gelehrten auch auseinandergehen, ſtimmen doch alle objectiven Beobachter bezüglich der herrſchenden Race der Türkei darin überein, daß dieſelbe in fortwährender Abnahme begriffen ſei. Das ſtetige Zurückweichen des muhammedaniſchen Elements vor dem gebildeteren, handelsthätigeren Griechen- und Bulgarenthum iſt eine unbeſtreitbare Thatſache, obwohl es in Altſerbien, Bosnien und Bulgarien wohl keine etwas bedeutendere Stadt gibt, in welcher das Osmanenthum nicht mindeſtens durch einige Individuen vertreten wäre; ihre Zahl iſt aber gegenüber der eingebornen muhammedaniſchen und chriſtlichen Bevölkerung eine verſchwindend kleine. Auf dem Lande geht es nicht beſſer. (Kanitz, in den: Mitth. der anthropol. Geſellſch. in Wien. I. Bd. 1871. S. 62.) Und doch, nur im Donau-Vilajet und in den Sandſchaks Ruſtſchuk, Tultſcha und Varna ſitzen die Osmanen auf größerem Raume in compakter Maſſe beiſammen. Auch am Rhodopegebirge ſind ſie auf der Grenze zwiſchen Bulgaren und Griechen noch ziemlich zahlreich. In dem breiten Saume an den Küſten des ägäiſchen und Marmara-Meeres, ebenſo in dem ſüdöſtlichen Theile der Küſte des Schwarzen Meeres wohnen ſie zwiſchen den Griechen, verſchwinden aber immer mehr, je näher man Conſtantinopel kommt. (Stein. A. a. O. S. 241.) Retzius zählt die Türken im Allgemeinen zu den orthognathen Brachycephalen (geradzähnigen Kurzköpfen). Die Osmanen haben in den höheren Claſſen durch die höher organiſirten Contingente der Harems, der Renegaten u. ſ. w. ihre Racennatur ſehr verändert und meiſtentheils veredelt, wiewohl auch das Gegentheil durch die ſeltene Miſchung mit afrikaniſcher Race vorkommen mag. Die „ſäbelbeinigen“ und uns häßlich erſcheinenden Türken gehören den niederen Claſſen an, über welche noch ausgedehnte und wiſſenſchaftliche Angaben fehlen. Auch die verſchiedene Lebensweiſe der Geſellſchaftsſchichten hat bedeutende Unterſchiede unter ihnen hervorgebracht, die aber großentheils zum Vortheile der niederen ausfallen. Die jeune Turquie iſt ein anderes Geſchlecht als die Alttürken in Stadt und Land. Letztere ſind ſehr indolent, ſo lange ſie nicht phyſiſche Reizmittel und religiöſer Fanatismus aufregen; ferner ſind ſie ehrlich, wiewohl ſie dem Ungläubigen eigentlich gar kein Recht zugeſtehen. Dagegen ſind die Paſchas und andere große Herren häufig geſetzliche Diebe und Räuber. (Diefenbach. A. a. O. S. 93—95.)

Dem geringen Häuflein der Osmanen ſtehen auf europäiſchem Boden Griechen, Albaneſen, Bulgaren, Serben und Rumänen gegenüber. Dazu kommen noch einige minder zahlreiche Völker: die den Rumänen verwandten Zinzaren, der Mehrzahl nach unter den Albaneſen in Theſſalien und Epirus lebend, Armenier (an 400,000 in den Städten), Magyaren, Nogai-Tataren (in der Dobrudſcha), 215,000 Zigeuner, theils unter den Rumä-

nen, theils in Albanien, Bulgarien u. s. w. vagabundirend, 70,060 Juden, Tscherkessen, welche zum Schreck ihrer Nachbarn erst künstlich in Bulgarien angesiedelt wurden, und noch werden (siehe über diese Unholde: Kanitz. Donaubulgarien. I. Bd. S. 300—319) Russen, Araber, Polen und Deutsche, die letzten drei nur in sehr geringer Anzahl, vertreten. Die bedeutendsten dieser Stämme sind die Griechen, welche, 1,120,000 Köpfe stark, an den südlichen Küsten überall das numerische Uebergewicht besitzen. Dieselben bewohnen in dichten Massen die Sandschaks am ägäischen und Marmara-Meere, sowie am Pontus bis fast zum Kamtschik hinauf, dann die Insel Kirid oder Kreta. Ihre Absorptionskraft ist außerordentlich. Die Albanesen, welche die Türken Arnauten nennen, während sie sich selbst den Namen Skypetaren beilegen, sind griechisch-lateinischen Ursprungs und werden für Abkömmlinge der alten Illyrier gehalten. Ihre Zahl beträgt 1,031,000, wovon 723,000 Moslims; der Rest hängt der katholischen und der orientalischen Kirche an, so daß dieses Volk ein schwer entwirrbares Mosaik von Religionsgenossenschaften bildet. Die N.-Grenze des von den Albanesen bewohnten Raumes umfaßt den S. und O. Crnagora's und reicht fast bis zur bulgarischen Morawa, während die S.-Grenze an Hellas stößt. Sprachlich zur nämlichen Familie gehören auch die durchaus christlichen Rumänen, von denen einige Colonien, 200,000 Köpfe, zwischen Bulgaren, Serben und in der Dobrudscha angetroffen werden. Ihre rasche Verbreitung durch Kinderreichthum und Absorptionskraft steht im hellsten Gegensatze zum Sinken des Türkenthumes. Numerisch wie geistig am bedeutendsten sind aber zweifellos die südslavischen Stämme der Serben und Bulgaren.

Die slavische Bevölkerung der Türkei (siehe darüber: G. Lejean. Ethnographie de la Turquie. Gotha 1861. 4°. und Prof. Bradaška, Die Slaven in der Türkei, in: Petermann's Geogr. Mitth. 1869. S. 441—458) wird sehr verschieden geschätzt. Eine neueste Aufstellung (L'Exploration vom 3. Jänner 1877) zählt rund 4 Millionen Köpfe, ohne die slavischen Fürstenthümer Serbien und Crnagora. Dagegen schätzt F. Kanitz die Bulgaren allein auf 5 Millionen. (Donaubulgarien. 1. Bd. S. 42.) Die Slaven sind vorwiegend griechisch-katholisch bis auf einen Theil in Bosnien, welcher muhammedanisch ist; auch unter den Bulgaren gibt es moslim'sche Slaven, sogenannte Pomaci. (Siehe über diese: Wilhelm Freih. v. Berg im: Globus. XXVII. Bd. S. 341.) Der Sprache nach unterscheidet man: die westlichen Slaven, nämlich die Serben, die Bewohner nicht blos des Fürstenthums Serbien, sondern auch Bosniens, der Herzegowina und Montenegro's; sie haben also den Raum zwischen der bulgarischen Morawa, der Save, der dalmatinischen Grenze bis nach Albanien hinein inne; auf dem rechten Morawa-Ufer sind ihre Wohnplätze schon von denen der Rumänen zersetzt. Die Zahl dieser Serben ist auf 1,142,000 zu schätzen, wovon 470,000 sich zum Islam bekennen. Nach der türkischen Eroberung ist in Bosnien nämlich der ganze Adel zum Islam übergetreten, um sich seine Lehensrechte zu erhalten, die erst in neuester Zeit gebrochen werden konnten; dieser Adel, der im Uebrigen eine der besten Stützen der türkischen Herrschaft in diesen Ländern, bewahrt strenge seine slavische Nationalität und Sprache,

konnte auch nicht ſeinen urſprünglich chriſtlichen Charakter gänzlich verwiſchen. Der bosniſche Muhammedaner nimmt nur Ein Weib und keine Nebenfrauen; der Haremsverſchluß iſt minder ſtrenge; die Mädchen gehen unverſchleiert und frei; Trauungs-, Hochzeits- u. dgl. Feſtlichkeiten erinnern an den chriſtlichen Urſprung. Unter den chriſtlichen Serben in Bosnien ſind 200,000 Katholiken. (Siehe den trefflichen Aufſatz von Heinrich Kiepert. Die Gruppirung der Confeſſionen in Bosnien und der Herzegowina; mit einer Karte, in: Globus. XXX. Bd. S. 327—333.) „Die Serben ſind der geiſtig bedeutſamſte ſüdſlaviſche Volksſtamm. Tapfer, voll des glühendſten Nationalgefühles, werden ſie dadurch nicht ſelten excluſiv, gegen andere Volksſtämme ſchroff und ungerecht. Für die eigene Nationalität ſind ſie zu großen Opfern bereit; das beweiſen auch die reichen Fonds und Stiftungen für nationale Kirchen- und Schulzwecke. Deßgleichen hat bei ihnen unter allen S.-Slaven die Literatur den früheſten und blühendſten Aufſchwung genommen. Die Serben ſind phantaſiereich; ihre Volkspoeſie enthält koſtbare Perlen, insbeſondere wird das nationale Heldenlied mit Liebe gepflegt. Der Serbe hat eine Vergangenheit, freilich mit traurigem Ende. Darum ſingen und klagen die ſerbiſchen Lieder und Geſänge in rührenden Tönen von ihres Reiches und Volkes Untergang. Dies wandernde Volksſängerthum, welches die Helden des Volkes preiſt, waltet hier noch ebenſo lebendig, wie die Kunſt der Volkserzähler, die dem lauſchenden Volke die alten Sagen und Märchen überliefern und ſo in ihm Nationalbewußtſein, Nationalſtolz und Haß gegen den Erbfeind, gegen den Türken, wach und lebendig erhalten.“ (Paul Hunfalvy. Ethnographie von Ungarn. Deutſch von Prof. Schwicker. Budapeſt 1877. 8°. S. 328.) Den Serben wie anderen S.-Slaven gemeinſam iſt das Familienleben in der Zadruga, der ſogenannten Hauscommunion, welche eine große Zahl von Menſchen, die die nämlichen Zwecke und Intereſſen vor Augen haben, vereinigt. Der Starešina (ſpr. Stareſchina), Hausvater, der Aelteſte des Hauſes oder der von den Familiengliedern gewählte Vorſtand, iſt der Leiter des Hausweſens; er genießt meiſt die unbegrenzte Verehrung der Seinigen und ertheilt alle Befehle und Anordnungen, nach denen die häuslichen Geſchäfte oder Arbeiten ausgeführt werden. Eine ſolche Hauscommunion umfaßt mehrere Familien, denn bei den S.-Slaven hängen die Familienglieder ſo ſehr an ihren Eltern und Verwandten, daß es faſt eine Schande iſt, ſich vom väterlichen Herde zu trennen. Nur die Nothwendigkeit kann ſie hierzu zwingen. (Siehe über die Zadruga: Baron Rajacſich. Das Leben, die Sitten und Gebräuche der im Kaiſerthume Oeſterreich lebenden S.-Slaven. Wien 1873. 8°. S. 1—12; noch viel ausführlicher und gründlicher aber bei Dr. Balthaſar Bogišić: Pravni običaji u Slovena. Privatno pravo. Zagrebu 1867. 8°. [Das Gewohnheitsrecht bei den Slaven].) Den vielerlei höchſt merkwürdigen Rechtsgebräuchen der ſüdſlaviſchen Völker beginnt man erſt jetzt größere Aufmerkſamkeit zu ſchenken. (Bahnbrechend iſt die große, mühſelige Arbeit des genannten Prof. Dr. Bogišic: Collectio consuetudinum juris apud Slavos meridionales etiamnum vigentium. Zbornik sadasnjih pravnih običaja u južnih Slovena. U Zagrebu (Agram) 1874. 8°. I. Bd.)

Das zweite hochintereſſante Slavenvolk in der Türkei ſind die im O. wohnenden Bulgaren. Heute ſind die Bulgaren unzweifelhafte Slaven, urſprünglich aber waren ſie ein ugriſcher, vielleicht ſamojediſcher Volksſtamm (Rob. Rösler. Romäniſche Studien. Leipzig 1871. 8°. S. 259), der ſich mit den im Donaulande ſchon anſäſſigen Slaven vermiſchte und in ihnen vollſtändig aufging. Schon im X. Jahrhundert ſcheint die alte bulgariſche Sprache erloſchen und durch das Slaviſche erſetzt worden zu ſein, ſo daß nichts als der Name „Bulgaren“, den das Volk behielt, an die einſtigen fremden Gebieter erinnert. (Die intereſſante Geſchichte dieſes Volkes behandelt in wahrhaft glänzender, muſtergiltiger Weiſe Conſtantin von Jireček. Geſchichte der Bulgaren. Prag 1876. 8°.) In achtunggebietenden compakten Maſſen und nur ſporadiſch mit fremden Nationalitäten gemengt, wohnen die Bulgaren namentlich von der ſerbiſchen Grenze bis zur Jantra, der bulgariſchen Morawa und dem mittleren Laufe der Marica, ferner an den Hängen des W.-Balkan. Außerhalb dieſes Gebietes treten ſie wohl noch im W. der Marica bis zum Ochrida-See in größerer Zahl als ihre türkiſch-albaneſiſch-griechiſchen Nachbarn auf, doch erſt neueſtens erſcheint ihr Zurückweichen in dieſen Gebieten zum ſicheren Stillſtande gebracht. Die ſpeculativen Griechen hatten die

d by Google

Bulgaren ſtets nach Möglichkeit von den Küſten zurückgedrängt. Nur bei den heute handelspolitiſch hervorragend wichtigen Häfen Varna und Saloniki erreichen ſie das Meer. Noch mehr Terrain haben ihnen in dieſem Jahrhundert aber die von ihren ſteilen Bergen herabſteigenden kriegeriſchen Albaneſen im W. abgenommen. Seit 15 Jahren endlich treibt die Coloniſation krim'ſcher Tataren und kaukaſiſcher Tſcherkeſſen von N. her mächtige Keile in die große Bulgarenmaſſe, von der ein Theil nach Ungarn und Rumänien, ſowie nach Serbien und der Krim ausgewandert iſt. In Sprache, Geſichtsbildung, Berufs- und Sinnesweiſe, endlich in der Tracht ſondert ſich der Bulgare von ſeinem ſerbiſchen Nachbar. Die moslim'ſchen Dörfer Bulgariens mögen die chriſtlichen an äußerer Nettigkeit übertreffen, im Innern der Gehöfte macht ſich aber auch bei den gaſtfreundlichen bulgariſchen Bauern der Einfluß der altſlaviſchen Familienverfaſſung geltend, welche dem Ganzen den Charakter größerer Arbeitſamkeit, Wohlhabenheit und Proſperität aufprägt. Es iſt ſchwer zu ſagen, ob der männliche oder weibliche Theil der Landbevölkerung ſich in Fleiß, Geſchicklichkeit und Arbeitseifer übertreffe. In den Donauſtädten iſt der Bulgare größtentheils Kaufmann, Krämer und Handwerker. Lehrer, Doctoren, Advokaten gibt es wenige, Beamte noch ſeltener, Prieſter und Mönche um ſo mehr. Auf den Hochebenen und in den Städten des Balkan treibt der Bulgare Viehzucht und Induſtrie; in der Ebene iſt er beinahe ausſchließend Ackerbauer; doch baut er im Allgemeinen wenig mehr als ſein eigener Bedarf erfordert. In einzelnen Städten des Balkan, wie Gabrovo, Travna und Kalofer, iſt der ziemlich ſchwunghafte Gewerbetrieb in aufſteigender Entfaltung begriffen. Durch ſeine Vorliebe für die Induſtrie als Erwerbszweig unterſcheidet ſich der friedfertige Bulgare vortheilhaft von dem handeltreibenden und kriegeriſchen Serben. Er beſitzt ein unläugbares Geſchick für das Kunſthandwerk, zeichnet ſich aber nicht nur durch Form-

Roſenernte in Bulgarien.

und Farbensinn, durch manuelle Fertigkeit und Fleiß aus, sondern hat auch ein bedeutendes Constructionstalent, das er schon im Häuserbau, namentlich aber bei seinen Wasserhebewerken, Brücken- und Kirchenbauten bekundet. F. Kanitz, der gründlichste Kenner der Bulgaren, dem wir im Vorstehenden folgten, kann es nicht oft genug wiederholen, daß wir in den Bulgaren das künftige Industrievolk der Türkei zu erblicken haben. (Donaubulgarien. II. Bd. S. 124.) In religiöser Hinsicht steckt der Bulgare noch ganz in heidnisch-altslavischen Traditionen und Bräuchen. Mit ihnen tritt er in das Leben, sie beeinflussen sein ganzes Fühlen und Thun und begleiten ihn bis zum Grabe, ja über dasselbe hinaus, soferne selbst der Todtencult mit abergläubischen Sitten versetzt ist. Da jedoch die Bulgaren sich die Hebung des Volksunterrichtes sehr ernstlich angelegen sein lassen, so ist zu erwarten, daß aufgeklärtere Anschauungen bei ihnen einen fruchtbaren Boden finden werden. (F. Kanitz. Donaubulgarien. I. B. S. 34 bis 82.) Die moslim'schen Bulgaren, die Pomaci, unterscheiden sich im Wesen nur in wenigen Aeußerlichkeiten von ihren der orientalischen Kirche treu gebliebenen Stammesbrüdern, mit welchen sie in bester Harmonie leben. Unlängst wurde bei den Pomaci des Despoto-Dagh eine Reihe alter traditioneller Lieder, pesma, von hochpoetischem Werthe aufgefunden. (Blgarski narodni Pjesni. Chansons populaires bulgares inédites; publiées et traduites par Auguste Dozon. Paris 1875. 8°.)

Das christliche, vorwiegend slavische Element ist es, welches in der Türkei vom Drucke der Osmanen am meisten zu leiden hat. Dieses bildet vornehmlich die Rajah, die Heerde, worunter man die unterworfene, nicht-moslim'sche Bevölkerung zu verstehen hat, die der Türke nicht einmal mit dem Titel „Mensch" beehrt, geschweige denn als gleichberechtigte Staatsbürger anerkennt. Obwohl sich ihre Lage, dank der Gewalt der Umstände, in den letzten Decennien etwas gebessert hat, besitzt die Rajah, selbst der geachtetste Mann, noch heute vor Gericht nicht mehr Geltung, als der Neger in Nordamerika vor seiner Emancipation. Waffenlos steht der Christ dem muhammedanischen Banditen gegenüber, wenn er nicht selbst Bandit (Klephte, Hajdut u. dgl.) werden will, ein gejagtes und jagendes Wild. Das Aergste aber war und ist im Türkenreiche, selbst während der friedlichsten Zeiten, die völlige Gesetzlosigkeit, welche nicht blos die willkürlichste, auch die muhammedanischen Unterthanen treffende Schädigung an jedweder Habe durch die Behörden zuläßt, sondern auch die abscheulichsten Frevel an Leben, Ehre und Familienglück aller Christen durch die muhammedanischen Nachbarn. (Diefenbach. A. a. O. S. 9—10.) Da nun, wie wir sahen, zum Islam sich auch sehr viele Nichtosmanen bekennen, so besteht auf der Balkan-Halbinsel nicht nur der Gegensatz zwischen Türken und Nichttürken, sondern auch zwischen Muhammedanern und Christen, und unter diesen wieder zwischen Griechen und Katholiken. Immerhin ist das moslim'sche Element in beträchtlicher Minorität, und Kanitz hat die Meinung wohlbegründet, daß bei einem Umschwunge in der Türkei, welcher den numerisch stärkeren Christen wahrscheinlich das politische Regiment ausliefern dürfte, die moslim'schen Bulgaren voraussichtlich zur Religion ihrer Eltern, der sie noch immer geheim huldigen, wieder zurückkehren werden und zwar ganz so, wie viele moslim'sche Albanesen dies unter mißlicheren Verhältnissen versucht oder gethan. (Donaubulgarien. II. Bd. S. 282.)

Die geschilderten Verhältnisse machen es erklärlich, daß alle Städte und Plätze der europäischen Türkei, in welchen das osmanische Element vorherrscht, sichtlich im Verfalle und Niedergange begriffen sind. Am glänzendsten präsentirt sich noch, dank ihrer bezaubernden Lage, die Reichshauptstadt Constantinopel. (Siehe J. G. Kohl. Hauptstädte Europa's. S. 1—38.)

Stambul, oder wie wir es gemeiniglich nennen, Constantinopel, bei den slavischen Völkern Carigrad d. h. Kaiserburg, liegt an der Grenze zweier Erdtheile, gleich Rom auf sieben Hügeln, und zählt 512,730, rechnet man aber alle Nebenorte auf beiden Ufern des Bosporus dazu, höchstens 602,000 Einw. Auf dieses Maß sind, nach einer von Dr. Mordtmann (im Phare du Bosphore vom 15. März 1873) auf Grund der ziemlich ungünstigen Sterblichkeitsverhältnisse an-

Digitized by Google

geſtellten Berechnung jene übertriebenen Angaben zu reduciren, welche der Hauptſtadt des türkiſchen Reiches eine Volkszahl von Einer Million Köpfe und darüber vindiciren. Die eigentliche Stadt iſt eine dreieckige Halbinſel zwiſchen dem Marmara-Meere und der tief in's Land einſchneidenden, als Hafen dienenden Bucht des Goldenen Hornes, und ſpringt von W. nach O. in das Meer vor, während ihr ſpitzes Ende ein wenig nach N. in die S.-Einfahrt des Bosporus hineingekrümmt iſt. Auf dieſer Spitze liegt das Serail oder der Palaſt des Padiſchah und an dem Eingange dazu die Hohe Pforte d. h. der Palaſt des Großveziers, dann die berühmte Sophienmoſchee. Unfern der alterthümlichen Stadtmauer ſtehen am Meere die Sieben Thürme (Jedi Kale). Die reichſten und vornehmſten Griechen wohnen in dem nach dem Leuchtthurme Phanar genannten Stadtviertel, weßhalb man ſie als Phanarioten bezeichnet. Am oberen Ende des Goldenen Hornes liegt die Vorſtadt Eyub, ein echtes Türkenviertel, mit der Moſchee, in welcher die feierliche Schwertumgürtung der neuen Sultane vollzogen wird. Mehrere Brücken führen über das Goldene Horn nach den Vierteln Galata und Pera hinüber, wo die im ganzen Orient Franken genannten Europäer und die fremden Diplomaten wohnen. Auf dieſer Seite erhebt ſich auch am Bosporus das Schloß Dolmabagtſche. Auf aſiatiſcher Seite liegt die 80,000 Einw. zählende Stadt Üsküdar (Scutári), die als Vorſtadt von Conſtantinopel gilt und den Sommerpalaſt der Sultane mit berühmter Ausſicht enthält. Die poetiſchen Illuſionen der Abendländer über die türkiſche Metropole werden von unbefangenen modernen Beobachtern auf ihr richtiges Maß herabgedrückt. So ſchreibt Wilhelm Freiherr von Berg (Wiener Abendpoſt vom 16. Mai 1876), der Conſtantinopel wiederholt beſucht hatte, daß es ihm niemals ſo erbärmlich vorgekommen wie dieſes Mal. „Seit den großen Bränden in Stambul und Pera ſind freilich einige Straßen erweitert, hier und da anſehnliche Paläſte gebaut, geſchmackvolle Auslagen entſtanden, über das Goldene Horn eine neue eiſerne Brücke im Baue, von Galata nach Pera ein

Typen aus Conſtantinopel.

Im Hafen von Konſtantinopel.

Digitized by Google

Digitized by Google

Tunnel mit einer Drahtseilbahn errichtet, aber der Schmutz ist derselbe wie früher, das Straßenpflaster zum Beinbrechen schlecht, die Gassen und Gäßchen mit stinkender Luft geschwängert, die herumlungernden Hunde nicht weniger wie früher und die Menschen keine andere geworden ..... Mag das Völkergemisch Constantinopels ethnographisch auch noch so interessant sein, gefallen kann es einem civilisirten Europäer nicht." (Ausführlichere moderne Schilderungen Constantinopels und des dortigen Lebens siehe bei: Julius Faucher: Ein Winter in Italien, Griechenland und Constantinopel. II. Bd. S. 220—300, Amand Freiherr von Schweiger-Lerchenfeld. Unter dem Halbmonde. Ein Bild des ottomanischen Reiches und seiner Völker. Jena 1876. 8°. S. 50—98; Murad Efendi. Türkische Skizzen. I. B. S. 22—127.)

Die Zustände der Capitale in namhafter Verschlechterung auf die übrigen Städte des Landes übertragen, ergeben ein annähernd richtiges Bild derselben. Wir begnügen uns hier die allerwichtigsten aufzuzählen.

Wir nennen in erster Reihe Edirne oder Adrianopel, die alte Hauptstadt des Reiches, am Zusammenflusse der Marica und der Tundscha; sie zählt zwar etwa 100,000 Einw. (Türken, Griechen, Bulgaren und Juden), ist aber dennoch nichts weiter als ein großes türkisches Dorf. Die Straßen sind eng und durch die landesüblichen Lehmwände unfreundlich. Eine Eisenbahn verbindet Adrianopel mit dem Oertchen Dede Aghatsch am ägäischen Meere, eine andere Linie mit Constantinopel und in ihrer Fortsetzung weiter aufwärts im Marica-Thale mit dem freundlichen Philippopel, zwischen Hügeln erbaut; mit seinen 30,000 Einw. ist dieses Mittelpunkt des Handels in Rumelien. Der Schienenweg geht noch weiter gegen W. über Tatar-Basardschik nach Sarambey, wo er einstweilen stockt. An der südlichen Meeresküste verdienen Gallipoli, mit 50,000 Einw. und einem Kriegshafen in der Dardanellenstraße, und Saloniki (Selanik, Thessalonich) in Makedonien Erwähnung. Letzterer Platz ist nach Stambul der wichtigste Seehafen in der ganzen Türkei. Er besitzt 80,000 Einw. und einen ausgebreiteten Handel, welchem eine Eisenbahn, die im Wardar-Thale durch Serbien an die österreichischen Schienenwege anschließen soll, aber jetzt nur theilweise, nämlich bis Mitrovica im Vilajet Bosnien vollendet ist, dereinst noch weit höhere Bedeutung verleihen wird. Üsküb an dieser Bahn, und Prisrend, ein gewerbreicher Handelsort mit 26,000 Einw., sind die nennenswerthesten Städte des Inneren. Ganz bedeutungslos sind Larissa oder Jenischehr (25,000 Einw.) im thessalischen Tempethale, und Janina oder Joannina (25,000 Einw.), der Hauptort in Epirus. In Oberalbanien ist Skutâri (slav. Skadar, türk. Skodra) in der Nähe des gleichnamigen See's die Hauptstadt. Viel genannt in neuerer Zeit wegen der dort ausgebrochenen Insurrection sind die Plätze in der Herzegowina und in Bosnien, welch' letzteres als gebirgige Vormauer gegen Oesterreich für die Türkei von Wichtigkeit ist. Wir finden hier Mostar, den Hauptort der Herzegowina, Serajewo oder Bosna-Serai, die Hauptstadt Bosniens mit 50,000 Einw. und ansehnlicher Industrie; Trawnik (12,000 Einw.), Banjaluka (15,000 Einw.), durch eine Eisenbahn mit Nowi an der Unna verbunden, und Novipazar (15,000 Einw.). Im Balkangebiete ist südlich und westlich von der Hauptkette das wichtige Sofia (bei den Slaven Sredec), am Fuße des mächtigen Vitoš-Stockes, mit gänzlich unbedeutenden Befestigungen und 19,000 Einw., hauptsächlich Bulgaren, Türken, Juden und Zigeuner, dann Pirot oder Scharköi und Niš; im N. des Balkan aber Berkowatz, Vraca, Lovac, Tirnovo, Gabrovo und Travna, dann weiter im O. Osmanpazar und Eski Dżumaja mit einer berühmten Messe nennenswerth. Längs der Donau zieht sich eine Reihe schlechter Festungen und starker Handelsplätze: Widin, Lom-Palanka, Nikopoli, Svištov oder Sistov, Rustschuk und Silistria, hin. Die beiden letztgenannten bilden mit den im Lande gelegenen Schumla und Varna am Pontus ein berühmtes Festungsviereck. Eine Eisenbahn verbindet das starke Varna mit Rustschuk. Auf der Insel Kreta endlich sind die wichtigsten Städte: Chania oder Canea an der N.-Küste mit 8000 Einw. und dem besten Hafen, dann die Festung Megalokastron oder Candia mit 10,000 Einw., gleichfalls an der N.-Küste.

Die Gesittung steht in der ganzen Türkei auf sehr niedriger Stufe und desto niedriger, je unvermischter und vorwaltender das Osmanenthum ist. Freiherr von Maltzan, einer der trefflichsten Kenner des Orients, fällte darüber folgendes vernichtende Urtheil: „Unter Cultur muß man hier nicht etwa unsere europäische Civilisation mit ihrer erhabenen geistigen Macht verstehen, sondern vielmehr jene Afftercultur, welche die Türken Reform nennen, und die darin besteht, das rein Aeußerliche, Oberflächliche des Europäerthums anzunehmen, darunter leider auch viel Unschönes, nebenbei die Laster Europa's, während man für die geistigen Vorzüge blind zu sein scheint." (Neue freie Presse vom 4. Juli 1872.) Der Volksunterricht erfreut sich natürlich keiner Pflege, außer bei den Griechen und Slaven, welche sich selbst darum bemühen; der sehr wichtige und auch bedeutende Handel liegt in den Händen der Griechen, Armenier und Juden, und beschränkt sich vornehmlich auf die Rohproducte, welche das reiche Land in Fülle erzeugt, die aber bei weitem noch nicht nach Gebühr ausgebeutet werden. Die Verkehrsmittel sind elend; brauchbare Straßen eine seltene Ausnahme, Vicinalwege völlig unbekannt, und die begonnenen Eisenbahnen unvollendet. Der Steuerdruck endlich ist für Christ und Moslim unerträglich, die Finanzen des seit 1875 bankerotten Staates dagegen entziehen sich jeder Erörterung.

Kosakenkopf.

Asien.

Digitized by Google

Jeruſalem.

Allgemeines.

Von allen Erdtheilen iſt Aſien der größte, ſeiner Natur nach der großartigſte, in vieler Hinſicht der intereſſanteſte. Ihn darf man als die wahrſcheinliche Wiege der Menſchheit betrachten, ſicher als jene unſerer Geſittung, und auf ſeinem Boden erhoben ſich zuerſt Weltreiche, deren Spuren erſt vor dem ſtaunenden Auge der Gegenwart dem Schutt der Jahrtauſende entſteigen. Im W. durch die breite uraliſche Ländermaſſe mit Europa verbunden, dem, wie wir wiſſen, in geographiſchem Sinne blos die Rolle einer aſiatiſchen Halbinſel zukommt, dehnt ſich im ganzen N. des Welttheiles ein ungeheures, auf weite Strecken mit Tundras bedecktes Tiefland, Sibirien, aus, durch welches ebenſo ungeheure Ströme, wie Ob, Jeniſſei und Lena, den Gebirgslanden im S. entquellend, ihre Fluthen nach dem nördlichen Eismeere wälzen, welches den ganzen, nur ſpärlich erforſchten niedrigen und flachen N.-Rand Aſiens, der ſich in Cap Tſcheljuskin am nördlichſten (78° 20′ n. Br.) ausſpitzt, beſpült. Dieſe nördlichen Geſtade, welchen in geringer Entfernung der neuſibiriſche Archipel und das bisher blos geſichtete Wrangel-Land vorliegen, ſind, obwohl noch von menſchlichen Weſen, wie Samojeden, Jakuten, Jukagiren und Tſchuktſchen bewohnt, ſchon wahres Polarland und liegen meiſt jenſeits des Polarkreiſes. Die niedrige gegen N. durchaus ungeſchützte Lage Sibiriens iſt neben der hohen geographiſchen Breite die Urſache der ungemein niedrigen mittleren Jahrestemperatur dieſes Theiles der Erde. Bei der coloſſalen Ausdehnung Sibiriens auch in ſüdlicher Richtung, iſt indeß ſein Klima ein ausgeſprochen continentales, deſſen charakteriſtiſche Eigen-

thümlichkeit eben darin besteht, die Extreme von Winter und Sommer weit auseinander zu halten, und es ist gar nicht so selten, daß dort Mittags im Juni das Quecksilber im Thermometer 14,5° R. Wärme zeigt, während es drei Monate früher, in klarer Polarnacht, zu einer harten hämmerbaren Masse erstarrt war. Am ungünstigsten sind unzweifelhaft jene Regionen Sibiriens gestellt, die sich zwischen dem Taimyr-Golfe und der Mündung der Kolyma befinden. Aber auch weiterhin nach O., im Lande der Tschuktschen, welche bis an die Asien und Amerika trennende Beringstraße wohnen, im Allgemeinen in ganz NO.-Asien sieht es traurig genug aus. Das Land bildet hier eine große, nach S. gestreckte Halbinsel, Kamtschatka, von deren S.-Spitze die Inselschnur der Kurilen bis an das N.-Ende des ansehnlichen japanischen Eilandes Yesso sich schwingt. Wir bemerken gleich hier, daß auch in Asien, gleichwie in Europa, die peninsularen Gebilde vorherrschend die S.-Richtung einhalten. Kamtschatka, dessen O.-Ufer eine stattliche Reihe von Feuerbergen trägt, umrahmt mit den ebenfalls vulcanischen, unfruchtbaren Kurilen einen tief eingeschnittenen Busen des Stillen Oceans, das sogenannte Ochotzkische Meer, an dessen öden Küsten die den Kamtschadalen verwandten Lamuten und Tungusen hausen. Anmuthiger und zu Culturzwecken geeigneter gestaltet sich das Land erst dort, wo der gewaltige Amur-Strom mit seinem Nebenflusse, dem Ussuri, sich der langen, schmalen Insel Sachalin gegenüber in's Meer ergießt. Bis in diese fernen östlichen Regionen breiten sich die Fittiche des russischen Aars, der erst unlängst das metallreiche Sachalin von seinen früheren Besitzern, den Japanern, erworben hat.

Die La-Pérouse-Straße scheidet Sachalin von den übrigen Eilanden, Yesso, Nippon, Sikok und Kiusiu, welche das Kaiserthum Japan bilden und in leicht geschwungenen Bogen nach S. ziehen, wo sie der vom asiatischen Festlande abermals gegen S. ausgestreckten Halbinsel Korea mit ihrem besonderen, jeglicher europäischen Gesittung noch unzugänglichen Reiche sich dermaßen nähern, daß eine nur wenig breite Oeffnung, die Korea-Straße, in das zwischen dem Festlande und den japanischen Inseln gebettete japanische Meer, eine wahre Binnensee, als Eingangspforte dient. An den japanischen O.-Küsten zieht dagegen der Kuro Siwo oder Schwarze Strom, welcher im Stillen Ocean ebenso bedeutend und fast unter denselben geographischen Breiten verläuft, wie im atlantischen der Golfstrom. In theoretischer Beziehung ist aber diese Meerwasserströmung noch von größerer Wichtigkeit als der Golfstrom, weil sie, begünstigt von der ungeheuren Breite und

der beträchtlichen Inſelarmuth dieſes Theiles des Stillen Weltmeeres, weit ungehinderter zum vollen Ausdrucke kommt als der Golfſtrom, und eine geſchloſſene Bahn beſchreibt, woran dieſer durch die Configuration der weſtlichen und nördlichen Küſten der alten Welt mehr behindert wird." (Herm. J. Klein. Der Kuro Siwo, im: Ausland 1873, Nr. 16, S. 305.) In Japan ſelbſt erinnert uns Alles daran, daß wir in einen milderen Himmelsſtrich eingetreten ſind, wo eine liebliche und doch an großartigen Scenerien reiche Natur die Bedingungen zu jenem ſeltſamen Culturaufſchwunge vereint, der den Japanern mit ihrer emſigen Bevölkerung, mit ihren Großſtädten am Fuße dräuender Vulcankegel, mit ihrem wohlgepflegten Lande und ihren fein durchdachten Inſtitutionen die Bewunderung des Abendlandes ſichert. Ihre Inſeln liegen unter Breiten, welche jenen des mittäglichen Europa und nördlichen Afrika entſprechen, während die öſtliche Lage ihnen ein kühleres Klima anweiſt. Eine ſüdliche Fortſetzung möchte man in den Liu-kiu-Inſeln erkennen, welche weiterhin dem ſtattlichen Eilande Formoſa im chineſiſchen Meere die Hand reichen, wie es denn bemerkt zu werden verdient, daß die ganze O.-Küſte Aſiens von Kamtſchatka's Spitze an bis nach S. einen vorgelagerten Inſelwall beſitzt, denn an Formoſa reihen ſich die Philippinen und dieſe ſtehen in nächſter Nähe des großen oſtindiſchen Archipels, in welchem das ſüdöſtliche Aſien unmerklich in die Inſelwelt Auſtraliens übergeht.

Weniger begünſtigt als Japan iſt das gegenüber liegende Feſtland, wo das obenerwähnte Korea in den Amurländern Rußland, in der Mandſchurei aber das enorme chineſiſche Reich, welches mit den ihm mehr oder weniger unterworfenen Landſchaften den wichtigſten Theil von ganz Aſien beherrſcht, zu Nachbarn hat. Bis tief nach W., faſt in die Steppen Turkeſtans hinein, bleiben ihrerſeits Rußland und China ſtete Nachbarn und die Grenze ihrer Reiche zieht etwa dort, wo das ſibiriſche Tiefland ſtufenweiſe zu den Hochebenen emporgeſtiegen iſt, welche das Innere Aſiens erfüllen. Das ganze ſüdliche Sibirien iſt gebirgig und von Ketten durchzogen, die von dem inneren Hochmaſſiv ſich nordwärts abzweigen und an das Sajaniſche Gebirge oder deſſen Fortſetzungen anknüpfen. Zwiſchen ſolchen Ketten breitet ſich der Rieſenſpiegel des Baikal-See's aus, welchen die Selenga durchfließt, um als Jeniſſei daraus zu treten. Im O. bildet das Jablonoi- und Stanowoi-Gebirge die Waſſerſcheide zwiſchen Lena- und Amur-Becken, während der ſibiriſche W. eine ſolche klare Trennung der einzelnen Stromgebiete vermiſſen läßt. Das eigentliche Hochland Innerafiens hebt an mit der Mongolei, deren S. die große Wüſte Gobi oder Schamo einnimmt und die gegen O.

von der Mandschurei durch das Chingan-Gebirge getrennt ist. In dieser, wie in der benachbarten Mongolei haben in jüngster Zeit unternehmende und kühne Russen, wie Palladius, Prschewalski, Matussowski, Sosnowski u. A. durch ausgedehnte mühevolle Bereisung am meisten zur Erweiterung unserer Kenntnisse beigetragen, wie denn im Allgemeinen das nördliche und mittlere Asien von Niemandem gründlicher aufgehellt ward als von den Russen. Namentlich Prschewalski's Reisen führen uns bis an den Hoang-ho, den nördlichen der beiden Riesenströme, zwischen welchen das eigentliche, alte China sich ausbreitet. Der Hoang-ho mündet in den Golf von Petschili und dieser ist hinwiederum nur ein Theil des Gelben Meeres, worunter man das zwischen China und Korea liegende nördliche Gebiet des ostchinesischen Meeres zu verstehen hat. In letzteres ergießt sich der Yang-tse-Kiang, welcher, sowie sein nördlicher Genosse, wenn auch durch häufige radikale Abweichungen unterbrochen, einen im Allgemeinen westöstlichen Lauf hat und aus den Berglanden Innerasiens herabkommt. Diese nehmen den ganzen Raum von den S.-Grenzen der Gobi-Wüste bis an die Ansätze der südasiatischen Halbinseln, Vorder- und Hinterindien ein. Man kann sich also von N. kommend Asien schematisch als eine aufeinander folgende Stufenreihe von Plateaux denken. Die sibirischen Tieflande steigen allmählig zu den Hochterrassen der Mongolei hinan, welche gegen SW. hin in das öde Gebiet des Lop-Nor-See's und dort unter dem Namen Ostturkestan bis an den Fuß der großen Gebirgsknoten reicht, welche zwischen den westlichen Tiefebenen und den östlichen Plateaux sich erheben. Den S.-Rand Ostturkestans und der Gobi umziehen der mächtige, eisstarrende Kün-Lün, der im Sun-schan oder Nan-schan-Gebirge seine öffentliche Fortsetzung zu finden scheint. Südlich von dieser Kette thürmt sich endlich das höchste und riesigste Plateauland der Erde, Tibet, auf, eine wahre Hochburg, die blos in den südamerikanischen, räumlich jedoch weit beschränkteren Punas ihres Gleichen hat. Das Innere dieser kalten tibetanischen Hochflächen hat noch keines Europäers Auge geschaut, und wir müssen uns glücklich preisen, durch die Berichte einiger ostindischer Reisenden einen flüchtigen Einblick in die Verhältnisse dieses bestabgesonderten aller Länder gewonnen zu haben. Gegen O. geht Tibet in das gleichfalls noch wenig erforschte S.-China über, in welchem das Alpenland von Yünnan den Uebergang zu den Bergregionen Hinterindiens vermittelt. Im S. endlich scheidet der Eiswall des Himálaya Tibet von den Niederungen des indischen Gangesthales.

Ganz anders gestaltet sich der W. Asiens. Dort, wo das Sajanische

Gebirge die Grenze zwiſchen dem ruſſiſchen Sibirien und der dem Kaiſer von China unterthänigen Mongolei bildet, treffen wir im W. auf das vielverästelte Syſtem des goldreichen Altai, aus dem die Quellflüſſe des Ob hervorbrechen. Mit ſeinen Ausläufern reicht er in die weſtſibiriſche Steppe hinein, und dieſe ſchmiegt ſich auch um den Fuß aller jener oft mächtigen Höhenzüge, die in mehr oder minder parallelen Linien von W. nach O. und hinter einander ſtreichen. Es ſind dies, von N. nach S. gerechnet, der Tarbagatai, der Ala-Tau, Tian-Schan, Alai mit der Pamir-Hochebene, endlich der Kün-Lün und Karakorum, welcher ſich mit dem nach SO. ziehenden Himálaya und dem nach W. ſtreichenden Hindu-kuh verknotet. Die ſibiriſche Steppe, in ihrem ſüdlichen Theile durch mächtige Salzwaſſerbecken charakteriſirt, deren bedeutendſtes, der Aral-See, auch die zwei weſtaſiatiſchen Hauptſtröme, die den genannten Gebirgen entquellenden Syr- und Amu-Derja aufnimmt, reicht einerſeits bis an die O.-Ufer des Kaſpiſchen Meeres, andererſeits ſüdwärts bis an die Gehänge des Hindu-kuh, und umfängt jene Gebiete von Turkeſtan oder Turan, wo noch vor wenigen Jahren die räuberiſchen Chanate von Chokan, Bochâra und Chiwa den Sitz islamitiſchen Fanatismus bildeten und jedem Fremdlinge den Eintritt verwehrten, bis ſie glücklicherweiſe den Waffen der Ruſſen erlagen. Der Hindukuh aber bildet nach S. hin ein Hochland, das bis zum Meere ſich erſtreckt und in welches die Gebiete von Afghaniſtân und Beludſchiſtân im O., und das Königreich Perſien im W. ſich theilen. Die geſammte Hochfläche kann man als das Plateau von Erân zuſammenfaſſen und geht daſſelbe nach NW. in das Hochland Armeniens und Kurdiſtâns, endlich in weiterer Fortſetzung in die kleinaſiatiſche Halbinſel über. Armenien ſenkt ſich gleichwie Erân zum Kaſpiſchen Meere, zu dem Thale jener Ströme herab, welche theils wie die Kura dieſem letzteren oder der Rion dem Schwarzen Meere zufließen, während die nördliche Thalwand durch die ſchroffe Mauer des hohen Kaukaſus-Gebirges aufgebaut wird. Nur theilweiſe und meiſt an den Rändern ſind alle dieſe Länder mit den Reizen des S. umkleidet, während die inneren Hochflächen öde und dürr nur ſtellenweiſe begünſtigtere Oaſen einſchließen. Gegen SW. fällt das eräniſche Plateau nach den geſegneten Fluren des alten Meſopotamien hinab, deſſen Doppelſtröme Euphrat und Tigris, ehe ſie vereint dem perſiſchen Meerbuſen ſich ergeben, von türkiſcher Barbarei verwüſtete Gebiete bewäſſern. Die große ſyriſche Wüſte trennt ſie von den claſſiſchen Landſchaften am Mittelländiſchen Meere, deſſen Uferzug die ſchneegekrönten Höhen des Libanon und Anti-Libanon begleiten.

Hier, an Syriens Gestaden, blühten dereinst die Städte der Phöniker, hier stand, etwas weiter im S., an den Ufern des Jordan, des See's Genezareth und des Todten Meeres, der tiefsten Depression unseres Erdballes, in dem altehrwürdigen Gelobten Lande oder Palästina die Wiege unserer christlichen Religion, welche ihre wohlthätigen Bande um alle Völker der europäischen Culturländer schlingt. Heute lastet auf diesen berühmten Stätten die schwere Hand osmanischer Mißwirthschaft und bewährt sich an ihnen, wie an allen Ländern Vorderasiens, welche dem Padischah in Stambul gehorchen, der Spruch: Wohin der Fuß des Türken tritt, wächst kein Gras mehr; er wirkt wie Mehlthau. Deutlich sprechen dafür nicht blos Syrien und Palästina, sondern auch Kleinasien und die einst so herrliche Mittelmeer-Insel Cypern, der syrischen Küste gegenüber.

Dem asiatischen S. sind endlich gerade, so wie dem europäischen, drei peninsulare Glieder, freilich von viel riesenhafteren Dimensionen, eigenthümlich, die arabische, die ostindische und die hinterindische Halbinsel. Arabien kann man mit Fug und Recht seinem Charakter nach, obwohl im Inneren noch so gut wie gar nicht erforscht, das „asiatische Afrika" nennen, von dem es ohnehin nur durch den schmalen Streifen des Rothen Meeres getrennt ist. Zum Theile in unabhängige Reiche zersplittert, zum Theile der türkischen Oberherrschaft preisgegeben, gilt Arabien dem muhammedanischen Glaubenskreise hoch als Wiege des culturfeindlichen Islam und birgt zugleich den Staat der Wahabiten, von welchem die Reformation der Lehre Muhammeds ausgeht, deren Wellenschläge selbst in Indien empfunden werden. Dort herrschen die Briten theils mittel- theils unmittelbar über Völker und Staaten, deren Kopfzahl nicht unter 240 Millionen beträgt, und über ein Gebiet, das seit dem grauesten Alterthume zu den üppigsten der Erde zählt. Abgeschlossen von dem unwirthlichen Tibet dnrch die Kette des Himálaya, in der die höchsten bis nun bekannten Gipfel unseres Planeten zu suchen sind, und umringt von einer Großartigkeit der Natur sonder Gleichen, breitet sich die fruchtbare Tiefebene des Ganges zwischen der Hochveste des asiatischen Inneren und dem gebirgigen S.-Ende der Halbinsel, dem Hochlande von Dekkan aus, das zweifelsohne dereinst als Insel aus dem indischen Oceane aufragte. Ist Vorderindien in seinen Contouren ebenso einfach als ungeschlacht und blos durch die Nähe der tropischen Insel Ceylon ausgezeichnet, so ist hinwieder Hinterindien oder die Goldene Halbinsel auf's Mannigfaltigste gegliedert. Von den aus noch unerforschten Regionen entspringenden Riesenströmen des Irawaddy, Salween, Menam und Mekhong durchfurcht,

ist sie die Heimath einer eigenthümlichen Völkerfamilie, die in den Königreichen von Birma, Siam und dem Kaiserthume Annam lange gegen den Einfluß abendländischer Gesittung gekämpft und in ihrer Eigenart sich erhalten hat. Seit den letzten Decennien haben die Briten im W. Birma und die Franzosen im O. Annam so geschwächt und zum Theile in ihre Gewalt gebracht, daß nur mehr Siam seiner vollen Unabhängigkeit sich erfreut, die es übrigens benützt, um in einsichtsvoller Weise den Nationen des W. sich zu nähern und zu erschließen. Wir befinden uns hier in einem Hauptcentrum des Buddhismus, welchem ein colossaler Bruchtheil der asiatischen Menschheit anhängt und der weit bis in den N. zu den Mongolen verbreitet ist. Um so überraschender ist es, daß das letzte, südlichste Glied Hinterindiens, die langgestreckte zinnreiche Halbinsel von Malakka, hauptsächlich von Muhammedanern bewohnt wird. Es sind dies die Malayen, ein merkwürdiges Volk, welches auch im ostindischen, oft nach ihm genannten malayischen Archipel eines der wesentlichsten ethnischen Elemente bildet. Wir werden seinen Spuren sogar noch weiterhin auf den Inseln der Südsee begegnen. In dieser malayischen Inselwelt baut sich das blühende Colonialreich der Holländer auf, deren Hauptmacht in der volkreichen, üppigen Insel Java (spr. Tschawa) ruht. Vom Erdgleicher genauert, ist der ostindische Archipel mit seinen Eilandsmassen wie Sumatra, Borneo und Celébes in jeglicher Hinsicht ein echtes Tropengebiet, die Heimath der Gewürze und eines der hervorragendsten anthropoiden Affen, des Oran-Utan. Durchaus tropisch sind auch die Philippinen, welche unter spanischer Verwaltung jedoch an die Blüthe des holländischen Archipels nicht hinanzureichen vermögen. Mitten durch diese in allen Reizen der Tropen prangende Inselflur hat, dem Auge des Reisenden kaum bemerkbar, die Natur die Grenze zwischen Asien und Australien gezogen.

§. 1. Die kleinasiatische Halbinsel.

Wie die N.-Küste des Schwarzen Meeres theilweise durch das ausspringende Viereck der Krim oder tauriſchen Halbinsel gebildet wird, so wird auch der S.-Saum dieses Meeresbeckens, und zwar fast in seiner ganzen Erstreckung, durch eine Halbinsel dargestellt, in welcher der asia-

tische Continent, genauer Vorderasien, als in seinem westlichsten Ausläufer, am weitesten nach Europa vorspringt, nämlich durch die Halbinsel Anatolien (Natolien, Anatoli, Anadoly, d. i. das-Morgenland, in der Handelssprache die Levante genannt) oder das alte Kleinasien. An der Bildung dieser großen Halbinsel, die zur asiatischen Türkei gehört, nehmen außer dem Schwarzen Meere, das ihre N.-Küste bespült, noch im W. der Bosporus, das Marmarameer, die Dardanellenstraße und die Gewässer des griechischen Archipels, dann im S. das Mittelmeer Theil. Im O., wo die Halbinsel mit dem asiatischen Festlande zusammenhängt, wird sie durch eine willkürlich gezogene Linie begrenzt, welche den Busen von Skanderun im S. mit dem Euphrat-Strome verbindet, diesen Fluß bis zu seiner Quelle begleitet und sich dann nördlich, ziemlich dem Laufe des Tschorok folgend, zum Schwarzen Meere wendet. Anatolien liegt zwischen 36° 10′ 30″ bis 42° 2′ n. Br., also in gleicher Polhöhe wie die südliche Türkei, Griechenland, das mittägliche Italien mit Sicilien, der N.-Rand Afrika's und das südliche Spanien. Seine größte Länge von der Bucht von Adramyti im W. bis zum Euphrat im O. beträgt etwa 1000 Km., während seine größte Breite vom Vorgebirge Anamur in Karamanien, im S., der Insel Cypern gegenüber, bis zum Vorgebirge Kerempe im N. am Schwarzen Meere, etwa 500 Km. beträgt. Der Flächenraum der Halbinsel wird auf ca. 550,000 □Km. berechnet, welchen nach ungefähren Schätzungen 9—10 Millionen Menschen vorwiegend türkischen Stammes bewohnen.

Die Oberflächengestalt Anatoliens ist eine sehr unregelmäßige. Die Mitte des Landes ist eine ausgedehnte Hochebene, die mit einer Erhebung von etwa durchschnittlich 1000—1300 M. über den Meeresspiegel sich von NO. nach SW. in einer Länge von beiläufig 370 Km. und einer Breite von 240 Km. erstreckt, auf welcher noch höhere Berge sich erheben, und Salzsee'n, Moräste und Wasserrinnen ohne sichtbaren Abfluß zerstreut sind, und die zum Theile von Flüssen bewässert ist, welche sich in's Schwarze Meer ergießen. Diese Hochebene wird von zwei Gebirgsreihen eingeschlossen, die auf dem Plateau von Armenien ihren Anfang nehmen, wo überhaupt die Bergketten entstehen, welche Kleinasien durchschneiden, nämlich den Taurus und den Anti-Taurus der Alten. Der erstere, als der südliche Arm, beginnt dicht am Euphrat, wo einer seiner Gipfel die Höhe von 3000 M. erreicht, zieht sich gen W. mit einem sehr unregelmäßigen Laufe unfern von den Küsten des mittelländischen Meeres durch Karamanien und Lykien und endet auf den Inseln des griechischen Archipels. Sowohl nach S. wie nach N. zweigen sich von ihm Bergketten ab, die wie die einzelnen Theile der Hauptkette mit besonderen Namen bezeichnet werden, z. B. Ala-Dagh, Bulgar-Dagh (in welchem der 3417 M. hohe Metdesis), Dschebel Kurin u. s. w. Als abgesprungenes Stück der Bergmasse liegt hier vor dem syrisch-kleinasiatischen Meereswinkel die große Insel Cypern (Kybris der Türken) und am SW.-Ende des Halbinsellandes die hohe Rhodos-Insel, welcher gegenüber das Gebirge Masicitus mit dem Takhtalu (2350 M.) endigt. Der nördliche Arm oder Anti-Taurus, heutzutage in einem seiner Haupttheile Agha-Dagh genannt, läuft vom Tschorok in W.-Richtung parallel mit dem Pontus in nicht großer Entfernung von dessen Gestaden und endet am Bosporus, indem er einen südwestlichen Zweig

entsendet, der sich mit dem Waldgebirge des Olymp (1930 M.) bei Brussa, und früher schon mit dem weidenreichen Plateau von Angora vereinigt, und am Golfe von Adramyti im Berge Ida (1752 M.), dem Berge Troja's und dem letzten Grenzsteine Asiens am Hellespont, endet. Der Anti-Taurus theilt die Gewässer, welche auf der südlichen Abdachung der armenischen Ebene entstehen, indem die einen gegen W., die anderen zum Euphrat fließen. Zwischen den beiden Hauptketten erheben sich mehrere kleinere, von denen einige bis zu bedeutender Höhe emporsteigen; erhabene Gebirgsmassen, die mehr oder weniger mit einander im Zusammenhange stehen, findet man fast überall. Die Kammhöhe des Taurus in seinen centralen Theilen schwankt zwischen 820 und 1660 M. Zu den höchsten Bergen des Taurus gehört der Asi-Kur (Niphates), der sich hoch über die Grenze des ewigen Schnee's erhebt. Der Taurus besteht indessen, wie bereits angedeutet, nicht aus einer einzigen, sondern aus mehreren Bergketten, welche Ebenen und Thäler einschließen, die in der Richtung der Meridiane terrassenförmig über einander liegen. Auf der S.-Seite des Gebirges liegt die aus pyrorenischen Massengesteinen bestehende Ebene von Diarbekr in Kurdistan, 600 M. üb. d. M.; in der Mitte des Taurus ist das Kulturthal des Alendah und der See Gordschik Göl 1275 M. hoch; auf der N.-Seite ist die Ebene von Siwas 1250 und die von Baulus 965 M. über der Meeresfläche erhaben und von dort senkt sich das Land schnell zur Küste des Pontus Eurinus. Im südöstlichen Theile der Halbinsel erhebt sich als isolirter Pik, der mit den Taurusketten nur einen schwachen Zusammenhang hat, der Erdschas-Dag oder Argäus der Alten; er steht auf der Ebene von Kaisarieh, die am Fuße des Berges 1095 M. erhaben ist. Der Erdschas-Dagh ist vermuthlich der Culminationspunkt von Anatolien und beträgt seine Höhe 3841 M.: er besteht ganz aus vulcanischen Producten und an seinem Gipfel zeigen sich zwei Krater, aus denen sich einst die unterirdischen Kräfte Bahn zur Atmosphäre brachen. Das ganze innere Plateau, westlich bis nach Kjutahija und darüber hinaus bis in die Ebene von Sardis und selbst bis zum westlichen Littorale bei Smyrna, trägt die deutlichsten Spuren vulcanischer Revolutionen. Erloschene vulcanische Kegel oft von bedeutender Höhe, dann Lavaströme und andere unzweifelhafte Spuren der Einwirkung unterirdischen Feuers dehnen sich über einen beträchtlichen Raum aus. Auch heftige Erdbeben kommen häufig vor und warme, schwefelführende Quellen sind zahlreich in Anatolien.

Die Hauptflüsse der Halbinsel strömen in NW.-Richtung in den Pontus, indeß ist ihr Lauf nicht immer vollständig erforscht. Der bedeutendste darunter, der Kyzyl-Irmak (Halys der Alten) entsteht durch die Vereinigung zweier Quellflüsse, wovon der eine in den Jyldys-Bergen südöstlich von Tokat entspringt und von O. nach W. fließt, der andere aber südlich am N.-Abhange des Taurus entspringt und anfangs westlich, dann nördlich fließt. Der Lauf des Kyzyl Irmak ist vielfach gewunden und er mündet in das Schwarze Meer durch zwei Hauptarme, unterhalb Bafra und im NW. der Samsun-Bucht, östlich von Sinope. Ein viel kleinerer Fluß ist der Jeschyl-Irmak (Iris), der vom Anti-Taurus kommt und östlich von Samsun in's Meer fällt. Der Sakaria (Sangarius) im NW. entspringt in dem Tafellande unfern von Angora und erreicht das Schwarze Meer 120 Km. östlich vom Bosporus. Eigentlich noch in Armenien fließt in den Pontus der Tschorok (Bathys), der nordöstliche Grenzfluß Kleinasiens. Die einzigen wichtigen Zuflüsse des ägäischen Meeres sind der Bakjr-Tschai (Caicus), der Gedis-Tschai (Hermus), einst wegen seines Goldreichthums berühmt und in den Golf von Smyrna mündend, und der Menderes (Mäander), unter den berühmten Flüssen Kleinasiens der berühmteste, nicht allein wegen der Fruchtbarkeit und Ueppigkeit seiner Thäler, sondern auch der außerordentlichen Krümmungen seines Laufes halber. Nicht blos der Landstrom, sondern auch der Meeresstrom, der längs der jonisch-lykischen Küste zieht, hat der Mündungsgegend des Mäander durch ungewöhnliche Alluvionen ein ganz anderes Ansehen gegeben, und hört noch jetzt nicht in seinen Umbildungen auf. Unbedeutender sind die in's Mittelmeer mündenden Flüsse; nur zwei davon sind von einigermaßen beträchtlicher Größe, nämlich der Seihun (Sarus) und der Dschihan (Pyramus). In dem geographischen Bilde der anatolischen Halbinsel bildet endlich die große Anzahl von See'n mit salzigem und frischem Wasser einen der hervorstechendsten Züge. Der bedeutendste unter ihnen ist der 100 Km. von Konia (Iconium) entfernte Tüs Tschöllü (Tatta

Digitized by Google

palus), 80 Km. lang, 15—20 Km. breit, dessen Wasser salzig ist und der mit den Incrustationen an seinen Ufern die umliegenden Bezirke mit Salz versorgt. Er ist seicht und sein Umfang vermindert sich im Sommer bedeutend durch Verdunstung. (Ausland 1855, Nr. 45, S. 1073—1075.)

Das einst so berühmte Klima Kleinasiens bietet in Folge der großen Verschiedenheit der Bodenerhebung so bedeutende Abweichungen dar, daß eine allgemeine Schilderung unmöglich ist. Der Reisende tritt zuweilen an demselben Tage aus dem Sommer in den Winter und aus dem Winter in den Sommer. An den westlichen Gestaden, die zu allen Zeiten wegen ihrer milden Temperatur berühmt waren, hält sich der Thermometer im Sommer zwischen 23—30° R. und ersetzt starker Thau theilweise den selten fallenden Regen. Im Inneren, auf dem vor den Bergketten des Taurus und Anti-Taurus umgürteten hohen Centralplateau, herrscht im Winter eine außerordentliche Kälte, aber auch gesundes Klima. Der Sommer ist hier von kurzer Dauer, und der Schnee liegt ziemlich tief etwa 4 Monate des Jahres hindurch. Karamanien hat drückend heiße Sommer mit so wenig Regen, daß die Bevölkerung vom April bis zum November kaum anderes Wasser hat, als was sie in Teichen und Cisternen aufbewahrt. In den Gebirgspässen des Taurus herrscht eine sehr strenge Winterkälte.

Was Anatoliens Naturproducte anbetrifft, so reiht sich die Pflanzenwelt einerseits mehr der persischen und syrischen, andererseits der südeuropäischen an. Ja im S. am Littorale drängt sich die Vergleichung mit Aegypten auf, während das westliche Ufergebiet Griechenland sehr ähnlich ist. Der N.-Abhang des Centralplateau's besitzt einen großen Reichthum an Wäldern von Eichen, Buchen, Platanen, Eschen und anderen Laubhölzern. In den Gestadestrichen gibt es ganze Wälder von Wallnuß-, Quitten-, Maulbeer-, Granatäpfel-, Pfirsich-, Aprikosen-, Pflaumen- und Kirschbäumen; in den Ebenen am Kyzyl-Irmak, Sakaria und Menderes vortreffliche Weiden. Karamaniens heiße Gestadelandschaften haben in der Vegetation Aehnlichkeit mit den Küsten Syriens, und liefern Bäume mit kostbaren Harzen, darunter den Storax. Im Taurus wachsen zahlreiche Arten von Waldbäumen, besonders viele Fichtengattungen. Aber Tausende der schönsten Nadelhölzer werden jährlich durch Feuer zerstört, wodurch man das Ausfließen des Terpentins zu beschleunigen sucht. In Pamphylien gedeiht das Zuckerrohr, doch gelangt es zu keinem solchen Grad von Reife, daß der Saft krystallisirt. Große Massen von Weintrauben, Oliven und Feigen werden in den südlichen Thälern gezogen. Die Flora des westlichen und südlichen Anatolien ist in allen Thälern so schön, daß sie sich mit der von Sicilien und Spanien vergleichen kann. Die ausgedehnten und kalten Hochebenen des Innern bilden dazu in ihrem Vegetationscharakter einen höchst auffallenden Contrast, indem sie blos verkrüppeltes Strauchwerk, Salzpflanzen, Wermuth, Salbei und einige Farnkräuter, ja in ganzen Gegenden blos zwei Arten von Brombeeren hervorbringen. Unter den Getreidearten findet man Weizen bärtiger Art, selten aber Hafer, und Gerste wird den Pferden und anderen Thieren als Nahrung angeboten.

Die Thierwelt ist der südeuropäischen, noch mehr aber der syrisch-mesopotamischen verwandt. Es gibt wenig große Raubthiere; am gewöhnlichsten ist noch eine Pantherart; außerdem sind einige wenige Bären, Wölfe, Hyänen, mehrere Katzenarten und wilde Hunde vorhanden. Schakals sind in den weniger besuchten Gegenden sehr häufig; auch Gazellen, Hirsche u. a. finden sich hier zahlreich. Was die Zugthiere anbetrifft, so braucht man als solche gewöhnlich, namentlich beim Feldbau, Büffel, und die weiblichen Thiere dieser Gattung versehen als Milchspenderinnen die Stelle der sonst seltenen Kühe. Zum Waarentransport dient, wie im ganzen Orient, vorzugsweise das Kameel, obgleich die Pferde stark und wohlgebaut, und die Esel lebhafter und höher als gewöhnlich sind. Die langhaarige oder Angora-Ziege, auch Shawl-Ziege genannt, war dem Lande früher eigenthümlich, kommt jetzt indessen auch in Persien und Ostindien vor. In Anatolien gedeiht sie blos auf einem etwa 27,500 □km. großen Raume westlich vom Kyzyl-Irmak, und artet in anderen Gegenden überall aus. Die einheimischen Schafe sind meist breitschwänzig. Von Vögeln kommen Adler, Falken, Haubenkrähen, Trappen, Störche, Reiher, Wachteln, Rebhühner und andere in Europa bekannte Arten häufig vor. Schmetterlinge in zahllosen Varietäten und von ungewöhnlichen, höchst glänzenden Farben sieht man in Menge. An den Küsten gibt es zahlreiche Fischarten

Digitized by Google

und Tintenfiſche. Landſchildkröten, Eidechſen, Fröſche, ſind mehr oder weniger gewöhnlich, und Blutegel werden in bedeutender Menge über Smyrna nach Italien und Frankreich ausgeführt. (Ausland. A. a. O. S. 1075—1076.)

In ethnographiſcher Hinſicht iſt Kleinaſien gegenwärtig die wahre Heimath der Türken, diejenige Provinz des osmaniſchen Reiches, welche ihm allein die Gewalt verleiht, die europäiſchen Gebiete mit ihrer erdrückenden nicht-osmaniſchen Majorität unter ſein Joch zu beugen. Ohne Anatolien hätte die Osmanenherrſchaft in Europa ſehr bald ein jähes Ende, und erſt hier, auf aſiatiſchem Boden, lernen wir den Türken in ſeiner wahren Geſtalt kennen. Der ganze vordere, d. h. weſtliche Theil Kleinaſiens iſt vorherrſchend von Osmanen bewohnt, welche aber auch hier den Kampf um's Daſein mit fremden Völkern, namentlich mit Griechen, zu beſtehen haben. Im O. treten noch andere Stämme, wie Armenier, Kurden und Laſen als Concurrenten auf.

Armeniſcher Pflug.

Die Bezeichnung mit „Türke“ wird in Anatolien ſorgfältig vermieden, denn ſie wird im Orient als Schimpfwort gebraucht; man kennzeichnet damit einen lümmelhaften Kerl. Sie würde den Eingebornen des Stammlandes der Osmanenmacht um ſo empfindlicher berühren, als es bekannt iſt, daß der „Efendi“ den Begriff bäuriſch ohnehin gleichbedeutend mit anatoliſch hält. Die reckenhafte, körnig gezimmerte Erſcheinung des Anatoliers erſcheint dem weibiſch gedrechſelten, mit ſeiner Gebrechlichkeit faſt kokettirenden Pfortenhöfling als ein wandelnder Vorwurf. Seine eckigen Manieren, ſeine harte Mundart, die ſich, abweichend vom arabiſch-perſiſchen Divan-Idiom, an die Urſprache lehnt, und endlich ſeine rauhe Ausſprache, die ihn die Worte ähnlich dem Kollern eines zürnenden Truthahns hervorſtoßen macht, werden vom geſchniegelten Conſtantinopolitaner mit Vorliebe beſpöttelt, und iſt der naturwüchſige Kleinaſiate das Stichblatt des „Efendiwitzes“. (Murad Efendi. Türkiſche Skizzen. I. Bd. S. 236.) In ſocialer Hinſicht entrollt

sich indeß in Anatolien vor uns ein gerade so trübes, düsteres Bild des Verfalles, wie es alle übrigen Provinzen des osmanischen Reiches gewähren.

Der homerische Pflug kennzeichnet die landwirthschaftlichen Zustände. Wie dieses Werkzeug keine Veränderung seit Jahrtausenden erfahren hat, so sind auch die anderen Ackergeräthe die gleichen geblieben, und die Feldwirthschaft mag seit den Tagen Troja's wenig Fortschritte gemacht haben, wenn man nicht etwa eine Art Dreifeldersystem als das betrachten will, bei dem die eine Kategorie für Frühlings-, die zweite für die Herbstsaat benützt wird, die dritte als Brachland zum Weidegrund des Viehes dient, das im trockenen Sommer an die Bergwände heraufsteigen muß, um ein kümmerliches Futter zu gewinnen, weil es einen Wiesenbau nicht gibt. Der Feigenbaum, der Weinstock und der Oelbaum tragen dem türkischen Bauer die Kosten seines genügsamen Lebens; wozu sollte er sich mit künstlicher Cultur bemühen? Der Hopfen wächst wild, aber Niemand kümmert sich um ihn. Das türkische Dorf sieht denn auch danach aus. Die aus Luftziegeln gebauten schmutzigen Hütten haben im Erdgeschoß einen Raum für die Familie, einen zweiten als Vorrathskammer, ein oder zwei Löcher vertreten die Stelle von Fenstern; eine Art Vorkammer mit dem Feuerherd ist das Speisezimmer der Familie. Die innere Einrichtung ist denkbarst einfach: eine Strohmatte auf der Erde, in der Ecke auf einem Brettergestell ein Pack wollener Matratzen und baumwollener Decken, eine rohe Kiste mit Wäsche und Kleidern für die Feiertage, einige kupferne Geräthe u. Steinkrüge zum Wasser, das ist das ganze Mobiliar.

Grieche aus Smyrna.

Man sollte bei dieser Aermlichkeit des türkischen Lebens kaum denken, daß der Bauer in Schulden steckt, und doch ist seine Lage so prekär wie möglich. Der Staat verpachtet den Zehenten, der von dem Pächter unbarmherzig und nicht etwa im Verhältniß zur Ernte, sondern lange vor derselben nach einem Voranschlag eingetrieben wird: in Folge dessen müssen jährlich Hunderte ihre Höfe verlassen und verfallen dem Proletariat, da der Arbeiter ein viel sichereres und besseres Einkommen hat, als der Bauer, der zudem von der Behörde weder irgend nennenswerthen Schutz der Person besitzt, noch von ihr gefördert wird. Es ist das fast selbstverständlich, denn die Verwaltung und Rechtspflege ist in Kleinasien nicht besser als in den europäischen Provinzen, namentlich nicht die letztere. Der Türke ist in Folge dieser Verhältnisse das Stiefkind seiner Heimath geworden. Mit weniger aber bedeutungsvollen Strichen zeichnet der in orientalischen Dingen überaus competente, berühmte Reisende Dr. Carl von Scherzer seine Gegenwart und Zukunft: „Die Türken verstehen in der Regel nur ihre eigene Sprache im Gegensatze zu allen anderen Racen der Türkei, von denen so ziemlich jedes Kind zwei Sprachen spricht. Es ist dies theils die Folge von stolzer Abgeneigtheit gegen alles Nichtmuhammedanische, theils auch Mangel an Rührigkeit und geschäftlicher Bewegung. Die Türken, schweigsam, schwerfällig und ernst, haben sehr viel gesunden, klaren Verstand und sind scharfe Beobachter, aber es geht ihnen berechnende Schlauheit und geschäftliche Routine ab. Aus diesem Grunde taugen sie nicht zu Kaufleuten, und es befindet sich in der That der ganze Handel, nament-

lich der Großhandel der Provinz, in den Händen der anderen Stämme. Auf dem Lande beschäftigen sich die Türken hauptsächlich mit Ackerbau und Viehzucht; in den Städten halten sie Verkaufslokale meist von inländischen Waaren, oder sie betreiben diejenigen Handwerke, welche den geringen Anforderungen des türkischen Lebens genügen. „Zu Seeleuten taugen sie wenig, hingegen eignen sie sich vorzüglich zum Karawanendienste. Im Durchschnitte sind die Türken sehr ehrlich, gutmüthig, offenherzig und gastfreundlich; in religiöser Beziehung, entgegen ihrem Rufe, die toleranteste Menschenklasse des Orients. Fleiß, Erwerbssinn und Vorwärtsstreben gehen ihnen ab: Sorglosigkeit ist einer ihrer Hauptcharakterzüge. Das „Morgen" kümmert sie wenig; sie zahlen deßhalb oft hohe Zinsen, wenn sie nur für den Augenblick sich weiterhelfen können, und verkaufen leicht ihre Ländereien, ohne zu bedenken, daß dadurch ihre Erwerbsmittel verringert werden. In denjenigen Landstrichen, wo sie mit Griechen und Armeniern zusammenwohnen, sind sie in entschiedenem Rückgange begriffen, ohne daß es bei ihnen je zu bitterer Ar-

Armenierin aus Smyrna.

muth käme, weil das Land zu viel Hilfsmittel bietet und ihre Bedürfnisse nur äußerst gering sind. Schwer lastet auf der muhammedanischen Bevölkerung, und zwar auf dieser ganz allein, die Rekrutirung. Diese, sowie die schlechte Erziehung und die Gewissenlosigkeit, mit der sich die Frauen ihrer Leibesfrucht entledigen, sind die Ursachen, daß die türkische Bevölkerung seit Jahren, besonders an der Küste, im Abnehmen begriffen ist." Daß die türkische Frau im bürgerlichen Leben verschwindet, ist nur ein weiterer Beitrag zu dem Uebel; ein Hauptsitz desselben ist darin zu suchen, daß die Schule, die Erziehung für die Bedürfnisse des modernen Lebens, überhaupt fehlt; die eigenthümlichen Gesichtspunkte und Voraussetzungen, auf welchen alles Denken und Empfinden der Moslims beruht, die Abwesenheit alles dessen, was zur Aufrichtung des Familienlebens unabweislich erscheint, muß jeden Anlauf auf dem Unterrichtsfelde fruchtlos machen. Es ist nicht zu verwundern, wenn unter solchen Umständen der leichtbewegliche, regsame und intelligente Grieche die Erbschaft des Türken bei lebendigem Leibe des Letztern noch antritt. Tag und Nacht auf Erwerb bedacht, ein schlau berechnender Kaufmann, tüchtiger Seefahrer, intelligenter Ackerbauer, überflügelt er den Türken auf allen Gebieten; die wissenschaftlichen Berufszweige nimmt er fast allein ein, er ist Arzt, Advocat, Professor, Buchhalter, Banquier; er vermittelt dem Türken den Absatz seiner Producte, hat den Zwischen- und Exporthandel fast allein in Händen. Dabei ist er

rastlos in Vermehrung der Bildungsanstalten und entwickelt einen seltenen Nationalsinn. Smyrna ist eine griechische Stadt geworden. Von Athen aus wirkt eine wohlgeleitete Propaganda, der es an Hilfsmitteln nirgends gebricht, vorzüglich für die Hebung des Schulwesens. In unaufhaltsamer Entwicklung occupirt der Grieche Kleinasien. Hart hinter ihm steht der Armenier, der ihm in intellectueller Beziehung nahe steht und an rühriger Thätigkeit gleichkommt. Dem Türken ist Alles feindlich. (C. v. Scherzer. Smyrna. Mit besonderer Rücksicht auf die geographischen, wirthschaftlichen und intellectuellen Verhältnisse in Vorderasien. Wien 1873. 8°. S. 47—50.) Beide Volkselemente stehen weit über dem osmanischen, und zeigt Hr. v. Scherzer auch, wie namentlich die griechischen Dörfer reinlicher und von besserer Bauart sind als die türkischen. (A. a. O. S. 19.) Den Reigen der einheimischen Bevölkerung beschließen die in den Städten zahlreich vertretenen Juden, die Juruken, ein die Gebirge des Inneren bewohnender Nomadenstamm, und die Zigeuner. Erwähnenswerth sind endlich noch die merkwürdigen Kyzyl-Basch oder Rothköpfe. Sie leben über ganz Kleinasien zerstreut, äußerlich dem Islam sehr zugethan, halten aber ihre Dogmen und Ceremonien sehr geheim. Mordtmann, der wiederholt Kleinasien bereist hat, konnte nie etwas Genaueres über sie erfahren, glaubt aber, daß van Lennep (Travels in little known parts of Asia Minor. London 1870. 8°. 2 Bde.) Recht hat, wenn er sie für Ueberreste der alten heidnischen Religionen erklärt. Der britische Consul zu Trapezunt, W. Gifford Palgrave, sagt (in den: Proceed. R. geograph. Soc. 1872. XVI. Bd. S. 223 und: Cornhill Magazine, Juni 1872, S. 668), daß sie einen fast heidnischen Glauben haben und von tatarischer Abkunft seien. Van Lennep behauptet, sie seien Atheisten und glauben an die Seelenwanderung. Die beiden fruchtbaren Ebenen in der Nähe von Tokat (die Kaz Ova und Ard Ova) sind stark mit Kyzyl-Baschen bevölkert; ebenso finden sie sich in großer Anzahl in den Dörfern zwischen Angora und Amasia und zwischen Kara-Hissar und Tokat. Sie bilden auch einen Theil der Bevölkerung in dem weit entfernten Kabûl. (Siehe Alex. Burnes. Travels into Bokhara. London 1834. 8°. I. Bd. S. 157.) Nach Dr. Mordtmanns Versicherung sind sie sehr gastfrei und besitzen nichts von jener lächerlichen Eifersucht, welche die weibliche Bevölkerung in muhammedanischen Districten zum Vieh herabwürdigt. (Beil. zur Allgem. Ztg. vom 9. Februar 1871, Nr. 40, S. 667.)

Das Innere Anatoliens ist verhältnißmäßig reich an Plätzen, deren Namen von altersher berühmten Klang besitzen, zugleich aber eben dadurch die Vorstellung größerer Bedeutung erwecken, als ihnen thatsächlich zukommt. Solche Städte sind Kaisarieh, das stark verfallene alte Caesarea, Siwas (36,000 Einw.) am Kyzyl-Irmak, und Tokat (50,000 Einw.), beide mit lebhaftem Handel und Verkehr. Weiter gegen N.: Konia mit 60,000 Einwohnern, an der Stelle des alten Iconium, die spätere Hauptstadt des Seldschukenreiches, heute ein wegen seiner vielen Heiligengräber stark besuchter moslim'scher Wallfahrtsort; Engürieh (Angora), das alte Ancyra mit 50,000 Einw. und berühmt wegen seiner lang- und seidenhaarigen Katzen, Hunde, Kaninchen und Ziegen; Afiun-Karahissar (32,000 Einw.) mit starkem Opiumhandel; Kjutahija (29,000 Einw.), Brussa am Fuße des Olymp, Isnik, das alte Nicäa, und Ismid, das alte Nicomedia, bis zu welchem heute eine Eisenbahn führt. Eisenbahnen, freilich überall nur elende Torso, während es noch keine Straßen gibt, dies ist in der That charakteristisch für die türkischen Zustände! Dem Europäer am wichtigsten bedünken unstreitig die Küstenplätze Tarabûzun oder Trapezunt am Schwarzen Meere

Digitized by Google

und Ismir, besser bekannt als Smyrna, der eigentliche Haupthandelsplatz der „Levante".

Diese Stadt hat drei ganz verschiedene Bevölkerungen: die türkische, die griechische und die Franken. Die türkische, bei weitem die Mehrzahl, wohnt in engen, schmutzigen Gassen, deren Betreten für so gefährlich gilt, daß der dort Betroffene sofort von jedem andern Verkehre ausgeschlossen wird. Die griechische bewohnt ein eigenes Stadtviertel, dessen aus Holz und Fachwerk gebaute, hell und bunt bemalte, mit Schnitzwerk verzierte Häuser einen freundlichen Eindruck machen. Die Griechen sind das eigentlich belebende Element in dem städtischen Organismus; in ihren Händen liegt allein der Detailhandel, der kleine Geschäfts- und Erwerbsmann ist fast ausschließlich durch sie vertreten. Ihre äußere Erscheinung tritt dem Ankommenden sogleich fremdartig entgegen. Mit der weißen, viele Farben werfenden Fustanella, der reichgestickten Weste, den langen weiten Hemdärmeln, dem breiten Gürtel, in dem ein Paar Pistolen stecken, mit dem rothen Fez und blauen Quasten darauf, erscheinen sie viel geeigneter auf dem Theater eine gute Figur zu machen, als feilschend Handel zu treiben; doch ist das letztere ihre Lieblingsbeschäftigung, in welcher sie die ganze Schlauheit ihrer classischen Vorfahren bewähren. Die Franken endlich sind meistens Nachkommen italienischer oder französischer Familien, die sich hier niedergelassen und theils mit Griechen vermischt, theils ihre Abkunft rein erhalten haben; sie nennen sich mit Vorliebe Europäer, wenn sie Europa auch nur aus den Traditionen ihrer Eltern und Voreltern kennen. Als Zeichen ihrer Abkunft tragen sie mit Stolz den abendländischen Frack. Nirgends wird so großes Gewicht auf dieses Kleidungsstück gelegt, wie in Smyrna, wo es gleichsam der Kammerherrnschlüssel zur Eingangspforte der guten Gesellschaft ist. (Gräfin Pauline Rostitz. Joh. Wilh. Helfer's Reisen in Vorderasien und Indien. Leipzig 1873. 8°. I. Bd. S. 50—54.)

Die osmanische Verwaltung theilt Anatolien in neun Vilajete, wovon acht auf das Festland und eines auf die Kleinasien umgebenden Inseln entfallen. Letzteres heißt „Vilajet Dschesairi Bahri Sefid", d. h. Vilajet der Inseln des Weißen Meeres, und umfaßt alle der W.-Küste vorgelagerten Eilande und das fernab im S. liegende Cypern. Die Namen derselben mit ihren bemerkenswerthesten Eigenthümlichkeiten haben wir in unserer Tabelle über die Inseln des ägäischen Meeres aufgeführt; hier sei deßhalb blos erwähnt, daß Samos, von den Türken Syssam genannt, einen halb unabhängigen Staat für sich bildet, der indeß unter der Oberhoheit der Pforte steht und von ihr einen Gouverneur empfängt. Die Bewohner der Inseln sind vorherrschend Griechen, nur auf einigen, wie auf Tenedos und Lemnos, hausen Türken; doch geht es mit ihnen, wie Franz von Löher (Griechische Küstenfahrten. Bielefeld und Leipzig 1876. 8°. S. 252) versichert, auch hier, gerade wie am Festlande, reißend abwärts; „alttürkischer Grundbesitz geht mehr und mehr und ziemlich rasch in die Hände der Griechen, Armenier und Juden über." Eingehendere Betrachtung verdient indeß die dem Flächeninhalte nach viertgrößte Insel des Mittelmeeres, Cypern oder Kybris.

Sie liegt unter dem 35.° n. Br. und hat ihre größte Ausdehnung in der Richtung von NO. nach SW., in welcher sie zwischen dem Cap St. André und der

Küste bei Paphos 224 Km. mißt. Der größte Theil der Insel ist gebirgig, namentlich der südwestliche, den die mächtigen Felsenrücken und Kuppen des Troodos bedecken, als dessen Vorberge der Maghera, Adelphos und Monte Croce zu betrachten sind, die ihrerseits wieder niedrige Ausläufer weit nach O., bis in die Gegend von Larnaca vorschieben. Der höchste, ziemlich dicht bewaldete und während der Wintermonate mit Schnee bedeckte Gipfel dieser Bergkuppe ist der sogenannte cyprische Olymp (1915 M.). Ein zweiter, von jener völlig getrennter, aber an Massenhaftigkeit, Höhe und Ausdehnung bedeutend übertroffener Gebirgszug nimmt die ganze N.-Küste der Insel zwischen dem Cap Kormachiti und Cap St. André ein, auf der langgestreckten Halbinsel von Carpasso allmählig in niedrigeren Hügeln auslaufend. Bei geringer Breite fällt derselbe sowohl nach dem Meere zu, wie nach der fruchtbaren aber nur zum Theile cultivirten Ebene Messaria ziemlich steil ab, zeigt meist nackte, zackige Felsen, und ist nur hin und wieder an den unzugänglicheren Stellen mit etwas dünnem Baumwuchse bedeckt. Zahlreiche Dörfer und Ortschaften liegen, von üppigen Pflanzungen umgeben, auf den unteren Abhängen, wie am Fuße derselben, an kleinen Wasserläufen, die zumeist in engen, steilen Schluchten, zwischen schroffen Felsenwänden zur Ebene hinabströmen, wo sie sich theils in den Pedias ergießen, theils durch Berieselung und Verdunstung verzehrt, im steinigen Bett ein baldiges Ende finden.

Die Haupterzeugnisse der Insel, welche durch den Handel ausgeführt werden, sind Wein, Johannisbrod, Krapp, der besonders hoch geschätzt wird, Seide, Wolle, Baumwolle, sowie Schaf-, Kuh- und Ziegenfelle. Rosinen, Käse, Branntwein, Pech und Harz kommen nur in geringen Mengen zum Export.

Seit der Eroberung der einst so blühenden und vielbegehrten Insel durch die Türken ist der Wohlstand derselben und dem entsprechend die Zahl ihrer Bevölkerung fortwährend zurückgegangen, so daß letztere zur Zeit angeblich kaum mehr als 100,000 Köpfe umfaßt, deren größter Theil der griechischen Kirche angehört. Armenische und römisch-katholische Christen sind nur in geringer Zahl vorhanden, und auch die Muhammedaner, einige wenige Orte ausgenommen, nur schwach vertreten. Die Bewohner sowohl in den Städten als am Lande sind überaus gastfreundlich, artig und gefällig. Ihre Lebensweise ist, wie die Bauart ihrer Häuser, durchgängig überaus einfach, ja auf dem Lande meist geradezu ärmlich, und läßt die Reinlichkeit der letzteren viel zu wünschen übrig. (Julius Seiff. Reisen in der asiatischen Türkei. Leipzig 1875. 8°. S. 80—84.) Die wichtigsten Orte der Insel sind Levcosia, die im Inneren gelegene Hauptstadt, dann Larnaca (5000 Einw.) und das kleinere aber wohlhabende Limasol oder Limisso, beide an der S.-Küste.

§. 2. Das armenische Hochland.

Ganz unmerklich geht die anatolische Halbinsel gegen O. hin in das Hochland Armeniens über, der einigende Gebirgsknoten Vorderasiens, zugleich das Quellgebiet großer nach verschiedenen Richtungen eilender Ströme. Ihm entquellen der Tigris, dessen heutiger Name Didschleh oder Schatt den altberühmten Fluß maskirt, und der Furat, Murad Su oder Euphrat, welchen man zum Theile als ideale Scheidelinien zwischen Anatolien und Armenien gelten lassen kann. So wie jenes ist auch Armenien ein Terrassenland. „Zwischen den Flüssen ziehen scheidende Gebirgsketten; neben und zwischen den Scheidegebirgen weite, meist ebene steppenartige Plateaux von ver-

Digitized by Google

schiedener Höhe, die wie Terrassen über einander liegen; tief eingeschnittene Thäler, düstere, zum Theil gewaltige Bergmassen; excessives Klima mit strengem Winter und dürrem, heißem Sommer; in den Thälern und an den Berghängen üppige Vegetation, spärliche auf den Plateaux; am O.-Rande Alpenlandschaften, die den unmittelbaren Zusammenhang mit dem großen Tafellande von Erân vermitteln, — das die Uebersicht des Hochlandes von Armenien." (Daniel. Handb. der Geographie. I. Bd. S. 252.) Gegen N. hin stürzt dasselbe zu der tiefen Thalspalte ab, welche es von dem schroffen Walle des Kaukasusgebirges trennt und vom Rion und Kur durchflossen wird. Letzterem geht von S., wenig oberhalb seiner Mündung in's Kaspische Meer, der einen weiten Bogen beschreibende durchaus armenische Aras (Araxes) zu, während im W. der Tschorok gleichfalls mit gutem Rechte den armenischen Gewässern beigezählt werden darf; er durchströmt die Landschaften Türkisch-Georgiens, und wird von Lasistân, dem Landstriche am Schwarzen Meere östlich von Trapezunt, durch hohe Bergketten geschieden. Politisch ist Armenien gleichwie Polen unter drei Staaten, Türkei, Rußland und Persien, vertheilt, zwischen welch beiden letzteren der Aras eine lange Strecke hindurch die Grenze bildet.

Der Begriff eines Plateau-Landes wird beim Betrachten Hoch-Armeniens nur unvollkommen gedeckt. Die durchschnittliche Erhebung der gesammten Länderzone zwischen den Quellen des Tigris, Euphrat, Aras, Kur und Tschorok — also den größten Strömen W.-Asiens — ist allerdings derart bedeutend (zwischen 1900 bis 2200 M.), daß man sich mit der Bezeichnung „Tafelland" zufrieden geben könnte; was aber eben Armenien charakteristisch auszeichnet, das sind die mächtigen in 3800—4400 M. culminirenden Langketten, welche überall und nach allen Richtungen die Plateau-Landschaften durchziehen. Die armenischen Tafelländer machen nun von denen anderer orographischen Abschnitte dieser Gattung keine Ausnahme, d. h. sie tragen auf ihren ausgedehnten ebenen Flächen den Charakter von Hochsteppen, besitzen wenig Wasser, sind nur sehr dünn bevölkert und entbehren geradezu jeder Art von Waldbeständen, ausgenommen man will die kümmerliche Strauchvegetation dazu rechnen. Auf den Gebirgen und Plateaux zwischen 1900 bis 2200 M. liegt noch im Juli der Schnee. Das Achalzicho-Imeritinische Scheidegebirg, das gegen den Rion hin abfällt, weist nur spärliche Baumbestände auf, während das Trialetische Gebirge zunächst des Kur und seine weiteren Ausläufer vielfach und oft in meilenweiter Ausdehnung die nackten Felsen präsentiren. Unmittelbar nordwestlich von Alexandropol, knapp am oberen Theil des Arpatschai (Tschai heißt auf türkisch Fluß) breitet sich das weitläufige Plateau von Tschaldyr aus, dünn bevölkert, ohne Vegetation, ohne Communicationen. Nördlich von demselben durchströmt der Kur in einem wilden großartigen Defilé die armenischen Randgebirge und bildet eine natürliche Einfallspforte in die Provinz Ardaghan (zwischen Kars und Batum). Auch sie ist ein Tafelland von durchschnittlich 1740 M. Höhe, baumlos und nur von den elendesten Straßen durchzogen. Hier haben die Türken, seit sie die armenischen und die georgischen Völkerstämme unterjocht und botmäßig gemacht haben, die alten Bergschlösser besetzt und neue Castelle anlegen lassen. Wir finden da unmittelbar an der Gebirgspforte, welche vom Kurthal nach Tschaldyr führt, das Schloß Scheytan Kaleh (Teufelsburg), weiter stromaufwärts Ardaghan, die Hauptstadt des Bezirks, dahinter Kinzithamar und Kaladschik. Die Provinz Ardaghan ist übrigens nördlich

und südlich von nahezu unübersteiglichen Randgebirgen umschlossen und steht nur jenseit der Kurquelle mit dem Tschorokthale durch ein kleines Querthal, jenes des Ardanut-Flusses, in Verbindung, doch ist die Wasserscheide des Jalandscham-Gebirges bei 2520 M. hoch und ohne alle Uebergangs- oder Paß-Communicationen. Auch um Erzirum oder Erzerum, die am oberen Euphrat gelegene Hauptstadt des gleichnamigen türkischen Vilajets, zu erreichen, sind drei oder vier Gebirgskämme, jeder mit Pässen bis 2500 M., zu überschreiten. Zwischen Ardaghan und der türkischen Festung Kars legt sich das Kanly- und Tschaldyr-Gebirge mit Pässen wiederum bis zu 2500 M. quer vor. Bereits bei den Ortschaften Chewa, Tachtakran, Tschardakly u. a. culminirt das Plateau mit 2050—2370 M.; von dort liegen aber die Kammhöhen noch 20 Km. entfernt, und die Communicationen dahin sind — Saumwege, natürlich solche nach orientalischen Begriffen, denen gegenüber etwa ein Saumweg in der Schweiz oder in Tyrol ein Landweg genannt werden könnte.

Wenden wir uns nun nach der centralen Region Armeniens, nach jener um Kars und am rechten Ufer des Arpatschai, eines rechtsseitigen Nebenflusses des Aras. Die russische Grenzstadt Alexandropol liegt von Kars etwa 50 Km. entfernt. Auf halbem Wege fließt der Kars-Fluß, ein Nebenfluß des Arpatschai. Die Hauptcommunication ist eine leidliche; sie ist identisch mit dem großen Handelswege von Erzerum über Alexandropol (früher Gümri genannt) und dem Gotscha-Paß nach Tiflis. Der russische Theil dieses Handelsweges ist eine vielfach in Felsen gehauene und mit großen Kosten angelegte Kunststraße; auf türkischem Gebiete kann er höchstens Anspruch auf die Bezeichnung eines besseren Karawanenweges machen. Etwa 65 Km. südwestlich von Kars schließt das gleichnamige Plateau mit dem zwischen 2200—2530 M. hohen Soghanly- (Zwiebel-) Gebirg ab. Der Paßübergang ist ein überaus beschwerlicher. Auch die zweite Straße, welche sich 14 Km. südwestlich von Kars vom Karawanenweg abzweigt und den Weg über das Soghanly-Gebirge 25 Km. weiter nördlich bildet, führt durch wilde Schluchten. Bei Chorassan erreicht man endlich die große Araxes-Ebene, die sich aber in einer riesigen Mausfalle befindet. Im Rücken das eben erwähnte Gebirg, im S. die gewaltigen Ketten Kösch-Dagh (2840 M.), Schachsol-Dagh (3000 M.), Scherian- und Kazbel-Dagh (2500—2800 M.) und schließlich den 3600 M. hohen Bingöl-Dagh. Im N. schließt diese gewaltige Kesselandschaft mit dem Kiretschlü- und Akmezen-Gebirge (beide über 2370 M.) ab, im W., knapp vor Erzerum, mit den 2200 M. hohen Gebirgen Bojun und Schoghular. Alle diese Randketten sind von wilden Bergvölkern bewohnt, im S. von Kurden, im N. von Lazen und Tscherkessen. In dieser Kesselandschaft liegt Erzerum, von welchem eine andere Straße nach O. und südlich vom Aras, der bei Karakasch ein wildes, unzugängliches Defilé durcheilt, nach Bajazid oder Bajaset führt. Diese befestigte und sehr wichtige Grenzstadt liegt unmittelbar am S.-Hange des großen Ararat und seiner gewaltigen Gebirgskette. Kämme von 3160—3800 M. Höhe bilden eine gigantische Mauer zwischen dem Araxes und der Euphratquelle. Nur zwei Saumwege führen diese Massen an der russisch-türkisch-persischen Grenze, einer welcher von Karakala — dem letzten Fort an der Arpatschai-Linie — über Allasgöl (ebenfalls russisches Fort) nach Tschadin (35 Km. westlich von Bajazid) führt, und ein zweiter, der direct aus der Araxes-Ebene zwischen dem großen Ararat und dem Pambusch (2500 M.) über die colossale Gebirgswand in 2370 M. Seehöhe setzt. Der Paß ist 7 Km. lang, der Weg mehr von der Natur vorgezeichnet als thatsächlich practicabel. (Allgem. Zeitung vom 20. Januar 1877.) Aehnliche Unwegsamkeit zeigt im W. das Thal des Tschorok, welches vor wenigen Jahren Gifford Palgrave sehr genau untersucht hat. Der Tschorok fließt auf einer Strecke von nahezu 160 Km., nämlich von Baiburt bis Artwin, beinahe parallel mit der Küste, von der ihn eine Kette hoher, bis zu 3350 M. emporsteigender Gebirge trennt. Bei Artwin macht das Thal eine plötzliche Wendung gegen N. und führt den Tschorok durch eine enge, schrundähnliche Spalte nach dem Meere. Die Seehöhe des Tschorokthales beträgt bei Baiburt 1637 M., zu Artwin aber nur mehr 300 M., wodurch sich das überaus starke Gefälle des Stromes entnehmen läßt. Der wildschäumende Fluß bricht sich durch zahlreiche Defilés Bahn, und die zahlreichen Schluchten und Querthäler, die nach O. und W. ansteigen, speisen den wilden Bergfluß zur Zeit der Schneeschmelze mit den Wassermassen, die den wald-

reichen west-armenischen und pontischen Höhen entströmen. Die steilabfallenden Uferhöhen sind meist mit Burgen und Schlössern gekrönt; in den Schluchten lauern die kriegerischen Stämme der Lazen, und die Ressourcen des Thales selbst sind Null. Zu beiden Seiten desselben sind die geologischen Schichten sehr verschieden. Kreide- und Juragebilde liegen häufig und in weiter Ausdehnung auf plutonischem Gestein, welches aber öfters auch zu Tage ansteht und die höheren Gebirgsrücken zusammensetzt. Vulcanische Formationen, seltener in der südlichen, sind sehr gemein in der nördlichen Kette; ja die Berge Lasistans sind dort, wo sie in die See abfallen, fast durchaus vulcanischer Structur. Auch der metamorphische Charakter wird wahrgenommen, mehr aber im N. als im S. (Nature. Vol. VI, Nr. 157, S. 536—538.)

Unter den verschiedenen Plateaux Armeniens ist jenes von Erzerum, auf welchem der westliche Quellfluß des Euphrat entspringt, am höchsten, etwa 2000 M. hoch. Ostwärts senkt es sich zum oberen Aras und hält als Plateau von Kars und Eriwan nur eine Meereshöhe von 1000 M. Aus dem wildschönen Gebirgsgebiet an der Kura verwandelt sich der Landschaftscharakter durch schroffe Uebergänge in dieses öde armenische Hochland. Prächtige Trümmerstätten armenischer Glanzperioden umsäumen den Weg. So Wardzia, Ani, dessen verödete Herrlichkeit kaum von Babylon und Palmyra übertroffen wird. Eben wie eine Oase mühsam geretteten, doch wohlgepflegten Vergangenheitslebens erscheint am südlichen Fuße des gewaltigen Ala-Göz (4095 M.) mit seinen zwei zum Theile überschneiten Felszacken, Resten des eingestürzten Kraterrandes, auch das Kloster Etschmiadzin, die immerhin noch imponirende Residenz des mit päpstlicher Machtfülle etwa 6 Millionen armenischer Christen in Rußland, der Türkei, Persien, Indien und Europa überherrschenden Patriarchen. Nicht weit ist's bis zu dem herzlich unbedeutenden Eriwan (12,000 Einw.) am Zenghi, dessen historische Reminiscenzen auch schon dem heutigen Geschlecht vor dem herrlichen Bilde des Ararat von der Festungshöhe versinken, dem in Europa nur der Blick auf den Aetna vom Theater von Taormina aus vergleichbar zu erachten ist.

Die isolirte Lage des Ararat und seine imposante Erscheinung haben ihn seit der Urgeschichte der Menschheit mit einem geheimnißvollen Schleier von Legenden und Sagen umgeben. Eine Menge Ortschaften in seiner Nähe tragen noch in ihren Namen Spuren der Noahischen Tradition; so heißt das einzige Dorf, welches an seinem Abhange liegt, Aghurri: „er pflanzte die Rebe"; Nachitschewan, der Ort, wo Noah das Thal betrat, bedeutet: „er stieg zuerst herab", und der Name Eriwan, richtiger Jerjewan ausgesprochen, bezeichnet den Ort seiner dauernden Niederlassung. Das Grab Noahs wird bei Nachitschewan gezeigt und steht bei Armeniern und Tataren in hoher Verehrung. Merkwürdig bleibt hierbei, daß, während die biblische Tradition in Aller Munde blieb, der Name des Berges sich gänzlich verlor; der anwohnende Armenier kennt ihn nur als „Massis Lérn", der Tatare als „Aghry Dagh" (Lérn und Dagh" heißt Berg); nur das Kloster Etschmiadzin hat in seiner Wochenschrift den Namen Ararat wieder aufgenommen. Die meisten Abbildungen geben dem Gipfel des Ararat eine schroff anstrebende Kegelgestalt, welche der Wirklichkeit keineswegs entspricht; denn nicht auf steile Wände, sondern auf ruhige, nach oben nur wenig zunehmende Steigung gründet sich das Imposante seines Anblicks. Von W. über N. bis SO. liegt eine stets viele Kilometer breite Ebene vor seinem Fuß, der nach W. auslaufende Grat ist durch ein

tiefes Joch von ihm geschieden, und die nach SO. laufende Kette, sowie das im S. sich anschließende, über 1830 M. hohe Plateau wird für den Beschauer in Rußland durch den Berg selbst verdeckt, so daß kein Vorberg, nicht einmal ein Hügel dem Blick den vermuthlich höchsten Anstieg der Welt verhüllt; denn von Aralych (800 M.) bis zum Gipfel (5155 M.) sind volle 4645 M. Niveauunterschied, eine Höhe, welche bei den auf Hochplateaux gelegenen Riesen der Cordilleren und Mexico's schwerlich, und bei den im wildesten Hochgebirge versteckten Gipfeln des Himalaya wohl auch kaum vorkommt. Die Form des Berges ist unschwer zu beschreiben; er besteht aus zwei Kegeln, dem größeren von etwa 20 Km. Halbmesser der Grundfläche, dem kleineren von 14 Km.; beide sind bis zu 2600 M. Höhe verbunden, und erst von dort trennen sich der große und der kleine Ararat. Auf der ersten Hälfte ist der Anstieg nur gering, bei einer mittleren Steigung von weniger als 10° wird eine Meereshöhe von 1950 M. erreicht; von hier an wird der Anstieg steiler, und von dem sanft gewölbten Rücken aus, welcher die beiden Gipfel trennt, strebt der kleine Ararat im Winkel von 45° fast in mathematisch genauer Kegelform bis zu seinem leicht abgerundeten Gipfel, welcher jetzt den gemeinschaftlichen Grenzpunkt Rußlands, Persiens und der Türkei bezeichnet. Der große Ararat hat dagegen unregelmäßige Formen; während bei ihm der Anstieg zwischen 1950 bis 3250 M. etwa 30° betragen mag, fangen in dieser Höhe auf der W.- und S.-Seite Wände von bedeutender Steilheit (bis zu 60°) und unregelmäßigen, durch Absätze terrassirten Formen an, welche erst 650 M. unter dem Gipfel in ein im vorigen Verhältniß zur obersten Kuppe ansteigendes Firnfeld übergehen; im N. und O. dagegen ist die Steigung fast ebenso gleichmäßig, wie beim kleinen Ararat, wenn auch etwas weniger steil. An der N.-Seite zieht sich eine ungeheure Kluft mit senkrechten, an ihrem oberen Ende bis zu 1300 M. hohen Wänden vom Firnfeld unweit des Gipfels bis auf 1950 M. Meereshöhe hinunter; in ihr lag das Kloster St. Jacob und weiter unten das Dorf Aghurri, welche in diesem Jahrhundert beide durch einen Bergsturz verschüttet wurden; die obere Hälfte der Schlucht füllt ein Gletscher aus. Ein zweiter, anscheinend geringer Gletscher fällt in einer schmalen Rinne nach NO., und auch im S. sah Baron Thielmann, dessen interessantem Buche (Streifzüge im Kaukasus, in Persien und in der asiatischen Türkei. Leipzig 1875. 8°. S. 154—156.) die vorstehende Schilderung entnommen ist, große Eismassen, ohne über deren Richtung und ihren Zusammenhang mit dem oberen Firnfeld sich unterrichten zu können. Der ewige Schnee bedeckt die Kuppe von 4352 M. Höhe an und scheint, mit Ausnahme der Partien, wo jene Klüfte und Felswände sein Bleiben nicht gestatten, den Gipfel mit einer regelmäßigen Firnkappe zu überziehen.

Westlich vom Ararat liegen die W.-Quellen des Euphrat, und an ihnen raucht und dampft der 3500 M. hohe Tandurek- oder Sunderlik-Dagh. Der östliche Quellfluß des Euphrat hingegen, der Murad, kann als südliche Abgrenzung der Plateauländer von Erzerum und Eriwan gelten, welche durch eine große Menge romantischer Gebirgssee'n charakterisirt werden. Der namhafteste darunter ist der hochberühmte Goktscha- oder Sewanga-See (1925 M.), der indessen die landschaftlichen Erwartungen des Reisenden stark enttäuscht. Südlich vom Murad schließt sich das 1800 M. hohe Tafelland von Bajaset an, auf welchem sich der reichlich mit Salzen gesättigte, 3690 □ Km. große Wan-See ausbreitet. Die Bewohner der bisher geschilderten Gebiete sind vorwiegend Armenier, ein christliches Volk unzweifelhaft indogermanischen Stammes und zur eränischen Familie gehörend, welches dermalen, gleichwie sein Land, seit geraumer Zeit unter türkischer, russischer und persischer Oberhoheit dreigetheilt ist.

Digitized by Google

Der Arrarat.

Digitized by Google

Die Armenier haben den Stammtypus, der sich in der gekrümmten fleischigen Nase und in den dicht zusammengewachsenen Augbrauen ausprägt, an vielen Orten in strengster Reinheit bewahrt; auch kennzeichnen sie sich durch ihre Kleidung und Lebensweise. Die Armenier erfreuen sich keiner großen Beliebtheit bei den umwohnenden Völkern, ja diese betrachten es sogar als eine Schande, wenn man sie für Armenier hält. Ihre Verschmitztheit, ihre Falschheit und Geldgier sind zum Sprichwort geworden, und wenn auch mancher Vorwurf übertrieben sein mag, so ist doch eine moralische Verkommenheit nicht zu läugnen, die indeß die natürliche Folge ihrer nach Jahrhunderten zählenden politischen Sklaverei ist. Gleich den Juden in Europa haben sich in Folge dessen die Armenier auf den Handel verlegt, der denn auch wirklich ganz in ihren Händen ist; sie besitzen allen Reichthum und dominiren den Geldmarkt; ihr Einfluß ist sehr bedeutend, sie beneiden einander und machen sich gegenseitig Concurrenz, Fremden gegenüber aber halten sie fest zusammen und scheuen keine Opfer. In Raffinirtheit und Verschlagenheit jedem anderen überlegen, ist indeß das Hauptaugenmerk der armenischen Handelsleute darauf gerichtet, unsolide Waare von gefälligem Aeußeren billig einzukaufen, um sie als erste Qualität theuer zu verkaufen. Bei dem vollständigen Mangel aller kaufmännischen Bildung und Waarenkenntniß aber stehen die bedeutendsten unter ihnen meist auf gleicher Stufe mit den kleinsten Krämern, und ihr Hauptgrundsatz besteht darin, wenn sie betrogen worden sind, wieder zu betrügen. Vorzugsweise und mit Glück den Handel betreibend, erwerben sie oft große Reichthümer, verbergen dieselben aber sorgfältig. Das Aufhäufen von Schätzen, die sie weder verwenden noch genießen, und der Hang zum Geiz vererbt sich von Vater auf Sohn und bleibt ihnen eigen, wohin sie auch wandern mögen. Fast über den ganzen Orient sind sie als reiche Kaufherren verbreitet; überall aber ist ihr Charakter derselbe.

Furchtsam und verschlossen, beugen sie sich äußerlich vor ihren Beherrschern, auf die sie im Geheimen mit Geringschätzung herabsehen. Von Natur sanften Charakters, haben die Armenier fast niemals versucht, mit den Waffen in der Hand ihre Selbständigkeit zu erkämpfen; zufrieden wenn ihre Herren sie ihrer Lieblingsbeschäftigung, dem Handel, obliegen ließen, haben sie sich stets nachgiebig gegen ihre kriegerischen und roheren Nachbarn bewiesen. Ja, man kann sagen, daß die Armenier von allen christlichen Völkern noch am meisten mit den Türken sympathisiren, was sich durch die Sprache — jeder Armenier spricht türkisch als zweite Muttersprache — und den ruhigen ernsten Nationalcharakter erklären läßt. Auch stehen die Armenier mit den Türken meistens so ziemlich auf gleicher Stufe der Bildung. Die armenischen Frauen haben keine bessere Stellung als die Türkinnen; sie sind nur die Dienerinnen ihrer Männer. Ja, während der sinnliche Muselmann nicht selten Sklave seiner Sklavin wird, bleibt der kalte armenische Geschäftsmann immer ein gestrenger Herr seiner Frau. Ganz wie Mägde haben sie alle häuslichen Geschäfte zu verrichten; sie dürfen die Mahlzeit nicht mit ihrem Manne an einem gemeinschaftlichen Tische einnehmen, sondern müssen ihn als Herrn dabei bedienen. Im Hause sind sie unverschleiert, lassen sich aber vor keinem fremden Manne blicken. Bei Gastmählern halten sie sich in einem eigens dazu bestimmten Raume auf, einer in der großen Halle des Hauses, $1^1/_2$ M. über dem Boden angebrachten und durch Holzgitterwerk abgeschlossenen Loge. Von hier aus können sie auf die unten schmausenden Männer herabsehen, ohne selbst gesehen zu werden. Diese Sitte ist um so mehr zu bedauern, als das neidische Gitter nicht selten eine Gallerie vollendeter Schönheiten birgt. Durch elterliche Autorität schon als Kinder verlobt, bekommen die Bräute vor der Verbindung den zukünftigen Gatten fast gar nicht zu sehen, und in der Ehe ist dann das ausschließlich auf Erwerb gerichtete Streben des Mannes, verbunden mit seiner despotischen Stellung zur Frau, keineswegs geeignet, ihre Zuneigung für ihn zu erwecken. Eltern- und Geschwisterliebe nimmt bei ihnen alle zarten Empfindungen des weiblichen Herzens in Anspruch, ja die Mutterliebe steigert sich nicht selten zur Leidenschaft.

Lange war die Opposition der Armenier eher gegen die Russen als gegen die indolenten Türken gerichtet. Nun aber hat Rußland durch den Besitz der Stadt und Provinz Eriwan einen bedeutenden Einfluß auf das armenische Volk. In der Nähe Eriwans befindet sich das Kloster Etschmiadzin, Hauptsitz des armenischen Patriarchen, der unbedingt in geistlichen und nicht selten auch in weltlichen Dingen über den ganzen Stamm gebietet. Der Handel mit geweihten Gegenständen sowie

Digitized by Google

die zahlreichen Wallfahrten ſeiner Gläubigen verſchaffen ihm ein reiches Einkommen, welches er übrigens zum Beſten ſeines Volkes verwendet. Etſchmiadzin iſt der Mittelpunkt der alten armeniſchen Cultur und beſitzt neben mancherlei Bildungsanſtalten auch eine Druckerei, was im Oriente nicht wenig ſagen will. Unlängſt ſtarb der armeniſche Patriarch, und da verſtanden es die Ruſſen, den ihnen ergebenen armeniſchen Biſchof von Conſtantinopel zu bewegen, dieſe Würde anzunehmen. Wer da weiß was es unter den Völkern des Oſtens heißt, Herr des geiſtlichen Einfluſſes zu ſein, der wird dieſes Factum nicht unterſchätzen, indeß — ſo wird wenigſtens aus neuerer Zeit berichtet — fängt nun die armeniſche Jugend ſich zu rühren an; ganz in europäiſchem Geiſte hat ſich in Conſtantinopel eine Partei mit revolutionärer Tendenz gebildet, die es ſich zur Aufgabe macht, den ſchlummernden Nationalgeiſt im armeniſchen Volke zu wecken, das Streben nach Selbſtändigkeit unter Vorſpiegelung materieller Vortheile, was vorderhand allein anzieht, anzugrenzen und die Blicke ihres Stammes nach auswärts zu lenken, von wo Hilfe kommen könnte. Die Leiden der Armenier im Osmanenreiche ſind nicht weniger hart als die ihrer bosniſchen und bulgariſchen Mitunterthanen, aber ſie ſind weniger

Armeniſches Gaſtmahl.

bekannt, theils weil Armenien weit von den Pfaden des Reiseverkehres abliegt, theils weil die Armenier auch ihre Leiden als das Loos ihres Volkes immer schweigend und ergeben hingenommen haben. Jetzt erheben sie aber auch ihre Stimme, um bei der Neugestaltung des Reiches nicht übersehen zu werden. Sie bildeten einst eine Nation von acht Millionen Köpfen; jetzt sind sie nach ihren eigenen Angaben in ihrem Heimathlande Groß-Armenien um den Ararat herum noch eine Masse von 2,500,000 Köpfen; 500,000 leben in Kleinasien und Syrien und viele Tausende auch in Constantinopel. Ihre Klagen gehen, wie die der anderen Christen, auch dahin, daß sie von dem herrschenden türkischen Stamme auf alle Weise unterdrückt und ausgebeutet werden. Zu den allen anderen christlichen Völkerschaften in der Türkei gemeinsamen Leiden kommt in Armenien noch der Umstand, daß an dessen Grenzen Schaaren von Kurden, Turkomanen und Tscherkessen angesiedelt worden sind, welche nun das Land mit Raub und Plünderung heimsuchen.

Türkisch-Armenien bildete bislang als Vilajet Erzerum — nach jener von Bagdad — die größte, ausgedehnteste Provinz des osmanischen Reiches mit aber blos etwa 900,000 Einwohnern, unter welchen neben den Armeniern noch Turkomanen, Perser, Kurden und nestorianische Christen vertreten waren. Erst unlängst, im December 1876, wurden die Kreise von Musch, Wan und Hakkiari zu einer eigenen Statthalterschaft mit dem Regierungssitze in der Stadt Wan abgetrennt. Das neue Vilajet umfaßt demnach das ganze gewaltige Hochbecken des gleichnamigen See's und die Alpengebiete am großen Zarb (Nebenfluß des Tigris) in einer beiläufigen Ausdehnung, die im S. und W. die Begrenzung durch eine Linie finden dürfte, welche östlich vom Zusammenflusse der beiden Quellarme des Tigris beginnt, eine zeitlang dem Hauptkamme des Taurus folgt und dann scharf nach N. gegen die großen Kettenzüge Inner-Armeniens abschwenkt.

Die neue Vilajetsstadt Wan, welche meistens von Armeniern und nur in der Minderheit von Kurden bewohnt wird (türkisch ist blos das Militär und die Behörden), hat erst kürzlich von sich reden gemacht, und zwar bot ein vorgeschobener Bazarbrand Anlaß hierzu, den die muhammedanischen Stadtbewohner weidlich dazu ausnützten, die armenischen Kaufläden und Wohnungen zu plündern. Daß Derartiges im Oriente nicht neu ist, erscheint selbstverständlich, das Bedauerliche hierbei mag aber der unbewußte communistische Instinct der Moslims sein, welche in der Regel nichts arbeiten, nichtsdestoweniger aber ziemlich illegale Ansprüche auf das Erworbene der christlichen Bewohner machen. Und der erwerbende Theil ist hier nur der Armenier. Wo sich fleißige Hände in gewerblicher Thätigkeit regen, sind es armenische, die weiten Geschäftsvermittlungen bis Djarbekr und Teheran besorgen armenische Capitalisten, und der Hauptproducent des Landes ist ebenfalls der Armenier. Was sich Kurde nennt, liegt abseits eines jeden wirthschaftlichen Werthes, will man von den Rohproducten absehen, welche die Heerden der Nomaden liefern, und die sie umsetzen müssen, um nicht zu verhungern.

Nirgends in Türkisch-Asien haben die kurdischen Unabhängigkeitsgelüste so reiche Blüthen getrieben, als wie auf dieser Terra incognita. Sehr unbotmäßige Stämme sind es auch heute noch, deren Territorien einen gefürchteten Cordon um die einsame Hochlandsstadt ziehen. Wir haben da die Heideranly-Kurden, welche nordwärts des See's vom 3650 M. hohen Sipan-Dagh, dem imposantesten Schneewipfel des Landes, gegen die Euphratquelle (östlicher Arm) hin ihre Weideplätze einnehmen, dann die Schamseddinly, östlich des See's, und die Hertoschi (im Lande der alten Karduchen, das Xenophon durchzog) in SO., bereits in der alpinen Quellregion des östlichen Tigris und des Zarbstromes. Die berüchtigtsten von allen aber sind die Hormakly-Kurden, von denen die Bewohner Wan's aller-

ed by Google

dings am wenigsten zu befürchten haben, denn ihre Heimath ist das 3050 M. hohe Schneegebirg Bingöl-Dagh (Tausend-Seen-Gebirge — es ist aber kein einziger vorhanden) im S. Erzerums, also zwischen beiden Quellarmen des Euphrat, nördlich von Musch. Alle diese Territorien sind vermuthlich die Urheimath der Kurden, deren Zugehörigkeit zum indo-germanischen Stamme von bewährten Ethnologen längst bewiesen worden ist, und deren uralte patriarchalische Einrichtungen bis in unsere Zeit hineinragen. Nicht immer so ritterlich, wie einzelne Reisende zu behaupten pflegen, welche hin und wieder bei ihren Chefs vorgesprochen, besitzen sie doch das stolze, aber offene Entgegenkommen sich unabhängig fühlender Bergvölker, und haben ihre naiven Charaktereigenschaften nur dort Schaden genommen, wo die Kurden mit der nichtsnutzigen ottomanischen Provinz-Bureaukratie in längeren Verkehr geriethen. Eine Verwaltung, die ihre illegalen Maßnahmen in tausend Kleinigkeiten documentirte, konnte das Selbstgefühl der Bergvölker, unbeschadet ihrer eigenen mangelhaften Vorstellung von den Begriffen Mein und Dein, nur beleidigen, und wo sie sich den Nachstellungen und Bedrückungen der Behörden nicht entziehen konnten, wurden sie Heuchler, Meineidige, raffinirte Diebe und Wegelagerer.

Am schlimmsten haben sich diese Verhältnisse im Nestorianer-Districte von Hakhari (oder Hakhiari), in der Quellregion des großen Zarb gestaltet. Das Gebiet wird durch den Gebirgsstock des Dschebel Dschudi, der sich zwischen den genannten Strom und den Tigris aufbaut, westwärts begrenzt und reicht gegen O. bis zur persischen Grenze. Dies ist die locale Abgrenzung auf türkischem Gebiete, Nestorianer wohnen aber auch im nordwestlichsten Persien, namentlich um Urumiah, und versprengte Gemeinden findet man selbst im nördlichen Mesopotamien (bei Feysch-chabur und am S.-Abhange des Tschaspi), ihrem einstigen Hauptsitze, aus welchem sie die Völkerstürme des Mittelalters bald verdrängt hatten. Dieses Volk ist, wenn der Vergleich überhaupt passend, der zurückgebliebene erratische Block einer einst mächtigen Kirche, die ihre Gemeinden auf dem ganzen ungeheuren Raume vom Euphrat bis zur großen Mauer des chinesischen Reiches verbreitet hatte. Es ist bisher nur wenigen Reisenden gelungen, ihre heutige Heimath zu durchforschen, wozu der Grund ebensosehr in der Unzugänglichkeit der meisten engeren Gebiete des Alpenlandes zu suchen ist, wie in der Wildheit der Bewohner, an welchem Rufe die christlichen Nestorianer und muhammedanischen Kurden ziemlich gleichen Antheil haben mögen. Die einzige Passage ist überdies nur das Thal des Zarb, das die Hauptmassen des Alpenlandes gliedert. Zu beiden Seiten desselben liegen die gefährlichen Schlupfwinkel der Lehhun-Kurden, und dieser unbändige Stamm war es, der einen Bedr Khan hervorbringen konnte, den berüchtigten Christenschlächter aus den vierziger Jahren. Die Fehden sind auch heute noch häufig, namentlich im Gebiete von Tijari, wo zwischen Schneegipfeln in wasserreichen Thälern die Steinhütten der Nestorianer unter gewaltigen Nußbäumen liegen. Daß heute die Dinge in diesem so entlegenen Winkel Türkisch-Asiens anders, d. h. für die Christen besser stehen, wird wohl Niemand vorauszusetzen wagen, der das ungebundene Schalten der östlichen Bergvölker kennt.

Was nun die wirthschaftliche Leistungsfähigkeit dieses neuen Gouvernements anbetrifft, so liegen zu wenige statistische Daten vor, um den wünschenswerthen Einblick in dieser Richtung zu bekommen. Um mit den Bewohnern zu beginnen, so wäre ihre Zahl auf etwa 350,000 Seelen zu schätzen, wovon zwei Drittheile Muhammedaner (Kurden, Türken, Turkomanen) und ein Drittheil Christen (Nestorianer und Armenier) sein dürften. Am dichtesten bevölkert ist, wie bereits angedeutet, die Ebene von Musch. Der Nestorianer-District Hakhari hat ca. 14,000 Häuser und mehrere Militärposten (zu Gewer, Choichab, Djulemark u. a. O.). Die Urproduction ist nicht sehr reichlich, das Hauptproduct ist Obst, darunter die Weintrauben von Musch, die auch gekeltert werden, dann an Feldfrüchten: Weizen, Korn, Mais, Hirse, Bohnen und etwas Reis. Auch die Baumwollstaude und der Maulbeerbaum gedeihen im Lande, sowie Tabak bei Musch und Bitlis. Erzlager (Kupfer, Blei, Eisen) sollen sich im W. in den euphratensischen Bergen an mehreren Orten vorfinden, ausgebeutet und verwendet wird aber von mineralischen Producten nur das Salz (Wan), Schwefel, Alaun, Naphta und etwas Eisen. Die hervorragendsten Waldbäume sind Ahorn, Pyramidenpappel, Birke und Fichte; die Hochgebirge sind kahl und die Waldcultur auch sonst, wie leicht begreiflich, gänzlich vernachlässigt. Der Lebensweise so vieler nomadisirender Kurdenstämme entspre-

Digitized by Google

Tigrisufer.

chend, erſcheint die Viehzucht ſelbſtverſtändlich als der hervorragendſte Culturzweig und es kommt im Lande ſogar eine Abart der Angoraziege vor, deren Vließ vielfache Verarbeitung findet. Außerdem werden noch erzeugt: Woll-, Seide- und Baumwollwaaren, Teppiche, kurdiſche Thonwaaren, Metallarbeiten, beſonders Waffen, Leinen, Baumwollzeuge. Das Klima iſt im Allgemeinen geſund, in Hakhari wechſeln ſtrenge Winter mit außergewöhnlich heißen Sommern in den Thälern. (Baron Schweiger-Lerchenfeld in der: Oeſterr. Monatſchrift für den Orient, vom 15. März 1877.)

Mit dem Vorſtehenden ſind auch Völker und Landſchaften charakteriſirt, welche ſüdlich vom Wan-See das Hochland von Djarbekr mit etwa 1000 M. Meereshöhe bilden. Es iſt dies das oberſte Tigris-Gebiet, das alte Aſſyrien oder Kurdiſtan, d. h. das Land der Kurden, deren Geſammtzahl ſich auf 2—3 Millionen belaufen mag. Die Hauptſtadt dieſes Gebietes, eines türkiſchen Vilajet, in dem jedoch die Autorität der Osmanen auf ſehr wackeligen Füßen ſteht, iſt Djarbekr mit 40,000 Einwohnern, zugleich der einzige nennenswerthe Platz Kurdiſtans und der nördlichſte Punkt, bis zu dem arabiſche Bevölkerung mit arabiſcher Sprache ſich erſtreckt. Eine eigentliche Scheidung zwiſchen Armenien und Kurdiſtan iſt in der Natur nicht vorhanden, letzteres ſenkt ſich nur immer mehr zu dem Tieflande Meſopotamiens hinab. Im O. wächſt das armeniſche Hochland geradezu mit dem W.-Ende des Plateau's von Eran zuſammen, und zwei Alpenlandſchaften ſind es, welche zu beiden Tafelländern gehören: das ſchon geſchilderte in der Nähe des Wan-See's aufſteigende wilde Gebirgsland der Neſtorianer und das weiter nach O. gelegene Keſſelland um den inſelreichen Urumiah-See, die perſiſche Provinz Azerbeidſchan. „Wilde, durch plutoniſche Gewalt zerklüftete, mit ewigem Schnee gekrönte Berge umwallen im NO. und S. den noch 1200 M. üb. d. M. liegenden See von 4400 □ Km. Fläche, deſſen ſich ſchon von ferne durch penetranten Geruch ankündigender Salzgehalt den des Wan-See's noch bei weitem übertrifft. An das W.-Ufer ſchließt ſich eine fruchtbare, dicht bevölkerte Ebene.“ (Daniel. A. a. O. S. 253.)

§. 3. Das meſopotamiſche Tiefland.

Die Berglandſchaften Kurdiſtans weichen im S. allmählig einem Flachlande, das, von den Zwillingsſtrömen Euphrat und Tigris bewäſſert, ſich bis zum perſiſchen Meerbuſen nach SO. hin erſtreckt. Die beiden von den armeniſchen Terraſſen herabſteigenden Ströme verfolgen im Allgemeinen einen

Digitized by Google

parallelen Lauf, während dessen sie sich wiederholt nahe treten und wieder entfernen, um doch schließlich, schon in der Nähe des Meeres, bei Kurna sich zu vereinigen und als Ein Strom, Schatt-el-Arab genannt, in den persischen Golf zu münden. Bei Bagdad ist die Entfernung zwischen Euphrat und Tigris am geringsten, und zerfällt dadurch das eingeschlossene Land in zwei Hälften, eine nördlichere obere und eine südliche untere, welche so ziemlich die Figur einer Sanduhr bilden. Dieses Land hieß im Alterthume Mesopotamien oder Zwischenstromland, jetzt nennen die Türken die nördliche Hälfte El Dschesireh oder die Insel, die südliche hingegen Irak Arabi oder das arabische Irak, im Gegensatze zu dem benachbarten Persien oder Irak Adschemi.

Die Gegend am oberen Theile des Euphrat erinnert an den Rhein, den mittleren kann man mit der Donau, den unteren mit dem Nil vergleichen. Diese Abstufungen gewähren zugleich ein Bild der Natur im anliegenden Mesopotamien. Bei dem Zeltdorfe Gurtuk bricht sich der Fluß mit Macht Bahn durch enges Gestein und bildet, wo er in starkem Fall über senkrechte Felsen stürzt, den Gourla-Wirbel. Unzählige von der Fluth verdeckte Untiefen, plötzliches Steigen und Sinken des Wassers erschweren ungemein die Schifffahrt. In der nördlichen Hälfte zeigt das Land am Rande noch hügelige Landschaften und Terrassen; weiter hinab aber steppenartige, blos im Lenz grünende, oft ganz wüstenhafte Ebenen. Südlich von der Einmündung des Chabur, eines aus dem Dschesireh kommenden linksseitigen Nebenflusses, erstreckt sich eine fatale Wildniß. Hier, auf dem linken mesopotamischen Ufer, ist nichts als ein meergleiches Feld mit Absynth-Kräutern bewachsen und nur von wilden Eseln, Trappen und dem unerreichbaren Vogel Strauß bewohnt. Ueber diese Ebene gehen furchtbare Wirbelstürme; ein solcher erfaßte am 21. Mai 1836 das kleinere Dampfboot der englischen Euphrat-Expedition unter Oberst Chesney bei Werdi in der Nähe von Anah und bohrte es rettungslos in den Grund. Eine halbe Stunde später schien die Sonne wieder, als ob nichts vorgefallen, und über den Ort des Unglücks ging ein sanftes Wehen. Die zum Schatt-el-Arab vereinigten Ströme durchziehen eine ebene fruchtbare Niederung, allenthalben von Dörfern und Dattelhainen, Wiesen und künstlichen Bewässerungssystemen begleitet. 70 Km. oberhalb der Mündung, bei Mohamera, wo der aus Chusistan oder Arabistan kommende Karun sich in den Schatt ergießt, beginnt das Mündungsdelta, von dessen vielen Armen indeß blos Einer schiffbar ist. Fast sechs Monate hindurch verwandeln die Ueberschwemmungen, welche in Folge der Schneeschmelze auf den Quellgebirgen vom März bis Juni, zuweilen in Folge der Herbstregen auch im October eintreten, das Deltaland in Sumpf und See. Sozusagen an der Schwelle des Deltagebietes liegt in ungesunder, morastiger, aber dem Handel sehr günstiger Lage am Schatt unter glühend heißem Himmel Basra oder Bassora, jetzt nur mehr ein Schattenbild seiner einstigen Größe. Während im O. des reißenden Tigris, an dessen Ufern die beiden wichtigsten Städte des Landes: Mosul mit den nahen Ruinen des alten Ninive, und Bagdad sich erheben, die Abfälle des persischen Hochlandes in einiger Entfernung hinziehen, hat umgekehrt im W. Mesopotamien keine andere Nachbarschaft als die gewaltige Syrische Wüste, die sich zwischen dem Euphrat und dem Libanon-Gebiete längs der syrischen Mittelmeerküste ausbreitet.

Das mesopotamische Tiefland steht unter türkischer Herrschaft; El Dschesireh ist mit Kurdistan zum Vilajet Djarbekr vereinigt; Irak Arabi, das eigentliche Tiefland, dagegen bildet das Vilajet Bagdad (oder, wie man heute immer spricht: bughdad) und ist der größte Regierungsbezirk der osmanischen

Herrschaft, größer als das ganze vereinigte Königreich Italien, und halb so groß wie Frankreich. Wenn wir bedenken, daß seine Ausdehnung ungefähr den ehemaligen Landschaften Assyrien und Babylonien entspricht, so werden wir erwarten, daß auch heute noch diese eminent wichtige Lage einen Einfluß auf Land und Volk ausüben, dem Lande seinen Charakter als Bindeglied Mittel-, S.- und N.-Asiens wahren wird. In der That weist die etwa 3 Millionen Köpfe zählende Bevölkerung Mesopotamiens die verschiedensten Elemente auf; die herrschende Race der Osmanen ist darunter am schwächsten vertreten; daneben gibt es Perser, Armenier, Kurden, Griechen und Nestorianer, endlich auch Juden. Die Landbevölkerung ist aber vorzugsweise arabisch, besteht zum Theile, besonders am Schatt, aus arabischen Nomadenstämmen, Beduinen, die in nur losem Abhängigkeitsverhältniß zur Pforte stehen, ja in gewisser Hinsicht die wahren Herren im Lande sind.

„Die Romantik des Beduinenlebens am Schatt-el-Arab ist vorderhand so leicht nicht zu brechen, denn die Natur des Nomaden excludirt jede Möglichkeit, ihn für geordnete, gesetzliche Zustände zu gewinnen, und mit der Vertreibung der Beduinenstämme wäre der Sache blutwenig genützt. Ueberdies wäre gerade die ottomanische Regierung die allerletzte, die die Macht und die Fähigkeit besäße, eine annehmbare Cultur im arabischen Irak zu inauguriren. Seit Decennien von den großen Wanderstämmen des Tieflandes, wie die Anezi, Schamara, Montefik und Beni-Lam bedrängt, mußten die Gouverneure bisher schlechterdings einzig darauf bedacht sein, die Stabilität der Verhältnisse zu wahren. So ist auch hier die Geschichte der letzten Jahrzehnte nichts weiter als eine ewige Fehde, aus der die Feinde des Türkenregiments wiederholt als Sieger hervorgegangen sind. Wären die Araberstämme der mesopotamischen Niederung unter sich einig, die Regierung hätte wahrlich kein leichtes Spiel mit den gewaltigen Horden, die oft 10,000—20,000 kampffähige Reiter in's Feld führen..... Am Schatt herrscht nur eine Scheinregierung, eine Behörde, die gewissermaßen nur geduldet ist, und wenn sich heute den Stämmen ein plausibler Grund finden sollte, sich gegen das Regiment aufzulehnen, so könnten sie vielleicht ihren alten Bruderhaß vergessen, und dann stände es schlimm mit der Türkenherrschaft im Irak." Wer die ungeheuren Territorien zunächst der Zwillingsströme durchreist, der bekommt erst den richtigen Begriff von der osmanischen „Macht". Hier ist die Erscheinung gar nicht selten, daß berüchtigte Steppenräuber in den Staatsdienst aufgenommen werden, um vor ihnen sicher zu sein. Im Euphratthale selbst fühlt man die Anwesenheit türkischer Behörden nicht sonderlich. Nach tagelangen Märschen stoßt man wohl hin und wider auf einen Wachtposten, der sich in einem kleinen Blockhause einnistet und Monate in trostloser Einsamkeit und Beschäftigungslosigkeit zubringt; im Allgemeinen aber scheint die ganze ungeheure Grenzlinie im S. der asiatischen Provinzen so ziemlich in Feindeshand. Die meisten Karten verlegen diese Grenze noch weiter gegen S., in die syrisch-arabische Hochwüste; aber dort selbst herrschen thatsächlich nur unstäte Nomadenstämme, die von den Handelskarawanen Tribut abfordern und Niemanden durch ihr Gebiet ziehen lassen. Indeß erschien es als eine äußerst zwecklose Aufgabe, von jenem Territorium officiell Besitz zu ergreifen, denn es ist ausgesprochene Wüste. Weit gegen S. steigen die öden Tafelländer an, bis zum Gebirgsknoten Dschauf, der vom Mutterstocke des arabischen Hochlands nordwärts vorspringt. Nach dieser Richtung hat weder der Türke, noch sonst irgend ein europäischer Reisender je seinen Fuß gesetzt. (Schweiger-Lerchenfeld. Unter dem Halbmonde. S. 193—195.)

Keine Provinz des osmanischen Reiches, sagt Aloys Sprenger, ist so sehr heruntergekommen, wie das alte Assyrien; im Vergleiche damit sind die

vielbedauerte Balkanhalbinſel und Kleinaſien, ſogar Syrien und Djarbekr in einem blühenden Zuſtande. Das palmenreiche Schatt-Delta übertrifft das des Nils an Fruchtbarkeit, während die Gefilde des alten Aſſyrien in dieſer Hinſicht hinter Oberägypten kaum zurückbleiben. Die Tigrisländer könnten 30 Millionen Menſchen nähren. Und wie ſieht es jetzt aus?

An jenem politiſch wie ſtrategiſch bedeutſamen Punkte, wo der Tigris ſeine ſüdlichen gebirgigen Einfaſſungen durchbricht und gewiſſermaßen eine natürliche Grenze zwiſchen Kurdiſtan und Hoch-Meſopotamien bildet, liegt die Türkenſtadt Moſul, deren Name in der von dort ſtammenden „Muſſeline“ ſich erhalten hat. Sie zählt heute höchſtens 30,000 Einwohner. Das bewohnte Quartier der Stadt dehnt ſich längs des Fluſſes aus, und ſtatt die Epithete „arm“, „ſchmutzig“ u. ſ. w., welche auf jede orientaliſche Stadt paſſen, zu wiederholen, genügt es zu bemerken, daß es eher in der Abnahme als Zunahme begriffen zu ſein ſcheint. Dem Alterthumsfreunde iſt die Stätte wegen der nahen, erſt in der Neuzeit ſo emſig durchforſchten Ruinen Ninive's heilig. Nach O. bietet ſich uns ein weites Culturland dar. Im N. von ſteilen Wänden eines unförmlichen Kalkgebirges begrenzt, verläuft es ſüdwärts unabſehbar bis gegen die Ufer des Tigris, der dort ſelbſt auf der rechten Seite bereits von der meſopotamiſchen Steppe beſäumt wird. Nur geringe Terrainwellen unterbrechen das kleine Plateau, und auf den Kuppen erblickt man zahlreiche Dörfer, zumeiſt an Tumulis, jene räthſelhaften künſtlichen Hügel gelehnt, die man nicht nur in Vorderaſien, ſondern auch in der europäiſchen Türkei, im ſüdlichen Rußland, ja ſogar in den pommer'ſchen und mecklenburgiſchen Marſchen antrifft. Neben dieſen zahlloſen Tumulis erheben ſich die Dörfer ackerbauender Kurden; weißgetünchte Heiligengräber ſchmücken hin und wieder die unabſehbaren grünen Flächen bis gegen den Tigris hin, wo die Tiefebene beginnt und mit ihr das arabiſche Bevölkerungselement. Kein Stamm der meſopotamiſchen Nomaden hat es je verſucht, die Steppe zu verlaſſen, um in die gebirgigen Vorlagen Kurdiſtans einzudringen. In allen Gebieten der Stromländer jenſeits des Taurus erblickt man die ſchwarzen Kegelzelte der Araber erſt dann, wenn die letzte flache Gebirgsabdachung überſchritten iſt und die unabſehbare Steppe mit ihren glitzernden Silicat-Niederſchlägen den Reiſenden aufnimmt. Indeß iſt es auch mit der Cultur des ſüdlichen Kurdiſtan nicht abſonderlich beſtellt. Wenn

Umgebung von Bagdad.

Digitized by Google

man aber den letzten Gebirgsriegel überſchritten hat, fällt der erſte Blick auf ein gartenähnliches Land, das zu unſeren Füßen liegt. Im O. beſäumt es ein blaues Waſſerband, der Diala, im W., dem Auge nicht mehr ſichtbar, der Tigris. Zahlloſe Canäle durchädern die Niederung, deren Palmenhaine grüne Inſeln in einem weiten Ackerlande bilden. Weißgetünchte Mauſoleen, arabiſche Marabuts ſchimmern herüber, und von den Ruinenhügeln, die ſich zwiſchen die Dörfer breiten, glitzern in allen Farben zahlloſe Terracotta-Scherben. Wir ſind hier in der Niederung Bagdads, das zwei ſchwache Tagereiſen, am Geſtade des Tigris gelegen iſt. So überraſchend friſch ſich nun das Panorama von der Höhe genießen läßt, ſo wenig reizend iſt die Wanderung durch die Tiefebene ſelbſt. Die glühendſte Hitze brütet über den ausgetrockneten Canälen, und die Tragthiere oder Pferde verſinken in den Löchern, welche von Rohr und Riedgras überwuchert erſcheinen.

Kaffeehaus in Bagdad.

Die Luft iſt dick und beklemmend, ſie wogt mit ihren grauen Dünſten wie ein See hin und wider, und ſelbſt die Palmenhaine verſchwinden. Dann ragen nur mehr die Kronen über die Dunſtmaſſe und die Sonne leuchtet düſter aus ihrem Schleierhofe. So geht es fort, bis ein baufälliges Gemäuer vor uns auftaucht, das einen Feſtungswall der ehemaligen Chalifenſtadt vorſtellen ſoll.

Traurig und tief herabſtimmend iſt der erſte Anblick von Bagdad, dieſer einſtens glanzreichſten Stadt des Islam. Zwiſchen engen, krummen Gaſſen geht es vorwärts, an ſchmutzigen Bazarläden vorüber oder an ruinenhaften Lehmhäuſern, die vielleicht die letzte Hochfluth des Tigris unterwaſchen hatte. Wer indeß vom N.-Thore in Bagdad einzieht, der bekommt immerhin noch deſſen reſpectableren Theil zu Geſichte. Der Reiſende, der ſich etwa der perſiſchen Karawane, die von Mendeli herabzieht, angeſchloſſen hat, betritt die Stadt durch das Thor des Scheich Omer. Der Thorbogen iſt längſt eingeſtürzt und mit Mühe klettern die weichhufigen Kameele über die Breſchen, welche die zuſammengebrochenen Baſtio-

nen mit der Zeit gebildet haben. Im nächsten Bereiche trifft man nur auf Trümmerhügel, stagnirende Sumpflachen und Cloaken, und ein Rudel wilder Hunde taumelt erschreckt vor dem schrillen Rufe des Karawanenführers auseinander. Ueber der Stadt kreist der Wüstengeier und vor den Thoren machen sich's Rabenschaaren bei den Aesern gütlich. (Schweiger-Lerchenfeld. A. a. O. S. 183—192.) Das auf der östlichen Seite des Tigris gelegene Gebiet wird Neu-Bagdad und das am westlichen Ufer befindliche Alt-Bagdad genannt. Das erstere, in welchem sich das Regierungsgebäude, der Hauptsitz des Handels und Verkehrs, auch die meisten öffentlichen Gebäude befinden, ist größer und viel wichtiger als das letztere, welches von einem großen Walde voll Dattel- und Orangebäumen umgeben ist, der sich ungefähr 5 Km. in die Länge erstreckt. Es hat eine halbkreisförmige Gestalt, da es an beiden Enden schmal ist. Die Breite der Mitte dieses Stadttheiles beträgt kaum einen halben Km. Gegen die Wüste hin ist er durch einen Wall mit zwei Thoren geschützt; die dem Flusse zugekehrte Seite hat keine Mauern. Bagdad liegt als eine Oase mitten in der Wüste und diese gibt auch der Stadt theilweise ihren Charakter. Keine Großstadt der asiatischen Türkei ist von der Wüste so beeinflußt, wie Bagdad; keine steht in so directer Verbindung mit Centralarabien, dem Stammland Arabien. Einem Philologen würde schon der reinere arabische Dialect, der in Bagdad gesprochen wird, als Kriterium dienen; aber ebensosehr die beduinischen Tugenden der Gastfreundschaft, die Art und Weise sie auszuüben, wie überhaupt die ganze Haltung der Bagdader im täglichen Verkehr, speciell auch gegenüber Andersgläubigen. Wo der Islam noch so durchaus im Blute der Leute festsitzt, wo die Menschen noch keine, oder doch nur geringe Ahnung von unsern europäischen Verhältnissen und unsrer Cultur haben, betrachten sich die Moslimen zwar noch heute Christen und Juden gegenüber als Träger der Gnade. Dennoch ziehen wir den Umgang mit dem Bagdader mit dem Moslim des vorderen Orientes vor, weil wir bei ihm noch eine frische Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit seiner Religion und Civilisation finden, eine naive Würde, einen festeren, offeneren Charakter. Dies soll jedoch nur vom moslim'schen Araber gelten; aber wie im Irak die Völkermischung von jeher stark war, so bietet Bagdad auch heute noch gar verschiedene Elemente. Ein wenig vertrauenswerther schönfärberischer Bericht (Allgemeine Zeitung vom 29. Juli 1875) beziffert die Bevölkerung Bagdads auf 150,000 Muhammedaner, 18,000 Juden, 300 Armenier, 1800 lateinische Christen, 100 syrische und 2000 chaldäische Christen, an 20 Europäer, also zusammen auf 172,200 Köpfe! Prof. Dr. Albert Socin, einer der gewiegtesten Kenner des Orients, möchte dagegen die Bevölkerung Bagdads nur zu 50—60,000 Seelen anschlagen, denn einzelne Quartiere liegen beinahe öde. Auch nach Baron Schweiger ergibt man sich ganz falschen Vorstellungen, wenn man dem heutigen Bagdad irgendwelche hervorragende Bedeutung zumuthet. Nur in commercieller Beziehung besitzt es einen gewissen Werth, dank dem Verkehrswege seines mächtigen Stromes in dem straßenleeren Lande. Bis nach Bagdad ist er zu jeder Jahreszeit schiffbar für Dampfschiffe, selbst von ziemlicher Größe. Vom N. kommen fast täglich die sogenannten „Kellek", Schiffe, welche aus aufgeblasenen Ziegenfellen mit darüber gelegten Brettern bestehen; Kurden und Christen aus dem kurdischen Gebirge führen auf diese Weise viel Holz nach Bagdad; denn dies ist ein ziemlich theurer Artikel daselbst, obwohl auch Gestrüpp aus der Wüste gebraunt wird. Mit ihrem Gewinn in der Tasche, wandern sie im Anschluß an eine Karawane manche Tagereisen weit in ihre Heimath zurück; die Felle werden auseinandergenommen und auf Lastthieren ebenfalls zurücktransportirt. Das Boot jedoch, welches für Bagdad charakteristisch ist, heißt „Quffe". Die Quffe ist eine runde Schale von 1½—2½ M. im Durchmesser, oben mit eingebogenen Rändern, sie ist meist nur aus starkem Rohr gebaut und von außen stark verpicht. Wenn die Brücke abgebrochen ist, haben die Bootsleute den Verkehr zwischen beiden Ufern zu besorgen; allerdings wird das leichte Fahrzeug durch die Wogen stark geschaukelt. Die Fährleute gebrauchen bisweilen auch ihre Kleider als Segel; stromaufwärts ist die Arbeit des Ruderns in der That hart. Eine wenige europäisch-artige Boote sind ebenfalls vorhanden. Die Häuser, welche man vom Strome aus erblickt, bieten keinen schönen Anblick, nur wenige Gebäude stechen etwas hervor, das Serai oben, welches sich aber nur durch Größe auszeichnet; einige Schritte unterhalb der Brücke die „Mustanzirive", das heutige Zollhaus, und

igitized by Google

weit unten das große Gebäude der engliſchen Reſidenz, mit einer prächtigen langen Gartenterraſſe gegen den Fluß. Die Dampfſchiffe liegen gewöhnlich beim Zollhaus oder etwas unterhalb der Stadt. Wenige und kleine Gäßchen führen zum Fluß hinunter; Waſſerträger ſchöpfen an dieſen Stellen beſtändig ihre Ziegenſchläuche voll und tragen ſie, oft auf ihrem eigenen Rücken, in entfernte Stadttheile; das Tigriswaſſer iſt geſund und der Fremde findet es bald wohlſchmeckend, weil kein anderes zu haben iſt. (A. Socin, im: Ausland 1873, Nr. 36, S. 703 bis 704.)

Unfern von Bagdad, jedoch weſtlich vom Euphrat, liegt der Ort Kerbela, ein Hauptheiligthum der ſchiitiſchen Muhammedaner, alſo der Perſer, gebaut rings um das Grab Hoſein's, des Enkels Muhammeds und Sohnes Ali's. Es iſt nämlich ein Glaubensartikel der Schiahs: daß diejenigen Moslims, welche hier leben oder ſterben, beſonders in der Nähe der heiligen Gräber, von der Hölle nichts zu fürchten haben und dem Schöpfer für ihre Handlungen im Leben nicht verantwortlich ſind. Dieſer Wahn iſt ſo ſtark, daß diejenigen, die nicht im Bereiche dieſer heiligen Stätten leben oder wenigſtens hier ſterben können, in ihren Teſtamenten beſtimmen, daß ihre ſterblichen Ueberreſte hierher geſandt und begraben werden. Hunderttauſende von Leichnamen werden aus Perſien und anderen Gegenden hergebracht, um in Kerbela begraben zu werden. Auch zahlreiche Karawanen ſchiitiſcher Pilger beſuchen alljährlich Kerbela, und wer an ſolcher Wallfahrt ſich je betheiligt hat, trägt ſein lebenlang mit Stolz den Namen eines „Kerbelai“. Etwas ſüdlich von Kerbela liegt am Euphrat das Städtchen Hilleh, welches im Gegenſatze zu dem übervölkerten, düſteren Kerbela, was die Reinlichkeit betrifft, das Menſchenmöglichſte in Irak leiſtet, mit ſehr anſehnlichem Dattel-, Getreide- und Reishandel. Am linken Ufer des Euphrat, Hilleh gegenüber, liegen auf weitem Raume die Ruinen des alten Babylon.

Ruinen von Babylon.

§. 4. Syrien und Palästina.

Die große syrisch-arabische Wüste trennt die Euphratländer von dem Küstengebiete am mittelländischen Meere, welches vom Golfe von Iskanderun im N. bis zur Landenge von Suez sich erstreckt. Die Wüste bildet ein allmählig bis zu 600 M. Seehöhe ansteigendes Kalk- und Kreideplateau, das nach S. hin weit in die arabische Halbinsel reicht, nach W. aber steil gegen einen großen Erdspalt oder ein Längenthal abfällt, welches sozusagen die östliche Grenze des unter dem Namen Syrien und in seinem südlichen Theile als Palästina bekannten Küstengebietes bildet.

Nehmen wir ein gutes Kartenbild jenes Erdstriches zur Hand, so muß uns sofort die überaus einfache Gliederung des Landes in's Auge fallen. Die Meeresküste nimmt einen nahezu nordsüdlichen, von sehr wenigen und unbedeutenden Vorsprüngen und Einbuchtungen unterbrochenen Verlauf, ja sie kommt in dem Abschnitte südlich von Beirut der geraden Linie sehr nahe. In ihrer ganzen Länge wird sie von einem parallelen Höhenzuge begleitet, der blos einem schmalen Landstreifen Raum gestattet und von S. nach N. sowohl immer näher an's Meer herantritt als auch an Höhe zunimmt. In Palästina liegen an der Küste die Ebenen von Seyhela, Saron und Akka, hinter welchen der gedachte Höhenzug als breites Plateauland aufsteigt. Man nennt dies die westjordanischen Plateauländer und diese gehen allmählig sich stets verengend in das Hochgebirge des Dschebel el Gharbi oder westlichen Gebirges (Libanon) über, von dem sie der tiefe Einschnitt des sie durchbrechenden Nahr el Litany (Leontes) scheidet. Der Libanon seinerseits findet wieder eine nördliche Fortsetzung in dem weniger hohen Dschebel Nusairieh oder Nosayrier-Gebirge, welches bis zum 36.° n. Br. streicht. Hinter, d. h. östlich von diesen Plateau- und Gebirgszügen tritt nun, wiederum parallel mit dieser und folglich auch mit der Küste, ein tiefes Längenthal auf, El Ghôr geheißen, zu dem sowohl die westjordanischen Tafelländer als der Libanon und der Dschebel Nusairieh abstürzen. Charakterisirt wird das Ghôr durch den Lauf zweier Ströme, die dasselbe in entgegengesetzter Richtung durchfließen; es ist dies zunächst der Nahr el Asy (Orontes), welcher in dem El Bekâa (Coelesyria) genannten Abschnitte des Ghôr entspringt und die SN.-Richtung einhält, bis er seinen der Küste parallelen Lauf plötzlich mit jähem Rucke nach W. ablenkt und an Antakie (Antiochia) vorüber, um das N.-Ende des Nosayrier-Gebirges sich herumkrümmend und dieses vom Alma-Dschebel (Amanus) trennend, dem nahen Mittelmeere zueilt. Umgekehrt, in NS.-Richtung fließt der aus drei Quellbächen entstehende Scheriat el Kebir oder Jordan, der eigentliche Fluß des Ghôr, dessen immer tiefer, endlich weit unter den Meeresspiegel herabsinkende Thalsohle mehrere See'n enthält, die der Jordan durchfließen muß, bis er endlich in dem größten dieser See'n, dem Bahr Lut oder Todten Meere, endet. Weil dieses die tiefste Degression nicht blos Palästina's, sondern der ganzen Erdrinde bildet, — es liegt 394 M. unter dem Mittelmeere — ist eine Fortsetzung des Stromlaufes nach S. nicht weiter möglich. Das Ghôr dagegen verlängert sich südwärts vom Todten Meere in dem wüsten Wady el Arabah, das ohne Wasser von ihm ausläuft, jedoch nicht, wie man lange dachte, bis zum Elanitischen Busen des Rothen Meeres, sondern nur bis zu einer 100—200 M. über dem Mittelmeere gelegenen Wasserscheide in der Nähe des Beduinenlagers Arabeh. Die östliche Thalseite des Ghôr wird nun wiederum durch eine mächtige Bodenerhebung begleitet, den vierten der Parallelstreifen, in welche man Syrien und Palästina zer-

legen kann. Diese zum Todten Meere und Jordan abstürzende Erhebung bildet die ostjordanischen Plateauländer, die, noch sehr wenig erforscht, allmählig in die syrisch-arabische Wüste zerfließen. Aus ihr ragt der östlichste Grenzpfeiler Syriens, der vulcanische Dschebel Hauran hervor. Nördlich, in der Breite des Libanon, reiht sich eine neue förmliche Hochgebirgskette, der Dschebel esch Scher i, d. h. das östliche Gebirge oder der Antilibanon mit dem Dschebel esch Scheich oder Großen Hermon an, dessen Zug parallel mit dem Libanon streicht und die Orontes-Mulde, das Bekáa, im O. begrenzt. Am O.-Fuße des Anti-Libanon liegt Dimeschk, das einst so glänzende Damaskus, hart am Rande der Wüste, weiter im N. die Städte Homs (Emesa), Hamah (Epiphania) und Haleb (Aleppo); schon völlig der Wüste gehören aber bei Tedmor die Ruinen von Palmyra an.

Nach den zwei Hauptströmen, dem Nahr el Asy und dem Jordan, zerfällt die Kalkplatte am Mittelmeer in zwei Abtheilungen: das Gebiet des Nahr el Asy im N. umfaßt Soristân oder Syrien, jenes des Jordan im S. hingegen Palästina oder das alte Canaan. Beide letztere Namen sind heute im Lande selbst völlig unbekannt, gerade so, wie die meisten alten Fluß- und Bergnamen, deren wir uns als die geläufigeren mit Vorliebe bedienen. Die türkische Verwaltung, welche auch auf diesen Gebieten lastet, kennt nur ein Vilajet von Damaskus, von welchem seit 1862 als selbständiges Paschalik (Muteffariflik) das vorwiegend von Christen bewohnte Gouvernement Dschebeli Libanon abgetrennt ist, das unter der Controle der westmächtlichen Gesandten durch einen christlichen Gouverneur verwaltet wird. Die Grenzen dieses neuen Gouvernements weichen wesentlich von den Grenzen des natürlichen Libanon ab, indem letztere in den Kanzleien zu Constantinopel lediglich nur mit Rücksicht auf die confessionellen Verhältnisse gezogen worden sind. Ortschaften mit überwiegend moslemitischer Bevölkerung verblieben bei Syrien, während die christlichen Gemeinden sämmtlich dem Mont Liban zugehören. Um übrigens der neuen Provinz jede politische Bedeutung möglichst zu nehmen, verblieben die drei wichtigsten Hafenstädte: Tripoli, Beirut, Saida gleichfalls bei Syrien. Dadurch hat der moderne Libanon förmlich zerfetzte und zerstückelte Grenzen, die vielfach erst im einzelnen concreten Fall bei Erbstreitigkeiten und Veräußerungen festgesetzt werden. Der schmale sandige aber hafenreiche Küstensaum am Libanon war im Alterthume der spärliche Besitz der Phöniker, und auch heute noch blühen hier die wichtigsten Handelsplätze Syriens: Latakieh (Laodicea) mit 10,000 lebhaften Handel treibenden Einwohnern, Tarabulus (Tripoli) und vor Allem Beirut (Berytus), heute eine glänzende Stadt, an einer reizenden, zwischen Berg und Meer halbmondförmig hingebreiteten Bucht, mit neuerbauten Stadttheilen, wo sich prachtvolle Villen, reich an Marmorarkaden und Bogenfenstern in ganz orientalischem Style erbaut, aneinanderreihen, während dazwischen tiefgrüne Baumgruppen und einzelne schlanke Pal-

men sich zeigen. Die Einwohnerschaft besteht dermalen aus nahezu 100,000 Menschen, wovon etwa zwei Drittel einheimische Christen sind.

Der heutige Syrer ist das Ergebniß einer sehr glücklichen Völkermischung, in welcher jedoch das semitische Blut vorwaltet. Seine natürliche Begabung legt der christliche Theil der Bevölkerung am meisten an den Tag. A. v. Kremer, einer der gewiegtesten Orientkenner, sagt von ihnen: „Es sind diese syrischen Christen eine höchst intelligente Race, die eine außerordentliche Empfänglichkeit für die Aufnahme und Aneignung europäischer Cultur an den Tag legt. Nicht umsonst waren ihre Urahnen, die Phöniker, eines der höchst begabten alten Culturvölker. Freilich mag in den Adern der modernen Syrer nur ein verschwindend kleiner Theil phönikischen Blutes rollen, aber die Vermischung mit griechischen und arabischen Elementen hat ihren natürlichen Anlagen keinen Abbruch gethan. Und Phöniker sind sie noch immer geblieben in ihrem Unternehmungsgeist, ihrem Handelstalent und ihrer Reiselust. In Marseille, Liverpool und Manchester sind schon zahlreiche syrische Colonien, die den Geschäftsverkehr mit dem Mutterlande besorgen, ja selbst bis nach Schweden, Norwegen und N.-Amerika erstrecken sich ihre Handelsverbindungen. Es herrscht auch im Ganzen unter den Christen von Beirut eine recht erfreuliche Wohlhabenheit, die ganz in dem richtigen Verhältnisse zu ihrer Betriebsamkeit steht. Ein ebensosehr Ekel als Besorgniß erregendes Proletariat wie in den europäischen Großstädten gibt es dort nicht. Alle Welt ist Kaufmann oder betreibt irgend einen bestimmten Erwerbszweig. Am besten gefiel mir ihr einfaches, echt patriarchalisches Familienleben. Die Frauen sind hübsch, intelligent, ohne viel Bücherbildung, brave Mütter und sparsame Hausfrauen, den Männern kindlich ergeben. Sie verkehren wenig mit der Außenwelt und leben stillzufrieden im häuslichen Kreise. Ihre Lectüre beschränkt sich auf die arabischen Gebetbücher und die harmlose Beiruter Revue (Dschinan). Romanlesen und Clavierklimpern ist glücklicherweise noch recht selten; nur wo mit der französischen Halbbildung die Crinoline ihren Einzug gehalten hat, steht es schlechter. Dort schwand die alte Sitteneinfalt, und europäische Nachäfferei trat in recht häßlicher Weise an deren Stelle. An Mädchenschulen fehlt es nicht; leider aber ist der Unterricht daselbst vorzüglich auf das Erlernen des Französischen oder Englischen gerichtet. Die Soeurs de charité haben eine recht gute Mädchenschule, wo auch weibliche Arbeiten gelehrt werden und einheimische Erzieherinnen herangebildet werden sollen. Das Concurrenz-Institut der Soeurs de Nazareth wird noch mehr gelobt, und auch über das Institut der preußischen Diaconissen hörte ich sehr viel Gutes. Eine reiche Engländerin, Madame Mott, verwendet ihr großes Vermögen zu wohlthätigen und frommen Zwecken; sie gründete und unterhält ein Blindeninstitut, ein Mädchenpensionat und zahlreiche evangelische Primarschulen, die zugleich im Interesse des Protestantismus äußerst thätig sind. Religiöse Propaganda ist überhaupt hier in Syrien ein Hauptthebel aller auf den Volksunterricht bezüglichen Unternehmungen. Ganz besonders müssen in dieser Hinsicht die Bestrebungen der amerikanischen Missionäre erwähnt werden. Ihre Schule, die sie etwas bombastisch medrese Kullije, d. i. Universität, nennen, verfolgt vorzüglich praktische Zwecke, und zeichnet sich hiedurch vortheilhaft gegen die andern Institute aus, wo das Hauptgewicht auf sprachlichen Unterricht gelegt wird. Junge Syrer, denen so ziemlich alle solide Vorbildung fehlt, werden in dieser amerikanischen Schule in einem vierjährigen Lehrcursus zu Aerzten gemacht und erhalten Doctorendiplome. Diese jungen Aesculape, denen sich ein Europäer wohl nur aus Lebensüberdruß anvertrauen würde, sind aber immer noch weit überlegen den alten landesüblichen Quacksalbern, und es ist nicht in Abrede zu stellen, daß die amerikanische Universität trotz aller Oberflächlichkeit des Unterrichts durch Verbreitung nützlicher Kenntnisse, besonders durch die Pflege der Naturwissenschaften dem Lande einen nicht geringen Dienst erweist. Die amerikanischen Professoren sind insgesammt zugleich eifrige Sendboten des Evangeliums und machen Propaganda mit echt amerikanischer Energie. Die eingeborne protestantische Gemeinde in Beirut ist auch schon auf mehrere hundert Familien gestiegen, und nächst Schule und Dampfpresse haben die reichen aus Amerika zuströmenden Beiträge es gestattet, eine sehr schöne amerikanische Kirche zu erbauen. Auch im Libanon machen die Ideen des Protestantis-

Digitized by Google

nus rasche Fortschritte. Diesen protestantischen Instituten stehen einige katholische gegenüber. Das beste ist das Collegium der melkitischen Griechen, das gut geleitet wird und einige Hundert wohlgenährte und nicht schlecht eingedrillte Zöglinge zählt. Die Unterrichtssprache ist arabisch, und in confessioneller Beziehung wird mit vieler Unbefangenheit vorgegangen. Vorzüglich geleitet soll das Collegium der Jesuiten in Ghazir und der Lazaristen in Antura sein, beide sind ausschließlich französisch. Die meisten jungen Beiruter haben dort ihre Studien gemacht, und von dort verbreitete sich immer mehr das Französische als Sprache der Gebildeten, so daß es jetzt fast ganz das Italienische verdrängt hat, das vor zwanzig Jahren noch vorherrschte." (Ausland 1872, Nr. 7, S. 150—151.)

Dicht hinter dem Küstenstriche, oft nur 15 Km. landeinwärts, steigt für das Auge des Beschauers in der Ferne eine nackte Felsenmauer auf, der in Wirklichkeit gut bewohnte und fleißig bebaute Libanon. Er begreift das Gebirge zwischen dem Meer und dem Bekáa, jener tief eingerissenen NS.-Spalte des alten Coelesyrien, und andererseits zwischen den Flüssen Nahr Kebir und Litani, die aus dem Bekáa entspringend der eine nach N., der andere nach S. fließen, dann aber beide unter rechten Winkeln gegen W. biegen, um auf kürzestem Weg in's Meer zu gelangen. Es kann somit über die natürlichen Grenzen des Libanon kein Zweifel sein, so wenig als über den Ursprung seines Namens, zu deutsch des „weißen Berges", denn weithin leuchten über Land und Meer die schneebedeckten Höhen als fernhin sichtbares Wahrzeichen der syrischen Lande. Der Name ist uralt, von Mose schon genannt (5 Mos. 1, 3), und erhielt sich ununterbrochen in der Geschichte. Der höchste Gipfel des Gebirges ist der Dhor el Chodib (3067 M.), dem der Dschebel Makmel (3000 M.) folgt.

An einem einzigen Orte des Gebirges, eine Stunde oberhalb des Dorfes Bicharreh, drei Stunden von Eden und dem Sitz des Maroniten-Patriarchen von Cannobin, bei nahezu 2000 M. üb. d. M., steht noch der Rest des alten Völkerheiligthums, dessen Anblick schon die Dichter des Alten Bundes begeisterte, des berühmtesten Haines, den die Geschichte kennt, des Cedernhaines. Die Ceder des Libanon ist unstreitig der ehrwürdigste Baum, den es auf Erden gibt, seit David und Salomo ist sie „der Baum Gottes" (Psalm 80, 11). Prof. Fraas zählte im Frühjahre 1875 genau 377 Stück, Alles in Allem; der Riesenbäume, deren Stamm 10 M. und darüber mißt, sind es nur noch 5. Der Cedernhain gilt unstreitig für den Mittel- und Glanzpunkt des ganzen Libanon, doch sei nicht verschwiegen, daß Frau Isabel Burton, die mit ihrem Gemahle und Hrn. Drake den Hain besuchte, ein ganz anderes Urtheil fällt. (Richard Burton und Charles Tyrwhitt Drake. Unexplored Syria: Visits to the Libanus, the Tulúl el Safá, the Anti-Libanus, the Northern Libanus and the 'Alah. London 1872. 8°. 2 Bde.) Keiner von den britischen Reisenden gerieth in Ekstase über diese Weihnachtsbäume in großem Maßstabe, die von ferne wie ein Stück Kiefernschonung aussehen und sich in der Nähe so lumpig und elend machen, daß sie ein englischer Landedelmann in seinem Parke nicht dulden würde.

Von den höchsten Höhen aus bietet sich die beste Gelegenheit, eine Rundschau zu halten über den Boden des Libanon. Vor uns in langen Gufferlinien, die mit den Cedern anheben, die alte Moräne, die fast 300 M. mächtig am Rand des Steilgehänges klebt, ein buntes Durcheinander von Schutt und Felsblöcken, wie sich das auf dem Rücken der Gletscher sammelt, um langsam, aber sicher seine Fahrt zur Ebene zu vollenden. Ueberall legt sich nun auf dem ganzen Wege, den der Gletscher zurückgelegt hat, glacialer Schutt an die Thalränder, in allen Bie-

Google

gungen und Buchten, namentlich auch in die zahlreichen Grotten und Höhlungen; der röthliche Boden cementirt ſich mit Kalk und ſind darin für alle Zeiten die Spuren prähiſtoriſcher Menſchen und Thiere enthalten. Ueber uns aber und neben uns in meilenbreiten Bändern liegen in bewundernswürdiger Klarheit Schichten übereinander, denen auf den erſten Blick ſchon das Gepräge einer Flötzformation aufgedrückt iſt. Bei näherer Unterſuchung ſtellt ſich heraus, daß alle die tauſend Schichten von Mergel, Kalk und Thon, von Marmor, Dolomit und Kreide, von Sandſtein und Sand ohne Ausnahme der mittleren Kreidezeit angehören und dem Alter nach der ſächſiſchen Schweiz parallel laufen oder den Felſen von Nizza, Marſeille, dem Mont Ventoux bei Avignon oder dem hohen Karſt bei Trieſt.

Cedern vom Libanon.

Bei der großen Regelmäßigkeit, mit der dieſes Kreidegebirge aufgebaut iſt, herrſcht vielfach eine große Monotonie und würde das Gebirge ſeiner eigentlichen Schönheit vielfach entbehren, wären nicht glücklicherweiſe an viel hundert Stellen mitten in der Kreidezeit Baſaltite und Melaphyre zum Ausbruch gekommen. Schwarz und dunkelbraun hat ſich ein Kern eruptiven Geſteins zwiſchen die Sandſteine eingelagert, aber nicht in ſpitzen Zacken und Zinken, wie wir z. B. die Berge des Hegau's kennen, ſondern in rieſigen Säcken und abgerundeten Bäuchen, die ſich quer in's Land legen. Zur Rechten und zur Linken eines ſolches Baſaltitſtockes breiten ſich auf die Erſtreckung von Kilometern hin dunkelgrüne Tuffe aus, die ſich in die Sandſteine einkeilen und ihnen die Farbe der verwitterten Tuffe mittheilen. In tief eiſenrothen, licht roſarothen, braunen und gelben Farben, in Terracotta und Sepia kleidet ſich der Fels, dazwiſchen verführeriſches Schwarz, das nur von Kohle herrühren kann und in Streifen und Schmitzen auf weite

Digitized by Google

Strecken sich hinzieht. Steinkohlen im eigentlichen Sinn des Worts gibt es nun nicht, da der herrschende Horizont die Kreide ist und keine alte Formation, aber Braunkohlen, Lignite und Pechkohlen, die in Deutschland für ökonomische Zwecke längst ausgebeutet wären. Wo die Sandsteine zu Tage gehen und namentlich in der Nähe des eruptiven Gebirgs geht gern auch Kohle zu Tag und hat in ihrer Begleitung zwei verwandte Körper, denen der Fachmann bald seine volle Aufmerksamkeit schenkt: Bernstein und Bitumen; der erstere ist das fossile Harz der Kreidehölzer, aus der Sippe der Coniferen und Cycadeen und steckt oft noch förmlich in den Lignite, der andere ist thierisches Fett mit zweifelhaftem Geruch, das die Schiefer und Thone durchdringt. Im großen Ganzen lagern die Sande und Sandsteine mit dem eruptiven Gestein in der Mitte der mächtig entwickelten Kreideformation, welche vom Meeresufer ab bis auf die höchsten Höhen der Schneegrenze ein und dieselben Horizonte einhält und die obere und untere Rudistenzone darstellt. Läge das mächtige Schichtensystem in lauter Horizontalen übereinander, so böte der Libanon ein Bild trostlosen Einerlei's, nun aber zieht sich zunächst von N. nach S. der gewaltige klaffende Schichtenaufriß, welcher das Bekáa bildet und sich in der Jordanspalte bis in das Ghôr fortsetzt. Rechtwinklig darauf haben Sprünge von O. nach W. das Gebirge noch weiter gespalten und zerrissen und die Schichten bald auf den Kopf gestellt, bald schief gelegt. Diese Sprünge und Anrisse, die gleich mehrere hundert M. tiefe senkrechte Wände bilden, haben die Gewässer, die von den Höhen niederstürzen, als Bett benützt und im Lauf der Zeit ausgeweitet. Zwei von den Libanonflüssen entspringen in dem Bekáa, es ist der Litani (Leontes) und der Nahr Kebir (Eleutheros). Jener, der bei Baalbek entspringt, fließt zuerst von N. nach S., als ob er der Jordanspalte zueilen wollte. Plötzlich aber biegt er bei dem alten Kreuzritterschloß Beaufort unter einem rechten Winkel gegen W. ab und stürzt sich nach kurzem Lauf bei Tyrus in's Meer. Ebenso biegt der Nahr Kebir ab, gleichfalls im N. des Gebirgs dem Meer zueilend. Die im W. des Gebirgspasses entspringenden Ströme tragen alle ein und denselben Charakter an sich; zwischen 1500 und 1000 M. üb. d. M. aus Felsengrotten entspringend, stürzen sie alsbald tosend in gewaltigen Wasserfällen in die tiefen Dolomitschluchten, in Felsenschründe, die keines Menschen Fuß je betreten hat, noch je betreten wird: so der Nahr Ibrahim (Adonis) aus der Grotte von Afka, so der Kadîsha unterhalb des Cedernhaines, der Djôs, der Nahr el Kelb, der Awali. Die Felsenspalten, welche die Wildbäche durchtosen, sind ebenso viele unübersteigliche Schranken gegen feindliche Angriffe, also daß kein Volk auf der Welt sicherer wohnt, als die Bergvölker des Keirnan und Tannurin. (Oscar Fraas. Drei Monate am Libanon. Stuttgart 1876. 8°. S. 56—68.)

Der Libanon ist beiläufig bevölkert wie Württemberg, indem 300,000 Einwohner auf 2750 □Km. leben. Von diesen sind 230,000 Christen, die übrigen sind Drusen und Moslims, so daß man den Libanon mit Fug und Recht ein christliches Land nennen kann und zwar ein Land, das sein Christenthum noch aus der ersten Hand der ersten Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung hat.

Maroniten nennen sich diese Christen des Libanon nach dem h. Maron, der um's Jahr 400 ein frommer Einsiedler war, und sind ein Rest des im VII. Jahrhundert gebräuchlichen, orthodoxen Staatschristenthums. Jetzt sind sie mit der römisch-katholischen Kirche vereinigt, haben aber doch noch ihre Eigenthümlichkeiten, wie die Priesterehe, das Abendmahl unter beiderlei Gestalten, die syrische Sprache bei der Messe, nebst ihren eigenen Heiligen und Festen behalten. Sie sind ihrem Glauben mit Treue und Eifer ergeben, überhaupt ein tapferes und tüchtiges Volk. Ihre Dörfer und 200 Klöster hängen wie Adlernester an den Vorsprüngen und Terrassen des Gebirges. Die Ortschaften sind öfters von Getreidefeldern umgeben, die künstlich angelegte Terrassen, welche zugleich das kostbare Erdreich nicht wegschwemmen lassen, bedecken. Amerikanische Missionäre suchen die Maroniten für den Protestantismus zu gewinnen, wie es scheint, ohne sonderlichen Er-

Google

folg. Uebrigens wird in Syrien von den christlichen Missionen im Allgemeinen und von den protestantischen insbesondere ein merkwürdiger Bekehrungsschwindel in Scene gesetzt, welcher oft nur eine politische Finte verbirgt. So bearbeiten aus Rücksicht auf die ostindische Politik die englischen Missionäre einzig und allein die Drusen, während sie die übrige Bevölkerung gern ihren Specialagenten, meist armenischen Convertiten überlassen. Die Drusen, im südlichen Libanon, in der Provinz Akre und im Hauran zu Hause, umgibt bis zum heutigen Tag ein gewisses Mysterium. Ihre Abstammung, ihre besondere Religion sind noch nicht endgültig festgestellt. Weder Christen noch Muhammedaner — doch den letzteren näher stehend — scheinen sie eine Art Geheimlehre eifersüchtig zu bewahren, die ihnen über Aegypten zugekommen sein soll, indeß sie sich selbst für Söhne des himmlischen Reiches halten, ihrer Abstammung nach, andere dieselbe nach Persien verlegen. Thatsache ist, daß die Drusen keine Religion zu haben vorgeben, an Einen Gott zwar glauben, aber weder an die Bibel noch an den Koran, keine Fasten halten, Wein trinken, der Vielweiberei sich entschlagen und die Gastfreundschaft heilig halten. Thatsache ist ferner, daß die Drusen ein prachtvoller Schlag Menschen sind, schön, tapfer, voll Poesie und Heldensinn, aber auch wild, grausam, treulos. Drusen und Maroniten lebten Jahrhunderte lang friedlich neben einander, erst dieses Jahrhundert hat sie entzweit. (H. Guys. La nation druse, son histoire, sa religion, ses mœurs et son état politique. Marseille 1864. 8°.) Es ziehen jetzt jährlich Hunderte aus dem Libanon nach dem Hauran, so daß das Land sich immer mehr von Drusen entvölkert, deren Zahl kaum noch viel mehr als 40,000 betragen dürfte. (Fraas. A. a. O. S. 72—73.) Die Engländer rühmen sich großer Fortschritte bei den Drusen, welche sich im Allgemeinen sehr rasch bekehren, aber es kostete, wie G. v. Vincenti berichtet, sehr viel. „Dieser verlangte ein Gewehr, jener ein Kaschmirtuch, ein Anderer wieder ein Frauengeschmeide und ein Vierter einen Ehrenmantel. Die meisten aber forderten Gold, dessen Empfang sie mit ihren Unterschriften und Siegelabdrücken in einem besonderen Buche bescheinigten. Alle Leute, welche auf diese Art durch Gold oder Geschenke auf den rechten Weg gebracht worden waren, figurirten in diesem wunderlichen Register als zur protestantischen Religion ernstlich Bekehrte, eine ebenso grobe als behagliche Selbsttäuschung der Bekehrungsorgane, die das traurigste Licht auf den moralischen Werth ihrer eigenen Bemühungen wirft. Allerdings ging auch der Apostel für seine Mühewaltung nicht leer aus, indem bei jedem Convertiten gewissenhaft die „Goldprämie" verbucht war, welche er von der Bibelgesellschaft in London zu erwarten hatte. Die Missionäre der katholischen Propaganda sind in ihren Bekehrungen weniger glücklich, da sie weder ihre Convertiten bezahlen können, noch selbst „Prämien" zu erwarten haben. Da fehlt denn auf beiden Seiten ein nicht zu unterschätzender Factor des Erfolges. (Vincenti. Die Bibelhausirer in Syrien, in: Wanderer vom 2. Februar 1872.) Außer den genannten Stämmen wohnen im Libanon noch etwa 50,000 griechische Christen, einige Jacobiten, ein paar Hundert Ismaeliten, d. h. Reste der alten Assassinen und bekannten Meuchelmörder, 15,000 Moslims an den Grenzen des Gebirges und ebenso viele Metoellis, die von Christen und Moslims als sehr zweifelhafte Nachbarn angesehen werden. Sie sind Schiiten, d. h. Anhänger des Chalifen Ali, während die orthodoxen Moslims Sunniten sind, nämlich Anhänger des Chalifen Omar.

Vom Nahr el Kebyr, die ganze nordsyrische Küste entlang über die amanischen Pässe nach Cilicien hinein, bis Adana und Tarsus, bildet das räthselhafte Volk der Nosairyer die Hauptbevölkerung des meistens in geringer Entfernung von der Küste parallel hinziehenden Gebirgswalles. Sie leben und sterben in ihren heimathlichen Bergen, die sie fast nie, und dann nur gezwungen, verlassen. Ackerbau und Viehzucht geben ihnen die Mittel zu einem, wenn nicht üppigen, so doch genügenden Lebensunterhalt, aber wo immer sie mit Muhammedanern zusammenkommen, verbergen sie ihren Glauben und geberden sich in allem als rechtgläubige Moslims; ihre Sprache ist die arabische, in dem Dialecte der syrischen Gebirgsbewohner. Die Gesammtzahl der Nosairyer in Syrien wird auf 120—180,000 angegeben. Von den Muhammedanern werden sie gründlich gehaßt, als Fellahin gescholten und bei jeder Gelegenheit mißhandelt; die Nosairyer erwidern diese Gefühle im vollsten Maße. Dabei stehen sie in ganz Syrien im Rufe unverbesserlicher, verwegener Räuber, und eine Reise durch ihr Gebiet wird immer als ein

Digitized by Google

gefährliches Unternehmen bezeichnet. Von ihrer Religion, ihren Sitten, werden die abenteuerlichſten Dinge berichtet. Sie ſelbſt halten ihre Glaubenslehren ſehr geheim und beobachten darüber ein unverbrüchliches Stillſchweigen. (Siehe über dieſelben A. v. Kremer, im: Ausland 1872, Nr. 24, S. 553—558.)

Der hinter dem Libanon gelegene Theil des Ghôr iſt breit und fruchtbar; es iſt das getreidereiche Bekâa oder das alte vom Orontes durchſtrömte Coeleſyrien, welches noch an 1000 M. über dem Meeresſpiegel liegt, weßhalb von ſeiner Thalſohle aus die begrenzenden Gebirge des Libanon und Anti-Libanon wenig imponirend erſcheinen. Wie mit einem Zauberſchlage iſt der aus dem Libanon kommende Reiſende hier in eine andere Welt verſetzt. Auch die Menſchen ſcheinen andere geworden zu ſein; ſie ſehen behäbiger, beſſer genährt und ſauberer aus, und eine für dieſes Land ungewöhnliche Wohlhabenheit iſt deutlich erkennbar. Eine Eigenthümlichkeit des Bekâa iſt es, daß regelmäßig in demſelben und zwar beſonders im mittleren Theile in den Nachmittagsſtunden ein heftiger orkanartiger Wind weht. Der beſuchteſte Ort Coeleſyriens iſt unſtreitig Baalbek, ein kleiner freundlicher Ort, ziemlich an dem höchſten Punkte des Bekâa, 1158 M. üb. d. M. gelegen, mit den großartigen Ruinen von Heliopolis, dem Hauptſitze des antiken Sonnencultus, die man noch mit Recht als ein Weltwunder bezeichnen darf. Eine ſchöne von Franzoſen erbaute Straße durchquert das Bekâa und verbindet Beirut mit dem 112 Km. davon entfernten Damaskus, den Libanon und Anti-Libanon überſteigend.

Der Anti-Libanon mit ſeinen nackten, vegetationsarmen Felſenwänden iſt in ſeinem Inneren mannigfaltiger geſtaltet und wilder zerklüftet als der Libanon. Kein Baum iſt zu ſehen, nur dürres Geſtrüpp und ſpärliches Grün gedeiht auf den gelbbraunen Felſen. Thal auf Thal wird ſo durchfahren, in ſtetem Wechſel von bergauf bergab, die Landſchaft aber behält denſelben traurigen, öden Charakter, und nur in der Nähe der Stationen erfreuen das ermüdete Auge bisweilen ein paar Bäume oder ein kleiner Garten. Allmählig jedoch werden die umgebenden Höhen niedriger, von dichten Staubwolken umhüllt wird die ſandige Hochebene Sahra durchſchnitten, dann ſenkt ſich die Straße hinab in ein enges Thal, von faſt lothrechten Felſenwänden eingeſchloſſen, auf deſſen Grunde zwiſchen grünen Wieſen und anmuthigen Baumgruppen ein waſſerreicher Fluß dahinrauſcht. Es iſt der Barada, deſſen klaren, nimmer verſiegenden Fluthen die Ebene von Damaskus ihre üppige Fruchtbarkeit verdankt. (Julius Seiff. Reiſen in der aſiatiſchen Türkei. S. 148—149.) Auf einer anderen Linie durchſchneidet man den Anti-Libanon, wenn man von Baalbek nach Damaskus zieht. Der Weg führt durch das wie ein enger Spalt in das Gebirge eingeriſſene Thal des dem Litany zufließenden Wady Yafufeh nach Surghaja, dem höchſtgelegenen Dorfe des Anti-Libanon (1370 M.), einer Gruppe elender, faſt wie Schutt- und Schmutzhaufen ausſehender Hütten, von einer kleinen Anzahl verkommener, jammervoll ausſehender muhammedaniſcher Bauern bewohnt. „Faſt zu Skeletten abgemagerte, in Lumpen gehüllte, von Schmutz ſtarrende Weiber, die durch ihr Elend ſchon ſo ganz indolent geworden waren, daß ſie nicht einmal mehr daran dachten ſich zu verſchleiern, kamen heran und ſahen mit ſtaunenden und doch zugleich abſchreckend gierigen Blicken zu, als mein Teppich auf unbehaglichem Steingeröll ausgebreitet wurde und ich mich zum Frühſtück darauf lagerte“, erzählt Dr. Prutz. Weiter geht es dann eine Zeitlang über eine ſteinige Hochebene und durch das ſtattliche

Dorf Zebedani im Thale des Barada fort nach El Fidſcheh und dem reizend gelegenen, garten- und villenreichen Dorf Dumar, wo man die franzöſiſche Straße wieder erreicht. Eine kurze Strecke hinter Dumar tritt dieſe aus dem ſich zur Schlucht verengenden Thale hervor in die weite Ebene, auf welcher inmitten eines wahren Waldes von Obſtbäumen ſich die Kuppeln und Minarets des vielgeprieſenen Damaskus erheben. (Dr. Hans Prutz. Aus Phönizien. Geographiſche Skizzen und hiſtoriſche Studien. Leipzig 1876. 8°. Ueber den Anti-Libanon ſiehe aber Girard de Rialle. L'Anti-Libanon. Paris 1868. 8°. und hauptſächlich das Werk von Burton und Drake. Unexplored Syria. London 1872. 8°. 2 Bde.)

Als politiſche Hauptſtadt Syriens iſt **Damaskus** mit ſeinen 120,000 bis 150,000 Einwohnern Sitz des Vali der Provinz und gleicht, 696 M. üb. d. M. und am Rande der Wüſte gelegen, einer üppigen Oaſe; denn ſowohl die O.-Abhänge des Anti-Libanon, wie die felſigen gelbbraunen Höhenzüge, welche von ihm auslaufend die Thalebene El Ghutah, worin die volkreiche Stadt gebettet iſt, nach S. und N. begrenzen, erſcheinen nackt und faſt vegetationslos, im O. aber geht die Ebene allmählig in die Wüſte über. Damaskus iſt eine der älteſten Städte der Erde, ein lebhafter Handelsplatz und wegen der noch völlig ungetrübten Eigenart echt orientaliſchen Lebens einer der beſuchenswertheſten Orte der Welt.

Damaskus.

In der Volksſprache heißt Damaskus nur Eſch-Scham, das iſt der allgemeine Name für ganz Syrien, der zunächſt nur das im N. liegende bezeichnet; will der Araber aber Damaskus als das bezeichnen, was es ihm iſt, dann ſchwärmt er entzückt von der „paradiesduftigen“, von dem „Muttermal auf der Wange der

Erde“, dann preiſt er das „Geſieder des Paradiespfauen“, das „Halsband der Schönheit“. Denn Damaskus zählen die Muhammedaner den vier irdiſchen Paradieſen zu. Dabei läuft freilich orientaliſche Phantaſie mit unter. „Verfallene Feſtungsmauern, von vorſpringenden Thürmen häufig unterbrochen, umgeben die Stadt, deren Inneres, wie das ihrer ausgedehnten Vorſtädte, dem günſtigen Eindruck keineswegs entſpricht, welchen die Geſammtheit beider von außen geſehen macht. Morgenländiſche Winkelei und Unſauberkeit ſind auch hier allerwärts, neben Spuren des Verfalles, in reichſtem Maße zu finden. Wie durch Laune und Zufall entſtanden, erſcheint die Unregelmäßigkeit der Straßen und Gäßchen, welche ſich meiſt zwiſchen hohen, nüchternen Mauern hindurchwinden. Nirgends hat die Kunſt das Aeußere der Gebäude geſchmückt, ſelten öffnet ſich ein kleines, vergittertes Fenſter nach der Straße zu, und nur einige wenige ältere Portale zeigen das Beſtreben, die todten Steinmaſſen durch architektoniſche Gliederung zu beleben.“ (Sriff. A. a. O. S. 153.) Unter den geſchichtlich denkwürdigen Gebäuden der Stadt gebührt unfraglich der erſte Platz der Hauptmoſchee, der ehemaligen St. Johanneskirche, die zugleich die größte Moſchee im geſammten Gebiete des Islam iſt. Den Hauptanziehungspunkt üben aber die zahlreichen Bazars, welche, obgleich ſie jenen aller orientaliſchen Städte im Weſentlichen gleichen, doch die meiſten derſelben an Ausdehnung und Reichhaltigkeit übertreffen. Vor Allem findet man daſelbſt die dem Oriente eigenthümlichen Fabrikate in größerer Auswahl zur Schau geſtellt, und unter der bunten Menge, welche ſich geſchäftig darinnen umhertreibt, faſt alle Völker des Morgenlandes vertreten.

Mit Damaskus haben wir unſtreitig die glanzvollſte der ſyriſchen Binnenſtädte kennen gelernt. Nördlich von Damaskus liegen noch Homs, Hamah und Haleb. Erſtere iſt noch immer eine nicht unbedeutende Stadt mit angeblich 20,000 Einwohnern, am rechten Ufer des Nahr el Aſy, aber 3/4 Stunden davon entfernt in einer fruchtbaren, nur von geringen Bodenerhebungen unterbrochenen Ebene. Hamah, eine der älteſten Städte Syriens, ſoll gegenwärtig 40,000—50,000 Einwohner haben, unter denen nur 2000—3000 Chriſten und eine kleine Anzahl Juden, alle übrigen aber Muhammedaner ſind. Von dem höchſten Intereſſe iſt der nahe Alah. Dies iſt das erſt von Burton und Drake erforſchte baſaltiſche, ſcharf begrenzte Hochland von Syrien, im NO. und SO. von Hamah, im O. vom Orontesthale, voll Ruinen von Städten, die offenbar wieder und wieder aufgebaut worden, voll merkwürdiger Grabmäler, mit mehreren befeſtigten Lagern in Vierecksform u. dgl. Außer den Genannten hat faſt kein Europäer noch dieſe merkwürdige Region betreten, in welche die Araber nicht weniger denn 365 Städteruinen verlegen, die aber auf unſern Karten als die „große ſyriſche Wüſte“ bezeichnet wird. Der bedeutendſte Platz im N. und immer noch eine der ſchönſten und größten Städte Syriens iſt endlich Haleb (Aleppo) mit über 120,000 Einwohnern, die ziemlich anſehnlichen Handel und eigene Induſtrie treiben.

Im O. und SO. von Damaskus dehnt ſich ein weites Gebiet vulcaniſcher Tell's mit modernen, tertiären und pliocänen Kratern bedeckt aus, welche, obwohl anſcheinend in wilder Regelloſigkeit zerſtreut, doch ſo ziemlich auf drei parallelen, mit geringen Abweichungen von N. nach S. ziehenden Linien liegen. Es iſt dies der öſtliche Trachon, gemeiniglich als Tulûl el Safâ bekannt. (Siehe Burton und Drake. A. a. O.) Der weſtliche Trachon, das El Ledſcha genannte

Lavaplateau, liegt südlich von Damaskus und schließt sich im SO. an das gleichfalls vulcanische Hauran-Gebirge, dessen höchster Gipfel Dscheineh 1842 M. Seehöhe erreicht. (Dr. Wetzstein. Reisebericht über Hauran und die Trachonen. Berlin 1860.) Die Bewohner dieses Gebietes sind arabische Nomaden, welche der Autorität der Pforte spotten, dann aber im Hauran Drusen und eine seßhafte Bevölkerung, der trotzdem der Begriff des Grundeigenthums völlig abgeht. (Auguste Choisy. L'Asie mineure et les Turcs en 1875. Souvenirs de voyage. Paris 1876. 8°. S. 318.) Auch die Stellung des Weibes deutet auf eine niedrige Gesittungsstufe.

Wenden wir uns nunmehr dem südlichen Abschnitte des syrischen Kalkhochlandes zu. Dort liegt die kleine Landschaft Palästina, Canaan oder das „gelobte Land", ewig denkwürdig als Schauplatz der Geschichte jenes Volkes, welches sich selbst das „auserlesene Volk Gottes" nannte, als Geburtsstätte und Wiege jener hehren Religion des Christenthums, welche den Culturnationen Europa's zu ihrer heutigen Gesittungshöhe verholfen hat. Die allgemeinen geographischen Züge dieser Gegend sind uns schon bekannt. An einen flachen Küstenstrich schließt sich das westjordanische Plateau. Der Küstenstrich ist hafenarm, verödet und verlassen. Einst füllten ihn die Städte der Philister, an welche noch die Ebene Sephela zwischen Ghazzeh (Gaza) und Jafa (Joppe) erinnert; heute sind diese beiden und Askulan (Ascalon) die einzig nennenswerthen Plätze der Küste, welche in fast ununterbrochener Monotonie bis zum Cap Carmel gen N. streicht; mit diesem Vorgebirge stürzt an der S.-Seite der wenig tiefen Bucht von Akka, dem aus der Kreuzritterzeit berühmten St. Jean d'Acre, ein an den Quellen des Flüßchens Kison anhebendes Gebirge, der Dschebel Mar Elias (570 M.), in's Meer, welcher das Stammkloster des Carmeliterordens trägt. Am N.-Fuße des Carmel liegt das reinliche Städtchen Kaipha mit angeblich 7000 Einwohnern, während nach dem Vorgebirge hinaus eine Ansiedlung von 400 Württembergern begonnen hat. Die Tafelländer, welche sich an den verhältnißmäßig schmalen Küstenstrich ansetzen, sind im N., etwa zwischen Carmel und dem Litany, das alte Galiläa, südlich davon Samaria und Judäa, welch letzteres allmählig in die arabische Wüste übergeht.

Man ist gewohnt vom Jura Palästina's zu sprechen, Prof. Dr. Oscar Fraas ermittelte aber, daß der Boden aus Kreideschichten mit Hippuriten und ähnlichen Versteinerungen bestehe. Die Gestalt des Landes, seine Kalkbänke und Abstürze gemahnen freilich an den Jura Schwabens, doch begegnen wir ähnlichen Erscheinungen auch in Istrien, wo die weißen Kalke ebenfalls Kreidepetrefacten bieten. (Dr. Fraas. Aus dem Orient. Stuttgart 1868. 8°.) Dieses Kalkgebirge der Kreideformation nimmt das ganze Plateau Palästina's und des Ostjordanlandes, der Sinaihalbinsel nördlich von der Urgebirgszone und des Nilthales bis weit über Karnak hinauf ein. Was die einzelnen Landschaften Palästina's anbetrifft, so ist Galiläa eine durchschnittlich 600—1000 M. hohe Hügellandschaft, die im O. steil zum Jordan und dem See Genezareth, und im S. zum fetten Schlammboden der Ebene Jisreel oder Esdrelon, eines ehemaligen Seebettes, abfällt. Galiläa

In der Syriſchen Wüſte.

Digitized by Google

hat liebliche fruchtbare Thäler, in denen der Anbau bis zur höchsten Stufe reicht, daneben kühne Bergformen, kräftige Wälder, den großen Hermon im N. zum Schlußstein. Die wichtigste Stadt dieses Gebietes ist En Nasirah, das in 400 M. Seehöhe gelegene alte Nazareth, heute eine Stadt von 7000 Einwohnern, die eine vollständige Erneuerung und Erweiterung erfahren hat, wie keine zweite im Lande. (Sepp. Reisebriefe aus der Levante, in der: Allgem. Ztg. vom 30. October 1874.) Im S. der Ebene Esdrelon erhebt sich das Plateau wieder zur mittleren Landschaft Samaria; auch hier reich bewässerte, trefflich angebaute, mit Saaten und Obsthainen bedeckte Thäler. Die alte Stadt Samaria, wovon das Gebiet den Namen hat, ist nur mehr ein schmutziges Dorf elender Lehmhütten und heißt jetzt Sebastieh. Unweit davon im SO. treffen wir das durch den Handelszug von Damaskus nach der Küste lebhafte Nabulus, das alte Sichem, in einem fruchtbaren quellenreichen Thale unter Maulbeer-, Oel-, Mandel- und Feigenbäumen. Es zählt 12,000 Einwohner, worunter ein kleiner Rest der immer mehr zusammenschmelzenden Samaritaner, etwa 200 Köpfe. In der Nähe von Nabulus stehen die Felsenberge Eval (1000 M.) und Garizim (960 M.) einander gegenüber. Die südliche Landschaft Judäa wird von nackten, unbeholzten und welligen Höhen durchzogen, welche man das Gebirge Juda nennt.

In Judäa erhebt sich in einer unfruchtbaren, wasserleeren Gegend, zwischen rings aufsteigenden Bergen, ein 800 M. über dem Mittelmeere und 1200 M. über dem Todten Meere liegendes Kalkplateau, das nur nach N. mit der großen Hochfläche von Judäa zusammenhängt, nach den drei übrigen Seiten hin durch schroff eingesenkte Thäler abgeschnitten ist, und das Jerusalem trägt, jene wunderbare Stadt des Orients, die, kaum so groß wie eine deutsche Landstadt mäßigen Umfanges, die Geburtsstätte der zwei bedeutendsten monotheistischen Religionen darstellt und die auch von den Anhängern der dritten, den Moslims, nur El Kuds, die Heilige, genannt wird. Auf jenem Moria opferte Abraham seinen Sohn und stand Jahrhunderte lang das Heiligthum, Gottes Wohnung — sagt der Jude. Dort ward Jesus von Nazareth gekreuzigt, ward begraben und erstand — sagt der Christ. Von jener Felskuppe aus, inmitten des merkwürdigen Kuppelbaues auf dem alten Tempelberge, unternahm der große Prophet Muhammed auf seinem edlen Rosse Borak die Reise durch alle Himmel — versichert uns der Moslim, und hält darum diese Stätte nur um ein Geringes weniger heilig als die Kaaba zu Mekka. Hier endlich stehen noch heute die Heiligthümer, die Kirche und die Kapelle des heiligen Grabes, welche die Schritte Tausender von frommen Pilgern aus dem Oberlande nach diesen ehrwürdigen Stätten lenken, deren eigenthümlichem, überwältigenden Einflusse sich Männer der verschiedensten Denkweise nicht zu entziehen vermögen.

Niemand hat ergreifender den Anblick Jerusalems geschildert als Chateaubriand: „Im Mittelpunkte einer Bergkette liegt ein wüstes Becken, allerseits von gelben, felsigen Gipfeln umschlossen. Diese Gipfel öffnen sich blos gen O., um einen Ausblick auf den Schlund des Todten Meeres und die Berge Arabiens zu gestatten. Inmitten dieser steinernen Landschaft, auf unebenem und geneigtem Boden, im Rahmen eines Walles, den dereinst die Schläge des Widders erschütterten und einstürzende Thürme verstärken, gewahrt man ausgebreitete

Digitized by Google

Trümmer; zerstreute Cypressen, Aloe- und Nopalstauden, einige arabische Hütten, geweißten Grabmälern ähnlich, decken diesen Ruinenhaufen: es ist das traurige Jerusalem. Beim ersten Anblick dieser verlassenen Gegend erfaßt gewaltige Oede das Herz; aber allmählig, wenn von Einsamkeit zu Einsamkeit schreitend der Raum sich endlos vor uns ausdehnt, schwindet diese Oede; der Reisende empfindet einen geheimen Schreck, der, weit entfernt die Seele zu erniedrigen, Muth verleiht und den Geist erhebt; außerordentliche Gesichte verrathen allerwärts einen von Wundern durchwühlten Boden. Die sengende Sonne, der ungestüme Adler, der bescheidene Hysop, die stolze Ceder, der unfruchtbare Feigenbaum, alle Poesie, alle Bilder der Schrift sind hier. Jeder Name birgt ein Geheimniß, jede Grotte erkläret die Zukunft, jeder Gipfel widerhallt von den Gesängen eines Propheten. Gott selbst sprach an diesen Ufern. Die ausgetrockneten Bäche, die gespaltenen Felsen, die geborstenen Gräber bezeugen dieses Wunder; noch scheint die Wüste stumm vor Schrecken und man dächte, daß sie nicht gewagt, ihr Schweigen zu unterbrechen, seitdem sie die Stimme des Ewigen gehört." Die Gegenwart hat es mit dankenswerther Pietät unternommen, unter den Schutthaufen der Jahrtausende die alten Stätten des gelobten Landes wieder an's Licht zu ziehen, die Identität der heiligen Stätten der Ueberlieferung mit den heutigen Orten zu ermitteln. Auf Jerusalem blieb aber natürlich das Hauptaugenmerk gerichtet. Viel verdanken wir den Arbeiten des Schweizers Titus Tobler und des deutschen Prof. Sepp, in jüngster Zeit den Anstrengungen der Engländer, welche vor zehn Jahren eine Gesellschaft zur Erforschung Palästina's (Palestine Exploration Fund) in's Leben riefen. Ihre Leistungen liegen in den trefflichen Quarterly Statements of the Palestine Exploration Fund, dann in mehreren glänzenden größeren Werken vor. Jenen, welche für die Topographie des alten Jerusalem ein wohlberechtigtes Interesse empfinden, werden Bücher, wie The Recovery of Jerusalem. A narrative of exploration and discovery in the city and the holy land. By Capt. Wilson, Warren etc. London 1871. 8°., ferner Our work in Palestine: being an account of the different expeditions sent out to the holy Land by the Committee of the Palestine Exploration Fund. London 1873. 8°. und endlich Charles Warren: Underground Jerusalem: an account of some of the principal difficulties encountered in its explorations and the results obtained. With a narrative of an expedition through the Jordan Valley and a visit to the Samaritans. London 1877. 8°. die gewünschte Belehrung bieten. Das heutige Jerusalem zählt etwa 28,000 Einwohner, darunter 10,000 Juden und 5000 Christen aller Confessionen. Der bedeutendste Industriezweig ist die Seifenfabrikation und die Anfertigung der sogenannten Jerusalemer Waaren, Crucifixe, Rosenkränze u. dgl., die aus Perlmutter und Olivenholz hergestellt und hauptsächlich an die jährlich in der Zahl von 6—8000 nach der heiligen Stadt wallfahrenden Pilger verkauft werden. Der Export besteht in Olivenöl und Getreide; die Viehzucht erstreckt sich auf Pferde, Kameele, Esel, Maulthiere, Schafe und Ziegen; Rindvieh ist nur schwach vertreten. Die salomonischen Teiche und die alte Wasserleitung ließ der Gouverneur Izzet Pascha wieder herstellen, um die Stadt mit Wasser zu versehen. Mit Europa ist Jerusalem durch zwei Telegraphenlinien, über Beirut und über Alexandria, verbunden. (Siehe über Jerusalem: Sepp. Jerusalem und das heilige Land. Schaffhausen 1872. 8°. 2 Bde. 2. Aufl., Titus Tobler. Grundriß von Jerusalem. St. Gallen 1853. 8°. 2. Aufl., Dr. Ph. Wolff. Jerusalem. Nach eigener Anschauung und den neuesten Forschungen geschildert. Leipzig 1872. 8°. 3. Aufl., dann Bädeker und Socin. Syrien und Palästina. Leipzig 1875. 8°. S. 149 ff. und Karl Zimmermann. Karten und Pläne zur Topographie des alten Jerusalem. Mit einer Begleitschrift. Basel 1876. 8°.)

Nebst Jerusalem ist das nahe Beit-Lahm (Bethlehem) mit 5000 Einwohnern und der großen Marienkirche über der traditionellen Geburtsstätte Christi (T. Tobler. Bethlehem in Palästina. St. Gallen 1849. 8°.) und weiter im S. El-Chalil (Hebron) mit 10,000 Einwohnern denkwürdig.

Die geschilderten Plateaulandschaften finden im O. ihre Grenze in der tiefen Schlucht des Jordanthales, dem Ghor, welches der Natur Palästina's ihr eigenthümliches Gepräge verleiht.

Der Jordan entspringt am Dschebel eish Scheich aus drei Quellflüssen, von welchen der Nahr Hasbani der bedeutendste ist. Dieser fließt in strenger NS.-Richtung dem kleinen schlammigen Schilfsee El Huleh, dessen Name in der Schrift Merom lautet, in einem Becken üppiger Fruchtbarkeit zu. Nördlich vom See ist ein ausgedehnter Sumpf ganz mit Rohr und Schilf angefüllt, dick bis zur Undurchdringlichkeit. Im S. ist das Becken des Huleh durch ein höher gelegenes breites Feld von ganz ungleichem, meist unangebautem Boden geschlossen, welches nur im S. des See's eine Einsenkung läßt, durch welche der Jordan in seinem tiefen Felsenbette dahin nach dem See Tiberias rauscht, eine Strecke von etwa 15 Km. Der Abfall vom oberen zum unteren See beträgt nicht weniger als 230 M., und da der See von Tiberias schon 193 M. unter dem Spiegel des Mittelmeeres liegt, so vollzieht sich auf dieser kurzen Strecke der Uebergang zu der tiefen Depression, welche das Jordangebiet charakterisirt. Der See von Tiberias, heute Bahr.Tabarijeh, auch Galiläisches Meer oder See von Genezareth geheißen, ist ein klares, fischreiches Wasserbecken, rings von edelgeformten Bergwänden und Hügeln eingerahmt, die im Frühjahre in saftiger Vegetation prangen, später bei fast völliger Baumlosigkeit verbrennen und veröden. An seiner W.-Seite breitet sich die ob ihrer Fruchtbarkeit gepriesene Ebene von Genezareth, gegenwärtig El-Ghuweir, „das kleine Ghor" genannt, aus, und liegen die Ruinen von Kapernaum (Kapharnaum) und der ungesunde Ort Tabarijeh (Tiberias) mit 3000 Einwohnern in fruchtbarer, palmenreicher Landschaft. (Siehe Sepp. Rundfahrt am Galiläischen Meere in der: Beil. zur Allgem. Zeit. vom 10. Februar 1875.) Zwei bis drei Stunden unterhalb des See's erheben sich die Berge von Ajlûn und bilden von da an die östliche Barrière des Ghor, nur vom Thale des Jabbok einmal unterbrochen. Zwischen dem See von Tiberias und Sakut ist die lange, niedrige Ebene des Ghor, außerdem, daß der Jordan sich hier förmlich schlängelt, auch sonst voller Quellen und Strömchen, und ihr ganzes Aussehen zeugt von der üppigsten Fruchtbarkeit. Südlich vom Berge Karn Sartabeh ändert sich der Charakter der Ebene des Ghor. Sie wird zur ausgetrockneten Wüste; nur an den unmittelbaren Ufern des Jordan bleibt an jeder Seite ein grüner Streifen. Eben solche Uferstreifen führen die kleineren Ströme mit sich, die zu beiden Seiten aus den reichlichen Quellen am Fuße der Berge entspringen. Die Bergwände an beiden Seiten aber, je mehr sie sich dem Todten Meere nähern und endlich dieses einfassen, werden höher und bekommen ein drohenderes, furchtbares Ansehen, und der Eindruck einer ungeheuren, großartigen Oede nimmt zu. Im N. von Jericho fangen die Berge, besonders die westlichen, an, sich nach und nach zurückzuziehen, so daß bei Jericho die Breite des Thales sich bis zu 15—20 Km. ausgedehnt hat. Und dies bleibt auch so, mit Ausnahme weniger Stellen längs dem Todten Meere. (Edward Robinson. Physische Geographie des heiligen Landes. Leipzig 1865. 8°. S. 72—77.)

Das Bahr Lut oder Todte Meer, vom See Tiberias 100 Km. entfernt, ist etwa so groß wie der Genfer See in der Schweiz, 64 Km. lang, **14½ Km. durchschnittlich breit, liegt 394 M. unter dem Mittelmeere eingesenkt und erreicht seine größte Tiefe bei 399 M., so daß die Gesammttiefe dieser nur bis zur Hälfte von dem Salzsee ausgefüllten Erdspalte 793 M. unter dem Meeresspiegel beträgt. Es ist wahrscheinlich, daß trotz des immerhin noch starken Zuflusses das Niveau sich langsam senkt.**

Man hat berechnet, daß der Jordan täglich 6 Millionen Tonnen Wasser in das Todte Meer gießt; diese ungeheure Quantität muß also täglich verdampfen, da ein Abfluß bei der tiefen Lage des See's undenkbar ist. In der That kann die heiße trockene Luft dieser in ihrer Art einzigen Senkung ungeheure Mengen Wasserdampf aufnehmen. Die Folge der starken Verdunstung ist die Sättigung der zurückbleibenden Wassermasse mit mineralischen Stoffen, die außerdem noch in Menge aus den salzhaltigen Mergelschichten an den Ufern ausgelaugt werden. Im

Durchschnitt enthält das Wasser 25 % feste Bestandtheile, wovon ungefähr die Hälfte Kochsalz (Chlornatrium) ist. Das gleichfalls in Menge aufgelöste Chlormagnesium gibt dem Wasser ekelhaft bitteren Geschmack; das Chlorcalcium bewirkt, daß es sich ölig und schlüpfrig anfühlt. Außerdem enthält es eine Reihe von anderen Stoffen in geringeren Mengen; sein Siedepunkt ist bei 84° R. Das Salz des Todten Meeres und der benachbarten Mergelschichten wird ausgebeutet und nach Jerusalem gebracht. Asphalt (Judenpech) soll in Massen auf dem Grunde des See's sitzen, und nur durch Erdbeben oder Stürme werden Stücke in der Tiefe gelöst und auf die Oberfläche gebracht. Die lange herrschende Ansicht, das Todte Meer liege in einem vulcanischen Gebiete, hat Fraas als irrig erwiesen; nirgends vermochte er eine Spur weder von vulcanischem Gestein noch von Vulcanismus im weitesten Sinne zu sehen. Keine Störung der Schichten, kein Knick, kein Bruch, keine Verwerfung oder Senkung. Der Schwefel, den die meisten Reisenden erwähnen, wird vom höheren Jordanthale herabgeschwemmt. Die Jordanspalte mit ihrer tiefen Versenkung in der Mitte des Todten Meeres hängt mit der Bildung des ganzen Landes so eng zusammen, daß der Gedanke niemandem mehr kommen kann: das Todte Meer sei das Resultat einer vulcanischen Bildung, oder auch es sei etwa später in historischen Zeiten eine wesentliche Veränderung mit dem See, wie z. B. die Versalzung des Wassers, vor sich gegangen. Vielmehr ist die ganze Jordanspalte älter als die Ablagerung des Tertiär. Dagegen ist es nun durchaus festgestellt, daß im Wasser des Todten Meeres keine lebenden Wesen vorkommen; keine Muschel, keine Koralle ist darin gefunden worden und selbst Meerfische sterben in kürzester Frist, wenn man sie in dieses laugenartige Wasser bringt. Die Behauptung jedoch, daß kein lebendes Wesen am Ufer des See's existiren und kein Vogel darüber hinfliegen könne, ist eine Fabel. Im S. des Todten Meeres liegt der hohe Salzsteinrücken Dschebel Usdum und erstreckt sich ein öder Salzsumpf Es-Sebkah, den zwei Gewässer, aus dem Arabah kommend, der Wady ed Dschcib und der größere Wady es Safieh, ernähren. Nach Ueberschreitung dieses kritischen Salzsumpfes gelangt man an die Grenze des alten Edomiterlandes und befindet sich im antiken Moab, dem ostjordanischen Tafellande. (Bädeker-Socin, Syrien und Palästina S. 281—282; siehe auch: Fraas. Das Todte Meer. Stuttgart 1867. 8°.)

Das O.-Jordangebiet, von räuberischen, wilden Beduinen bewohnt, welche dasselbe ziemlich unzugänglich machen, oft Peräa, d. h. das jenseitige Land, geheißen, besteht aus zwei Hochebenen, einer nördlichen und einer südlichen, welche durch das Gebirge Gilead geschieden werden, gegen O. hin aber beide in die syrisch-arabische Wüste übergehen. Bis vor Kurzem war dieses alte Moabiterland eine wahre terra incognita, und erst in der allerjüngsten Gegenwart haben die zahlreichen Ruinen und Denkmäler aus dem Alterthume, welche es birgt, europäische Reisende zum Eindringen in dieses lang verschlossene Territorium verlockt. (Siehe: Die neuen Forschungen im Moabiterlande, im: Ausland 1874, Nr. 47, S. 922—927.) Das Meiste leisteten hier die Engländer E. H. Palmer und Dr. H. B. Tristram. (Tristram. The Land of Moab; travels and discoveries on the eastside of the Dead Sea and the Jordan. London 1873. 8°.)

Vom W.-Ufer des Todten Meeres gesehen, erscheint Moab als eine Gebirgskette, die aber in Wirklichkeit nur der Rand eines ebenen Hochplateau's von 760 bis 914 M. über dem Meeresspiegel oder 1220 M. über dem Todten Meere ist, welches von tiefen Thälern durchschnitten wird und dessen Ränder jäh abstürzen. Gegen O. hin erstreckt sich das Land in dieser Beschaffenheit etwa 40 Km. weit

bis zu einer dürren Kalkſteinkette, welche als die conventionelle Grenze gegen Arabien hin gilt. Moab war dereinſt ein wohlbevölkertes Land; überall ſtößt das Auge auf zerſtörte Dörfer, iſt das Land mit verfallenen Mauern überdeckt, welche einſt Kornfelder und Gärten einſchloſſen, und Alles zeugt von dem großen Wohlſtande und der ergiebigen Fruchtbarkeit, welche es einſt beſeſſen haben muß. Auch jetzt noch iſt das immerhin ſchlecht beſtellte Land reich und fruchtbar, und überall ſieht man je nach der Jahreszeit große Flecken grünen Getreides und pflügende Ochſengeſpanne. Ein feiner rother ſandiger Lehm bringt Jahr für Jahr, ohne jedweden Dünger, eine üppige Weizenernte hervor. Zahlreiche Tells oder Hügel, noch jetzt unter ihrem moabitiſchen Namen harith bekannt, erheben ſich über die Ebene, und ſie ſind es, welche vorzugsweiſe mit Ruinen alter Städte oder Dörfer bedeckt ſind. Die Gewäſſer, welche alle ihren Lauf von O. nach W. nehmen, graben ſich ihr Bett zuerſt in kaum merklichen Rinnen, die ſich allmählig vertiefen und ſchließlich zu jähen Schluchten aushöhlen, wodurch ſie in das Todte Meer ſtürzen. Die wichtigſten dieſer Wadys ſind der Wady Kerak, Modſcheb (Arnon-Thal) und Zerka Main. Wie zu erwarten, zeichnet ſich das Klima Moabs durch Veränderlichkeit aus; das Thermometer fällt auf der Hochebene in der Nacht auf 4° R. unter Null, um drei Tage ſpäter am Ufer des See's um Mitternacht 19° R. über Null zu zeigen. Was die Vegetation betrifft, ſo iſt, wer aus dem ſterilen W.-Jordanlande kommt, allerdings überraſcht, hier rieſelnde Bäche und ab und zu Wälder anzutreffen. Nur halten dieſelben durchaus keinen Vergleich mit den hochſtämmigen Waldungen Deutſchlands aus; ſie beſtehen aus „Batm“ (Terebinthen) und „Ballud“ oder Knoppereichen (von denen Galläpfel kommen), welche aber nur eine geringe Höhe erreichen. Die ausgedehnteſten finden ſich im unteren Wady Zerka, aber nie braucht man länger als 5—10 Minuten, um ſie zu durchreiten. Das, was unſere Wälder ſo ſchön macht, nämlich Schatten und Unterholz, geht ihnen faſt ganz ab; die Stämme ſtehen weit von einander, ſo daß der Sonnenſtrahl dazwiſchen hindurch den Boden trifft. (Globus. XXI. Bd. S. 303.)

Da auch Paläſtina das Unglück hat eine Provinz des osmaniſchen Reiches zu ſein, ſo iſt das Land ſelbſtverſtändlich ſtark herabgekommen. Die übliche Türkenwirthſchaft laſtet ſchwer auf der armen Bevölkerung, die 650,000 Köpfe kaum überſteigen dürfte.

Dieſe theilt ſich in Beduinen, das ſind nomadiſche Araber, und in ſeßhafte Landbauern oder Fellahin, deren Lage und Lebensweiſe die elendeſte von der Welt iſt. Macht- und rechtlos, ſind ſie ein Spielball in der Hand der Beamten, deren Thätigkeit ſich auch hier natürlich auf das Steuereintreiben beſchränkt, und der Druck derſelben iſt um ſo fühlbarer, als die Abgaben von einer unſerem Gutsherrn entſprechenden Perſönlichkeit, dem Scheich des Dorfes, nach Willkür und nie zum Nachtheil des eigenen Säckels vertheilt werden. Dazu werden die Dorfbewohner eben wegen ihrer Unterwürfigkeit der Regierung gegenüber von den Nomaden auf das Aeußerſte gehaßt und bei jeder Gelegenheit im Beſitz und Leben bedroht. Die Fellahin bewohnen elende kleine Lehmhütten, am liebſten Ueberreſte alter Bauten verwerthend, und theilen in dieſen den beſchränkten Raum mit dem geſammten, meiſt freilich herzlich kleinen Viehſtande des Haushaltes. Ihre Sprache iſt überall die arabiſche, ihre Confeſſion meiſt der Islam; ſtellenweiſe finden ſich vereinzelte Chriſten, nirgends Juden. (Paul Langerhans. Ueber die heutigen Bewohner des heiligen Landes, im: Archiv für Anthropologie. VI. Bd. S. 201 bis 202.) Seit einigen Jahren haben eine Handvoll religiöſer Schwärmer aus Deutſchland, beſonders aus Württemberg, die ſogenannten „Tempelgemeinden“, ſich an einzelnen Punkten Paläſtina's (Kaipha, Jaffa, Sarona und Jeruſalem) niedergelaſſen und ſpricht man etwas hochtrabend von dem „deutſchen Coloniſationswerk“ in Paläſtina, welches jedenfalls erſt an embryoniſchen Anfängen ſteht, da die Geſammtzahl aller Tempelcoloniſten, die Kinder miteingerechnet, 750 nicht überſteigt. (Näheres bei: Chr. Hoffmann. Occident und Orient. Eine culturgeſchichtliche Betrachtung vom Standpunkte der Tempelgemeinden in Paläſtina. Stuttgart 1875. 8°.)

§. 5. Arabien.

Die Geographen zählen die arabische Halbinsel zu den verrufensten Erdräumen. In der That, große weite weiße Flecke gähnen den Beschauer des arabischen Kartenbildes an und legen Zeugniß ab von der Dürftigkeit unserer Kenntniß des Geburtslandes des Islam. Selten nur hat des Europäers Fuß den glühenden, wandelnden Wüstensand Arabiens betreten, und noch vollständig unerforscht ist fast die Hälfte dieses colossalen Gebietes, welches nach seiner ganzen Natur, in seinen klimatischen Verhältnissen, wie in seinen Pflanzen und Thieren, in seinen ethnographischen und historischen Verhältnissen dem benachbarten Afrika, von dem es nur der schmale Wasserstreifen des Rothen Meeres trennt, so nahe steht, ja ihm so gleich ist, daß man es mit größerem Rechte diesem Welttheile, als Asien zuzählen könnte. Die Zusammengehörigkeit beider Seiten des Rothen Meeres läßt auch wirklich in diesem und im Busen von Aden einen späteren Bruch des ehemals Zusammengehörenden vermuthen, der in der Richtung der Linie fällt, welche die sinkende Küste Dalmatiens, die vulcanische Region der griechischen Inseln, der gleichfalls vulcanischen Eilande im Rothen Meere und die Feuerberge der Comoren verbindet, und mit welcher seitlich parallel die vulcanische Zone vom Hauran bis in die Gegend von Mekka läuft. Die große syrische Wüste scheidet Arabien von den Hinterländern des Libanon und dem im Alterthume hochgepriesenen Mesopotamien.

Die meisten in Arabien ausgeführten Reisen beschränken sich auf den schmalen Küstensaum längs des Rothen Meeres, der in Folge dessen, wie ein Blick auf die vorhandenen Karten lehrt, auch am besten darauf niedergelegt erscheint. Anders verhält es sich mit unserer Kenntniß der übrigen Theile Arabiens, besonders des heißen Innern, welches in seiner größten Breitenausdehnung vom Wendekreise des Krebses durchschnitten wird. Die Alten theilten Arabien in die drei großen Gebiete Arabia Petraea, deserta und felix. Die gegenwärtige Eintheilung ist unsicher und schwankend, aber die folgenden Theile werden allgemein angenommen: Yemen im SW., Hadhramaut längs der S.-Küste; Omân im SO.; El Hassa, Lahsa oder el Ahsa längs der Küste des persischen Meerbusens; Nedschd, das Innere, die Scheitelflächen der Hochebenen; el Hedschas, der nördliche Theil der W.-Küste, und das Bahr el Tûr Sinaï oder el Hadschr, die Halbinsel

des Sinaï. Daneben kommen natürlich noch eine Menge von Namen vor, die ſich auf mehr oder minder beſchränkte Länderſtriche beziehen.

Im S. Paläſtina's ſtreckt ſich ſüdwärts das einzige einigermaßen ſelbſtſtändige Glied des arabiſchen Landmaſſivs, die durch den Golf von Suez im W. und jenen von Akabah im O. – zwei geradlinige ſchmale Spalten des Rothen Meeres — zur Dreieckform genöthigte Halbinſel des Sinaï, im Ganzen ein von wilden Schluchten durchſetztes Kalkfelſenplateau, im N. el Tih genannt, das im S. in das Alpengebirge des Sinaï übergeht. Die Halbinſel ſteht dermalen unter ägyptiſcher Herrſchaft, und bezeichnet eine gerade Linie von El-Ariſch am Mittelmeer bis Akabah am gleichnamigen Golfe die Grenze zwiſchen den ägyptiſchen und den türkiſchen Beſitzungen. Bewohnt wird dieſes 25,000 □ Km. große Wüſtenland von höchſtens 4000 nomadiſchen Beduinen, welche hier kaum die nöthige Nahrung finden. Da die Annahme, daß zwiſchen Moſes und der chriſtlichen Zeit eine tiefgreifende klimatiſche Aenderung vor ſich gegangen ſei, durchaus unerweislich iſt, ſo folgt daraus die Unhaltbarkeit der bibliſchen Berichte, welche das Volk Iſrael dieſe Wüſte jahrzehntelang bewohnen laſſen. Die Nacktheit der Felſen iſt es, die der Sinaïgegend ihre Großartigkeit und eigenthümliche Schönheit verleiht. Denn da keine Vegetation die zerklüfteten Umriſſe der Berge abrundet oder ihre natürliche Formation umhüllt, ſo tritt jeder einzelne Fels in ſeiner beſonderen Geſtalt und Farbe ſo deutlich hervor, wie auf einer gigantiſchen geologiſchen Modellkarte. In einigen Wadys ſind die Seiten der Berge mit unzähligen Adern der glänzendſten Farben durchzogen, von unbeſchreiblich maleriſcher Wirkung und phantaſtiſcher Zeichnung. Noch erhöht wird der Effect durch die Durchſichtigkeit der Luft und den blendenden Glanz der Sonne; denn ein Theil des Berges glüht in röthlichem oder goldigem Scheine, während

Sinai.

der andere in die tiefſten Schatten taucht. Ein ferner Gipfel ſcheint manchmal im ſanften Blau des Himmels zu verſchwimmen und ein anderer ragt in der vollen Pracht purpurnen oder violetten Farbenglanzes hervor. Was ſcheinbar nur das Gerippe einer Landſchaft iſt, ſpiegelt Erſcheinungen wider, als ob die nackten Felſen mit Wäldern und Weinbergen überkleidet oder ihre Spitzen mit ewigem Schnee bedeckt wären. Es iſt, als wolle die Natur hier zeigen, daß auch da, wo ſie am ödeſten und unwirthlichſten auftritt, ihr dennoch eine wunderbare Schönheit eigen ſein kann. Daß der altteſtamentariſche Name Sinaï den Berg bezeichnet, auf dem vor ungefähr 3400 Jahren Moſes die zehn Gebote empfangen haben ſoll, weiß im Abendlande jeder Menſch. Um ſo auffälliger iſt es dem Europäer, daß der Name an Ort und Stelle ganz ungekannt iſt. Der Beduine ſchüttelt den Kopf, wenn man ihn nach dem „Berge Sinaï" fragt, nennt übrigens den Dſchebel Muſa (Moſesberg), eine der höchſten Bergſpitzen der Halbinſel, worauf Moſes eine Kapelle und dem Propheten eine Moſchee erbaut iſt. Aber mit Sicherheit kann Niemand es ſagen, daß gerade dieſer Berggipfel es war, worauf Moſes ſeine göttliche Eingebung empfing, und ſchon vor Zeiten haben namhafte, gründlich gelehrte Reiſende ihre Zweifel geäußert, ob der Muſa der Berg der Geſetzgebung ſein könne, und haben für den zwei Tagereiſen nördlicher gelegenen Dſchebel Serbal (2144 M.) geſtimmt. Der Engländer Ch. Beke endlich will den Sinaï gar in einem von den Arabern Bârghir oder Dſchebel-e-Nuhr „Berg des Lichtes" genannten, 1520 M. hohen Berge, zugleich einem der Hauptpunkte der das Arabah-Thal öſtlich begrenzenden Kette, gefunden haben. Eine Rundſchau von dem granitenen Muſagipfel zeigt, daß eine Reihe ſüdlich gelegener Berge ihn noch überragt: der Dſchebel Catherin (2760 M.), der noch ſüdlichere Umſchomer (2890 M.) und der Dſchebel Göſch (etwa 2050 M.). Ein Europäer hat dieſe Berge noch nie betreten. Mit Ausnahme des Wady Megârah, des alten ägyptiſchen Bergwerksdiſtricts, der heute noch den Lieblingsſtein des Morgenländers, den Türkis, liefert, des tief eingeſchnittenen, porphyritiſchen Wady Mokatteb und der Oaſe des Wady Feiran, „der Perle Arabiens", welche der zum Serbal Pilgernde durchzieht, dann das Wady el Schech, welches zum älteſten Kloſter der Chriſtenheit, dem Catharinenkloſter am Dſchebel Muſa, führt, mit Ausnahme alſo dieſer Wadys und zweier Querthäler, deren eines vom Kloſter nach el Tor am Rothen Meere führt (Wady Hebran) und ein anderes nach Akabah, iſt das geſammte ſinaïtiſche Alpenland, deſſen geologiſcher Bau mit dem der europäiſchen Alpen übereinſtimmt und die Spuren einſtiger Gletſcher erkennen läßt, eine terra incognita und wird es vorausſichtlich noch lange bleiben. (O. Fraas. Der Berg Sinaï, im: Ausland 1873, Nr. 47, S. 921, Nr. 48, S. 949, auch: Ain Muſa oder die Moſisquellen der Sinaï-Halbinſel, im: Ausland 1866, Nr. 35, S. 821; endlich ſein Buch: Aus dem Orient. Stuttgart 1868. 8°.)

Die Bewohner des öden ſinaïtiſchen Bergdiſtrictes ſind die Towarah-Araber. (Towarah, Mehrzahl von Tura, abgeleitet von Tor, dem alten Namen der Halbinſel.) Die in Europa herrſchende Meinung über die nomadiſche Lebensweiſe der Araber iſt irrig. Gewöhnlich werden ſie als mit ihren Zelten unaufhörlich von Ort zu Ort wandernd geſchildert; in Wirklichkeit aber gibt es kein Volk, das weniger wandert oder mehr an der Heimath hängt als die Beduinen. Auch iſt das Arabiſche faſt die einzige Sprache, die für das engliſche Wort home einen Ausdruck hat: watan. Sie haben ihr Winter- und Sommer-Zeltlager und ändern ihren Aufenthaltsort nur ſelten, außer um ſich von einem zum anderen zu begeben, wie die Jahreszeit es erheiſcht. Auf Reiſen machen ſie nie Gebrauch von ihren Zelten, ſondern ſchlafen, in ihre Mäntel gehüllt, unter freiem Himmel. Ihre Lager ſind denen der Zigeuner ähnlich, nur ſind die Bewohner wilder und maleriſcher. Die Frauen, in dunkelblauen Mänteln, Korn in primitiven Handmühlen mahlend oder das Zelttuch webend, Kinder, Hunde und Ziegen zuſammen ſpielend in glücklicher Harmonie, die Männer müßig, Kaffee trinkend und rauchend — bilden einen eben ſo maleriſchen als unterhaltenden Anblick. Eine andere unrichtige Vorſtellung iſt die, daß alle Araber von Haus aus Räuber und Mörder ſeien. Allerdings ſtimmen ihre Anſichten über das Recht des Eigenthums mit den unſerigen nicht überein, in Fällen, wo ein fremder oder feindlicher Stamm oder ſonſt ein Unberechtigter auf ihren eigenen Grund und Boden eindringt. Unter einander aber und gegen die, welche ſich ihrem Schutze anvertraut haben, iſt ihre

Ehrlichkeit und Treue unantaſtbar. Auch iſt es wohl der fürchterlichen Strenge der Blutrache zu danken, daß Ermordungen in der Wüſte weit ſeltener vorkommen als in civiliſirten Ländern. Ihr Land, ihre Lebensweiſe bringen eine Art Stammesverband unter den Gliedern der einzelnen Stämme hervor, vielleicht auch Sympathie mit allen der Race Angehörigen; damit aber iſt das Band zu Ende. Sie haben keine ſociale und noch viel weniger eine politiſche Organiſation. Zuweilen treten Verhältniſſe ein, welche einmüthiges Handeln oder die Vermittlung eines der angeſtellten Schiedsrichter nothwendig machen; die Sitte hat auch für ſolche Vorkommniſſe durch die Einſetzung des Scheich und des 'Agyd Sorge getragen. Iſt aber die Noth zu Ende und die Kriſis vorbei, ſo ordnet ſich der Araber keinem unter und erkennt Niemand auf Erden als Herrn und Meiſter an als den eigenen Herrſcherwillen. In der Sinai-Wüſte und an anderen Orten, wo europäiſcher Einfluß eingedrungen iſt, hat ſich dieſer Zuſtand etwas gemildert, denn das religiöſe und politiſche Glaubensbekenntniß eines Türi oder Maghrabi faßt ſich in das Gebot: „Fürchte Gott und den Conſul!“ Der Contraſt, in welchem die Beduinen hinſichtlich ihrer ſocialen Verhältniſſe zu den mehr civiliſirten Bewohnern der Städte und Dörfer des O. ſtehen, fällt ſehr zu ihren Gunſten aus. Ihre einfache Nahrung und die reine, unverdorbene Luft, die ſie einathmen, macht ſie an Leib und Seele geſund. Sie ſind fröhlich und ſogar zum Scherze geneigt; oft erdulden ſie die größten Mühen und Entbehrungen, ohne über ihr Loos zu murren. Ihr Benehmen iſt höflich und außerordentlich fein. Dagegen muß zugeſtanden werden, daß ſie bei einem Streite, der faſt ausnahmslos ausbricht, ſobald es ſich um Geld handelt, eben ſo heftig ſchimpfen und zanken, wie die civiliſirte Welt nur wünſchen kann. Bei Abſchluß eines Handels nimmt der Araber keinen Anſtand, zu lügen und auf alle Art zu übervortheilen; iſt das Uebereinkommen aber endgültig abgemacht, ſo fühlt er ſich durch ſein Wort vollkommen gebunden. Diebſtahl und Betrug ſind gänzlich unbekannt. Wie bei den meiſten Völkern des O. werden die Eltern von den Kindern, ſo lange dieſe nicht erwachſen ſind, mit der größten Ehrerbietung behandelt. Sobald der junge Beduine aber alt und kräftig genug iſt, den Kampf mit dem Leben ſelbſt zu führen, ſagt er ſich von dieſer Pflicht los,

Arabiſcher Scheich.

kümmert sich wenig um den Vater und sieht ihn ganz für seinesgleichen an. Den Männern fällt natürlich die Ernährung des Stammes anheim, aber die Mittel zu dessen Unterhalt sind knapp und unzulänglich. Den Haupttertrag liefern die Kameele. Die Weiterbeförderung der Reisenden, Pilger, Waaren und dergleichen nach dem Kloster ist ein wichtiger Erwerbszweig für die Halbinsel, er ist aber unsicher und beschränkt sich auf die wenigen Stämme, welche die berechtigten ghufará, d. i. „Beschützer", sind. Ein kleiner Waarenaustausch besteht auch zwischen Suez und Kairo; die Araber bringen Kohlen, Mühlsteine, Iberhörner, Gummi arabicum 2c. und kaufen Korn und Tabak dafür. Einige, die in fruchtbareren Districten, wie in Feiran, wohnen, haben einen kleinen Grundbesitz, auf welchem Tabak gebaut wird, den die Nächstwohnenden dann kaufen oder eintauschen. Die Dattelpalmen sind in Feiran und anderswo das Eigenthum Einzelner, die Früchte ein wichtiger Nahrungszweig für die Towarah. Wer Schaf- und Ziegenheerden besitzt, macht von deren Haar und Wolle, im Frühling auch von deren Milch Gebrauch; sie schlachten sie selten, ausgenommen zu Opfern. Ein anderer Handelsartikel ist das „Munn" oder Manna, eine klebrige, zuckerartige Masse, die der Tarfah oder Tamariskenbaum ausschwitzt. Ungefähr zwei Monate lang tropft es heraus, zur Zeit der Aprikosenblüthe. (Der Schauplatz der vierzigjährigen Wüstenwanderung Israels. Fußreisen in der Sinaï-Halbinsel und einigen angrenzenden Gebieten in Verbindung mit der „Ordnance Survey of Sinaï" und dem „Palestina Exploration Fund" unternommen von E. H. Palmer, Gotha 1876.)

Die eigentliche Halbinsel Arabien ist ein wohl an 2,750,000 □Km. großes Tafelland, und wird von höchstens 5 Millionen Menschen semitischen Stammes bewohnt, die in ansäßige und in nomadische Araber zerfallen; für letztere Kinder der Wüste ist die Bezeichnung Beduinen gebräuchlich. Die NW.-Küste Arabiens, am Rothen Meere, das Hedschas und Yemen, bildet ein türkisches Vilajet, dessen Vali in Mokka residirt. Der eigentliche Herr und Gebieter dieser Lande ist jedoch der Großscherif von Mekka und Medina, welcher, das Oberhaupt des theokratischen Adels, zwar nur geistliche Autorität besitzt, jedoch als Hüter der heiligsten Stätten des Islam sich alljährlich vom Padischah in Stambul reiche Geschenke verabreichen läßt, um diesen als Oberherrn anzuerkennen.

Die Gegend, in welcher Mekka, das Rom der Muhammedaner, mit 45000 Einw. liegt, präsentirt sich als ein enges, von Felsen umschlossenes Thal. Mekka ist eine offene Stadt, in deren südlichem Theile das „Haus Gottes", das „Beit-Ullah", sich erhebt. Es ist die große Moschee von Mekka, welche die berühmte Kaaba enthält. Das ganze Gebäude, durch welches das enge Felsenthal von Mekka fast verbarrikadirt wird, bildet ein längliches Viereck in der Richtung von NO. nach SW.; es ist 250 Schritte lang und 200 Schritte breit. Die nördliche Seite wird von einer vierfachen Säulenreihe gebildet; die übrigen bestehen aus dreifachen Colonnaden, welche oben durch Gewölbe verbunden sind, von denen immer vier eine kleine Kuppel tragen. Die Zahl sämmtlicher Kuppeln ist 152. Der ganzen Länge nach hängen von den Gewölben gläserne Lampen herab, welche zur Zeit des Ramadan (Fastenzeit) alle angezündet werden. Die ältesten Säulen gehören dem bei Mekka gewöhnlichen Felsgestein an; die neueren sind aus Marmor, Granit und Porphyr; es sind meistens Stiftungen der Gläubigen. Unter den Säulen finden sich aber auch antike Arbeiten aus den zerstörten römischen und griechischen Tempeln in Syrien und Aegypten. Diese Moschee mit diesem Säulenconglomerat umschließt das „heilige Haus", die Kaaba. Diese selbst ist ein kleines, massives Gebäude von etwa 13 M. Höhe. Die lebhafte Ueberlieferung und der blühende Wunderglaube der muhammedanischen Welt haben das kleine, unansehnliche, seltsame Gebäude förmlich mit Sagen und Mirakelgeschichten umkleidet und überwuchert. Auf

der N.-Seite befindet ſich eine Pforte, welche in das Innere des Heiligthums führt. Eine mit Gold und Silber eingelegte Treppe führt hinab. In einem Winkel der Kaaba liegt der berühmte „ſchwarze Stein“. Er iſt der Sage nach von Gott dem Abraham als ein Zeichen beſonderer Gnade übergeben worden. Es iſt erwieſenermaßen ein Meteorſtein und alſo in der That vom Himmel gekommen. Koſtbare Wachskerzen und Weihrauchpfannen erfüllen die Kaaba mit betäubendem Wohlgeruche. Alle Gläubigen, welche die Kaaba betreten, wollen wenigſtens den heiligen Stein küſſen, und daher iſt er ſo hell und glänzend geworden, wie die bekannte dicke Zehe des „heiligen Petrus“ in der Peterskirche zu Rom. An der weſtlichen Seite der Kaaba befindet ſich die berühmte „goldene Rinne“. Vom flachen Dache rinnt durch dieſelbe das Regenwaſſer hernieder, welches Wunderkraft hat. Bekanntlich wird einem Ungläubigen, einem Nichtmuhammedaner, der Beſuch von Mekka eben durch das verfängliche Ceremoniel überaus ſchwer gemacht und ſind für Neugierige noch immer große Gefahren mit dem Abenteuer verbunden. Noch gefährlicher iſt heute der Beſuch von Medina, wo ſich das Grab Muhammed's befindet. Die Stadt liegt am Rande der großen arabiſchen Wüſte, dicht an einer Bergkette, welche das Land vom N. nach S. durchzieht. Die Stadt liegt ebenfalls in der heiligen Landſchaft, dem Hedſchas, welche den ganzen Küſtenſtrich von Yemen bis zur Landenge von Suez umfaßt. Medina iſt eine ſolid aus Stein gebaute Stadt, aber mit ſehr vielen engen Gaſſen, worin überall Wohnungen zu vermiethen ſind für die Pilger, welche zum Grab des Propheten wallen. Die vornehmſte Straße führt vom Kairothor zur großen Moſchee. Während Mekka als ein großer Markt- und Handelsplatz anzuſehen iſt, erſcheint Medina ſehr ſtill und geſchäftslos. Es zählt auch blos 16—18,000 Einw. Dieſe Ruhe entſpricht dem Charakter der Stadt, welche ſich für die heiligſte des Orients hält, denn ſie birgt die große Moſchee mit „dem Grab des Propheten“. Die Moſchee iſt indeſſen nicht ſo groß, wie jene von Mekka; ihr officieller Titel iſt „die Moſchee des Propheten“, und bekanntlich war Muhammed ihr Erbauer. Der Sarg Muhammed's iſt mit Silber überzogen und mit einer ſchweren Marmorplatte geſchloſſen, welche die Inſchrift trägt: „Bismillahi Allahumna Sally aley.“ (Im Namen Gottes ſchenke ihm deine Gnade.) Von der in Europa vielverbreiteten Sage: „daß der Sarg des Propheten in der Luft ſchwebe“, weiß man an Ort und Stelle nichts. Rings um die Grabſtätte hängen Glaslampen, welche jeden Abend angezündet werden und bis zum Morgen brennen müſſen. Auch dieſer Ort iſt ganz erfüllt mit Sagen und Wundergeſchichten, wie die Moſchee und die Stadt Mekka. Die übrigen wichtigen Plätze des Landes wie Dſchidda (18,000 Einw.) im Hedſchas, dann Loheia und Hodeïda (25,000 Einw.), dann das kaffeeberühmte Mokka in Yemen, liegen insgeſammt in der Tehama, d. h. im glühenden Sandküſtenſaume des Rothen Meeres. Die furchtbare Hitze, die in dem Monaten Juni, Juli und Auguſt dort herrſcht, iſt eines der größten Hinderniſſe der Schifffahrt im Rothen Meere, deſſen Temperatur ſonſt ganz erträglich iſt. Dieſe abnorme hohe Temperatur findet ihre natürliche Erklärung in dem Umſtande, daß das Rothe Meer wie ein See zwiſchen den arabiſchen und abeſſiniſchen Gebirgen eingeſchloſſen liegt. Die Fahrt auf dieſem Meere von Suez nach Aden währt acht Tage. Wenn man ſich der Straße von Bab-el-Mandeb nähert, ſo erſcheinen rechter Hand die luftigen Hochebenen Abeſſiniens, die ſich in dunklen majeſtätiſchen Maſſen am wolkenloſen Himmel abheben. Die See iſt meiſt ſehr ruhig unter dieſem heißen Himmelsſtriche; wenn ihre Wogen jedoch höher gehen, ſo verfolgen Schwärme von fliegenden Fiſchen den Lauf des Dampfers. Selten begegnet man anderen Fahrzeugen; nur in der Epoche, wo die Pilgerfahrten nach Mekka ſtatthaben, kreuzt man ſich oft mit den ſchweren arabiſchen Schiffen, die mit Gläubigen überfüllt ſind. In der engen Straße von Bab-el-Mandeb, welche aus dem Rothen Meere in den Golf von Aden hinausführt, liegt die kleine Inſel Perim, welche die Engländer beſetzt und mit einem befeſtigten Leuchtthurme verſehen haben. Perim iſt der Schlüſſel des Rothen Meeres, welches die Briten dadurch vollſtändig beherrſchen.

Vor einigen Jahren ſchienen die Türken beſtrebt ihre Herrſchaft in Arabien zu befeſtigen und die Grenzen Yemens weiter nach O. hinauszuſchieben, wobei ſie jedoch mit den Engländern in Conflict geriethen, welche ſich in der

Felſenveſte Aden feſtgeſetzt, daraus das Gibraltar des indiſchen Oceans gemacht haben und über den Sultan des zu Yemen gehörenden Abdeli-Landes, gemeinhin Lahedſch genannt, das Protectorat ausüben.

Das Felſenneſt Aden, ein Freihafen mit 30,000 Einw., liegt in unbeſchreiblicher Oede und Dürre des Strandes. Es gibt kein ſeltſameres Schauſpiel, als die Araber hier, unter dieſem Feuerhimmel, auf dieſem kahlen Geſtade, beinahe nackt, das Haar vom Kalk, mit dem ſie es pudern, vergilbt und verbrannt, auf dem Höcker ihrer Dromedare ſitzen und in Schläuchen aus Ziegenhäuten Waſſer nach Aden ſchaffen zu ſehen, eine Flüſſigkeit, welche für ſie wohl ſehr koſtbar, aber für Europäer nicht trinkbar iſt. Aden iſt der Herd fürchterlicher Krankheiten, einer der ungeſundeſten Orte der Erde und im Sommer unerträglich heiß. Die alte Stadt liegt im Krater eines ausgebrannten Vulcans, deſſen zum Theil eingeſtürzte Ränder mit Feſtungswerken gekrönt ſind.

Aden.

Der am wenigſten bekannte Theil Arabiens war von jeher der ſüdöſtliche, deſſen Küſte an den indiſchen Ocean (hier auch „Arabiſches Meer“, Bahr-el-Hind, genannt) grenzt. Von dieſem Theile, der ſich von der Straße Bab-el-Mandeb bis zum Ras-el-Hadd durch volle 16 Längengrade hinzieht, waren uns bis vor Kurzem nur die beiden Grenzländer, Yemen im SW. und Oman im NO., einigermaßen bekannt, letzteres durch Lieutenant J. R. Wellſtedt (Travels in Arabia. London 1838. 2 Bde.), dem wir heute noch Palgrave (Narrative of a years journey through Central and Eastern Arabia. London 1865. 8°. 2 Bde.) anreihen dürfen. Was dazwiſchen lag, war gänzlich unerforſcht, unbetreten, eine tabula rasa für die

Digitized by Google

Geographen, bis endlich A. v. Wrede's Reisen in Hadhramaut auch darüber einiges Licht verbreiteten.

Während unsere Länderkunde mit dem Namen Hadhramaut bisher die S.-Küste Arabiens, nämlich alle Länder zwischen Mahra und Yafa bezeichnet hatte, geht aus Wrede's Mittheilungen hervor, daß die Araber darunter nur den inneren Theil des Landes verstehen, der also weiter nördlich liegt. Ist die Vorstellung, welche sich Arabien im Allgemeinen als ein flaches Wüstenland denkt, überhaupt ungenau, so ist sie dies noch viel mehr für diese südlichen Gestade, die sich terrassenförmig bis zu 2400 M. über die Meeresfläche erheben. Der letzte Stufenabsatz, Dschebel Haramy geheißen, lehnt sich an die große Hadhramauter Hochebene. Das Bergplateau des Dschebel Dahura mag 2400 M. hoch sein. Es ist die höchste der Hadhramauter Gebirgsterrassen; von hier senkt sich das Land in sanften Abhängen wieder gegen N., und auf sehr schwierigen gefährlichen Wegen stieg Wrede hinab zum Wady Doan, welches von den Eingeborenen das Land des 'Yssa-Stammes (Belad beny 'Yssa) genannt wird. An das Land Belad beny 'Yssa grenzt westlich das Belad el Hadschan, östlich das Belad Hamum, und vor allen dreien im N. liegt erst das eigentliche Hadhramaut. Wie weit dieses sich nach N. erstreckt, ob die Sandwüste el Ahkaf (Bahr es-Safi) wirklich gleich beim Wady Rachiya, einem Seitenarme des Doan, anfängt, oder ob das bewohnte Land sich noch weiter ausdehnt, wissen wir selbst jetzt, nach Wrede's Reisen, noch nicht. Eine glühende Hitze versengt des Sommers jenen Theil des tropischen Arabiens; 46° R. im Schatten konnte Wrede, allerdings im Juni, beobachten; in solcher Temperatur gedeihen natürlich aromatische Kräuter und Stauden in Fülle; mit der ansteigenden Terrassenbildung des Landes sinkt selbstverständlich der Thermometerstand, eine angenehme Kühle erfrischt die Nächte, und in 800 M. Seehöhe betrug derselbe nicht mehr als 10° R., in el Ebna nur wenige Grade über Null, und im Winter gefrieren dort die Cisternen. In 1620 M. über dem Meeresspiegel beginnen die Gewitter häufig zu werden, und diese arabischen Regengüsse stürzen mitunter wolkenbruchartig nieder. (Adolf v. Wrede. Reise in Hadhramaut, Belad beny 'Yssa und Belad el Hadschan, herausgegeben, mit einer Einleitung, Anmerkungen und Erklärung der Inschrift von 'Obne versehen von H. v. Maltzan. Braunschweig 1870. 8°.)

Im Allgemeinen ist das südliche Küstenland eben, dann folgt mittleres Bergland und auf dieses entweder Hochebenen oder Hochgebirge, welche in einer Entfernung von durchschnittlich $1^1/_2{}^\circ$ vom Meere ihren N.-Abfall erreichen und sich einem Tiefland zusenken, das als ein Anfang der großen Binnenebene, die man el Dschauf (Gof) nennt, gelten kann. Hier und da erheben sich wohl hohe vulcanische Felsgebirge unmittelbar am Meeresufer, aber diese Felsmassen sind alle vereinzelt, hängen nicht mit den inneren Gebirgen zusammen, und dicht hinter ihnen liegt Tiefland. Einen kühnen Versuch, dorthin vorzudringen, unternahm von Hodeida an der W.-Küste aus im Jahre 1870 der französische Israelit Joseph Halévy. Durch das westliche Yemen eilte er schnell hindurch, nur einen einzigen Punkt würdigte er eines längeren Aufenthaltes, den Dschebel Harraz und die Gegend von El Haime mit ihrer herrlichen Gebirgsnatur, doch sind die Berge oft unzugänglich, die Wege abscheulich und das Klima dieser „arabischen Schweiz" sehr ungesund. Einen längeren Aufenthalt nahm er in Sana, der bedeutendsten Stadt dieser Gegend und einer der schönsten, größten und reinlichsten Arabiens, mit etwa 50—60,000 Einw. Von hier trat nun Halévy seine eigentliche Entdeckungsreise an und zwar in der besten Verkleidung, die ein Europäer hierzu wählen kann, nämlich als arabischer Jude. Freilich mußte er dabei alle Verdrießlichkeiten mit in den Kauf nehmen, welchen die Juden seitens der Muhammedaner ausgesetzt sind, und diese sind wahrlich keine geringen, da der Jude in Arabien zu den verachtetsten Geschöpfen gehört. Am 20. Februar 1870 verließ Halévy Sana. In drei Tagen gelangte er nach Schiraa im Lande der Beni Arhab. Von Schiraa ging er nördlich nach Medid, im Gebiete von Nehm, und wandte sich dann nach dem eigentlichen Dschauf. Der Landstrich, welcher Nehm vom Dschauf trennt, ist sehr gebirgig, sehr unwegsam und von Räubern bewohnt. Von Charibet Beran ging der Weg zusehends aufwärts über völlig kahle, spitze, steinige Berge. Dies war der östliche Abhang des großen Dschebel Yam, welcher W.-Yemen

vom Dſchauf trennt. Eine enge Schlucht, von ſenkrechten Granitwänden umgeben, öffnet ſich hier auf das Tiefland. Von jenem Engpaſſe gelangte Halévy in zwei Tagereiſen über Megzar nach Ghail, Hauptort des unteren Dſchauf. Man unterſcheidet 3 Abtheilungen des Dſchauf: 1) den unteren, Hauptort Ghail; 2) den mittleren, auch Bilad Hamdan genannt, Hauptort Hazm; 3) den oberen Dſchauf, Hauptort Zahir. Durch alle drei fließt ein perennirender Fluß, der Wady Charid. Der untere und mittlere Dſchauf ſind reiche, fruchtbare Länder, ärmer dagegen, wegen ſeines ſchlechten, ſteinigen Bodens, iſt der obere Dſchauf. Von el Ghail zog Halévy nach Hazm und Nedſchran. Dazu mußte er den ſteinigen Dſchebel Land überſteigen, deſſen höchſte Spitze der granitiſche Dſchebel Gedin bildet. Am dritten Abend gelangte er in die ſchöne Hochebene der Oaſe El Chab. Halévy befand ſich nunmehr im flachen Hochland (im Gegenſatz zu Dſchauf, Hohlland) vier Tagreiſen ſüdlich von Nedſchran. Die Oaſe Chab iſt außerordentlich wohl angebaut und ſehr fruchtbar, obgleich ſie gänzlich des fließenden Waſſers entbehrt. Aber die fleißigen Bewohner, worunter viele Juden, machen guten Gebrauch von den zahlreichen Brunnen zur Bewäſſerung des Landes. In weſtlicher Richtung fortſchreitend, gelangte der Reiſende nun in den ſchönen Wady Hadhra, den Eingang zum Belad Nedſchran. Hier war er am nördlichen Ziel ſeiner Reiſe, dem noch nie von einem Europäer betretenen Lande Nedſchran. Die erſte Ortſchaft, die er antraf, hieß Machlaf und lag reizend mitten in einem Palmenwalde, wie überhaupt alle Städte von Nedſchran. Auf der andern Seite des Wady liegt die Stadt Rigla, wo eine zahlreiche Judengemeinde lebt. Mehrere Monate verweilte Halévy im Wady Nedſchran, aber nur nach vielerlei Ungemach und Beſchwerden gelang es ihm nach Hodeida und Aden zurückzukehren, wo ſeine Reiſe bei allen Kennern das höchſte Aufſehen und Erſtaunen erregte. (Bulletin de la Soc. de géographie. 1873. II. S. 5, 249, 581.)

Arabiſcher Ziehbrunnen.

Von allen verschiedenen Gebieten Arabiens mag das Nedschd, das innere, eigentliche Central-Arabien, einer der interessantesten, wenn auch nicht der interessanteste Theil der Halbinsel sein. Reinaud, Sadlier, Wallin, Palgrave, Guarmani, Pelly haben denselben ziemlich bekannt gemacht, und die Resultate ihrer Forschungen sind von Dr. Albrecht Zehme in sehr gewissenhafter und übersichtlicher Weise zusammengestellt worden. (Arabien und die Araber seit hundert Jahren. Halle 1875. 8°.)

Die Hochplatte des Nedschd beherbergt das Reich der Schummar oder Schumr im N., dessen Hauptstadt Hail ist und dessen Bevölkerung sich nur zum kleinsten Theile zum Islam bekennt, vielmehr dem altarabischen vorislamitischen Cultus anhängt. Südlich schließt sich das Reich der Wahabis oder Wahabiten an, einer aus der religiösen Reaction gegen das Türkenthum hervorgegangenen Secte, welche sich als die angeblichen Protestanten des Islam geberdet. Gegründet wurde die Secte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts durch Abd el Wahab, ihre eigentliche Befestigung und Ausdehnung aber erhielt sie durch Ibn Seud, welcher dem Begründer in ähnlicher Weise zur Seite stand wie Omar dem Muhammed; in Ibn Seud's Geschlecht ist auch die Würde des geistlichen Oberhaupts, das Imamat, bis auf den jetzigen Inhaber desselben, Abdallah, erblich geblieben, und diese Erbfolge hat nicht wenig zur Stärkung des Wahabitenstaats beigetragen, welcher namentlich mit den Wanderstämmen Arabiens vielfach zu kämpfen hatte, aber trotz solcher Hindernisse und trotz wiederholter Angriffe von Seiten der türkischen Regierung, wie denn 1817 Muhammed Ali von Aegypten die damalige Hauptstadt der Wahabiten, Deraie, zerstörte — sich immer wieder gestärkt und erhoben hat. In religiöser Beziehung sind die Wahabiten die strengsten Monotheisten mit Abweisung aller polytheistischen Anklänge, der Verehrung Muhammeds, der Heiligen, Reliquien u. dgl.; in ceremoniellen Dingen sind sie ebenfalls rigoros; sie üben die Tugenden der Orientalen, wie besonders Gastfreundschaft und Almosengeben, in aufopfernder Weise, sind aber auch von Fehlern, wie namentlich einer alles andere zurückdrängenden Geldliebe, nicht frei; politisch bilden sie ein, das nationale Volksthum Arabiens darstellendes, wesentlich auf Ackerbau und einen tüchtigen, arbeitsamen Bauernstand gegründetes Gemeinwesen von etwa 1,700,000 Menschen, welche ein Heer von 60,000 Mann in's Feld zu stellen vermögen. Die gegenwärtige Residenz der Wahabiten ist Ryad mit 30,000 Einwohnern. Indessen sind die Nachrichten, welche wir über die Wahabiten haben, keineswegs vollständig, und es wäre daher sehr zu wünschen, wenn ein zuverlässiger Reisender auf's Neue umfassende Forschungen anstellte.

Die arabische O.-Küste wird vom persischen Golfe bespült und springt mit dem Amboß-Cap, Ras Mesandum, scharf zur Hormus-Straße vor, welche den persischen Meerbusen mit dem Golfe von Oman verbindet. Gleichwie am Rothen Meere steigert sich im persischen Golfe die Sommerhitze zu einer Intensität, wie selbst nicht unter den senkrecht fallenden Strahlen der Tropensonne vorkommt. Das Klima ist deßhalb für Europäer in hohem Grade gefährlich. Von den jäh aufsteigenden hohen, kahlen Felsenwänden, zwischen denen das Meer sich hindurchdrängt, prallen die heißen Sonnenstrahlen mit verdoppelter Stärke zurück, sie durchglühen das Wasser, lösen seine Oberfläche in Dunst auf und verwandeln die Atmosphäre in ein Dampfbad. Wer die Fahrt am persischen Golfe ohne krank zu werden überstanden hat, wird beglückwünscht und gilt fortan als gefeit für alle anderen Klimate.

Digitized by Google

Der wichtigste Staat O.-Arabiens ist das Sultanat von Oman, oft aber irrigerweise Imamat von Maskat genannt, welches außer der Gestade-Landschaft zwischen Ras el-Hadd, der Wüste und der im Ras Mesandum auslaufenden Halbinsel, auch noch einen Theil der arabischen S.-Küste, ferner auf dem gegenüberliegenden persischen Ufer eine ansehnliche Küstenstrecke, sowie die afrikanische Insel Socotora beherrscht. Früher gehörte auch das ostafrikanische Sultanat von Zanzibar zu Oman. Das arabische Gebiet von Oman ist eine auf der O.- oder NO.-Seite felsige, hafenreiche, auf der W.- oder NW.-Seite ebene, aber hafenarme Küste, die nicht den Charakter der glühendheißen Tehama W.-Arabiens hat, dann in einer Entfernung von 80—100 Km. ein der halbmondförmigen östlichen Küstenlinie paralleles Gebirge, hinter welchem noch eine Reihe wirklicher wasserreicher, unglaublich fruchtbarer und mit dem dichtesten, kühlsten Baumwuchs besetzter Oasen sich in die Wüste erstreckt. Fast unter dem Wendekreise des Krebses liegt die wildromantische Bai von Maskat, die eine halbkreisförmige Einbucht in das Küstengebirge einschneidet und von nackten, dunkeln, drohend emporsteigenden Felsmassen von 100—120 M. Höhe auf allen Seiten umgeben wird. So malerisch aber die am Fuße dieser dunklen Klippen terrassenförmig emporgebaute Stadt sich aus der Ferne ausnimmt, so sehr zeigt ihr Inneres die Physiognomie fast aller größeren orientalischen Städte und weist nur ein Labyrinth enger, schmutziger Gassen auf. Die weitausgedehnten Vorstädte bestehen nur aus Mattenhütten und bilden während der Regenzeit ein wahres Sumpfgebiet mit einer starken Einwohnerschaft nomadischer Araber und abessinischer Sklaven. Die Städter sind dagegen ein Gemisch von Arabern, Persern, Indern, Syrern, selbst Kurden und Afghanen, die entweder der heimathliche Despotismus oder das liberale Handelsemporium hierher geführt hat. Hierzu kommt eine Mischung mit den Negerinnen aus Zanzibar und Habesch, woraus eine außerordentliche Verschiedenheit der Gesichtsbildung entsteht, die aber dem europäischen, an die feineren Unterschiede des nationalen Typus nicht gewöhnten Auge einen gemeinsamen Charakter zu tragen scheint. (Gräfin Rostitz. Helfer's Reisen. II. Bd. S. 3—6.)

Nächst Oman sind noch die ob ihrer Perlenfischerei berühmten Bahrein-Inseln im persischen Golfe, welche sammt dem gegenüberliegenden Küstengebiete dem Wahabitenstaate in Nedschd tributpflichtig sind, erwähnenswerth.

§. 6. Das iranische Hochland.

Im N. des persischen Meerbusens steigt steil aus der See ein Tafelland empor, welches in seiner räumlichen Ausdehnung so groß wie die arabische Halbinsel, als compacte Ländermasse die Gebiete Vorderasiens, deren östlicher Theil es ist, mit jener Region verknüpft, die wir am passendsten als „Hochasien" bezeichnen. Wir nennen dieses Tafelland das Plateau von Eran, nach dem arischen Volke der Eranier, welches dasselbe seit dem grauesten Alterthume bewohnt. Seiner Gestalt nach ähnelt dieses Hochland einem Trapez, welches zwischen dem indischen Oceane im S., dem kaspischen Meere und den turkestanischen Niederungen im N., westlich und östlich aber von zwei mächtigen Stromfurchen, jenen des Tigris und Indus, eingeschlossen ist. Gegen beide, sowie gegen das kaspische Meer, die turkestanischen Tiefebenen und die Gestade des indischen Oceans, fallen Randgebirge jäh ab,

welche das eranische Plateau fast völlig isoliren. Nur im NW. steht es mit den noch höheren Tafelflächen Kurdistans und Armeniens, dem eigentlich die persische Provinz Aderbeidschan angehört, in Verbindung, während im NO. das Gebiet von Afghanistan (die persische Partikel istân bedeutet Platz, Aufenthaltsort, also Afghanistan wörtlich Land der Afghanen) mit dem Hindukuh-Gebirge den Uebergang nach Hochasien vermittelt. Daraus geht hervor, daß die tiefsten Stellen des eranischen Plateau ziemlich in dessen Mitte fallen müssen, wie auch thatsächlich der Fall. Das ganze Gebiet „vom Indus bis zum Tigris" zerfällt gegenwärtig in drei verschiedene, muhammedanische Reiche mit überwiegend arischer Bevölkerung. Es sind dies im O. das Chanat von Kelat, gemeiniglich, aber weniger richtig Beludschistan, das Emirat von Kabul oder Afghanistan genannt, und im W. das Königreich Eran oder Persien, das größte der drei, der unmittelbare Grenznachbar der Türken in Mesopotamien, Kurdistan und Armenien, sowie der Russen in Transkaukasien. Afghanistan und Belutschistan grenzen dagegen im W. an Persien, im O. aber an die britischen Besitzungen in Indien, speciell an das Pandschab oder Fünfstromland und Sindh, Afghanistan im N. an turkestanische Gebiete, über die der russische Einfluß fühlbar zu werden beginnt.

Versuchen wir es, von der O.-Seite, also von den Niederungen des indischen Pandschab, in das eranische Hochland einzudringen, so stoßen wir zunächst längs der ganzen Grenze von Kaschmir im N. bis zum Meere im S. auf einen in der Mitte bis zu 250 Km. breiten Streifen Gebirgsland, dessen höchste Berggipfel bei 3527 M. liegen. Es ist das indisch-persische Grenzgebirge, eine schroff zum Industhale abfallende Reihe von Parallelzügen, welche in ihrem nördlichen Zuge, d. h. zwischen Indien und Afghanistan, als Suliman-Kette mit dem 3450 M. hohen Tacht-i-Suliman (Salomonsthron) bekannt sind; für die südliche Strecke, zwischen Indien und Belutschistan, besitzen die Eingeborenen keinen Namen; wir nennen sie Brahui-Gebirge. Dieses Gebirgsland wird den Staaten Afghanistan im N., Kelat im S. zugerechnet, deren Herrschern es auch gelang, die dem Hauptthal zunächst liegenden Stämme der Gebirgsbewohner sich tributpflichtig zu erhalten; selbst die Tributstämme verwalten ihre Angelegenheiten selbständig; voller Unabhängigkeit erfreuen sich die Bewohner am Gebirgsabhang auf der indischen Seite. Die Wasserscheide zwischen dem Flußsystem Centralasiens und den Zuflüssen des Indus wie dem arabischen Meere bildet auch die ethnographische und Sprachgrenze: im Pischinthal am N.-Rande von Kelat hat die afghanische Nation und Sprache ihre letzten Vertreter, jenseits davon beginnt das Gebiet der Brahui und Belutschen. Diese Gebirgsbewohner theilen sich in zahlreiche Abtheilungen und Stämme; sie sind wenig volkreich und arbeitsscheue Nomaden, die es lieben, vom Fleiß Anderer zu leben; Wegelagerung an den Hauptzugangsstellen bildet ihre liebste Beschäftigung, und da ganz Innerasien mit Persien nur auf diesen Wegen mit Indien verkehren kann, unter welchen im N. der 914 M. hohe Chaiber-, im S. der 1765 M. hohe Bolan-Paß die gangbarsten sind, so haben diese Raubritter hoffen Ertrag an Zöllen und unerlaubten Abgaben. Die fortdauernden Räubereien lassen ein geregeltes Handelsverhältniß zu den benachbarten Briten nicht aufkommen, und ihnen zu steuern erweist sich, wenigstens in Kelat, die Macht des Herrschers völlig unzulänglich. Ueber die wenig bekannten Brahui-Gebirge, sowie über das gleichfalls sehr wenig erforschte Innere von Kelat hat die von dem Arzte Henry Walter

Bellew beschriebene Reise der englischen Expedition nach Seistan 1872 einiges Licht verbreitet. (H. W. Bellew. From the Indus to the Tigris, a narrative of a journey through the countries of Balotchistan, Afghánistán, Khorassán and Iran in 1872. London 1874. 8°.) Der Aufstieg erfolgt von der indischen Ebene aus 120—390 M. durch kurze, steile und tief ausgewaschene, darum leicht zu vertheidigende Flußthäler. Von der Hauptkette der Brahui-Gebirge, die von N. nach S. gerichtet sind, zweigen sich Seitenkämme ab, die von O. nach W. streichen und in den Längsthälern, die sich zwischen den Hauptketten nach S. gegen die Ebene zu herabsenken, Stufen bilden, welche den gleichmäßigen Fall dieser Thäler unterbrechen und die Bildung von übereinander liegenden Thalstufen zur Folge haben; ihre Ränder werden bald auf Einsattlungen (Lakh), bald in Erosionsschluchten (Tangi) überschritten. Elf seitliche Ausläufer durchsetzen das Längsthal in der Richtung von Kelat (2047 M.) bis Khozdar (1173 M.) am Fuße des Mulloh-Passes und bilden auf dieser 165 Km. langen Strecke 13 Thalstufen (Plateaux). Von Khozdar erfolgt der Abstieg nach S. an das Meer durch das Purali-Thal, und nach Indien im berüchtigten Mulloh- oder Milah-Mula- (eigentlich Nila, blau) Passe, einer 80 Km. langen stark geneigten Erosionsschlucht, deren Wände theils hart aneinander treten, theils weit auseinander liegen und neue jetzt entleerte Seebecken einschließen, die Standorte mannigfacher Culturpflanzen mit einzelnen Ansiedelungen. Vom O.-Fuße des Engpasses zieht der Weg unter'm Nagao-Gebirge in der Ebene nach Gundawa hin, hinter welchem Platze auf dem Wege nach Indien die Landschaft bald den Charakter einer baum- und wasserlosen Wüste, der Daschti-be-dar (auch Pat, Ebene) erhält, die sich in der beträchtlichen Breite von 10—20 Km. zwischen dem Culturlande Katscha, Gundawa und Sindh ausdehnt. Das Land im Inneren ist durchaus gebirgig. Wasserreiche Flüsse finden sich aber nur am S.-Rande des Hochlandes von Kelat. Der Mulloh scheint der einzige ständige Zufluß des Indus zu sein, der Nari nördlich davon verrinnt zeitweise in der Wüste. Die Hochthäler sind durchwegs wasserarm, die höher liegenden zeigen häufig Torfmoore, am N.-Abhang gegen den Lora-Fluß zu auch salzigen Untergrund, in welchen Schachte zur Gewinnung von Salz versenkt sind. Das Klima ist indisch und heiß in der Ebene; in den Hochebenen von Kelat mit ihren kalten Wintern, den heftigen Stürmen in der Regenzeit, einem milden, norditalienischen Sommer und sehr geringem wässerigen Niederschlag vollzieht sich der Uebergang zum trockenen Klima Centralasiens. Der Ackerbau ist deßwegen durchaus von Bewässerung der Felder bedingt, worin die seßhafte Bevölkerung Großes leistet. Die Berggipfel sind kahl, auch die Abhänge zeigen selten dichte Waldungen; die Kabul-Pistazia (Pistacia cabulica) herrscht vor; in den äußeren Thälern kommen auch kleine Bestände von Oliven, Mandeln und Pfirsich, sämmtlich wild mit nicht eßbaren Früchten vor, deren Stämme das Brennholz liefern; sonst gibt Buschholz das Feuerungsmaterial. Die europäischen Fruchtbäume, und von indischen die Dattelpalme, gedeihen prächtig noch bei 1100 M.; sehr gelobt wird die Güte der Trauben, aus denen vorzüglicher Wein gewonnen werden könnte. Die größeren Thäler sind durchgehends fruchtbar; Luzerne wird bei Kelat in bewässerten Feldern bei guter Düngung zehnmal im Sommer geschnitten; Weizen, Gerste, Mais, dann in vorzüglicher Güte Tabak gedeihen überall, Baumwolle dagegen nirgends. Im Sommer gleichen die bewässerten Flächen einem üppig grünenden, gut gepflegten Garten. Die Abhänge und unbewässerten Thalränder können nur durch Abweiden nutzbar gemacht werden; das trockene Klima bedingt deßwegen für einen großen Theil der Bevölkerung ein Wanderleben. Gegen NW. hin verflacht das Land nach dem Gebiete von Seistan, in welchem der Hamun-Sumpf liegt, in den sich der Hilmend, der bedeutendste Strom Afghanistans, ergießt. Dieser flache NW. ist eine öde, fruchtbare, noch unerforschte Sandwüste. Die Karten verzeichnen allerdings einen Karawanenweg, der von Kelat über das Sarawan-Gebirge in ziemlich direkter Linie an die Ufer des Hilmend nach Rudbar führt; allein noch kein europäischer Reisender ist diesen Pfad gewandert, der die Wüste von Belutschistan in ihrem nördlichen Theile durchkreuzt; wir wissen aber, daß sie sich nach S. hin bis in den am Meere gelegenen Landstrich Mekran erstreckt. Dort liegt ein furchtbar heißer, vegetationsloser, hafenarmer Küstenstrich, der vom Binnenlande durch öde Kalkgebirge geschieden wird. Der gegen Afghanistan gerichtete NO.-Rand Kelats bildet die Wasserscheide zwischen

Digitized by Google

dem Flußsysteme Centralasiens und den Zuflüssen zum Indus wie zum arabischen Meere. Die wasserscheidende Kette gegen den Indus heißt Khwadschah Amran und verästet sich in ihrem südlichen Ende nördlich von der Landschaft Schala. Die wichtigsten dieser Verzweigungen heißen Toba und Surchab; von letzterem senkt sich der Bergzug herab, der das Pischin-Thal im NO. schließt, gegen Schala sanft sich abdacht, dagegen steil gegen O. abfällt und von dieser Seite in dem berüchtigten Bolan-Passe (1765 M.) erstiegen werden muß. Der Paß am Khodschak liegt bei 2285 M.; über die Einsattlung zwischen Toba und Surchab führt in der Richtung gegen Tall durch das afghanische Siwistan der Weg durch das Suliman-Gebirge nach dem Indus. Dem inneren Theile dieses Thalkessels entströmen die Quellflüsse der Lora, eines bedeutenden Flusses, dessen im Sommer trockenes Bett in einer von O. nach W. gerichteten tiefen Einsenkung bei Bagat den Hilmend erreicht. (Emil von Schlagintweit, im: Ausland 1876, Nro. 15, S. 282—283.)

Der für das Reich Kelat gebräuchliche, aber im Lande selbst unbekannte Name Belutschistan ist nicht zutreffend. Die Bevölkerung ist eine sehr gemischte. Stämme indischer, speciell dravidischer Abkunft wiegen im Hochlande, eranische Stämme im Flachlande vor. Hauptvertreter der ersteren sind die Brahui, der letzteren die Belutschen. Nicht diese, sondern die Brahui bilden aber die Mehrzahl und liefern die Fürsten; die Ortsnamen sind, wo sie nicht persisch sind, meist in der Sprache der Brahui; die Verträge Englands, welche auf dieses Gebiet Bezug haben, sind mit dem Chan von Kelat, oder wenn mit anderen Großen des Landes, unter Vorbehalt und Einholung seiner Zustimmung gemacht. Kelat und die Brahui, nicht die Belutschen, geben in der Gegenwart dem Lande den Namen, seinen Geschicken die Richtung. Der Fürst selbst, ein Brahui, nennt sich blos Chan (oder auch nur Mir, d. i. Oberhaupt) von Kelat. Von den sechs Districten des Landes, welche einst die Vorfahren des jetzigen Chans beherrschten, gehorchen nur noch vier seinen Befehlen, nämlich Katscha, Gundawa, Dschalawan und Kelat; das kleine Gebiet von Bela ist dagegen fast unabhängig unter einheimischen Häuptlingen, während Mekran, eigentlich der größte Theil von Belutschistan, theils unter persischer Hoheit, theils gleichfalls unter einheimischen Fürsten steht. So umfaßt das heutige Reich von Kelat etwa 137,500 □Km. mit 500,000 Einwohnern, über welche der Chan von Kelat Hoheitsrechte einigen Inhaltes ausüben kann. Jüngst (1877) hat indeß England mit dem Chan einen Vertrag abgeschlossen, wonach Kelat zu einem vollständigen Vasallenstaat der Kaiserin von Indien wird. Schon früher hatte England sich das Recht erkauft, nach Gutbefinden die Gebirgspässe zwischen Kelat und dem angrenzenden Afghanistan militärisch zu besetzen. Der neue Vertrag stellt aber eigentlich ganz Kelat zur militärischen Verfügung Englands. (Ueber Kelat siehe: A. W. Hughes. The country of Balochistân: its Topography, Ethnology and History. London 1877. 8.)

Die Hauptstadt des Reiches ist das in 2057 M. Seehöhe gelegene Kelat, eine kleine befestigte Stadt mit etwa 8000 Einwohnern und einem unbeschreiblichen Schmutz; sie sieht gründlich verfallen aus; nur den Gärten wird sorgsame Pflege zugewendet. Dies besorgen die persisch-redenden, aber sunnitischen Tihwar; denn weit und breit gibt es keine Schiiten, die hier auf's tiefste gehaßt werden. Die Einwohnerschaft Kelats besteht nebstdem aus Belutschen, Brahui, Dschats und einigen Hindu. Hier residirt der Chan, umgeben von einem Dutzend Gesellen, die seine Leibgarde bilden, die aber mit den nichtsnutzigsten Gurgelabschneidern die verzweifeltste Aehnlichkeit haben. Dr. Bellew kann es gar nicht begreifen, wie es dem Chan gelungen sei, eine solche wohlassortirte Bande ungewaschener, zerlumpter und wüster Halunken aufzutreiben. Der gegenwärtige Herrscher von Kelat macht den Eindruck einer sehr unbedeutenden Persönlichkeit. Das Gemach, worin die Briten empfangen wurden, schien überaus vernachlässigt, die Wände krachten sehr bedenklich; das ganze Schloß (Kelat heißt auf arabisch Schloß) ist kaum mehr als eine Baracke.

Von den beiden Hauptvölkern, den Brahui und den Belutschen, sind erstere nach Sprache, wie den dürftigen geschichtlichen Nachrichten über ihr Land die älteren Ansiedler; die Belutschen dagegen sind später von W. her eingezogen. Sie sitzen auch heute noch mehr im Flachlande und bilden die ländliche Bevölkerung sowohl gegen Persien zu als auch nach Indien hin. Beide Nationen bekennen sich zum Islam, keine derselben ist strenggläubig, aber die Brahui sind wie die Afghanen Sunniten, die Belutschen dagegen wie die Perser Schiiten. Nur im W. an der Grenze von Seistan haben die Belutschen bis zur Gegenwart die Führung behalten; in Kelat sind Brahui am Ruder, und alle Großen des Landes, die sich größerer Selbständigkeit befleißigen, sind gleichfalls Brahui. Jene, welche Bellew sah, beschreibt er in den zwei Worten: arm und hungrig. Von der Geschichte dieses Volkes ist wenig bekannt; sie sind wahre Nomaden und wandern, gleich manchen afghanischen Stämmen, vom Hochlande in die Tiefebene mit ihren Familien und Heerden; einige sind in Dorfschaften seßhaft und bebauen das Feld; sie zerfallen in eine Unzahl von Clans oder Khel; ihre Lager nennt man Tuman und das Haupt eines solchen Lagers Tumandar. Sowohl in der Physiognomie und in ihrem sonstigen Aeußern, als in der Sprache unterscheiden sie sich wesentlich von den Afghanen, Belutschen und Dschats aus Sindh rings um sie herum; das Gleiche gilt von ihren Sitten; nur in Raub- und Mordlust haben alle diese Völker eine gewisse Familienähnlichkeit. Die Brahui sind mittelgroß oder darunter und von schwarzbrauner Körperfarbe; das Gesicht ist breit mit hohen Jochbeinen und kurzem und dünnem Schnurr- und Backenbart verziert; dagegen ist das rabenschwarze Haupthaar sehr dicht, das Auge schwarz und stechend, der ganze Körperbau kräftig. In der Sprache der Brahui kommen viele persische und indische Worte vor. Der Race nach von den Brahui und den Belutschen verschieden sind die Luri, eine Art Zigeuner, welche in einzelnen Familien im ganzen Lande zerstreut sind; man trifft dieselben vorzüglich als Musikanten, Töpfer, Seiler, Mattenweber und Hausirer. Sie besitzen keinen Grund und Boden, treiben nie Ackerbau und werden als Ausgeworfene betrachtet. (Bellew: From the Indus to the Tigris. S. 52—57.)

So wie Kelat, und in noch höherem Grade, ist auch Afghanistan oder das Reich von Kabul ein Terrassenland, welches meist westöstlich streichende Gebirgsketten mit hohen, oft bis zur Grenze des ewigen Schnee's sich erhebenden Bergen, besonders im östlichen und nordöstlichen Theile, durchziehen. Die Berge an der indischen Grenze verlaufen jedoch flacher gegen Afghanistan als gegen Belutschistan und gehen bald in ein von den östlichen Quellflüssen des Hilmend bewässertes Hochthal über, dessen Hauptorte im oberen Theile bei Ghasni in 2355, im unteren breiten Thale bei Kandahar in 1066 M. Seehöhe liegen. Im Allgemeinen fällt Afghanistan nach W., wo die Wüste es von Persien scheidet, ab und bildet baumlose,

Digitized by Google

unbewohnte Tafelländer mit fruchtbaren Thälern und Schluchten. Im N. steigt als Rand des eranischen Hochplateau's die westliche Fortsetzung des Himalaya, der Hindu-Kuh (Kuh, auf persisch Berg, also = das indische Gebirge) empor und zieht von dem Gebirgsknoten im N. des Kabul-Flusses nach WSW. bis zu den Quellen des Heri-Rud (Rud, auf persisch Fluß), Tocharistan von Kabulistan scheidend.

Der Hindu-Kuh ist ein noch wenig bekanntes Gebirge, das W.-Ende ausgenommen, welches der mit Schnee bedeckte Kuhi-Baba (Vater der Gebirge) 4600 M. hoch bildet. Nach W. und N. hin verliert sich die Kette in einem Gewirre niedriger, aber rauher, unwegsamer Berge, welche Manche für den Paropanisus der Alten ansehen. Auf den heutigen Karten figuriren sie als Ketten verschiedenen Namens, wie Sefid-Kuh (pers. weißer Berg, eine in Afghanistan häufig wiederkehrende Bezeichnung), Ghur-Gebirge, und Kuhi-Kaitu, dessen S.-Fuß der nach der nördlichen Turkmenen-Steppe sich wendende Heri-Rud bespült. In seinem wohlbewässerten, obstreichen Thale liegt das wichtige Herat, die Grenzfestung der Afghanen gegen Persien, eine durch Handel und Gewerbfleiß blühende Stadt von 100,000 Einwohnern, welche für den indisch-persischen Handel von größter Wichtigkeit ist, weßhalb das egoistische Albion mit Eifersucht darüber wacht, daß Herat nicht in unrechte Hände falle. Der nördlich von Dschelalabad am Kabulflusse gelegene Theil des Gebirges, wo der Chond oder Kunor 5887 M. sich erhebt, führt in engerem Sinne den Namen Hindu-Kuh und bildet das jetzt theilweise von den heidnischen Kafirs oder Sijaposch bewohnte Gebirgsland. Die höchsten Spitzen steigen bis über die in 4216 M. Seehöhe gelegene Schneegrenze und sind noch im Juni in Schnee gehüllt. Die Thäler, terrassenförmig nach dem Indus und Kabul abfallend, haben die Natur Kaschmirs; die Vorberge sind lieblich und fruchtreich; trefflicher, weltberühmter Wein, Aprikosen, Mandeln und Aepfel u. s. w. wachsen wild in den Thälern, und die Dörfer hängen als Häuserterrassen an den Seiten der Gebirge. Von N. aus kommend, steigt man südwärts hinauf zwischen den Bergen der mongolischen Hesareh durch dunkle Schluchten und über hohe Pässe in's Thal von Bamijan. Abermals über drei, und zwar immer höhere Pässe (bis zu 4030 M.) — zur Seite der ewigen Schneegipfel des Hindu-Kuh — geht es ostwärts hinab in den Centralkessel Afghanistans, den Thalgrund von Kabul. Man sieht auf den Felsenhöhen die Burgen der Afghanenhäuptlinge, deren Pferde wie die Ziegen klettern. Obgleich diese Thalebene noch 1950 M. hoch liegt, so ist sie doch, Dank dem schützenden Schneegebirge, gegen W. und N. eine Wiesen- und Gartenlandschaft, deren Blüthenschnee im Frühling, deren Fruchtreichthum im Sommer und Herbst (man füttert 3 Monate lang das Vieh mit Trauben) von altersher mit Begeisterung gepriesen wurde. Kabul, im Gebiete der Ghildschi-Afghanen, ist die eigentliche Hauptstadt des Reiches, zählt etwa 60,000 Einwohner und betreibt lebhaften Zwischenhandel mit persischen, indischen, europäischen und tatarischen Waaren. Von hier führt das Thal des cascadenreichen Kabulflusses großentheils in engen Klüften durch den fatalen Chaiber-Paß (914 M. Seehöhe) nach der Tiefebene von Indien hinab — der einzige von der Natur angezeigte Weg, und darum, so schwierig er ist, zu allen Zeiten von den Heereszügen benützt. Südwärts von Kabul, über hohe Pässe und tiefe Schluchten, trifft man die Stadt Ghazni auf einer Hochebene, wo der Schnee bis in den März liegen bleibt. Die Stadt selber ist jetzt wohl wenig mehr als ein Ruinenhügel, bestehend aus dem Schutt verschiedener Zeiten. Die dritte Hauptstadt der Afghanen ist das schöne, im Viereck gebaute Kandahar mit höchstens 18,000 Einwohnern im Gebiete der Durani, im SW. von Ghazni und jenseits der Wasserscheide am Arghundab, einem Seitenflusse des Hilmend. (W. H. Bellew: Journal of a political Mission to Afghánistán in 1857. London 1862. 8°.)

Die Afghanen oder Pathanen, die Inhaber des größten Theiles der vielgestaltigen Gebirgswelt zwischen dem Industhale und der persischen Hoch-

ebene, sind ein Volk arischer Herkunft (also in der großen Kette des indogermanischen Zusammenhanges stehend) und reden „Puschtu" (Paxto), eine zuallernächst auf den eranischen Stamm zurückweisende Sprache. Sie sind insgesammt sunnitische Muhammedaner, zerfallen in verschiedene Stämme, und zeichnen sich durch Tapferkeit aber auch durch Raubsucht aus.

Vermöge einer kriegerischen Kraft und Ausdauer, womit sie weitaus all' ihre Nachbarn überragen, wären die Afghanen berufen, Zucht und Ordnung im weiteren Umkreis aufrechtzuerhalten, — falls sie nur die Fähigkeit hätten, solche unter sich selbst zu wahren. Nur in Theilung und dem allzugroßen Sinne für Unabhängigkeit von Ort zu Ort beruht die Schwäche des Ganzen. Statt im Kampfe gegen Außen, befriedigt die nationale Ueberkraft sich in inneren Fehden und der landesüblichen Anarchie. Allerdings ist die Scheidung in unabhängige Stämme durch die Landesnatur selbst schon bedingt, — eine Landesnatur, welche alle Klimastufen umfaßt: Eisgebirge und tropisch schwüle Ebenen, blühende Hochthäler und brennende Sandflächen, also die verschiedenartigste Lebensweise erfordert. Nach allen Seiten öffnen sich die Thäler Afghanistans wie Ausfallpforten, aber gerade im Innersten sind die afghanischen Stämme durch fast unübersteigliche Klüfte und Kämme getrennt.

Afghane aus dem Innern.

Nebst den Pathanen treffen wir in Afghanistan noch sogenannte Tadschik, nämlich Nachkommen der Urbevölkerung eranischer Herkunft. Diese persisch redenden Tadschiks wohnen nicht blos in Städten, wie z. B. in Kandahar, sondern auch dörferweise im Lande, und haben, wenn nicht die alt-eranische Kraft, doch die alt-eranischen Sagen aufbewahrt; sie treiben hauptsächlich Landbau und Gewerbe. Nicht der schlechteste Theil der Bevölkerung sind die Kyzyl-Basch (Rothmützen) mit türkischer Sprache, d. h. die Nachkommen der von Nadir Schah seinerzeit hier angesiedelten Türken. Wir haben Kyzyl-Basch auch schon in Kleinasien kennen gelernt. Zwar ausgeartet, wie so oft die Söhne der Türken im Auslande, stellen diese, unter eigenem Oberhaupte stehenden und den Afghanen verhaßten Kyzyl-Basch immer noch eine stattliche Streitmacht vor. Die Gesammtmenge der Bevölkerung Afghanistans, in welche auch Araber, Kurden, Armenier und Juden eingesprengt sind, dürfte höchstens auf 4 Millionen anzuschlagen sein.

Dermalen sind alle Afghanenstämme unter einem einzigen Oberhaupte vereinigt, einem Emir, welcher in Kabul seinen Sitz hat. Die Zustände haben sich aber seit zwanzig Jahren eher verschlimmert als gebessert. Das Volk ist überaus unwissend und Bellew entwirft kein schmeichelhaftes Bild

von der afghaniſchen Wirthſchaft. Den Truppen ſchuldete man den Sold ſeit ſechs Monaten und für die in natura zu entrichtenden Steuern gibt die Regierung Anweiſungen auf die Steuerträger aus, die von Militär- und Civilbeamten an Geldesſtatt angenommen werden müſſen. Immerhin bildet Afghaniſtan, deſſen Ausdehnung auf 716,000 □Km. geſchätzt wird, zugleich faſt das einzige, noch unabhängige Reich zwiſchen der indiſchen Herrſchaft der Engländer und der mit zäher Beharrlichkeit vordringenden Macht der Ruſſen, weßhalb es für die Politik dieſer beiden Staaten die höchſte Wichtigkeit beſitzt und beide um die Gunſt des ſchwachen Emirs von Kabul buhlen. Den Briten ſind die Afghanen ſtets ſehr unſichere Alliirte, vielmehr haſſen ſie ihre Nachbarn in Indien, trotz freundlicher Verſicherung des Gegentheiles, auf's gründlichſte.

Durch ein Uebereinkommen zwiſchen England und Rußland 1872—1873 erhielt Afghaniſtan einen recht anſehnlichen Länderzuwachs im N. des Hindu-Kuh, theils in den Gebirgen Hochaſiens, theils in den turkeſtaniſchen Steppen.

Vornehmer Afghane.

Geſellen wir uns nunmehr wieder dem engliſchen Arzte Bellew zu, um den im Obigen weniger berückſichtigten SW. Afghaniſtans kennen zu lernen. Die Route von Kelat nach Kandahar, der wichtigſten Stadt im ſüdlichen Afghaniſtan, führt wiederholt über Bergzüge hinweg und in Thäler hinab, ehe man die Ebene erreicht, und iſt weiterhin nach Rudbar am Hilmend, wie es der Natur der Sache nach nicht anders ſein kann, ſehr monoton; denn die Ebene, die ſich von einer Wüſte nur ſchwach unterſcheidet, entbehrt jedweden Baumſchmuckes, ja ſelbſt jeden Buſchwerkes. Im Thal des Arghundab begleiten allerdings zahlloſe Ortſchaften und Gärten die Ufer des Fluſſes, die ſich aber bald wieder in eine baumloſe Ebene verwandeln, worin große Heerden von Kulans oder wilde Eſel umherſchwärmen, die auch den turkeſtaniſchen Steppen nicht fremd ſind. Erwähnenswerth ſind hier die heißen Schwefelquellen von Garmába und die Salzbrunnen bei Ballakhan. Die Diſtricte am Arghundab, wo er ſich mit dem Turnuk vereint, ſind dicht bevölkert und ſchätzt Bellew die Einwohnerzahl auf mindeſtens 40,000 Köpfe. Unterhalb der Verbindung des Arghundab mit dem Hilmend beginnt die traurige Landſchaft Garmſel, auf unſeren Karten auch Gurmſir genannt. Völlige Baumloſigkeit und Verminderung der Cultur charakte-

riſirt dieſes Gebiet, welches der etwa 1,50 Km. breite und anſcheinend ſchiffbare Hilmend durchſtrömt. Die Bewohner Garmſels ſind kühn ausſehende Leute mit abſtoßenden Geſichtszügen und ſehr dunkler Hautfarbe. Einige junge Weiber ſahen etwas hübſcher aus, die alten Damen waren aber wahre runzelige Hexen. Ihre Kleidung beſteht aus einem groben Baumwollenhemde eigenen Fabrikats und Beinkleidern gewöhnlich von blauer Farbe. Den Reichthum dieſer Leute bilden Getreide und Vieh. (Bellew. From the Indus to the Tigris.)

Wir befinden uns hier an der Schwelle jenes geheimnißvollen Landes Seiſtan, an der Grenze von Kelat, Afghaniſtan und Perſien, ein Gebiet, deſſen Topographie erſt in der jüngſten Zeit aufgehellt worden iſt. So weit den kartographiſchen Behelfen zu trauen war, ſtellte ſich uns Seiſtan als eine weite Ebene dar, deren Mitte ein großer See, der Zareh- oder Hamun-See einnimmt, in welchen ſich von O. her der Hilmend ergießt. Seiſtan iſt nun in der That ein gewaltiges Flachland, deſſen Vegetation durch Tamarisken und Zwergmimoſen charakteriſirt wird; bei Bandar macht der Hilmend einen jähen Bug nach NW., um dann mit vielen Windungen dem Hamun zuzufließen, dieſer iſt aber kein See mehr, ſondern in drei kleine Theile aufgelöſt, in den See von Furrah-Rud, in jenen des Hilmend und in den Zirreh-Sumpf. Die Ebene, welche Hamun genannt wird, liegt für gewöhnlich trocken da, und das Daſein eines See's an dieſer Stelle, wie unſere Karten ihn zeigen, kann gegenwärtig nur dadurch erklärt werden, daß im Frühjahr an den Mündungen der wichtigſten Flüſſe ſich einige Teiche im Waſſertümpel bilden. (Bellew. A. a. O. S. 263—266.)

Kandahar.

Sir Frederick Goldſmid, eines der Mitglieder der engliſchen Expedition, unterſcheidet zwei Landſchaften Seiſtan. Die Größe des eigentlichen Seiſtan wird auf 2450 □Km., die Bevölkerung auf 35,000 Anſäſſige und 10,000 Nomaden angegeben. Sie beſteht zu einem Drittel aus Perſern, Belutſchen und Afghanen und zu zwei Dritteln aus Seiſtanis. Das Land iſt im Allgemeinen flach, beſteht aus Sand und Alluvium und iſt nur mit Büſchen, nicht aber mit Bäumen beſtanden. An guter Bewäſſerung durch Canäle und Flüſſe fehlt es nicht; der Boden iſt fruchtbar;

Weizen und Gerſte gehören zu den Stapelartikeln, Melonen und Waſſermelonen ſind in Menge vorhanden, die Weiden ſind vortrefflich. (Proceed. R. geograph. Soc. XVII. Bd. 1873. S. 88.) „Außen-Seiſtan“ umfaßt das Land am rechten Ufer des Hilmend, etwa 200 Km. aufwärts. Man nennt es Tſchakhanſar; es bringt Weizen und Gerſte hervor. Seiſtans Klima iſt entſchieden ungeſund, ein wahres Continentalklima im ſtrengſten Sinne. Unter deſſen Einfluſſe ſind auch die Landeseingebornen phyſiſch ſehr zurückgeblieben und ausnehmend häßlich. Ackerbau und Viehzucht bilden ihre Hauptbeſchäftigung; nur wenige treiben Jagd, Fiſchfang und niedere Handwerke. Ihre Sprache iſt ein perſiſcher Dialect, in welchem viele Parto, belutſchi und türkiſche Wörter vorkommen.

Wilde Eſel.

Mit Seiſtan betreten wir den Boden des perſiſchen Reiches. Wollen wir Perſien, deſſen Größe etwa der von Frankreich und Großbritannien gleichkommt, im Allgemeinen charakteriſiren, ſo können wir ſagen, das Land beſtehe aus Paradieſen, wie wir ſie aus den Schilderungen der Dichter Hafis und Sadi und zum Theile aus Goethe's weſtöſtlichem Divan kennen, und damit abwechſelnden troſtloſen Wüſten von Fels, Sand und Salz. Trotz hoher Gebirgszüge regnet es nie genug, da die Höhen wald- und pflanzenlos ſind,

und an künstlichen Bewässerungsanstalten fehlt es auch überall. Die Flüsse verlieren meerwärts ihre Kraft und in entsetzlichen Wildnissen oder todten Bitter- und Salzmeeren ihr Leben. Dazu die furchtbarsten Temperaturgegensätze. In manchen Gegenden kommen die Leute an Frost und Fiebern, in anderen an Hitze um. Ein Landesstreifen am persischen Golfe ist während des größten Theils des Jahres heiß wie ein Backofen, dagegen herrscht in einer langen Strecke am kaspischen Meere mindestens fünf Monate lang kalte, feuchte Fieberluft. Zwischen diesen Landstrichen findet sich hier und da eine Oase, auf deren grünem Rasensammt sich Getreidefelder oder paradiesische Gärten voller Rosen, Hyacinthen, Lilien und anderen Blumen hervorheben.

Der britische Gesandtschaftssecretär Thomson in Teheran berichtete 1868: „Von der Bodenfläche Persiens, 1,680,000 □Km., ist ein großer Theil vollkommene Wüste, und die Bevölkerung vertheilt sich im Durchschnitt mit 3 auf den □Km. Täbris mag ungefähr 110,000, Teheran 85,000, Ispahan 60,000 Einwohner haben. Rechnet man 1 Million auf die Städte, 1,700,000 für die über Persien zerstreuten Türken-, Kurden- und Araberstämme, und 1,700,000 für die übrigen Einwohner, so beträgt die ganze Bevölkerung etwa 4,400,000 Seelen." Jedenfalls bleiben wir nicht unter der Wirklichkeit, wenn wir die Gesammtbevölkerung Persiens mit Mounsey (A Journey through the Caucasus and the interior of Persia. London 1872. 8°.) auf höchstens 5—6 Millionen veranschlagen, von denen in den letzten Jahren viele Tausende durch die ausgebrochenen grauenhaften Hungersnöthe umgekommen sind. Um das Land auch in staatlicher Hinsicht gleich zu charakterisiren, so sagen wir, daß die Bewohner durchweg arm sind, dennoch aber jährlich eine Staatseinnahme von mindestens 36 Millionen Mark aufbringen müssen. Der Staat — ein Königreich, dessen Herrscher kurzweg Schah genannt, sich auch stolzerweise „Schahinschah", d. i. König der Könige, tituliren läßt — kommt jedoch hiermit schon lange nicht mehr aus, und Stockschläge, satrapische Erpressungen und dergleichen orientalische Steuerhilfen haben auch ihre Kraft verloren. „Das Land leidet an einer schlechten Regierung, die Regierung an einem schlechten Volk und das Volk an einem undankbaren Land, ein circulus vitiosus, aus dem nicht herauszukommen ist. Der Schah ist eine große Null und der Thronfolger eine kleine. Mit neuen Uniformen und einem Stückchen Eisenbahn ist Persien nicht zu civilisiren, und es ist stark zu bezweifeln, ob das Land je einer bessern Zukunft entgegengeführt werden kann, so lange es von Persern bewohnt ist. Wenn europäische Zeitungen von Reformen in Persien sprechen, so beweist dies nur ihre gänzliche Unkenntniß persischer Zustände. Das Reuter'sche Project, Persien in Generalentreprise zu nehmen, war lediglich nur eine Speculation auf das Geld leichtgläubiger Europäer; man muß es dem Schah Dank wissen, daß er früh genug dem Baron sein Wort brach. Der volkswirthschaftliche Zustand des Landes ist ein überaus trauriger. Der Bauernstand ist gänzlich verarmt und schwer bedrückt. Eigentliche Industrie ist nicht vorhanden (die Teppichweberei ist lediglich Hausindustrie); wo sich Wohlstand zeigt, da wird er von der Regierung prompt unterdrückt. Der Beamtenstand ist ganz unglaublich depravirt — eine merkwürdige Analogie zwischen dem uncivilisirten Persien und dem übercivilisirten Amerika." So urtheilt ein moderner Beobachter, Baron Thielmann (Streifzüge im Kaukasus, in Persien und in der asiatischen Türkei, S. 297—298) und bestätigt damit nur, was einer der gründlichsten Kenner Persiens, Dr. J. E. Polak (Persien. Das Land und seine Bewohner. Ethnographische Schilderungen. Leipzig 1865. 8°. 2 Bde.) längst berichtet hatte. Das Reisen in Persien ist nicht überall ohne Gefahr. Da und dort treiben sich wilde nomadische Horden umher, welche Reisende und ganze Karawanen überfallen und ausplündern. Der Schah hat für die Einnahmen des Landes viel zu viel, aber für dessen Sicherheit viel zu wenig Soldaten. Die Normalstärke des Heeres beträgt 105,500 Mann, von denen jedoch nur ein Drittel activ ist; den Rest bildet eine Art Reserve, die, ob-

Digitized by Google

gleich meiſt unbewaffnet und mit Ackerbau beſchäftigt, zu jeder Zeit eingezogen werden kann. Die Waffen der Truppen beſtehen aus altmodiſchen franzöſiſchen und engliſchen Musketen und einigen Tauſend in Teheran angefertigten. Das Land hat höchſtens 100 ſchießtüchtige Kanonen, alle leichten Kalibers, aufzuweiſen. Die Officiere ſollen im Allgemeinen unwiſſend ſein. Dieſe Truppen zehren wie Heuſchrecken an dem ausgehungerten Lande und ſehen doch ſelbſt ſehr verhungert, ſchäbig und lumpig uniformirt aus, manchmal kaum halb bewaffnet, mehr wie Räuber oder Bettler, als wie Beſchützer des Landes. Selten bekommen ſie regelmäßigen Sold. Sie exerciren ziemlich europäiſch, dabei aber ſehr nachläſſig.

Thor von Teheran.

Man ſieht ihnen denſelben Verfall wie dem ganzen Lande an. Die Staatseinnahmen überſteigen die Ausgaben, unter letzteren figuriren 14 Millionen Mark für das Heer und 4 Millionen für „außergewöhnliche Zwecke“. Die Einfuhr mag auf 50 Millionen, die Ausfuhr, hauptſächlich Opium, Baumwolle und in erſter Linie Seide, auf 30 Millionen Mark veranſchlagt werden.

Das Reich zerfällt in 11 „Memleket“ oder Provinzen, von welchen Irak Adſchemi den eigentlichen Kern bildet, um welchen ſich die zehn anderen Provinzen gruppiren.

Im Irak Adschemi liegen die alte und die neue Hauptstadt Persiens, Ispahan und Teheran. Die letztere Stadt befindet sich ganz im N. der Provinz, sozusagen am Fuße des gewaltigen Elburs-Gebirges, welches sie von Ghilan und Masenderan scheidet, zwei schmalen Küstenstrichen, ganz aus den N.-Abstürzen des Elburs zum kaspischen Meere bestehend. Vom höchsten Gipfel dieser Kette, dem 6120 M. hohen Demavend, einem ausgebrannten Vulcan, ist das auf kahler Lehmsteppe gelegene Teheran nicht weiter entfernt als Braunschweig vom Brocken. Die Stadt, welche erst seit 1798 zur Residenz erhoben ist, hat außer dem viereckigen Palast des Schah, welcher den vierten Theil des ummauerten Umfanges einnimmt, und den Palästen einiger seiner Günstlinge kaum ein anständiges Bauwerk aufzuweisen. Die Straßen sind meist eng, krumm und schlecht gepflastert, und die Wohnräume in den Häusern niedrig, winklich und fast durchweg nur spärlich und schäbig ausgestattet. In den Bazars dagegen fehlt es nicht an geschmackvollen Gebrauchs- und Luxusgegenständen. Ganz im W. des Irak liegt Hamadan, das alte Ekbatana, mit 30,000 Einw., wo die Juden die Gräber der Esther und des Mardochai zeigen, und an der Spitze eines gleichschenkligen Dreiecks zum jungen Teheran und uralten Ekbatana Frans mittelalterliche oder muhammedanische Hauptstadt Ispahan. Einst wohl die größte der persischen Hauptstädte aller Zeiten, liegt es in herrlicher Umgebung, mit einer Menge berühmter Prachtbauten, Fabriken in Gold- und Silberstoffen und noch zahlreichen Einwohnern, worunter in besonderen Vorstädten viele Armenier und Juden leben. Mehrere prachtvolle Paläste aus der älteren Glanzzeit, vor allen der große Königspalast und der neuerbaute Statthalterspalast, hundert Moscheen, worunter die Königsmoschee die prachtvollste der ganzen muhammedanischen Welt sein soll, der ungeheure Plaz Meidan und der freilich jetzt verödete, lange Schah-Abbas-Bazar zieren noch die Stadt, welche unter diesem Schah — J. 1587—1629 — ihren größten Glanz entwickelte bei einer Bevölkerung von ½ Millionen, nebst mehr als 1800 Karawanserais und 270 öffentlichen Bädern. (Neuschle. Handb. der Geographie. V. S. 517 ff.) Jedenfalls war und ist auch heute, mit Ausnahme von Teheran, Ispahan eine der größten und schönsten Städte des Orients. Die Perser hegten allgemein die Ueberzeugung, Ispahan wäre die Hälfte der Welt gewesen, wenn Lahore in Indien nicht wäre. Ispahân nisfi jehan agar Lâhor nebâschar, d. h. schließt Lahore aus — und Ispahan wird die Hälfte der Welt sein. Heute ist die Stadt, gleich anderen Unglücksschwestern, tief heruntergekommen; sie liegt seit der jüngsten Hungersnoth (1871) im Staub darnieder; neun Zehntheile sind Ruinen. Ihre Einwohnerzahl, oft mit 150,000 bis 200,000 angegeben, ermittelte Petermann auf blos 60,000. (Siehe über Ispahan: Ausland 1876, Nr. 23, S. 449.)

Im NW. und W. umlagern Irak Adschemi die Provinzen Aderbeidschan, Ardilan, Luristan und Chusistan oder Arabistan, welch' letztere Provinz zum Theile schon vom persischen Golfe bespült wird. Ihr reihen sich diesem entlang und südlich vom Irak Farsistan, Kirman und Mekran an, welch' letztere Provinz an das Reich von Kelat grenzt. Es sind dies insgesammt hohe Bergländer, welche vom Meeresufer terrassenförmig ziemlich jäh emporsteigen und deren Höhenzüge dem Küstenverlaufe im Allgemeinen parallel streichen. Sie bilden den westlichen und südlichen Rand des eranischen Tafellandes, so daß gegen N. hin das Terrain sich wieder senkt und das Plateau von Irak, welches in seinem nördlichen Theile von der großen persischen, bis in das östliche Chorassan sich erstreckenden Salzsteppe eingenommen wird, ein tieferes Meeresniveau besitzt, als die meisten Längsthäler, welche die südlichen Provinzen durchsuchen. In einem dieser Thalgründe voll Rosen-

Kirchhof von Teheran.

und Weingärten, von Cypreſſenhainen umgeben, liegt in 1350 M. Meereshöhe das vielbeſungene Schiras, mit 25,000 Einwohnern.

Obzwar gleichfalls meiſt nur ein Schatten vergangener Größe, hat Schiras durch ſeinen Handel mit dem dort gedeihenden tokaierähnlichen Wein, mit Roſenöl und Roſenwaſſer immer noch ſeine Bedeutung; auch iſt die Herrlichkeit ſeiner Lage von den orientaliſchen Dichtern nicht ganz umſonſt gefeiert worden. Uebrigens, wenn der Reiſende wochenlang nichts geſehen hat, als die kahle Wüſte, ſo wird das Auge genügſam, und ſo mag auch

an Schiras die erste Fülle saftigen Dunkelgrüns, überragt von der Kuppel der Moschee Schah Tschirog, viel zur Begeisterung beigetragen haben. Die Fülle von Wasser erzeugt in der Stadt eine der üppigsten Culturen, die Rosen ermüden niemals zu blühen und der Perser kann sein beliebtes Lammfleisch dort das ganze Jahr über genießen, nicht blos zwei Monate wie anderwärts. Zu Rosen und Lammfleisch gesellt sich ein lachender Himmel und eine beständige Milde der Luft. Das gute Essen, die Fruchtbarkeit des Bodens und das linde Klima haben die Schiraſi aber auch zu Ausschweifungen verführt. Ohne Scheu wird in Schiras von beiden Geschlechtern dem Becher gehuldigt und bei den Zechgelagen spielen die Tänzer und Tänzerinnen eine große Rolle. Die Schiraſi hätten den Himmel auf Erden, wenn sie sich eine Unart abgewöhnen könnten, nämlich zu stechen. Alt und Jung führt einen zweischneidigen Dolch im Gürtel und heftige Wortwechsel enden gewöhnlich mit dem Gebrauche dieser Waffe, so daß leichtsinnige Mordthaten zu den alltäglichen kleinen Nachrichten gehören würden, wenn ein Wochenblättchen erschiene.

In all den genannten Provinzen erfolgt der Abfall des eranischen Hochlandes sehr rasch, sei es in die Tiefebene des Tigris-Thales, sei es zum persischen Meerbusen hin. Nach der ersteren Richtung wehen noch in Karrind kühle Winde, unten sind sie glühend heiß. Die in wenig Stunden zurückgelegte Senkung beträgt etwa 250 M. und das Thermometer steigt im Juli von 21 auf 31 und in der Sonne selbst auf 48° R. (Bellew. A. a. O. S. 447.) Eine gleich intensive Hitze versengt die Gestade des persischen Golfes, an welchem die Perser, obzwar eine durchaus seetüchtige Nation und deßhalb ohne jegliche Spur einer Kriegsflotte, doch ein paar wichtige Hafenplätze besitzen. Der Haupthandelsplatz ist Abuschehr oder Bender Buschehr; am Eingange des Golfes, in der Hormus-Straße, liegt der vegetationslose Felsen von Hormus, einst ein glänzendes Handelsemporium, und die Hafenstadt Bender Abbaſi in der Provinz Kirman, die sich gen NO. bis nach dem uns schon bekannten Seistan erstreckt.

Die nordöstliche Provinz Persiens, zugleich eine der größten des Reiches, ist Chorassan, welche 1858 durch eine russische Expedition mit Hrn. von Khanikow an der Spitze genauer erforscht und seither wiederholt von Europäern besucht worden ist. Ihr östlicher Theil ist vorherrschend Gebirgsland und führt deßhalb im S. die Benennung Kuhistan. Dazwischen dehnen sich aber sowohl nach Afghanistan als gegen W. hin weite Wüsten aus; im N., wo Meschhed, eine der bedeutendsten Städte Eran's liegt, umziehen wieder bis an den SO.-Saum des kaspischen Meeres Gebirge, Fortsetzungen des Hindu-kuh in Afghanistan, den Rand des Hochplateau's, welches hier nach der nördlich gelegenen Turkomanen-Wüste abfällt.

Ueberall in diesem Theile Persiens begegnet man den sichtbaren Spuren der jüngsten Hungersnoth und der maßlosen Furcht vor den benachbarten Turkomanen, deren räuberische Einfälle die schwache persische Regierung und die ebenso schwache Gesellschaft in jenen Grenzlanden nicht abzuwehren verstehen. Was die Hungersnoth anlangt, so scheint dieselbe jeder Beschreibung zu spotten; im Uebrigen ist es schwer, die Ursachen der Hungersnoth in diesem Gebiete

Digitized by Google

zu begreifen, denn Bellew verſichert, daß der Boden gut bewäſſert ſei und ein reichliches Erträgniß abwerfe. Dennoch war die Noth ſo groß, daß ſie die wahrhaft lächerliche Turkomanenfurcht überwand, und, wie man Bellew erzählte, gingen die Bewohner Meſchheds ſchaarenweiſe vor ihre Thore in der Hoffnung, von den Turkomanen gefangen genommen und in die Sklaverei geſchleppt zu werden, eine Brodkruſte in Sklavenketten den Qualen eines langſamen Hungertodes in der Heimath vorziehend. Die Turkomanen ſchonten, mit Ausnahme der Araber, niemand, nahmen keine Rückſicht auf Alter oder Geſchlecht; wer ihnen kein genügendes Löſegeld zu bieten vermochte, ward nach Chiwa auf den Sklavenmarkt gebracht und dort verkauft. Die Exiſtenz und Behandlung der perſiſchen Sklaven bei den Turkomanen ſelbſt hat Vámbéry in lebhaften Farben geſchildert. Heute freilich, wo die ſiegreichen Waffen der Ruſſen Chiwa erobert und die Sklaverei dort aufgehoben haben, iſt auch den Turkomanen das Handwerk in dieſer Richtung wenigſtens gelegt, und wahrſcheinlich iſt die Zeit nicht ferne, wo ſie ihre Räubereien auch nach Perſien einſtellen werden müſſen, wenn nämlich die jetzige perſiſch-turkomaniſche einmal völlig eine perſiſch-ruſſiſche Grenze ſein wird. Merkwürdig iſt, daß trotz ihrer Angſt die Leute jener Gegend im Gegenſatze zu den Afghanen unbewaffnet einhergehen; Widerſtand iſt nämlich ſicherer Tod; die Turkomanen tödten die alten Leute, die für ihre Zwecke werthlos ſind, und jene, die ihnen nicht gutwillig folgen. Deßhalb iſt die von Bellew durchzogene Ebene mit ganz eigenthümlichen Schutzthürmen beſäet; ſie beſtehen aus einem etwa 4 M. hohen, kreisrunden Lehmwall, der einen leeren, unbedeckten Raum einſchließt und einen einzigen Eingang beſitzt, der ſo niedrig iſt, daß man nur auf allen Vieren hindurchkriechen kann. Sobald die Perſer der turkeſtaniſchen Reiter anſichtig werden, flüchten ſie mit ihren Heerden in dieſe abgeſchloſſenen Räume, die ſicheren Schutz bieten, bis die Räuber mit langer Naſe wieder abgezogen ſind. Uebrigens beſitzen die Turkomanen einen heilſamen Reſpect vor allen Feuerwaffen und halten ſich überhaupt nur an Unbewaffnete; ſie ſind allen Schilderungen zufolge ganz erbärmliche Feiglinge.

Turkomaniſches Lager.

Meschhed i mucaddas, „das Heilige“ (siehe Nicolai von Chanykow: Méched, la ville sainte, et son territoire in: Le Tour du Monde, 1861, p. 269—289), die Hauptstadt des persischen Chorassan, treibt lebhaften Handel und ist ein Stapelplatz für die Karawanen nach Indien und China; die Hauptindustrie-Erzeugnisse sind Schmuckvasen, Becher, Teppiche, Pfeifen und Hausgeräthe, die Hauptwaare die Türkise von dem benachbarten Nischabur.

Wir sind hiermit bis in die Nähe des kaspischen Meeres vorgedrungen, von welchem die bisher durchwanderte Gegend durch die östlichen Ausläufer des hohen Elburs-Gebirges geschieden wird. Obwohl die S.-Ufer der kaspischen See (über diese siehe: G. Melgunow. Das südliche Ufer des kaspischen Meeres oder die N.-Provinzen Persiens. Leipzig 1868. 8°.) persisches Gebiet sind, und einige nicht unwichtige Plätze, wie Asterabad, Barferusch, Amol in Masenderan, Enzeli und Rescht in Ghilan aufweisen, kann man dieses Meer doch recht eigentlich als ein russisches Binnengewässer betrachten, denn russisches Gebiet umsäumt es an allen Seiten, die südliche ausgenommen. Selbst an dieser haben sich aber die Russen die kleine persische Insel Aschurade unfern von Asterabad als Flottenstation abtreten lassen; und auch im Thale des Atrek, welcher von O. her dem kaspischen Meere zufließt, haben sie Fuß gefaßt, insoferne dieser Fluß heute zu gutem Theile schon die Grenze zwischen Persien und den russischen Besitzungen in Turkestan bezeichnet.

Es dürfte hier am Platze sein, zur Orientirung des geneigten Lesers einige Worte über die politische Bedeutung dieses Fußfassens der Russen im Atrek-Gebiete einfließen zu lassen. Seitdem die früher zum persischen Reiche gehörigen Länder südlich vom Kaukasus von den Russen annektirt und der Araxes die Grenze des russischen Reiches geworden ist, seit jener Zeit, d. h. seit nun etwa 50 Jahren, ist die Abhängigkeit Persiens von Rußland eine vollendete Thatsache und niemals hat die Regierung des Schahs sich irgendwelchen Neigungen hingeben dürfen, welche der russischen nicht genehm gewesen wären. Die Abtretung des unteren Atrek-Thales konnte den Persern kaum sehr schwer fallen, denn sie haben abgetreten, was sie nicht vollständig ihr eigen nennen konnten, wenigstens nicht im Stande waren, zu beschützen. Es ist das Hauptaktionsfeld der räuberischen Turkomanenstämme, besonders der Tekke, die alljährlich in diese Gegenden einfallen und ebenso schnell, wie sie kommen, auch wieder verschwinden, Alles, was irgend möglich, an Vieh, Menschen, Werthsachen ꝛc. mit sich schleppend. Der Schutz, den die persische Regierung ihren Unterthanen in dieser Gegend angedeihen läßt, ist eine Illusion, wie es bei der entsetzlichen Verrottung in allen Zweigen der persischen Verwaltung auch gar nicht anders zu erwarten ist. So werthlos verhältnißmäßig der Atrek für Persien ist, von so wesentlicher Bedeutung ist er für Rußland, wie folgende Betrachtung der geographischen Verhältnisse lehrt. Das hohe Elburs-Gebirge (südlich vom Kaspischen See) setzt sich, wie wir wissen, ostwärts fort als das Gebirge von Chorassan; da, wo es vom Heri-Rud durchschnitten wird, erreicht es die Grenze von Afghanistan, geht dann unter verschiedenen Namen in östlicher Richtung fort und bildet so die Verbindung mit dem Hindu-kuh direkt, nördlich von Kabul mit den westlichen Ausläufern des Himalaya. Diese Linie ist die von der Natur vorgezeichnete Südgrenze eines einheitlich gedachten Turkestan. Alle Länder nördlich und südlich von dieser Linie sind Culturländer, einzutheilen nach den verschiedenen Wasserscheiden, und sehr werthvolle Handelsgebiete. Auf beiden Seiten des Chorassanischen Gebirges liegt die Provinz Chorassan, das alte Hyrkanien. Der N.-Theil desselben wird vom Atrek und

einer Reihe Seitenflüsse gespeist. Hieran schließt sich das Stromgebiet des Heri-Rud und des Merw-Rud mit der Stadt Merw; weiter östlich die Landschaft Kiptschak, die Chanate von Maimene und Kunduz mit den Städten Andchui und Balch, den südlichen Nachbarländern von Bochara. Die Occupation des Atrek war der Anfang des Versuches für das Turkestanische Reich, eine feste Südgrenze zu gewinnen, eine ununterbrochene Linie vom Kaspischen See bis Bochara herzustellen; allerdings ist es nur der Anfang, aber ein Anfang, dessen Ende gar nicht zweifelhaft sein kann. Die orientalischen Völker, welche jene Gegenden bewohnen, sind zu gespalten und zu wenig organisirt, als daß sie den Russen erfolgreichen Widerstand leisten könnten, und von Europa aus kann ihnen Niemand helfen. Nicht weit von der Mündung des Atrek ist die russische Flottenstation Aschurade. Der Landweg um die S.-Küste des Kaspischen Sees, der übrigens sehr ungesund, steht den Russen immer zur Verfügung, so daß russische Truppen sowohl zu Wasser wie zu Lande vom Kaukasus aus in dieser Richtung vorgehen können. Der Fortschritt auf dieser neuen Bahn kann ihnen nicht besonders schwer fallen. Während Chiwa auf drei Seiten von endlosen, für größere Truppenkörper schwer passirbaren Wüsten geschützt wird, hat man auf dieser südlichen Linie zwar keinen schiffbaren Jaxartes zur Verfügung, aber doch nur solche Länder zu passiren, welche bis zu einem gewissen Grade Culturländer sind, größere Städte aufzuweisen haben und daher die Mittel zur Unterhaltung von Armeen selbst gewähren; diese Linie ist das nächste und vorderhand letzte Ziel russisch-asiatischer Politik. Das Streben nach Abrundung, nach natürlichen Grenzen liegt klar zu Tage und ist auch ebenso berechtigt wie nothwendig; denn nur dann, wenn die Russen auch diese Linie militärisch besetzt halten, wird es gelingen, die turbulenten turkomanischen Nomadenstämme in Ordnung zu halten und zu pacificiren — in derselben Weise, wie es ihnen mit den Kirgisen nördlich vom Aral-See gelungen ist. Nur unter dieser Bedingung ist es möglich, Turkestan zu einer russischen Provinz zu machen und dem russischen Handel dies große und reiche Handelsgebiet zu sichern. Rußland hat bekanntlich nichts weniger als freihändlerische Ansichten. Wenn es daher ganz Turkestan unter seine Botmäßigkeit gebracht haben wird, so ist damit selbstverständlich das englisch-ostindische Geschäft von dem Markte ausgeschlossen. Hinc illae lacrymae! Die Ausschließung ist russischerseits ohne irgend welche Schwierigkeit zu verwirklichen. Der einzige Verkehrsweg zwischen Indien und Turkestan geht von Kabul aus über den Hindu-kuh über drei Pässe hinüber, von denen der erste 3350, der zweite 3780, der dritte 4100 M. hoch ist. Hat erst die russische Militärmacht nördlich vom Hindu-kuh Fuß gefaßt, so ist es ein Leichtes, diese Passage hermetisch zu verschließen, die Engländer ein- für allemal auszuschließen, und Millionen, die bisher alljährlich ihren Weg nach England nahmen, nach Rußland zu lenken. Als Grenzland zwischen Indien und Rußland bleibt in Zukunft nur das unzugängliche Kafiristan, ein asiatisches Tyrol, und Afghanistan. Ob auch hiernach Rußland dürstet, wie englische Lärmmacher glauben, ist mindestens zweifelhaft. Direct um Indien handelt es sich nicht und wird sich vermuthlich niemals darum handeln. Rußland strebt ganz zu besitzen, was es zur besseren Hälfte schon hat, nach Abrundung und Befestigung seines Besitzes, was nur innerhalb der von der Natur vorgezeichneten Grenzen möglich ist. Dies Unterfangen erscheint nicht so ungeheuerlich, und es ist abgeschmackt, ein großes Maulgerassel zu erheben, nachdem das Eintreten dieser Ereignisse seit vielen Jahren mit Bestimmtheit vorauszusehen war. England kann den russischen Bären nur noch anbellen; ihn zurücktreiben — dazu ist es viel zu spät.

Die Provinzen Ghilan und Masenderan umfassen den bewaldeten N.-Abfall des Elbursgebirges und einen mehr oder minder breiten, aus Schwemmland gebildeten, flachen Küstenstrich zwischen jenem Gebirge und dem kaspischen Meere. Dieser oft sehr sumpfige, von bösen Fiebern heimgesuchte Landstrich, in welchem hauptsächlich Reis, Baumwolle, Seide und etwas Rohrzucker producirt wird, ist zum größten Theil seines Flächeninhaltes, ähnlich dem benachbarten Gebirge, von ungeheuren Waldungen bedeckt, wodurch er

Digitized by Google

im schneidendsten Gegensatze steht zu dem öden, kahlen oder trockenen Lande im S. des Elburs, zu dem übrigen Persien, das man scherzweise in die Salzwüste und in die Wüste ohne Salz einzutheilen pflegt. Während in den Wäldern des Gebirges Buchen dominiren, sieht man in den oft undurchdringlichen Dickichten der Niederung hochstämmige Eichen und allerhand Pomaceen abwechseln mit Gleditschien und zartblätterigen Mimosen. Hier wächst die Rebe wild, erreicht der Buchsbaum 6—10 M. Höhe und gehört der Granatapfel zu den gemeinsten Waldfrüchten. Große Farrenkräuter nehmen oft fast mit Ausschluß der anderen Vegetation riesige Flächen ein. Hohe Rohr-

Persische Frau im Hause.

gewächse und allerhand Schlingpflanzen zeigen sich allenthalben in diesen Urwäldern, die dem Königstiger und anderen Raubthieren zum Schlupfwinkel dienen, und in denen Hirsche, Schweine und Fasanen zur häufigsten Jagd gehören.

Die nordöstliche Provinz Persiens ist Aderbeidschan, welche im N. an die russischen Kaukasusländer, im W. aber an Türkisch-Armenien grenzt und sowohl ihrem Bodenrelief wie ihrer Bevölkerung nach zu Armenien gehört. In ihr liegt der schöne, große Urumia-See und östlich von ihm in nackter Fläche, am Fuße hoher, phantastisch gestalteter Felsberge und in

1507 M. Seehöhe Perſiens größte Stadt und Hauptſtapelplatz ſeines europäiſchen Handels, Täbriz (100,000 Einw.), in Europa unter dem durchaus falſchen Namen Tauris bekannt.

Noch erübrigt uns, nachdem wir Perſien durchwandert, einen flüchtigen Blick auf deſſen Bevölkerung zu werfen. Den wichtigſten Beſtandtheil bilden natürlich die eigentlichen Eranier oder Neuperſer, welche in Turkeſtan, Oſteran und Afghaniſtan durchgängig Tadſchik genannt werden. In W.-Eran heißt man ſie ganz ähnlich Tat. Hier ſitzen auch Armenier, Kurden und türkiſche Stämme, namentlich Turkomanen oder Turkmenen, wie z. B. die Kara-Göslii zwiſchen Teheran und Hamadan. Beſonders aber im N. hat ſich Eran mit Turan ſtark gemiſcht, auch wird das Türkiſche allenthalben von vielen, einigen oder wenigen verſtanden, in der Provinz Fars dagegen, wo das perſiſche Blut nicht verunreinigt worden iſt, reicht das Türkiſche nicht aus. (Nicolai de Chanykow. Mémoire sur l'éthnographie de la Perse, Paris 1866. 4°.)

Perſiſche Frau auf der Straße.

Die Perſer bekennen ſich zur Schiah-Lehre des Islam und haſſen deßhalb auf's kräftigſte ihre weſtlichen Nachbarn, die ſunnitiſchen Türken. Ein Vergleich zwiſchen beiden Völkern fällt aber in den wenigſten Stücken zu Gunſten der erſteren aus. **Der Perſer, mit der charakteriſtiſchen ſchwarzen Lammfellmütze (Kulah) auf dem Haupte, kleidet ſich verſchwenderiſch; manche „Dſchube“ (Oberkleid) kommt auf 500—1000 Mk. zu ſtehen. Natürlich muß auf der anderen Seite geſpart werden, und zwar an Wäſche und Seife, ſo daß ſelbſt reiche Leute kaum mehr als 2—3 Hemden beſitzen. Neben dem Perſer erſcheint der Türke ein Engel an Sauberkeit. Ungeziefer zu dulden gilt ihm verächtlich, der Perſer dagegen hält ſich an den Spruch: leben und leben laſſen. Der Türke ſchwelgt in Seife und ſchneeweißen Handtüchern, der Perſer ſtreicht ſich mit gelblichem Hennahpulver Hände, Nägel, die Wangen bis nahe an die Augen, ſowie ſeinen ſchwarzen Bart ziegelroth an. Findet der Osmane, daß man Gabel und Meſſer entbehren kann, wenn die Natur uns zehn Finger und zehn Nägel gegeben hat, die Induſtrie aber zugleich für die blühendweißen „Gaulis“ (Servietten) ſorgt, ſo erſcheint dem Perſer nicht nur**

alles entbehrlich, worauf der Osmanli verzichtet, sondern obendrein noch etwas mehr, nämlich der Löffel. Der Hausanzug der Frauen ist geradezu frech und unappetitlich, denn es reicht das Hemd noch nicht so weit herab als eine unserer Herrenwesten und außerdem hängt von den Hüften nur noch ein kurzer aber sehr weiter Rock herab. Durch Undank und Falschheit sticht der Perser ungünstig ab gegen den von Loyalität erfüllten Türken, sei er Osmane oder Usbeke. In Teheran vermißt man die öffentlichen Spaziergänge, zu denen die Türken Constantinopels hinausziehen, um stundenlang im süßen Nichtsthun das Spiel der blauen Wellen am Bosporus zu betrachten. Statt dessen kennen die Türken nicht die Zechgelage, wie sie in Persien bei Jung und Alt in Gebrauch sind, und an denen, nach muhammedanischen Begriffen gottloser Weise, selbst die Frauen theilnehmen. Auch an Baukunstwerken ist Constantinopel nicht nur reicher und würdiger ausgestattet, als Teheran, sondern der ungarische Reisende Vámbéry findet, was noch mehr sagen will, den architektonischen Geschmack der Osmanen reiner und besser als den der Neuperser. Dagegen besitzen die Perser, zumal wenn sie reinen Blutes sind, eine gute Portion von Scharfsinn, Witz und Schelmerei. Als die reinsten Franier erscheinen Herrn Chanykow die Bewohner Herats in Afghanistan, und die Gueber oder Parsis, welche noch den alt-eranischen Zarathustradienst bewahrt haben und in Kirman und Yezd eine noch immer zahlreiche Gemeinde von Feueranbetern bilden. Im Allgemeinen kann man sagen, der Durchschnittsperser ist das Widerspiel des Osmanen. Nervöser im physischen Ausdruck, lebhafter in der Rede, rascher in der Auffassung, steht er in der Charakterbildung, im sittlichen Gehalt und in der Gemüthsanlage tief unter den Nachkommen der Tataren von der weißen Horde. „Der Osmane," sagt Murad Efendi, „ist wortkarg, seine Rede ist gewichtig; der Perser ist ein starker Dialectiker, dabei aber rücksichtsloser Sophist. Er besitzt unbestreitbar mehr natürlichen Geschmack und Schönheitssinn als der Ottomane und hat, was die Fähigkeiten und Naturanlagen betrifft, viel vom Israeliten und Hellenen zugleich. Wenn er auch religiös fanatischer erscheint als der Osmane, so dürfte die europäische Reform bei ihm doch leichtere Verbreitung finden als unter dem Scepter des Halbmonds. Denn, sowie beim Spanier und mehr noch als bei diesem, erscheint bei dem Ottomanen der Glanz, die Macht des Staates als eng verknüpft mit der Religion. Mit dem Islam beginnt und aus demselben entsteht die Geschichte des Osmanenthums und die Größe desselben. Der Ruhm des Islam ist der Ruhm des Ottomanen. Nicht so beim Perser. Seine Vorfahren waren Perser auch vor dem Islam, seine Nationalität war auf staatlicher Basis außer demselben bereits ausgewachsen. Seine geschichtliche Erinnerung reicht über das Entstehen seines Glaubens zurück, Iran war schon in vorislamitischer Zeit ein mächtiger, ruhmreicher Staat. Der Ottomane ist Hirte, Landbebauer und Soldat, der Perser ist Handelsmann und Künstler." Daß die Leute in Fars z. B. von einem uralten Culturvolk abstammen, bemerkt der Fremde wohlthätig an dem Anstande und dem überlegt feinen und geschliffenen Betragen der Einwohner, gleichviel ob sie Bauersleute oder Städter sind.

§. 7. Das Kaukasus-Gebiet.

Wenig Plätze nur gibt es in der Welt, die eine so glückliche geographische Lage besitzen, so viele günstige Umstände in sich vereinen, Handel und Industrie im ausgedehntesten Maße zu fördern, wie die kaukasische Landenge zwischen dem Schwarzen Meere im W. und dem Kaspischen im O. Zwei Welten, Asien und Europa reichen sich hier die Hände; zwei Meere

bespülen die Küsten dieser Landenge: das eine ist der Weg nach Europa, das andere führt in das Herz Asiens. Eine gigantische Gebirgskette theilt Kaukasien in zwei Hälften, sowohl im Klima als auch in Erzeugnissen sehr verschieden. Die S.-Grenze des Landes befindet sich unter gleichem Breitegrade mit Rom und Neapel, und so wachsen und gedeihen hier denn auch die Lorbeer-, Apfelsinen-, Citronen- und Aprikosenbäume, die Weinrebe, die Baumwollenstaude und der Maulbeerbaum. Zwischen den Bergen befinden sich Thäler mit üppigen Wiesen und Wäldern, und in ihren Tiefen bergen sie alle Reichthümer des Mineralreiches. Die nördliche Hälfte ist die Fortsetzung der Ebenen und Steppen des fruchtbaren S.-Rußland. Die Berggegenden sind reich an Waldungen, aber arm an Getreidearten, den Bewohnern mangeln Vieh und Korn, an welchem die Steppenbewohner Ueberfluß haben, während ihnen wieder die Erzeugnisse der Berge fehlen; eine glückliche Nachbarschaft für beide. Die Natur selbst weist darauf hin, wie wichtig eine größere Handelsthätigkeit ist, und wie sie bedeutungsvoll für das Land werden kann.

Die nördliche Hälfte Kaukasiens wird durch zwei Gebiete gebildet, die einen durchaus verschiedenen Charakter besitzen — aus ununterbrochenen Ebenen und ununterbrochenen Bergen. Von der Grenze des Gouvernements Saratow und dem Lande der donischen Kosaken an bis hart an die Hauptgebirgskette ist das Land vollkommen eben, selten nur von unbedeutenden Hügeln unterbrochen. Diese Ebene theilt sich wieder in zwei ihrer Natur nach verschiedene Landstriche. Der erste, welcher von der N.-Grenze anfängt, erstreckt sich südlich bis an die Flüsse Kuban, Laba, Malka und Terek und folgt ihrem Laufe bis zum Meere. Diese ganze ungeheure Strecke ist Steppe, nichts als Steppe, nur ab und zu durch tiefe Abhänge zerklüftet. Wälder gibt es hier nicht, nur einige kleine Haine unweit Stawropol. Auch Wasser mangelt, die fünf oder sechs Flüßchen trocknen im Sommer theilweise aus. Zwar befinden sich an der N.-Grenze auch Seen, aber ihr Wasser ist salzig. Die Geißel der Steppe ist die Dürre, die aus dem Regenmangel entsteht. Der lehmige, schwarze Boden bringt Getreide und Gras im Ueberflusse hervor, wenn nur irgend Regen fällt, doch der gehört hier zu den Seltenheiten. Im Winter hat man oft bei Sturm und Schneegestöber etwa 20° Kälte, die Schlittenbahn hält sich von December bis Anfang März, der Sommer hingegen ist meist sehr heiß; bei 30° Hitze und darüber trocknet das Steppengras so aus, daß es sich in Staub verwandelt, den der Wind oft in dichten riesigen Wolken weit wegführt. In diesem Theile Kaukasiens gedeihen die Früchte Südrußlands, Birnen, Pflaumen, Kirschen, Wallnüsse. An den Bächen und Flüßchen sind hier und da Ansiedlungen. An der N.-Grenze halten sich die nomadisirenden Kalmüken mit Heerden von Schafen, Rindern und magern Pferden auf; in festen Ansiedlungen wohnen dort die Linienkosaken, freie Bauern und Nogaier, im SO., näher am Kaspischen Meere, die noch halb nomadisirenden Kara-Nogaier. Landwirthschaft und Viehzucht stehen in diesen Gegenden noch auf der niedrigsten Stufe der Entwicklung sowohl bei den Asiaten als bei den dort angesiedelten Russen. Die Nogaier bebauen das Land und halten ihr Vieh nur allein für sich, die Russen finden keinen Absatz für das, was sie vielleicht verkaufen könnten, so steckt denn eben alles. Je mehr man sich dem S. nähert, desto mehr verliert das Land den Steppencharakter. Bei Georgiewsk und Pjätigorsk, dem beliebtesten kaukasischen Badeorte, wird die Landschaft belebter, einzelne Haine, kleine Bergketten, Flüsse und Bäche kommen schon häufiger vor; in der Nähe der Berge ist steiniger Sandboden vorherrschend. An der georgischen Militärstraße befinden sich volkreiche „Stanitzen" (Dörfer oder Stationsplätze der Kosaken, zum Theil mit Ver-

theidigungswerken verſehen), die einſt ſogar Städte waren, und 40 Km. weiter liegt Pjätigorsk, mit ſeinen reichen heilbringenden Mineralquellen. Solcher ſindet man ſehr viele im Kaukaſus, ſo zu Nardſan und Wladikawkas; obgleich aber, beſonders in Pjätigorsk, mit allem möglichen Comfort und großer Eleganz vortreffliche Einrichtungen zu Bädern und zum Trinken zu treffen ſind, ſo werden ſie doch im ganzen noch wenig beſucht. Der zweite Landſtrich der kaukaſiſchen Ebene zieht ſich am Fuße der Hauptkette hin, vom Schwarzen bis an das Kaſpiſche Meer. Dieſes Thal, etwa 800 Km. lang, ſtellenweiſe nur 30—40 Km. breit, erinnert durch ſeinen üppigen Graswuchs und ſein mildes Klima an die Prairien des Miſſiſſippi. Die Steppe verwandelt ſich hier in einen unendlichen Park, ſüdlich von der hohen Bergkette mit ihren Gletſchern, Baſalt- und Granitfelſen, nördlich von großen Flüſſen, im O. und W. von zwei Meeren begrenzt. Hier ſindet man in den Wäldern Fruchtbäume aller Art, Weinreben coloſſalen Umfanges, hier und da ſogar Baumwollenpflanzen; die Gärten produciren das edelſte, ſchönſte Obſt. Der Boden wird nur ſelten an einigen Stellen gepflügt, faſt die ganze lange Strecke iſt noch von Menſchenhand unberührt. Alle Getreidepflanzen geben eine reichliche Ernte, das Gras erreicht oft Mannshöhe. Die Linienkoſaken der den Bergen zunächſt liegenden Stanitzen nehmen ſich ſo viel Land, als eben jeder gebraucht. Der dritte Landſtrich begreift die Bergkette des Kaukaſus ſelbſt in ſich, in ihrer ganzen Länge und Breite. Man kann den Kaukaſus als völkerſcheidendes Gebirge auch zu Europa rechnen, und dann nimmt er unter allen Gebirgsketten dieſes Erdtheiles, Dank ſeiner rieſigen Ausdehnung, der Höhe ſeiner Gipfel und der Wichtigkeit ſeiner Gletſcher, entſchieden den erſten Platz ein. Er beginnt im W. mit der naphtareichen Halbinſel Taman, läuft anfangs längs des Schwarzen Meeres mit dem Ufer parallel, um erſt dann quer durch den Iſthmus zu ziehen, und verliert ſich endlich im O. in die Halbinſel Apſcheron, das Land der Naphtaquellen, welche das Kaſpiſche Meer in eine nördliche und ſüdliche Hälfte trennt. Hier lärmt ge-

S.-Seite des Elbrus und ein Theil vom Aſan-Gletſcher.

ſchäftig in troſtlos öder Umgebung die rein orientaliſche aber in hohem Aufſchwunge begriffene Stadt Baku mit der coloſſalen Petroleum-Raffinerie im nahen Surachaneh, und dicht daran ſtößt der einfach ſaubere Feuertempel der Parſen, Ateſchgah, die indeß als Einheimiſche hier nicht mehr exiſtiren. Der Zug des Kaukaſus iſt ein dreifacher; neben dem Hauptzuge von durchſchnittlich 3000 M. Meereshöhe ſtreichen Parallelketten von 1000 M. Erhebung. Die zwei mächtigſten Knoten bilden die Trachytporphyrmaſſen des Elbrus (5660 M.), welcher kaukaſiſche Monarch ſchon vom Schwarzen Meere aus ſichtbar iſt, und des Kasbek (5042 M.). Zwiſchen beiden, im ſogen. Central-Kaukaſus, welchem im N. die Ebene der Kabarda vorgelagert iſt, ragen der Kaſchantau zu 5218 und der Dychtau zu 5160 M. empor. Am Fuße des Kasbek führt die von den Ruſſen erbaute höchſt kunſtvolle und wildromantiſche georgiſche Militärſtraße von Wladikawkas nach Tiflis. Einzelne Abſchnitte des Kaukaſus haben beſondere Bezeichnungen; ſo finden wir im W. an den ſüdlichen Gehängen die Landſchaften Abchaſien, Mingrelien, Imeretien, das alte Colchis, und Swanetien am oberen Ingur; den mittleren Theil nimmt Georgien oder Gruſien ein; im O. zwiſchen den Steppen der Nogai-Tataren im N. und der Halbinſel Apſcheron im O. dehnt ſich in dreieckiger Form die Provinz Dagheſtan aus. In den Thälern und weiten Schluchten, die von den nächſten Gletſchern durchrieſenhafte Felſenwände getrennt und gegen dieſelben geſchützt ſind, herrſcht italieniſches Klima; kaum 5 Km. weiter auf den Hochebenen iſt ſchon die Natur der nördlichen Gouvernements Rußlands; noch höher hinauf und wir befinden uns in Sibirien mit ſeinen Schneeſtürmen und Eisfeldern. Ebenſo verſchieden ſind auch der Boden und deſſen Erzeugniſſe. Im tiefen Grunde der abſchüſſigen Bergſchlünde, wohin kaum je ein Sonnenſtrahl dringt, wächſt ſelbſt kein Gras; kommt man aus dieſen wieder in's Freie, ſo glaubt man ſich in die Thäler der Schweiz mit ihrem üppigen Graswuchs, ihren ſchönen Wäldern und toſenden Waſſerfällen verſetzt. In den kaukaſiſchen Bergen

Derbend.

entspringt indeß kein großer schiffbarer Fluß. Terek und Kuban, die größten Ströme des Landes, sind nur an wenigen Stellen schiffbar und im Sommer voll Furthen, Schlamm und Sand. Vom natürlichen Reichthum der Berge weiß man noch sehr wenig. Das Vorhandensein von Blei-, Silber- und Kupferadern ist übrigens längst bekannt. Viele Bergbewohner gießen sich ihre Kugeln aus selbstgefundenem Blei oder Kupfer. In der Umgegend des Elbrus kommt eine Menge Schwefelkies vor, welchen die Bergbewohner bei der Bereitung ihres Pulvers gebrauchen. Granit, prachtvoller grüner und rother Porphyr, verschiedenfarbiger Marmor und Bergkrystall findet sich im Ueberfluß. Mineralwässer der mannigfachsten Art, unerschöpfliche Naphtaquellen und Steinkohlen versprechen für die Zukunft dem Lande großen Reichthum. Die Vegetation jener Berggegenden ist nicht minder reich. Die Waldregion zieht sich auf den nördlichen und südlichen Abhängen der Hauptkette in einer Länge von 2400 Km. und 10—20 Km. Breite hin; auf den Höhen wachsen Fichte, Tanne und Lärchenbaum, tiefer unten Eiche, verschiedene Pappelarten, Wallnuß und Platane; in den Thälern finden sich viele Fruchtbäume südlicher Gegenden, wie die schönsten Blumen; in den wärmsten dieser Thäler gedeihen sogar die Weinrebe, Baumwollenstaude und die Olive. Am südlichen Abhange der mingrelischen Kette kommt eine Art Theestaude vor. An den Küsten des Kaspisee's bauen die Tataren Krapp und Safran; am Schwarzen Meere in Abchasien ist das Klima noch heißer, die Luft noch feuchter, die Vegetation setzt in Erstaunen durch ihre Ueppigkeit und Wildheit; alles ist hier noch in wildem Zustande, Menschen und Natur. In den Thälern gedeihen zwar Weizen und Reis, die Bewohner säen aber nur Hirse, ein wenig Gerste und türkischen Weizen. Die Thierwelt ist gleichfalls sehr interessant. Bei der wenig zahlreichen Bevölkerung finden sich noch Marder, Blaufuchs, Eichhorn, Fischotter, schwarzer und brauner Bär in den Wäldern und Schluchten; in besonders tief abgelegenen Plätzen hausen Biber. Panther und Hyäne besuchen oft die Berge, und nicht selten erscheint von den Ufern des Araxes der fürchterliche Königstiger. Wölfe, Schakale, Füchse, Rehe, wilde Ziegen, Eber und Hasen sind überall in großer Menge; in den Bergen hausen der Büffel und der wilde kaukasische Bock; am Elbrus zeigt sich auch zuweilen der mächtige Auerochs. (Eingehende Schilderungen des Kaukasus finden sich in: G. Poulett Cameron, Personal adventures and excursions in Georgia, Circassia and Russia. London 1845. 8°. 2 Bde. — A. Frhr. v. Harthausen. Transkaukasia. Andeutungen über Leben und Verhältnisse einiger Völker zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meere. Leipzig 1856. 8°. 2 Bde. — Douglas W. Freshfield. Travels in the Central Caucasus and Bashan. London 1869. 8°.)

Der Kaukasus wird von Bergvölkern bewohnt, deren ethnische Verschiedenheit in der Welt ihres Gleichen sucht; die mannigfachsten Idiome und Stämme leben hier auf engem Raume hart zusammengedrückt: Lesghier, Misdscheghi, Abchasen, Adighe, besser bekannt unter dem Namen Circassier oder Tscherkessen, Tataren, Kabarden, Osseten und Kasaken. Darunter sind die Kabarden und Abchasen hervorzuheben, welche, trotz des hervorragendsten Zuges der Bekenner des Islam, alles von den Ungläubigen herrührende zurückzuweisen, doch bereits angefangen zu haben, Getreide zu bauen und sogar den Pflug anzuwenden, auch ihre Wohnungen besser zu halten und sich den Russen zu nähern. Die kaukasischen Stämme besitzen im Allgemeinen zu vielen natürlichen Verstand, um blinde religiöse Fanatiker zu bleiben; die Lehre Muhammeds hat trotz der Predigten ihrer Imame und ihrer Sendboten keine tiefe Wurzeln geschlagen, selbst nicht in der Tschetschnia und in Daghestan. Nicht aus blindem Gehorsam gegen ihren

Digitized by Google

berühmten Führer Schamyl, noch aus Haß gegen die Giaurs, noch aus Raubluſt, ſondern aus Liebe zur Unabhängigkeit haben ſich die Tſcherkeſſen, Tſchetſchenzen (im mittleren Kaukaſus, in der fruchtbaren und productenreichen Landſchaft Tſchetnjà oder Tſchetſchnia) u. a. ſo lange gegen die Ruſſen gehalten. Viele Stämme im Innern der Berge ſind noch Heiden, doch bricht ſich das Chriſtenthum, wenn auch nur langſam, bei ihnen Bahn. Edel und ſtolz, ſelbſt in ſeiner oft zerlumpten Tracht, ſeiner zerzauſten Pelzmütze und zottigen Burka, iſt der Bergbewohner voll Anſtand, bewegt er ſich einfach, und untadelhaft ſind ſeine Manieren; ſeine Kleidung iſt geſchmackvoll und hübſch verziert, ſeine Geſänge und Lieder ſind voll Poeſie. Die Liebe zu ſeinem Pferde iſt bei ihm oft höher als die Liebe zum Weibe, welch letzteres bei den Abchaſen z. B. nur das höchſte Thier im Hauſe iſt, — weiter nichts, das Weib lebt in der ſchmachvollſten Abhängigkeit, der Mann bekümmert ſich nur um ſeine Waffen, das übrige alles beſorgt das Weib.

Tſcherkeſſe.

Von all den vielen kaukaſiſchen Völkerſchaften haben nur zwei eine hiſtoriſche Bedeutung erlangt: die uns ſchon bekannten Armenier, auf welche wir hier nicht mehr zurückkommen, und die Georgier. Dieſe, welche die Hauptmaſſe der Bevölkerung des Gouvernements Tiflis und Kutais ausmachen, ſtammen von den Albanern und Iberiern ab und gehören demnach zur kaukaſiſchen Race. Sie haben mehr oder weniger Aehnlichkeit mit den eigentlichen Bergbewohnern, ſind ebenfalls ſo kriegeriſch und aufbrauſend wie jene und zeichnen ſich vortheilhaft von den eigennützigen Armeniern aus. Die Georgier ſprechen ihre eigene Sprache, die in verſchiedene Dialecte zerfällt; ſie iſt ſehr ſchwer zu erlernen und eben ſo ſchwer auszuſprechen, ihrer vielen Gaumen- und Kehllaute wegen. Ihre Schriftſteller geben den Georgiern verſchiedene Namen, wie Laſiker, Mingrelier, Kachetiner, Georgier und Kartaliner. So hieß Laſika oder Colchis im Alterthum das heutige Gurien, die Gegend am Schwarzen Meere und am Fluſſe Phaſis. Der Name Gruſien oder Georgien taucht erſt im Mittelalter auf. Den nördlichen Theil von Gruſien bildete die Provinz Kachetien, berühmt durch ihre ſchönen, reichen Weinberge. Hier gedeiht der feurige rothe Kachetier-Wein, der dem beſten Burgunder nicht nachſteht, bis jetzt aber wenig ausgeführt und meiſtens im Lande ſelbſt getrunken wird. Mingrelien, das durch ſeinen üppigen Bodenreichthum, freilich auch durch ſeine Fieber bekannte Land, liegt weſtlich vom Schwarzen Meere. Am häufigſten und liebſten nennen ſich die Georgier Kartaliner, denn ſie behaupten,

sie seien die Nachkommen von Kartlos, dem Enkel Noahs, der auch dem Lande den Namen verliehen habe. Im Allgemeinen bestätigt sich an den beiden christlichen Hauptnationen der Kaukasusländer, den Armeniern und Georgiern, der alte Erfahrungssatz, daß, je dürftiger und karger die Natur, um so arbeitsamer das Individuum ist, welches auf sie angewiesen. Jene prachtvollen Menschen im unteren Mingrelien, denen die freigebigste Natur reichlich gewähren würde, wenn man sich ihrer nur annehmen wollte, sind arge Faullenzer, armes Volk. Vieles in dieser Hinsicht mag durch das Klima bedingt werden, ist doch der Südländer überall träger und genügsamer als der Nordländer. Im Schatten der herrlichen Wallnußbäume steht die hölzerne Hütte des Mingrelen, meistens aus dem weichen Holze der süßen Kastanie erbaut, bei ihr das Maisfeld, in welchem Kürbisse und Bohnen mit angepflanzt werden. Jeder Baum dient als lebendige Stütze für eine oft schenkeldicke Weinrebe; hier und da ein Maulbeerbaum; hier und da irrt eine Schaar verkümmerter, kleiner, meistens schwarzer Schweine umher. Dann ein paar magere Kühe, ein paar Ziegenböcke, und wo ein gewisser Wohlstand ist, die unvermeidlichen Büffel. Die Sache ändert sich aber, je weiter wir in's Gebirge steigen. Die besten Bedingungen zum Leben finden wir da bis ca. 1300 M. Meereshöhe. Da gedeiht noch der Wein, die Seidenzucht ist möglich, die sogenannten südlichen Cerealien, worunter wir Mais und vornehmlich Hirsearten (Setaria italica) verstehen, geben gute Ernten, der Weizen ist die Frucht auf schwerem Lehmboden. Hier ist es dem arbeitenden Menschen wohl. Das Klima ist gemäßigt, die Rebe braucht nicht bedeckt zu werden, die dünnschalige Traube kräftigt sich an südlicher Sonne, hat aber nicht zu leiden vom Uebermaße des Regens, welcher die Tiefländer heimsucht. Hier lebt die Bevölkerung zwar noch nicht in großen festen Culturcentren dicht gruppirt, sondern meistens weithin zerstreut in den reizenden Bergländern, sie ist aber doch schon näher an einander gerückt, als im Mingrelischen Tieflande, wo ackerbautreibende Dörfer fast ganz fehlen und nur Einzelwirthschaft üblich ist. Der schöne Faullenzer der tiefer gelegenen, viel üppigeren Landschaften, dem Reis und Baumwolle, oft Oliven, ja, local freilich begrenzt, die Früchte der Hesperiden gedeihen könnten, blieb arm. Dem höher wohnenden Bruder, ebenfalls oft noch körperlich ideal schön, schlank von Wuchs, elegant in seiner Haltung und Bewegung, mit freiem Blicke, nicht selten blond und dann blauäugig und hochstirnig, dann wieder vorwaltend brünett, mit gluthvollen schwarzen Augen, kräftigem Haar- und Bartwuchse, schönem Gesichtsoval, feinen, aber markirten Zügen, mäßiger Nase, geht es meistens schon besser. Er hat doch schon einigermaßen zu sorgen und zu streben. Es gibt bei ihm doch schon Gedanken, um die Wintereristenz zu sichern. Sein Haus ist fester gebaut, sein Thier braucht den Stall, der Wein will alljährlich beschnitten werden, die Seidenraupe erfordert Sorgfalt, der Wald, welcher aus Gebirgsteilungen besteht, muß fortgeschafft und das oft schwierige Terrain mit dem Spaten und der Hacke bearbeitet werden, um der Maisplantage zu dienen und seinen Herrn zu ernähren. Der Imerete, der Bewohner der Colchischen Vorberge, ist ein besserer Wirth als der Mingrele der Ebene, und je höher wir im Gebirge steigen, je mehr der Natur durch Arbeit zu Hilfe gekommen werden muß, um so besser bildet sich der ökonomische Charakter der betreffenden Völkerstämme aus. Aber es schwindet dann, gleichsam als scheuche die Sorge und der Kampf um's Dasein die Schönheit, zusehends die Eleganz und die imponirende Erscheinung der so bevorzugten Bewohner des üppigen Colchischen Tieflandes. Dort ist sie in der That allgemein. Ein Aufenthalt in Sugdidi, der früheren Residenz der Mingrelischen Fürsten, während eines Markttages belehrt Jedermann darüber, daß hier die schönsten Menschen der Erde leben. In der mittleren Bergzone dagegen erhielten sich die fürstlichen Geschlechter, oft der Ebene entstammend und durch die Ehen von dorther das Blut erneuernd, in voller Reinheit. Aber im eigentlichen Volke bemerkt man schon viel Abweichendes, oft sind es elende, gedrückte, sorgenschwere Gestalten, die uns entgegentreten, und besonders fällt es auf, daß die Weiber, je höher wir in's Gebirge steigen, um so häßlicher werden. Der Kaukasus war von den ältesten Zeiten an die große Landstraße der Völkerwanderung von Asien nach Europa und umgekehrt. Jedes der durchwandernden Völker hat hier einen Theil seiner nomadisirenden Bevölkerung zurückgelassen, deren Spuren sich allmählig verwischt haben, so daß sie schwer wieder zu erkennen sind. Sicher ist jedoch, daß Nachkommen der Skythen, Po-

Digitized by Google

lowezer, Chazaren, Bulgaren, Hunnen und Mongolen in den verſchiedenen Theilen zurückgeblieben ſind; glaubt man doch in den Oſſeten (im W. des Kasbek) die Nachkommen der alten Germanen zu ſehen: blond, kräftig, bedächtig, ſogar etwas ſchwerfällig, durchaus nicht die ſchlanke, elegante Figur der übrigen Bergvölker, ſcheint der Oſſete noch jetzt eher Germane als Kaukaſier zu ſein. (Siehe: Ethnologiſche Beſchreibung der Oſſeten, nach Dr. Pfaff, im: Ausland 1876, Nr. 9, S. 161.) Die Swanen im W. repräſentiren ein Miſchvolk, in welchem georgiſche Elemente vorwaltend ſind. Man kann daher am oberen Ingur Phyſiognomien jeglicher Form finden. Da ſieht man wahrhaftige Apoſtelgeſichter, hohe ſchöne Stirnen neben den gedrückten Köpfen, welche an gewiſſe Bewohner Klein-Rußlands erinnern, ſchlichtes glattes Haar, dann wieder prächtige Locken. Neben den ſchlanken Geſtalten bildſchöner Männer, die nachweislich aus Mingrelien ſtammen, ſtehen andere, zwar kräftige, aber ſchlecht proportionirte, ohne jeglichen Adel im Geſichte und in der Haltung. Dazu kommen bei Vielen Kröpfe und oft die verſchiedenen Stufen von Kretinismus; kurz ſeinem Aeußern nach ein überaus wild durcheinander geworfenes Völkergemiſch, und zwar läßt es ſich nachweiſen, daß von W. vorwaltend Mingrelier, von SO. aber Imereten einwanderten, ſo daß dort mingreliſcher Dialect, hier imeretiſche Mundart oft noch zur Geltung kommt.

Außer den genannten einheimiſchen Völkerſchaften leben in Kaukaſien noch fremde Einwanderer, nämlich Ruſſen, Tſchechen und Deutſche. Die Ruſſen ſetzten ſich erſt nach hartnäckigen Kämpfen mit den Bergvölkern des Kaukaſus in Beſitz des Landes; tſchechiſche Einwanderer erſchienen in den 60ger Jahren, gründeten die Colonien Nowaja-Praga und Pilenkowa-wes, und ſind mit ihren neuen Ländereien ſehr zufrieden. Deutſche endlich wohnen in Tiflis, in der Colonie Marienfeld, in Kachetien und in Jeliſawetpol, wie die Ruſſen das alte Ganſcha nennen.

Nach dem letzteren Orte kamen 1816 einige Hundert württembergiſche Familien. „Die erſten Coloniſten, ſagt Hr. v. Chanykow, waren von einer ſeltenen Häßlichkeit mit breiten viereckigen Geſichtern, blonden oder rothen Haaren und blauen Augen. Das nächſte Geſchlecht hatte ſich ſchon etwas gehoben; ſchwarze Haare und ſchwarze Augen gehörten nicht mehr zu den Seltenheiten; das dritte Geſchlecht dagegen hatte ſich ſo vollſtändig umgeändert, daß ihre württembergiſche Abkunft nicht mehr zu erkennen war, denn die ſchwarzen Augen und das dunkle Haar waren zur Regel geworden, die Geſichter hatten ſich verlängert, und der Körperwuchs, der nichts von ſeiner Höhe verloren hatte, war ſchlanker und anmuthiger geworden.“ (Chanykow. Mémoire sur l'éthnographie de la Perse. S. 14.) Da die Keuſchheit der Frauen unbezweifelt bleiben muß, die deutſchen Coloniſten im Kaukaſus nur unter ſich heirathen und zwar ſo ſtreng, daß auch nicht eine einzige Heirath eines Württembergers mit einer Georgierin Hrn. v. Chanykow bekannt wurde, ſo kann man die Aenderung der Racenmerkmale nur der Einwirkung der Oertlichkeit zuſchreiben. Daß Hr. v. Chanykow dieſen Vorgang richtig beurtheilt, dafür beſitzen wir auch die Erfahrung, daß die Angelſachſen in den Vereinigten Staaten raſch einen neuen Typus, den amerikaniſchen, annehmen.

Der ſüdlich vom Kamme des Kaukaſus gelegene aſiatiſche Theil, das eigentliche „Transkaukaſien“, das Thal des Rion und der Kura, iſt dermalen der wichtigere der beiden zu einer ruſſiſchen Statthalterſchaft vereinigten Seiten des Gebirges; in ihm liegen die hervorragendſten Städte und Plätze, wie Schuſcha, Jeliſawetpol, Eriwan, Tiflis, Alexandrapol, die ruſſiſche Grenzfeſtung gegen das türkiſche Armenien, Achalzich, Kutais

Digitized by Google

u. ſ. w., in ihm endlich liegt die große Handelsſtraße, welche von Baku am kaſpiſchen Meere über Tiflis und von da nunmehr mittelſt Eiſenbahn nach Poti, dem trotz ſeiner ſchutzloſen ſeichten Rhede, ſeinem Fieberklima und ſeinen Moskitos raſch aufgeblühten Handelsemporium am Pontus, führt.

Die wichtigſte Stadt in Kaukaſien iſt Tiflis, deſſen Bevölkerung meiſt auf mehr als 60,000 Köpfe angegeben wird. Sie iſt ein wahres mixtum compositum einer europäiſchen und aſiatiſchen Stadt; ſie beſteht zunächſt aus dem ruſſiſchen Viertel mit erträglich hübſchen, geſucht europäiſirten Gebäuden, dann aus einer ſaubern und ſchmucken deutſchen Vorſtadt mit Biergärten und liebenden Paaren, endlich aus einer perſiſchen Vorſtadt von morgenländiſchem Gepräge. Der ſchöne breite „Golovinsky-Proſpect“ würde jeder europäiſchen Großſtadt zur Zierde gereichen. Dagegen erinnert der Stadttheil mit dem armeniſchen Bazar noch zu ſehr daran, daß Tiflis zu Anfang dieſes Jahrhunderts noch unter perſiſcher Herrſchaft ſtand. Das alte Schloß der Fürſten von Georgien liegt in Trümmern auf einem Berge, der von der einen Seite ſteil emporragt, während um die andere ein romantiſcher Wildbach rauſcht. „Tiflis, ſagt Baron Thielmann, iſt die Stadt der Contraſte. Nur in Kairo findet man vielleicht ein ähnliches Gemiſch von orientaliſcher Poeſie und orientaliſcher Verkommenheit, europäiſcher Civiliſation und europäiſcher Nüchternheit. Eine Illuſion muß ich jedoch zerſtören: Tiflis iſt nicht die Stadt aus Bodenſtedts Tauſend und ein Tag im Orient.“

Tiflis.

Die kurze Zeit, ſeit welcher die kaukaſiſchen Provinzen nach Einverleibung in das ruſſiſche Reich zu den halbciviliſirten Ländern zählen können, hat in denſelben großartige Veränderungen hervorgerufen. Rußland entſandte

eine Reihe trefflicher Administratoren in diese seit kaum einem Jahrhunderte erworbenen Provinzen, die noch bis zu Beginn der 60ger Jahre, heimgesucht von den selten unterbrochenen Kriegszügen der freiheitsliebenden Bergvölker, die wunde Stelle des großen Reiches bildeten, und jetzt der feste Hort seiner asiatischen Macht sind; in der That ist Kaukasien, dessen Eroberung Rußland so viel Geld und Blut kostete, nunmehr, von einzelnen engbegrenzten Landschaften abgesehen, eine der sichersten und geordnetsten asiatischen Provinzen, deren Verwaltung einen wohlthuenden Gegensatz zu der benachbarten türkischen und persischen Wirthschaft bildet, und ahnen läßt, was aus diesen Gebieten noch werden könnte, wenn sie jemals unter russische Oberhoheit geriethen.

Wie ward dieses Resultat erreicht? wird man verwundert fragen. Mit sehr einfachen Mitteln: die Regierung verfolgte sehr bestimmte und rein practische Ziele, aber mit eiserner Consequenz. Anstatt die Eingeborenen mit Civilisations-Experimenten zu quälen, was dem Asiaten eben so unerträglich wäre, als wenn man ihn zwingen wollte, seine kleidsame und bequeme Landestracht abzulegen und sich in enge europäische Kleider zu stecken, schont man sorgfältig die Landessitten und Gebräuche. Anstatt unklaren Schlagworten des Tages zu huldigen und sich etwa damit befassen zu wollen, die Civilisation nach O. zu tragen, beschränkt sich die Landesregierung darauf, strenge Zucht und Ordnung zu halten. Nachdem man die tapferen Bergbewohner die Wucht des Schwertes empfinden ließ, stellte man die Autorität der Regierung durch geeignete militärische Maßregeln gegen jeden Angriff sicher, mischt sich aber sonst möglichst wenig in die Localverhältnisse. Den einzelnen Stämmen blieben ihre alten Gewohnheiten und Lebensformen gewahrt, die richterlichen Functionen werden mehr in patriarchalischer als bureaukratischer Weise ausgeübt und die Administration liegt zum großen Theile in den Händen von Eingeborenen. Das Einzige, was an die europäische Regierung erinnert, wenn man das Innere Kaukasiens durchstreift, ist die stramme militärische Organisation. Das ist, wie es scheint, auch der beste Weg, orientalische und in der Cultur zurückgebliebene Völker in Ordnung zu halten. Dabei werden Straßen und selbst Eisenbahnen gebaut, die dem Verkehr und dem Handel neue Gebiete eröffnen. Zugleich aber, und das ist das Wichtigste, verfolgt die Regierung den religiösen Ueberzeugungen der Eingeborenen gegenüber die Bahn der strengsten Neutralität und läßt jeder Secte die vollste Freiheit, auf ihre Art selig zu werden. Bei diesem Regime befinden sich denn die Eingeborenen auch so wohl, daß sie nicht daran denken, ihre alte barbarische Unabhängigkeit zurückzuwünschen, wo Niemand seines Lebens und seiner Habe sicher war. Es ist also durchaus falsch, daß der russische Gewinn in Kaukasien bis jetzt nur eine beispiellose Verwüstung nationalen Lebens sei, aus welcher erst eine wahrscheinlich noch sehr ferne Zukunft neue Lebensgestaltungen zu entwickeln habe. Das Gegentheil ist vielmehr wahr, und mag es gleich hier betont werden, daß gar keine Europäer das nationale Leben der fremden Unterthanen so sehr schonen wie gerade die Russen. Wohl hat nahezu eine halbe Million der Kaukasus-Bewohner es vorgezogen, in der asiatischen Türkei als Flüchtlinge zu verkommen, anstatt sich dem Zarenscepter zu unterwerfen; schwerlich aber hat Rußland Ursache, diese „Entvölkerung" zu beklagen. Die Auswanderer waren nämlich jene Tschetschenzen und Tscherkessen, welche theils nach Kurdistan, theils aber auch nach Bulgarien übersiedelten, wo sie in jüngster Zeit die von ganz Europa verurtheilten Gräuelscenen anstifteten. In Bulgarien, erzählt Hr. Kanitz, sind die in langen Reihen hinlaufenden Ansiedlungen der Tscherkessen sogleich durch große Armseligkeit, Schmutz und Verfall zu erkennen. „Wie muß jeder hier durchreisende Russe sein Land glücklich preisen, dieses arbeitsscheue Gesindel los zu sein!" (Kanitz. Donaubulgarien, II. Bd., S. 71.) Wie die Asiaten selbst über solche Dinge denken, läßt sich an einem anderen, analogen Beispiele zeigen. Interessant

ist nämlich ein Gespräch des englischen Arztes Bellew mit einem Perser, welcher die Hungersnoth als ein unabwendbares Verhängniß bezeichnete, welches mit Ruhe ertragen werden müsse. Die Turkomanen könnte sich aber die Regierung wohl vom Halse halten, wenn sie Geld opfern wollte, doch das wolle sie nicht. „Man sagt, daß die Russen uns von den Turkomanen befreien wollen, — Gott gebe, sie thäten es! und wenn sie dieses Gesindel von der Erde vertilgen, werden sie die Zuneigung und Achtung aller Leute in Persien gewinnen." — „Wie können euch aber die Russen von den Turkomanen befreien?" interpellirte Bellew. „Rußland ist ein großes Reich, hat viel Geld und eine große Armee. Was sind die Turkomanen für die Russen? Wenn sie nur Geld opfern wollen, können sie Alles, was sie wollen. Die Leute sagen, daß sie Chiwa zu erobern beabsichtigen und hierzu Vorbereitungen machen. Sobald sie Chiwa genommen haben, werden die Turkomanen von Merw auch verschwinden." Solche Aeußerungen lassen deutlich erkennen, mit welchen Augen das Vorgehen Rußlands in Asien betrachtet und wie vielfache Hoffnungen auf das Zarenreich gesetzt werden. Bocharische Pilger konnten dem Briten nicht genug Rühmenswerthes von der russischen Herrschaft in Turkestan erzählen und erklärten offen, daß die russische Verwaltung, zwar streng, aber gerecht, bei ihnen beliebter sei, als die der einheimischen Chans; sie zweifelten nicht, daß Rußland bald Herr in ganz Turkestan sein werde. Da diese Ansichten von Bellew, also von zuverlässiger, gewiß keiner russophilen Seite, mitgetheilt werden, so verdienen sie alle Beachtung. Von einer Verwüstung des nationalen Lebens ist nirgends die Rede. An die Stelle der früheren vollkommen asiatischen Lebensweise ist in Kaukasien allerdings ein gewisser europäischer Luxus getreten, der, von den hohen dahin übersiedelten russischen Familien mitgebracht, sich zuerst in Tiflis festgesetzt hat, um nach und nach auch in die übrigen Gouvernementsstädte verbreitet zu werden und endlich auch schon bei den reicheren Eingeborenen Einlaß zu finden; das Landvolk und die unbemittelten Classen haben dagegen ihre Sitten und Gebräuche unverändert beibehalten, und entnehmen nach wie vor ihre sehr geringen Lebensbedürfnisse den einfachen und billigen Landeserzeugnissen. Die vorstehende Betrachtung lehrt uns schon jetzt die in allen Gegenden Asiens an den Tag tretende Ueberlegenheit der Russen über die Engländer in der Behandlung unterworfener fremder Völker. Es kann keine Streitfrage sein, wer von den beiden, England oder Rußland, das größere Culturvolk sei. Eben so sicher ist aber, daß die hochcivilisirten Briten es nur schlecht verstehen, ihre asiatischen Unterthanen zu ihrer Culturstufe hinan zu ziehen, während die Russen mit ihrem weit geringeren Culturstoff viel größere Erfolge bei den asiatischen Völkerstämmen erzielen, die sie sich in merkwürdiger Weise zu assimiliren wissen. Sie können sie natürlich nur auf jene Stufe erheben, welche sie selbst besitzen, das Geringe aber, was sie ihnen thatsächlich mittheilen, ist noch immer mehr als das Große, was die Engländer nicht an den Mann zu bringen verstehen. Unter der russischen Aegide sind die Culturfortschritte der Asiaten zwar gering und langsam, aber stetig und ihrer natürlichen Begabung und Racenanlage angepaßt; der britischen Civilisation stehen sie fremd gegenüber und begreifen sie schlechterdings gar nicht.

§. 8. Das turkestanische Tiefland.

Von Kaukasien durch das kaspische Meer getrennt und im O. von diesem bis zum Fuße des hochasiatischen Gebirgsmassivs, welches im S. und O. es umrandet, erstreckt sich **Turkestan** oder **Turan**, welches im N., ohne daß es möglich wäre, eine natürliche Grenze zu ziehen, in die flachen Landschaften W.-**Sibiriens** übergeht. Wenn wir daher von Turkestan sprechen,

so schließen wir SW.-Sibirien, als durchaus hierhergehörig, ein; übrigens entbehrt der Name „Turkestan" und noch mehr „Turan" heute, wo beinahe das ganze Gebiet in den Händen der Russen sich befindet, jeglicher Bedeutung, hat nur mehr einen geographischen Sinn und schwindet immer mehr, um den neuen, von den Russen eingeführten administrativen Bezeichnungen Platz zu machen. Früher nannte man diese Region, zum Unterschiede von der „Kleinen Bucharei", wofür wir heute „O.-Turkestan" sagen, wohl auch die „Große Bucharei", doch ist diese unzutreffende Benennung gänzlich außer Mode gekommen; dagegen hören wir häufig von „Centralasien" reden, ein Begriff, der uns auf die im Auge habenden Landschaften gleichfalls nicht ganz passend bedünken will.

Die Region, mit welcher wir uns beschäftigen, wird also im W. vom kaspischen Meere und dem Jaik oder Ural, im N. von demselben Strome bis Orsk, dann von einer Linie abgeschlossen, die etwa von letzterem Punkte bis zu der sibirischen Stadt Semipolatinsk reicht; den O. begrenzen die hohen, meist granitischen Gebirge des imposanten Tarbagatai, des Ala-Tau und Altai-Stockes, der Tian-Schan oder Himmelsberg an der Grenze China's und das Hochland von Pamir, an welchen sich im S. die Riesenformen des Hindu-kuh anschließen. Die Fortsetzungen des letzteren bis in die Gegend von Herat, dann die Höhenzüge im N. der persischen Provinz Chorassan bis zum kaspischen Meere bilden den südlichen Abschluß dieses Gebietes, dessen weitaus größeren Theil das turkestanische Tiefland einnimmt, das größte der Erde, wenn man die durch den Ural davon geschiedene, aber südlich vom Ural doch damit zusammenhängende sarmatische Ebene in O.-Europa hinzurechnet. Es wächst in diesem Bereiche die Neigung des Bodens nach S. hin, östlich aber findet ein allmähliges Ansteigen gegen SO. statt. Im SW.-Theile ist diese große Depression der Erdrinde an ihrer tiefsten Stelle durch das kaspische Meer ausgefüllt, dessen Spiegel, wie wir wissen, 26 M. unter dem des asow'schen Meeres liegt. Dieselbe flache Muldenaushöhlung setzt sich auf dem jetzt trockenen Gebiete fort, welches sich gegen die Wolga und den Obschtschij-Syrt nach W. ausdehnt. Im O. trennt das 240 Km. breite Hochplateau Ustjurt das kaspische Meer von dem Aralsee, nächst jenem dem größten stehenden Gewässer der alten Welt. In ihn ergießen sich die beiden Hauptwasseradern Turkestans, die Zwillingsströme Amu-Derja (Oxus) und Syr-Derja (Jaxartes), welche beide im Gebirge Hochasiens, der erstere auf der Pamir, der andere im Tian-Schan entspringen und in ziemlich parallelem Laufe dem Aralsee ihre Wasser zuführen, zum Theile durch Steppen und Wüsten fließend, welche eine Unzahl kleinerer und größerer Seen charakterisiren, und diese dienen, sowie der Aral, häufig als Aufnahmsbecken für Steppenflüsse, welche oft indeß die Neigung verrathen im Sande zu verrinnen.

Das Land im S. vom Ural bis zum Obschtschij-Syrt, zum kaspischen Meere und zum Aralsee nennen die Russen heute Uralsk; es grenzt im S. an den Ustjurt, und dieser, sowie das ganze O.-Ufer des kaspischen Meeres, führt die Bezeichnung: Transkaspisches Gebiet. Die Herrschaft der Russen erstreckt sich über die ganze kaspische O.-Küste bis zur persischen Grenze im Atrek-Thale, landeinwärts aber bis in die Turkmenen-Wüste und den früheren, jetzt gänzlich ausgetrockneten und urbar gemachten Aralgolf von Ai-bögüre, welcher auf älteren Karten sich wie ein südliches Anhängsel des Aralsee's ausnahm.

Das O.-Ufer des kaſpiſchen Meeres iſt in ſeinen Contouren viel mannigfaltiger als das weſtliche; wir finden hier im N. den tiefen Buſen Mertwyj-Kultuk mit der Halbinſel Mangiſchlak, weiter im S. den faſt einen Landſee bildenden Meerbuſen Kara-Bugas. Obzwar in der Regel flach und öde, beſitzt dieſes Ufer doch ſtellenweiſe einige nicht unbedeutende Erhöhungen: die Halbinſel Mangiſchlak namentlich durchzieht ein oben flaches, gegen die Küſte terraſſirtes Gebirge, und der öſtlich daran ſtoßende Ak-Tau beſteht aus niedrigen, ſchroffen Kreidefelſen; ſüdlich von der Meerenge Kara-Bugas ziehen die Balkan-Berge, welche ſich bis über 1620 M. erheben; ihr höchſter Punkt heißt Dirhem-Tagh. Mit ihren Vorbergen ſtößt die lange Kette Kuron zuſammen, welche aus Granit und Porphyr beſteht. Im O. des Kuli-Derja-Golfes endlich liegt die Kette Sary-Baba und auf der Inſel Tſcheleken der Felſenrücken Tſchochrak.

Turkomaniſches Mädchen

Das zwiſchen dem Kaſpiſchen und Aralſee gelegene, breite Plateau Uſtjurt, „Hohes Land“, erhebt ſich gegen 200 M. über das Niveau beider Seen, durch ziemlich ſteile und hohe Ränder begrenzt, welche daſſelbe ſcharf umziehen, und ſchließt ſich nach NO. hin an die Muchadſcha- (Mughadjar-) Berge an. In dieſer Gegend iſt der Rand niedrig und verſchwindet nach O. in der Sandwüſte Bolſchie-Barſuki gänzlich. Im S. des Uſtjurt erſtreckt ſich gegen SO. und bis jenſeits des Amu-Derja (Derja = Fluß) eine uferloſe Wüſte. Es iſt nicht die Steppe mit ihrem zwar einförmigen Pflanzenſchmucke, mit dem ſchwermüthigen Reize, den ihr das gleichförmige Leben der Nomaden verleiht, es iſt die wahre vollkommene ſterile Wüſte mit all ihren Gefahren, all ihren Schreckniſſen. Von allen Gegenden Mittelaſiens iſt dieſer Europa zugewandte Theil der ödeſte, troſtloſeſte. Am O.-Ufer der kaſpiſchen See haben die Ruſſen mehrere befeſtigte Punkte angelegt, von welchen aus ſie die Umwohner im Zaume halten, in dem weiten Wüſtengebiete zwiſchen Amu und kaſpiſchem Meere ſind die eigentlichen Herren und Gebieter aber die räuberiſchen Turkmenen oder Turkomanen, nach welchen man auch die Wüſte benennt.

So weit hiſtoriſche Nachrichten reichen, ſcheinen die Turkomanen oder Türkmen, wie ſie ſich ſelbſt nennen, ein räuberiſches Nomadenvolk türkiſchen Stammes und nie in eine einzige Körperſchaft vereinigt geweſen zu ſein. Sie zerfallen in „Khalks“ oder Stämme, deren jeder wieder in verſchiedene Horden, „Taïfe“, zerfällt, die nochmals in Unterabtheilungen, „Tire“, eingetheilt ſind. Der ungariſche Reiſende Hermann Vámbery nennt als die bedeutendſten: die Tſchandor, Erſzari, Alieli, Kara, Salor, Sarik, Teke, Göklen, letztere die friedlichſten und civiliſirteſten Turkomanen, meiſt dem Schah von Perſien unterworfen, und die Yomuten. Ihre Geſammtmenge iſt auf höchſtens 1 Million Köpfe anzuſchlagen, allerdings eine ſehr geringe Ziffer im Vergleiche zu dem ungeheuren Raume, den

ſie bevölkern ſoll. Eigenthümlich iſt, daß unter dieſen Turkomanen ſich kein Führer findet und Niemand an Gehorſam gewöhnt iſt. Trotzdem herrſcht keineswegs Anarchie, und Vergehen gegen Juſtiz oder Moral ſind unter ihnen ſeltener als unter anderen muhammedaniſchen Nationen Aſiens. Alles wird bei ihnen von dem mächtigen „Deb“, nämlich der Sitte, dem Gebrauch, regiert, und die Religion hat nur geringen Einfluß. Die verſchiedenen Stämme leben in großer gegenſeitiger Feindſchaft, fürchten ſich vor dem benachbarten Perſien gar nicht, während ihnen die ruſſiſche Macht Reſpect einflößt. An ihrem Stamme halten ſie treu und feſt, und ſelbſt vierjährige Kinder kennen genau Tüſſe und Tire, zu denen ſie gehören, und ſind ſtolz auf die Macht und die Größe ihrer Horde. Der Turkomane zeichnet ſich durch ſeinen kühnen, durchbohrenden Blick aus, der ihn von allen anderen Nomaden und Städtebewohnern Centralaſiens unterſcheidet. Die Raubzüge (Alamane) ſind ihm Hauptſache, und die Einladung hierzu findet Jeden zur ſofortigen Theilnahme bereit. Der Entſchluß wird geheim gehalten, und wenn der erwählte Anführer vom Mollah geſegnet worden iſt, ſpringt Jedermann in den Sattel und eilt zum Stelldichein. Der Angriff erfolgt um Mitternacht oder um Sonnenaufgang und iſt gewöhnlich erfolgreich. Die perſiſchen Karawanen werden meiſt überrumpelt; wer Widerſtand verſucht, wird niedergemacht, der Reſt in die Sclaverei geführt. Seitdem die Ruſſen Herren in Turkeſtan ſind, hat der Sclavenhandel freilich faſt gänzlich aufgehört, und iſt den Turkomanen ſo ſehr das Handwerk gelegt, daß ihnen, da ſie von anderem als vom Menſchenraub nicht zu leben gelernt, totaler wirthſchaftlicher Ruin droht. Dem Untergange dieſes Volkes wird indeß Niemand eine Zähre nachweinen. In ſeinem häuslichen Leben iſt der Turkomane ſehr indolent. In den Abendſtunden horcht er auf die Märchen und Geſänge der „Bakhſchi“ oder Minneſänger, die ihre Weiſen mit der Dutara oder zweiſträngigen Guitarre begleiten. Die Geſänge ſind meiſtens Lieder des vor mehr denn 80 Jahren verſtorbenen Nationalpoeten Machdumkuli. Einige ihrer Gebräuche ſind um deßwillen bemerkenswerth, weil ſie bei den übrigen Nomaden Centralaſiens kaum gefunden werden. Die Turkomanen ſind nächſt den Kiptſchak-Oesbeken das kriegeriſchſte Volk Aſiens und vermöge ihrer Lage die Wächter der Südgrenzen Turkeſtans. Hier liegt auch der wichtigſte Punkt ihres Landes, die Stadt **Merw**, genau im N. von Herat in Afghaniſtan. Sie gehört eigentlich Niemandem, zählt 30,000 Zelte und wird von einer ſtarken, theils aus Lehm theils aus luftgetrockneten Ziegeln aufgeführten Mauer, welche mit Thürmen und Graben verſehen iſt, geſchützt. Ein Arm des Wüſtenſtromes **Murghab**, der weiter im N. in der Steppe verrinnt, durchfließt der Länge nach die Stadt, die man eher einen Lagerplatz nennen könnte. Da der Beſitz von Merw zur völligen Beherrſchung der Turkomanen erforderlich iſt, werden ſich früher oder ſpäter die Ruſſen wohl derſelben

Turkomaniſche Frau.

bemächtigen, trotz der ziemlich ohnmächtigen Eifersucht der Engländer, welche dadurch Herat bedroht glauben. (F. v. Hellwald. Centralasien. Landschaften und Völker in Kaschgan, Turkestan, Kaschmir und Tibet. Leipzig 1875. 8°. S. 280—332.)

Das Land der Turkmenen erstreckt sich nordwärts bis an den Aralsee und die Oase Chiwa am Amu, welche in der Gegenwart ein dem Namen nach wohl noch unabhängiges „Chanat" bildet, in den letzten Jahren indeß die wuchtige Hand des Zaren wiederholt empfunden hat und auf ein geringes Gebiet eingeschrumpft ist, welches früher oder später von den Russen ihren übrigen Besitzungen vollständig einverleibt werden dürfte. Schon jetzt ist der Chan von Chiwa, geradeso wie der des benachbarten Bochara, nur mehr eine Marionette in der Hand der russischen Befehlshaber Turkestans.

Es ist fast unmöglich, die Grenzen Chiwa's mit einiger Bestimmtheit anzugeben, da es mit Ausnahme des N. und O. von Steppen und Wüsten umgeben ist, deren nomadisirende Bevölkerung sich eben nur dann zur Unterthänigkeit in Chiwa bekennt, wenn es ihr gerade um einen Vortheil zu thun ist. Versuchsweise ließen sich die jetzigen Grenzen ungefähr so bezeichnen: Im N. ein kleines Stück vom S.-Ufer des Aral-See's; im NO. und O. der Amu-Derja; im W. und NW. zieht sich die Grenze etwa eine Strecke von 150 Km. am linken Ufer des Amu durch Einöden, die mit Flugsand, Salzpfützen und ausgedehnten, schilfbewachsenen Morästen bedeckt sind und sich nur hin und wieder zu Steppen erholen, auf denen die Nomaden ihr Vieh weiden lassen. Mitten in diesem unwirthsamen Lande findet sich die sogenannte Oase von Chiwa, die von der Stadt Pitnjak bis zur Stadt Kungrad sich erstreckt, großentheils auf dem linken Ufer des Amu liegt und worauf sich die seßhafte Bevölkerung des Chanats gruppirt. Der Amu durchströmt dieses Gebiet mit raschem Gefäll. Da er keine Nebenflüsse aufnimmt, mußte für die Felder ein ausgedehntes, unmittelbar durch den Strom genährtes Ueberrieselungs-System ausgeführt werden. Von Pitnjak sieht man ein ganzes Canalnetz sich über das Land ausbreiten. Da der Amu die einzige Quelle der Fruchtbarkeit der Oase und des Wohlstandes der Bevölkerung darstellt, wird der feuchte oder allzuhohe Stand desselben im gleichen Grade verhängnißvoll. Gegen den Wassermangel ist freilich keine Vorkehrung möglich; zum Schutz gegen die Ueberschwemmungen aber haben die Chiwaner längs des ganzen linken Ufers einen Damm von hinreichender Höhe ausgeführt, durch dessen Körper die Röhren führen, aus denen die Canäle gespeist werden. Auf höher gelegenen Stellen und auf dem ganzen rechten Ufer wird das Wasser durch allerlei Werke gehoben. Es war gewiß viel Arbeit, viel Fleiß und Scharfsinn erforderlich, um ein solches Werk zu vollenden; trotzdem bilden von dem großen Delta, das 14,400 □Km. umfaßt, kaum 5500 den eigentlich productiven Theil des Chanats. Die Mehrheit der angesiedelten Bewohner Chiwa's drängt sich denn auch auf dem linken Ufer des Amu zusammen, da das auf dem rechten Ufer gelegene Land schwieriger zu bewässern und demnach auch schwieriger zu bebauen ist. Was das Klima betrifft, so ist es eben das der Steppenländer; im Sommer drückende Hitze, im Winter strenge Kälte, die zuweilen 19° R. erreicht. Der Amu ist gewöhnlich nur einen Monat zugefroren und thaut schon im Februar auf, bald darauf zieht auch der Frühling in's Land. Im April beginnt der Sommer und erst Mitte November macht sich der Herbst fühlbar. Der Sommer wird durch Hitze und Staub oft recht unbequem, namentlich durch letzteren, der in dichten Wolken von den Sandwüsten herübertreibt. Der Herbst ist sehr veränderlich, doch kommt es selten zu Schnee und Regen. Dank der künstlichen Bewässerung geben die Aecker vortreffliche Ernten. Der Weizen liefert in guten Jahren einen sechzigfachen, der Reis einen vierzig- und siebenzigfachen Ertrag, die Dschugara sogar einen dreihundertfachen. Die Körner der letzteren ersetzen den Hafer und ihre Stengel das Heu für Pferde und anderes Vieh. Außerdem werden auch Gerste, Linsen und Erbsen ge-

baut; von Nutzpflanzen Baumwolle, Hanf, Kunſhut, eine Oelfrucht, Krapp, Tabak und Flachs. In Folge des Mangels an Wieſen pflegt man Luzerner Klee auszuſäen, der dreimal gemäht wird und gutes Futter gibt. Worauf aber die Oaſe ganz beſonders ſtolz ſein mag, das ſind die Obſtarten, die ſich durch einen ungewöhnlich feinen Geſchmack auszeichnen. Da gedeihen auserleſene Aepfel, Birnen, Pflaumen, Aprikoſen, Pfirſiche, Trauben, Granaten und vor Allem Melonen. Gemüſe wird mit Ausnahme der Mohrrübe und Zwiebeln faſt gar nicht gebaut. Von den Bäumen, die einer ſorgfältigen Pflege bedürfen, werden die Pappel, der Naruan und eine Art Ruſten als Nutzholz und der Maulbeerbaum für die Seidenwürmer verwendet. Die Angaben in Anſehung der Bevölkerung ſind ſowohl in ſtatiſtiſcher wie in ethnographiſcher Beziehung ſehr unzuverläſſig. Zu den anſäßigen Bewohnern gehören die Oesbeken, Tadſchiks und Perſer. Die Oesbeken, ein türkiſcher Volksſtamm, ſind als Eroberer Central-Aſiens der herrſchende Volksſtamm, obgleich ſie in geiſtiger Hinſicht den Tadſchiks nachſtehen; ſie mögen im Ganzen 100,000 Individuen zählen, treiben Ackerbau, zum Theil auch Handel, und ſtellen das Hauptcontingent der Armee. Die Tadſchiks, ein Volk ariſcher Abſtammung, ſind die Ureinwohner Central-Aſiens, die von den Oesbeken unterjocht wurden, jetzt aber neben dieſen leben und faſt den ganzen Handel an ſich geriſſen haben. Sie mögen wohl auch 100,000 Köpfe zählen, vielleicht auch etwas mehr. Die Perſer, früher Sclaven, jetzt Freigelaſſene, ſind die arbeitſamſte Claſſe der ganzen Bevölkerung und treiben vorzugsweiſe Ackerbau. Die Viehzucht iſt unbedeutend und der Viehſchlag klein. Kameele und Dromedare werden auch nicht viele gehalten; die letzteren ſind größer und kräftiger als die erſteren; die Eſel, zwar klein aber ſtark, werden zum Reiten und Fahren gebraucht. Die kirgiſiſchen Pferde ſind ſchmächtig und ſchwach, die Argamaken von reiner turkomaniſcher Race aber groß, ſchön, ſtark, feurig und flink. Die nomadiſirenden Bewohner halten mehr Vieh als die ſeßhaften, aber lange nicht ſo viel, als die ſibiriſchen Kirgiſen. Zu den Nomaden gehören die Karakalpaken, die von der Mündung des Amu bis faſt nach dem See Döü-Kara (Döw-Kara) hinauf und auch auf dem rechten Ufer des Stromes umherſtreifen. Sie mögen etwa 45,000 Köpfe ſtark ſein, treiben Ackerbau und Fiſchfang und ſind ein friedliebendes Volk, das von den Chiwa-

Turkomaniſche Mühle.

Digitized by Google

nern durch Abgabe gedrückt wird. Die Kirgiſen, etwa 35,000 Köpfe, beſchäftigen ſich vorzugsweiſe mit Viehzucht, weßhalb ſie auch die guten Weideplätze von Jany-Su aufſuchen. Die Turkomanen nomadiſiren in den weſtlichen und ſüdlichen Grenzdiſtricten des Chanats und auch in der Steppenregion zwiſchen den Berieſelungscanälen. Ihre Zahl dürfte wohl kaum mehr als 15,000 Köpfe betragen. Im Ganzen hat Chiwa ungefähr 340,000 Bewohner, von denen 100,000 auf den nomadiſirenden Antheil entfallen. Die Ortſchaften beſtehen aus krummlinigen, kothigen oder ſtaubigen Straßen, die von Lehmhütten begrenzt ſind, faſt alle mit Wällen und Gärten umgeben. Die Hauptſtadt Chiwa liegt an zwei Berieſelungscanälen und iſt in einem Umfang von 6 Km. von einem 3 M. hohen Lehmwall umgürtet. Auch in der inneren Stadt ſind die Paläſte des Chans und die Häuſer der Würdenträger und einige höhere geiſtliche Schulen auf ähnliche Weiſe befeſtigt. Dieſe innere Stadt bildet eine Art Citadelle mit drei Thoren, an deren Seiten ungefähr zwanzig Kanonen auf Laffetten aufgepflanzt ſind. Die äußere Stadt hat einen großen Bazar, deſſen Umgegend von Gärten ſtrotzt. Auch liegen dort die Sommerpaläſte des Chans. Die Hauptſtadt hat ungefähr 20,000—30,000 Einwohner, Kungrad am Taldyk in ruinenhaften Häuſern 6—8000. Letztere treibt übrigens einen ziemlich bedeutenden Vieh- und Productenhandel. Jeni-Urgentſch, 10 Km. vom linken Ufer des Amu, hat eine ziemlich feſtgebaute und mit Geſchützen wohl armirte Mauer und zählt etwa 3000 Einwohner. Viele andere Ortſchaften, von denen mehrere als kleine Forts dienen müſſen, ſind eben nur Städte dem Namen nach. Das Land wird deſpotiſch regiert, die Eintheilung deſſelben richtet ſich nach der Zahl der Städte, deren jeder wieder eine gewiſſe Zahl von Dorfſchaften zugetheilt iſt. Die Juſtiz wird entweder von dem Chan perſönlich, theils von den Richtern geübt, die, da die Bevölkerung dem ſunnitiſchen Glaubensbekenntniß ergeben, theils nach den geſchriebenen, theils nach den überlieferten Geſetzen entſcheiden.

Mit dem Syr iſt der Amu-Derja oder Dſcheihun der wichtigſte Strom Turkeſtans und kann deſſen gelbes Waſſer in Betreff ſeines befruchtenden Einfluſſes mit dem Nil verglichen werden. Er entquillt dem kleinen Alpenſee Sary-Kul oder Victoria-Lake in dem Randgebirge Pamirs, in 4236 M. Seehöhe, ſtrömt nach SW. und wendet ſich dann nach NW., um in das S.-Ende des Aralſee's zu münden.

Nach den vorhandenen Meſſungen führt der Amu in ſeinem unterſten Laufe 3000 Km. Waſſer per Secunde (der Rhein 2500, die Rhône 2000). (R. Lenz. Unſere Kenntniſſe über den früheren Lauf des Amu-Derja. St. Petersburg. 1870. 4°.) Ueber ſeine Schiffbarkeit liegen abweichende Nachrichten vor; nach Einigen ſoll er in einem großen Theile ſeines Laufes, nach Lenz für Boote und nach Vámbéry (Ueber die Schiffbarkeit des Oxus, in der: Beil. zur Allgem. Zeitg. vom 17. Januar 1875) faſt gar nicht, nach Oberſt Stoljetow unter Schwierigkeiten wohl, aber dennoch ſchiffbar ſein; der ganze Oberlauf bleibt im Winter gefroren, und im ſtrengen Winter ſogar der Unterlauf. Er durchfließt zunächſt das kalte Bergland Wochan, wo er fünf Zuflüſſe aufnimmt; berührt rechts das bergige Badachſchan, ein maleriſches Land, berühmt durch ſein ſchönes Klima und ſeine Rubingruben; hier nimmt er namentlich den Badachſchan auf und heißt von da an Amu. Rechts von ihm liegt das ſchwach bevölkerte, gebirgige Khutel, weiterhin ſüdlich vom Fluſſe das Thal von Kunduz, nördlich die Oaſe Hiſſar, berühmt durch ihre Meſſerfabrikation; im W. des erſteren liegt das Thal Hulum und weiterhin das Land Balch, durch einen dürren Landſtrich vom Amu getrennt. Noch weiter links von ihm dehnt ſich die turkomaniſche oder chareſmiſche Wüſte, rechts jene von Kyzyl-Kum aus. Seinen bedeutendſten Nebenfluß, den Ak-Serai, empfängt er aus Kunduz. Im mittleren Laufe hat er 7—800 M. Breite und 2—6 M. Tiefe; ehe er mündet, bildet er ein ſumpfiges, ganz mit Schilf bedecktes Delta, deſſen centraler Theil eine Art von Depreſſion bildet, und deſſen kaum 1 M. tiefe Flußarme beſtändigen Veränderungen unterworfen ſind. Der weſtlichſte Mündungsarm heißt Taldyk; zunächſt folgt der Ulken-Derja (großer Fluß),

Digitized by Google

welcher wieder in zwei Arme bricht, nämlich in Kitſchkine-Derja (kleiner Fluß) und Jany-Su (neues Waſſer). In letzterem fand Admiral Butakow 1849 eine inmitten des Fluſſes der Breite nach ſich erhebende dammartige Kalkfelſenleiſte, ein Hinderniß, welches jetzt völlig verſchwunden ſein ſoll. Vom Jany- (oder Jeny-) Su gelangt man in den See, richtiger geſagt in den Sumpf von Döü-Kara (= teufelsſchwarz), an deſſen O.-Ende der Kowandſch-Jarma (Freuden-Canal) hinfließt und dieſen äußerſten öſtlichen Arm des Amu mit dem Hauptſtrome verbindet. (Ueber das Amu-Delta ſiehe: Ausland 1875, Nr. 20, S. 398 bis 401, ferner A. L. Kuhn, Bericht über meine Reiſe durch das Chanat Chiwa, in der: Ruſſiſchen Revue, IV. Bd. (1874) S. 58—74.)

Das ganze Amu-Delta gehört vom Taldyk an, welcher die Grenze

Inneres eines turkomaniſchen Zeltes.

Digitized by Google

gegen Chiwa bildet, zum russischen Amu-Derja-Bezirke, welcher wieder in zwei Districte, nämlich den von Schurachan und von Tschimbai, getheilt wird. Ersterer erstreckt sich von der bocharischen Grenze im O. bis zu den nördlichen Ausläufern des Scheich-Dscheni-Gebirges, letzterer aber von hier aus bis zum Aralsee. Während der Schurachaner District zumeist flaches Terrain und demzufolge eine überwiegend starke Anzahl von seßhafter Bevölkerung aufweist, finden wir im Tschimbaier zumeist Halb- und Ganznomaden, unter letzteren die bis jetzt nur wenig bekannten Karakalpaken. (Siehe über diese: H. Vámbéry, im: Ausland 1875, Nr. 35, S. 696—697.)

Nicht zu allen Zeiten hat der Amu-Strom seinen Lauf durch das heutige Gebiet der Karakalpaken nach dem Aral genommen, vielmehr sich zu verschiedenen Malen in das kaspische Meer und dann wieder in den Aralsee ergossen, und ebenso der Syr-Derja (siehe Herbert Wood. The shores of lake Aral. London 1876. 8°.) Das alte Amu-Bett ist in den letzten Jahren durch russische Expeditionen wiederholt untersucht worden, und zieht unter dem Namen Usboj (d. h. niedrige Ebene) — auch Oghüz oder Döden längs dem sogenannten Tschink, dem S.-Absturze des Ustjurt, durch die Wüste zum kaspischen Meere hin. Wasserlachen, größere Tümpel, darunter die Sary-Kamisch-Seen, und eine ansehnlichere Vegetation charakterisiren dieses alte Strombett.

Der Amu ist der Hauptstrom nicht blos von Chiwa, sondern auch des südlicher gelegenen Chanats Bochara, welches sich gleich Chiwa noch einer gewissen sehr beschränkten Selbständigkeit erfreut. Der östliche wichtigste Theil des Landes mit der berühmten Stadt Samarkand ist ihm abgenommen und bildet gegenwärtig die russische Provinz Zerafschan, so benannt nach der wichtigsten Wasserader dieses Gebietes.

Der Zerafschan (Goldspender, Goldstreuer) oder Kohik entspringt aus einem 50 Km. langen Gletscher in den Gebirgen im O. der turkestanischen Ebene, an der Schneegrenze der Fon-dagh-Kette und behält auf einer Länge von mehr denn 5° sehr regelmäßig die Richtung einer Parallele zum Aequator bei. Jenseits des Ortes Pendschakend tritt er in ein breites Thal, das hinter Samarkand eine offene Ebene wird und jenseits Bochara eine Sandsteppe. Im W. von Bochara wendet er sich plötzlich nach S. und ergießt sich in einen kleinen Steppensee Kara-Kul (türk.: schwarzer See). Die Gegend zwischen dem Zerafschan und dem Amu lernt man auf der Reise von Chiwa nach Bochara kennen. A. L. von Kuhn hat dieselbe vor einigen Jahren gemacht und entnehmen wir seinen Schilderungen folgende kurze Charakteristik.

Von Petro-Alexandrowsk, einer russischen Ansiedlung am Amu, dem man bis dahin stromaufwärts folgt bis Ak-Kamysch, bietet die Gegend, wenngleich wenig bevölkert, so doch gut cultivirte Aecker und an manchen Stellen sogar Gärten. Von Ak-Kamysch führt der Weg über eine sich hoch über den Fluß erhebende Sandsteppe, die sich an manchen Stellen zum Flusse in Gestalt kleiner grünender Oasen hinabsenkt, welche Halbinseln bilden, mit Gesträuch, Dschidda

Digitized by Google

und anderen Steppenpflanzen bedeckt sind und von den Eingebornen „Tugai" genannt werden. So wendet sich der Weg den Fluß entlang bis zum Orte Chodscha-Kaneffi. An manchen Stellen nähert sich der feine bewegliche Triebsand, den Weg durchschneidend, dem Flusse und bildet Hindernisse. Die Nomaden erhalten auf den Tugai fast das ganze Jahr hindurch ihre Heerden, indem sie hierher für den Winter übersiedeln. Auf dem Wege zum Ufer begegnet man den zum Uebersetzen bequemen Stellen Backsteinruinen, welche, wie man annehmen muß, als Forts zur Vertheidigung gedient haben. Von der Befestigung Ustü bis Karakul erstreckt sich eine ungefähr 25 Km. breite Wüste von feinem Triebsande. Wenn man die grünen Umgebungen von Ustü verläßt und diese Wüste betritt, so erblickt man an den Seiten aus dem Sande auftauchende Ruinen verlassener Gebäude und verdorrte Baumstämme, die schweigenden Zeugen besserer Zeiten. Man erzählte unseren Reisenden, daß vor 10—25 Jahren hier blühende Ortschaften gestanden; der Triebsand aber, der von NW. herangeweht sei, habe vor nicht langer Zeit dieselben verschüttet. In jedem Jahre, so erzählen die Eingebornen, entreißen die Sandorkane den armen Bewohnern die letzten Stücke ihrer Aecker, und mit jedem Jahre vermindert sich das zum Ackerbau taugliche Land. Dieselbe von dem Triebsande hervorgerufene Erscheinung wiederholt sich auch im Karakul'schen Kreise. Einen freudlosen, traurigen Anblick gewährt dieser Fleck Erde des bocharischen Chanats.

Nachdem sie die Sandwüste verlassen hatten, bot sich ihren Augen der wenig einladende Anblick des einst belebtesten Kreises des Chanats dar; die frischen Spuren unlängst vom Sande verschlungener blühender Ortschaften machen einen betrübenden Eindruck. Von Karakul an beginnt ein cultivirter Landstrich des Chanats. Wenn man sich Bochara nähert, so gewinnt das Land ein immer freundlicheres Aussehen, ringsum erblickt man blühende Gärten, üppige Plantagen von Baumwolle, Dschugara und anderen Pflanzen, durch welche das Chanat berühmt ist. Zahlreiche Canäle sind vom Zerafschan abgeleitet und bewässert er die unfern von seinem linken Ufer gelegene Stadt Bochara sowie das 240 Km. östlich davon gelegene Samarkand. Bochara selbst ist auch rings mit Gärten umgeben. Erstaunlich ist die Großartigkeit seines Marktes. Alle Karawanserais und Buden sind buchstäblich mit russischen Manufactur-Erzeugnissen angefüllt. Nicht weniger als durch seinen Markt setzt Bochara auch durch die Zahl seiner Medresse, Schulen, Moscheen, Friedhöfe und verschiedenen Heiligen in Erstaunen. Die Stadt Bochara, „die edle", ist heute von ihrer einstigen gefeierten Größe tief herabgesunken und zählt schwerlich mehr als 70,000 Einw. Der hier hofhaltende Emir von Bochara regiert sein Land in ähnlicher orientalischer Weise wie sein College in Chiwa. Die Einwohnerschaft Bochara's besteht vorwiegend aus persisch-redenden Tadschiks, hier Sarten genannt, welche einen ansehnlichen Handel treiben.

Das Gebiet zwischen Bochara und Samarkand ist theilweise vortrefflich cultivirt. Ausgebreitet am westlichen Ende des Thales von Miankal erscheint der Kreis Kermine als der am besten angebaute und der reichste an Vegetation und übertrifft in dieser Hinsicht bei weitem die Umgebung Bochara's. Je mehr man von hier aus sich dem Zerafschan-Gebiete nähert, um so reicher und besser cultivirter stellt sich das Land den Blicken dar. Wo das breite Thal beginnt, da liegt bis nahe an Bochara eine fast ununterbrochene Kette von Ortschaften auf dem ebenen fruchtbaren Terrain, das der Zerafschan zurückgelassen, der ehedem viel wasserreicher gewesen sein muß. Ebenda liegen auch die dazu gehörenden Dörfer, sowie die Gärten zur Obst- und Seidezucht, und die mit Baumwolle, Kürbis, Arbusen, Weizen, Gerste und Mais bestellten Felder. Andrerseits zeigt sich aber auch ein schroffer Gegensatz von Unfruchtbarkeit, z. B. in der nahen Mälik-Wüste und der öden Lehmsteppe von Bochara, welche sich nördlich vom Zerafschan ausbreitet und durch einzelne Bergzüge von Thonschiefer und plutonischen Gesteinen durchbrochen wird: Ausläufer des Gebirges, welche als kahle, schroffe Granitfelsen sich wohl kaum 300 M. erheben. Vámbéry beschreibt sie als ein unabsehbares Sandmeer, das bald, gleich dem vom Sturme gepeitschten Ocean, hohe Sandwogen, bald wieder, gleich dem vom Zephyr bewegten stillen Spiegel eines See's, sanfte Wellen bildet. Kein Vogel in der Luft, kein Wurm oder Käfer auf der Erde ist zu sehen; es gibt nur Spuren erloschenen Lebens, die Gebeine umgekommener Menschen und Thiere, die jeder Vorüberziehende zu einem Haufen

Digitized by Google

ſammelt, damit ſie zum Wegweiſer dienen. Dieſe Wüſte iſt breit, hat kein Waſſer, und jeder Reiſende hält ſelbſt beim Schlafen ſeine Schläuche feſt umarmt. Durch die Qualen des Sandes und der Hitze erkranken und ſterben oft Kameele und Menſchen. (H. Vámbéry. Travels in Central-Asia. London 1864, 8°. S. 158.) Am ſchrecklichſten ſind aber die Verheerungen des „Tebbad“; das Wort iſt perſiſch und bedeutet Fieberwind. Bei ſeinem Herannahen legen ſich die Kameele unter lautem Brüllen nieder, ſtrecken den langen Hals auf den Boden und ſuchen den Kopf im Sande zu verbergen. Die Reiſenden kauern ſich hinter ihnen auf die Erde; der Wind fährt mit dumpfem Getöſe über ſie hin und bewirft ſie mit einer Sandſchicht, deren erſte Körner wie Funkenregen brennen.

Das Flachland erreicht ein Ende im O. von Samarkand, welche uralte Handelsſtadt jetzt 20,000 Einwohner zählt und nach Vámbéry's und Profeſſor Radloff's Ausſagen ſich in keiner Weiſe von den übrigen Städten Mittelaſiens unterſcheidet, — derſelbe Kranz von Gärten, dieſelben aus Lehmhütten und halbzerfallenen Mauern gebildeten ſchmalen Gaſſen, dieſelbe Stille auf den vom Markte entfernten Straßen. Lieblich iſt die Lage Samarkands im Zeraſſchanthale, welches durch ein hohes Gebirge, den Karatſche-Tau mit Päſſen von 4600—4900 M. von jenem des Syr-Derja geſchieden wird. Auch dieſer Strom, deſſen Länge wohl über 2000 Km. beträgt, entſpringt im Gebirge Hochaſiens, im Tian-Schan, und tritt dann erſt ſpäter in die Ebene hinaus. Sein Oberlauf bewäſſert unter dem Namen Naryn das frühere Chanat Chokand, welches unlängſt in die ruſſiſche Provinz Ferghana umgewandelt wurde.

Das ehemalige Chanat Chokand hat die Form eines länglichen, nur nach W. im Thale des Syr offenen Keſſels, der von terraſſenartig abfallenden Gebirgszügen des Tian-Schan-Syſtems gebildet wird. Dem Syr eilen zwar auf ſeinem größtentheils von Steppen eingefaßten Laufe durch das Ferghanathal eine große Zahl meiſt wilder Gebirgsflüßchen aus N. und S. entgegen, doch gelangen dieſelben nicht zur Einmündung, da ſie zur Berieſelung der Felder abgeleitet werden. Dieſer reichen Bewäſſerung verdankt das Land außerordentlich ergiebige Ernten an Weizen, Reis, Sorgo, Korn, Baumwolle, Flachs, Tabak ꝛc. Neben den verſchiedenartigſten Fruchtſorten werden auch die Maulbeerbäume, deren Seidenraupen vortreffliche Seide liefern, mit Erfolg cultivirt. In wirthſchaftlicher Hinſicht nehmen die Seide, der Flachs und das Korn den erſten Platz ein. Die Seide, die beſte in Mittelaſien, bildet namentlich einen bedeutenden Handelsartikel. Die Bevölkerung Ferghana's iſt theils eraniſcher, theils türkiſcher Abkunft. Die erobernden türkiſchen Stämme fanden in Ferghana in den Tadſchiks und Sarten eine altperſiſche Städtebevölkerung vor, die noch gegenwärtig in Gemeinſchaft mit den türkiſchen Oesbeken den ſeßhaften Theil der Bewohner des Landes bilden. Sie haben ſich vorzugsweiſe in den fruchtbaren Landſchaften ſüdlich vom Syr-Derja angeſiedelt und dieſelben, wenn A. v. Kuhn nicht durch die ruſſiſche Brille geſehen, zu hoher Blüthe gebracht. Die türkiſchen Stämme der Karakalpaken und Kirgiſen leben als Nomaden hauptſächlich in den Steppen nördlich vom Syr und wenn auch nicht ſo zahlreich im öſtlichen Theile des Ferghana-Thales. Unter den Kirgiſen zeichnen ſich durch einen höheren Culturgrad die Kiptſchaken aus; ſie ſind Halbnomaden und haben ihre Zelte meiſt in der Nähe von Ortſchaften aufgeſchlagen. Die Geſammtbevölkerung Ferghana's beläuft ſich auf die allerdings niedrige Zahl von 96,000 Köpfen. In Lebensart, Sitten und Gebräuchen unterſcheiden ſich die Bewohner von Chokand in nichts von ihren Stammesgenoſſen im ruſſiſchen Turkeſtan. Die wichtigſten Städte ſind Chokand, Margilan, Andidſchan, Namangan, Uzkend und Balyktſchy. Die Hochthäler der Gebirge, welche

Digitized by Google

Chokand im S. und SO. abschließen, sind mit ewigem Schnee bedeckt, haben aber im Sommer ein sehr mildes, der Viehzucht höchst günstiges Klima. In der Ebene fällt selten Schnee, wenngleich es Nächte gibt, in denen das Thermometer auf — 10° fällt, und in den Bergen am Taschkend stellen sich heftige Winterstürme ein. Die Steppen dagegen leiden an übermäßiger Sommerhitze. Im März bekleidet sich der Boden mit reichem Grün und duftigen Blumen, und vor Anfang Mai blüht und duftet Alles. Die Hitze steigt endlich bis auf 40°, und somit vergeht jede Spur der Vegetation; man gewahrt alsdann nur den nackten Sand und Lehm, der von der Hitze geborsten ist. Einige Kräuter finden sich nur noch an den Quellen, Bächen und in Bergschluchten. Obwohl der Regen im Sommer fast ganz fehlt, so gedeihen bei künstlicher Bewässerung doch fast alle Getreidearten reichlich, und das künstlich erzeugte Gras wird bis viermal gemäht. Im September und October läßt die Hitze nach, und noch im November haben die Tage stets 15° Wärme.

Den ganzen weiten Raum zwischen dem Tian-Schan im O. und dem Aral im W. nimmt das russische Generalgouvernement Turkestan ein, welches in die zwei Districte Syr-Derja und Semirjetschensk getheilt ist. Ersterer, die uns hier zunächst interessirt, ist vorwiegend Steppenland, in welchem vereinzelte größere Städte wie Chodschend, Taschkend, die jetzige russische Hauptstadt Turkestans, Tschemkend und Hazret-i-Turkestan, alle im Thale des Syr, doch keine an dessen Ufern, liegen. Ein langer Gebirgszug, der Kara-Tau, begleitet im O. den Strom, welcher von Chodschend bis Turkestan gen N. fließt und im W. die Wüste Kyzyl-Kum (rother Sand) zur Seite hat: ein braunrothes, mehr denn 250 Km. weites Sandmeer, dessen Sand gleichfalls von Stürmen zu Hügeln aufgethürmt ist. Diese bedeckt leichtes Gesträuch, zuweilen 3—4 M. hoch; eine einzige Grasart tritt auf, die aber sehr häufig ist und in ausgedehnten Rasen den Pferden zum Futter dient. Der Wüstenrand des Kyzyl-Kum, Ak-Kamisch geheißen, hat noch gute Triften, die von den Nomaden abgeweidet werden.

Am Rande dieser Wüste gewinnt am Syr Alles ein anderes Aussehen; seine Ufer werden nackt und unfruchtbar; bald tief eingebettet, ist er von der Steppe nur durch einen schmalen Streif von Dschungeln getrennt, bald hingegen sein niedriges Bett verlassend, überfluthet er die Umgebung, Schilflagunen und unpassirbare Sümpfe bildend, die sich weithin, oft mehrere hundert Meilen weit in die Ebene erstrecken. Nur an den Orten, wo das steile Ufer dem Fluß höchstens bei Hochwasser auszutreten gestattet, treibt der Kirgise Ackerbau und soll, wie man sagt, der durch die Flußalluvionen gedüngte Boden reichliche Ernten gewähren. Gewiß ist, daß dort, wo die Hochwasser abgelaufen, das überschwemmte Land prächtigen Graswuchs darbietet, weßhalb die Kirgisen sich in den Wintermonaten dort einfinden. Inmitten dieser Wiesen erheben sich da und dort Sandhügel von 10—12 M. Höhe; sie sind meist mit Tamarix, Turanga und Dschida, die 2—3 M. hohen Ufergegenden mit Tamarix, Disteln und Saxaul (Haloxylon ammodendron) bewachsen. Die vielen Inseln, manche 3 Km. lang, sind gewöhnlich mit undurchdringlichem Gebüsch bedeckt, worin Tiger hausen. Die Breite des Stromes beträgt von 280—750 M., die Tiefe 5½—11 M., die Schnelligkeit des Laufes bis zu 7 Km. in der Stunde, die mittlere Geschwindigkeit 4½—6 Km. Das Wasser ist trübe und gelblich, schmeckt aber süß und angenehm, sobald es sich gesetzt hat, und ist gesund. Der Unterlauf bis zum Aralsee, in neuerer Zeit genauer erforscht, theilt sich auch in mehrere Arme, große Inseln umschließend; er ist übrigens beständig neuen Veränderungen unterworfen, wie sich dies aus der lockeren Beschaf-

ſenheit der Stromufer und der Abweſenheit jeder Steinart im Bette erklärt. Trotz der Krümmungen und Untiefen — an manchen Stellen hat er nur 1 M. Waſſer — wird er doch mit Dampfſchiffen befahren. Er friert im December zu und geht im März auf. Das ganze Land ringsumher trägt den Charakter eines ehemaligen Meeresbodens. Der ſalzreiche, thonige Thalgrund iſt in ſeinem unteren Theile bei der künſtlichen und überaus kunſtvollen Bewäſſerung für den Ackerbau geeignet: im Sommer fehlt es ganz an Regen, und wo kein Waſſer hingelangt, erſcheint der Boden als Wüſte, bedeckt ſich mit Salz und trägt nur wenige ſtachelichte Pflanzen. Alle Gemüſe gedeihen in Fülle, treffliche Früchte und ſelbſt der Wein. In den ſchilfigen Moräſten des Mündungsgebietes hauſen Wolken von Mücken und Heuſchrecken und wilde Schweine. Der Syr fällt hier mit zwei Armen in den inſelreichen Aralſee, welchen die Ruſſen wegen ſeiner Größe ein Meer nennen. Der Aral (Inſelſee) ſoll an 70,000 □Km. groß ſein, und ſein Waſſerſpiegel liegt 48 M. über dem Schwarzen und 74 M. über dem Kaſpiſchen Meere. Einige Gelehrte haben die Behauptung aufſtellen wollen, daß der Aralſee nicht zu allen Zeiten beſtanden habe, ſondern öfters verſchwunden und dann wieder erſchienen ſei. In neueſter Zeit ward dieſe intereſſante Frage, welche mit jener der Schwankungen des Amu- und Syr-Laufes innig zuſammenhängt, vielfach erörtert. Wohl iſt nicht erweislich, daß in hiſtoriſchen Epochen je der Aral der geſammten Zuflüſſe, ſowohl des Amu wie des Syr, entbehrt hätte, auf welch beiden Strömen allerdings die Exiſtenz des See's beruht, der ſonſt kein Quellwaſſer hat. Andererſeits iſt von Eliſée Reclus gezeigt worden, wie unter der Vorausſetzung, daß die beiden Flüſſe nicht in den Aral gelangen, deſſen Austrocknung und Verſchwinden nur das Werk weniger Jahre ſein könne, und läugnen läßt ſich Angeſichts der obwaltenden Terrainverhältniſſe die Möglichkeit nicht, daß Amu und Syr dereinſt einen anderen Lauf gehabt haben konnten. Auch iſt beim heutigen Aral eine Neigung zur Abzehrung unzweifelhaft conſtatirt.

Paſſage über den Syr.

Der tiefen aralo-kaſpiſchen Senkung gehört die Kirgiſenſteppe an, welche, im Mittel etwa 100 M. hoch, aus großen Flächen oder vielmehr

aus wellenförmiger Terrainbildung besteht, deren Abhänge meist außerordentlich lang und sanft sind. Doch stößt man auch unverhofft auf tiefe und breite Einschnitte, welche sich auf lange Strecken durch die Steppe hinziehen. Kein Baum, kein Strauch ist zu erblicken, auf welchen das Auge ausruhen könnte; die ganze Steppe gleicht einem unabsehbaren Meere, dessen langgestreckte Wellen auf einmal unbeweglich geworden sind. Nur die muchadschar'schen Berge, eine Verlängerung des Ural, welche die Steppe von N. nach S. durchschneiden, machen eine Ausnahme; indeß ist die höchste Spitze derselben, der Airuk, kaum 300 M. hoch. Der bergige Theil der Steppe besteht überall aus Feldspath und Porphyr, in deren Begleitung oft Blei, Kupfer, Silber und bisweilen Gold vorkommen; längs des Irtysch und in dem ebenen Theil der Steppe findet man nur Kohlenkalkstein und eine fast horizontale Kohlenschicht.

In der Gegend des 49.° n. Br. scheint in dieser großen Tiefebene sich eine Schwelle zu erheben, von welcher der Ischim sich nach N. wendet und zahlreiche Steppenströme irrend nach SW. sich im Sande verlaufen. In diesem Bereiche treten niedrige Höhenzüge auf, wie der Arkat, Aldschan, der Tschingiz-Tau, dessen ansehnlicher, sich zu 1300 M. Höhe erhebender wald- und quellenreicher Kamm die durchaus sterile Irtysch-Steppe von der Balchasch-Niederung scheidet, Karkaraly, Kent-Kaslyk, meist Granit- und Porphyrhügel, welche aber nur 100—300 M. absoluter Höhe haben. Ferner der Ak-Tau (türk.: weißes Gebirge), der Kurgentasch und die lange Kette der Ildighis, nebst dem bleireichen Ulu-Tagh.

Im S. dieser Schwelle führt vom Aralsee zum Balchaschsee eine ganze Reihe vereinzelter Seen hin; und im W. findet sich, nordöstlich vom Aral, ebenfalls ein merkwürdiges Gebiet von Seen, viele der kleinen oft rosenkranzartig unter einander verbunden. An all diesen Seen zeigt sich ein fortwährendes Austrocknen bis zum Verschwinden derselben, ganz wie beim Aral. Nebst dem Kaspi- und dem Aralsee ist der Balchasch-See — er bedeckt einen Flächenraum von circa 22,000 □Km. — die größte Wasseransammlung in der Kirgisensteppe. Das nördliche und nordwestliche Seenfer erhebt sich stufenförmig über den Wasserspiegel, gleich dem Ustjurt am westlichen Rande des Aral. Die schilfige S.-Küste hingegen, welche kaum gestattet, eine Uferlinie zu unterscheiden, ist abschüssig, und von da aus zieht sich bis zu den Vorbergen des Ala-Tau (buntes Gebirg) eine aus Sandhügeln bestehende Steppe, Adschabainym-Ak-Kum, eine Fortsetzung der Hungersteppe Bed-Pak-Dala oder Golodnaja Stey der Russen, welche Sibirien von Turkestan scheidet. Oestlich vom Balchasch liegen in sandiger Steppe, welche in ihrer Dürre den Eindruck eines ausgetrockneten alten Meerbodens macht, die Reste seiner ehemaligen Fortsetzung, der Sassyk-Kul und der Ala-Kul. Mit dem Ala-Kul hat der Balchasch noch in historischer Zeit ein Becken gebildet.

Jenseits der in den Balchasch mündenden Lepsa beginnt das Siebenstromland, Semiretschenskij-Krai, einerseits von der Hochgebirgskette des dsungarischen Ala-Tau mit dem ihr vorgelagerten Stufen- und Gebirgs-

lande, andererseits von der zum Balchasch allmählig absinkenden 500 bis 160 M. hohen Steppe gebildet. Die Kammlinie des Ala-Tau im SO., der Balchasch-Spiegel im NW., die Stromlinie des Ili im S., die der Lepsa im N. bezeichnen die natürlichen Grenzen dieses Landstriches, der durch die Schneeregion des dsungarischen Ala-Tau vom hinterasiatischen Hochlande geschieden wird, durch das tief eingesenkte Strombett des Ili aber mit ihm in natürlichem und geschichtlichem Zusammenhange steht.

Die sieben Flüsse, welchen das Land den Namen verdankt, sind die Lepsa mit dem Baksan, der Ak-Su mit dem Sarkan, der Bien und der Karatal mit dem Kok-Su. Nur die Lepsa, der südliche Grenzfluß, der Ili und allenfalls der Karatal erreichen dauernd den See wirklich, während alle anderen, obwohl gleichfalls der S.-Küste des Balchasch zueilend, früher im Sande verrinnen oder nur bei Hochwasser dahin gelangen. Sie entquellen sämmtlich der Schneeregion des Ala-Tau und durchziehen zuerst fruchtbare Thäler, später die weiten Ebenen um den Balchasch. Sie sind in ihrem oberen Laufe echte Gebirgswässer, in Steinbetten, raschen Laufes die malerischen Schluchten und Thäler des Hochlandes durchströmend. So wie sie die Steppe erreicht haben, verwandeln sie sich in träge dahinschleichende, trübe Steppenflüsse. Diese eigentliche Steppenregion des Balchasch — die Winterstationen der Nomaden enthaltend — mit sterilen, sandigen, dünnen und salzigen Lagunen bedeckt, ist baumlos, trägt eine der Natur der Gewässer entsprechende Vegetation, also das Charaktergepräge der aralo-kaspischen Niederung, namentlich den typischen Saxaul. In den an den Stromufern und Balchaschküsten gedeihenden Schilf- und Rohrdickichten hausen Kulan, Stachelschweine und Schildkröten. Die Culturregion, von 500—1300 M. mit gutem Ackerboden und reichlicher Bewässerung hat in ihren krautartigen Gewächsen mehr Aehnlichkeit mit der Pflanzenphysiognomie des westsibirischen und osteuropäischen Tieflandes. Die russische Colonisation breitet sich über diese Region aus und concentrirt sich an den Stellen, wo die von 1300—2500 M. reichende Waldregion vorhanden ist, was jedoch nicht überall der Fall; diese enthält nämlich ausreichende Vorräthe an Bauholz für die Ansiedlungen unter ihr. So entstanden allmählig zahlreiche, heute schon blühende und stattliche Niederlassungen, als: die Stadt Kopalsk oder Kopal, die Forts und Militärstationen Aksuisk, Arassan, Karatal und Koksuisk, Altyn-Imel und Kaltschyk. So bilden hier Steppe und Gebirgsland den fundamentalen Gegensatz, der alle Natur- und Culturverhältnisse durchzieht. Das emporragende Gebirge mit seiner Wasserfülle wirkt nährend, belebend, culturfördernd, — die platte, niedrige Steppe mit ihrer Dürre abzehrend, deprimirend, culturhemmend. Wo die Wüstensteppe sich wasser- und baumlos ausstreckt, da ist specifisches Nomadenland, der Tummelplatz des Nomadenthums, dessen Naturzwang kein Wille, keine Culturmacht zu brechen vermag. In den höher gelegenen Geländen und Vorbergen findet aber die Cultur eine Stätte, wo sie mit Nutzen gedeihen und sich entwickeln kann.

Noch erübrigt uns einen Blick auf die Menschen zu werfen, welche das russische Turkestan bewohnen. Außer den uns schon bekannten Oesbeken und Tadschiks oder Sarten sind dies die turktatarischen Völker, welche eine Mischung von eigentlichen Mongolen und Türken zu sein scheinen und gemeiniglich Kirgisen genannt werden. Man muß aber in dieser generellen Bezeichnung zwei sehr verschiedene Stämme scharf unterscheiden, nämlich die irrthümlich als Kirgisen geltenden Kasaken und die eigentlichen Kirgisen, richtiger Karakirgisen (schwarze Kirgisen). Das zahlreichste dieser Völker hat sich nämlich nie anders als Kasak genannt und sie erhielten erst den Namen Kirgisen

von den ruſſiſchen Koſaken, nachdem dieſe das echte Kirgiſenvolk geſehen. (W. Radloff. Beobachtungen über die Kirgiſen, in Petermann's Geograph. Mitth. 1864, S. 163—168.) Man ſollte daher richtiger von einer Kaſakenſteppe als von einer Kirgiſenſteppe reden, denn ihre hauptſächlichſten Bewohner ſind die Kaſaken, während die Kara-Kirgiſen vorzugsweiſe ſich in den die Steppe umringenden Gebirgen aufhalten.

Die Kara-Kirgiſen, von den Chineſen und Kalmüken Burat (daher Burjäten) genannt, hauſen zum Theile in der Dſungarei und in Turkeſtan, im öſtlichen Altai, in den Berggegenden der Syrquellen und an ſeinen bedeutenden Nebenflüſſen Tſchui und Talaß, im Alatau, in den Höhenzügen in der Umgebung des See's Iſſik-kul und im S. bis zu den Quellen des Amu. Sie ſprechen einen rein türkiſchen Dialect und theilen ſich in zwei Völkerſchaften, die Rechten (on) und die Linken (sol), welche wieder in Stämme und Familien zerfallen. Man kann ſie auch in nördliche und ſüdliche Kara-Kirgiſen eintheilen. Im N. vom Syr haben ihre Weideländereien die größte Ausdehnung von O. nach W., indem ſie im N. an die Kaſaken, im S. an die anſäſſige Bevölkerung Ferghana's und O.-Turkeſtans ſtoßen. Im S. des Syr dehnen ſich alle Ländereien, die von dieſen nomadiſirenden Stämmen beſetzt werden, vorzugsweiſe von N. nach S. aus, indem ſie ſich mit ihrer öſtlichen Seite an die anſäſſige Bevölkerung O.-Turkeſtans, mit ihrer weſtlichen an jene von Ferghana und Bochara anlehnen. Ihre Weideländer im Tian-Schan, ſüdlich vom Syr, ſind ſtrichweiſe von den Wohnplätzen der kriegeriſchen und fanatiſchen Berg-Sarten durchſetzt. Die nördlichen Kara-Kirgiſen haben unter ſich nicht den geringſten Verband, noch irgend welche geſammtſtaatliche Einrichtungen; ihre zahlreichen Stämme ſind unter ſich gänzlich geſchieden und bekriegen einander; ſogar jeder einzelne Stamm zweigt ſich wieder in Abtheilungen ab, die ſich gleichfalls befehden. Alle ihre kriegeriſchen Kräfte werden durch end-

Kirgiſen.

lose innere Kämpfe absorbirt, zu denen noch die Streitigkeiten mit den Kasaken hinzukommen, so daß trotz ihrer Wildheit sie ohne Mühe von den Chinesen und Chokanzen unterjocht wurden, worauf in jüngster Zeit ein Stamm nach dem andern, einige wenige ausgenommen, freiwillig die russische Oberherrschaft annahm. Die Wohnplätze der nördlichen Kara-Kirgisen sind von den südlichen durch einen wilden, kaum zugänglichen Gebirgsknoten an den Quellen des Tschui und des Narym geschieden, wo der wenig zahlreiche Stamm der Tschiriken sitzt, der die russische Oberherrschaft ebenfalls anerkennt. Die südlichen Kara-Kirgisen stehen im engsten Verbande mit Chokand, und bilden dort im Verein mit den Kiptschaken und Berg-Sarten die herrschende Race und den kriegerischen Kern. Sie haben sich die chokanzische Halbcivilisation angeeignet und waren durch ihre Energie unabhängig und einflußreich in Chokand geworden. (Globus, XII. 1867, S. 145—146, und Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Berlin, 1867, II. S. 84.) Sie sind auch als Alai-Kirgisen bekannt. (Shaw. Visits to high Tartary. S. 31.) Zu diesem großen Stamme gehören die Horden, welche auf beiden Seiten des Pamir-Gebirges auf den Bergeshängen wie in den Steppen nomadisiren. Sie haben das Gebiet des Sarykul inne und ein kleiner Theil ist vor mehreren Jahren bis zu den Weideplätzen von Sarikia am Karakasch-Flusse bei Sendschu gelangt; es ist dies der südlichste Punkt, den diese Nomaden jemals erreicht haben.

Die Kasaken (Alexis de Levschine. Description des hordes et des steppes des kirghiz-kazaks ou kirgiz-kaissaks. Trad. du russe par Ferry de Pigny. Paris. 8°. — Fuhrmann. Die Kirgisen und ihr Leben. Globus XV. S. 180—183) kann man als ein Uebergangsvolk ansehen, denn in ihrer äußeren Erscheinung haben sehr viele von ihnen mongolische Züge, aber durch ihre Sprache reihen sie sich den Turkvölkern an. Sie sind größtentheils Rußland unterworfen und theilen sich in drei Horden: die große Horde (ulu-dschus), im S. des Balchasch bis zum Issi-Kul; die mittlere (orta-dschus), zwischen dem Balchasch und der sibirischen Stadt Omsk, und die kleine Horde (kütschük-dschus), im westlichen Theile der Steppe, zahlreich bis zum Taschkend und zum Tschui. Man kann also sehen, daß die ausgedehnte Landstrecke, welche von den Mündungen der Wolga und des Uralstromes im W. sich gegen den O. bis in die Dsungarei hineinstreckt, im N. von Sibirien, im S. von Turkestan begrenzt, den Kasaken gehört. Sie wird allezeit eine Region nomadischer Völker bleiben und ist recht eigentlich für Wanderhirten geschaffen. Ackerbau könnte auch unter sehr günstigen Bedingungen immer nur in beschränktem Umfange getrieben werden. Allerdings fehlt es nicht an Punkten, an denen die Bestellung der Felder lohnen würde, aber ein seßhaftes Leben ist dem Kirgisen vom Grund der Seele zuwider; er ist von der Natur selbst zum Viehhirten angelegt und durchstreift ein Land, dessen ganze Beschaffenheit seiner Neigung zusagt. Nur in der Steppe, über die er in leichten Tarantassen, Steppenfuhrwerken, mit Windsbrauteile dahinjagt, ist ihm wohl, und während einiger Monate im Jahre auch im Hochgebirge, weil dasselbe seinen Heerden üppige Weiden darbietet. Aber gegen den Herbst treibt er das Vieh wieder zu Thal und nimmt seine Filzhütten mit sich. Sobald aber im Frühling die weite Fläche sich mit Kräutern überzieht, und die Kaiserkronen und Tulpen ihre Millionen und aber Millionen Blumen zeigen, dann werden die Winterjurten abgeschlagen, und unzählige Heerden sind in unabläßiger Bewegung. Während aber die Kasaken ihre Jurten auf der ganzen unermeßlichen Ausdehnung der Steppe zerstreuen und selten mehr denn zwanzig derselben auf einem Platze anzutreffen sind, errichten die Kara-Kirgisen die ihrigen in ein und demselben Thale, wo sie Linien von mehreren Werst einnehmen. Der Kirgise ist mürrisch, rauh und heftig, aber er hat mehr Aufrichtigkeit und natürliche Gutherzigkeit als der Kasak. Er führt Krieg, aber er stiehlt nicht; beide sind aber nur äußerlich Muhammedaner; ohne Priester, ohne Moschee, ohne Fanatismus beschränkt sich auf wenige Ceremonien ihre ganze Religion. Beide sind vorwiegend Viehzüchter, jedoch meist nur von Milchnahrung lebend; den Ackerbau betreiben die Kirgisen mehr als ihre Nachbarn, die Kasaken. (Radloff. Beobachtungen über die Kirgisen. Petermann's Geogr. Mittheil., 1864, S. 63—68.) Im Allgemeinen erscheint uns das Leben der Nomaden auf der Steppe einförmig (B. Zaleski. La vie des steppes kirghizes. descriptions, récits et contes. Paris 1865, fol., und Herm. Wagner, Reisen in den Steppen und Hochgebirgen Sibiriens und des angrenzenden Central-Asiens. Leipzig 1864. 8°.); es bewegt

sich lediglich um zweierlei Dinge: um die Heerden und um den Krieg. Denn der Wanderhirt ist allemal auch ein wehrhafter Mann, und der Kasake zumal auch gern ein Räuber. Die Raubzüge, „Barantas", unternehmen sie gegen die Heerden gewöhnlich in den heißesten Tagesstunden; einen „Aul" (sprich A-ûl, ein Lager von Zelten, hier „Jurten" oder „Kibitken" genannt) überfallen sie am liebsten, wenn die Nacht zu Ende geht, und Hunde und Hirten, durch die Nachtwache ermüdet und im Schlummer liegend, nicht mehr sorgfältig aufpassen. Am Kampfe liegt ihnen nichts, sie wollen nur Beute machen, und deßhalb trachten sie ganz besonders darnach, Verwirrung in die Heerden zu bringen und so viel Vieh als irgend möglich fortzutreiben. Aber dabei kommt es denn manchmal zu äußerst blutigen Handgemengen. Aller Hader zwischen den verschiedenen Stämmen hört jedoch auf, wenn ein Häuptling gestorben ist. Dann ist weit und breit in der Steppe Waffenruhe, Raubzüge finden nicht statt, und Feind und Freund kommen von Nah und Fern zum Begräbnisse herbei. Die Gesammtzahl der Kasaken wird höchstens etwa 700,000 betragen, die fast alle in Abhängigkeit vom Kaiser von Rußland stehen, der im Fortgange der Zeit die einzelnen Horden durch Waffengewalt oder Geschenke mehr oder weniger unterworfen hat. Daran mußte der russischen Politik um so mehr liegen, als auf der ganzen Strecke vom kaspischen Meere bis zum Altaigebirge alle Karawanenwege von S. nach N. durch das Gebiet der Kirgisen laufen. Im SO. jenseits des Balchasch- und Dsaissang-See's ziehen einzelne Sultane noch auf chinesischem Gebiete umher. Uebrigens bemerkt man seit einiger Zeit in der Ebene am Dsaissang, im südlichen Altai und im Tarbagatai ein entschiedenes Vordringen der Kirgisen nach W.

Unserer Schilderung der turkestanischen Tieflande seien noch einige wenige Worte zur Orientirung über die mittelasiatische Frage nachgeschickt.

Die Verkehrswege in Inner-Asien sind seit Jahrtausenden fast unverändert dieselben geblieben. Die Straßen, auf denen die altasiatischen Eroberer, auch Alexander, nach Indien und an den Jaxartes (Syr) zogen, die späterhin in gleicher Weise von den ersten muhammedanischen Eroberern und von den Horden Dschingis-Chan's und Timur's benützt wurden, sind noch heutigen Tages die Wege der Karawanen. Derjenige Punkt, in dem alle zusammentreffen, ist Bochara. Hier vereinigen sich die Karawanen aus Indien, Persien, Rußland, der Mongolei und China. Die indische Route zieht durch die berüchtigten Chaiber Pässe über Kabul, durch die Schneeregion des Paropanisus hindurch nach Bochara. Diese Linie stellt die Verbindung mit London und Liverpool her, von wo aus die Waaren zu Schiff bis Karatschi an den Mündungen des Indus und von dort aus den Strom aufwärts transportirt werden. Die Verbindung Bochara's mit Rußland ist eine doppelte; die kürzere, aber beschwerlichere Route geht von Orenburg aus an der W.-Seite des Aral-See's entlang über Chiwa und den Amu hinauf; die zweite Linie vom Aral aus den Syr hinauf über Chokand nach Samarkand und Bochara. Wer diese großen Straßen beherrscht, dem gehört der Markt Inner-Asiens. Die eine derselben ist bereits vollständig russisch, während der Einfluß der Engländer auf die südliche Linie nur partiell und vorübergehend ist. Seitdem auch noch die Amu-Linie Rußland so gut wie unterworfen ist, kann keine indische Karawane den Paropanisus überschreiten, sobald es den Russen nicht genehm ist. Obwohl keineswegs dicht bevölkert, hat Mittel-Asien zu allen Zeiten einen sehr bedeutenden Handel gehabt und er nimmt zu in ganz enormen Verhältnissen, je mehr die Völkermischung jener Länder mit Europäern in Berührung kommt. Die dortigen Culturländer sind von der Natur merkwürdig günstig ausgestattet; sie suchen ihresgleichen an Mannigfaltigkeit und Vorzüglichkeit ihrer Producte, und ihre Productionskraft kann unter geordneter Verwaltung und einsichtiger Oberleitung wie es die russische ist, welche zur Verbreitung des Wohlstandes und der Gesittung in Turkestan in der That schon sehr viel geleistet, einen ganz ungeahnten Aufschwung nehmen. In der Ausfuhr Inner-Asiens spielt die Baumwolle, vertreten durch zwei verschiedene Arten, eine große Rolle; sie ist für die russische Industrie schon unentbehrlich geworden. Man prophezeit der Turkestan'schen Baumwolle eine große Zukunft, und Vámbéry äußert die Ansicht, daß sie besser sei als die indische, persische und ägyptische und ebenbürtig der amerikanischen.

Digitized by Google

Die beste Qualität gedeiht in Chiwa, dem Hauptlande der Baumwollcultur. Ferner ist die Seidencultur, von den Chinesen eingeführt, in Turkestan schon sehr alt, besonders in den östlichen Theilen. Daneben bildet ein schwarzes Lammfell (in Europa als Astrachan bekannt) einen bedeutenden Ausfuhrartikel. Unter den übrigen Gegenständen des inner-asiatischen Ausfuhrgeschäftes heben wir hervor: die turkomanischen Pferde, die den arabischen sehr wenig nachstehen sollen, Wolle und Häute. Chiwa speciell exportirt außerdem: Weizen, Reis, Hülsenfrüchte, Farbekräuter, die schönsten Melonen und Aepfel. Ganz besonders ist der Kleinhandel entwickelt, durch den die Waaren aus den Bazaren der großen Städte in das ärmlichste Nomadendorf gelangen. Die eigene Industrie des Landes ist sehr unbedeutend, die Einfuhr europäischer Waaren daher sehr groß. Viele Gegenstände des einfachsten Haushalts in den großen Städten wie in der Wüste müssen aus Rußland und England eingeführt werden. Aus Rußland kommen besonders eiserne Geräthe, Waffen, Baumwollfabrikate, Kurzwaaren, Zucker u. s. w. Die Russen haben den Vortheil, daß sie schon seit langer Zeit auf diesem Handelsgebiete operiren, daß sie den Geschmack der Orientalen sehr genau kennen und vortrefflich mit ihnen umzugehen wissen. In allen diesen Dingen stehen die Engländer weit zurück. Ihr inner-asiatischer Handel ist erst verhältnißmäßig jungen Datums, und dem begeistertsten Bewunderer der Angelsachsen wird es nicht einfallen, ihnen das Geschick, mit Orientalen zu verkehren, zusprechen zu wollen.

§. 9. Sibirien.

Indem wir im vorhergehenden Abschnitte die Kirgisensteppe und deren Bewohner schilderten, sind wir unvermerkt nach Sibirien gelangt, jenem dem N.-Rande Hochasiens vorgelagerten Lande, welches ein Fünftheil des ganzen Erdtheiles umfaßt und Europa an Größe übertrifft. In der That ist, wie wir schon einmal bemerkten, weder in der Natur des Bodens noch in den Menschen, welche ihn bewohnen, eine Grenze zwischen der turkestanischen und der westsibirischen Tiefebene vorhanden, welche, vom gewaltigen Ob und Irtysch durchflossen, sich längs des Ural bis zum sibirischen Eismeere hinzieht. Geographisch ist die große Niederung von den N.-Ufern des kaspischen Meeres und des Aralsee's bis zur Mündung des Ob Ein Ganzes.

Im N. des Aral, wo die Wüste Barsuki zwischen ihm und dem südlichen Ausläufer der Muchabscha-Berge sich ausdehnt, findet sich eine Strecke, welche tiefer liegt als der Spiegel des Mittelmeeres, und die ganze Gegend bietet zugleich, namentlich im NO. des See's, eine vollständige Meeresflora, indem dort nur Pflanzenarten, ja ganze Geschlechter wachsen, welche ausschließlich dem Meeresboden eigen und weder in Salz- noch in Süßwasser-Binnenseen gefunden worden sind. Man ist daher jetzt nicht mehr im Zweifel, daß diese ganze aralo-kaspische Senkung, sowie das Tiefland des westlichen Sibirien mit seinen zwischen die dsungarischen Gebirge hinein reichenden, sumpfigen und mit Salzseen bedeckten Landstrecken ein großer ehemaliger Meerbusen des nördlichen Eismeeres sei. Die überall innerhalb dieses Bereiches auftretenden Salzseen, die Halophyten, welche fast die einzige Vegetation auf weiten Gebieten abgeben, leiteten zuerst auf solche Vermuthung, für welche neben anderen Gründen auch die geologischen und paläontologischen Befunde sprechen. Die zahlreichen Seen, welche sich im W. von Aksakal-

Barbi bis zum Sary-Kupa wie in einer Furche hinziehen, deuten die Gegend an, in welcher der aralo-kaspische Meerbusen mit dem nördlicheren, sibirischen Golfe im Zusammenhange gestanden, als die Meerestiefe in dem ganzen großen Busen des Eismeeres schon gering geworden war.

Die Russen, in Sibirien die Herren wie in Turkestan, rechnen die Provinzen Uralsk, Turgai, Akmolinsk und Semipolatinsk, welche insgesammt in der Kirgisensteppe liegen, zu Sibirien. Dabei greift die Provinz Uralsk auf das westliche rechte Ufer des Uralflusses herüber, welchen wir gewohnt sind mit dem gleichnamigen Gebirge als die Grenze Europa's zu betrachten. Umgekehrt rechnet die russische Regierung einen Theil des sibirischen Tieflandes, der an den O.-Fuß des Ural stößt und wichtige Bergstädte enthält, zu dem europäischen Gouvernement Perm. Im Uebrigen unterscheidet man in W.-Sibirien das Gouvernement Tobolsk vom östlichen Abhange des Ural begrenzt und vom Ob und Irtysch durchflossen, und das Gouvernement Tomsk mit dem oberen Ob-Thale und dem Altai-Gebirge. Im Gouvernement Jenisseisk vollzieht der Lauf des Jenissei die Scheidung zwischen W.- und S.-Sibirien; letzterem gehören im S. die Gouvernements von Irkutsk und Transbaikalien, das Amur-Gebiet und ein Theil der ostsibirischen Küstenprovinz an, welche sich jedoch auch bis in den äußersten N. in die Tschuktschen-Halbinsel erstreckt. Den übrigen N. nimmt das Gebiet von Jakutsk ein.

Ein Land von der Riesenausdehnung Sibiriens ist begreiflicherweise sehr verschiedenartig gestaltet. Nur in seinem südwestlichen Theile ist es vollkommenes Tiefland; den S. und O. nehmen dagegen beträchtliche Berglandschaften ein. Sie heben an mit den Gebirgen, welche im W. und NW. Hochasien umrahmen, also mit dem dsungarischen Ala-Tau, dem Tarbagatai und Altai, und setzen sich fort durch das dauriſche Alpenland, welches der tiefeingeschnittene Spalt des Baikal-See's, des größten Gebirgssee's der Erde, vom dauriſchen Scheidegebirge zwiſchen Amur und Lena trennt. Weiterhin finden wir das Jablonoi- und Stanowoi-Gebirge. Große Ströme mit den größten Stromgebieten der alten Welt, von fast gleich langem und vielfach gewundenem Laufe, der Ob, der Jenissei, die Lena, Indigirka und Kolyma strömen aus diesen Gebirgslandschaften nach dem N., welcher seiner Beschaffenheit nach dem asiatischen Continente völlig entfremdet ist und eigentlich so wie das nördlichste Amerika ein durchaus arktisches Gebiet ist. Fast nirgends erreicht mehr die nördliche Waldgrenze das Eismeer; weite Steppen, noch hier und da von Hügelzügen und kleinen Gebirgen unterbrochen, schließen sich an die Wälder und Culturflächen, und gehen schließlich

in die öde, schreckliche Tundra über, die wir schon im nördlichen Rußland kennen gelernt haben. Mit dem Fortschreiten gegen N. sinkt die Temperatur des ohnehin in ganz Sibirien continental-excessiven Klima's, mit ihr die Culturfähigkeit des Bodens und die Zahl der Bewohner, welche blos im S. einigermaßen sich verdichten und seßhaft werden können, nordwärts aber immer mehr Nomadenstämmen wie den Samojeden, Ostjaken, Korjäken, Jakuten, Jakugiren, Tungusen und Tschuktschen weichen müssen. (Nach Daniel. Handb. der Geogr. I. S. 414—419.)

Gleichwie ein endloses Meer vor den Blicken des Beobachters am Küstensaume, breitet sich vor dem Reisenden, der am östlichen Abhange des europäisch-asiatischen Scheidegebirges, des erzreichen Ural, niedersteigt, eine weite Ebene aus, — unabsehbar, unermeßlich. Als Einbruchsstation in diese große Steppe W.-Sibiriens dient die in einer bergumschlossenen Ebene am O.-Gelände des Ural erbaute Minenstadt Jekaterinburg (30,000 Einw.) am Flüßchen Isset, eines Seitengewässers des Tobol, welch letzterer bei der Stadt Tobolsk sich mit dem Irtysch vereinigt.

Der Karawanenweg von Jekaterinburg nach Omsk und von hier weiter, sei es nördlich gegen Tomsk, sei es südlich gegen Semipolatinsk, ist ein vielbenützter und auch von europäischen Reisenden oft besuchter; unter Letzteren befanden sich im Frühjahre 1876 die Herren Dr. Otto Finsch, Dr. A. E. Brehm und Graf Waldburg-Zeil. Die Gegend hinter dem Städtchen Tjumen ist heideartig, wir finden schlecht bestandene Kieferwälder, ähnlich wie manche Gegenden der Mark. Bei Jaluterowsk passirt man den Tobol. Etwa 170 Km. hinter Jaluterowsk tritt man in die Steppe ein. Sie ist im Anfange mit vielen Birkenbüschen und Gehölzen, vielen sumpfigen Stellen und großen Seen durchsetzt, und gewinnt erst am rechten hohen Ufer des Irtysch den eigentlichen Steppencharakter, eine unendliche Grasfläche, die nur hier und da am äußersten Horizont mit Buschwerk begrenzt erscheint. So erreicht man Omsk am Irtysch, einem linken und mächtigsten Seitenfluß des Ob, mit etwa 30,000 Einw.; es macht sich recht stattlich und umfaßt ein ungeheures Areal, größer als das Bremens. Die Häuser sind meist aus Holz errichtet, die großen Regierungsgebäude aus Ziegeln erbaut, namentlich in der mit sehr verfallenen Wällen umgebenen Festung. Omsk besitzt große wüste Plätze, mehrere Kirchen, worunter eine für Kosaken, eine katholische und protestantische, und eine große Moschee für Baschkiren und Kirgisen, die man hier häufig, z. B. als Droschkenkutscher, sieht. Von Omsk aus tritt man in die Steppe ein. Weiterhin gewinnt diese ein mehr prairieartiges Aussehen. Es sind wellenförmige Hügelzüge, mit kurzem Gras bestanden. Hier weiden große Heerden kirgisischen Rindviehs, Pferde, Fettschwanzschafe und Ziegen. Hier und da zeigt sich der Boden alkalihaltig und es erscheinen Salzpflanzen. Ein Hauptmoment, durch welches sich die Steppe von der Prairie unterscheidet, bilden die zahlreichen, oft sehr großen Seen, von Wasservögeln: verschiedenen Entenarten, Schwänen und Möven belebt. Der Weg von Omsk führt längs der Kosakenlinie, die früher als Vertheidigungslinie gegen die Kirgisen diente. So zählt der District Pawlodar z. B. 6000 Kosaken und 103,000 Kirgisen d. h. Kasaken. Die meisten Kirgisen wohnen am linken Irtyschufer, aber in den Kosakendörfern überwintern viele, sie sind dort als Diener beschäftigt. Alle Kosaken sprechen kirgisisch (ein verdorbenes Tatarisch), aber wenige Kirgisen russisch. Die Linie von Omsk bis hier zählt 30 Stationen, etwa 35 Dörfer und nur eine Stadt, Pawlodar mit 1050 Einw., auf 775 Km. Die Kosakendörfer sind hübscher und reinlicher als die russischen und sibirischen, ihre Bewohner sehen besser aus. In allen steckt militärische Haltung. Den Kosaken gehört das Land

15 Km. jederseits der Linie; sie bezahlen keine Abgaben, müssen aber Pferd und Uniform selbst anschaffen; beides ist sauber und gut. Jedes Dorf steht unter einem „Ataman", der die Jungen drillt, wozu noch Instructeure von der Lehr-Sotnie in Omsk kommen. Viele Dörfer haben hübsche Kirchen und auch Schulen. Die Kosaken besitzen stattliche Heerden und treiben Landbau; die Felder liegen meist 7–8 Km. vom Dorfe, so daß man von ihnen gewöhnlich nichts zu sehen bekommt. Die Kasaken brauchen nicht zu dienen; sie bezahlen für die Jurte drei Rubel an die Krone, und wenn sie ihr Vieh auf die Weiden der Kosaken treiben, zahlen sie an diese eine gewisse Summe. Man sieht auf dem ganzen Wege die Filzjurten der Kasaken, die in der Richtung nach Semipolatinsk an Zahl zunehmen. Ihre Grabstätten, viereckige Bollwerke aus Holzstämmen, sehen oft wie kleine Häuser aus. Ihre großen zerstreut weidenden Heerden werden von berittenen Hirten gehütet, darunter einzelne auf gesattelten Ochsen, die auch im Galopp gehen. Semipolatinsk hat 9000 Einw., darunter 7000 Tataren, nicht Kirgisen; besitzt zwei Kirchen und sieben Moscheen. Die Häuser sind fast durchgehends aus Holz; die Straßen sind breit, aber sandig. Es ist eine reine Dünenstadt. Der Weg von hier nach dem südlich gelegenen Sergiupol führt über die Arkat-Berge, kahle, groteske, auffallend wilde Granitberge, welche sich 400 M. hoch überaus malerisch aus der baumlosen Steppe erheben. Hier haust das Argali (Ovis Ammon), ein riesiges Bergschaf von der Größe eines einjährigen Rindes mit colossal dicken, stark gewundenen und 1,3 M. langen Hörnern. In seiner Lebensweise erinnert es an Steinbock und Gemse und ist wegen seiner außerordentlichen Schnelligkeit und Gewandtheit sehr schwer zu erlegen. In Sergiupol erblickte man zuerst die schneebedeckte Gebirgskette des Tarbagatai. Leider muß man hinter Sergiupol die Kosaken-Linie verlassen und einen sehr beschwerlichen Weg in der Richtung des Flusses Karakol und der Seen Sassyk-Kul und Ala-Kul durch die völlig baumlose Steppe bis nach Lepsinsk zurücklegen am N.-Fuße des Alatau. In der Nähe der Gebirge, wo die Steppen grasreich, leben auf den mit Rhabarber, Schirling, Spiräen und oft mit prachtvoll rothen Päonien bedeckten Ebenen große Heerden von stattlichem Vieh, Kameele, Pferde, Rinder, fettschwänzige Schafe. Dann folgen reine Salzsteppen; die Pferde sinken bis über die Fesseln in den mit einer weißen Salzkruste bedeckten Boden; am Horizont erscheinen wunderbar flimmernde Luftspiegelungen, dabei ist es sehr heiß. Die Pflanzen haben eine grauweiße Farbe. Große und Zwerg-Trappen sind nicht selten, auch viele Weihen, hier und da erblickt man einen Steinadler. Die Thierwelt der Steppe enthält seltene Vogelformen: das Sandhuhn, die östliche Turteltaube (Turtur gelastes), die weißkehlige Alpenlerche, die grauköpfige Bachstelze. Am Ala-Kul passirt man große Rohrwälder von colossaler Dichtigkeit, in welchen die Kirgisen mit ihren Jurten im Winter gegen die heftigen Schneestürme Schutz finden können. Endlich überblickt man von einem Hügel den See: eine unendliche Fläche, graublau, begrenzt im Hintergrund vom Tarbagatai, an den er zu stoßen scheint; im S. hat man den Alatau vor sich, welches Gebirge mit seinen abfallenden Thälern und Alpenseen die prachtvollste Scenerie gewährt und der Wasserspender des durch seine Fruchtbarkeit bekannten Semirjetschensk (Siebenstromland) ist.

Die Länge des Alatau beträgt 320 Km., seine Kammhöhe erreicht 1950, seine Gipfelhöhe aber über 3900 M.; südwärts hängt er mit dem Iren-Chabirgan-Gebirge zusammen; nach W. aber sinkt er in Stufen allmählig zur Balchasch-Niederung ab. Sein wichtigster Seitenzweig ist die von O. nach W. streichende Kopalkette, die mit den Burákoi-Bergen sich in die Steppe hinaus verflacht. Im SW. bilden die Alamankette und jene des Altyn-ymel (Paßhöhe 1420 M.) eine Verlängerung desselben, die fast dicht an die Ufer des Ili reicht, sich aber nirgends bis in die Schneelinie erhebt. Der Hauptkamm des Alatau, wie auch der Kopalkette, besteht aus Granit und Syenit, der NW.-Abhang ist aus Thonschiefern und anderen Schiefer-

Digitized by Google

arten zusammengesetzt. Die Altyn-ymel- und Alamanberge sind an Porphyrarten reich; hier lagern auch werthvolle Mineralschätze, silberhaltige Blei- und Kupfererze, Gold und Kohle. (F. v. Hellwald. Centralasien. S. 119—120.)

In dieser Gegend liegt der Endpunkt einer aufblühenden Karawanenstraße von China her, welche leider durch die Kriege schon im Jahre 1866 ein jähes Ende fand, die chinesische Grenzstadt Tschugutschak: braune Lehmmauern niedriger, flacher Häuser, wenig unterschieden von der Steppenfarbe. Um von Tschugutschak an den Saissan-See zu gelangen, hat man den Tarbagatai oder das Murmelthiergebirge zu überschreiten. Diese mächtige, meist granitische Kette streicht ungefähr 300 Km. von W. nach O., erreicht im Taston 3466 M. Seehöhe, ist während des ganzen Sommers mit Schnee bedeckt und erscheint, wenn von N. gesehen, äußerst imposant; sie trennt das Gebiet des Saissan-Nor oder Dsaisang-See's im N. von dem Steppengebiete des Sassyk-Kul und Ala-Kul im S. Von Saissan führt der Weg durch eine öde, mit „Dschi", eine meterhohe Grasart, bestandene Steppe, die hier und da mit halbvertrocknetem Morast und weißschimmernden Salzflächen abwechselt, nach dem überaus fischreichen Saissan-Nor, aus welchem der schwarze Irtysch, Kara Irtysch, schon als mächtiger Strom ausfließt. Derselbe ist, ehe er in den etwa 584 M. hohen Saissan-See eintritt, in der chinesischen Dsungarei noch etwa 200 Km. hinein schiffbar. Nördlich vom Saissan und vom schwarzen Irtysch erheben sich die Vorberge des Altai.

Was mit dem Namen Altai bezeichnet zu werden pflegt, ist kein bestimmter Gebirgszug, sondern vielmehr eine große Gruppe verschiedener Bergketten, welche zwischen dem Oberlaufe des Irtysch und Jenissei in sehr mannigfacher Richtung streichen. Richtiger würde man statt vom Altai von den altaischen Gebirgen sprechen. Sie sind das Quellgebiet einer der mächtigsten Wasseradern des westlichen Asien, denn hier entspringen die Katunja und die Bija, aus deren Vereinigung der Ob hervorgeht. Die mannigfachen Ketten des Altai-Systems haben im S. allgemein eine Richtung von W. nach O., im nördlichen Theile aber von S. nach N. Der eigentliche Altai, der kaum mehr denn ein Viertel der ganzen Gruppe einnimmt, erstreckt sich nördlich von der Buchtarma, einem rechten Nebenflusse des Irtysch, vom sogenannten Schlangenberge, Smeinogorsk, bis zu dem romantischen See Altyn-kul, den die Russen den Telezkischen nennen, und dem darein mündenden Fluß Tschulyschman im O.

Der am meisten gegen W. vorgeschobene Theil ist der eigentliche oder russische, auch kolywan'sche Altai, ein berühmtes Erzgebirge; hier liegt in nur 230 M. Seehöhe der kleine See von Kolywan, der als der schönste des ganzen Altai zwar geschildert, in der That äußerst lieblich aber keineswegs großartig ist. Von unbedeutendem Umfange sind seine Ufer von grotesken Granitfelsen und grünem Baumschmucke umgeben, der ihm hier und da ein parkartiges Aussehen verleiht. Im O. reihen sich an den kolywan'schen Altai höhere und bedeutendere Gebirgsketten, die ihrerseits durch zahlreiche, mitunter tief eingeschnittene Wasserläufe von einander scharf getrennt und durch eigene Bezeichnungen unterschieden werden. Unter den wichtigsten dieser Höhenzüge befindet sich das Katunja-Gebirge, in welchem sich der mächtigste Gipfelpunkt des Altai-Systems, die majestätische, zu 3352 M. emporsteigende Bjelucha (weißer Berg) nebst den zwei unersteiglichen Spitzen der Katunja-Säulen erhebt. Die mittlere Erhebung des Altai-Systemes mag etwa 1600 M. betragen; seine spitzen und zackigen Hörner aber ragen bis zu 970 M.

über die Schneelinie hinaus. Die zahlreichen und schnellfließenden Ströme, die verschiedenen Gestalten und Farben verleihen der Landschaft innerhalb des Gebirges große Mannigfaltigkeit; zwischen den Gebirgsketten erstrecken sich überall ausgedehnte Hochebenen, die mit Schnee oder Sümpfen bedeckt sind, hier und da nur durch niedrige Felsreihen oder durch Granitblöcke unterbrochen; selten erhebt sich ein Berg 30 M. über sie. Das Klima des Altai-Gebietes, ein überaus continentales, zeichnet sich durch kalte Winter und rasche Uebergänge aus, oft sinkt das Thermometer auf — 40° R. Dazu kommt, daß im Sommer der Regen oft monatelang ausbleibt und Dürren entstehen. Die herrschenden SW.-Winde sind dort in der Regel so trocken, daß sie meist nur verderblich wirken und die denselben ausgesetzten Bezirke eine öde, dürftige Steppenvegetation aufweisen. (B. v. Cotta. Der Altai. Sein geologischer Bau und seine Erzlagerstätten. Leipzig 1871. 8°.) Im Altai hausen mit Vorliebe nomadische, zum Theile noch dem Schamanismus ergebene Kalmüken, welche den westmongolischen Völkerzweig bilden.

Die südlichen Vorberge des Altai bestehen aus Granit, krystallinischem Schiefer und einem Hornblendeporphyr, und bieten phantastische, obschon kahle Formen, die nicht ohne malerischen Reiz sind. In ihnen liegt das berühmte Bergwerksrevier des Altai. Serianowsk, ein kleines, 1800—2000 Einw. zählendes Städtchen, ist hier einer der bedeutendsten Bergwerksorte und gehört wie der Altai selbst als Domäne dem Kaiser, eine Domäne, die beiläufig fast so groß als Frankreich ist. Die Werke von Serianowsk liefern Gold, Silber, Kupfer, Blei und Zinn. Nur das erstere wird mittelst Pochwerke und Waschens an Ort und Stelle gewonnen, die übrigen Erze gehen theils auf dem Irtysch, theils mittelst Achse nach Smeinogorsk, Barnaul und anderen Hütten, um hier verschmolzen zu werden. Smeinogorsk liefert jährlich 725,000 Pud Erze, aus denen 50 Pud Silber und 15,000 Pud Kupfer gewonnen werden. Der jährliche Goldertrag beträgt drei bis vier Pud. Das Muttergestein der Erzlagerstätten ist Augit-Porphyr, der mit Schiefer und mächtigen Quarzstöcken abwechselt; in letzterem kommt vorzugsweise Gold vor. Die Bergwerke sind ganz nach deutscher Weise angelegt, doch benutzt man noch keine Dampfmaschinen, sondern die Förderschachte werden mit Pferdegöpel, die Schachtpumpen mittelst Wasserkraft betrieben. Etwa 70 Km. von Serianowsk liegt die Erzlagerstätte Werchnei Pristor, wo die Erze auf besonderen Erzschiffen, „Karbaß", am Irtysch nach Ust-Kamenogorsk verladen werden. Die Fahrt auf dem Irtysch ist ebenso angenehm, als interessant. Anfangs zwischen sanften Wiesengründen dahinfließend, tritt der Fluß, bald nachdem er die wild daherschäumende Buchtarma, deren Hauptort Ust-Buchtarminsk man am Fuße eines pyramidalen kahlen Granitberges malerisch liegen sieht, aufgenommen, in Berge resp. Felsen ein, die an malerischen und wildromantischen Scenerien unendlich reich sind. In der That können die Ufer dieses Theiles des Irtysch sehr wohl mit denen des Rheines verglichen werden, ja sie übertreffen die Scenerien dieses deutschen Flusses um vieles an Großartigkeit, entbehren aber des poetischen Hauches, der uns am Rhein entgegenweht; auch merkt man an der spärlichen Bewohnung der Ufer, daß man sich auf einem asiatischen Flusse befindet, denn kaum einem halben Dutzend einzelner Fischerhäuser und etwa noch einmal so vielen kleinen Erzschiffen begegnet man auf der ganzen Strecke. Um so reicher ist die Thierwelt vertreten, in erster Linie die der Vögel. Endlich öffnet sich das graue oder braungraue mit orangefarbenen Flechten bekleidete Felslabyrinth zu einem Blicke auf ebene Gegend; man sieht rechts und links große Auls mit schönen Viehheerden, und nachdem man um eine mit Busch bestandene Insel gebogen, liegt das freundliche Ust-Kamenogorsk vor Augen. Der weitere Weg nach Smeinogorsk führt durch hügeliges angebautes Land, mit vielen und großen Dörfern. Smeinogorsk, wohl das älteste Bergwerk des Altai, steht als solches jetzt schon seit mehreren Jahren still und betreibt nur die Verschmelzung der in Serianowsk, Rybinsk und anderwärts gewonnenen Erze. Unweit davon befinden sich die berühmten kaiserlichen Steinschleifereien von Kolywan und der gleichnamige kleine See. In dem freundlichen mit malerischen Felspartien umgebenen Orte werden die schönsten Porphyre, Jaspis, Marmor u. dgl. verschliffen, aber, wie zu Jekaterinburg, nur zu großen Gegenständen, als Vasen, Kaminesimsen, Spiegelrahmen ꝛc. Von Kolywan gelangt man durch eine zwar nicht vegetationslose aber überaus öde Steppe nach Barnaul, der etwa 14,000 Einw. zählenden Hauptstadt des

Altai-Gebietes am linken Ufer des Ob, in außerordentlich fruchtbarer und wohlhabender Umgebung, mit zahreichen wissenschaftlichen Anstalten.

Was wir bisher von Sibirien erfahren, rechtfertigt keineswegs, wie man sieht, die Vorurtheile, welche ein großer Theil selbst des gebildeten Publikums noch immer über dieses Land nährt; gilt ja vielen doch der bloße Name Sibirien als Schreckenswort. (Siehe darüber O. W. Wahl. The land of the czar. London 1875. 8°.) Dagegen spricht die Erfahrung, wornach dieser Name eine elektrische Wirkung auf alle ausübt, welche Sibirien bewohnt haben, und in ihnen die süßesten Erinnerungen weckt. Ist es doch Hrn. A. v. Middendorff gelungen, sogar in der miasmenschwangeren Barabinzen-Steppe, östlich von Omsk, ein wahrhaft paradiesisches Plätzchen aufzufinden! (Middendorff. Die Barabá. St. Petersburg 1870. 4°.) Allerdings gelten solche Schilderungen hauptsächlich vom westlichen und südlichen Theile Sibiriens, nicht vom nördlichen, in welchen uns der Lauf der großen Ströme hinabführt.

Einen Blick in den sibirischen N. gewährt die Stromfahrt auf dem Ob. An seinen Ufern erhebt sich Tomsk mit 25,600 Einw., eine der größten, aber auch reichsten und genußsüchtigsten Städte Sibiriens, eine wichtige Handels- und Verkehrsstadt. Hier beginnt die 1830 entdeckte große Goldregion, welche vor Ausbeutung des californischen Goldes so viel Gold lieferte als ganz Amerika zusammen. Von hier bis Tjumen besteht eine regelmäßige Dampfschifffahrt mit gut eingerichteten Dampfern. Weiter abwärts finden wir Samarow, den Hauptplatz nahe der Mündung des Irtysch in den Ob, welcher hier eine Breite von 3½ Km. hat, ein colossaler Strom, für welchen mit seinen Nebenflüssen in Europa kaum Platz sein würde. Leider ist er völlig unbelebt, trotz der fruchtbaren Umgebung und der gewaltigen Naturschätze seines Gebietes. Hoch im Norden, 1066 Km. von Tobolsk, inmitten undurchdringlicher Urwälder und öder, bodenloser Sümpfe — hier Tundras genannt — liegt am steilen, abschüssigen Ufer des Flüßchens Soswa, unweit der Stelle, wo diese sich in den riesenhaften Ob ergießt, das Kreisstädtchen Beresow, früher einer der härtesten Verbannungsorte. Die von dem Flusse abgekehrte Seite umziehen uralte, gigantische Nadelwälder, ausgedehnte Wiesenebenen, von See'n, Bächen und schwankenden Moosmorästen durchbrochen. Die ganze Natur trägt hier das Gepräge des rauhen, grausen Nordens. Acht Monate lang bedeckt das weiße Leichentuch des Schnee's die gefrorene Erde; das Thermometer fällt oft auf 45 Grad unter Null, die Kälte hindert am freien Athmen und verwandelt den Hauch in starren Reif; die Vögel fallen oft todt aus der Luft und die Scheiben in den Fenstern zerspringen, die gefrorene Erde bekommt weite, tiefe Risse, selbst das Eis der See'n spaltet sich. Dabei ist das Wetter unbeständig; die Luft ist oft feucht und nebelig, der Himmel stets trübe und mit grauen Wolken bedeckt. Oft wüthen hier heftige Stürme; die einzige Rettung für Mensch oder Thier, die ein solches Unwetter trifft, ist — sich in den Schnee einzugraben und geduldig, oft 24 Stunden lang, das Ende des Sturmes abzuwarten. Die Nächte sind lang und finster, nur zeitweise durch die majestätische Erscheinung eines Nordlichts unterbrochen. Das tiefe Schweigen einer Einöde herrscht in dem halbdüsteren, fest im Schnee vergrabenen Städtchen. Nur Nadelholzbäume, Lärchen, Tannen und Fichten beleben durch ihr Grün und ihren hohen Wuchs etwas dieses traurige Bild ewigen Winters. Der Mündung des Ob schon nahe liegt Obdorsk. Der Strom, welcher im Mai durch die Schneeschmelze der Ebene, im Juni und Juli durch jene im Altai anschwillt, wird immer breiter, und oberhalb Beresow, nach der Mündung der Soswa, ist er 50 Km. breit und gleicht einem Meere mit unzähligen größeren und kleineren und dicht bewaldeten Inseln. Nur wenig östlich von dem

Schlittenreiſe in Sibirien.

Digitized by Google

tiefen Obiſchen Buſen befindet ſich die Mündung des Jeniſſei, deſſen Unterlauf im Auguſt 1875 durch die Forſchungen des Profeſſor Nordenſkjöld genauer bekannt geworden. (Siehe: Ausland 1876, Nr. 2, S. 25—29.) Dabei tritt der ſchwediſche Gelehrte aber ganz entſchieden den Anſichten Jener entgegen, welche ſich die ſibiriſche Tundra als eine weite eis- oder ſchneebedeckte, nur hier und da einen ärmlichen Pflanzenwuchs bergende Wüſte vorſtellen. Im Gegentheile beobachtete er dies am Jeniſſei blos an einer einzigen Stelle, und die Vegetation zeigte ſich überall, namentlich aber an den Inſeln des Stromes, von überraſchender Ueppigkeit. Die Fruchtbarkeit des Bodens, die unermeßliche Ausdehnung des Wieſengrundes und die Fülle der Gräſer machen die Tundra zu einem ausgezeichneten Weideland. Weiter ſüdlich, zwiſchen Turuchansk und Jeniſſeisk, wo ſich alte hochſtämmige Waldungen ausbreiten, oder auf den faſt unbewohnten Ebenen bei Krasnojarsk, — welche eine dicke Schichte ſchwarzer Erde (tschornosem) bedeckt, ſteht ſie an Fruchtbarkeit den fruchtbarſten Theilen Scandinaviens keineswegs nach und übertrifft letzteres wohl im Durchſchnitte.

Ueberſchreitung des Jeniſſei.

Krasnojarsk iſt eine Stadt von 12,000 Einwohnern mit guten Gebäuden und reichen Goldwäſchen am oberen Jeniſſei, welcher aus dem ſajaniſchen Gebirge hervorkommt und ſeine Quellflüſſe auf dem mongoliſchen Plateau hat. Oberhalb Jeniſſeisk, einem Städtchen mit 7000 Einwohnern, ergießt ſich in ihn die von O. kommende Angara oder Obere Tunguska, an welcher

unweit von ihrem Austritte aus dem Baikal-See die bedeutendste Stadt Sibiriens liegt, Irkutsk mit 30,000 Einwohnern, bei denen Petersburger Moden und westeuropäische Sitten mehr als irgendwo im Lande Eingang gefunden haben. Irkutsk, ein Hauptplatz für den sibirischen Pelzhandel, besitzt Theater, Gymnasium, Bibliothek und eine überaus thätige geographische Gesellschaft.

Der Baikal-See, nicht sehr weit von der sibirischen S.-Grenze gelegen, ist einer der größten Südwasser-See'n der alten Welt mit einem Flächenraume von 33,400 □Km., einer Länge von 600 und einer Breite von 150—180 Km. Der einzige Abfluß des See's ist die untere Angara; das hierdurch sowie durch die Verdunstung herbeigeführte Fallen des Seespiegels wird aber durch den Zufluß vieler Bäche sowie der Ströme Selenga, Barguſin und obern Angara wieder ausgeglichen. Im Sommer wird die Verbindung zwischen den Seeufern und den angrenzenden Landschaften durch ein Dampfschiff unterhalten. Der W.-Küste des Baikal ist die Insel Olchon vorgelagert, wo im Unterholz eine Menge von Alpenrosen steht, die überhaupt am ganzen See sehr häufig sind. Durch Olchon und die im O. gegenüberliegende Halbinsel Swiätoi kann man sich den Baikal in ein südliches und nördliches Becken natürlich geschieden denken. Das nordwestliche Gestade des letzteren zeigt großartige, wilde und schöne Partien, welche durch den Gegensatz der Granitfelsenmassen und der von den Höhen des Gebirgs bis zum Seespiegel hinabreichenden Kiefern und Lärchen bewirkt werden. Die Ufer des Baikal zeichnen sich auch durch das Vorkommen heißer Quellen aus, die mit vulcanischer Thätigkeit und zahlreichen Erdbeben in Verbindung stehen. Nicht weit von diesen Quellen liegt eine wohlhabende Niederlassung der Russen, welche Roggen, Gerste und Kartoffeln bauen. Im Winter ziehen die Bauern auf den Zobelfang und die Eichhörnchenjagd aus. Am Seeufer zeigen sich häufig Raubvögel, so der weißköpfige Flußadler, der Thurmfalke und der Bußaar. Neben den Russen gehört die Mehrzahl der Umwohner des Baikal den Volksstämmen der Burjäten und Tunguſen an. Die Burjäten, mongolischer Abkunft, waren bis zur Unterwerfung Sibiriens ohne Ausnahme dem heidnischen Schamanismus ergeben. Erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts nahmen die jenseits des Baikal den buddhistischen Glauben an, während andere zur griechischen Kirche übertraten. Die Burjäten haben vorherrschend ein phlegmatisches Temperament, eine gewisse Arbeitsscheu scheint ihnen angeboren und oft treibt sie erst der Hunger zum Erwerb. Sie sind verschlossen, störrisch, maulfaul und wenig dienstfertig. Durch die Russen sind sie mit dem Tabak und den geistigen Getränken bekannt geworden und beides findet bei ihnen die leidenschaftlichsten Liebhaber, ja Knaben von kaum neun Jahren kann man mit chinesischen Pfeifen im Munde antreffen. Uebrigens sind die Burjäten ein sehr friedliebendes Volk. Todtschlag ist etwas Ungewöhnliches, Plünderungen und Raub kommen gar nicht vor; wohl aber sind sie von einer Neigung zum Diebstahl nicht frei. Vor noch nicht langer Zeit erst haben sie begonnen, sich mit dem Ackerbau zu beschäftigen, und zum Theil bereits günstige Erfolge darin aufzuweisen. Zu Handwerken hat der Burjäte große Neigung, und lernt er etwas von dem Russen, so wird er gewöhnlich geschickter als sein Lehrer. Die Religion der Burjäten besteht theils in heidnischem Schamanenthum, theils in Buddhismus oder in einer Mischung beider; selbst die der griechischen Kirche Angehörigen huldigen bald offen, bald insgeheim dem einen oder andern dieser Bekenntnisse. Der nur auf mündliche Ueberlieferung gegründete Schamanenglaube war ursprünglich allen Völkern O.- und N.-Sibiriens gemein. Er konnte aber als eine in der Luft schwebende Lehre dem systematisch ausgebildeten und durch eine reiche geistliche Literatur unterstützten Lamaismus oder Buddhismus auf die Dauer nicht Stand halten, wenn er auch unter diesem immer noch fortgährt. Für die buddhistische Geistlichkeit Sibiriens gibt es drei Stufen der Weihe, aber nur die Priester der ersten beiden Stufen heißen Lamas. Ein charakteristischer Zug dieses ganzen Priesterstandes ist grobe Unwissenheit. Viele ältere Lamas sind gar nicht im Stande, aus den heiligen, in tibetanischer Sprache abgefaßten Büchern, deren sie

sich bei ihrem Cultus bedienen, zu übersetzen. Sie verstehen durchaus nicht, was sie daraus herbeten, obgleich von den meisten dieser Bücher mongolische, in China gedruckte Uebersetzungen vorhanden sind. Trotz dieser Unwissenheit war dieser Clerus in O.-Sibirien voll fanatischen Eifers in Ausbreitung des Buddhaglaubens, Austreibung des Schamanenthums und Hemmung des Christenthums unter den dortigen Eingeborenen. Nicht minder groß war und ist seine Habsucht, die ihn von Jurte zu Jurte treibt, um das Beste zu genießen, was deren Bewohner besitzen. Unbeschäftigt und beständig jeder weltlichen Versuchung ausgesetzt, werden die frommen Herren Säufer und Wollüstlinge. Jeder Lama, mit Ausnahme sehr weniger Greise, hat eine Haushälterin oder sogenannte „Rhabinka", mit welcher er zusammenlebt. Einige halten sich 2—3 Rhabinkas. Die Söhne aus diesen Ehen gelten als „Neffen" und erben fast immer die geistliche Würde des Vaters. Am NW.-Ufer des Baikal hausen Tungusen, welche die Gegenden nördlich am See und seine O.-Küste als ihr Eigenthum betrachten, und sich von den meist stumpfsinnigen Burjäten an der W.-Küste und auf Olchon sehr vortheilhaft unterscheiden. Sie sind fröhlich, rasch, achtsam, offenherzig, bescheiden und kühn, ein Jägervolk, das, im Düster der Tannenwälder geboren, bereits in der Wiege von wilden Thieren bedroht ist. Hunger und Durst ertragen die Tungusen geduldig, und trotz der Noth, der sie in ihren einsamen Waldungen namentlich im Winter ausgesetzt sind, wo oft erst nach tagelanger Dauer sich Sturm und Schneefall legen, lassen sie sich doch nicht bewegen, bei den Russen Dienste zu nehmen. Die Kleidung des Tungusen ist in ihrer Art geschmackvoll und leicht, namentlich der plumpen und unsauberen der Burjäten gegenüber. So frei der Mann seiner Neigung folgt, so sclavisch ist die Stellung des Weibes. Die Frau baut die Hütte auf, gerbt das Leder, näht die Kleider, besorgt das Hauswesen, leitet die Renthiere oder nimmt sich der Viehheerden an; sie thut mit einem Wort Alles und hilft zuweilen selbst bei der Jagd mit; ohne das Weib ist der Mann verloren. Die meisten der Tungusen an der N.- und O.-Küste des Baikal sind getauft. Jedoch ist die russische Taufe ihnen kaum durch die Haut gedrungen. Sie betrachten das Ganze als bloße Form und genügen nur in Gegenwart von Russen den Gebräuchen ihrer Kirche; sobald sie aber wandern und Zwei im Walde leben, schamanen sie.

Das Land im O. vom Baikal führt den Namen Transbaikalien und bildet seit 1851 eine Provinz, deren Hauptstadt Tschita, in 538 M. Seehöhe gelegen, erst 4000 Einwohner zählt. Wichtig ist die Provinz durch die im Thale der Selenga in die chinesische Mongolei, nach Urga führende Handelsstraße, welche besonders die Thee- und Rhabarberkarawanen benützen. An der Grenze liegen die bekannten Doppelstädte Kjachta auf russischer und Maimatschin auf chinesischer Seite, in welchen beide Nationen sehr gesellig mit einander verkehren. Das Stanowoi-Gebirge durchzieht Transbaikalien in fast südnördlicher Richtung, und am Fuße dieser Höhen liegt an der Schilka in 444 M. Meereshöhe der Mittelpunkt des dauriſchen Bergdistricts, Nertschinsk, mit reichhaltigen Silber- und Bleibergwerken. Von noch ungleich größerer Bedeutung als Transbaikalien ist aber das östlich benachbarte Amur-Gebiet. Dieses 623,300 □Km. große und durchgehend aus fruchtbarem, culturfähigem Boden bestehende Land hat ohne Zweifel noch eine bedeutende Zukunft. Die erst im Entstehen begriffene Hauptstadt ist Blagowjeschtschensk am Amur, an dessen Mündung Nikolajewsk liegt, welcher Ort mit Wladiwostok im S. zu den wichtigsten Küstenplätzen des Landes gehört.

Das ganze Gebiet wird vom Amur und seinen Nebenflüssen durchströmt, und dieser entsteht aus den Quellflüssen Schilka und Argun und ist eine Strecke von 816 Km., bis zur Mündung der Seja, für kleinere Schiffe fahrbar. Von der Mündung der Seja bis zu der des Ussuri, 950 Km. weit, kann er mit Schiffen, die nicht mehr als $2^1/_2$ M. Tiefgang haben, befahren werden, und von dort ab ist er für Seeschiffe zugänglich, die indessen schwer über die Barre vor der Mündung (4 M.) hinweg können. Das Becken des Amur, von dem nur der nördliche Theil zu Rußland gehört, während der südliche bei China verblieben, ist von allen Seiten von Gebirgen eingeschlossen und mehrfach von ihnen durchsetzt. Im N. folgt in der Richtung WO. der Stanowoirücken ungefähr dem $55^1/_2$ Grad n. Br.; im W. bildet der Große Chingan die Grenze, im S. der Tschanboschan; im O. wird es durch den Sichota-alyn vom Meere getrennt. Der Große Chingan wird vom Amur, dort wo dieser Fluß seinen Namen erhält, der Sichota-alyn, kurz vor der Mündung durchschnitten, so daß wir, dem Laufe des Flusses entsprechend, im W. und im O. je ein Eingangsthor in das Amurbassin erhalten. Parallel dem Stanowoi, aber einige Grad südlicher, erstreckt sich der von der Seja durchbrochene Djukdu unter verschiedenen Namen bis zum Ochotskischen Meere. Zwischen der Mündung der Bureja und des Songari muß der Amur den von SW. nach NO. streichenden Kleinen Chingan durchbrechen, und noch weiter abwärts wird das Land von dem Tschanjatyngebirge durchzogen, das indessen mehr wie ein von den Flüssen zersetztes Plateau als wie ein eigentliches Gebirge erscheint. Trotz seines im Ganzen gebirgigen Charakters weist das Amurbecken doch drei große Niederungen auf: die Seja-Bureja'sche zwischen dem Großen und dem Kleinen Chingan; die des mittleren Amur, welche zwar kleiner, aber noch üppiger ist als die erstere; und endlich die Chankaiebene. Neben diesen je bis zu 82,500 □ Km. umfassenden Niederungen gibt es natürlich noch eine große Anzahl kleinerer. Die klimatischen Verhältnisse sind im Allgemeinen ungünstig, denn die mittlere Jahrestemperatur ist bei gleicher Breite um 8 bis 10° niedriger als in W.-Europa und sogar immer noch um $4^1/_2$ bis $6^1/_2$° tiefer als im europäischen Rußland. Das Klima ist ein continentales mit sehr heißem Sommer und sehr kaltem Winter, so daß europäische Getreidearten und Wein noch reif werden. Im Juli gibt es eine regelrechte Regenperiode mit starkem Hochwasser, das sich mitunter sehr rasch einstellt. Die herrschende Feuchtigkeit bewirkt, daß das Land sehr reich an Waldungen ist. Die Nadelwälder bestehen aus Lärchen, Fichten, Roth- und Weißtannen und Cedern, während die Laubwälder Birken, Eichen, Rüstern, Eschen, Nußbäume, Korkbäume, Ahornbäume und Linden, alle diese zum Theil in riesigen Dimensionen, aufweisen. Der Wein trägt wild reichliche Früchte. Eine erstaunliche Ueppigkeit entwickeln die Grasarten. Es ist charakteristisch für die Flora dieser Landschaften, daß sich dieselbe aus solchen Pflanzen, welche der gemäßigten kalten Zone angehören, und aus solchen, welche sich sonst nur in sehr viel wärmeren Gegenden finden, zusammensetzt. Dies gilt theilweise auch von der Thierwelt. Panther und Tiger durchkreuzen die Spur des Luchses, der Fjellfraße und der Wölfe. Daneben kommen zweierlei Bären vor und die eigentlichen Pelzthiere: Zobel (jährlich 22,000 bis 25,000 Felle), rothe und schwarzbraune Füchse, Marder, Hermeline, Flußottern. Die Cedernwälder wimmeln von dunkelgrauen Eichkätzchen, deren Felle geschätzt und an Ort und Stelle mit 12—17 Kopeken bezahlt werden. Die Wiederkäuer sind durch Hirsche, Elenthiere, Rehe und Moschusthiere vertreten, Vögel gibt es 211 Arten. Unglaublich reich ist das Amur- und zumal das Ussuribassin an Fischen: Störe, Hausen, Buckellachs, Karpfen, Sterljaden, Welsen u. a. m. Eine arge Landplage dagegen bilden die Fliegen und Mücken. Gold wurde an 23 Stellen entdeckt; an zweien findet ein Betrieb statt. Eisen findet sich im Kleinen Chingan und sehr häufig Arsenik, ein Mineral, das man früher in Rußland nicht besaß; ferner Kalk, Asphalt, Alabaster und Marmor, auch Steinkohlen, allein diese nur von mittelmäßiger Beschaffenheit. Die Communication wird fast ausschließlich auf den Wogen oder dem Eise der Flüsse hergestellt; eigentliche fahrbare Landstraßen gibt es fast gar nicht. Der Verkehr auf dem Wasser wird durch die Amur-Dampfschiffsgesellschaft und durch die Regierung vermittelt. Außerdem gehören 3 Schiffe dem Ingenieur-, 5 dem Telegraphenressort. Das letztere hat eigene Schiffe, weil es 4000 Km. Telegraphendraht zu überwachen hat, denn die Ufer des Stillen Oceans sind bereits durch den Telegraphen mit Europa verknüpft. Die Besetzung des Landes

mit ruſſiſchen Coloniſten, welche 1854 begann, war mit ungeheuren Schwierigkeiten verbunden. Die Bevölkerung beſteht aus theils ſeßhaften, theils nomadiſirenden Tunguſen, aus Chineſen und Giljaken, welche letztere Jäger oder Fiſcher ſind, alles Leute, die eben nur für den eigenen Bedarf produciren. Berückſichtigt man nun die ungeheueren Entfernungen, die Unbekanntſchaft mit dem Klima und die dünne Bevölkerung des Hinterlandes, ſo muß man darüber erſtaunen, daß doch noch ſolche Reſultate erreicht wurden. Im Jahre 1869 gab es dort nämlich ſchon 18,519 Koſaken, d. h. auf Anordnung der Obrigkeit dorthin verſetzte Leute, und 25,870 Bauern, welche mit Ausnahme von 3900 Perſonen freiwillig kamen. Im Ganzen iſt die materielle Lage dieſer Bevölkerung als eine günſtige zu bezeichnen. (Wenjukow. Die ruſſiſch-aſiatiſchen Grenzlande. Aus dem Ruſſiſchen übertragen von Krahmer. Leipzig 1874. 8°. S. 106—179.) Einen raſchen Aufſchwung nimmt insbeſondere die am nördlichen Ufer des „Goldenen Hornes“ (Solotoi Rog) vor wenigen Jahren gegründete Stadt Wladiwoſtok, deren Hauptſtraße mehrere Km. lang am Ufer

Amurgegend.

Digitized by Google

hinzieht. Man zählt 460 Häuser, beinahe alle aus Holz und einstöckig, und mehrere russische Kirchen. Unter etwa 5000 Einwohnern gehören nur 1045, die Soldaten und Matrosen einbegriffen, zum russischen Unterthanenverbande. Die übrigen sind meist Chinesen verschiedener Stämme. Frauen sind in Wladiwostok nur wenige angesiedelt, da die Chinesen gewöhnlich ihre Weiber zu Hause lassen.

Der Mündung des Amur und dem nördlichen Küstenlande des Amur-Gebietes vorgelagert ist die früher unter der Doppelherrschaft Rußlands und Japans stehende große Insel Sachalin oder Karafto; jetzt ist sie durch Vertrag in den alleinigen Besitz der Russen übergegangen.

Der Flächeninhalt Sachalins beträgt 58,600 □Km. Die Insel ist 950 Km. lang, die Breite schwankt zwischen 140 und 25 Km. Die Lage derselben wäre an und für sich nicht ungünstig, denn sie liegt unter der Breite von Kaluga bis Perekop, aber die Nähe des Ochotskischen Meeres bewirkt, daß das Klima ein sehr unfreundliches ist. Noch um Mitte Mai liegt Schnee auf den Bergen und die mittlere Temperatur unter dem 48. Grad n. Br. ist wie dieselbe in Norwegen nördlich vom Polarkreise. Dazu ist das Klima ebenso feucht als kalt. An der W.-Küste, die noch dazu in dieser Beziehung vor der O.-Küste bevorzugt ist, weisen im Jahre 253 Tage einen bedeckten Himmel auf. Die ganze Insel wird von einem Höhenzuge durchzogen, der bis zu 620 M. aufsteigt, ohne jedoch die ewige Schneeregion zu berühren. Auf diesem entspringen Flüsse, welche der Natur der Dinge nach nur einen kurzen Lauf haben. Unter den Naturproducten der Insel sind in erster Reihe die Steinkohlen zu nennen. Diese, deren Lager bereits mehrfach in Angriff genommen sind, werden, wenn sie auch die englischen Kohlen an Güte nicht erreichen, doch sehr geschätzt und um ein Drittel besser bezahlt, als die australischen oder japanischen. Neben den Kohlen können mit der Zeit die ausgedehnten Waldungen wichtig werden, obgleich man sie gegenwärtig nur durch die Jagd auf Pelzthiere ausbeutet. Diese und der sehr lohnende Fischfang sind es, welche neben dem Robbenschlag die einheimische Bevölkerung ernähren, denn der Getreidebau will nicht mehr gedeihen. Gemüse kann man jedoch noch bauen und auch Viehzucht ist noch möglich. Die Bevölkerung besteht aus etwa 3000 Russen, fast ausschließlich Soldaten, aus etwa ebensoviel Chinesen, die sich vom Fischfang nähren, und aus den Eingeborenen, den Giljaken und Ainos, welche ungefähr 3000 Köpfe stark sind. Auf je 5 □Km. lebt mithin 1 Mensch.

Den ganzen N. O.-Sibiriens nehmen die nomadischen Stämme der Jakuten, Jukagiren, Korjäken und Tschuktschen ein. Der Hauptstrom dieses weiten Gebietes ist die Lena, deren Quellen dicht am W.-Ufer des Baikalsee's liegen; nach Aufnahme des von O. kommenden Witim beschreibt sie eine S-förmige Linie, empfängt aus O. noch die Olekma und den mächtigen Aldan, und wendet sich dann nordwärts dem Eismeere zu, in welches sie sich mit einem weitverzweigten Delta ergießt. An der Lena liegt oberhalb der Einmündung des Aldan Jakutsk, die ansehnlichste Stadt NO.-Sibiriens. Unter ihren westlichen Zuflüssen ist der Wiljui der bedeutendste und hängt derselbe im W. mit einer bisher noch unbekannten sibirischen Seenregion zusammen. Kleinere, aber immerhin noch sehr bedeutende Ströme sind im W. der Lena die Chatanga, Anabara und der Olenek, im O. die Jana, Indigirka und Kolyma. Sie alle münden in das nördliche Eismeer, in welchem dem Lena-Delta schräg gegenüber die pflanzen- und menschenleeren

Neuſibiriſchen Inſeln mit völlig arktiſcher Natur emportauchen. Gegen O. nach der Beringſtraße hin endet Aſien mit der Tſchuktſchen-Halbinſel, deren namhafteſtes Gewäſſer, der Anadyr, ſeinen Lauf nach dem gleichnamigen Buſen des Bering-Meeres nimmt.

Hafen von Ochotsk.

Unter den Völkern des nordaſiatiſchen O. ſind die Tſchuktſchen, Korjäken und Jakuten die bemerkenswertheſten. Bei den Tſchuktſchen muß man ſehr genau die echten Tſchuktſchen, welche am Eismeere ſitzen und von Jagd und Fiſcherei leben, von den ſogenannten Renthier-Tſchuktſchen unterſcheiden, die mit den benachbarten Korjäken eng verſchwiſtert; in ihren Sprachen ſind ſie noch weniger verſchieden wie Portugieſen und Spanier. Ueberall bei dieſen Völkern ſtehen die Schamanen oder Zauberprieſter im höchſten Anſehen, und es iſt verbürgte Thatſache, daß letztere durchaus nicht Betrüger ſind, ſondern an ihre Künſte ſelbſt feſt glauben, alſo zu den Betrogenen gehören. Sowohl in ihrem Betragen wie in ihrer körperlichen Geſtalt machen die Renthier-Tſchuktſchen einen entſchieden günſtigen Eindruck; äußerlich ſind ſie nur durch ihre Kleidung von den nordamerikaniſchen Rothhäuten unterſchieden. Ganz ähnlich geben die Korjäken den Amerikanern an Körpergröße und Stärke nichts nach. Ihre vorſpringenden Backenknochen, ihr kecker haſtiger Blick und ihr ſtraffes kohlſchwarzes Haar machen ſie den amerikaniſchen Rothhäuten zum Verwechſeln ähnlich. Die Korjäken ſind von ſo milder Gemüthsart, daß ſie nie ein Kind ſchlagen oder ein hartes Wort gegen eine Frau fallen laſſen. Es muß uns daher in billiges Erſtaunen verſetzen, daß ſie ihre altersſchwachen Angehörigen oder hoffnungsloſen Kranken umbringen und zwar mit Lanzen erſtechen. Ein wenig Nachdenken führt uns aber dahin, dieſe Sitte zu entſchuldigen. Schwache und Kranke ſind für das Nomadenleben nicht mehr tauglich, ihre Tödtung geſchieht auch mehr aus Mitleid, um lange Leiden abzukürzen. Der Tod kommt dann dem Betreffenden erwünſcht und der Korjäke weiß mit anatomiſcher Meiſterſchaft den Stich dorthin zu führen, wo er am raſcheſten den Unglücklichen befreit. Ganz verſchieden von Tſchuktſchen und Korjäken ſind die Lamuten am Ochotskiſchen Meere, die mit den Tunguſen, den

Mandschuren und Giljaken am Amur eine Gruppe mit chinesischer Aehnlichkeit bilden. Lamuten und Tunguſen stehen sich ganz nahe, beide Stämme sind schlank und dünngebaut, mit schwarzen straffen Haaren, aber keinem Bartwuchs versehen, von dunklem Olivenbraun und mehr oder weniger schiefgestellten Augen. Sie leben als Renthier-Nomaden unter Zelten, schleppen aber nicht wie die Korjäken die Zeltstangen von Platz zu Platz, sondern lassen sie stehen und schlagen am nächsten Raſtplatze entweder neue, oder benutzen die, welche andere Horden hinterlassen haben. Die dritte Gruppe der N.-Asiaten gehört dem Kreise der Turkvölker an, und zu ihr zählen die Jakuten. Russen versichern, daß ein Osmane aus Stambul sich mit seiner Sprache den Jakuten an der Lena leicht verständlich machen könne. Während alle übrigen Stämme im Aussterben begriffen sind, wächst die Zahl der Jakuten. Wrangell bezeichnet sie nicht mit Unrecht als eiserne Menschen, denn unter allen Bewohnern Sibiriens sind sie gegen niedrige Temperaturen am meisten gestählt. Bei einem Thermometerstande von — 32° R. sah sie Kennan nur mit einem Hemd und einem Schafpelz bekleidet in den Straßen stehen, lachend und plaudernd, als ob eine balsamische Sommerluft sie umspielt hätte. Dazu sind sie äußerst betriebsam und verstehen so geschickt wie die Russen mit dem Topor oder der Axt sich eine Holzhütte mit Thüren und Fenstern zu zimmern. Ueberhaupt fehlt ihnen weder der gute Wille noch die Fähigkeit, schwere Arbeiten dauernd zu verrichten.

Das merkwürdigste Glied der nordöstlichen Küste Asiens ist die von einer Kette hoher Feuerberge der Länge nach durchzogene Halbinsel Kamtschatka; neben einer Menge heißer Quellen und Seen, dann zahlreichen erloschenen Vulcanen ragen 14 noch gegenwärtig thätige dicht an der O.-Küste des Landes empor, darunter die 4804 M. hohe Kljutschewskaja Sopka, der höchste Feuerspeier Asiens. Diese kamtschadalischen Vulcane sind eines der schönsten Beispiele von Reihenvulcanen auf der Erde und finden auf der Inselgruppe der Kurilen, welche gleich einer Schnur bis nach Yesso, dem nördlichsten unter den größeren Eilanden Japans, hinüberreichen, eine directe Fortsetzung, denn auch die schwach bevölkerten Kurilen sind durchaus vulcanisch und besitzen 8—10 sehr hohe noch entzündete Essen. Im Gegensatze zur O.-Küste ist die westliche Küste Kamtschatka's niedriges Hügelland, während Mittelgebirge den inneren Raum ausfüllen. Der bedeutendste Ort der Halbinsel ist Petropawlowsk, wohin die Post einmal im Jahre gelangt, an der Awatscha-Bucht, welche einen der schönsten und sichersten Hafen der Erde bildet.

Kamtschatka wird dem Leser bisher noch nicht als ein besonders reizender Erdenwinkel geschildert worden sein, Hr. Kennan ist aber voller Entzücken. Auch gehörten die ersten Wochen seines Aufenthaltes (im September) noch zur glänzenden Jahreszeit unter jenen hohen Breiten, so daß das Erscheinen des jungen Tages voller Schönheiten war. Der Himmel ist klar und rein. Wilde Schwäne ziehen mit wohllautenden Trompetenstößen landeinwärts durch die stille Luft und die glühende Sonne wirft ihren Rosenschimmer auf den Schnee einer vulcanischen Kette, von der sich zuallernächst der Koriatskoi-Gipfel 3512 M. erhebt, während weiter zur Rechten vom zerstörten Awatschakrater ein langer Streifen goldenen Rauches in den Aether fließt, der Roselskoi-Vulcan aber dunkle schwere Dämpfe ausstößt. Zehn Km. seitwärts liegt der scharfe Willutschinski-Pik, dessen entzündete Wachtfeuer den jungen Morgen ebenfalls begrüßen. Die Ufer der Landgewässer schmückt ein Graswuchs von fast tropischer Ueppigkeit, durchwebt von bunten Blumen, mit

Büschen von Alpenrosen, Fünffingerkraut und den seltsamen schwarzen Kamtschatka-Lilien. Pappeln und Birken stehen in Gruppen auf dem Tieflande, später aber werden auch geschlossene dunkelnde Nadelholzwälder an den Abhängen der Berge bemerkt.

Die Kamtschadalen, physisch streng verschieden von den benachbarten Korjäken und Tschuktschen, sind ein schwarz-bräunlicher kleiner Menschenschlag mit flachen breiten Gesichtern, vortretenden Backenknochen, kleinen tiefliegenden Augen, bartlosem Gesicht, langen schlichten schwarzen Haaren, kleinen Händen und Füßen, zierlichen Gliedmaßen, aber mit Neigung zu einem aufgetriebenen Unterleibe. Seit 1780 sind sie durch Seuchen und Hungersnöthe allmählig bis auf die Hälfte zusammengeschmolzen. Im Sommer fischen sie mit dem Speere die aufwärts im Süßwasser ziehenden Lachse, bauen auch Rüben, Kartoffeln und Roggen, tauschen gegen erbeutete Pelze von den Russen Thee und Zucker ein und halten sich etliche Kühe. Kennan versichert, daß sie aus saurer Milch, gebackenem Quark und süßem Rahm, die überstreut mit Zucker und Zimmt, ein Gericht bereiten, welches würdig sei, auf der Tafel civilisirter Völker zu erscheinen. Im Innern der Häuser herrscht die höchste Reinlichkeit. Wände, Decke und Fußboden sind mit rohen, aber glatten und schneeweißen Birkendielen ausgekleidet, die Fenster mit Kattunvorhängen versehen und die Wände hin und wieder mit amerikanischen Stahlstichen geschmückt. Nur die Thüren sind gar zu niedrig, so daß der Fremde, dessen Wirbelsäule die landesüblichen scharfen Krümmungen nicht verträgt, durch die Oeffnung hindurchkriechen muß. In der Mitte der Ortschaften, die stets zwischen Baumgruppen am Ufer eines fischreichen Flusses liegen, fehlt nie die im kamtschatko-byzantinischen Style erbaute Kirche, denn die Kamtschadalen sind zum Christenthume bekehrt. Außer ihrer Halbinsel bewohnen sie auch noch einige der Kurilen.

§. 10. Japan.

An der äußersten O.-Grenze Asiens liegt das Kaiserthum Japan (spr. Dschapán), zweifelsohne in der Gegenwart der interessanteste Staat jenes Welttheiles. Japan steht zu dem asiatischen Continent ungefähr in demselben Verhältniß wie Großbritannien zu dem europäischen, nur daß man sich die Lage des letzteren längs der spanischen und französischen Küste denken müßte. So wie dieses dereinst mit Europa, war der japanische Archipel mit dem asiatischen Festlande verbunden, und dies scheint bezeugt zu werden durch das Vorkommen wilder Säugethiere, von denen bis jetzt erst bekannt sind: ein Hase, ein Reh, eine Antilope, ein Bär, ein Wildschwein, der Fuchs, der rothe und schwarze Dachs, eine Otter, ein Marder und Eichhörnchen. (Raphael Pumpelly. Across America and Asia. London 1870. 8°. S. 88.) Merkwürdig ist die kleine Anzahl von Hausthieren, die sich auf Rinder, Rosse, zwei Arten Hunde und die Katze beschränkt. Schafe, Ziegen und Esel scheinen auf der Gruppe zu fehlen. Das japanische Reich besteht aus den vier größeren Inseln Yesso, Honshiu, das wir fälschlich Nippon nennen, Sikok'f und Kiusiu, nebst 3850 kleineren Eilanden, die einen Flächenraum

von 330,000—440,000 □Km. einnehmen und von etwa 33—34 Millionen Einwohnern bevölkert sind. Die nördlichste der vier größeren Inseln, Yesso, wird durch die La Pérouse-Straße von dem russischen Sachalin und die Tsugaru-Straße von Nippon getrennt. Dieses, gestaltet etwa wie ein Kinnbacken, ist die größte der japanischen Inseln, und sozusagen in einem südlichen Ausschnitte derselben liegt Sikok'f, die kleinste der vier; zwischen beiden lagert sich das sogenannte Suwo-Nada oder „Innere Meer", die „Binnenzee" der holländischen Karten, und ist diese breite, mit Inseln, Klippen und Felsen erfüllte, ja gewissermaßen von ihnen starrende Straße zwischen Nippon und Sikok'f reicher als irgend eine andere Meeresgegend an malerischer Naturschönheit. Im O. endet sie in der Linschoten-Straße, nach SW. geht sie in den Meeresarm über, welcher Kiusiu durch die Van der Capellen-Straße von Nippon und die Bungo-Straße von Sikok'f scheidet. Die Küste der japanischen Inseln ist durch zahllose Felseneilande, Untiefen und Korallenriffe, das japanische Meer durch Strudel, Wasserhosen und Orkane für die Schifffahrt in hohem Grade gefährlich. Das Innere der einzelnen Inseln haben wir erst seit wenigen Jahren etwas kennen gelernt, doch ist unsere geographische Kenntniß Japans immer noch eine äußerst bescheidene, hauptsächlich auf die wichtigsten Küstenpunkte und deren nähere Umgebung beschränkte.

Sollen wir die japanesische Inselwelt in allgemeinen Umrissen charakterisiren, so können wir sagen, daß das Innere durchaus gebirgig sei. Die größeren Inseln tragen beträchtliche Gebirge mit Vulcanen, die zum Theile noch thätig sind und mitunter in die Region des ewigen Schnee's emporreichen. Basalte und trachytische Gebilde, aus welchen heiße Quellen hervorbrechen, herrschen vor. Erdbeben sind häufig. Das Klima ist regelmäßig und gesund. Japans Küsten werden im Sommer von frischen Seewinden gekühlt, im Winter von den warmen Aequatorialströmungen des Stillen Oceans gleichsam geheizt. Die demselben zugekehrten Küsten haben das mildeste Klima, während die nördlichen Theile verhältnißmäßig kälter sind als gleich hoch gelegene Gebiete Europa's; auf Graden, die Marseille und Gibraltar entsprechen, findet man starkes Eis in den Wintermonaten. Die Naturproducte sind mannigfaltig, die Agriculturzustände vortrefflich, die Production reich und üppig; die Pflanzenwelt der niederen Regionen, die einen lebhaften Gegensatz zu den höheren Gebirgspartien bildet, gewährt ein herrliches lachendes Bild, und es ist bekannt, daß unsere Blumenwelt von Japan her durch manche schöne Zierpflanze bereichert ward. Die Früchte sind groß, theils von Natur, theils durch die Pflege des Gärtners. Japan erzeugt den besten Reis von überaus sättigender Kraft; sein Anbau wird von den fleißigen Ackerleuten besonders eifrig betrieben und jedes nutzbare Fleckchen Erde ist wie in China angebaut. Zu den Nahrungsmitteln des festen Landes kommen zahlreiche Arten von Fischen und Schalthieren, zu denen der Japaner Schlangen und allerlei Reptilien hinzuzufügen liebt. Unter den Waldbäumen liefert der Kampherbaum aus Holz und Wurzel ein Hauptausfuhrproduct. Die metallführenden Gebirge haben besonders reiche Kupferminen. Japan besitzt zahlreiche Städte, darunter viele volkreiche, doch sind ihrer nur die sogenannten Vertragshäfen genauer bekannt. Dahin gehören auf Yesso die Stadt Hakodadi, auf Nippon die Hafen Niigata an der W.-Küste, Tokio (früher Jedo genannt), die Hauptstadt des Reiches, Kanagawa und Jokohama an der O.-Küste, Hiogo oder Hiogo und Ohosaka im S. der Insel, endlich Nagasaki auf Kiusiu, und Nawa auf den eine südliche Fortsetzung

Digitized by Google

Japans darstellenden Liukiu-Inseln. Im Inneren von Nippon liegt in der Nähe des großen Biwako-See's die Stadt Miako, „das japanische Rom“ und frühere Residenz der Kaiser, deren Name jetzt immer gebräuchlicher in Kioto umgewandelt wird. Die am Schlusse des Jahres 1874 von der japanischen Regierung veranstaltete Volkszählung ergab 33,300,675 Einw., und zwar 16,891,729 männliche und 16,408,946 weibliche. Die Bevölkerungszunahme seit 1872 betrug 189,850 Köpfe. Im Jahre 1874 wurden 290,836 Knaben und 278,198 Mädchen geboren und es starben 208,092 Personen männlichen und 197,312 Personen weiblichen Geschlechtes.

Japans Ureinwohner bildeten in vorgeschichtlicher Zeit allem Anschein nach das Volk der Ainos. Von den heutigen Japanern, welche vom asiatischen Festlande herübergekommen sein sollen, wurden die Ainos zum Theil gegen N. verdrängt, zum Theil civilisirt und mit den neuen Ankömmlingen vermischt. Heute sind dieselben hauptsächlich auf die Insel Yesso beschränkt, doch noch im VII. Jahrhundert n. Chr. waren sie fast im ausschließlichen Besitze alles Landes in Nippon nördlich vom 38.° n. Br. und haben nicht ohne harte Kämpfe das Feld geräumt. Die Spuren der Vermischung mit den Ainos finden sich hauptsächlich im N. Nippons, wo sich dieselben am längsten gehalten haben und daher die Berührungen mit den Japanern am häufigsten gewesen sind.

Die Ainos sind die Urbewohner der Kurilen, Sachalins und Yesso's; identisch oder stammverwandt mit ihnen sind die Giljaken, die Bewohner des Sachalin gegenüber liegenden Festlandes. Auf diesem, südlich vom Amur, sind die Ainos wahrscheinlich die Aboriginer, wurden aber durch die immer mehr vordringenden See-Tunguſen oder Lamuten und andere tunguſische Stämme auch immer mehr eingeschränkt. Die Ainos sind ein auf tiefster Stufe der Bildung stehender Stamm, dem Einige sogar die Bildungsfähigkeit absprechen, eine Meinung, welche jedoch nicht alle Beobachter theilen. Capitän Blakiston versichert sogar, daß die Ainos bedeutende Fähigkeiten besitzen und gerne die Gelegenheit sich zu bilden ergreifen, wo sich ihnen eine solche bietet. Trotzdem scheinen sie, wie so andere Urvölker, die Berührung mit einer fremden höheren Cultur nicht vertragen zu können und daran zu Grunde zu gehen. Alle Berichterstatter, die wir in dieser Beziehung zu Rathe gezogen, Brandt, Blakiston, Pumpelly, H. C. St. John u. A. stimmen darin vollkommen überein. Wenn dieser Proceß in Japan Jahrtausende gedauert hat und noch nicht beendet ist, so rührt dies wohl daher, daß die Ainos immer noch Raum zum Ausweichen nach N. gefunden haben. Aber ihre Zahl nimmt ab und sie gehören zu den Völkern, welche sicher aussterben werden. Die Japaner behaupten, daß auf Yesso allein etwa 10,000 Ainos hausen; der englische Marineoffizier, Commandeur St. John, hält diese Angabe für übertrieben. Dagegen ist zu bemerken, daß eine Schätzung ihre Zahl auf 50,000 und Hr. v. Brandt dieselbe für Yesso allein auf 60,000 angibt, obwohl auch er überzeugt ist, daß die, wenn auch langsam fortschreitende Urbarmachung der Insel im Vereine mit den Blattern und den geistigen Getränken bald die letzten Spuren der Ainos verschwinden lassen wird. Sir Henry Parkes schätzt ihre Anzahl auf Yesso auf 25,000 bis 30,000. Sie halten sich in besonderen Dörfern getrennt von den Japanern auf, welche nur mit tiefer Verachtung auf sie herabblicken. Die Geringschätzung der Japaner gegen diesen Volksstamm spiegelt sich in dem Mythus, daß die Frau eines vorgeschichtlichen Mikado aus Nippon nach dem menschenleeren Yesso mit einem Hunde verbannt wurde und aus ihrer Vereinigung jene seltsame Race entsprungen sein soll.

Die Statur der Ainos ist klein, höchstens mittelgroß, ihre Haut dunkel, dunkler als jene der Japaner, ihre Gesichtszüge sind regelmäßig, mit freundlichem Ausdrucke, gutmüthig und gefällig, und dem europäischen ähnlicher als dem asiatischen Typus. Charakteristisch erscheint das Haar; es ist grob, gerade, wallend und

durchgängig schwarz, und bei beiden Geschlechtern in üppigster Fülle vorhanden; was um so auffallender, als die Völkerschaften des benachbarten O.-Asien sich im Gegentheile durch einen schwächeren Haarwuchs auszeichnen; doch lauten die Aussagen über die Behaarung der Ainos sehr verschieden, und scheint manche Angabe von ihrer den ganzen Körper umgebenden pelzartigen Haardecke auf Uebertreibung zu beruhen. Viel Muskelstärke scheinen die Ainos nicht zu haben, und die mittlere Lebensdauer ist niedrig, da nicht viele das 55. Jahr erreichen. Die Frauen sind häßlich genug, von dunkler Complexion und altern früh, führen auch von Jugend an ein angestrengtes Leben. Die gewöhnliche Tracht beider Geschlechter besteht in einem Rocke aus Hirschfell, der bis auf die Kniee reicht und über den Hüften einen Gürtel besitzt. Die Frauen tätowiren sich das Gesicht rund um die Lippen und auf dem unteren Theile der Wangen in der Form eines aufgedrehten Schnurrbartes sehr fein blau, was sie sehr häßlich macht. Allgemein klagen die Reisenden über den bei den Ainos herrschenden Schmutz, dem sie auch viele Hautausschläge verdanken. Als Waffen werden Bogen und vergiftete Pfeile benutzt, außerdem auch Luntengewehre. Ihre Kunstfertigkeit steht auf tiefer Stufe; zwar sind einige buddhistische Begriffe bis zu ihnen gedrungen, doch haben sie sich über den Fetischdienst nicht erhoben. Ueber ihre Sprache, die natürlich nicht geschrieben wird, sind die Forscher noch nicht einig. Auf Yesso und Kunaschir, einer Insel im NO. von Yesso, sind die Ainos an der Küste von den Japanern durchaus abhängig; der früher auf Yesso gebietende Fürst von Matsmai hat ihnen die Fischerei als einzige Beschäftigung gestattet. Jährlich müssen sie ihren Herren einen Tribut von Pelzen und getrockneten Fischen entrichten, und nur bei dieser Gelegenheit zeigen sich ihrer einige in den Städten Matsmai und Hakodadi, um ihren Ueberschuß an Fischen und Pelzen, den einzigen Erzeugnissen ihrer jetzigen unwirthbaren Heimath, gegen Reis und Jagdgeräthe einzutauschen. Auch als Fischer, Jäger und zum Einsammeln von Algen bedienen sich ihrer die Japaner; im Innern können sie sich zwar freier bewegen, sie halten sich indeß lieber in den Gestadegegenden auf, weil sie sich dort leichter Nahrungsmittel verschaffen können. An einem einzigen Orte bemerkte Blakiston, daß Ainos sich mit dem Bebauen des Bodens befassen; es war dies an der Vulcanbai, wo er Anpflanzungen von Hirse, Kartoffel und Rüben gedeihen sah. (Siehe: Ausland 1873, Nr. 44, S. 75, Nr. 46, S. 911.)

Was nun die heutigen Japaner anbelangt, so gehören sie zum hochasiatischen Stamme und nehmen unter dessen Völkerschaften körperlich und geistig einen hohen Rang ein. Schlanken Wuchses, nicht klein und gedrungen wie die Chinesen, wenngleich durchschnittlich von kleinerer Statur als die Europäer, mit unbedeutend geschlitzten Augen und von dunkler Hautfarbe, erfreuen die Männer sich meist eines äußerst musculösen Körperbaues. So abstoßend im großen Ganzen die Gesichtszüge der männlichen Bevölkerung sind, so anmuthig ist dagegen, nach dem ziemlich einstimmigen Urtheile aller Beobachter, die ganze Erscheinung einer Japanerin der besseren Classe. Viele von ihnen können einen ebenso weißen Teint aufweisen wie die schönste Europäerin. Die japanische Volkssprache wird von modernen Philologen als vereinzelt stehend angesehen, und die nächste Verwandtschaft, wenn auch eine sehr ferne, verknüpft sie mit dem Mandschu und den echten Mongolensprachen; doch wird allseitig bestätigt, daß das Japanische im Frauenmund so musikalisch klinge wie das Italienische. Auch soll es an sich nicht schwerer zu erlernen sein als eine moderne europäische Sprache.

Digitized by Google

Trotzdem geben ſowohl Schrift- als Umgangsſprache dem Lernenden ziemlich harte Nüſſe zu knacken. So erzählt der ruſſiſche Reiſende Golownin, der längere Zeit in japaniſcher Gefangenſchaft war, daß z. B. das Wort fi (Feuer) wie fi, hi, psi, ſsi klingt, und kein Europäer es trotz aller Zungenfertigkeit ſo durch die Zähne ziſchen kann, wie ein Japane. Er ſelbſt habe ſich zwei Jahre damit geplagt und doch nicht das Richtige getroffen. Daſſelbe iſt mit dem ugu, geſchrieben gu, der Fall, und verſuchte die Ausſprache zu wiederholtenmalen, ohne daß die ſubtilen Ohren der Japanen zufriedenſtellen konnte. Dagegen kann kein Jedoer unſer r ausſprechen, weil dieſer Buchſtabe bei ihnen ein Gutturallaut iſt. Noch ſchlimmer ſteht es mit dem l, welches in ihrem Alphabet ganz fehlt, und welches ſie ſtets durch r erſetzen. Endet ein Wort mit u, ſo wird dieſes verſchluckt, der Endlaut i immer gewiſpert. Faſt jede Provinz Japans hat ihren beſonderen Dialect, und iſt namentlich der Unterſchied größer, je entfernter die Diſtricte von der Hauptſtadt liegen. In Ningako wird durchweg das beſte Japaniſch geſprochen, welches man in Jedo nur von den höheren Claſſen hört. Nun kommt noch dazu, daß die Frauen und Männer verſchieden ausſprechen, woran ſich das Ohr nicht ſo leicht gewöhnt. Es mag uns anfänglich die Schwierigkeit der Sprachlehre minder groß erſcheinen, wenn wir hören, daß ihr die Artikel, das Geſchlecht und die vielfache Zahl fehlen. Dringt man aber weiter ein, ſo ſtößt man auf Wendungen, Nuancen, Modificationen, wobei man ſich nach den obengenannten, nunmehr weſentlichen Erleichterungen gar ſehr zu ſehnen beginnt. (Euphemie von Kudriaffsky. Japan und ſeine Literatur, im: Ausland 1875, Nr. 27, S. 525—526.) Noch weit ärger verhält es ſich mit der Schrift. Die Japaner ſind das einzige bis jetzt bekannte Volk, welches aus freien Stücken ohne äußerlichen Zwang von einem fremden Volke Schrift, Literatur, Philoſophie und Sittengeſetze annahm. Unglücklicherweiſe borgten ſie alle dieſe Schätze von den Chineſen und behielten die chineſiſche Schrift auch dann noch bei, als ſie ein echtes phonetiſches Alphabet von 47 Buchſtaben erfunden hatten. Da bei ihnen alles doppelt vorhanden iſt, ſo gibt es auch ein doppeltes phonetiſches Alphabet, wovon das eine Katakana, das andere Firagana genannt wird. Daraus erwächſt die Schwierigkeit, daß man erſtens die chineſiſchen ideographiſchen Zeichen, zweitens und drittens aber das doppelte Alphabet kennen muß, denn die Japaner miſchen alle drei Schriftzüge durcheinander. Für die chineſiſchen Zeichen haben ſie wiederum dreierlei Schreibarten, wovon die erſte nur in Druckſchriften und Poeſien, die zweite in Urkunden, die dritte im täglichen Gebrauche vorkommt.

Japaniſche Mädchen.

Schon der alte Thunberg hatte gefunden, daß von allen Völkern der Erde die Japaner durch ihre Gesittung den Europäern am nächsten kämen. Diese Aehnlichkeit verdanken sie hauptsächlich dem Umstande, daß sie außerordentlich viel Sinn besitzen, das Gute aus der Fremde sich anzueignen. Geistig gewandt und lebhaft sind die Japaner durch Wißbegierde und Verständniß für höhere Interessen ausgezeichnet. Ihr Charakter, im Ganzen gutherzig und liebenswürdig, besonders bei einem Vergleiche mit dem anderer mongolischer Volksstämme, namentlich der Chinesen, ist nichts weniger als kindlich oder gar kindisch und weist Tugenden auf, unter denen Falschheit, Unzuverlässigkeit, Mißtrauen, Tücke und eine ihr Opfer nicht selten jahrelang unter dem Anscheine herzlicher Freundschaft verfolgende Rachsucht verborgen schlummern. Auch Wuchergeist und üppige Sinnlichkeit sind Kehrseiten des Japaners, der den Fremden durch seine liebenswürdige Heiterkeit bestickt. Auch sind die Japaner in hohem Grade höflich und artig, die Hochgestellten nicht weniger als die aus den niederen und selbst den untersten Volksclassen, zugleich tapfer und für die Großthaten ihrer Vorfahren begeistert, ein kriegerisch gesinntes Volk, das, wie kein anderes, sich durch Todesverachtung auszeichnet, und einen bis zur Krankhaftigkeit ausgebildeten Sinn für Ehre besitzt. Diesem häufig zum Zweikampfe führenden Sinne entspringt auch die eigenthümliche Sitte des Harakiri oder Bauchaufschlitzens, einer ebenso abnormen als mit grausamem Raffinement erdachten Art des Selbstmords, die schon seit unvordenklichen Zeiten in Japan eingebürgert ist.

Eine ausführliche Schilderung dieses Vorganges durch Augenzeugen (Ausland 1869, Nr. 47, S. 1110–1113) ist neuestens durch Baron Heinrich von Siebold (Wiener Abendpost 1874, Nr. 63) bestätigt worden und entnehmen wir letztgenanntem Gewährsmanne nachstehende Einzelheiten: „Geschieht die Ausführung (des Harakiri) auf Befehl der Regierung oder eines Fürsten, der hierzu ebenfalls das Recht hat, so erfolgt dieselbe in Gegenwart von eigens aus diesem Anlasse ermittirten Beamten und sonstigen Solennitätszeugen, welche dazu berufen sind, auf die genaue Einhaltung der für solche Acte vorgeschriebenen Regeln und Formeln streng zu achten, die ungefähr in Folgendem bestehen: Die Operation findet gewöhnlich des Nachts in Tempeln oder unter freiem Himmel statt, und nur Höhergestellten wird ein im besondern für diesen Zweck eingerichtetes Gemach von Freunden und selbst von Fürsten zur Verfügung gestellt, die sich's als große Ehre anrechnen, daß man ihr Haus oder Schloß zu dem erwähnten edeln Zweck benutzt. Das Gemach ist mit weißer Seide, der Trauerfarbe der Japaner, drapirt und darf nur ganz einfach sein. Ebensolcher Kleidung bedient sich der Harakirier, der auch hierin der Vorschrift genügen muß. Wenige Lichter erleuchten den Raum, und so in mysteriöses Halbdunkel gehüllt, läßt sich der Erlesene, mit dem Antlitz nach N. gekehrt, an einem etwas erhöhten Platze auf beide Kniee nieder, während ihn die andern im Halbkreise lautlos umgeben. Nun wird ihm, ist das Harakiri höhern Orts verhängt, der Beschluß feierlich verlesen und der Dolch von 6–9 Zoll Länge und äußerster Schärfe in schlichter weißer Seide auf einem Taburet ebenso feierlich als förmlich dargereicht. Hierauf äußert er seinen letzten Willen und bittet einen schon früher in auszeichnender Weise hierzu designirten Freund, ihm nach vollendetem Aufschnitt den entscheidenden Streich um den Kopf mit seinem Schwerte zu

führen, ein Liebesdienst, der nie versagt wird. Jetzt ergreift der Harakirier die ihm dargereichte Waffe, entblößt die betreffende Stelle und führt mit unerschütterlichem Gleichmuthe, der diesem Act den hohen moralischen Werth verleiht, einen 4 Zoll tiefen Schnitt von links nach rechts, während der hinter ihm postirte Freund mit gewandtem Hiebe den Kopf vom Rumpfe trennt, der den Versammelten sodann vorgezeigt wird. Die größte Demüthigung für den zum Harakiri Entschlossenen liegt darin und gilt allgemein als Zeichen tiefster Verachtung, wenn er in der Ausführung des Schnittes verhindert und in dem Moment, wo er sich gegen den ihm gebotenen Dolch hinneigt, um ihn entgegenzunehmen, durch's Schwert getödtet wird. Noch empfindlicher trifft ihn die moralische Niederlage, die er erleidet, wenn er, die Waffe aus der Scheide ziehend, bemerkt, daß ihm statt des Stahls eine Bambusklinge oder gar der weibliche Fächer gereicht wurde; ein Zeichen, daß man ihn männlicher That nicht fähig oder unwürdig erachte. Die Japaner sind so durchdrungen von der Ritterlichkeit des Harakiri und betrachten es so sehr als die entscheidende Probe ihrer Männlichkeit, die ihrem Namen Unsterblichkeit garantirt, daß sie den Schmerz mit Leichtigkeit überwinden. Nie hat man noch einen Klagelaut von einem würdigen Harakirier gehört, und einem, der im vorhinein Bedenken äußert, ob es ihm bei seiner Körperbeschaffenheit möglich sein werde, den Aufschrei des Schmerzes zu ersticken, dem rettet sein Freund gewiß den guten Namen durch rascheres Abschlagen des Kopfes, um ihm die Schande des Seufzers aus männlicher Brust zu ersparen. Die gegebene Schilderung des Harakiri ist bis auf den heutigen Tag entsprechend; denn ein Offizier, Beamter oder Polizist ergibt sich ihm bei dem geringsten Vorwurfe des Obern mit Freuden, zum mindesten mit Leichtigkeit. Eine zweite Art des Haraschnittes ist die jetzt noch bei den Samurais häufig vorkommende, wonach dieselben, wenn sie in eine Ehrensache verwickelt sind, sich in solcher Weise das Leben nehmen und zwar ganz ohne Beihülfe eines andern und mit dem erhöhten Beweise von Geistesgegenwart wie Mannesmuth, daß sie sich nach vollzogenem Schnitte durch den Bauch noch eigenhändig die Kehle durchschneiden. Diese Art des Selbstmordes steht in Japan ganz besonders in hohem Ansehen, und die Person selbst und deren Angehörige, die sie einem Heros gleich bewundern und darüber die Trauer vergessen, stehen als Märtyrer ihrer Ehre da, und auch nicht der kleinste Makel kann ihr mehr anhaften. Es gehört in Japan zum bon ton, genau mit den Vorschriften des Harakiri vertraut zu sein. Darum hat die Art und Ausführung ihre eigene Literatur, welche alle Vorschriften, aber auch eine große Anzahl hervorragender concreter Fälle enthält."

Alle Reisenden bestätigen, daß dem fremden Ankömmling in Japan Alles, worauf sein Auge fällt, wie ein verkörpertes Märchen erscheint, ihn überrascht, befremdet und seine lebhafteste Bewunderung erregt. Er fragt sich, ob dies Alles auch wahr und wirklich, nicht blos ein Traum, eine Erzählung aus Tausend und Eine Nacht sei; so verschieden gestaltet sich von dem unserigen das Leben und Treiben des Volkes in Japan.

In Japan, bestätigt Baron Hübner (Promenade autour du monde. Paris 1873. 8°. 2 Bde.), dessen Beobachtungen freilich nicht alle ohne Prüfung aufzunehmen sind, hat alles ein munteres Ansehen. Alles lacht in diesem Lande: der Himmel, die Vegetation, die Menschen. Diese schwatzen und scherzen fortwährend, sind sorglos, leichtlebig und dazu äußerst höflich. Nicht nur die hübschen japanischen Mädchen in den Theehäusern, sondern auch die Träger des Palankins, worauf der Reisende mit seinem Gepäck lastet. Sogar die armen japanischen Bettler suchen nicht etwa wie unsere durch Weinen und jämmerliche Geberden das Mitleid, sondern durch allerlei Späße und komische Vermummungen das Gelächter zu erregen und dadurch reichliche Almosen zu gewinnen. In diesem Lande überläßt sich alle Welt in Zeiten der Muße den lustigsten Spielen, wie die Kinder. Baron Hübner sah dort drei Generationen, Großvater, Vater und Enkel, sich damit eifrig unterhalten, daß sie einen phantastisch ausgeschmückten Drachen in die Luft steigen ließen; sie brennen sogar Feuerwerke bei Tage zu ihrer Belustigung ab! Der

größte Theil dieſer Feuerwerkskörper beſteht aus Raketen und Bomben, die hoch in der Luft platzen und dann nicht Feuer, ſondern bunten Rauch in den prächtigſten Farben ausſtoßen oder zuſammengefaltete Figuren aus Papier und Draht fallen laſſen, die ſich in der Luft aufblähen und langſam zu Boden kommen.

In jeder Stadt gibt es eine Gegend — die Joſiwara genannten Viertel — wo lediglich dem Vergnügen gefröhnt wird. In der Hauptſtadt Tokio enthält daſſelbe 394 Theehäuſer, nicht zu verwechſeln mit den öffentlichen Häuſern, davon es im Joſiwara 153 gibt mit 3289 Inwohnerinnen, einer für eine Stadt wie Jedo (faſt ſo groß wie Berlin) auffallend geringen Zahl. Kleinere „Blumendiſtricte“ finden ſich in anderen Stadttheilen; ferner gibt es Gaſthöfe mit ſogenannten Aufwärterinnen. Auch ſonſt kann man die armen, ohne Ausnahme den unterſten Ständen angehörenden Mädchen im Putz, mit weißgeſchmücktem Hals, deßgleichen rothen Wangen, vergoldeten Lippen und ſchwarzgefärbten Zähnen zur Abendſtunde vor ihren Behauſungen ſitzen ſehen, wo ſie dem Vorübergehenden die Auswahl laſſen. Lärmendes und aufdringliches Weſen, dem Japaner urſprünglich verhaßt, findet ſich nur in den Hafenſtädten. Doch geht es auch in den Joſiwaras bunt genug zu; von Abends ſieben Uhr bis ſpät in die Nacht hinein durchziehen Gaukler, Komiker, Gymnaſtiker u. ſ. w. dieſes Quartier und geben auf offener Straße ihre Vorſtellungen, welche ebenſo luſtig wie intereſſant ſind. Auch kann man um ein geringes Entrée ein Theater beſuchen. Das Publikum liegt ſowohl im Parterre als in den Logen und auf den Gallerien auf dem Boden herum. Mitten durch den Zuſchauerraum im Parterre führt eine kaum meterhohe Brücke, auf welcher die Künſtler ab- und zugehen; denn es gibt keine Couliſſen auf der Bühne, nur ein Hintergrund deutet dem Zuſchauer den Ort der Handlung an. Dieſer Hintergrund ſteht auf einer drehbaren Scheibe; während man nun eine Scene z. B. in einem Zimmer aufführt, wird auf der für die Zuſchauer nicht ſichtbaren Innenſeite ein neuer Hintergrund aufgeſtellt und durch einfaches Drehen der Scheibe das Zimmer plötzlich vielleicht in einen Garten umgewandelt. Das Orcheſter beſteht aus einigen Mädchen, welche die japaniſche Laute ſchlagen und die geſprochenen Worte der Schauſpieler mit klirrendem Spiele begleiten. Das Theater wird durch Lichter, welche aus mit Talg getränktem Papier hergeſtellt ſind, beleuchtet, welche mehr Rauch als Helle verbreiten, ſo daß trotz der Unzahl dieſer Papierlichter und trotz der Anſtrengungen des Putzers, der von Flamme zu Flamme im ganzen Theater herumſpringt und den verkohlten Theil des Papierſtengels abzwickt, nur eine höchſt mangelhafte Beleuchtung hergeſtellt werden kann und man nur mit Mühe ſieht, was auf der Bühne vor ſich geht. Tritt nun eine hervorragende Perſönlichkeit auf,

Japaniſches Kind.

so muß dieselbe extra illuminirt werden, und dies geschieht, indem ein kleiner Knabe, der hinter dem betreffenden Künstler in möglichst gebückter Stellung einhergeht, demselben zwei auf langen Stangen befestigte Lichter während seiner ganzen Rede vor die Nase hält, was sich höchst komisch ausnimmt. So wenig der europäische Zuschauer von der ganzen Sache versteht, so wird er doch Gelegenheit haben, einzelne nur zu handgreifliche Scenen zu beobachten, die so gemein sind, daß er sich unwillkürlich nach der Ausgangspforte des Theaters umsieht. („Schwäb. Merkur" vom 14. Jan. 1875.) Unter den japanischen Volksbelustigungen ist das Ringen eine der beliebtesten, und diese Gattung Schauspiele werden sogar dem Theater vorgezogen und steigern die Theilnahme des Publikums oft bis zu einer Frenesie, welche an die der Spanier bei den Stiergefechten erinnert. Der Japaner ist vor allem ein genußsüchtiger Mensch. Sein erstes Bedürfniß beim Beginne des dem dolce far niente gewidmeten Abends — ist ein Bad. Er hat nicht auf die Einführung der verfeinerten europäischen Civilisation gewartet, um die Reinlichkeit zu lieben. Die wohlhabenden Bürgerfamilien haben Bäder in ihren eigenen Wohnungen, die Unbemittelten sind aber auf die öffentlichen Bäder angewiesen, die sich noch im primitivsten Zustand befinden. Die Europäer, welche gewisse Gewohnheiten des Anstandes und der Schamhaftigkeit nach Japan mitbringen, sind ganz verdutzt beim ersten Anblick einer Badehalle, wo junge Mädchen und Frauen jedes Alters sich gemeinschaftlich baden, ohne im Mindesten die neugierigen und indiscreten Blicke der Vorübergehenden zu beachten, welche von der Gasse aus ganz ungehindert diesem Schauspiele beiwohnen können. Man hat jedoch Unrecht, zu sagen, daß die Japaner schamlos sind, weil beide Geschlechter die Gewohnheit haben, gemeinschaftlich zu baden, oder weil eine junge „Musme" versäumen wird, das Fenster zu schließen, wenn sie ihre Toilette macht. In einem japanischen Hause, wie in einer Kinderwiege, ignorirt man das, was man Scham nennt und eigentlich vom Klima bedingt wird. Ein Japaner ist nicht weniger erstaunt als ein Neger, wenn man ihm sagt, er beleidige die Moral, weil er in Gesellschaft von Frauen badet. Auch sind geschlechtliche Unordnungen in Japan nicht häufiger als anderwärts; Liebe und Ehe werden in Japan zwar naiver, wenn man will unschuldiger, aber nicht weniger streng aufgefaßt als bei uns. Die Ehe ist eine bloße Formalität, ein geschriebenes Versprechen, welches ausgetauscht wird. Der Mann verständigt sich mit den Eltern und führt seine Gattin heim, ohne daß sich die Religion oder das Gesetz in das Uebereinkommen mengen. Sie wird seine Hausfrau, Matrone; sie leitet alles, befiehlt den Bedienten und wird in die Geschäfte ihres Mannes eingeweiht. Sie hat die ganze Verantwortlichkeit im Hause. Ihr neues Leben ist nicht den Vergnügungen, sondern den Entsagungen gewidmet. Ihr erster Act als Hausfrau ist das Opfer ihrer Schönheit. Sie macht sich alt und häßlich, rasirt ihre Augenbrauen und gibt ihren Zähnen eine schwarze Glasur, so daß, wenn sie den Mund öffnet, man in eine Grube zu schauen vermeint, und selbst eine mit fünfzig Pferdekräften ausgestattete Schmeichlergabe einer solchen Dame gegenüber etwas Artiges zu sagen nicht ausreichen würde. Die Ehen werden durch einen Vermittler abgeschlossen, der zugleich die Verpflichtung auf sich nehmen muß, daß die Ehe eine glückliche sein wird. Der Japaner darf nämlich nur eine legitime Gemahlin haben und nur, wenn er vom Adel ist, noch zwei oder vier Concubinen nebstbei halten, die oft, des häuslichen Friedens wegen, von der Gattin selbst ausgewählt und dem Gatten zum Geschenke gemacht werden. Auch sind die japanischen Ehemänner in ihren Neigungen nicht eben sehr beständig, denn trotz ihrer Freiheiten machen sie auch noch von dem jüdischen Vorrechte Gebrauch, ihre Ehehälften mittelst Scheidebriefen zu entlassen. Untreue der Gattin wird auf das Strengste bestraft. Ein Mann, welcher seine Frau allein mit einem anderen Manne in einem Zimmer trifft, sei es auch nur im Gespräche, hat das Recht, Beide auf der Stelle zu tödten; entwischt ihm der Mann, kann er seine Frau anklagen und sie wird enthauptet; nimmt er aber dem Manne allein das Leben, so ist er selbst dem Tode verfallen.

Das weibliche Geschlecht ist in Japan, wie anderwärts, sehr gefallsüchtig und liebt es, sich zu putzen. Der mongolische Typus der Gesichtsbildung thut den Reizen desselben im Ganzen genommen kaum einigen Abbruch, welche durch die Künste der Toilette nach Kräften erhöht werden. Das erste Kleidungsstück, welches die Japanerinnen unter allen übrigen auf dem bloßen Leib tragen, ist das „Ftauno",

Digitized by Google

eine Art von Schürze, ungefähr zwei M. breit und einen M. lang, an deren beiden oberen Zipfeln sich Bänder befinden. Das Ftanno wird von hinten nach vorn so umgebunden, daß seine Seitenhälften vorn vor dem Bauch und den Schenkeln übereinander schlagen. Es ist von buntem, meistens rothem Seidenzeug oder Crepp und ebenso elegant wie alle übrigen Kleidungsstücke japanischer Damen. Hat die Dame sich mit dem Ftanno umgürtet, so legt sie, nach dem Bedürfnisse der Jahreszeit oder je nachdem sie sich blos für das Haus kleiden oder Gala-Toilette machen will, zwei oder mehr, mitunter selbst fünf bis sechs, der langen weiten, einem Schlafrocke gleichenden, „Kiyemon" genannten, bis auf den Fuß herabfallenden Gewänder, das eine über das andere an. Dieselben sind fast immer von Seide oder Crepp, die unteren von weißer oder hellerer, das obere meistens von dunklerer Farbe. Letzteres ist im Winter wattirt. Ueber diesen verschiedenen Kiyemons umwindet sie sich den Leib mit dem eigenthümlichen mitunter 2½—3 M. langen, 0,3 M. breiten, aus einem Stücke Sammet oder schwersten Seidenzeuges bestehenden, „Obi" genannten Gürtel. Die Enden desselben werden zu einem großen viereckigen Knoten verschlungen, der in der Regel auf dem Rücken, bei den Damen im Josiwara aber vorn unter der Brust zu liegen kommt. Der Säugling wird von der Mutter in einer Binde auf dem Rücken getragen, und diese entledigt sich selbst während der Verrichtung ihrer häuslichen Arbeiten ihrer Last nicht. Schirm und Fächer sind für Mann und Frau unentbehrlich. Beinahe ein Drittheil der Männer gehen, eine Gurte um den Leib abgerechnet, nackt einher und sind gewöhnlich prachtvoll blau und roth tätowirt. Es sind großentheils Leute aus der Classe der Fischer, Kulis und Bettos (Pferdeknechte), bei welchen die Tätowirungen gleichsam die Stelle von Tricots vertreten, allein auch vor diesen Kleidungsstücken Kühle und Dauerhaftigkeit voraushaben. Schultern und Oberarme, Rücken, sowie die Oberschenkel und zwar vorzugsweise eine Körperhälfte sind für gedachten Schmuck ausersehen, und bei der Vorliebe der Japaner für die willkürliche Vertheilung gemalter Ornamente auf Porzellan und Lackgegenständen darf diese Unregelmäßigkeit nicht befremden. Die dargestellten Gegenstände sind besonders häufig menschliche Figuren oder Theile von solchen, etwa ⅓ oder ¼ natürlicher Größe, und fehlt es dabei nicht an unanständigen Bildern, auf welche deren Besitzer sich besonders viel einzubilden scheinen. Die gewöhnlich angewendeten Farbstoffe sind nur Zinnober und schwarze Tusche. Die übrigen Männer haben eine ähnliche Kleidung wie die Frauen. Die Patricier, Fürsten, Daimios ꝛc. kleiden sich in Seide und trugen früher als Insignien ihrer Würde zwei Schwerter im Gürtel; auch hatten sie allein das Privilegium, zu reiten und ihre Kopfhaare wachsen zu lassen. Seit Kurzem ist letzteres auch dem gewöhnlichen Manne erlaubt; ehedem mußte er stets mit theilweise geschorenem Schädel einhergehen, was namentlich bei Knaben gar possierlich aussieht. Uebrigens herrscht hinsichtlich der Haartracht eine große Verschiedenheit. Die buddhistischen Mönche haben den Kopf kahlgeschoren, während die Priester des Sinto-Cultus das Haar in einer eigenthümlichen Weise tragen. Die in Diensten der Daimios stehenden Aerzte und andere Personen tragen dasselbe wieder anders. Die gewöhnlichste Haartracht ist allerdings auf geschorenem Vorderschädel ein kurzer Haarzopf, japanisch „Kami Jotari", der, an seiner Wurzel mit einem Papierband, „Motooi", zusammengebunden, nach vorne gerichtet auf dem kahlgeschorenen Schädel zu ruhen kommt und an letzterem mit einer aus dem Oele der Frucht von Camelia Sesanqua bereiteten Pomade, „Bingjo", befestigt wird. Eigentliche Beinkleider, „Patjeh", sind in Japan keineswegs ein allgemein gebräuchliches Kleidungsstück, und werden hauptsächlich nur von Soldaten, Reisenden, Landleuten, Trägern, überhaupt Personen, welche sich viel im Freien bewegen, getragen. Die Häuser sind meist einstöckig, fast ganz aus Bambu gebaut, mit vorspringendem Dach zum Schutz gegen den Regen; Möbel gibt es nicht darin. Da sieht man weder Tisch noch Stuhl, und selbst das Bett ist bei den Japanern ein unbekannter Luxusartikel. Dies gilt für den geringsten Mann wie für den Mikado, und nur in den mehr oder weniger reichen Matten erkennt man den Unterschied des Standes und des Besitzes. Den Fremden werden in den Gasthäusern („Tschaias" und „Hondschin") des Landes stets die schlechtesten Zimmer angewiesen. Auch gebühren ihnen die besseren nicht, denn diese sind mit sehr kostbaren Matten (Tatamis) belegt, und da die Ausländer flegelhaft sich nicht dazu bequemen wollen, die Stiefel auszuziehen, so verwüsten sie mehr an der reichen Ausstattung, als ihre Zeche beträgt. Die japanischen Betten be-

Digitized by Google

ſtehen aus einer gepolſterten Unterlage als Matratze. Ueber dieſe wird ein ſehr geräumiges wattirtes Gewand mit Aermeln gelegt, in welches der Schläfer hineinſchlüpft und ſich dann noch mit einer andern Decke belaſtet. Als Kopfkiſſen („Makura“) dient ein Holzkäſtchen 0,20 M. lang, 0,10 M. hoch und 0,5 M. oben breit, über welches ein Kiſſen aus Papier gebreitet und allnächtlich der Reinlichkeit wegen erneuert wird. Der Hinterkopf ſoll nämlich nicht ein Polſter berühren, weil ſonſt die Friſur der Haare zerſtört werden würde. Nur wohlhabende Leute haben feuerfeſte Häuſer aus Stein; bei allen andern Wohnungen beſteht ſelbſt die äußere Wand nur aus einem Gitter von Bamburohr, ſo daß man von der Straße aus durch vier und fünf Zimmer hindurch in den Hof ſehen kann. Statt Bambu wird für die Wände auch häufig mit Oel getränktes Papier in Anwendung gebracht, und man ſieht ſehr wohl ein, wie bei dieſer mangelhaften Bauart Jedo durchſchnittlich in je ſieben Jahren einmal ganz abbrennt und wieder neu aufgebaut wird. Kleine offene Kohlenbecken, „Chebache“, welche auf den mit Matten bedeckten Fußboden geſtellt werden, dienen als Ofen, Kochherd und Feuerzeug; die Verwendung des Papiers an Stelle des Glaſes bei Lampen, Laternen ꝛc., iſt allgemein und die bekannte Vertrautheit der japaniſchen Kinder mit dem gefahrbringenden Element ſteigert noch die Gefahr. Die Städte Japans ſind in Feuerdiſtricte getheilt, die während der Nacht regelmäßig von den „Kanabos“ oder Feuerwächtern durchſtreift werden; jeder dieſer Diſtricte hat eine gut organiſirte Feuerbrigade, „Shecaſe“, Obſervatorium, Wachhaus und Requiſitenkammer; Raſchheit, Muth und Ausdauer der Löſchmannſchaft ſind im Lande ſprichwörtlich geworden. Eigenthümlich iſt, daß der Japaner den Gebrauch des Taſchentuches bei den Europäern unſchicklich findet; ſtatt deſſen benutzt er viereckige Papierblätter, welche er nach dem Gebrauche ſofort wegwirft. Männer ſowohl als Frauen rauchen einen leichten feingeſchnittenen Tabak aus kleinen Pfeifen von Stahl, die nur wenig Tabak faſſen, ſo daß ſie nach je vier oder fünf Zügen wieder friſch geſtopft werden müſſen. Opiumraucher gibt es nicht unter den Eingeborenen. Die Hauptnahrung beſteht wie bei den Chineſen in Reis, Fiſch und Gartengewächſen. Die edle Kochkunſt ſteht in Japan in hoher Blüthe und namentlich verſteht man dort

Dſchinrikſcha.

Digitized by Google

ein und daſſelbe Nahrungsmittel auf die verſchiedenſte Art zuzubereiten. Will jedoch ein Europäer die Proben der japaniſchen Kochkunſt koſten, ſo lerne er vor allem den Gebrauch der Eßſtäbchen, ſonſt muß er ſich dazu bequemen, ſich von ſeinem Gaſtfreunde, der ihn geladen, äzen zu laſſen. Das Angenehme dabei iſt das, daß für die reichſte Mahlzeit in Japan nur eine Bagatelle bezahlt wird, wie man überhaupt zu ſeinem Unterhalt dort ſehr wenig braucht. Daher mag es auch kommen, daß es dort Scheidemünzen der kleinſten Art gibt; mit einem eiſernen Geldſtück, wovon zehntauſend auf einen Dollar gehen, kann man einen Armen glücklich machen; daſſelbe iſt auch die Opfermünze, welche man in den vor jedem Altar aufgeſtellten enormen Opferkaſten wirft. Die japaniſchen Tempel ſind von ganz ſonderbarer Conſtruction und oft von ganz coloſſalem Umfang, angefüllt mit Götzenbildern aller Art, mit Ausgeburten der tollſten Phantaſie, von grauenerregender Geſtalt, mehr geſchaffen, um Furcht einzujagen, als Liebe und Vertrauen zu wecken. An jedem Feſttage ziehen die Japaner in dichten Maſſen nach den Tempeln, aber nicht allein um ihre Andacht zu verrichten, denn dies nimmt nur einen kleinen Theil des Tages in Anſpruch, ſondern auch um ſich zu unterhalten. Bei jedem größeren Tempel befinden ſich nämlich eine Menge Schaubuden, Panoramas, Theater u. dgl. Auch ſind Lotterien aller Art vorhanden, verſchiedene Spiele, das berühmte Fächerwerfen, Schießen mit Pfeil und Bogen und mit Blaſerohr, wobei der Sieger immer einen kleinen Preis gewinnt. Ein eigenthümliches Möbel, das die Aufmerkſamkeit des Fremden bei ſeiner Ankunft vor allem feſſelt, iſt endlich die japaniſche Lohnkutſche, das ſogenannte „Dſchinrikiſchia“ oder Dſchinrikſcha, eine Art Kinderwagen auf zwei Rädern, der von einem Eingeborenen, „Rinſogo“ genannt, gezogen wird; die Straßen wimmeln von dieſen Fuhrwerken, während man nur höchſt ſelten ein Pferd zu Geſicht bekommt, und alsdann gewöhnlich nur ein Reitpferd. Uebrigens iſt das Fahren in einem Dſchinrikſcha durchaus nicht unbequem, und abgeſehen davon, daß man mit Leichtigkeit ſein Gefährt lenken kann, wohin man will, leiſtet es auch ganz Erſtaunliches in Bezug auf Schnelligkeit, und man könnte mit unſeren gewöhnlichen Stadtfuhrwerken ganz ſicher um die Wette fahren, wenn man einen nur einigermaßen ſchnellfüßigen Japaner am Dſchinrikſcha hat.

Haben wir im Vorſtehenden das Volksleben in Japan flüchtig betrachtet, ſo geziemt es jetzt auch der ſtaatlichen und ſocialen Einrichtungen zu gedenken. Beide entwickelten ſich durchaus ſelbſtändig in dem langen Zeitraume, ſeitdem die Japaner ihr ſchönes Land in Beſitz genommen. Wie lange dies her, iſt ſchwer zu ſagen; die geſchichtliche Zeit beginnt für Japan erſt etwa im 8. Jahrhundert n. Chr.; was vor jenem Zeitpunkte liegt, iſt Fabel. Sicher iſt nur, daß das japaniſche Volk unvermiſcht blieb. Fremde kamen nur ſelten in's Land und hatten wenig Einfluß auf Leben und Sitten der Eingebornen. So blieb die Nationalität der Japaner unangetaſtet und ſie verſtanden es, ſich ihrer Gegner wirkſam zu erwehren. Wir glauben nicht, daß ſich in der Geſchichte ein zweites Beiſpiel ſolcher Ariſtokratie des Blutes finden läßt. Die Geſchichte Japans bis auf die Gegenwart zerfällt in zwei deutlich erkennbare Perioden, welche die Japaner „Oſchei“ und „Haſchei“ nennen. Die erſtere reicht bis 1192 der chriſtlichen Aera und umfaßt die Zeit der Allgewalt der Mikados oder militäriſchen Kaiſer, welche ſich allmählig in Prieſterkönige verwandelten; es iſt das japaniſche Alterthum. Die zweite entſpricht der Machtentfaltung der Sjoguns oder Militärherrſcher, welche die

Japaneſiſches Kaffeehaus.

Digitized by Google

Europäer lange mit dem unpaſſenden Namen „Taikun" zu bezeichnen pflegten. Dieſe Periode, das japaniſche Mittelalter, hebt mit dem Jahre 1192 an und endet erſt 1868 mit der Wiederherſtellung der alleinigen Gewalt der Mikados. (Fr. O. Adams. Geſchichte von Japan von den früheſten Zeiten bis auf die Gegenwart. Ueberſetzt von Emil Lehmann. Gotha 1876. 8°. I. Bd.) Erſt mit Beginn des 16. Jahrhunderts ward das Sjogunat eine unbeſtrittene legale Einrichtung, über deren Bedeutung die Europäer ſich lange nicht klar wurden; ſie wähnten, Japan beſitze zwei Kaiſer, einen weltlichen, den in Jedo reſidirenden Sjogun, und einen geiſtlichen, den Mikado in Kioto, während in Wirklichkeit der Sjogun nie etwas anderes war als ein Viceregent des Mikado und nicht gleiche Rechte der Souveränität mit dieſem offen beanſpruchen durfte, obwohl im Laufe der Zeit die Sjogune alle effective Gewalt an ſich geriſſen und den Mikado zu Kioto faſt in ehrender Gefangenſchaft hielten. Die Revolution vom Jahre 1868 führte aber zur völligen Abſchaffung des Sjogunats und ſetzte den wahren Herrſcher des Landes, den Mikado wieder in ſeine volle Gewalt ein.

Tempel in Kamakura.

Die oberſte Staatsgewalt befindet ſich alſo dermalen in den Händen des Kaiſers, des Mikado, doch hat ſich derſelbe am 4. November 1873 freiwillig entſchloſſen, ſeinem Volke eine Repräſentativ-Verfaſſung zu geben, welche 1875 in's

Digitized by Google

Leben getreten ist. An der Spitze der Staatsgeschäfte steht der „Dai-schi-in", welcher aus dem eigentlichen Staatsrathe (Schoin), dem Ministerialcollegium (Uin) und dem Senat (Sain) besteht. Nach der uralten wesentlich geographischen Eintheilung zerfiel das japanische Reich in 9 große Landschaften oder Provinzen, deren jede wieder in eine Anzahl „Kuni" oder Bezirke zerfiel. Die Provinzen waren 1) Kinai, die centrale Landschaft, das unveräußerliche Eigenthum der kaiserlichen Familie mit 5 Bezirken; 2) Tokaido, d. i. östliche Meerstraße mit 15 Bezirken; 3) Tosando, d. i. östliche Bergstraße mit 13 Bezirken; 4) Hokurokudo, d. i. nördliche Continentalstraße mit 7 Bezirken; 5) Sanindo, d. i. Bergstraße an der Sonnenseite mit 8 Bezirken; 6) Sanjodo, d. i. Bergstraße an der Schattenseite mit 8 Bezirken; 7) Nankaido, d. i. südliche Meerstraße mit 5 Bezirken und der Insel Awadsi, dem heiligen Wohnort des Götterpaares Isanagi und Isanami no Mikoto; 8) Saikado, d. i. westliche Meerstraße, bestehend aus der Insel Kiu-siu und allen übrigen südlich gelegenen Inseln des japanischen Archivels, und 9) Hokukaido oder nördliche Meerstraße in neuerer Zeit gebildet mit 10 Bezirken auf der Insel Yesso und einem 11., der die Kurilen-Inseln umfaßt. Diese alte Eintheilung des Reichs entsprach schon seit Jahrhunderten den Bedürfnissen der Verwaltung nicht mehr. Es wurde deßhalb 1871 im ganzen Reich eine neue administrative Eintheilung nach dem Muster des aus China entlehnten „Gun-Ken"-Systems eingeführt, und das heutige „Ken" entspricht dem französischen Departement, und der Gouverneur desselben, „Ken-rey", dem Präfekten. Darnach bilden nur die 3 Hauptstädte Japans erimirte Verwaltungsbezirke mit der chinesischen Benennung „Fu", unter einem vom Kaiser unmittelbar ernannten Oberbürgermeister. Es sind dies die beiden eigentlichen Reichshauptstädte Kio und das japanische Venedig Ohosaka; Sai-Kio-Fu oder „Bezirk der westlichen Hauptstadt" begreift die Stadt Kioto oder Miako, To-Kio-Fu oder der „Bezirk der östlichen Hauptstadt" umfaßt Jedo, Ohosaka-Fu endlich die letztgenannte Handelsstadt. Das ganze Reich, mit Ausnahme der 3 eben genannten Fu und der Provinz Hokukaido wurde nun im Jahre 1871 in 66 Ken eingetheilt, welche Zahl seither auf 60 reducirt worden ist. Jedes Ken wird von einem Ken-rey verwaltet, der unmittelbar vom Ministerium des Innern abhängt. Der Name der Hauptstadt ist zugleich der des betreffenden Ken. Von den Ken-Hauptstädten sind bis jetzt 4, Kanagawa, Hiogo, Nagasaki und Niigata für Ausländer zugänglich, die übrigen 56 den Fremden noch verschlossen. Auf die Provinz Hokukaido ist das Gun-ken-System noch nicht ausgedehnt, dieselbe steht vielmehr unter einer Colonialverwaltung. Der Gouverneur von Yesso residirt in Hakodadi. (Leo Metschnikow, in: Petermann's Geograph. Mitth. 1876.)

Die Wehrkraft soll fürderhin auf der allgemeinen Wehrpflicht beruhen. Nach dem allgemeinen Conscriptionsgesetze vom Jahre 1873 sind alle japanischen Unterthanen mit dem 20. Jahre militärpflichtig und müssen 3 Jahre in der Armee oder auf der Flotte dienen. Um den Offiziersrang zu erhalten, müssen Prüfungen abgelegt werden. Nach dreijähriger Dienstzeit muß jeder in der Reserve dienen und alle Jahre an den Uebungen theilnehmen. Nach zweijähriger Dienstleistung in der Reserve tritt man in die zweite Reserve, die nur im Falle einer levée en masse einberufen wird. Eine aus allen Männern zwischen dem 17. und 40. Lebensjahre, die nicht in jene drei Kategorien einbegriffen sind, gebildete Miliz oder Landwehr wird im Nothfalle zur Vertheidigung der einzelnen Districte aufgeboten. Die japanische Armee wird nach diesem neuen System in Zukunft in Friedenszeiten ein Heer von 31,680 Mann und in Kriegszeiten eine Stärke von 46,360 Mann haben. Diese ganze Armee besteht aus 42 Regimentern (Dai-tai) Infanterie, 3 Regimentern Kavallerie, 16 Batterien Artillerie und 10 Bataillons (Sio-tai) Genie und Train. Auf dem Friedensfuß besteht die Armee nur aus 4 Regimentern Infanterie, 1 Regiment Kavallerie, 2 Batterien und 1 Geniebataillon. Die japanischen Soldaten sind ausgezeichnet; Feigheit kennt der Japaner nicht und Ehrgefühl ist eine allgemeine Tugend. Die Instructeure, die früher Preußen waren, sind jetzt Franzosen. Nach den Erfolgen des Deutsch-Französischen Krieges wurden allerdings die frühern französischen Instructeure durch deutsche ersetzt, allein der Contract mit den letztern ist nicht erneuert worden. Es scheint, daß der französische Ton den Japanern mehr zusagt als der preußische. Fixe Anstellungen erhält kein Fremder in der japanischen Armee. Das ganze Reich zerfällt in 6 Kriegsbezirke; Artilleriedepots und Arsenale sind in Tingawa, einer Vorstadt Jedo's, in Ohosaka,

Digitized by Google

Hiogo, Nagaſaki, Kagoſima und Hakodadi. Die Kriegsmarine beſteht aus 21 Schiffen (darunter 2 eiſerne Panzerfregatten) mit zuſammen 60 Kanonen und 3677 Mann, worunter 272 Offiziere. Der erſte Marinebezirk hat ſeinen Sitz in Oodſu, der zweite in Kagoſima. Im Schiffbau hat ſich Japan bereits ſelbſtändig gemacht, Englands Hilfe wird nur noch für die Panzerſchiffe gebraucht. Die Japaner haben alle Anlagen zu tüchtigen Seeleuten, ſind kühn, unternehmend und werden ihren Lehrmeiſtern mit der Zeit nichts nachgeben.

Das Unterrichtsweſen, wenn es auch im Allgemeinen noch graue Theorie iſt, erfreut ſich der eifrigſten Fürſorge der Regierung. Für das Schulweſen iſt das Reich in 7 Bezirke getheilt. Jede Bezirksſtadt beſitzt eine höhere Schule (Dan-gaku-ko); Mittel-Schulen (Tſün-gaku-ko) gibt es 224, und Elementarſchulen (Sio-gaku-ko) 47,040 für eine Bevölkerung von 33,423,715 Seelen. Japan iſt auch dem Weltpoſtverein beigetreten und zerfällt in acht Hauptpoſtämter, Tokio, Saikio, Jokohama, Ohoſaka, Motomura, Oodſu, Sakai und Koba; außerdem beſtehen 2832 Km. telegraphiſcher Verbindungen. Seit März 1875 gibt es zwiſchen Ohoſaka und Koba eine Eiſenbahnverbindung, welche nördlich durch das Thal des Biwa-See's bis nahe bei Tſugara und unfern der W.-Küſte fortgeſetzt werden ſoll.

Japaniſcher Krieger.

Die Hauptinduſtriezweige Japans, welches ſeine Cultur von China erhielt, ſind den chineſiſchen verwandt. Die Waffenfabrikation iſt ſehr eingeſchränkt worden durch die europäiſche Organiſation der Truppen und die dadurch bedingte Einfuhr europäiſcher Waffen. Dagegen blüht noch die altberühmte Papier-, Bronze- und Lack-Induſtrie. Jüngern Urſprungs, d. h. erſt ſeit etwa 300 Jahren betrieben, iſt die Porcellan- und Email-Fabrikation. Die Porcellanbereitung hat ihren Hauptſitz in Arita und Imari, wo 36 Dörfer ſich derſelben widmen und unerſchöpfliche Lager von Kaolin ſich befinden. Unter dem Namen Imari haben die Holländer ſchon längſt das japaniſche Porcellan nach Europa gebracht. Im April 1875 beſuchte Dr. J. J. Rein, welcher im Auftrage des preußiſchen Handelsminiſteriums während zwei Jahren Japan bereiſte, um die dortigen Induſtriezweige zu ſtudiren, mit dem öſterreichiſchen Arzt und Naturforſcher Dr. A. von Roretz dieſen Diſtrict, wo neben 2 M. hohen Vaſen auch das dünne, ſogenannte Eierſchalenporcellan bereitet wird. Höchſt intereſſant ſind die japaniſchen Malereien auf Papier oder Seide und die Bücher mit Holzſchnitten. Zeugſtreifen von mehrern M. Länge und etwa einem M. Breite ſind theils mit Pflanzen, theils mit Figuren bemalt, die erſtern höchſt reizend in der Mitte zwi-

schen strenger Stylistik und Naturalismus gehalten, die letztern durchaus conventionell in Gestalten und Gesichtern, wie man sie von Fächern, Ofenschirmen, Theebrettern u. s. w. her kennt, nur nicht so minutiös ausgeführt, sondern überaus flott behandelt. Die Bilderbücher gestatten mancherlei Beobachtung. Erstens ist die Perspective den Japanern keineswegs unbekannt: Entfernteres erscheint entsprechend verkleinert. Dann kehren auf den Abbildungen öffentlicher Plätze u. s. w. regelmäßig auch Europäer wieder, in einer Weise karikirt, die uns zeigt, was den Eingeborenen an uns lächerlich erscheint. Bewundernswürdiges wird im Holzschnitt geleistet. Unter der großen Zahl von Büchern, von der Stärke eines kleinen Fingers, die aus lauter zusammengelegten, nur auf Einer Seite bedruckten und nicht mit der Rückseite, sondern umgekehrt zusammengehefteten Querblättchen bestehen, befinden sich zahlreiche Skizzenbücher, in welchen Landschaftliches, Menschen- und Thierstudien, Genrescenen und die tollsten Karikaturen bunt abwechseln. Die Zeichnungen sind größtentheils vortrefflich, die schwierigsten Verkürzungen völlig correct behandelt; in Landschaften mit bewaldeten Hügeln und Flußwasser ist durch die einfachsten Mittel und nur mit Zuhilfenahme eines leichten Tondruckes ein Effect gebracht, der nichts zu wünschen läßt.

Im Allgemeinen herrschen indeß, wie Professor Exner in Wien kürzlich ausführte, die abenteuerlichsten Vorstellungen über das japanische Volk und seine Leistung in Handel und Industrie, die in ihrer Uebertreibung dem Streben der Japaner nach moderner Bildung durchaus nicht von Vortheil sein können. Der gesammte Umsatz des Jahres 1871 betrug 156 Millionen Mark, als Import fast ausschließlich Fabrikate, dagegen im Export blos 12 Millionen für Waare. Dieses Mißverhältniß zwischen der Ausfuhr von Rohproducten und Fabrikaten würde die Bedeutung Japans als Industriestaat für die übrige Welt zu einer Null herabdrücken, wenn nicht die Rücksicht auf den vollständigen Abgang von Maschinen und der Umstand, daß die Bevölkerung vorwiegend eine ackerbautreibende ist, uns für die japanische Hausindustrie gerechte Anerkennung abnöthigen würde. Professor Exner zeigte an Mustern die fast unglaubliche Einfachheit, ja in mancher Hinsicht zweckwidrige Gestalt der bei den meisten Industriezweigen verwendeten Werkzeuge, die eine wahrhaft affenartige Behendigkeit des Arbeiters mit Händen und Füßen zugleich erfordert, um Dinge zu Stande zu bringen, welche bei uns trotz der complicirtesten Maschinen nicht hergestellt werden können. Allerdings beruht die unübertreffliche Güte japanischer Erzeugnisse zumeist auf der Vortrefflichkeit der Rohproducte; dies gilt namentlich von der Papiererzeugung, den Seidenfabrikaten und den beliebten Lackarbeiten, welch' letztere eben nur durch die Eigenschaften des dazu verwendeten Baumharzes ermöglicht werden. Zugleich verdient die beispiellose Geduld und Gewissenhaftigkeit des japanischen Arbeiters alles Lob. Wenn in der That in neuester Zeit eine Verschlechterung der japanischen Waaren zugestanden werden muß, so trägt jedoch hieran die europäische Civilisation keine Schuld, da sich vielmehr der Beginn des industriellen Rückganges bereits auf hundert Jahre zurück nachweisen läßt. Aber nicht dieser Umstand allein läßt mit Besorgniß der Zukunft der japanischen Industrie entgegenblicken. Es ist vielmehr der Zustand des Landes selbst, das durch die gegenwärtige Ueberhastung und Ueberstürzung betreffs der neuesten Errungenschaften der Civilisation neben dem Festhalten an Jahrhunderte alten Einrichtungen zu einem Lande der grellsten Contraste geworden ist.

Mit der Abschaffung des Sjogunats beginnt nämlich für Japan eine neue Aera, die der allerumfassendsten Umgestaltung, theilweise selbst des Umsturzes von dem früher Bestehenden. Man möchte dort gern mit einemmal Theilgenosse an allen geistigen und materiellen Errungenschaften der Culturvölker des W. werden. Die Regierung des Mikado extemporirt eine Flotte und ein Landheer, stellt Eisenbahnen und Telegraphenlinien her, baut, mit sehr unnöthiger Verschwendung vieler Millionen, Prachtgebäude, wie die neue Münze zu Ohosaka, unterhält höchst kostbare Gesandtschaften in Washington

Digitized by Google

ſowie an den größeren europäiſchen Höfen, läßt viele Hunderte von jungen Japanern mit großem Koſtenaufwand in Europa und Nordamerika ſtudiren, beruft auch mit hohen Gehalten eine beträchtliche Anzahl europäiſcher und amerikaniſcher Lehrer aller möglichen Wiſſenſchaften nach Japan, ſtiftet Ritter-Orden nach europäiſcher Art, ſucht die Kleidertracht der Europäer den Eingebornen aufzunöthigen, faßt ſelbſt den Gedanken, eine neue Sprache und Schrift, die der Engländer, in Japan einzuführen. Mit dieſem Eifer für den Fortſchritt zeigt ſich aber bei den gegenwärtigen Lenkern des Staates zugleich eine ſchonungsloſe Unduldſamkeit gegen alle Inſtitutionen, welche von den Sjoguns Schutz und Begünſtigung erfuhren. Hierher gehört in erſter Stelle der Buddhismus. Seine Reichthümer werden eingezogen, ſeine prachtvollen Tempel ihres Schmuckes beraubt, die Mönche aus ihren Klöſtern vertrieben und dieſe in Caſernen verwandelt. Zahlloſe Tempelglocken ſind ſchon als altes Erz nach Amerika verführt worden, und jetzt ſoll ſelbſt die prachtvolle bronzene Statue des Daibuts zu Kamakura dorthin verhandelt werden. Macht man den Leitern der Fortſchrittsbewegung dieſen blinden, bilderſtürmenden Eifer gegen den Buddhismus zum Vorwurf, ſo erwidern ſie: derſelbe ſei ein ausländiſcher Götzendienſt, der in Japan nicht geduldet werden dürfe. Deſſenungeachtet aber eifern dieſe Vorfechter der Aufklärung in noch viel härterer

Daibuts-Statue zu Kamakura.

und grausamerer Weise, als gegen die Geistlichkeit des Buddhismus, gegen die armen eingebornen Christen.

In früherer Zeit fiel in Japan geradezu als merkwürdig die große Anzahl der Glaubensbekenntnisse, etwa 30 verschiedene Secten, auf, welche in tiefstem Frieden neben einander lebten, was Niemanden wundern wird, der da weiß, wie gemüthlich und sorglos die Japaner in den Tag hinein leben, ohne sich um viel mehr zu bekümmern, als um ihre nächsten Familienangelegenheiten. Drei Religionsformen sind in Japan jedoch besonders verbreitet. Die älteste ist die Sinto-Religion oder der Kami-Dienst, japanisch „Kami no mitsi", d. h. Weg der Kami — die Verehrung von Geistern, deren leiblicher Nachkomme der Souverän ist. Diese Sinto-Religion, wie sie im Chinesischen bezeichnet wird, verehrt ein höchstes, durch das ganze Universum verbreitetes Wesen, viel zu erhaben und heilig, um es direct im Gebete anzureden, und identificirt, in ihrer ältesten und einfachsten Form, den Himmel „Tenka" als Sitz der Gottheit in abstracto mit der letzteren; sie hegt auch den Begriff von der Unsterblichkeit der Seele und ewiger Belohnung oder Strafe. Gegenstände der Verehrung sind die Himmelskörper, die Elemente, sowie die Naturkräfte, die schon sehr frühe mehr selbständig und persönlich aufgefaßt und als Geister — Kami — angebetet wurden. Auf diese Religion, an welcher heute noch die Dynastie ruhig festhält, gründete sich die an Stelle der Militär-Autorität tretende Sinto-Theokratie, welche später dem Buddhismus den Platz räumen mußte; dieser trat in Japan um 552 n. Chr. auf und schlug dort feste Wurzeln, nicht ohne mannigfache Umbildungen zu erleiden. In dritter Reihe finden wir die sogenannte Philosophenlehre (die Lehre des Szuto oder Siza), eine schwache Nachahmung der Lehre des chinesischen Weltweisen Con-fu-tse, welche jedoch von der Regierung niemals sonderlich begünstigt worden. Wir möchten dieselbe als einen geläuterten Materialismus bezeichnen, der übrigens auch dem Sintoismus und Buddhismus zu Grunde liegt. Die Unsterblichkeit der Seele wird darin nicht gelehrt, auch hat die Philosophenlehre keine metaphysische Theologie, sondern nur ethische Wahrheiten zur Grundlage; zu ihr bekennen sich die oberen Classen und Gelehrten, obgleich sie äußerlich sich an den Kami-Dienst anschließen. Das Christenthum war durch den unermüdlichen Jesuiten-Missionär Franz Xavier um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Japan eingeführt; aber die Eifersucht der Holländer, die auf ihren Zügen gegen spanische und portugiesische Colonien auch nach Japan kamen, brachte neben Mißgriffen der Portugiesen die Sache des Evangeliums zum Falle. Im Jahre 1596 rottete eine schreckliche Verfolgung das Christenthum wieder aus und die Portugiesen wurden zugleich aus ganz Japan wieder vertrieben. Nach Wiederherstellung der Alleinherrschaft des Mikado ward 1872 die volle Zulassung des Christenthums zwar ausgesprochen, jedoch praktisch nach Thunlichkeit verhindert. Neueste Nachrichten melden indessen, daß jetzt den Uebertretenden keine Schwierigkeiten mehr bereitet werden; japanischen Predigern sei Freiheit der Reisepredigt gewährt, dagegen seien ausländische Missionäre ebenso auf den Umkreis der Vertragshäfen beschränkt, wie die Kaufleute. Der Präfect der Hauptstadt läßt sich durch die Polizei die Namen der Uebertretenden geben, aber mehr, um die Fortschritte des Christenthums zu notiren, als aus anderen Gründen. Man läßt die Prediger in ihren Kapellen reden. Der russische Pope, Pater Nicolai von der Gesandtschaft, scheint den besten Erfolg zu haben; die griechische Kirche ist immer gedrängt voll von Zuhörern und die Leute in der Nachbarschaft verkaufen ihre Götzenschreine, weil der von den Fremden verkündete Gott modern werde und später die Götzenschreine nicht mehr so theuer abgeiegt werden könnten. Die römischen Priester verwenden in der Stille Eingeborene und sollen auf dem Lande viel Erfolg haben. Die Buddhisten spüren Concurrenz und werden zu neuer Thatkraft und Gegenmission angespornt. Disputationen finden häufig statt; öffentliche Belehrungen des Volkes über die Glaubens- und Sittenregeln Buddha's werden an vielen Orten veranstaltet, die Tempel in besseren, ansehnlicheren Stand gesetzt und Mißbräuche abgestellt.

Zum Schlusse unserer Mittheilungen über das japanische Volk müssen wir noch der socialen Rangabstufungen gedenken. Es leben nämlich in Japan eigentlich zwei Nationen übereinander: der Adel — den die jüngste Umwälzung freilich des größten Theiles seiner Prärogativen entkleidet — und das Volk. Der Adel zer-

Digitized by Google

fällt in zwei ſtreng geſchiedene Claſſen, die „Kuge“, den Hofadel, und die „Buke“, den Schwertadel, und unter dieſen gibt es wieder mehrere Abſtufungen mit ſechs Hauptclaſſen. (Siehe: Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 19. Sept. 1875.) Im Ganzen zerfällt die Bevölkerung von altersher nach den hauptſächlichſten Lebensbeſchäftigungen in verſchiedene und zwar 7, nach Anderen 8 Rangclaſſen: 1) Die „Daimios“, nämlich die oberſten Reichsfürſten, urſprünglich mächtige Lehensträger, die zum Mikado in ähnlichem Verhältniſſe ſtanden, wie im mittelalterlichen Deutſchland die reichsunmittelbaren Fürſten und Grafen zum Kaiſer. Ihre Zahl entſprach urſprünglich jener der Landſchaften, japaniſch „Koku“, und betrug 18 „Kokuſiu“-Daimios. 2) Der erbliche Adel, aus welcher Claſſe die Gouverneure der Provinzen, die Generale und Staatsbeamten gewählt werden; den niederen Adel bilden

Yaconin mit Diener.

die „Hattamotto“. 3) Die Prieſter des Sinto wie des Buddhismus. 4) Die der Krieger „Yaconin“ und „Samurai“; dieſe vier Claſſen ſind die höheren und tragen zwei Schwerter nebſt loſen, faſt einem Weiberrocke ähnlichen Hoſen, die keiner von niederem Range anlegen darf. 5) Der höhere Theil der Mittelclaſſen: Aerzte, Amtsſchreiber, Beamte u. ſ. w. 6) Kaufleute und Krämer, ſo reich ſie ſein mögen. 7) Die Kleinhändler, kleinen Krämer, Hauſirer, Mechaniker, Künſtler, Maler. 8) Die Schiffer, Fiſcher, Bauern, Landleute, Arbeitsleute. Endlich gibt es eine mit der übrigen Bevölkerung außerhalb der Gemeinſchaft des Feuers, Waſſers und des Raumes lebende Art von Parias, die „Jetas“ oder „Jetoris“ (ſiehe Mohnike im: Ausland 1871, Nr. 30, S. 697—700), deren Zahl zwiſchen 250,000—300,000 beträgt. Sie ſind über das ganze Reich verbreitet, am zahlreichſten aber auf der großen Inſel Nippon. Sie ſind Abdecker, Gerber, Arbeiter im Leder und auch die Vollzieher öffentlicher mit Entehrung verbundener Hinrichtungen. Sie dürfen nicht in einem Dorfe oder einer Stadt leben, wo Leute der anderen Claſſen wohnen

und werden bei der Bevölkerung nicht mitgezählt; dürfen auch kein Gast- oder Theehaus u. s. w. betreten und müssen auf Reisen außerhalb der Häuser aus eigenem Gefäße essen. Ueber die Bedeutung aller dieser Classen herrscht noch keine Einigkeit unter den Japan-Kennern. Manche wollen sie als Kasten im indischen Sinne betrachten, Andere bestreiten dies. (Siehe: Beil. zur Allgem. Zeitg. vom 27. August 1874 und dagegen George Bousquet. Les moeurs et le droit au Japon, in der: Revue des deux mondes vom 15. Juli 1875, S. 254.)

Daß wir über viele wichtige Punkte des japanischen Volkslebens noch sehr mangelhaft unterrichtet sind, kann uns nicht Wunder nehmen, wenn wir bedenken, daß wir von dem ganzen Reiche nichts als ein paar Küstenpunkte, die sogenannten Vertragshäfen, kennen. Unser Urtheil hat nicht mehr Werth als jenes eines Fremden, der z. B. von Deutschland blos Bremen, Hamburg, Stettin oder Danzig gesehen hätte. Die Anknüpfung der Verbindungen mit dem Auslande brachte zwar die Erschließung der wichtigsten Küstenstädte für die Europäer, keineswegs aber die Erlaubniß in's Innere zu dringen. Vielmehr sind die Europäer auf gewisse genau vorgeschriebene Zonen beschränkt; die Erlaubniß, dieselben zu überschreiten, ist äußerst schwierig zu erhalten und bisher nur Wenigen geglückt. Dies ist wohl auch der Grund, warum wir über die Topographie des inneren Japan noch in so tiefer Unwissenheit stecken.

Die besuchteste der japanischen Inseln ist natürlich Nippon, welche die wichtigsten Ansiedlungen der Europäer enthält und ob der landschaftlichen Reize ihrer Natur berühmt ist. Die Insel Yesso (78,600 □M.) gibt indessen an malerischen Reizen Nippon nichts nach, und geradezu verlockend schildert uns ein moderner Reisender einen Weg über die Kehle der Halbinsel, welche die schöne geräumige Vulcanbai im S. Yesso's von der Tsugara-Bucht trennt.

Im S. liegen noch die Gebirge von Nippon, während im N. der Vulcan von Komangadake sich erhebt, an dessen Fuß sich ein lieblicher See zwischen Wald und Wiesen hineinschmiegt. Der Pflanzenwuchs ist an Kraft und Fülle beinahe tropisch zu nennen. Allenthalben stößt man auf edle Exemplare von Magnolien, Buchen, Birken, Ahorn und Eichen, prächtig umrankt von Weinreben oder eingesponnen von Epheu. Der obere Kegel des Komangadake besteht nur aus einer Bimssteinaufschüttung, und die höchste Stelle am Rande erhebt sich 1152 M. über die See. An der O.-Seite oder nach dem Meere zu ist die Kraterwand eingefallen. Der innere Absturz des Feuerschlundes sinkt steil in eine Tiefe von etlichen hundert Fußen nach dem ebenen Boden des Trichters hinab, in dessen Mitte sich ganz regelrecht ein Hügel erhebt, der Rest eines Auswurfskegels. In allen Richtungen wird der Kraterboden von gähnenden Spalten durchzogen, aus denen vorhangsartig Wasserdämpfe aufsteigen. Die Aussicht über Meer und Insel ist glorreich, zumal der Mittel- und Hintergrund mit bewaldeten Bergen gefüllt sind, deren Grün stufenweis bis in's Violett erkaltet. Eine Anzahl Feuerberge, auf Reihen geordnet, liegen unter dem Beschauer, ganz in weiter Ferne auch der halb erloschene Ussu-Vulcan. Obgleich es schon der 29. Mai war, hatte sich doch noch immer Schnee in den inneren Runzeln des Komangadake erhalten. Die Ufer der Vulcanbai und ihre Umgebung sind überaus mineralreich; hier gibt es Gold, Silber, Blei, Eisen, Erdöl und Kohle. An der SO.-Ecke Yesso's, bei Yesan, befindet sich eine Solfatara mit Schwefelwerken, und eine solche besitzt auch der Iwaunobori, der mittlere Kegel einer Drillingsvulcangruppe. An der Tsugara-Straße, also

Vulkan Fuſi-Yama auf Nippon.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nippon gegenüber, liegen die Städte Matſmai oder Matſumal und Hakodadi, letzteres einer der wichtigſten Handelsplätze des nördlichen Japan, an einer geräumigen und ſicheren Bai mit trefflichem Ankergrunde. Das eigentliche Innere Yeſſo's, welches von N. nach S. von einer Reihe meiſt erloſchener Kegelberge durchſchnitten ſein ſoll, iſt noch ſo gut wie völlig unerforſcht. Die bisherigen Unterſuchungen erſtreckten ſich hauptſächlich auf die Umgebungen der Vulcanbai und der daran hängenden Halbinſel. Am meiſten hat von Yeſſo noch geſehen Capitän Blakiſton bei ſeiner im September 1869 ausgeführten Bereiſung. (Siehe: Journal of the R. geograph. Soc. 1872, S. 77—142.)

Die Hauptinſel Nippon oder Honſhiu (230,600 □Km.) iſt in ihrem Inneren gleichfalls nur wenig durchwandert. Der Boden iſt ſandig und wenig fruchtbar, und blos in der Umgebung von Tokio, etwa 160 □Km. im Umkreiſe, kommt ſchwarze reiche Erde, offenbar ein vulcaniſches Geſchenk, zum Vorſchein, mit ihr Wohlſtand und Behaglichkeit der Bevölkerung; ſonſt tragen alle Dörfer auf Nippon den Stempel der Armuth. Die Häuſer dienen Menſchen und Vieh unparteiiſch als Obdach, denn für die erſteren iſt nicht viel beſſer geſorgt, als für das andere. Gegen die Liebe zur Ordnung und zur Reinlichkeit im übrigen Japan ſticht dieſes Elend ſehr grell ab.

Die wichtigſte Stadt Nippon's iſt die Hauptſtadt Tokio, früher Jedo, welche zugleich den Europäern am beſten bekannt. Obgleich dicht an der Küſte eines der größten und ſchönſten Meerbuſen der Erde liegend, genießt Jedo nur wenige von den Vortheilen einer Hafenſtadt, da die Rhede von Sinagawa für große Schiffe kaum zugänglich iſt. Die Stadt breitet ſich auf einer wellenförmigen Ebene aus, die im S. von dem Golf, im O. und N. von einem breiten und ſchönen Strome, dem Sumidagawa — „Gawa" bedeutet Fluß —, gegen W. theils durch flaches, in Reisfelder verwandeltes Land, theils durch niedrige, mit Coniferen und Bambuanpflanzungen beſtandene Hügelreihen begrenzt wird. Im Mittelpunkte der Stadt erhebt ſich ein Hügel, welcher das Schloß, japaniſch „Siro", bis 1869 die Reſidenz der Sjoguns, ſeitdem aber die des Mikado, trägt. Im NO. der Stadt liegt ein anderer Hügel, auf dem ſich der prächtige buddhiſtiſche Tempel von Ujeno und die Gräber mehrerer Sjoguns der letzten Dynaſtie befinden. Oeſtlich vom Sumidagawa, der ſich mit einer ſcharfen Biegung von NO. gegen SW. in das Meer ergießt, liegt die große Vorſtadt Hondjo; ſüdweſtlich von ihm und der Stadt der Flecken Sinagawa, eigentlich nur eine Fortſetzung der Vorſtadt Takanawa. Jedo beſteht aus vier Quartieren: dem Siro, dem Soto-Siro, dem Mitſi und dem Hondjo. Der Siro, die Reſidenz des Mikado, von hohen Mauerwällen und prächtigen Bäumen, ſowie einem breiten Feſtungsgraben mit fließendem Waſſer umgeben, entzieht ſich bis auf einige die übrigen Gebäude überragende Thurmſpitzen den Blicken. Rings um den Siro erſtreckt ſich der Soto-Siro, den ebenfalls ein breiter canalähnlicher Graben in unregelmäßigem Kreis umgibt. Dieſer letztere und der den Siro einſchließende ſtehen miteinander in Verbindung. Südlich erſtreckt ſich dieſes Quartier bis an den Sumidagawa. Dieſer ſüdliche Theil des Soto-Siro iſt von einer großen Anzahl kleinerer, mit jenen ſchon erwähnten beiden größeren, ſowie unter ſich in Verbindung ſtehender, theilweiſe in die See ausmündender Canäle durchſchnitten. Er enthält mehrere lange und breite, ſowie eine Unzahl kleinerer, ſich mit dieſen in einem rechten Winkel kreuzender Straßen und Gaſſen. Hier iſt die Reſidenz der Handelswelt und befinden ſich die reichſten und prächtigſten Kaufläden. Mehr in der Nähe des Siro liegen zahlreiche „Jaſikes" (ſprich Jas'kes), d. h. die Paläſte der Daimios ſowie der Großwürdenträger und höchſten Staatsbeamten. Vier Elemente wiederholen ſich in Jedo in das Unendliche. Sie ſind: der Tempel, das Jaske des Daimio, das Bürgerhaus und der feuerfeſte Waarenthurm. Im Tempel waltet der buddhiſtiſche Charakter vor.

Die Jaskes haben mit einem Palaſte nur den Namen überein. Es ſind Häuſergruppen, umgeben von einſtöckigen weißgetünchten Nebengebäuden, deren Fenſter mit einem ſchwarzen Holzgitter verſehen ſind. Dieſe Nebengebäude bilden zugleich die Ringmauer und werden von den adeligen Zweiſchwertmännern, den Reiſigen und Dienern bewohnt. Es ſind immer niedrige, weitläuftige Parallelogramme mit einem caſernenartigen Ausſehen. Das Dach iſt mit ſchwarzen, weißgeränderten Ziegeln bedeckt. Weiß und ſchwarz ſind die beiden im Soto-Siro vorherrſchenden Farben. Wenn Kio-to, die alte Reſidenz der Mikados, das Athen Japans. ſo iſt Jedo das Babylon des fernen O. Die Theater Jedo's ſind die beſten des ganzen Reichs; die Reſtaurants und Theehäuſer, wie die „Gey-ſia“ (Sängerinnen und Tänzerinnen) und die Lupanarien von Jedo kennen keine Nebenbuhlerinnen im ganzen O. Die Umgegend Jedo's iſt die größte und fruchtbarſte Ebene des Kaiſerreichs mit reicher Reisproduction; dagegen iſt die induſtrielle Entwicklung gering und beſchränkt ſich hauptſächlich auf Kunſt- und Luxusfabrikate, namentlich Lack- und Bronzewaaren. Das Geſetz, welches alle Daimios jährlich zu einer ſechsmonatlichen Reſidenz in der Hauptſtadt verpflichtete (während ihre Familien das ganze Jahr Jedo nicht verlaſſen durften), wirkte mächtig zur ſchnellen Entwicklung der Stadt hin. Seit Aufhebung dieſes Geſetzes aber (1866) hat die Einwohnerzahl ſtark abgenommen, ſo daß heutzutage kaum noch 600,000 ſtatt der frühern $1\frac{1}{2}$ Millionen ſich dort finden.

Ein Canal in Jedo.

Südlich von Jedo liegen an der Bai die Städte Kanagawa und Jokohama, beide den Europäern geöffnet und letztere ſogar der Hauptverkehrsplatz mit denſelben und mit günſtigem Hafen. Im Hintergrunde ſteigt der „Berg der Berge“, der in neueſter Zeit oft beſtiegene, 3920 M. hohe Vulcan Fuſi-yama von einer gewaltigen, breiten Unterlage jäh empor, ein vollkommener, oben etwas

abgeſtumpfter Kegel, welcher alle umliegenden Gipfel überragt. Oben liegt ein gewaltiger Krater von 320 M. Tiefe und überblickt man die ganze Kette des 2130 M. hohen Hakoni-Gebirges. (Siehe Rutherford Alcock. The Capital of the Tycoon. A Narrative of a three years' residence in Japan. London 1863. 8°. I. Bd.) Der Fuſi-yama (yama, Berg) iſt indeß nur einer der vier großen Feuerberge Nippons; die drei anderen ſind der Siro-yama, der Aſama-yama und der Yake-yama; letzterer iſt der nördlichſte der Inſel und liegt an der Tſugara-Straße, Yeſſo gegenüber; der gewaltige Aſama-yama behauptet aber eine ziemlich centrale Lage im NW. von Tokio. Mit dem Fuſi bildet er ein herrliches Zwillingspaar, welches den Geographen unwillkürlich an die beiden Bergrieſen Anáhuacs, an den Popocatepetl und Iztaccihuatl erinnert. Im Jahre 1873 iſt der Aſama-yama von dem Franzoſen Hrn. George Bousquet erklommen worden, welcher wahrſcheinlich überhaupt am meiſten vom Inneren Nippons geſehen hat. Sein Weg führte ihn von Tokio durch den Wagi-Toge (Toge-Paß) und den Simonhita-Paß an den Fuß des Vulcans, deſſen Beſteigung überaus beſchwerlich iſt. Der über 3000 M. hohe Aſama-yama trägt an ſeinem Gipfel einen 300 M. im Durchſchnitte haltenden Krater, aus dem beſtändige Rauch- und Dampfwolken in die Lüfte ſteigen. Von dort genießt man auch eine treffliche Ueberſchau über das Land; nach NO. und O. fließen dem Stillen Oceane die Gewäſſer zu, welche zumeiſt den großen Tone-gawa bilden; gegen S. hin entrollt ſich eine 180 Km. lange Bergkette bis zur Halbinſel Atami und neigt ſich in der Nähe des Fuſi-yama gegen O. Alle hier entquellenden Gewäſſer ergießen ſich in die Bai von Jedo. Von hier bis zur W.-Küſte wird Nippon von N. nach S. durch gewaltige Längsketten roſtartig durchzogen. Dieſe Gebirge bilden eine Waſſerſcheide zwiſchen dem pacifiſchen Ocean und dem japaniſchen Meere; letzteres nimmt alle an ihrem N.-Abhange entſpringenden Flüſſe auf. Hr. Bousquet nahm ſeinen Rückweg vom Aſama-yama nicht nach Tokio, ſondern nach dem Hafen- und Handelsorte Nagoya, welcher weit weſtlicher an der pacifiſchen Küſte liegt. Um dahin zu gelangen, mußte er alle dieſe Bergketten überſchreiten und das mühſelige Defile Wada-Toge paſſiren, wo jegliche Vegetation aufhört. Er befand ſich hier in der japaniſchen Schweiz, in welcher die romantiſchen Geſtade des kleinen warmen Suiva-See's (900 M. Meereshöhe) abwechſeln mit den grauſigſten Engpäſſen, wie jenem von Schivodſchiri und Torii-Toge, und Thälern, welche der Kiſogawa durchbrauſt. Ueber Oi durch eine monotone Sandhügellandſchaft im Gebiete Owari, wo das blaue Porcellan, das gemeinſte in Japan, erzeugt wird, gelangt man endlich nach Nagoya, einer Stadt von tödtlicher Regelmäßigkeit mit 200,000 Einwohnern, welche nach Jedo, Ohoſaka und Kio-to die viertgrößte Stadt Nippons, wegen ihres ſchlechten Hafens aber im Sinken begriffen iſt.

Die intereſſanteſte Stadt des Inneren iſt unſtreitig Kio-to oder Mijako und dahin führen von Jedo zwei Hauptſtraßen: der „Tokaido“, welcher längs der S.-Küſte der Inſel hinzieht, und der „Toſando“ oder „Nakaſendo“, die durch die Mitte Nippons führende Bergſtraße, welche Hr. Bousquet zum Theil ſchon bisher benützt hatte. Nun zog er von Nagoya aus durch eine Reihe von Orten, die alle mehr oder minder befeſtigt ſind, zum mindeſten ein „Siro“ (Schloß) haben, nach dem maleriſchen großen Biwa-See, aus dem ein ſchöner klarer Strom nach dem Meere abfließt. Seinen Namen hat der 110 Km. lange und 45 Km. breite See von ſeiner Geſtalt, welche der zweiſaitigen Guitarre der Japaner ähnelt; er iſt allerſeits von Bergen umrahmt und beſitzt mehrere Ortſchaften, darunter das ſehr alte Otſu mit ſeinen zahlreichen „Kurayaski“ (palaſtartigen Kaufläden) an ſeinen Ufern. Der Tokaido führt von hier nach dem heiligen Kio-to, dem japaniſchen Athen. Kio-to, jetzt Mijako genannt, liegt in einer von niedrigen Hügeln umkränzten Ebene, welche der Kamogawa-Bach bewäſſert, und enthält 63,217 Häuſer, 95 ſintoiſtiſche und 945 buddhiſtiſche Tempel, wovon zwei beſonders ausgezeichnet ſind; der eine birgt nach Angabe der Japaner 333,333 Götzenbilder, der andere den berühmten Coloß des Buddha mit der Lotosblume, worauf er ſitzt. Die Bevölkerung wird zu 238,663 Köpfen angegeben. Die Japaner betrachten dieſe alte Hauptſtadt als eine Art Athen, da Sai-Kio oder Kio-to ſeit Alters der Mittelpunkt der nationalen Gelehrſamkeit iſt und der hier geſprochene Dialect als das claſſiſche Japaniſche gilt. In der That iſt Mijako der Sitz der Buchdruckereien und ein Brennpunkt der japaniſchen Literatur; auch wimmelt es von Pilgern und

Wallfahrern. Die Hauptproductionszweige ſind die Porcellan- und Bronzemanufactur. Kio-to galt lange als ein für Fremde unnahbares Heiligthum und iſt erſt in den letzten Jahren von einigen Europäern beſucht worden. Die Weiterreiſe brachte Hrn. Bousquet auf dem Yodogawa, den er in einem großen „Yane-fune“ (gedecktem Boot) befuhr, hinab an die Meeresküſte nach Ohoſaka, dem japaniſchen Venedig. Ohoſaka iſt wirklich die Königin der japaniſchen Städte, nach allen Richtungen von Canälen durchſchnitten, über welche 3500 Brückchen in Eſelsrückenform den Verkehr vermitteln; man lebt dort mehr auf dem Waſſer als am feſten Lande, und Alles zeugt von großer Sauberkeit und Bequemlichkeit. Seit der Eröffnung mehrerer Häfen für den Fremdenverkehr hat Ohoſaka übrigens ſehr an Reichthum und Bedeutung verloren, da ſich der ganze Handel des Landes mehr und mehr in Jedo und Jokohama concentrirt. Ohoſaka hat eine Bevölkerung von 272,000 Menſchen. An der nämlichen Bucht des japaniſchen Binnenmeeres, welche die Inſel Awadſi ſozuſagen ſchließt, liegen noch die Orte Kobe und Hiogo, welche eigentlich ein Ganzes bilden. (Bousquet. Un voyage dans l'intérieur du Japon, in der: Revue des deux mondes vom 15. Januar 1874, S. 278—306.) Sechs Stunden von Hiogo liegt der merkwürdige Badeort Arima, ein Städtchen von 343 Häuſern mit 1450 Einwohnern, in einer Bergſchlucht verſteckt. Die Temperatur des Waſſers iſt 106° Fahr. (= 41° Celſ.) und trotz dieſes hohen Wärmegrades bleiben die japaniſchen Badegäſte zweimal täglich mehr als eine halbe Stunde im Waſſer, welches aus dem mit glatten Steinen belegten Boden in vier mächtigen Sprudeln an verſchiedenen Stellen hervorquillt. (Mitth. der deutſchen Geſellſchaft für Natur- und Völkerkunde Oſtaſiens. Jokohama. Jan. 1874. IV. Heft.)

Gemüſeverkäufer.

Wenn man eine Karte Japans zur Hand nehmen will, ſo wird man finden, daß im S. des Archipels die drei großen Inſeln Nippon, Kiuſiu und Sikok'ſ ſich mit ihren Hörnern faſt berühren, ſo daß ſie nur durch drei enge Sunde von einander getrennt werden. Nur in der hohlen Mitte bleibt ein geräumiges Becken, ein Mittelmeer, das Suwo Nada, offen, das ſich gegen W. in eine Reihe von Golfen verlängert, wovon der eine Ohoſaka beſpült. An der

Meerenge, welche die W.-Mündung dieses Binnenmeeres bildet, liegt noch auf Nippon die Stadt Simonoseki, ihr gegenüber Kokura auf Kiusiu. Die Berge auf Kiusiu sind Sandsteinformationen und sandig ist auch alles Ackerland der Insel, was nicht hindert, daß auch Kiusiu reich an malerischen Naturschönheiten sei. In besonders reichem Maße sind letztere angehäuft an der fjordartig ausgezackten S.-Küste, an welcher die Stadt Nagasaki mit 70,000—80,000 Einwohnern liegt, der älteste unter den für Europäer geöffneten Häfen, jetzt aber immer mehr verödend.

§. 11. Die Halbinsel Korea.

Westlich von Japan und diesem gegenüber liegt die in jeder Hinsicht als ein selbständiges Glied Asiens zu betrachtende Halbinsel Korea, verderbt aus dem einheimischen Namen Keirin oder Tsjo Sjön. Sie hat die Richtung von NW. nach SO. und reicht von 34° 40′ bis 42° 30′ n. Br. und 125° bis 129° ö. L. v. Gr. Die O.-Seite wird vom Japanischen, die W.-Seite vom Gelben Meere und der Korea-Bai bespült. Im N. bilden die Ströme Yalu und Tumen die Grenze gegen die chinesische und russische Mandschurei. Der Flächenraum, abgesehen von den vielen kleinen Inseln an den S.- und W.-Küsten, wird auf 205,000 □Km. geschätzt, ist also etwa dreimal so groß wie Schottland. Das Land ist gebirgig und selbst in der Küstenregion erheben sich Gipfel bis zu 2400 M. Meereshöhe. Die Thäler sollen fruchtbar und die Berge stellenweise bis hinauf mit dichten Waldungen bedeckt sein. So berichtet der Reisende Rev. Alexander Williamson (Journeys in North-China. London 1870. 8°. II. Bd. S. 295). Das ein Königreich bildende Land ist in acht „Taos" oder Provinzen getheilt.

Unter allen Staaten der Gegenwart behauptet Korea eine Abgeschlossenheit und Isolirung, die den schärfsten Contrast bildet zu dem merkwürdigen Umschwung der Ansichten, der sich seit wenigen Jahren in dem benachbarten Japan vollzogen hat. Selbst China hat vor den europäischen Bestrebungen sein Inneres großentheils erschließen müssen, nur Korea, das zum blumigen Reiche der Mitte sogar in tributarem Verhältnisse steht, hat es verstanden, sich nicht nur gegen den Einfluß europäischer Berührungen, sondern sogar gegen den seiner allernächsten Nachbarn, der Chinesen und Japaner, hermetisch abzuschließen, so daß wir von Korea kaum viel mehr wissen, als von manchen Theilen Inner-Afrika's. (Edinburgh Review vom Oktober 1872, Nr. 278, S. 300.) In der Gebirgseinöde des N. erhebt sich der Bergriese Peh-tau-Schen, der „Berg mit dem weißen Haupt", als Landmarke auf der Grenze gegen die Mandschurei; seine Höhe schätzen die chinesischen Geographen auf 20 „Li" oder etwa 12,000 M. (Bulletin de la Soc. de géograph.

de Paris 1865. II. Bd. S. 345.) Auf den westlichen und östlichen Abhängen entspringen die obgenannten Ströme Yalu und Tumen; der nach O. abfließende Tumen bildet heute die Grenze gegen den gefürchteten russischen Nachbar, während der Yalu durch eine weite, öde, nur von Tigern und Pelzthieren bewohnte Waldregion nach W. zieht und sich nach einem angeblich 215 „Li" langen Laufe in die Korea-Bai des Gelben Meeres ergießt. Im Inneren des Landes liegen, so sagt man, 33 Städte ersten, 28 zweiten und 70 Städte dritten Ranges. (A. a. O. S. 345—346.) Im Inneren des Landes ist der Han-kang der wichtigste Strom; er fließt durch die Provinz King-ki von O. nach W. und bildet ein ausgedehntes Delta, in welchem sehr viele felsige und bewaldete Inseln zerstreut liegen; es ist dies der Archipel des kaiserlichen Prinzen. Am Han-kang liegt die Reichshauptstadt Seul (auch Kjong). Uebereinstimmend wird Korea als durchaus gebirgig, wenn auch von zahlreichen Flußthälern durchfurcht, beschrieben; übereinstimmend melden auch alle Quellen von der Armuth des Landes, dem Darniederliegen von Ackerbau und Handel, den einfachen Sitten der Bewohner. Die Bevölkerung dürfte 9 Millionen kaum übersteigen; eine Zählung von 1793 hat 7,342,341 Köpfe ergeben. Die Bevölkerung erscheint, wie sich dies in einem so gebirgigen Lande von selbst versteht, sehr ungleich vertheilt; in den großen Thälern, namentlich an der W.-Seite, ist sie sehr dicht, im O. weit dünner und im N. spärlich; hier aber nicht etwa, weil Klima und Boden ungünstig wären, was keineswegs der Fall ist, sondern weil die Regierung dort eine künstliche Wüstenei schuf, um die kriegerischen Mandschu fern zu halten, und zu diesem Behufe vier Städte und viele Dörfer schleifen ließ. Auf Petermanns Karte ist deßhalb zwischen Korea und Schinking oder Liao-tong ein sehr ansehnlicher, breiter Streifen neutralen, unbewohnten Gebietes verzeichnet. Das Klima ist gesund, im N. sehr streng, wie jenes der Mandschurei, gegen S. sich jenem Japans nähernd; im Winter gibt es aber Schnee und Eis selbst in den südlichsten Landestheilen. Von drei Seiten vom Meere umflossen, sind die Niederschläge natürlich sehr häufig, daher der Pflanzenwuchs üppig, und die Küsten bieten reizende Scenerien dar. (Edinburgh Review. A. a. O. S. 307—308.)

Die Koreaner gehören nach Friedrich Müller zum ural-altaischen Zweige der hochasiatischen (mongolischen) Race und sind ein Mischvolk, nämlich einerseits Nachkommen der in der Geschichte Hochasiens wiederholt auftretenden Sien-pis, die in der nordöstlichen Mongolei ihre Heimath gehabt haben, aber als besondere Nation längst verschwunden sind, andererseits der im S. Korea's ansässigen San-han. Ihre Nationalität und Sprache erhielten sie von dem im zweiten Jahrhundert v. Chr. vom N. her eingedrungenen Eroberervolk der Kas-li, welches die ganze Halbinsel unter seine Herrschaft brachte. (Fr. Müller. Allgemeine Ethnographie. Wien 1873. 8°. S. 355.) Das Aeußere der Koreaner gleicht mehr den Japanern als den Chinesen, läßt aber jedenfalls den mongolischen Typus in scharfer Ausprägung hervortreten. Die abgerundeten Jochbeine springen stark vor, die Nase ist am Stege eingedrückt, die Nasenflügel sind breit, die Augen unabänderlich schwarz und schräg nach innen geschlitzt; der Wuchs ist schlank und kräftig, wahrscheinlich auch größer als durchschnittlich bei den Nachbarvölkern. (Edinburgh Review. A. a. O. S. 309 und Globus XXIV. S. 131.)

Hauptnahrungsmittel ist eine mindere Sorte Reis, dann Weizen, Gerste, Hirse und Mais, der sehr viel gebaut wird. Kohl und Rüben, eingesalzen, werden fast täglich genossen, ebenso an den Küsten Fische; Wohlhabende schlachten Ochsen und

Schweine, Aermere verschmähen auch das Fleisch von Pferden und Hunden nicht, welche letztere bekanntlich auch von den pantophagen Chinesen gerne verzehrt werden. Tabak baut man zwar, die feineren Qualitäten aber werden aus China eingeführt. Aepfel, Nüsse, Birnen, Aprikosen, Granatäpfel, Pflaumen gedeihen im Lande. Wichtiger als die Baumwollencultur ist der Anbau der verschiedenen Hanfvarietäten, aus denen grobe, starke Hanfleinwand für die Kleidung der unteren Volksclassen bereitet wird; die Edelleute und Beamten tragen Gewänder von Seide, die in geringer Menge im Lande selbst gewonnen wird. Im Uebrigen besitzt Korea nur zwei Ausfuhrwaaren, welche von chinesischen Händlern auf halbem Schmugglerwege geholt oder vom Gefolge der alljährlich nach Peking wandernden Gesellschaft verkauft, außerdem aber auch auf den Jahrmarkt gebracht werden, der mit Erlaubniß der Regierung an der Grenze abgehalten wird. Diese zwei Artikel sind Papier und Ginseng. Letzterer (Panax Ginseng) wird unter Schutzdächern von Fichtenrinde aus Samen gezogen; die Wurzeln der Pflanze sind erst nach fünf Jahren zu verwenden, dann werden sie gesammelt und an der Sonne getrocknet. Der koreanische Ginseng wird von den Chinesen bei weitem nicht so hoch geschätzt als der, den die Wälder am Amur und Ussuri liefern, aber doch immerhin mit 60 bis 80 Mk. das halbe Kilo bezahlt. Das koreanische Papier wird aus Baumwolle und der inneren Rinde einer Maulbeerart verfertigt, ist, gleich dem japanischen, sehr stark und wird sehr verschiedenartig verwendet. Der Mineralreichthum der Halbinsel ist sehr groß; es gibt Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Blei und Kohle, doch hat sich die Regierung das Recht der Ausbeutung vorbehalten. Die Koreaner verstehen die Metallbearbeitung gerade so gut wie die Japaner und entwickeln mitunter einen feinen, künstlerischen Geschmack. Die Schifffahrt befindet sich dagegen bei ihnen auf tiefer Stufe; auf den Flüssen haben sie Boote mit flachem Boden, an der Küste kleine Dschunken. Die Lebensweise des Volkes ist, von den Hofkreisen abgesehen, überaus einfach; nicht einmal der Thee ist bis zu ihm gedrungen. Der gewöhnliche Mann trinkt einen Absud von Reis oder Hirse, der Reiche dann und wann als Luxus eine Abkochung von Ginseng; ein schlechter, aus verschiedenen Getreidearten destillirter Branntwein, der stark zu Kopfe geht, wird nur mäßig getrunken. Zucker kommt nur in Apotheken vor, zum Versüßen gebraucht man Honig. Die Kleidung der Volksmassen besteht aus einem langen, weiten Beinkleide, welches bis auf die Knöchel herabgeht, dann aus einem einfachen weiten Kittel, den ein Gürtel zusammenhält. Die höheren Classen tragen über einem baumwollenen Oberkleide und weiten Baumwoll-Beinkleidern häufig einen bis unter

Koreaner.

die Kniee reichenden Ueberwurf aus feiner Seidengaze, vorne mit Knöpfen versehen und öfters blaßblau gefärbt. Im Winter ist Pelzwerk und wattirte Kleidung üblich. Die Fußbekleidung besteht aus Stroh- oder Zwirnsandalen, welche vorne einen nach oben gerichteten Schnabel haben. Die verheiratheten Männer befestigen das zusammengewundene Haar oben auf dem Kopfe mittelst sehr feiner Bambusstäbchen und setzen einen ebenfalls aus Bambu geflochtenen Hut von eigenthümlicher Form auf, in welchen der Kopf nicht hineingeht: er sitzt nur fest, weil man ein daran genähtes Band unter dem Kinn befestigt. Die Frauen, welche ihre Füße nicht verstümmeln wie in China, theilen das Haar am Hinterhaupte ab und tragen dasselbe in zwei Flechten um dem Kopf herumgelegt. Außerordentlich beschränkt ist unsere Kenntniß von den Staatseinrichtungen und den Details der Landesverwaltung Korea's. Wir wissen jedoch, daß es, nach dem Vorbilde China's, eine absolute Monarchie ist, unter dem Könige aber es privilegirte Classen und einen Erbadel gibt, der in China nicht existirt. Unter den Edelleuten haben sich verschiedene Parteien gebildet, auf welche der despotische Monarch Rücksicht nehmen muß. Die Krone ist erblich, aber die Nachfolge mehr als ein Mal bestritten worden, und dann spielen die Edelleute eine wichtige Rolle. Die Verwaltungsbeamten sollen in der Regel ihre Stellen nur nach gut bestandener Prüfung erhalten, ganz so wie in China, doch gelangen sie wohl mitunter auch durch Kauf oder durch die Gunst des Königs dazu. Sie haben unbeschränkte Macht und Gewalt über Leben und Eigenthum des Volkes, die Strafen sind barbarisch und Bambushiebe an der Tagesordnung, selbst wegen der geringsten Vergehen. Jeder Koreaner ist zum Kriegsdienste verpflichtet; ein stehendes Heer gibt es aber nicht und kann man als eigentliche Soldaten nur die Leibwache des Königs betrachten. Disciplin und Tactik sind selbstredend unbekannte Dinge. Die Landleute jedes Districts, welche ohnehin Frohnarbeiten für die Regierung verrichten müssen, werden zu gewissen Zeiten nach der Kreisstadt entboten, wo sie als Bewaffnete und als Polizei Dienste thun. In diesem Falle tragen sie nicht den gewöhnlichen Bambushut, sondern darüber eine abgerundete Kopfbedeckung. Ihre Waffen sind Speere, Bogen und Luntenflinten; doch werden in der Hauptstadt auch sonst recht gute Gewehre erzeugt; die Garde trägt Helm und Panzer. Im Kriege bedienen sie sich mitunter langer Ueberröcke, die so dick mit Baumwolle wattirt sind, daß kein Säbelhieb und keine Musketenkugel hindurchdringt, wohl aber eine Kugel aus gezogenem Laufe. Diese Bekleidung ist jedoch so schwer — der Helm allein wiegt 10 Kilo —, daß sie die Mannschaft an freier und rascher Bewegung hindert. Wie so Manches erinnern auch die religiösen Verhältnisse an China. Im Volke ist der Buddhismus, sowie die Lehre des Lao-tse, der Tao, verbreitet; die höheren Classen begnügen sich mit den Morallehren des Con-fu-tse. Die Sprache Korea's ist eine mehrsylbige Stammsprache und steht zum Japanischen und den ural-altaischen Idiomen in einem entfernten Verwandschaftsverhältnisse. Nach dem französischen Gelehrten **Léon de Rosny** (Aperçu de la langue Coréenne, im: Journal asiatique 1864, S. 287—325) weicht das Koreanische dadurch vom Chinesischen ab, daß es 27 wirkliche Buchstaben besitzt. Indeß steht das einheimische Alphabet in geringer Achtung und wird meist nur von Weibern und Kindern benützt, während alle Gebildeten die chinesischen Schriftzeichen kennen. Indem diese, gleich unseren arabischen Zahlzeichen, eine ganz bestimmte Bedeutung haben, weiß der Annamit, der Japaner, der Koreaner, welcher sie sich einprägt, was sie bedeuten, und so ist vermittelst derselben, obwohl die Sprachen dieser Völker sehr verschieden von einander sind, eine Verständigung möglich; z. B. das Schriftzeichen für Mensch wird im Chinesischen jen ausgesprochen, im Koreanischen saram, aber das Schriftzeichen vermittelt dem Koreaner wie dem Chinesen denselben Begriff: Mensch.

Digitized by Google

§. 12. China.

Unter dem von uns ſtets unrichtig geſchriebenen und ausgeſprochenen Namen China, der richtig Schina oder Tſchina lautet, verſtehen wir meiſt im weiteren Sinne das chineſiſche Reich, welches ſich über Gebiete erſtreckt, deren Natur und Bewohner mit jenen des eigentlichen China nichts gemein haben. In dieſer Ausdehnung kommt das „Reich der blumigen Mitte“, wie die Chineſen ihr Land nennen, an Flächeninhalt Europa gleich, und was die Bevölkerungsziffer anbelangt, die zwar mit Sicherheit ſich nicht angeben läßt, ſo dürfte ſie auch kaum hinter jener unſeres Welttheiles zurückſtehen. Allerdings iſt man von den hohen Schätzungen, welche dem chineſiſchen Reiche 500 Millionen Menſchen verliehen, längſt zurückgekommen; heute ſpricht man nur noch von 400 Millionen, aber ſelbſt das halten Viele noch für zu hoch

Die Goldene Inſel im Yang tſe kiang.

Digitized by Google

gegriffen und es kann leicht dahin kommen, daß sich 300 Millionen als die richtige Schätzung herausstellen. Wie immer aber diese Ziffer sich gestalten möge, sie vertheilt sich auf sehr verschiedene Volkselemente, welche im Laufe der Geschichte den Chinesen unterworfen und ihrer Gesittung dienstpflichtig gemacht worden sind. Gleichwohl herrscht gegenwärtig seit 1640 in China eine tatarische Dynastie aus der Mandschurei. Das eigentliche China bildet nur etwas mehr als ein Drittel des Gesammtreiches, und seine Bevölkerung stellt natürlich auch nur einen, wenn auch sicherlich den numerisch ansehnlichsten Bruchtheil der oben erwähnten Volkszahl dar. Es ist gewiß eines der am dichtesten bevölkerten Länder der Erde, ja man kann sagen, daß es geradezu an Uebervölkerung leide. Seiner geographischen Lage nach ist dieses eigentliche China das Land am Großen Ocean, den wir hier das chinesische Meer nennen, zwischen den Grenzen von Korea und jenen des hinterindischen Reiches Annam. Im N. liegt die Mandschurei und weiter nach W. hin die Mongolei, beide den Chinesen unterthänig, im W. endlich thürmen sich die Plateaux Hochasiens, O.-Turkestan und Tibet empor, welch letzteres bis an den N.-Fuß der gewaltigen Himalaya-Kette reicht. Die Reichsautorität in allen diesen Ländern ist durchwegs eine sehr lose, mitunter nur nominelle; zu einer durchgebildeten Verwaltung hat sich das Reich blos im eigentlichen China erhoben.

Das chinesische Reich ist noch immer nach patriarchalischen Formen regiert. Der Kaiser, genannt „Ta-Ruang-ti" oder „der große Kaiser", wird als Vater des Volkes betrachtet, mit beschränkter Gewalt über dasselbe. Des Kaiserreiches Fundamentalgesetze sind in den vier ersten Büchern des Con-fu-tse enthalten und basiren auf dem Grundsatze, daß der Staat nach denselben Normen regiert werden müsse, welche für die Leitung einer Familie gelten. Der officielle Name des regierenden Kaisers ist „Ki-tsiang", was „Hohes Wohlergehen" bedeutet; häufiger nennt man ihn „Tung-Chi". Der Herrscher ist gleichzeitig das Haupt der Regierung und des Cultus im Staate. Die Staatsreligion, die von Con-fu-tse, ihrem großen Lehrer, den Namen hat, besitzt keine Hierarchie und keinen eigenen Cultus, sondern blos wenige symbolische Functionen, die zu Neujahr vom Kaiser und den Vicekönigen celebrirt werden. Mit dieser geringen Ausnahme schreibt die Religion nichts Anderes vor, als Studium und Betrachtungen der moralischen Principien des Confu-tse und Lao-tse. Die andern in China blühenden Culte, unter denen Buddhismus und Brahmanismus vorherrschen, werden begünstigt, weil sie für des Volkes Erziehung nützlich sind; sie sind jedoch von der Classe der Gelehrten, Indifferentisten und Materialisten mißachtet. Im S. des Reiches leben eingeborne Muhammedaner und Christen, ja ganze christliche Gemeinden sind überall im Innern zerstreut. Die Schulen, ganz und gar Laienschulen, erfreuen sich einer außerordentlichen Entwicklung. Es ist daher selten Jemand zu begegnen, der nicht seinen eigenen Dialect zu lesen und zu schreiben im Stande wäre, während blos die Gelehrten der Mandarinensprache in Wort und Schrift mächtig sind, zu deren Studium sie oft das ganze Leben verwenden. Jährlich werden in den Hauptstädten der Provinzen wissenschaftliche Examen für die ersten zwei Grade der Gelehrsamkeit abgehalten; die Prüfungen für die höheren zwei Grade finden ausschließlich in der Reichshauptstadt Peking statt. Die höchste Stufe des Wissens erreicht man mit der Kenntniß von mehr als 100,000 Schriftzeichen, während jede niedrigere

Digitized by Google

Stufe entſprechend weniger mnemoniſche Anſtrengungen erheiſcht. Wenige und ſelten ſind diejenigen, welche ſo jung zum höchſten Grade der Gelehrſamkeit gelangen, daß ſie ſich auch der Phyſik und den Naturwiſſenſchaften widmen können; die meiſten beſchränken ſich darauf, uralte Sentenzen dieſer Wiſſenſchaften und die Regeln zu deren praktiſchen Anwendung — auswendig zu lernen. Jeder Grad hat das Recht, einen beſonderen, ihn auszeichnenden Knopf am Hute zu tragen. Die öffentlichen Aemter ſollen an die verſchiedenen Gelehrtengrade nach dem Maße ihrer Wichtigkeit vergeben werden. Die Verwaltung des Reiches iſt in erſter Linie einem hohen vertrauten Rathe von vier Mitgliedern anvertraut, von denen zwei der katariſchen, zwei der chineſiſchen Nation angehören. An den Sitzungen dieſes Rathes nehmen zwei Repräſentanten des „Kanlin“ oder des großen Collegiums Theil, welche die Pflicht haben, darüber zu wachen, daß keinerlei Verfügungen getroffen werden, die mit den in den heiligen Büchern des Con-fu-tſe enthaltenen Fundamentalgeſetzen im Widerſpruche ſtehen. Die Mitglieder des Rathes und deren Gehilfen werden „Ta-hyo-ſi“ oder Miniſter des Staates genannt und leiten die „Le-poo“, Regierungsämter oder Miniſterien. Deren ſind folgende: 1) Das Miniſterium der Civilbeamten, welches über das Verhalten dieſer Staatsbedienſteten und über die ihnen anvertraute Adminiſtration zu wachen hat. 2) Das Miniſterium der Finanzen, welches das Vermögen des Staates verwaltet. 3) Das Miniſterium der Gebräuche und Ceremonien; es hat darüber zu wachen, daß die nationalen Geſetze und Sitten vom Volke beobachtet werden. 4) Das Kriegsminiſterium. 5) Das Miniſterium der öffentlichen Arbeiten. 6) Das hohe Militärgericht. Unabhängig von dieſen Miniſterien und theoretiſch über ihnen ſtehend iſt das „Tuche-yivem“ oder das Amt der öffentlichen Cenſoren. Es beſteht aus 40 bis 50 Mitgliedern unter zwei Präſidenten, deren einer Tatar, der andere Chineſe iſt. Nach altherkömmlicher Sitte iſt jedem Gliede dieſes Rathes das Recht eingeräumt, den Kaiſer direct auf alles Tadelnswerthe im Staate aufmerkſam zu machen. Bei den Berathungen in den verſchiedenen Miniſterien iſt immer einer dieſer Cenſoren anweſend, jedoch nicht zur Stimmenabgabe berechtigt; andere bereiſen die verſchiedenen Provinzen des Kaiſerreiches und prüfen die Geſchäftsführung der Statthalter. Ueber die Totaleinnahme des Reiches fehlen genaue Auskünfte, wir wiſſen nur, daß die Zolleinnahmen mehr der Ausfuhr als der Einfuhr zu verdanken ſind.

Erſter Mandarin.

Die militäriſchen Kräfte des Landes umfaſſen zwei getrennte Gruppen, deren eine aus denjenigen Truppen beſteht, die der Nationalität der jetzt regierenden tatariſchen Dynaſtie angehören, die zweite aus den Truppen der chineſiſchen und anderen Stämme. Die erſte Gruppe, die Hauptmacht, auf welche die Dynaſtie ſich ſtützt, iſt in acht Fahnen eingetheilt und hält die vorzüglichſten Städte des Landes in Feſtungen oder dominirenden, mit Mauern und Werken umgebenen Poſitionen beſetzt. Obwohl kriegeriſchen Sinnes, iſt ſie wegen mangelhafter Bewaffnung und Inſtruction doch als werthlos zu betrachten. In jüngſter Zeit ſind indeß mit Hilfe engliſcher Inſtructoren, beſonders im Artilleriewesen, namhafte Fortſchritte erzielt worden. Die Gruppe der Soldaten chineſiſcher Natio-

> nalität zählt 600,000 Mann, die im ganzen Reiche vertheilt ſind, in ihren Häuſern leben, durch eigene Arbeit für ihren Unterhalt ſorgen und ſich blos von Zeit zu Zeit in beſonderen Fällen in den Hauptſtädten ihrer Provinz unter ihren Befehlshabern verſammeln. China iſt nach jeder Richtung von 2000 kaiſerlichen Straßen durchſchnitten, die zuſammengehalten mit der großen Anzahl von Flüſſen und dem weiten Netze verbindender Canäle das Land zu der an Verkehrsmitteln reichſten Region der Erde machen. Leider aber wurde verſäumt, ſowohl Straßen als Canäle in gutem Zuſtande zu erhalten und vor dem Einfluſſe der Zeit und des Unwetters zu ſchützen, daher ſie gegenwärtig theilweiſe unbenützbar ſind. Die bevölkertſten Theile des Reiches eignen ſich ausnahmslos ganz vorzüglich zur Anlage von Eiſenbahnen, die mit geringen Koſten hergeſtellt werden könnten und reiche Intereſſen abwerfen würden. Aus der Uebervölkerung des Landes ſind die Schwierigkeiten erklärlich, die deſſen Bewohnern bei ihrer Ernährung begegnen. Die chineſiſche Race, ebenſo arbeitſam als gierig nach Gewinnſt, verſäumt nichts, um durch Agricultur oder Induſtrie alle vorhandenen Producte des Landes und der See zu gewinnen; deſſenungeachtet verurſachen Ueberſchwemmungen, ſchlechte Ernten, innere Kämpfe zwiſchen Provinz und Provinz und ſelbſt zwiſchen Dorf und Dorf häufig die ſchrecklichſten Theuerungen, die das Land durch Hunger verwüſten und jedes Geſetz zum Schutze des Eigenthums vernichten. Eine nicht geringere Geißel als dieſe öftere Hungersnoth iſt die maßlos ſchlechte Verwaltung, der das Kaiſerreich gegenwärtig zur Beute geworden. Die öffentlichen Beamten haben unter der jetzigen Dynaſtie den höchſten Grad der Corruption erreicht. Unter einem deſpotiſch-demokratiſchen Regime, wo einzig Wiſſen und perſönliches Verdienſt geſetzlich ausgezeichnet werden, kann allgemeine Moralität allein die Achtung vor dem Geſetze und der Gerechtigkeit ſichern. Aber Wiſſen, Verdienſt und Moral begannen an Macht zu verlieren, ſobald die Corruption der Familie auf den Staat überging, und bei der patriarchaliſchen Regierungsform, die der Autorität keinen andern Zügel anlegt, als die Pflicht, väterlich liebend zu ſein, mußte der Mangel an Moralität in den Regierenden die unglücklichſten Folgen haben und ſie zur Beute feiler Beſtechlichkeit machen. Die Gerechtigkeit und jedes öffentliche Amt werden licitando verkauft, und jene politiſch-gelehrten Inſtitutionen, die, von Ferne betrachtet, die Bewunderung derjenigen erregen, welche enthuſiaſtiſch an die hohen Theorien der, blos durch Intelligenz und Moral eingeſchränkten Freiheit und Gleichheit glauben, erzeugten hier die erniedrigendſte Tyrannei, die jemals ein Volk zu Grunde gerichtet. Während die einzige Sorge des Mandarinen niedrigen Ranges dahin geht, in kürzeſter Zeit die Geldſchuld zu tilgen, welche er bei jenen höheren Ranges contrahirte, um den eigenen Poſten zu erlangen, und dann neuerdings Reichthümer zu erwerben, um eine höhere Stufe zu erreichen, iſt jeder Mandarin wieder von zahlreichen, der Hefe des Volkes entſtammenden Satelliten umgeben, die als Soldaten, Polizeiagenten und Henker dienen. Ebenſo ſittenlos als gewaltthätig verbringen dieſe Prätorianer ihre Zeit mit Spiel und Opiumrauchen, und ziehen ihre Laſter groß durch die Früchte verhaßten Raubes. So iſt die hohe Macht der Vicekönige gänzlich in den Händen dieſer Camarillæ, die ſich derart eingeniſtet und feſtgeſetzt hat, daß ſie in einem Netze von Schmutz, Unmoralität und Unglück die ganze Geſellſchaft China's gefangen hält. (G. Lovera in der: Rivista marittima 1872.)

Die Ehrlichkeit gebietet zu ſagen, daß wir vom Inneren China's, trotz der ſehr verdienſtvollen Reiſen eines Baron Richthofen, Armand David, Margary, Elias Ney u. A., noch nicht ſehr viel mehr wiſſen, als von jenem Japans. Dem Verkehre mit den Europäern ſind blos einige Plätze im O., vorwiegend Hafenſtädte, geöffnet; es ſind dieſe „Vertragsorte": Niu-tſchiang, die Reichshauptſtadt Peking, Tien-tſin, Teng-tſcheu, Tſchi-fu, Tſching-kiang, Kieu-kiang, Hankhau, dieſe drei am Yang tſe kiang, Schanghai, Ning-pho, Fu-tſcheu, Hiamen (Amoy), Scha-teu (Swatow) und Can-

Digitized by Google

ton; auf der dem Feſtlande gegenüberliegenden großen Inſel Formoſa liegen die Vertragshäfen Ke-lung, Tanſchui und Thaiwan, auf dem Eilande Hainan die Stadt Khiung-tſcheu. Nach dem Vertrage zwiſchen England und China vom 12. September 1876 ſollen im Laufe des Jahres 1877 wiederum ſechs chineſiſche Häfen dem auswärtigen Handel eröffnet werden, nämlich Scha-ſi, Ta-tung, Wuhu und I-tſchang am Yang tſe kiang, Wen-tſcheu und Pei-hai oder Pakhoi an der Meeresküſte. Außerdem werden am Yang tſe kiang noch ſechs Halteſtellen errichtet, wo Dampfer anlegen und Waaren und Paſſagiere aus- und eingeſchifft werden können. Zwei ſehr wichtige Küſtenplätze, jeder auf einer kleinen Inſel im ſüdlichen China gelegen, Hongkong und Macao, befinden ſich in den Händen der Europäer, erſteres in jenen der Engländer, letzteres der Portugieſen. Sehen wir von einigen Reiſen der Neuzeit ab, ſo haben wir blos durch einige dieſer Küſtenplätze und den Muth unerſchrockener Miſſionäre von dem Inneren China's Kunde erhalten.

Dſchunke.

Digitized by Google

Das eigentliche China iſt ſeiner Oberfläche nach theils Gebirgs-, theils Tiefland und durch ſeinen Waſſerreichthum, mildes Klima und die reiche Abwechslung der Landſchaften einer der geſegnetſten Erdſtriche. Das Gebirgsland nimmt den W. ein, bildet ſeinen Hauptſtock im Tſing-Ling und geht im S. in das Alpenland von Yün-nan über. Nach W. hin ſteht letzteres mit den Ausläufern des Himalaya, erſteres durch den Nan-ſchan mit dem Kün-lün in Verbindung, welche beide Bergketten als nördliche Abgrenzung des tibetaniſchen Hochlandes gelten können. Am O.-Ende des Nan-ſchan hebt die berühmte „große Mauer“ an, welche den ganzen N. des eigentlichen China als Schutzwall gegen die Einbrüche nordiſcher Barbaren umzieht, jetzt aber ſchon in ziemlichen Verfall gerathen iſt. Einzelne Höhenzüge führen noch beſondere Namen; über ihr Streichen ſind wir aber noch zu wenig orientirt, um ein vollſtändiges Syſtem der chineſiſchen Orographie aufſtellen zu können. Ueber manche dunklen Punkte bringen die kürzlich zur Veröffentlichung gelangten Forſchungen des Freiherrn Ferdinand von Richthofen näheren Aufſchluß. Von dem hochaſiatiſchen Plateau, deſſen öſtliche Abſenkungen die gedachten Gebirge bezeichnen, ſteigen zwei gewaltige Waſſeradern zu Thal, der Hoangho oder gelbe und der Yang tſe kiang oder blaue Fluß, zwei Doppelſtröme, welche in ihrem Laufe lebhaft an den Syr- und Amu-Derja Centralaſiens und den Euphrat und Tigris Meſopotamiens gemahnen. Wie letztere zwei umſchließen auch ſie ein chineſiſches Meſopotamien, und dieſes ihr unteres Gebiet iſt zugleich das fruchtbare chineſiſche Tiefland, die Wiege des Reiches. Der nördlichere der beiden, der Hoangho, gleich einem liegenden S (∾) gewunden, ergießt ſich in den Golf von Petſchili; der Yang tſe kiang, deſſen ſüdlicher gelegene Mündung ſo breit iſt, daß man von ihrem einen Ufer das andere nicht erkennen kann, iſt nach dem Amazonas und Miſſiſſippi der größte, längſte Strom der Erde und für China die wichtigſte Handelsſtraße, die tief in's Innere hinein den Verkehr vermittelt. Neben dieſen beiden verdient nur noch der Si-kiang Erwähnung, welcher in Yün-nan entſpringt und nach einem öſtlichen Laufe bei Canton in mehreren Armen das ſüdchineſiſche Meer erreicht.

Hafen des Hoangho.

Von der großen Fruchtbarkeit des eigentlichen China iſt ſchon andeutungsweiſe die Rede geweſen; in der That iſt das chineſiſche Meſopotamien die fruchtbarſte Kornkammer der Erde, welche der fleißige Chineſe durch alle erdenklichen Mittel nach Kräften ausbeutet. Weizen, Gerſte, Tabak, Hülſenfrüchte ſind die vorzüglichſten Culturen der nördlichen Provinzen mit kalten Wintern und heißen Sommern; Baumwolle, Zuckerrohr, Pfeffer, Betel, Gewürze, Südfrüchte, vor allem aber Reis, welcher das Hauptbedürfniß jedes Chineſen, die der mittleren Provinzen mit ſtarker Hitze und ſtürmiſchen regenreichen Wintern. Die Striche, wo der Reisbau am intenſivſten getrieben wird, ſind auch das Centrum des Reiches, der Sitz der ſtärkſten Bevölkerung und der Brennpunkt alles Handels und Wandels. Zwiſchen 24 und 35° n. Br. liegt die Heimath des Tſchaſtrauches, deſſen Blätter einen höchſt werthvollen Handelsartikel, den Thee, abgeben. Der beſte ſchwarze Thee kommt aus der Provinz Fukien von den Bohna-Hügeln, der beſte grüne aus Hoangho und San-to-tſchen. Engländer wollen freilich behaupten, daß der allerkoſtbarſte Thee in Indien erzeugt und faſt ausſchließlich in England conſumirt wird. Den beſten Thee trinken jedoch, außer den Chineſen ſelbſt, die Ruſſen, welche die feinſten Sorten für höhere Preiſe aufkaufen. Bis vor nicht langer Zeit wurde ſämmtlicher in Rußland verbrauchter Thee durch Karawanen auf dem Landwege durch die Gobi-Wüſte und die Mongolei über Maimatſchin-Kiachta eingeführt; jetzt iſt indeſſen die Einfuhr von Thee nach Rußland auf dem Seewege geſtattet, welchen die Engländer ſchon ſeit lange, allerdings auf Koſten des Theearoma's, benützen. Die weſtlichen Gebirge ſind in ihren weſtlichen Abhängen einer der wenigen Fundorte des für die Heilkunde ſo wichtigen Rhabarber (Rheum Emodi Wall.),

Opiumraucher.

und einer weiten Verbreitung erfreut ſich leider der Anbau des ſo verderblichen Papaver orientale, welcher das gefährliche Opium liefert. Der Genuß dieſes Narcoticums war dereinſt in China unbekannt, ſondern ward dort von den gewinnſüchtigen Engländern aus Indien eingeführt, wo das Product in vorzüglichſter Qualität vorkommt. Seither arbeiten die Engländer — wahrſcheinlich im Intereſſe der Civiliſation — mit dem größten Erfolge daran, das chineſiſche Volk durch das Opiumgift zu beglücken, ſo daß es jetzt Provinzen des großen Reiches gibt, in welchen die ganze Bevölkerung durch das Laſter des Opiumrauſches für immer ſiech und ruinirt iſt. Man glaubt, daß in China etwa der vierte Theil der Bevölkerung Opium raucht, welches ein Monopol der Regierung bildet, und dieſe hört nicht auf, die Anpflanzung von Opium durch Geldunterſtützung zu befördern. Größtentheils wird das im Lande erzeugte Opium in der öſtlichen Mongolei und der nördlichen Mandſchurei hervorgebracht; auch einige ſüdliche Provinzen beginnen ſich an der Cultur zu betheiligen. Doch reicht das ſelbſtproducirte Quantum für die Bedürfniſſe des Volkes nicht aus, und nicht weniger als 120—140 Mill. Mark fließen alljährlich in die Caſſen der anglo-indiſchen Verwaltung, welche von den Opium-verzehrenden Chineſen beſtritten werden. Daß dieſer ſchnöde Handel ſelbſt deutſche Fürſprecher findet (z. B. in der: Allgem. Zeitung vom 25. Juli 1875), kann wohl nicht genug gebrandmarkt werden. Sehr auffallend iſt es, daß die Chineſen trotz des allgemeinen Holzmangels alle Geſträuche und Wälder ſorgfältig ausrotten. Wenn auch die ſtarke Nachfrage nach Holz und die Gewinnung von Boden für den Ackerbau als Gründe für dieſes Treiben in Betracht kommen, ſo können dieſelben doch nicht das ſyſtematiſche Niederbrennen des Holzwuchſes auf den Bergen erklären, ebenſowenig, wie etwa das Bedürfniß nach Weideplätzen, denn die Viehzucht iſt in China nur unbedeutend. Abbé David iſt der Meinung, daß dieſe Vernichtung der Wälder hauptſächlich wohl eine Maßregel zur Vertreibung der wilden Thiere ſei. Nicht nur im heißen Indien, ſondern auch in China, ſelbſt in deſſen nördlichſten Provinzen ſind Tiger und Panther theilweiſe ſehr verbreitet, welche, dem kälteren Klima entſprechend, ſich durch ſtärkeren Körperbau und größere Wildheit auszeichnen. Die Erfahrung lehrt nun, daß alle Thiere, welche zum Geſchlechte der Katzen gehören, regelmäßig ſolche Gegenden verlaſſen, in welchen mit dem Verſchwinden von Wäldern und Büſchen ein Mangel an Schlupfwinkeln eintritt, und dieſe Thatſache mag wohl bei dem geringen Muthe der Chineſen die Entholzung des Landes herbeigeführt haben. Eine Quelle des Volksreichthums iſt dagegen die Erzeugung von Rohſeide, welche bei dem Umſtande, als die Zucht der Seidenwürmer in China von Alters her einheimiſch iſt, einen der wichtigſten Handelsartikel bildet. In Schanghai gehört ſie mit Thee und Baumwolle zu den drei wichtigſten Ausfuhrsgegenſtänden, in Canton ſteht ſie geradezu obenan; ihr reihen ſich dort erſt der Thee und in dritter Linie Cassia lignea an, ein für Mitteleuropa ſehr wichtiges Product, weil Caſſia dort allgemein ſtatt des theueren Zimmts von Ceylon conſumirt wird. China's größte Reichthümer liegen aber in ſeinem Boden, welcher unermeßliche Schätze an Erz- und Kohlenlagern birgt, ſo daß dieſe beiden Producte wohl im Stande ſind, in ſpäteren Zeiten noch eine neue Wendung des chineſiſchen Handels und Verkehrs herbeizuführen.

Die Benutzung der Steinkohlen als Brennmaterial iſt in China ſchon ſehr alt; erſt ſeit zehn Jahren iſt aber die Aufmerkſamkeit von europäiſcher Seite auf die Steinkohlen-Lagerſtätten gerichtet. Sehr verdienſtvolle Reiſende, namentlich Kingsmill, Raphael Pumpelly, Abbé David hatten ſchon einige der bedeutendſten Gruben unterſucht; v. Richthofen iſt aber die genauere Kenntniß der chineſiſchen Kohlenbecken zu verdanken. Im S. des bis 3350 M. hohen Tſing-ling-ſchan (auf unſeren Karten fälſchlich Peling genannt), d. h. der kryſtalliniſchen Gebirgskette, welche das hydrographiſche Becken des Yang tſe von dem des Hoangho trennt, ſind die Steinkohlenablagerungen minder bedeutend, als nördlich dieſer Trennungslinie, indeß haben ſie doch noch eine große Verbreitung. Die Oberfläche des großen und breiten Kohlenbecken in der Provinz Sz'-tſchwan ſchätzt v. Richthofen zu 250,000 □Km. Dieſes Becken iſt von allen Seiten von hohen Bergen umgeben, die Zuflüſſe des Yang-tſe zeigen in ihren tiefen Aushöhlungen überall die anſtehenden Kohlen, was die Gewinnung erleichtert, denn die meiſten dieſer Flüſſe ſind ſchiffbar bis zum Rande des Beckens. Die Qualität der Kohlen in dieſem iſt

verschieden, im N. und W. lagert gute bituminöse Kohle, im S. und O. besteht sie in mäßig gutem Anthracit. Mehr im S., in Yün-nan, kommen bedeutende Flöze von sehr gutem Anthracit vor, und in der Nachbarschaft findet man Kupfer-, Zinn-, Zink- und Bleierze in großer Ergiebigkeit. Die alte eigentliche Steinkohlenformation lagert mehr östlich in der Provinz Hu-nan. Dieses Becken kann man mit demjenigen von Pennsylvanien in seiner Reichhaltigkeit vergleichen; es hat eine Ausdehnung von 40,000 □Km. und verbreitet sich auf beiden Seiten des Flusses Siang bis Siang-tang; es enthält ganz vortrefflichen Anthracit im S. und bituminöse Kohle im N. Im N. des Reiches lagern die ausgedehntesten und reichsten Kohlenbecken, welche sich über 25 Längengrade verbreiten, von den westlichen Wüsten bis zum Gestade des Gelben Meeres. Der größere Theil derselben gehört der alten Steinkohlenformation an, nur ein kleiner Theil ist geologisch jünger. Das Centrum dieser Ablagerungen ist die Provinz Schan-si, worin auch reiche Eisensteinlagerstätten vorhanden. Der Reichthum der Kohlenablagerungen ist sehr großartig, und kaum irgend anders dürfte der Bergbau ebenso günstige Verhältnisse darbieten. Die sehr mächtigen Kohlenflötze sind fast horizontal gelagert und verbreiten sich in einem einzigen Plateau von 80,000 □Km. in Ausdehnung; ebenfalls horizontal abgelagerter Kalkstein bildet ihre Sohle. Das Plateau, welches den Namen Tal-han-schan trägt, erhebt sich 600—900 M. über der umgebenden Ebene, und an vielen Stellen haben die Wasserläufe das Terrain bis auf den Kalkstein ausgehöhlt, so daß die Kohlenflötze zu Tage treten. Die Anthracitkohle ist von bester Qualität, dicht und sehr rein. Die Provinzen Ho-nan und Kan-su, welche Schan-si begrenzen, sind weniger reich an Kohle; auch in der Gegend von Peking kommt sie vor. (Siehe hierüber: F. v. Hochstetter. Asien, seine Zukunftsbahnen und seine Kohlenschätze. Wien 1876. 8°. S. 171—186.)

Diese allgemeinen Mittheilungen beweisen, daß die Steinkohlenablagerungen in China hinsichtlich der Verbreitung und Qualität vollkommen mit den amerikanischen rivalisiren können. Dazu kommen noch die sehr vortheilhaften Verhältnisse, welche die Gewinnung und Ausfuhr der Kohlen in China begünstigen. Bei der Lage von China, welches über eine gewaltige Küstenentwicklung verfügt und von zahlreichen Flüssen und Canälen durchzogen wird, bei seiner Fruchtbarkeit an Getreide, Reis, Thee, Seide, Baumwolle, Lein, Hanf, Zucker, Indigo und Tabak, und besonders bei seinem Reichthum an Kohlen und allen Arten mineralischer Producte, besitzt China vielleicht die größten pecuniären Reichthümer, da der Occident ihm seit dreißig Jahren allein für Seide und Thee drei Viertel des Werthes in baarem Gelde bezahlt. Betrachtet man die bewunderungswürdige Industrie der Chinesen, den Fleiß und die Ausdauer der arbeitenden Classen, ihre geringen Bedürfnisse, ihre Achtung gegen Vorgesetzte, Vorliebe für Ordnung und Friede, ihre Lust bei der härtesten Arbeit, ferner ihre Gewandtheit in Handelsgeschäften, worin sie selbst die Engländer überbieten, so wird man ermessen können, welche Kraft in dieser Nation von 300—400 Millionen Einwohner liegt. In der That können wir in der Gegenwart schon eine neue Phase im Handel China's beobachten. Europäische Häuser werden jetzt sehr eifrig von den Chinesen gekauft und zu Wohnungen und Magazinen für sich eingerichtet. Dies erklärt eine der Hauptursachen der fortwährenden Klagen, welche jetzt von Seite der Fremden über die Flauheit des Handels gehört werden, und bestätigt die längst gehegte Ansicht, daß die Chinesen allmählig — aber stetig — den ganzen Handel in eigene Hand nehmen und in demselben Verhältniß der in den Händen der Fremden befindliche Handel abnehmen muß, während die anderen Bedingungen dieselben bleiben. Wir sehen hier eine Wiederholung dessen, was in Californien geschieht. Bis vor Kurzem war es etwas ganz Unerhörtes, daß Eingeborene Dampfschiffe chartern — heute chartern sie nicht nur welche, sie besitzen sogar eigene Dampfschiffe. Die Ursachen dieses Umschwungs liegen vor allem in der Billigkeit der chinesischen Arbeit; es liegt darin, daß chinesische Häuser, in welchen keine Europäer verwendet werden, wenigstens ein Fünftel weniger brauchen, als solche, die von Europäern geführt werden. Ferner sind die Bedürfnisse der chinesischen Kaufherren viel geringer, als die des fremden Kaufmanns in diesen Gegenden, er kann sich daher mit geringerem Gewinn begnügen. Ferner verkehrt der Chinese mit seinen eigenen Landsleuten, deren Denkart, Sprache, Gewohnheiten, Bedürfnisse er gründlich kennt, — während der fremde Kaufmann im Allgemeinen seinen eingeborenen Compradore

ed by Google

oder Assistenten als Vermittler gebrauchen muß. Außerdem ist der chinesische Kaufmann unermüdlich, er widmet seine ganze Aufmerksamkeit dem Geschäft, arbeitet früh und spät, und sein ganzes Sinnen und Trachten ist nur auf Geldgewinn gerichtet. (Allgem. Zeitung vom 4. November 1876.)

Die wichtigsten Handelsinteressen hat England zu vertreten, dessen Handel mit China sich auf 840 Mill. Mk. im Jahre beläuft. Ebenfalls von höchster Wichtigkeit, wiewohl von ganz anderer und nicht blos mercantilischer, sondern auch politischer Art, sind die Beziehungen zwischen dem Himmlischen Reich und Rußland. Beide sind Grenznachbarn auf viele tausend Km. Die Beziehungen zwischen beiden bestehen seit zwei Jahrhunderten. Die Russen haben das ihnen vor allen andern Europäern eigenthümliche Talent für den Verkehr mit Asiaten auch von jeher in ihren Beziehungen zu den Chinesen an den Tag gelegt. Letztere machen deßhalb einen wesentlichen Unterschied zwischen allen Europäern und den Russen. Ihr Fremdenhaß erstreckt sich nicht auch auf die letzteren. Verglichen mit denen der Engländer und Russen erscheinen die Beziehungen der Amerikaner und Franzosen zu China sehr unbedeutend. Namentlich ist solches mit den letzteren der Fall. Um aber den Einfluß und die Geltung in China zu erlangen, welche ihm sein unbedeutender Handel mit diesem Lande nicht verschaffen kann, hat Frankreich vor allen andern europäischen Mächten nicht allein das Protectorat über das katholische Missionswesen und über die chinesischen Christen auf sich genommen, sondern zeigt auch den größten Eifer für die Verbreitung des katholischen Glaubens unter den Chinesen. Von 500 europäischen Missionären in China sind drei Viertheile Franzosen, und von den sehr zahlreichen daselbst wirkenden religiösen Schwestern gehören nur sehr wenige nicht letztgenanntem Volke an.

Die Posten der katholischen Glaubensboten Frankreichs laufen in ununterbrochener Kette bis zur W.-Grenze China's. Diese Männer sind gezwungen, Tracht und Sitten der Eingebornen anzunehmen und ihrem Vaterlande auf immer zu entsagen. Sie können China nie wieder verlassen und dürfen Fremden keine Aufklärungen über das Land geben. Nur auf diese Weise läßt sich der übertriebene und nie schlummernde Argwohn der Behörden und Beamten beschwichtigen. Die Missionen sind blühend, und zahlreiche Gemeinden eingeborner Christen existiren überall im Inneren des ungeheuren und geheimnißvollen chinesischen Reiches. (Siehe: T. Cooper. Travels of a pioneer of commerce in pigtail and petticoats: or an overland journey from China towards India. London 1871. 8°. S. 117—118.)

Die Chinesen sind das vornehmste Volk der mongolischen, richtiger hochasiatischen Race, mit nahezu viereckigem Gesichte, stark hervortretenden Backenknochen und langgeschlitzten kleinen Augen. Der Tradition nach sind sie von W. in die Becken des Hoangho und Yang tse kiang eingewandert, wo vor ihnen bereits ein anderes Volk saß, dessen Ueberreste, die Miao-tse und

andere barbarische Stämme nunmehr den gebirgigen S. China's bewohnen. (C. v. Scherzer. Einige Beiträge zur Ethnographie China's. Wien 1859. 8°.; Revue d'Anthropologie. III. Bd. S. 699; Sitten und Gewohnheiten in Kwei-Tscheu, im: Ausland 1872, Nr. 5, S. 115—118; endlich Dr. Ch. E. Martin. Etude ethnographique sur les Chinois et les Miao-tse. Paris 1873. 8°.) Auf sehr hohes Alter der chinesischen Gesittung weist zweifellos die Sprache. „Es ist dies die ‚Wortstammsprache', welche aus lauter einsylbigen Wörtern besteht; es gibt hier keine Declination oder Conjugation. Dieselbe Lautgruppe vermag alle grammatischen Functionen auszuüben, ja es ist eigentlich zur Wortbildung noch gar nicht gekommen, sondern die Sinnbegrenzung der Wurzeln erfolgt nur durch die Stellung zu andern Wurzeln. Auf dieser Stufe standen vormals alle anderen höheren und höchsten Sprachen. Es gab anfangs nur Wurzeln, keine Worte, und erst durch die Berührung von Wurzel mit Wurzel erhielt das Gedachte seine Umrisse. Die Stellungsgesetze des Chinesischen aber genügen vollständig, nicht blos für den Verkehr in Haus und auf dem Markte, für die Gesetzgeber volkreicher Gesellschaften, sondern auch für den dichterischen Liebeserguß, für den fesselnden Roman, für die Schauspiele mit Staatsactionen, ja selbst für den Philosophen, der sie dialectisch zum Aufbau wunderlicher Gedankengebäude mißbrauchen will. Wie man mit einfachen Mitteln Großes leisten kann, haben die Chinesen durch ihre Sprache gezeigt." (Peschel im: Ausland 1872, Nr. 14, S. 315; Robert K. Douglas. The language and literature of China. London 1875. 8°.) Gleich originell und eigenthümlich ist die chinesische Schrift, welche zur Wiedergabe fremder, nichtchinesischer Sprachlaute principiell unfähig ist. (Siehe H. Wuttke. Geschichte der Schrift. Leipzig 1872. 8°. I. Bd. S. 241 ff.)

Die hohe Verehrung, welche die Chinesen für alles ihnen von ihren Altvätern Ueberlieferte bis auf den heutigen Tag besitzen, bringt es naturgemäß mit sich, daß sie in ihrer wissenschaftlichen Bildung weit hinter anderen Nationen zurückgeblieben sind; ihr patriarchalisches Verhältniß, das den Staat als eine Familie im Großen und umgekehrt die Familie als einen Staat im Kleinen erscheinen läßt, hat jedoch im Volks- und Familienleben neben manchem, das uns lächerlich vorkommen mag, doch auch ganz hübsche Züge und mitunter auch vortreffliche Einrichtungen hervorgerufen, und es wäre weit gefehlt, wollte man aus dem tiefen Bildungsgrad auf eine herabgekommene, verdorbene Nation schließen. Die Chinesen sind ein äußerst mäßiges Volk; Trunkenheit gehört zu den allergrößten Seltenheiten; um 9 Uhr oder längstens 10 Uhr Nachts geht Niemand mehr in den Straßen einer Stadt. Eine ganz besonders hervorragende Eigenschaft der Chinesen ist Höflichkeit; wenn ein Chinese Besuch bekommt, wird er nicht eher seinen Platz zur Rechten seines Gastes einnehmen, auf daß der Gast an der Seite seines Herzens zu sitzen kommt, bis sich dieser gesetzt hat, und sollte sich letzterer in der Erregung des Gespräches nur etwas erheben, so wird der Hausherr sofort das Gleiche thun und sich nicht eher wieder niederlassen, bevor der Gast seinen Platz eingenommen hat. Die hierbei unvermeidliche Theeschale dient nicht dazu, sofort ausgetrunken zu werden, sondern ihre Berührung wird als Zeichen

zum Aufbruch angesehen. Solcher Courtoisie-Acte ließen sich eine Menge anführen. Die Stellung der Frau ist nicht so schlimm als man häufig annimmt; die Frauen der ärmeren Classen haben allerdings für die tägliche Nahrung, welche fast ausschließlich aus Reis und Kohl besteht, hart zu arbeiten, doch nicht mehr als eine Frau derselben Classe in anderen Gegenden. Obwohl dem Manne in gewissen Fällen Gewalt über Leben und Tod eingeräumt ist, soll es doch nie vorkommen, daß ein Mann seine Frau schlägt; ja es soll sogar keine Seltenheit sein, daß auch hier der Mann unter dem Pantoffel steht. Die relative Zahl jener Leute, welche wirklich von Hunger und Kälte zu leiden haben, ist weit geringer als z. B. in England, und in dieser ersten Lebensbedingung sind die arbeitenden Frauen China's besser daran als ihre westlichen Schwestern. Ein besonders freudiges Ereigniß in einer chinesischen Familie bildet die Geburt eines Sohnes, ohne daß die einer Tochter als ein Unglück betrachtet wird; im letzteren Falle muß sich der Vater höchstens einige Spötteleien, ähnlich wie bei uns, gefallen lassen; daß die Geburt eines Sohnes besonders freudig begrüßt wird, muß um so natürlicher gefunden werden, wenn man das chinesische Verhältniß berücksichtigt, nach welchem der Sohn, auch wenn er sich verheirathet, im Hause der Eltern bleibt und sie im Alter unterstützt, während die Tochter entweder das Haus verläßt oder den Unterhalt nur erschwert. Eine besondere Verehrung zollen die Chinesen dem hohen Alter; für einen bejahrten Mann ist es eine Schmeichelei, nach seinem Alter gefragt zu werden, was in der originellen Weise geschieht: Ihre ehrenwerthen Zähne? Bei dem Ableben des Kaisers tritt das ganze Land in tiefe Trauer, deren Vorschriften jene einer europäischen Landestrauer weit an Strenge überbieten: hundert Tage lang tragen der Hof und die höheren Stände weiße Kleidung mit weißem Pelz verbrämt; weiß ist bekanntlich in China die Trauerfarbe; eine ebenso lange Zeit darf kein männliches Wesen seinen Bart rasiren lassen und die Frauen müssen für diese Dauer allen Kopfputz, den sie sonst so reichlich tragen, ablegen. Nach Ablauf dieser Zeit verwandelt sich die Farbe des Anzuges in schwarz, oder mindestens in eine dunkle, welche dann während eines ganzen Jahres fortgetragen wird. Unter den besseren Ständen dürfen während eben dieser Zeit keine Trauungen statthaben; für das gewöhnliche Volk sind hiefür hundert Tage vorgeschrieben, alle Unterhaltungen und öffentlichen Belustigungen sind für die Dauer eines ganzen Jahres streng verboten; der sonst so häufig gehörte Klang der Flöte und Guitarre verstummt in jedem Haus, die Visitenkarten für gewöhnlich roth, als die Farbe der Freude, verwandeln sich in dunkles Braun; Zeilen und Siegel auf Briefpapier, sonst auch roth, nehmen eine tiefblaue Farbe an. Unter gewöhnlichen Umständen ist es in China eine Beleidigung, jemandem, auf ganz weißem Papier, mit blauer Tinte zu schreiben. Einzelne Stände

Vornehme Frau von Shangai.

werden demgemäß durch eine solche Landestrauer schwer betroffen: alle Bader sind für hundert Tage nahezu, alle Mitglieder eines Theaters oder ähnliche Gesellschaften für ein ganzes Jahr völlig erwerbslos. Aehnlich wie die Landestrauer wird von dem Einzelnen jene für ein dahingeschiedenes Familienmitglied begangen und wird hierbei namentlich wieder die schon wiederholt erwähnte Ehrfurcht vor dem Alter zum Ausdruck gebracht. — Wie bei den übrigen Menschenkindern, so ereignet es sich auch bei dem Bewohner des Himmlischen Reiches, daß sich Geldmangel bei ihm einstellt und er sich auf irgend eine Weise welches verschaffen muß; die Zinsen eines Darlehens sind aber kaum zu erschwingen, es sind nämlich gesetzlich bis 3 % monatlich gestattet, welch exorbitanter Preis nur dadurch einigermaßen erklärlich wird, wenn man bedenkt, daß der Gläubiger dem Schuldner gegenüber fast Alles riskirt, denn Beide scheuen die Pforten des Gerichtes, indem bei der schlechten Wirthschaft der chinesischen Beamten gewöhnlich nur mit viel Geld zu seinem Recht zu kommen ist. Es übt daher der chinesische Gläubiger oft selbst das Gesetz aus: mit Theemaschine, Pfeife und Matratze versehen, steigt er dem widerspenstigen Schuldner auf das Zimmer, und weicht nicht eher, als bis der erwünschte Erfolg erzielt ist. Um solchen Mißständen aus dem Wege zu gehen, bildeten sich in China eigene Leihgesellschaften, welche von höchst wohlthätigem Einfluß zu sein scheinen. Die Mitglieder einer solchen Gesellschaft zahlen eine gewisse Summe ein, über welche in monatlichem Wechsel Einer die Verwaltung führt, und beziehen daraus Darlehen zu sehr niederen Procenten; Dividenden werden nie ausbezahlt, und so kommt es, daß manche Gesellschaften enorm reich sind; Nichtmitglieder können, bei vollständiger Sicherheit der betreffenden Persönlichkeit, Darlehen um etwa ein Drittel niedriger, als es sonst in China üblich ist, beziehen. Eine gleich wohlthätige Einrichtung findet man in den sogenannten Kaufmannsgilden. Diese bestimmen den Preis der Waaren, geben dem Bedürftigen Darlehen und schützen ihre Mitglieder vor Uebergriffen tyrannischer und eigennütziger Mandarinen, gegen welche der Einzelne fast machtlos ist; stirbt ein Mitglied unbemittelt, so werden seine Leichenkosten von der Gilde übernommen; der wohlthätige Einfluß dieser Gilden geht aber noch weiter; sie bilden Feuerwehren, welche nicht nur ihre Mitglieder, sondern alle Einwohner der Stadt gleichmäßig schützen. — In jeder chinesischen Stadt gibt es mehrere Pfandhäuser, von welchen sehr ausgedehnter Gebrauch gemacht wird; man findet selbst in den besseren Classen gar nichts Anstößiges daran, Pelze und Winterkleider über Sommer in eine solche Anstalt wandern zu lassen. Die Chinesen glauben, daß ihr Lebenslauf nach unabänderlichen Gesetzen bis in das kleinste Detail vorherbestimmt sei. Auch sind sie sehr abergläubisch und schreiben den gewöhnlichsten Naturereignissen übernatürliche Ursachen und Wirkungen zu; so werden Cometen und Sonnen- oder Mondfinsternisse als besondere Warnungen für den Thron angesehen; Donner, Blitz und Hagelschlag für den Besuch eines erzürnten Gottes gehalten; daher ein vom Blitz Getroffener als geheimer Verbrecher, eine von Hagelschlag zerstörte Gegend als von ruchlosen Leuten bewohnt betrachtet wird. Der Kaiser selbst fleht den Himmel um Regen oder schönes Wetter, je nach Bedürfniß, an. Sehr merkwürdig ist auch der von Europäern noch wenig verstandene „Feng-shui"-Aberglauben. (Siehe darüber: Dr. Ernst Eitel. Feng-shui: or the rudiments of natural science in China. London 1873. 8°.)

Das eigentliche China zerfällt in 18 Provinzen (Sang) mit durchaus selbständiger Verwaltung, welche sich auf alle erdenklichen Zweige des Staatslebens erstreckt. Die Städte sind in verschiedene Ordnungen getheilt; jene der ersten Ordnung führen die Bezeichnung „Fu", und haben immer mehrere Städte zweiter Ordnung „Tscheu" und diese mehrere der dritten Ordnung „Hieu" unter sich. Die chinesischen Städte, wie die japanischen, sind sich alle sehr ähnlich und kann die Schilderung der jetzigen Haupt- und Residenzstadt Peking als Muster für alle übrigen, nur in verkleinertem Maßstabe, gelten.

Peking iſt den Fremden gegenwärtig zugänglich. Nur der weitläufige, im Mittelpunkte der tatariſchen Stadt gelegene Palaſt des Kaiſers, auch die „kaiſerliche oder verbotene Stadt“ genannt, macht hiervon eine Ausnahme. Hr. v. Hübner, der uns hier als Führer dient, hatte aber Gelegenheit, durch ein weitgeöffnetes Thor den Blick in eine der Straßen dieſes verbotenen Stadttheiles zu werfen, und derſelbe ſchien ihm mit den zugänglichen völlig übereinzuſtimmen. Er beſteigt die Plattform des von der chineſiſchen in die Tatarenſtadt führenden großen Mittelthores „Chien-men“, um ſich einen Ueberblick über die ganze Stadt zu verſchaffen. Dieſelbe bildet zwei Parallelogramme, deren eines, die Tatarenſtadt, mit der Kurzſeite ſenkrecht auf der Langſeite der andern, der chineſiſchen Stadt, ſteht. In größerer Geſellſchaft beſucht Hr. v. Hübner den „Tien-tan“, den Tempel des Himmels, welcher einmal im Jahr vom Kaiſer beſucht, die übrige Zeit aber geſchloſſen iſt. Der Tempel mißt mit ſeinen verſchiedenen Heiligthümern, Gärten, Höfen, Gräbern u. ſ. w. zwei Meilen im Umfang. Das intereſſanteſte der zu dieſem Tempel gehörenden Gebäude iſt der Tempel der Jahreszeiten, in welchem vier Holzſäulen eine Kuppel tragen, die einzige, welche Herr v. Hübner in China bemerkte. Dieſes Heiligthum darf allein von dem Kaiſer, den Prinzen von Geblüt und ihrem Gefolge betreten werden. Andere Tempel ſind die große Lamaſarie, d. h. buddhiſtiſcher Tempel, „Jung-ho-kung“, und der Tempel des Con-fu-tſe „Wen-Miao“, beide am NO.-Ende der Tatarenſtadt gelegen. In letzterem befinden ſich in einem kleinen Hof ſämmtliche Werke des Weiſen, ſowie andere claſſiſche Werke, zum Gebrauche der Literaten in ſchwarze Marmortafeln gegraben. Andere Beſuche gelten der alten und berühmten, auf der öſtlichen Ringmauer der Tatarenſtadt gelegenen Sternwarte der Jeſuiten, wo als wahre Meiſterſtücke, in künſtleriſcher, wie in wiſſenſchaftlicher Beziehung, zwei unter der Leitung der Patres von

Weſtliches Thor von Peking.

chinesischen Arbeitern gefertigte Globen die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, sowie den vier in der Tatarenstadt gelegenen katholischen Kirchen. Die merkwürdigste derselben ist die sogenannte Nordkirche, chinesisch „Pei-tang", mit welcher ein Seminar verbunden ist, das eine interessante Bibliothek und ein reichhaltiges Naturaliencabinet besitzt. Die Zahl der zum apost. Vicariat von Peking gehörenden Christen beträgt gegenwärtig 27,000, von denen 8000 die Stadt bewohnen. Unter ihnen gibt es viele wohlhabende Handwerker, namentlich sind auch alle Uhrmacher in Peking Christen. Die Gesammtbevölkerung dieser Stadt wird, gleich wie die von Jedo, sehr verschieden angegeben, beträgt jedenfalls aber weniger als man gewöhnlich in Europa annimmt. Nach einer Hrn. v. Hübner gewordenen Angabe sollte sie sich auf eine Million, nach einer andern auf 800,000, nach einer dritten nur auf 500,000 Seelen belaufen. Im Allgemeinen macht Peking durch den Schmutz in seinem Innern, den jämmerlichen Zustand seiner Straßen und den Verfall seiner theilweise erst im vorigen Jahrhundert aus Marmorblöcken erbauten Brücken, durch seine schlecht unterhaltenen Canäle und das bei jedem Schritte hervortretende Bild allgemeiner Verkommenheit einen ungünstigen Eindruck. Man fragt sich, welcher Ursache dieser sonderbare Gegensatz mit den moralischen Eigenschaften, mit der geistigen Begabung des chinesischen Volkes, dieser kräftigen, thätigen, aufgeweckten Nation, welche Amerika, Australien, Oceanien überfluthet und bis zu einer gewissen Grenze den Wettstreit mit den entwickeltsten Völkern Europa's siegreich besteht, wohl zugeschrieben werden müsse.

So wie Peking die nördliche Hauptstadt, ist Kiang-ning am Yang tse kiang, welches wir gewöhnlich Nanking nennen, die südliche, ehemalige Capitale des chinesischen Reiches; wir halten uns jedoch bei ihrer Beschreibung nicht weiter auf, ebensowenig als das an der Mündung des blauen Stromes in sumpfiger, unschöner Gegend gelegene Schanghai mit seinen fast 400,000 Einwohnern oder die durchaus uninteressante Handelsmetropole des S., Kuang-tung, von den Europäern Canton genannt, uns zu fesseln vermag. Der Typus aller dieser Küstenplätze ist gleichförmig der nämliche, und charakteristisch ist nur ihre große Einwohnerzahl. Städte unter 100,000 Einwohnern gehören zu den kleinen, und 2—3-, ja 400,000 Einwohner sind gar keine Seltenheit; ihnen gegenüber ist das in Verfall begriffene portugiesische Macao mit seinen 12,000 Köpfen, ja selbst die britische Colonie Hongkong mit 115,000 Einwohnern ziemlich unbedeutend, trotz der Wichtigkeit, welche letztere als Handelsplatz für die Europäer besitzt. Den Golf von Tonkin schließt im O. eine südwärts vorspringende Halbinsel ab, und dieser gegenüber, nur durch einen schmalen Meeresarm getrennt, liegt die gebirgige, ungesunde Insel Hainan mit ergiebigen Goldminen und kostbaren Holzarten. Das Innere derselben, welches unabhängige Stämme bewohnen, ist noch ziemlich unerforscht, doch wissen wir, daß der Ta-utschi-Schan die Schneelinie erreicht. Die Chinesen haben nur die Küsten der Insel in Besitz, deren Bevölkerung bei einem Flächenraum von 41,750 □Km. etwa 1½ Millionen beträgt, wovon 200,000 allein auf die Hafenstadt Khiung-tschou-fu entfallen. Weiter nördlich, der Provinz Fu-kian gegenüber, und vom Festlande durch die breite Fu-kian- oder Formosa-Straße getrennt, liegt die große Insel Thaiwan oder

tized by Google

Formosá, von welcher blos die W.-Küste den Chinesen gehört. Im Innern und im O. hausen noch ununterworfene wilde Stämme, welche jedoch von den chinesischen Colonisten der W.-Küste immer mehr verdrängt werden.

Wie ein Festungswerk schützt ein Bollwerk von Inseln und Inselgruppen die östliche Küste Asiens; am südlichen Endpunkte Kamtschatka's beginnend, verläuft dasselbe bis über die nördlichen Tropen. Zuerst kommen die kurilischen Inseln, dann die japanische Gruppe, die Linschotten-Inseln, der Liu-kiu-Archipel und die Maiaco-sima-Gruppe, die sich wie auf eine Flankenbefestigung auf die große Insel Formosa zu stützen scheint. Der Vergleich mit einem Bollwerke ist hier vollkommen zutreffend, denn Dank diesen Inseln und Inselgruppen sind die chinesischen Häfen von Amoy bis zum Gelben Meere vor jener entsetzlichen Geißel der östlichen Meere, dem Teifun, geschützt. Von den mächtigen Felsen Formosa's zurückgeworfen, bringt er dafür Verheerung über Hongkong und Macao an der südlichen Küste China's. Die spanischen Seefahrer haben die Insel passend mit dem Namen Formosa belegt, denn sie ist wahrhaft majestätisch in ihrer Schönheit. Ein alpiner Höhenzug vulcanischer Natur, jedoch ohne thätige Feuerberge, durchzieht sie im Inneren und verläuft im W. in eine ausgedehnte fruchtbare Ebene, die von einer großen Anzahl klarer Ströme durchzogen ist, welche viele industrielle Colonisten aus der nahen chinesischen Provinz Fu-kian herbeigelockt haben. Wo die Colonisten sich befinden, da ist die Ebene zu Städten und Gärten umgeschaffen. Der östliche Theil der Insel dagegen, der bis an die Küste hin gebirgig, ist von wilden Stämmen in ganz barbarischem Zustande bevölkert. Eine Seefahrt an der westlichen Küste bietet den Anblick ganz wunderbar schöner Scenerien. Der mittlere Höhenzug erhebt sich bis zu 3650 M., während die dem Wasser näher liegenden Gebirge sich nur bis zur Hälfte dieser Höhe erheben. Die Umrisse dieser Gebirgszüge sind so phantastisch als schön: Dome und schlanke Thürme, seltsame Zacken und steile Abhänge wechseln unter einander ab. Glänzendes Grün überkleidet zum großen Theile diese Abhänge, über die Cascaden niederfallen, die im tropischen Sonnenscheine wie Silber schimmern, und mitunter zeigt sich in den Klüften, wie ein Schattenbild, ein Dorf der Eingebornen. Diese zerfallen in zwei Classen, von denen die eine, die **Peppohoans**, die unterworfene, mit den Chinesen Heirathen abschließt und deren Sitten und Gebräuche, mit Beibehaltung ihrer eigenen Sprache, angenommen hat. Sie vermittelt den Verkehr mit den nicht unterworfenen Einwohnern, welche etwa 70 km. nordöstlich von Thaiwan leben. Diese Wilden werden als wohlgebaut, lebhaft, von feinen Zügen, großen schwarzen Augen und gleichfarbigen Haaren geschildert. „Die Peppohoans dagegen scheinen ein ganz vielversprechendes Volk, das auch den Lehren des Christenthums ziemlich zugänglich ist. Die Chinesen wählen mit Vorliebe Frauen aus diesem Stamme, da sie stärker, arbeitstüchtiger und hübscher sind als die ihrigen. Auch verkümmern sie sich die Füße nicht und tragen das Haar in anderer Weise. Die Wilden auf Formosa tätowiren sich das Gesicht. Ihre Hütten aus Bamburohr und Palmblättern sind nach Capitän Bor ganz hübsch. Häufig sieht man über der Thüre, als Trophäen aufgehängt, die Schädel von wilden Bären, sowie von Hirschen oder Affen, und ein besonders stolzer Formosaner ließ sogar über seiner Hütte ein Büschel von sechs Zöpfen prangen, die er eigenhändig erschlagenen Chinesen abgenommen. Die Leute bauen Mais und rothen Reis, doch nur in höchst primitiver, ja fahrlässiger Weise. Von der Größe Formosa's kann man sich einen ungefähren Begriff machen, wenn man den Flächeninhalt Corsica's jenem von Sardinien hinzuaddirt denkt. Unter den Naturproducten sind die schwefelhaltigen Quellen, sowie überhaupt der außerordentliche Schwefelreichthum der Insel berühmt. Auch Petroleum kommt häufig vor und in jüngster Zeit ist ein kleines Kohlenfeld entdeckt worden. Von der Insel Formosa kommt der Kampher in den Handel, und im Inneren derselben sollen noch ganze Wälder von Kampherbäumen völlig unberührt stehen, da die Eingeborenen mit der Kunst der Kamphergewinnung nicht vertraut sind.

Die wichtigste und von Europäern wiederholt benützte Straße nach dem Inneren China's bildet der blaue Fluß, der mächtige Yang tse kiang, an

Digitized by Google

deſſen Ufern die Städte Tſchinkiang, Nanking, Keukiang und Hankeu liegen. Letztere Stadt iſt der Ort, von wo aus unternehmende Engländer, wie T. Cooper und Auguſt Margary, in die noch faſt gänzlich unerforſchten Provinzen des S. zu dringen verſuchten.

Die letzte dieſer denkwürdigen Reiſen war jene Margary's, welcher am 4. September 1874 Hankeu in einem chineſiſchen Boote verließ und den Yang tſe kiang hinauffuhr. Die Landſchaft — die öden von Räubern heimgeſuchten Ebenen der Provinz Hu-pe — war an beiden Ufern flach und mit Baumwolle und Seſam beſtellt. Man begegnete ſehr zahlreichen Holzflößen. In Losſan ſammelte ſich um den Ausländer, da man dort einen ſolchen nie geſehen, ein neugieriger, lärmender Haufe. Rings um Losſan zieht ſich ein Kreis von Dünen, hinter welchen ſich unabſehbar eine flache Ebene ausbreitet, die mit Reis und Lotos beſtellt war.

Stromſchnellen des Yang tſe kiang.

Am 20. September wurde die Inſel Tſchunſchan am Eingang des großen Tung-ting-See's erreicht, wo man aus dem ſchlammigen Yang tſe kiang in klares Waſſer kam. Mit einem günſtigen und ſtarken Winde ſegelte man ohne Aufenthalt gerade durch den ſeichten See und fuhr in den Yuan-Fluß. Bei Ni-Hſin-Tang, 60 „Li“ von der Mündung dieſes Fluſſes, traten graſige, dicht mit Weiden beſtandene Ufer an die Stelle der bisherigen kahlen Trepplerpfade und Schlammufer. Die Felder waren überaus ſorgfältig, meiſtens mit Baumwolle, angebaut, die Wohnhäuſer waren ſtattlich, überall war Wohlſtand wahrzunehmen. Margary landete in Tſchang-Te und fuhr weiter nach Tao-Yuan-Hſien, einer großen, wohlhabenden Stadt, früher ein Stapelplatz für Topfwaare, welche von hier in Maſſe nach Tſchen-Tſchou-Fu ausgeführt wurde, gegenwärtig der zügelloſeſte und unruhigſte Ort in der Provinz. Die Gebirgslandſchaft war hier überaus anmuthig; Fichten bekleiden die Gipfel, ſtämmige Eſchen und einzelne Palmen die Abhänge. Am folgenden Tage wand der Fluß ſein verengtes klares Waſſer durch ſtolz und ſteil aufſteigende Felswände. Das ganze Hu-Nan iſt von großem geologiſchen Intereſſe. Weiter oben war das Flußbett dicht mit Felsklippen be-

setzt, und der Fluß hatte gefährliche Stromschnellen. Bei Tschen-Tschi-Hsien beschreibt der Fluß eine große Schlinge, welche 100 Li nach S. und ebenso weit nach N. geht, worauf er wieder westwärts umbiegt. Tschen-Yuan-Fu, eine von großartigen Felsenhöhen umgebene Stadt, wurde am 27. October erreicht. Auf der langwierigen Bootfahrt, die hier endigte, war Margary schwer erkrankt, so daß er fast fortwährend das Bett hüten mußte; er setzte dennoch die Reise muthvoll fort.

Am folgenden Tage wurde die Landreise in einem Tragstuhle angetreten. Margary genas jetzt von seinen Leiden. Bei Tsching-Ping-Hsien sah er Steinkohlen zum Verkauf ausgestellt, wonach Kohlengruben sich in der Nähe befinden müssen. Je mehr man sich der Hauptstadt nähert, desto größer werden die Städte, desto zahlreicher die Dörfer, und desto ausgedehnter der Ackerbau, namentlich der Anbau von Reis und Tabak. Am 3. November kam Margary in Kwei-Ting-Hsien an. Am folgenden Tage ging der Weg größtentheils durch enge Schluchten, und die grasbestandenen Berge rückten so dicht zusammen, daß kein Raum für Ackerbau übrig blieb. Zu beiden Seiten der Straße zogen sich dichte lebendige Hecken entlang. Am 5. November wurde Kwei-Yang, die Hauptstadt von Kwei-Tschou erreicht. Der erste Anblick dieser Stadt, den man auf der Höhe des letzten Passes erhielt, ist sehr schön. Kwei-Yang liegt auf einer gewellten Ebene, die gut mit Bäumen bestanden und rings von Bergen umschlossen ist. Diese Berge erheben sich meistens vereinzelt in der Ebene und sind von reichem Pflanzenwuchs bekleidet, ausgenommen an den Gipfeln, die als glatte schwarze Felsentafeln emporstehen und von Tempeln prächtig gekrönt werden. Am Ende der Landstraße vor der Stadt stand eine Menge von Ehrenbögen von weißem Marmor, die zum Andenken an fromme Frauen errichtet waren. Bei Tsching-Tschi-Hsien begannen weite urbare Ebenen, die dermalen mit hohem Grase bewachsen waren, jedoch den frühern Anbau noch wahrnehmen ließen. Die Thäler hatten meistens westöstliche Erstreckung. Wilde Blumen besäumten die Wegseiten, in den Hecken stand die wilde Theestaude in voller Blüthe. Merkwürdig sind die vereinzelten 100 M. hohen Hügel, welche in der nordsüdlich sich erstreckenden Ebene von Kwei-Yang, sowie im Landstrich jenseit Tsching-Tschi-Hsien in großer Menge emporragen; im S. schien das Land weithin ebenso beschaffen zu sein. Man hatte Kwei-Tschou als ein unzugängliches Gebirgsland geschildert, und Margary wurde angenehm überrascht, viele schöne Ebenen zu finden. Der Weg führte über grasbewachsene Hügel und gewellte öde Strecken nach Lang-Tai. Hier war endlich eine wirkliche Gebirgslandschaft, und die Straße hatte wiederholt einen steilen Anstieg. Der Reisende schätzte die Höhe der Gipfel auf 1220 M. Der Fluß Meton begrenzt hier die Niederlassungen der wilden Stämme Miao-tse und Tschung-Tschia. Weiter nach W. findet man noch ausgedehnteren Ackerbau und zahlreichere Dörfer, auch einigen Verkehr in Orangen und Strohschuhen. Yün-nan hat ein kälteres Klima als Kwei-Tschou, wo die Häuser nicht zum Widerstande gegen Kälte eingerichtet sind. Man hatte bisher eine durchschnittliche Temperatur von 10—11° R. gehabt. Der Yün-nan-Paß, die letzte Barrière, wurde nun passirt, und am 20. November die erste Grenzstadt von Yün-nan erreicht. Von der Hauptstadt Yün-nan-fu nach dem Irawaddy-Thale im benachbarten Birma sind die natürlichen Schwierigkeiten des Landes so groß, daß sie dem Handelsverkehr sehr ernste Hindernisse in den Weg legen. Es wäre in der That schwer, die rauhe Natur des Landes zu übertreiben. Ganz Yün-nan ist mit Gebirgen bedeckt. Von Yünnan-fu bis nach Bhamo muß man Bergketten übersteigen, welche sich 1000—1220 M. über die Ebene erheben, die selbst ebenso hoch über der Meeresfläche liegt. Das Land ist spärlich bevölkert und selbst die Thäler sind nur theilweise cultivirt. Opium wird in großer Menge erzeugt. Ein Drittel der ganzen Ernte soll aus Mohn bestehen. Die Bewohner des Landes sind im Allgemeinen arm und ihre Behausungen schlecht. „Lekin"-Stationen scheinen die prosperirendsten Anstalten zu sein; man trifft sie überall an und sie werden beständig als Wohnhäuser benützt, da sie im Allgemeinen die besten und reinsten Plätze in den Städten sind.

Kehren wir aus dem S. nach dem N., nach der Reichshauptstadt Peking zurück, so öffnet sich uns hier die große, die Gobi-Wüste und die Mon-

golei durchquerende ſibiriſche Handelsſtraße nach Kiachta, auf welcher auch wir das eigentliche China verlaſſen wollen.

Wer von Peking aus nach N., der chineſiſchen Mauer entgegen reiſt, gelangt auf dem zweiten Tagemarſche zur „befeſtigten Stadt“ Tſchang-piu-tſchao, und findet ſtatt einer ſolchen ein verfallenes Dorf, mit Lehmmauern umgeben. Der folgende Morgen bringt ihn an die gewaltigen fünf Thore des Thales der Kaiſergräber. Dieſes durchaus verſandete Thal, amphitheatraliſch von hohen Bergen umſchloſſen, birgt die am baumbewachſenen Gebirgsfluſſe im Halbkreiſe hingeordneten gigantiſchen Gräber von 13 Kaiſern China's. In der folgenden Nacht wird Nangkao paſſirt, eine wilde, düſtere Bergſchlucht nimmt den Reiſenden auf. Felswände bilden ihre ſeitlichen Schranken, das ausgetrocknete Bett eines Bergſtroms ihren Boden. Eine Kette von Mauern, mit Thürmchen und Zinnen gekrönt, läuft längs des Scheitels der ſchroffen Kämme hin, all ihren Unebenheiten ſchlangenartig folgend, ſo weit das Auge reicht. Man möchte auf den erſten Anblick vermuthen, dies ſei die große chineſiſche Mauer. Bei weiterem Vordringen im ſchwer zugänglichen Thale erſcheinen zwei fernere parallele Mauern, hart neben einander über den Rücken des Felſengebirges hinlaufend und ihre Contouren ſcharf am Horizonte abzeichnend. Wieder taucht der Reiſende in einen dunkel aufklaffenden Thalſchlund, emporſteigend betritt er eine glänzende Firnfläche und ſieht ſich zwei ſcharlachroth angeſtrichenen Kiosks gegenüber, die wie Adlerneſter auf den Gipfeln ſchwarzer Felszacken hangen. Sie bilden das natürliche Thor zu einem neuen Paſſe. Schwärme von wilden Enten und Gänſen ziehen kreiſchend über ihn weg, viele Meilen im Umkreiſe iſt kein menſchliches Weſen zu erblicken. Noch etwas weiter und die Befeſtigungswerke, welche China von der Mongolei trennen, ſind erreicht. Die Grundmauern und Fenſteröffnungen der Baſtion ſind etwas zerfallen. Aber die große Mauer, welche urplötzlich zur Rechten wie zur Linken des Wanderers aus dem Boden emporſteigt und ſich, einer ſteinernen Rieſenſchlange vergleichbar, über den Hauptkamm des Gebirges hinwindet, mit den viereckigen Thürmen, die in regelmäßigen Zwi-

Chineſiſche Mauer.

Digitized by Google

schenräumen ihre Wellenlinie unterbrechen, zeigt nicht die Spur einer Beschädigung, eines Verfalls. Wie vor 2000 Jahren ihre Baumeister sie fertig verlassen haben, so steht sie unversehrt bis auf den heutigen Tag.

Im N. des eigentlichen China liegt das Bergland der Mandschurei, westlich von dieser, durch das Chingan-Gebirge getrennt, die Mongolei, ein im S. von der Wüste Gobi oder Schamo bedecktes Plateau, welches gegen W. bis an die russischen Besitzungen Turkestans sich erstreckt. Dieser westliche Theil führt den Namen Dsungarei, ist das Quellgebiet vieler Gewässer, welche nach den turkestanischen Niederungen ihren Abfluß nehmen, darunter der Schwarze Irtysch und der Ili die bedeutendsten sind, und geht in die verschiedenen Gebirgssysteme des Altai, Tarbagatai, dsungarischen Ala-Tau und Tian-Schan über. Der nördliche Theil der Mongolei lehnt sich an die sajanischen und chinesisch-russischen Scheidegebirge an, während die Mandschurei eigentlich das Gebiet des Amur und seiner Zuflüsse, des Sungari und Ussuri umfaßt. Letzterer und der Amur selbst bilden die Grenze des heute noch im Besitze China's verbliebenen mandschurischen Antheiles gegen die russische Amur- und Küstenprovinz, welche in geographischem Sinne dazugerechnet werden müssen.

Die Mandschurei, deren Hauptfluß der mit dem Amur an Wassermenge rivalisirende Sungari ist, besitzt ein gutes Klima, einen fruchtbaren Boden und reiche Mineralschätze, so daß sie vollkommen geeignet ist, die überquellende Volksmenge des nördlichen China in sich aufzunehmen und zu ernähren. In der That ist die Mandschurei nach und nach von ackerbauenden Chinesen besetzt worden, so daß nomadische Mandschu jetzt die Minderzahl der Bevölkerung bilden. In diesem Gebiete hat seit 1864 Rev. A. Williamson ansehnliche Reisen gemacht; er ging unter anderem von Mukden, der alten Hauptstadt des Landes, welche die Mandschu als Heiligthum ansehen, obwohl ihre ausgedehnten Vorstädte sehr schmutzig sind, nordwärts nach Petuna oder Sing-tschung unfern der Einmündung des Nonni in den Sungari, dann parallel mit letzterem hinab bis Sang-sing, der letzten chinesischen Stadt am Sungari, von wo er über Girin nach Mukden zurückkehrte. Girin, die neue Hauptstadt der Mandschurei, liegt gleichfalls am Sungari, soll 100,000 Einwohner zählen, ist mit Balken und Bohlen gepflastert, hat belebte Schifffahrt und treibt ausgedehnten Holzhandel. Im Jahre 1870 führte der russische Archimandrit Palladius mit dem Topographen Nachwalnych eine hochinteressante Reise aus, indem er von Mukden über Girin und Petuna den Nonni erreichte und diesen Fluß aufwärts verfolgend die festen Plätze Zizichar und Mergen besuchte und bei der Mandschustadt Aigun, welche dem russischen Hauptorte des Amur-Gebietes, Blagoweschtschensk, gegenüberliegt, den Amur erreichte. Der genannte Topograph Nachwalnych ging dann 1872 neuerdings mit dem russischen Oberstlieutenant Barabasch nach der Mandschurei, und beide Reisende brachten neue Nachrichten über die Flüsse Nonni und Sungari mit, obwohl dieselben schon von früheren russischen Reisenden, wie Fürst Krapotkin, Ussolzow, Chilkowsky u. A. besucht wurden. Bei San-sing mündet in den Sungari, der weiter abwärts eine unabsehbare Waldwüste durchzieht, von rechts her der Hurka oder Khurkha, dessen Thal von Chinesen gut bevölkert ist. In demselben liegt Ninguta, eine reiche gutgebaute Stadt; von ihr ritten die Reisenden über die Bergkette, welche das Becken des Hurka von dem des Suifun trennt. Letzterer ist ein Küstenstrom, welcher nach kurzem WO.-Laufe in der Nähe von Wladiwostok in die Peter d. Gr. Bai des japanischen Meeres sich ergießt. Die Russen haben

entschieden am meisten zur Erforschung der Mandschurei beigetragen; ihre Dampfschiffe befahren sogar den Sungari und sind selbst in den Nonni bis Zizichar, und den Hurka eingedrungen, doch ist letzterer so seicht und steinig, daß Ninguta nur zu Boot erreicht werden konnte. An der O.-Grenze der Mandschurei liegt in 49 M. Seehöhe und meist schon auf russischem Gebiete der ziemlich bedeutende Chanka-See. Gegen S. hin wird Korea der östliche Grenznachbar der Mandschurei, die hier durch das der Küste parallel streichende Schan-Alin-Gebirge abgeschlossen wird. Vom Gelben Meere erstreckt sich vorwärts zwischen beiden Ländern ein schmaler Streifen neutralen Gebietes; an demselben liegt Fung-huang, einziger Platz für Landescommunication mit Korea, das durch Holzpallisaden von China abgeschieden wird. Weniger erforscht ist die W.-Mandschurei mit dem Chingan-Gebirge, über welches man in 1140 M. hohen Pässen nach der Mongolei gelangt. Doch ist dies nicht so aufzufassen, als ob es eine wirkliche natürliche Grenze zwischen Mandschu und Mongolen gebe, sondern trifft man die letzteren auch schon am O.-Fuße des Chingan. Die ausführlichste Kunde über dieses mandschurisch-mongolische Grenzgebiet verdanken wir dem russischen Astronomen Fritsche, welcher 1873 von Peking nach der russischen Grenzfestung Staro-Zurukhaitujewsk am Argun sich begab.

Nach sechstägiger Fahrt von Peking erreicht man Kalgan, an einer der Pforten der großen Mauer erbaut, 200 Km. nordwestlich von Peking; der Weg dahin führt durch zwei Pässe und drei Ebenen jenes Gebirgslandes, welches das Plateau der Gobi im SO. umgibt; die ersten 50 Km. haben eine Meereshöhe von circa 40 M., die folgenden 150 Km. die Meereshöhe von 600 M., und Kalgan selbst 826 M. Von hier begab er sich nach einem großen chinesischen Dorfe, Si-wan-tse, außerhalb der großen Mauer, ca. 1150 M. üb. d. M. Dort leben drei katholische Priester und der Chef der belgisch-katholischen Mission der südöstlichen Mongolei, deren Aufgabe es ist, unter den sogenannten Mansen, den nördlich von der großen Mauer wohnenden Chinesen, Propaganda zu machen. Ihre anderen Stationen heißen Si-yin-tse, westlich von Si-wan-tse, ferner Bei-lei-gu, an einem Quellfluß (Ying-ging) des Liao-ho gelegen, der bei dem bekannten, dem europäischen Handel geöffneten Hafen Niu-tschuang in den Golf von Liao-tung mündet; ihre vierte Station heißt He-schui; sie liegt 90 Km. NO. von Bei-lei-gu, und 30 Km. südlich vom Schara-Mureen, wahrscheinlich dem größten Quellflusse des Liao-ho. Von Si-wan-tse nach He-schui führen zwei Wege. Der eine geht anfangs nach NNO. zur Handelsstadt Lama-miao über die Hochebene Gobi in einer nahezu constanten Meereshöhe von 1400 M., und von dort nach ONO. durch ein Gemisch von Plateau und Gebirgsland bis He-schui. Er ist etwa 400 Km. lang und wird von den Missionären im chinesischen Wagen in etwa zehn Tagen zurückgelegt. Der zweite Weg zwischen Si-wan-tse und He-schui ist ungefähr 700 Km. lang und, da er beständig zwischen engen und stark gewundenen Thälern von sehr wechselnder Meereshöhe hinführt, namentlich während der Sommerhitze äußerst beschwerlich zu bereisen. Er schneidet, etwa 40 Km. von der Pforte Tu-schi-lu, die große Mauer zweimal, seine Meereshöhe schwankt zwischen 600 und 1550 M.; die in seiner Nachbarschaft befindlichen Berggipfel erreichen im Maximum eine Meereshöhe von nicht ganz 3000 M. Schneeberge, wie der noch auf neueren Karten stehende Pe-tscha, existiren in jener Gegend nicht. Die mittlere Luft-Temperatur des ganzen ausgedehnten Gebirgslandes wird nahezu 4,4° R. sein.

Nach 18tägiger Fahrt erreichte Fritsche die Missionsstation Bei-lei-gu am Ying-ging, später das chinesische Dorf He-schui, nahe an der Stelle, wo die chinesische Bevölkerung aufhört und die mongolische beginnt. Um nämlich nicht das Schicksal der Mongolen der Fürstenthümer Onhiot, Tschakhar und Jehol zu theilen, welche durch die Einwanderung der Chinesen aus ihrem eigenen Vaterlande verdrängt sind, erlauben die Fürsten der nördlich und westlich von He-schui wohnenden Mongolen keinem Chinesen, sich bleibend in ihrem Lande als Ackerbauer niederzulassen. Nur als Kaufleute leben Chinesen überall in der Mongolei zerstreut, indem die Mongolen sich nicht zu Kaufleuten zu eignen scheinen. Die Zahl der römisch-katholischen Christen in Si-wan-tse, Bei-lei-gu und He-schui beträgt im Ganzen etwa 3000 Seelen; sie leben hauptsächlich vom Ackerbau, auch theilweise von der Jagd, sind aber meistens arm, wenn auch reicher als die um sie wohnenden heidnischen Chinesen, weil das Opiumrauchen, Dank dem wohlthätigen Einfluß der

Priester, bei den christlichen Chinesen gar nicht vorkommt. Schon am ersten Tage nach der Abreise von He-schui erreichte Fritsche, vom 43. Breitengrad nach N. reisend, einen der größten, vielleicht den größten Quellfluß des Liao-ho, den Schara-Mureen. Seine Ufer sind sandig, sein Wasser trübe, und nur 500 M. üb. d. M., während He-schui noch 300 M. höher gelegen ist. Einen Tag später erreichte er den Tschagan-Mureen, dessen Laufe er in NNW.-Richtung fast bis zu seiner Quelle unter 44,5° Breite folgte, wo noch ein anderer Quellfluß des Liao-ho, der Oertsche-Mureen, entspringt. Der Tschagan-Mureen ist auf unseren Karten fälschlicher Weise Kara-ussu genannt, und sein oberer Lauf verkehrt gezeichnet, nämlich von WNW. nach OSO., während er fast von N. nach S. in jener Gegend fließt. Etwa unter der Breite 47,7 und 118° ö. L. v. Gr. stieg Fritsche über den Paß Tscholotu-dawán (1200 M.), und befand sich nun am W.-Abhange des von SSW. nach NNO. ziehenden niedrigen Randgebirges, auf einer welligen Steppe von 900 M. Meereshöhe, die sich von da bis zum Argun-Strome allmählig bis zu 600 M. abdacht. Mit dem Tscholotu-dawán endet das Fürstenthum Barin und beginnt das Fürstenthum Ude-Mitschin, in welchem die chinesische Sprache, bis dahin die herrschende, nicht mehr verstanden wird. In der weiten Steppe zwischen dem 45. und 50.° n. Br. fand Fritsche überall, durchschnittlich in einem Abstande von etwa 20 Km., Wasser zur Bereitung des Ziegelthee's, der in Verbindung mit Brod, Butter und Salz seine einzige Nahrung ausmachte. Dasselbe wurde häufig aus Brunnen entnommen, welche merkwürdiger Weise auf dieser langen Strecke fast genau dieselbe Tiefe, etwa drei M., hatten. Die Anzahl der Flüsse, welche er auf seinem Wege antraf, betrug nur fünf. Sie fließen meistens nach NW. und W.; zwei davon enden ihren kurzen Lauf in kleinen Salzsee'n nahe unter dem Meridian des großen See's Kulun-noor, die anderen ergießen sich vermittelst des Puir und Kulun-noors in den Argun. Flache Seebecken, welche, wenn sie gefüllt sind, süßes (Regen-) Wasser enthalten, sah Hr. Fritsche sehr häufig. Nur ein Becken jedoch enthielt Wasser: die anderen waren alle ausgetrocknet, indem man sich damals dicht vor der Regenzeit befand. Außer den spärlich vertheilten Jurten und der chinesischen Stadt Khailar befinden sich auf dem Wege zwischen 43° und 50° Br., im Lande der Mongolen Barin, Ude-Mitschin, Khalka, und der Solonen, die er der Reihe nach von S. nach N. durchwanderte, nur sieben Lama-Klöster, welche bei den Mongolen, wie es scheint, die Stelle der Städte vertreten. Die Mongolen dieser Gegenden werden von ihren eigenen Beamten regiert, nur der oberste Beamte der eben genannten chinesischen Vasallenländer, welcher in Khailar residirt, ist ein von Peking gesandter Mandschu. In der Stadt Khailar, dem Centrum für den Handel in der nordöstlichen Mongolei und, obwohl von der russischen Grenze am Argun nur etwa 120 Km. entfernt, den Russen bis dahin fast unbekannt, haben chinesische Kaufleute etwa 60 Läden; außerdem vertheilen sie ihre Waaren — Thee, Tabak, Brod, Sättel, Jurten ꝛc. — im Lande an einzelnen meist von einander abstehenden Punkten, wo sie sich häuslich — jedoch ohne Weiber — niedergelassen und namentlich Einrichtungen zur Fabrikation mongolischer Zelte getroffen haben. Die Mongolen bezahlen die chinesischen Waaren mit Rindvieh, Pferden und Schafen. Kameele, welche zwischen Kiachta und Peking in großer Menge von den Mongolen gehalten werden, kennen die Mongolen der von Hrn. Fritsche eingeschlagenen Straße zwischen Peking und dem Argun-Strome fast nicht. Wald hat er auf diesem Wege so gut wie nicht gesehen. In den von Chinesen bevölkerten Gegenden, bis zur Breite 43°, sah er nur geringe Reste von Wäldern und kleine Anpflanzungen in der Nähe der Dörfer; in der darauf nördlich folgenden Steppe nur einigemale Sträucher, erst bei Annäherung gegen die russische Grenze einzeln stehende Bäume, namentlich Tannen. (Verhandl. d. Gesellsch. f. Erdk. zu Berlin 1874, Nr. 1, S. 27—32.)

Die Mongolei nimmt das niedrigste Plateau zwischen Altai und Tian-Schan und den östlichen Theil zwischen Tian-Schan und Kün-lün ein; ihre durchschnittliche Höhe dürfte 600 M. kaum überragen; außerdem wird das mongolische Hochplateau von einer tiefen Einsenkung durchzogen. Von der Mongolenstadt Urga aus gegen SO. fortschreitend, erhebt sich jenseits des

Digitized by Google

Flusses Tola die wald- und wasserleere Bergebene oder die Gobi bis zu dem 1500 M. hohen Gebirge Darchan Oola. Das Land trägt bis hierher noch nicht den eigentlichen Charakter der Wüste, indem 0,60 bis 1 M. hohe Gesträuche die Bergabhänge bedecken. Man schildert die Gobi als ein in weiter Ausdehnung bedecktes Weideland, welches zahlreiche Viehheerden ernährt. Von hier beginnt die Senkung bis zum Mandal-Paß (1130 M.). Bei den Ruinen Olong Baisching wird die Senkung bedeutender und hier erblickt man eine aus dem flachen Boden sich erhebende, wagerecht geschichtete Mauer von Syenit, einen natürlichen Wall, welchen die Mongolen den „Gürtelfelsen" nennen. Er zieht sich in gerader Linie von O. gegen W. und scheidet auf's deutlichste die nördliche Mongolei von der mittleren, der eigentlichen Gobi, wo diese als Wüste im strengeren Sinne des Wortes auftritt. Steintrümmer und Geschiebe von Porphyr, Jaspis, Chalcedon und Carneol, zwischen denen Salzpflanzen wachsen, bedecken den Boden und hier beginnt das große Becken, dessen tiefste Punkte bei Ergi, Ude, Durma und Schabadurghuma liegen. Diese Senkung, die eigentliche Sandwüste oder Schamo der Chinesen, ist ein nicht aus Flugsand, sondern ein aus Sand mit Salztheilen geschwängert gebildeter Boden, der Grund eines ehemaligen Binnenmeeres, worin Arundo-Arten und fast alle Arten des Caspisee gedeihen. Von Durma südwärts erhebt sich der Boden wieder bis zur Höhe des Uferrandes dieses alten Meerbeckens und erreicht bei Tsagan-Balgasu 1370 M., mithin eine Höhe entsprechend der auf dem N.-Rande des Beckens bei Urga beobachteten. Die höchste Erhebung erreicht das Plateau kurz vor der großen Mauer, nämlich 1645 M., im Gebirge Chingan, von wo es sich allmählig nach Peking hinabsenkt. (Zeitschrift für Allg. Erdk. 1863, S. 355—356.)

Zwei Eingangspforten waren es hauptsächlich, die bis nun von den Reisenden in die Mongolei benützt wurden: nämlich Kiachta-Maimatschin im N. und Semipolatinsk in W.-Sibirien, wo die Straße aus den Bergwerks- und Hütten-Districten des Altai-Gebirges über Ust-Kamenogorsk nach der mongolischen Stadt Kobdo führt. Der erstgenannte Weg, die Linie Kiachta-Peking, durchschneidet die östliche Mongolei in fast nordsüdlicher Richtung und ist als Handelsstraße seit Jahrhunderten schon ziemlich gut bekannt.

Urga im Gebiete der Khalka- oder Chalchas-Mongolen und von diesen Kuren oder Takuren, d. h. „eingefriedelter Raum", genannt, liegt in 47° 55' n. Br. und 106° 41' ö. L. v. Gr., etwa 250 km. von der sibirischen Grenze bei Kiachta. Die Stadt ist das Mekka der buddhistischen Mongolen, denn in dem Kloster Urga's hat der Lama-König oder höchste Priester der Mongolen, der Guisson-Tamba, welcher so wie in Tibet der Dalai-Lama als fleischgewordener Gott verehrt wird, seinen Sitz, zu dem unzählige Pilger aus allen Theilen des buddhistischen O.-Asien wandern. Die Stadt selbst mit ihren unregelmäßig umherliegenden Häusern und ihrem Zeltbazar, in welchem viel Handel getrieben wird, gleicht eher einem Nomadenlager. In der westlichen Mongolei ist Uliassutai (2500 M.) das Centrum der Militärverwaltung. Den Weg von Urga aus dahin hat im Sommer 1868 der russische Consul Schischmarew erkundet. Er verließ Urga am 23. Juli und

gelangte am 3. August an den Fluß Bajantu, welcher zum Stromgebiete des See's Ike-Aral-Noor gehört. Vom Ufer dieses Flusses erblickte er zuerst den mit ewigem Schnee bedeckten majestätischen Otchon-Tengri; am 4. erreichte er das vor ihm von keinem Europäer betretene Uliassutai, am Flusse Bogdo, dort wo das Flüßchen Uliassutai sich in denselben ergießt, in reizender Gebirgslage; es liegt in einem tiefen Thale, das sich im O. durch eine enge Schlucht, vom Uliassutai durchströmt, öffnet; die Winde, welche fast den ganzen Tag hindurch wehen, machen es nur wenig besser als die Wüste; auf Kohl und Rüben beschränken sich fast alle Anpflanzungen. Auch ist das Klima sehr strenge, und der englische Reisende Rey Elias beobachtete während seines elftägigen Aufenthaltes im November 1872 selten über — 6° R. Uliassutai ist keine eigentliche Stadt, sondern eine Festung, im Ganzen nur 600 M. lang und 590 M. breit; sie ist von ziemlich hohen Pallisaden umgeben, die auf jeder Seite ein Eingangsthor und vier Thürme haben. Die Einwohnerschaft, etwa 4000 Köpfe, meistens Mongolen, besteht aus Beamten und Soldaten. Die Handelsgeschäfte gehen in einem Dorfe 1 Km. von Uliassutai vor sich, und zwar setzen die chinesischen Kaufleute ihre Baumwollenstoffe, ihren Plüsch und Tabak, ihr Leder gegen Schaffelle, Talg, Rinder, Pferde, Büffelhörner und Pelzwerk um. Doch soll der Handel der Stadt sehr gesunken sein und eine ungeheure Theurung herrschen.

Das Gebiet nördlich von Uliassutai und den Uebergang nach Sibirien hat Matussowski 1870 recognoscirt. Dieser verließ Uliassutai am 8. September und verfolgte die Wachtpostenstraße zur Kette des Tannu-Ola hin, überstieg dieses Gebirge bei einem heftigen Schneesturme und stieß hier auf die Quellen des Schuurmak, der zum System der linken Nebenflüsse des oberen Jenissei gehört, unterhalb des Vereinigungspunktes seiner Hauptzuflüsse, des Bei-Kchem und Kua-Kchem, und übersetzte denselben auf einem Floße. Von hier aus erreichte Matussowski in weiteren vier Tagen die russische Grenze und das erste russische Dorf Ussa (oder Ussy) am S.-Abhange der sajanischen Gebirgskette. Nach Matussowski's Erkundigungen müssen alle Wege von Minussinsk in die Mongolei diese bedeutenden Bergketten passiren, doch schien ihm der Tannu-Ola niedriger als das nördliche sajanische Gebirge; die Päße des ersteren bieten für Lastthiere keine besonderen Schwierigkeiten, während die schmalen Saumpfade des letzteren für beladene Kameele äußerst beschwerlich sind; namentlich die S.-Abhänge sind steil und steinig, stellenweise auch tief morastig und können nur mit leicht beladenen Pferden passirt werden. Der Wasserweg des Jenissei ist wieder wegen der häufigen Stromschnellen und unter dem Wasser liegenden Steine unbrauchbar. Von den auf mongolischem Boden zurückgelegten Strecken entwarf der verdienstvolle Topograph Wegekarten. Außerdem recognoscirte er den See Ike Aral Noor, eine der bedeutendsten Seengruppen der westlichen Mongolei, und brachte in Erfahrung, daß der im NO. von Kobdo liegende See Kirgis-Noor, obwohl von unbedeutendem Umfange, doch das Centrum des westmongolischen Bassins bilde, in welches die zahlreichen dortigen See'n und Flüsse ihre Gewässer ergießen, ferner daß die zwischen dem See Kyzyl-Basch und dem Schwarzen Irtysch oft behauptete hydrographische Verbindung nicht existire, wiewohl auch andererseits keine Gebirgskette dazwischen liegt. Eine bedeutende Erweiterung unserer Kenntniß der Mongolei brachte die Reise des Engländers Rey Elias, welcher 1872 das Land von O. nach W., von Peking nach dem russischen Altai durchquerte. Er begab sich nach Kalgan und von hier nach der belgischen Missionsstation Si-yin-tse. Weizen, Hafer, Hirse und hauptsächlich Mohn werden in dieser Gegend gepflanzt, und soll letzterer ein Hauptbeweggrund für die Chinesen sein, sich hier anzusiedeln. Verläßliche Nachrichten über den Opiumhandel waren nicht zu erhalten, doch ist soviel gewiß, daß ungeachtet der hohen Besteuerung er immer noch das einträglichste Geschäft in der Mongolei bildet. Die 240 Km. lange Straße nach Kwei-Hwa-Tschang, dem äußersten Endpunkte des von Uliassutai und vom Tian-Schan kommenden Handels, führt über etwas bergiges Grasland; etwa 65 Km. von der Stadt liegt ein 1770 M. hoher Paß, von dem man in ein Thal hinabsteigt, dessen Boden ein braungelber Löß bildet; zahlreiche Sprünge und Klüfte, oft 10 M. tief, durchziehen denselben. An der andern Seite der Hügel dienen diese Risse den Einwohnern als förmliche Wohnstätten. Kwei-Hwa-Tschang besteht aus zwei Städten und besitzt einen ausgedehnten Handel in Thee, Mehl, Hirse und Manufaktur-

Digitized by Google

artikeln, wie sie die Mongolen benöthigen, welche dagegen Vieh und Häute abgeben. Von hier aus besuchte Elias den nächstgelegenen Punkt am Gelben Flusse, Hokow, eine kleine geschäftige Stadt mit großen Vorräthen einer harten, schieferigen Kohle. Ein anderer Ausflug führte ihn nach Ku-ku-Jlikung, die letzte chinesische Niederlassung an der Wüste. Von Kwei-Hwa-Tschang gehen zwei Wege nach Uliassutai, eine offizielle und eine Karawanenstraße. Die mongolische Steppe bietet dem Reisenden nur wenig Abwechslung; Elias kam zuerst zum Stamme der Tumet-Mongolen, die höflich und freundlich sich erwiesen; sie besitzen einige wenige Heerden von Ziegen und Schafen. Der allgemeine Anblick der Wüste zeigt niedere Hügel mit dazwischen liegenden Thälern und Ebenen mehr steiniger als sandiger Natur, hier und da von niedrigen Felsenhügeln durchzogen und fast ohne Gras. Das beste Wasser wird in der Nähe dieser Hügel getroffen; hier ist es immer süß, während es in der Ebene häufig brakisch ist. Am 8. Oktober erreichte Elias den Fluß Onghin, sein nordwest-südöstlicher Lauf ist etwa 100 Km. lang und verliert sich dann in der Wüste. Im westlichen Marsche am S.-Abhange der schroffen, aus rothen und grauen Granitmassen bestehenden Kangai-Berge erreichte er den Tui, dann den Baitarik, den mächtigsten unter den Kangai-Flüssen; rings herum ist die Gegend wild und unfruchtbar; wilde Ponnies und Esel streifen in Rudeln zu 20—30 Stück umher. Am 25. Oktober lagerte Rey Elias am linken Ufer des Tschagan-Tokoi, der in einem nördlich von der Straße gelegenen Bergmassiv entspringt, anfangs südsüdwestlich, dann westlich und parallel mit einer anderen hohen Bergkette fließt, die Sirke genannt wird und einen wichtigen Zug in der geographischen Physiognomie des Landes bildet, da einzelne ihrer Gipfel das allgemeine Niveau um 1000—1300 M. überragen. Im NW. stoßt man auf den Gebirgsstock, aus dem der Uliassutai und Bujanta hervorkommen und der auf einem 2440 M. hohen Passe überschritten werden muß. Von Uliassutai zog Elias nach Kobdo zuerst längs des Jabkan-Flusses, dann überschritt er ihn, um an die S.-Ufer des Turgen-Ike-Aral zu gelangen. Zwischen beiden See'n läuft eine Bergkette, über welche die Straße nach Kobdo führt. Dieses liegt in einer weiten, steinigen, vegetationslosen Ebene und besteht aus einer offiziellen Stadt, die eine Lehmmauer umschließt, und einem offenen Handelsquartier im SO. Kobdo's Handel soll beträchtlicher sein als jener Uliassutai's; seine Einwohnerzahl beträgt etwa 6000, davon 3000 Mongolen und 1650 Soldaten. Die einzigen Anpflanzungen bestehen aus Rüben, Kohl und Opium. Ein 2750 M. hoher Paß führt von Kobdo nach der chinesischen Grenzstadt Suok, von welcher man über einen zweiten hohen aber nicht schwierigen Paß im Altai an den Tschu und nach Biisk gelangt. (Proced. R. geograph. Soc. Vol. XVII. Nr. 3. S. 184—193.)

Den SO. der Mongolei erschließen uns die merkwürdigen Wanderungen des russischen Stabscapitäns N. M. Prschewalski nach dem Lande Ordos und Alaschan. Dieser kühne Reisende zog 1871 von Kalgan aus gegen SW. gerade auf das Inschan-Gebirge los, welches am linken Ufer des mittleren Hoangho hinstreicht. Schon von der Kiachta'schen Karawanenstraße aus beginnt ein Wechsel in der Physiognomie der Gegend, die Berge werden höher, die Felsen häufiger, der lehmige, theilweise sandige Boden wird ärmer an Graswuchs. Noch weiter nach W. hin treten an die Stelle der Wiesen Steppen in den ausgedehnten Thälern; von Berieselung keine Spur, viele Meilen weit fehlt alles Wasser und die Mongolen sammt ihren Heerden sind von dem Wasser abhängig, welches sie in Brunnen ergraben. Die höchsten Gebirge, die über diesem Lande sich erheben, heißen Schara-chad und Suma-chad. Die Scenerie dieser Gebirge ist wild; in Suma-chad entdeckte Prschewalski das wilde Ammonsschaf (Ovis Argali) in Rudeln bis zu 15 Stück. Die Inschankette zieht als hohe steile Gebirgsmauer am linken Ufer des Hoangho hin und stürzt wild ab. Prschewalski besuchte nur das W.-Ende dieser Kette, welches die Mongolen „Muni-Ula", die Chinesen „Uljässan" nennen, fand für ihre absolute Höhe 2255 M. und erkannte ihren durchaus alpinen Charakter; die Inschan-Berge und der Hoangho, welch letzteren sammt dem Ordos-Lande man vom höchsten Gipfel des Muni-Ula prächtig überschauen kann, bilden eine ganz bestimmte Grenze in der Verbreitung der Säugethiere und Vögel. Vom Inschan-Gebirge schlug Prschewalski den Weg nach Bautu ein, einer Stadt am linken Hoangho-Ufer, von vier Mauern umschlossen; sie ist sehr bevölkert, recht schmutzig und unterhält lebhaften Handel mit der Mongolei. Den südlichsten und

größten der Hoangho-Zweige, Bagachatun genannt, mußte Prschewalski übersetzen, um in's Land der Ordos zu dringen. Parallel dem Hoangho zieht sich in 20 bis 24 Km. Entfernung auf der rechten Stromseite eine Flugsandregion hin, welche die Mongolen treffend „Kusuptschi", das Halsband, nennen und die in ihrer Oberflächengestalt an lang gestreckte Meereswogen erinnert. Bevölkerung im Ordos-Lande kommt nur im Hoangho-Thale bis etwa 120 Km. westlich von Bautu vor, weiterhin sieht man keinen Menschen mehr. Am linken Ufer des Hoangho liegt das Land Aläschan. Der größere Theil der weiten Flächen dieses Gebietes ist Wüste, Flugsand ohne Pflanzenwuchs, ohne Säugethier, ohne Vogel — leblose Oede. Der übrige Theil, wo dem Sande Lehm und Salz beigemischt sind, zeigt eine ärmliche, aber höchst eigenthümliche Vegetation. Auch die Bevölkerung erscheint nur spärlich zerstreut; etwa 20 Km. westlich von der Hauptstadt des Landes Dyn-juanj-in, wo ein eingeborner Fürst (Wan) residirt, erheben sich die Berge Aläschans. Die Gesammtlänge der Gebirgskette beträgt nach Aussage der Mongolen 240—250 Km.; sie ragt überall steil aus dem Hoangho-Thale empor und zeigt entschieden alpinen Charakter; der höchste Punkt im südlichen Aläschan, der Gipfel des Berges Bajan-zumbur, erreicht 4890 M. absoluter Höhe und erhebt sich 1770 M. über das Thalland Aläschans. Im N. Aläschans liegt das Gebiet der Uroten, welches sich zwischen Aläschan, dem Lande der Zachar- und Chalchas-Mongolen und dem Ordos-Lande ausbreitet. Der Boden erscheint gewellt, selbst hügelig und erreicht in gleichmäßiger Steigung bald 1770 M., überragt demnach die Flächen Aläschans um 700 M., das Hoangho-Thal um 750 M. Vom letzteren wird das Plateau der Uroten durch eine hohe Randkette schroff abgeschieden.

§. 13. Hochasien.

Unter dieser Bezeichnung verstehen wir jenen centralen Theil des asiatischen Festlandes, welcher im N. vom Gebirgssystem des Tian-Schan, im S. aber von jenem des Himalaya begrenzt wird, welch letztere Kette in ihrem verzweigten Inneren die höchsten bisher gemessenen Spitzen der Erde birgt. Nördlich vom Himalaya verzeichnen unsere Karten noch zwei weitere große Ketten, die Karakorum- und Kün-lün-Gebirge, welche im Allgemeinen mit dem Himalaya zwar parallel streichen, nicht aber, wie bislang geschah, als besondere Gebirgssysteme gedacht werden dürfen. So wie es im N. nur ein Gebirgssystem gibt, jenes des Tian-Schan, so füllt auch nur ein einziges Gebirgssystem, der Himalaya, den ganzen weiten Raum zwischen O.-Turkestan und Indien. Karakorum und Kün-lün haben wir demnach als zum Himalaya gehörig zu betrachten und können diesen Namen deßhalb nur mehr die Bedeutung von untergeordneten Ketten zugestehen, welche von einander, wie dies auch im Tian-Schan der Fall, durch breite Hochebenen getrennt werden. Bei den mittelasiatischen Gebirgen sind, wie sich immer mehr herausstellt, nicht die mit hohen Spitzen besetzten Landrücken, sondern die breiten Hochflächen das Charakteristische. Solche sind das Becken des Tarym,

der sich in den am 11. Februar 1877 zum ersten Male von eines Europäers (Prschewalski) Auge geschauten Binnensee Tarym-gol oder Lop-Noor ergießt, oder das Land, welches wir kurzweg O.-Turkestan nennen, von den Chinesen Ili oder das Westland geheißen, dann Tibet und Kaschmir (Kleintibet), welche beiden letzteren nichts anderes sind als große Hochebenen des Himalaya-Systems. Dieses besitzt im NW. und W. Fortsetzungen in zwei Gebirgen, die man ebenfalls als gänzlich selbständige sich vorstellte; es sind dies der Hindu-kuh im W., der das Stromgebiet des Amu-Derja von den afghanischen Gewässern scheidet, und die Pamir, welche vom Pusch-i-Kahr (Eselsrücken), dem nordwestlichsten Gebirgsstock des Karakorum, wo sie sich mit dem Hindu-kuh verbindet, gegen N.-W. bis zum Tian-Schan sich erstreckt. Hindu-kuh und Pamir bilden demnach so zu sagen einen gegen NW. geöffneten Winkel und lassen sich in ihrem Zusammenhange mit dem Himalaya etwa als ein schief gestelltes Ypsilon (⅄) denken; der zwischen den beiden oberen Armen des Ypsilon eingeschlossene Winkel ist das Gebiet des oberen Amu, der das westliche Turkestan bewässert, — hier liegen die Landschaften Wakhan, Badachschan und Kunduz, südlich vom Hindu-kuh Tschitral und Kafiristan oder das Land der Siyah-Posch und am Knotenpunkte das Land der Darden. Wir wenden uns zunächst dem Gebirgssysteme im N., dem Tian-Schan oder Himmelsgebirge zu, welches Hochasien von den nördlich vorgelagerten Vorstufen der Dsungarei und W.-Mongolei scheidet.

Es ist schwer zu sagen, wo der Tian-Schan anhebt, wo er endet. Im Allgemeinen wird man die Höhenzüge, welche im O. von den Städten Tschemkend und Samarkand in der russischen Provinz Turkestan beginnen, schon dem Tian-Schan-Systeme beizählen dürfen. Dieses besteht nämlich aus mehreren meist parallelen Ketten, die beiläufig in der Richtung von W. nach O. streichen und zwischen die das westliche Tiefland in langgestreckten Zungen nach O. hineingreift. Ein Blick auf die Karte lehrt uns diese Ketten als die Scheide zwischen der Dsungarei und jener Hochebene O.-Turkestan erkennen, wo ein asiatischer Eroberer seit einigen Jahren ein mächtiges Reich gestiftet hat. Der von O. nach W. fließende Ili-Strom im N. und der in umgekehrter Richtung zum Binnensee des mongolischen Lop-Noor sich schleppende Tarym im S. bezeichnen beiläufig den Abschnitt, auf dem sich zwischen 40 und 45° n. Br. die Himmelsberge emporthürmen.

Die nördlichste Parallelkette des Tian-Schan führt den Namen transilischer Ala-Tau und findet ihre Fortsetzung nach O. im Nan-Schan bei Kuldscha, nach W. aber in einer langen, am Talaß-Flusse entlang ziehenden Kette, den gegen W. zu immer höher hinan bis zu 4572 M. ansteigenden Ale-

xandrowski-Bergen. Der transiliſche Ala-Tau gliedert ſich ſeinerſeits wiederum in eine N.- und eine, S.-Kette. Beide werden durch ein tiefes Thal von einander geſchieden, aber in der Mitte durch ein Querjoch mit einander verknüpft, worauf der dreiköpfige Rieſe Talgarnyn-Tal-Tſchoku in der Höhe des Montblanc aufragt. Das tief eingeſchnittene Thal, welches durch dieſen Bergknoten eigentlich in zwei Theile, einen weſtlichen und einen öſtlichen, zerlegt wird, dient zwei, natürlich in entgegengeſetzter Richtung fließenden Gewäſſern, der großen Kebin und dem Tſchilik, zum Bette. Der S.-Fuß der transiliſchen S.-Kette badet ſich im Becken des großen Gebirgsſee's Iſſi-Kul; die Oberfläche des ganzen Baſſins übertrifft das Großherzogthum Oldenburg, die Nebenländer abgerechnet. Die Ufer des Iſſi-Kul, in den etwa 40 verſchiedene Gewäſſer münden, ſind wenig gaſtlich und einladend, meiſt ziemlich öde und nur an einzelnen Stellen für den Aufenthalt der Kirgiſen geeignet. Das nördliche führt die Bezeichnung Kungei, das ſüdliche hingegen den Namen Terskei, und hier ragt eine gewaltige ſchneegekrönte Kette auf, jene des Temurtu-Tagh oder des eigentlichen Tian-Schan. Von allen Seiten von Hochgebirgen umkränzt, iſt alſo der Iſſi-Kul ein rieſiger Alpenſee in der vollen Bedeutung des Wortes. Die gewaltigſten Erhebungen des Tian-Schan, welche man bisher kennt, liegen in jenem centralen Theile, dem Temurtu-Tagh. In dieſer Kette thürmt ſich wahrſcheinlich als höchſter Gipfel des ganzen Syſtems der etwa 6100 M. hohe Tengri-Chan, der „König der Geiſter“, inmitten eines Stockes von Rieſengletſchern empor. Im S. wird die völlig kahle, unbewaldete und unbewohnbare Kette durch das Thal des Narym oder oberen Syr-Derja begrenzt, welches mit der ſüdlichen Uferlinie des Iſſi-Kul ſo ziemlich parallel lauft und in das ſechs Paßübergänge hinüberführen. Der beſte dieſer Päſſe iſt der Barskaun-aſſu an dem öſtlichen und der Kyzart am weſtlichen Ende. Vom Stocke des Tengri-Chan abgeſehen, ſcheint indeß die höchſte Anſchwellung des Tian-Schan an ſeinem S.-Rande zu liegen, welchen die 5100 M. hohe Kok-Kija-Kette gegen das warme O.-Turkeſtan hin bildet. Zwiſchen ihr und dem Temurtu-Tagh hat man den Rücken des Tian-Schan-Syſtems in ſeiner ganzen Breite zu überſchreiten. Dieſer Rücken, Syrt in der Sprache der Kirgiſen, iſt ein breites, ausgedehntes Hochland, deſſen Ebene ſich in einer ſehr beträchtlichen abſoluten Höhe ausbreitet und aus dem einzelne Spitzen und Ketten in noch höhere Regionen des Luftmeeres emporſteigen. Dieſe aufgeſetzten Zwiſchenmauern theilen die geſammte Bodenerhebung in mehrere kleinere Hochplateaux, worunter das Thal des Narym und jenes des ſüdlicher liegenden Akſai der Länge und Breite nach die bedeutendſten ſind. Das Hochthal des von W. nach O. fließenden Akſai, der im unteren Laufe den Namen Kokſchal empfängt, darf man als die breiteſte und umfangreichſte Hochebene des Tian-Schan bezeichnen. (Siehe Hellwald. Centralaſien. S. 139—172.) Ueber das O.-Ende des tief in die Mongolei ſich hineinerſtreckenden Tian-Schan ſind wir nur ſehr mangelhaft, faſt gar nicht unterrichtet; erſt in den letzten Jahren ſind Europäer, ausſchließlich Ruſſen, in jene Gebiete gedrungen; obenan ſteht Sosnowski, welcher 1875 vom Yang tſe kiang in China nach den Städten Khami und Barkul wanderte, die am O.-Ende des Tian-Schan liegen; von dort ging er über Hutſchen, dem N.-Fuße des Tian-Schan entlang, nach dem Tſaiſang-See und Semipolatinsk. Darnach hebt ſich der Tian-Schan an ſeinem O.-Ende weit bedeutender als man bisher annehmen durfte. Im Allgemeinen ſtellt ſich das Himmelsgebirge (auch Bo-ſchan, d. h. weißes Gebirge genannt) als eine ununterbrochene Kette dar, welche ſich von den nordöſtlichen Theilen des Bezirkes Chami durch Alt-Turfan und die Dſungarei nach W. zieht und ſich dann ſüdweſtlich wendet zur Vereinigung mit dem chineſiſchen Tſing-ling oder Zwiebelgebirge. Auf der ganzen Strecke hat die Kette verſchiedene locale Benennungen. (Zeitſchr. der Geſellſch. f. Erdk. Berlin 1875. S. 405.)

Im S. dieſes mächtigen Gebirgsſyſtemes breitet ſich O.-Turkeſtan oder Kaſchgarien aus, wie es auch nach dem Namen der Hauptſtadt genannt wird, eine weite, 1300—1400 M. hohe, vom Tarym, dem von W. her der Kaſchgar-Derja zufließt, bewäſſerte Hochebene, auf drei Seiten von Hochgebirgen umgeben, auf der vierten Seite durch die Wüſte Gobi

ed by Google

von der Außenwelt abgeschieden. Früher China unterworfen, schüttelte es das fremde Joch im Jahre 1864 ab, und ein Bauernsohn, der sich als kühnster Parteiführer die Krone erkämpfte, saß bis vor wenigen Monden auf dem Throne von Kaschgar. Diese Stadt ist von bedeutendem Umfange, enthält eine Bevölkerung von ungefähr 80,000 Einwohnern und ist mit Gräben und Lehmwällen befestigt. Aber noch größer ist Jarkand mit einer Bevölkerung von 120,000 Seelen. Als große Manufakturstadt mag hier noch das zwölf Tagreisen östlich von Jarkand gelegene Khotan oder Eltschi genannt werden, das erst 1866 von dem englischen Reisenden Johnson besucht ward und bei 40,000 Einwohner zählt.

Die großen Städte O.-Turkestans werden gewöhnlich von Citadellen beherrscht, die in einiger Entfernung außerhalb der Stadt liegen und früher von den chinesischen Besatzungstruppen bewacht wurden. Die äußere Erscheinung dieser Städte ist einförmig und düster. Da die Minarete an den Moscheen fehlen — nur in Jarkand befindet sich ein Thurm auf der alten Moschee Registan — und da die Häuser niedrig sind und flache Dächer haben, so sieht der Reisende, wenn er sich der Stadt nähert, nur Lehmmauern von gleicher Farbe mit dem Erdreich der Umgebung und an den Ecken leichte, würfelartige Thürme von chinesischer Bauart. Stein wird nirgends zum Bauen verwendet, ist auch im ebenen Lande nicht zu haben; wegen dieses Mangels an steinernen Bauwerken findet man auch nirgends Inschriften oder Alterthümer, welche Licht auf die frühere Geschichte des Landes werfen könnten. Alle Städte O.-Turkestans sind von Mauern umgeben, die gegen oben sich verjüngen; an den Thoren und Mauern und in den Winkeln sind Contreforts angebracht. Die Straßen sind unregelmäßig und eng, nur in den Hauptstraßen kann eine zweirädrige Araba (Fuhrwerk) passiren. Die Läden, Garküchen, Badestuben sind offene Buden und befinden sich an den beiden Seiten der Hauptstraßen, d. h. derjenigen, welche von den Stadtthoren nach dem großen Marktplatze im Mittelpunkte der Stadt führen. Die Wichtigkeit von O.-Turkestan erklärt sich aus dem Umstande, daß dieses neuerstandene muhammedanische Reich, dem indessen in der Gegenwart wieder der Untergang droht, zwischen den äußersten Grenzlinien des russischen und englischen Einflusses liegt. Hier begegnet sich Rußlands und Englands asiatische Politik.

Eines der dunkelsten Gebiete mittelasiatischer Geographie ist bis zur Stunde noch jenes, welches Kaschgarien im W. von den russischen Besitzungen Turkestans trennt. Ist O.-Turkestan an sich schon ein bedeutendes Hochland, so thürmt sich doch hier ein noch weit gewaltigeres Gebirgsmassiv auf, welches die Verbindung zwischen dem Tian-Schan und Himalaya-Systeme vermittelt. Das Innere dieses Massivs ist noch sehr wenig erforscht, so viel darf man indeß als gewiß annehmen, daß es hauptsächlich den Charakter einer großartigen Plateaulandschaft trage, welche man gemeiniglich als die Pamir-Hochebene bezeichnet. Die auf diesen kalten Gefilden umherziehenden Kirgisen nennen sie passend ob ihrer Höhe Bam-i-duniah, „das Dach der Welt".

A. v. Humboldt dachte sich in der Gegend der Pamir die hohe isolirte Kette des Bolor- oder Belut-Tagh, des Wolkengebirges, welches als Querriegel nord-

ſüdlich zwiſchen dem weſtlichen und dem öſtlichen Turkeſtan ſich erhebe. Von den W.-Flanken dieſes Gebirges kommt der Amu-Derja herab und die Forſchung nach deſſen Quellen eröffnete zuerſt einen Einblick in die wahre Natur der Pamir. John Wood war es, welcher 1838 die Quellen des Amu in dem halbmondförmigen See Sary-kul (Gelber See), 4755 M. über der Meeresfläche entdeckte. Auf drei Seiten nur von niedrigen Hügeln umrahmt, ragen im S. des See's hohe Berge bis etwa zu 5790 M. auf; es ſind die öſtlichſten Spitzen des Hindu-kuh, der hier an den Puſcht-i-Kahr ſich anſchließt. Der Amu fließt aus dieſem See zuerſt in engem Thale gegen W. durch die froſtige Landſchaften von Wakhan nach dem etwas tiefer gelegenen Badachſchan; dort macht er eine jähe Wendung nach N., um nach Aufnahme des von der Pamir gleichfalls herabkommenden Surchab in weitem Bogen über W. nach S. ſich zu wenden. Auf dem größten Theil dieſes Laufes durchſchneidet er das Gebiet der Pamir, welche in einer Linie ziemlich parallel mit dem 70.° ö. L. v. Gr. ſich aus der allmählig anſteigenden Fläche Bochara's erhebt. Badachſchan und Wakhan liegen ſchon innerhalb des Pamirgebietes und zwar an den nördlichen Abſtürzen des Hindu-kuh, der es, wie geſagt, im S. abſchließt. Das Innere birgt außer dem genannten noch mehrere See'n; im N., am rechten Ufer des Surchab liegt die Landſchaft Karategin am S.-Fuße mächtiger Gebirge, welche die Pamir im N. begrenzen und von dem Becken des Syr-Derja trennen. Dieſe nördlichen, gegen W. ſtreichenden Ketten bilden den S.-Rand Ferghana's, des ehemaligen Chanates Chokand, und führen die Benennung Alai-Tagh; die weſtliche, bis in die Nähe Samarkands reichende Fortſetzung iſt der Karatſche-Tau und zwiſchen dieſem und der ſüdlicheren parallelen Hiſſar-Kette bricht der Zeraſſchan durch ein enges Hochgebirgsthal aus einem Rieſengletſcher des Alai hervor, welches Gebirge die coloſſale Höhe von 5790—6090 M. erreicht. Durch den Terek-Dawan ſteht der Alai nach O. hin mit der ſüdlichen Hauptkette des Tian-Schan in directer Verbindung. Sowie dieſer aber noch verſchiedene ſüdliche Vorlagen beſitzt, ſo zeigt ſolche auch der Alai. An ſeinem S.-Fuße dehnt zuerſt ſich das 2430 M. hohe Alai-Plateau oder Daſcht-i-Alai aus, welches nach O. immer breiter wird und in dieſer Richtung den Anblick einer endloſen, ebenen Steppe darbietet, die zwiſchen Bergen dahinzieht und ſich immer mehr erweitert. Südwärts aber wird das Alai-Plateau von den ungemein hohen Bergen des Transalai begrenzt; ihre mittlere Kammhöhe wird kaum niedriger als 6500 M. anzunehmen ſein, die Gipfel erheben ſich aber höher und einige der Piks mögen nicht unter 7600 M. hoch aufſteigen. Was die Großartigkeit der Erſcheinung betrifft, ſo bietet nach Ausſage des Erforſchers jenes Gebietes, A. Fedſchenko, ganz Turkeſtan in ſeiner Gebirgswelt nichts Aehnliches. Hinter, d. h. ſüdlich von dieſen transalaiſchen Bergen liegt nun die eigentliche Pamir, in welche mehrere Päſſe hinabführen. Gegen O., d. i. nach Kaſchgarien zu, wird der Abfall der Pamir nach der Schilderung der Engländer Hayward und Shaw durch das höchſt maleriſche Kyzylyart-Gebirge gebildet, deſſen Gipfel zwiſchen 6000—6300 M. ſchwanken. Den höchſten darunter, den Taghalma, ſchätzt Hayward auf 6325 M. Der ſchroffe Abfall des Gebirges gegen O., nach der kaſchgariſchen Hochebene, läßt vermuthen, daß alle See'n der Pamir ſich nach W. ergießen und jener Gebirgskamm die Waſſerſcheide bilde. Der Aſiate Mirza-Sudſcha, welcher 1868 die Pamir in ihrem ſüdlichen Theile von W. nach O. durchquerte, fand als ſüdliche Fortſetzung dieſes Kyzylyart das Tſchitſchik-Gebirge, durch welches er in dem 4570 M. hohen gleichnamigen Paſſe nach Kaſchgarien hinabſtieg. Hr. Fedſchenko war indeß der Anſicht, daß der Kyzylyart und ſeine angeblichen ſüdlichen Fortſetzungen nicht der O.-Rand der Pamir ſei, ſondern vielmehr in der Richtung von O. nach W. ſtreiche. Die Quellgebiete des Amu, ſowie der kaſchgariſchen Flüſſe beſtehen nach ſeiner Auffaſſung aus parallelen Ketten mit dazwiſchen liegenden Hochebenen. Schematiſch hätte man ſich alſo die Pamir als eine Reihe hinter einander liegender, paralleler, von O. nach W. ziehender Ketten zu denken. Dieſe eine Zeitlang geltende Auffaſſung hat nun durch die Mittheilungen des engliſchen Capitän Trotter und die neuerlichen Forſchungen des ruſſiſchen Oberſten Koſtenko einen heftigen Stoß erlitten. Ja, wenn dieſelben ſich beſtätigen, ſo iſt kein Zweifel, daß die Fedſchenko'ſchen Anſchauungen wieder gänzlich verlaſſen werden müſſen. Koſtenko überſtieg nämlich im Juli 1876 die Transalai-Kette und betrat — der erſte Europäer — die eigentliche Pamir von

Digitized by Google

N. her. Schon von der Höhe des Kyzylyart-Passes im Transalai konnte er ganz Pamir, in dessen südlichem Theile der malerische, blaue See Kara-Kul liegt, überschauen, dann besuchte er den See selbst, über den bisher blos Hypothesen existirten, und unternahm eine Recognoscirung in der Richtung zur kaschgarischen Grenze bis zum kleinen See Ran-Kul. Zwischen diesen beiden See'n erhebt sich der 3500 M. hohe Berg Us-bel, die Wasserscheide zwischen dem Kara-Kul und den Flüssen, die den Tarym-gol bilden. Von der Spitze dieses Berges eröffnet sich ein großartiger Anblick nach O. auf ein weit über die Schneegrenze hinaufragendes Gebirge, welches das Thal des Kaschgar-Derja abschließt und kein anderes als Haywards Kyzylyart sein kann. Kostenko schätzt diese Berge auf 7620—7920 M. Seehöhe und schlägt für sie den Namen Constantinow'sches Gebirge vor. Die Charakteristik dieser Gegend faßt Hr. Kostenko in Folgendem zusammen: Das Transalaigebirge hat das Aussehen einer Alpenkette. Es bildet die nördliche Grenze von Pamir. Hinter diesem Gebirge beginnt ein Hochplateau, welches nach allen Richtungen hin von Bergrücken durchzogen ist, von denen die wenigsten die Schneeregion erreichen. Die Ebenen, Thäler, Schluchten, sowie die Bergrücken selbst, liegen nicht in einer bestimmten Richtung, sondern sind wie durcheinandergeworfen. Die Thäler sind nicht breit (2—3 Km.), auch zweigen sich häufig Nebenthäler von ihnen ab. Die ganze Gegend ist baum- und strauchlos, selbst Gras wächst nur an einzelnen kleinen Stellen, an den Ufern der Bäche, wo es bisweilen sehr dicht und üppig erscheint und so dem Vieh der Nomaden einige Nahrung gewährt. Die Berge bestehen aus weichem Gestein, und sind daher die Pässe weniger steil und leichter zu überschreiten, wie überhaupt sämmtliche Wege in Pamir leidlich gut sind. Die von den nicht hohen Bergen herabkommenden Bäche und Flüßchen sind in der Regel nicht reißend und bieten daher auch beim Ueberschreiten keine Schwierigkeiten dar. Der Boden besteht entweder aus steinigem Sande oder sandigem Lehm, oder sandigen Salzlachen, oder auch aus reinen Salzlachen, die, wenn sie erst vor Kurzem ausgetrocknet sind, mit einer wie Schnee blitzenden Magnesiaschicht überzogen sind. Bisweilen sind auch feuchte Stellen anzutreffen, auf denen stets ein niedriges aber dichtes Gras wächst. Auf Plätzen, wo der Boden Eindrücke aufnehmen konnte, waren Fährten von Gemsen, Hasen, Wölfen, Füchsen und Hirschen zu sehen. Der Steinbock (Ovis polii) ist unzweifelhaft früher hier sehr zahlreich vorgekommen, aber der gänzliche Mangel an frischen Fährten, sowie die zahllose Menge überall umherliegender großer schwerer Hörner dieser Thiere berechtigen zu der Annahme, daß sie nach der Seuche, welche im Jahr 1869 unter ihnen herrschte, scheinbar ausgestorben sind. Bären und Tiger wurden nicht angetroffen; aus der Vogelwelt wurden: Adler, Geier, Raben, rothschnabelige Dohlen und sehr vieles kleines Geflügel gesehen. Trotz des rauhen Klima's wird die Pamir dennoch im Sommer von den Nomaden der kaschgarischen, schugnanischen, karateginschen und anderer Gebiete besucht. Alle diese Nomaden beschäftigen sich ausschließlich nur mit Viehzucht. Im Sommer sind die Tage heiß, die Nächte dagegen kalt. Anfang August sinkt die Temperatur hier schon bis zu 4° R. herab. Im Winter erreicht die Kälte einen sehr hohen Grad, und sie ist es, welche die Nomaden zwingt, in niedrigere Regionen herabzusteigen. Die Winde sind in der Regel sehr scharf; ihre Richtung hängt von der Lage der Thäler ab. Die dünne Atmosphäre erschwert dem Menschen, sogar während des Sommers, ebenfalls den Aufenthalt, wenn gleich die Erzählungen von ihrem schädlichen Einfluß oftmals übertrieben sind. Es unterliegt keinem Zweifel, daß vollblütige Menschen hier an Nasenbluten leiden, auch Ohnmachten unterworfen sind; bei der Mehrzahl aber äußert sich der Einfluß dieser Atmosphäre in erschwertem Athmen und zeitweiligen Brustbeklemmungen; indeß gewöhnt man sich auch an diese Luft.

Die Gebirge im S. der Pamir sind nach W., wie wir wissen, der Hindu-kuh, nach O. die Ketten des Himalaya-Systems, welche auch O.-Turkestan und die Wüste Gobi im S. begrenzen. Die nördlichste dieser Ketten ist der Kün-lün oder das Aneuta-Gebirge, welches um den 36.° n. Br. oscillirend nach O. streicht. Da die Existenz des Kyzylyart und dessen Fort-

setzung nach S., der Tschitschik, nunmehr gesichert erscheint, so werden wir kaum fehlgehen, wenn wir den Künlün als eine Fortsetzung dieser beiden betrachten. Darauf folgt südwärts der hohe Karakorum und endlich die Hauptkette des Himalaya selbst. Alle drei ballen sich im W., d. h. gegen den Puscht-i-Kahr hin, enge zusammen, so daß sie hier eine Reihe auf einander folgender Ketten mit parallelen engen Flußthälern darstellen, unter welch letzteren jenes des Indus den ersten Rang behauptet. Dieses durchwegs gebirgige Indusgebiet ist Kleintibet oder Kaschmir, über welches sich noch die Herrschaft der in Indien ansässigen Briten erstreckt. Westlich vom Indus, welcher nach seiner Ablenkung gegen S.-O. gewissermaßen das Himalayagebiet von jenem des Hindu-kuh scheidet, birgt der Winkel im S. der Pamir, zwischen der indischen und afghanischen Grenze, die wenig bekannten Thäler Kafiristans, Tschitrals, Gilgits und Dardistans. Oestlich von Kleintibet hingegen spalten sich die Ketten des Himalaya immer weiter auseinander und lassen zwischen Kün-lün im N. und der südlichen Hauptkette Raum für die gewaltige Hochebene Bodyuls oder Tibets, die sich bis in die unbekannten Gebirgsregionen des südöstlichen China erstreckt. Wir wollen im W. beginnend über diese Gebiete eine flüchtige Ueberschau halten.

Die südlichen Thäler des Hindu-kuh bis zum Indus und Kabul führen keine gemeinsame Benennung. Der Oesterreicher Dr. G. W. Leitner, der hauptsächlichste Erforscher dieses unwegsamen Gebietes, schlägt dafür den Namen Dardistan vor, abgeleitet von den Dardu oder Darden, welchem Stamme alle die einzelnen Völkerschaften dieser Thäler angehören.

An der N.-Grenze Dardistans dehnen sich die usbekischen Länder Badachschan und Kunduz aus; im S. läuft der Kabul, Dardistan von Afghanistan trennend. Viele Ströme durchziehen das Land, gleich dem Adersysteme eines Blattes nach O. und W. fließend und in fünf bedeutende Flüsse sich ergießend, die dann das Land durchschneiden. Der bedeutendste und östlichste dieser Flüsse trennt Kafiristan von der Landschaft Kaschgar, heißt bei seinem Einflusse in den Kabul Kama, weiter aufwärts Kumar und an seinen Quellen Kaschgar oder Tschitral. Viele kleine Ströme, aus den tiefen Schluchten und gähnenden Abgründen der Seitenthäler als reißende Bergwasser hervorbrechend und vom Gipfelschnee der Berge gespeist, schwellen die größeren Flüsse, welche zur Zeit der Schneeschmelze nur auf Flößen passirbar sind. Zu beiden Seiten der Flüsse dehnen sich reiche Alluvialebenen aus. Temperatur und Klima wechseln sehr, da die Höhenunterschiede bedeutend sind. In den höheren Gebirgen fällt die Sommerhitze selten beschwerlich und in den Wintermonaten liegt der Schnee mehrere Wochen lang. Die tiefer gelegenen Thäler bleiben vor den scharfen Winterstürmen geschützt, und obgleich von hohen, ewig schneebedeckten Bergen umrahmt, wird doch die Hitze vom Juni bis in den August sehr drückend. Heftige Schneestürme sind im Winter sehr häufig; dann werden die Pässe ungangbar, und aller Verkehr zwischen den einzelnen Thälern ist auf Wochen abgeschnitten.

Die Bewohner dieses Gebietes sind wie gesagt die Dardu oder Darden, unter welchen im engeren Sinne blos das Volk im Berglande von Schinaki, im weiteren aber nicht nur die Stämme der Tschilasis, Astoris, Gilgitis und Dureylis,

ſondern auch das Volk von Gunza, Nagyr, Tſchitral und die Siya-Poſch Kafiriſtans zu verſtehen ſind. Gilgit liegt im W. des Indus, Tſchilas im SW. von Gilgit, Tſchitral näher dem Hindu-kuh. Die Gebiete der Gunza und Nagyr liegen an einem Zufluſſe des Gilgit, der in den Indus mündet. Weſtlich von Gilgit bis an die Grenze Afghaniſtans endlich wohnen in ſchwer zugänglichem Gebirgslande die verſchiedenen Stämme der Siya-Poſch Kafirs. Die Namenzerſplitterung bei dieſen kleinen Bergvölkern iſt ungeheuer, und eben ſo arg iſt die Verwirrung in den Sprachen und Religionen. Unter dieſen Darduvölkern iſt aber keines intereſſanter als jenes der ſogenannten Siya-Poſch oder Schwarzbeinler, deren Unterwerfung zu allen Zeiten oft, aber ſtets erfolglos verſucht worden; ſie blieben unabhängig bis auf den heutigen Tag und wahrten ihren alten heidniſchen Glauben. Die Geſichtszüge der Kafir ſind ganz europäiſch und ſehr intelligent; ſowohl blaue als ſchwarze Augen kommen vor, die Augenbrauen ſind gewölbt, die Lider lang, die Stirn iſt offen und breit; die Farbe des Haares wechſelt von Schwarz bis Hellbraun. Die Geſtalt beider Geſchlechter iſt hübſch und recht ſchlank. Die Siya-Poſch theilen ſich in 18 Stämme, die übrigens durch die Kleidung ſich nicht unterſcheiden; ihre Städte und Dörfer — denn die Kafir wohnen niemals in Zelten — liegen meiſt am Bergeshang und zählen mitunter 400—500 Häuſer. Die Siya-Poſch ſind gute Viehzüchter und beſitzen bedeutende Heerden von Rindvieh, Schafen und namentlich Ziegen; alle lieben den Wein; ſie ſind gegenwärtig mit Feuerſteinflinten verſehen, die wahrſcheinlich aus ruſſiſchen Fabriken ſtammen; ihre Raubzüge ſind aber meiſt nur Repreſſalien gegen die Einfälle der Muhammedaner. Die Religion iſt ſehr einfach und reiner Götzendienſt, und hat, beim Mangel einer Schriftſprache, auch kein ſtrenge ausgearbeitetes Syſtem. Viele Gebräuche erinnern an jene der Parſis, zu denen die Siya-Poſch wohl in verwandtſchaftlicher Beziehung ſtehen. Sie reden, obwohl in verſchiedenen Dialecten, eine dem Sanscrit ſehr nahe verwandte Sprache und ſcheinen daher Ueberreſte der Ureinwohner der Länder am Kabul und im heutigen Afghaniſtan zu ſein, was auch durch hiſtoriſche Schriften in afghaniſcher Sprache und von anderen muhammedaniſchen Schriftſtellern beſtätigt wird.

Das Gebiet des oberen Indus, wahrſcheinlich das großartigſte Hochgebirgsland der Erde, bildet das Reich Gholab Singhs, allgemein bekannt unter dem Namen Kaſchmir, obgleich letzteres nur einen kleinen Theil des weiten Raumes darſtellt, über das der „Maharadſchah“ (Großkönig) von Kaſchmir gebietet, und von deſſen Ausdehnung die wenigſten Europäer vermuthlich einen genauen Begriff beſitzen. Das Territorium des Maharadſchah, welcher ſich im Vertrage zu Amritſar am 16. März 1846 unter die Oberherrlichkeit der Engländer ſtellte, begreift eine große Mannigfaltigkeit des Klima, der phyſikaliſchen Merkmale und der Racen in ſich, da es von den heißen Ebenen des Pandſchab bis zu den unermeßlichen Gletſchern und dem ewigen Schnee der höchſten Himalaya-Gipfel ſich erſtreckt und Menſchen von ariſcher wie von ural-altaiſcher Abſtammung, ſowie von muhammedaniſchem, buddhiſtiſchem und brahmaniſchem Glauben in ſich ſchließt. Im Allgemeinen aber iſt das Land gebirgig und zwar in ſo hohem Grade, daß man ſich ordentlich wundert, wie für die Bevölkerung Raum überhaupt noch übrig bleibt. Zu Kaſchmir gehört der Diſtrict Dſchamu, welcher ſtrenge genommen ein beſſeres Anrecht hätte, dem Lande den Namen zu geben, da in der Hauptſtadt dieſes Diſtricts der Maharadſchah ſeine Reſidenz aufgeſchlagen hat. Dſchamu liegt

Digitized by Google

ganz nahe an der ſüdlichen Grenze Kaſchmirs, an einem Zweige des Tſchinabfluſſes, der dem Indus zuſtrömt. Außer Dſchamu und Kaſchmir umfaßt das Reich, deſſen Areal auf etwa 176,000 □Km. geſchätzt wird, noch die Gebiete von Le oder Ladakh, Baltiſtan oder Kleintibet mit der Hauptſtadt Iskardo am Indus, und Gilgit.

Vom Standpunkte ſeiner phyſikaliſchen Beſchaffenheit zerfällt das ganze Gebiet in drei Regionen, beginnend von den Ebenen des Pandſchab in Indien und allmählig nordwärts emporſteigend. Dieſe Regionen ſind zuerſt die äußeren Hügel, ein Bergland von etwa 600—1220 M. durchſchnittlicher Höhe über dem Meeresſpiegel; darauf folgt die mittlere Region, von 2440—3050 M., und endlich das Hochgebirge, worin die Spitzen von 4570 bis zu 8220 M. ſchwanken. Die höchſten Gebirgsſpitzen ſind der 8815 M. hohe Nanga Parbat und ein zweiter, noch namenloſer Berg, der k^2 der indiſchen Aufnahmen, der ſich 8615 M. erhebt und nach Mount Evereſt der höchſte Berg der Erde iſt. Ein beſonderes Augenmerk verdienen die Gletſcher. Der größte von allen iſt der Baltoro-Gletſcher, 56 Km. lang, der zwiſchen zwei hohen Piks hervorbricht. Und dennoch ſind dieſe ungeheuren Gletſcher nur kümmerliche Reſte der coloſſalen Vergletſcherung, welche einſtens die geſammte Himalaya-Region überzog. Sehr merkwürdig ſind die Ueberſchwemmungen, Schnee- und Erdlawinen, welche in den nördlichen Gebirgen Indiens ſo fürchterliche Verheerungen anſtellen.

Kaſchmir.

Kaſchmir iſt ein auf allen Seiten von ungeheuren Schneegipfeln umſtelltes Hochthal, deſſen mittlerer Theil eine Ebene bildet, die der Jhelum- (ſpr. Dſchelam)

Fluß durchzieht und worin der Wollar-See liegt. Diese Hochebene hat im Mittel 1620 M. Höhe, so daß das ganze Kesselthal an einen colossalen Krater erinnert. Unter den Gipfeln des umgebenden Kranzes erheben sich die höchsten im O., doch führen allerwärts gangbare Pässe nach den Nachbarländern zwischen denselben hindurch. Kaschmir ist wiederholt als Paradies mit ewigem Frühlinge geschildert worden, und der Großmogul Schah Dschehangir pflegte zu sagen: „Ich würde lieber das ganze große Indien einbüßen, als mein liebes Kaschmir verlieren mögen." Die landschaftlichen Elemente zu diesem Paradiese sind die schneetragenden Piks, die malerischen Thalschluchten, die zahlreichen See'n und schönen Ströme mit ihren Wasserfällen, die herrlichen Wälder und der reiche Blumenschmuck der Ebene. Unter den See'n ist der vom Jhelum durchflossene Wollar der bedeutendste, der Manasa-Kul aber der schönste. Diese und alle die Zuflüsse des Jhelum machen Kaschmir zu einem herrlich bewässerten Lande. An den Ufern des Jhelum, in einem Thale, 1830 M. über dem Meeresspiegel, 100 Km. lang und 65 breit, umgeben und geschützt von prächtigen Gebirgen, mit einem milden Klima und üppiger Vegetation, erhebt sich die Hauptstadt des Hochthales, Srinaggar, die Sonnenstadt, welche sich namentlich an der rechten Seite des Stromes hin ausdehnt. Sie muß einst viel volkreicher gewesen sein als jetzt, wo ihre Einwohnerzahl sehr verschieden, zwischen 40,000 und 120,000 Köpfen angegeben wird. In mancher Hinsicht läßt sich Srinaggar mit Florenz vergleichen, während manche seiner Canäle Scenen bieten, wofür selbst in Venedig keine Parallele aufzufinden ist. Wie dieses ist es eine Stadt der Brücken, welche, aus übereinandergelegten mächtigen Stämmen der herrlichen Deodwara-Ceder gebaut, über die zahlreichen Canäle oder vielmehr Flußverzweigungen führen, die die Stadt durchziehen und mit dem nahen See, dem etwa 8 Km. langen und halb so breiten Dal, verbinden. Ein Unterschied besteht nur darin, daß in Srinaggar die Canalufer mit grünen Bäumen eingefaßt sind. Vermittelst einer Anzahl von Schleußen gibt der Dal Wasser an den Jhelum ab, wenn derselbe niedrigen Stand hat, wenn aber der heilige Strom Hochwasser bekommt und über den Spiegel des See's anwächst, schlägt er vermöge seines Druckes die Schleußen zu. Von diesen Verbindungscanälen zwischen Dal und Jhelum ist der Sut-i-kul oder Apfelbaumcanal großartig schön; den Fluß bedecken Wasservögel mit buntfarbigem Gefieder und herrliche Bäume streben an seinen lotosbesäumten Ufern himmelwärts; auf dem Dal aber schwimmen seltsam geformte Gärten, die wohl an die, jetzt freilich zum großen Theile nicht mehr schwimmenden, sogenannten Chinampas im See von Tezcuco bei Mexico erinnern mögen. Unter den mannigfachen Gewächsen, welche das Auge entzücken, leuchtet die hornige Wassernuß (Trapa bispinosa) als Nutzpflanze hervor, woraus die Leute in Kaschmir ein schmackhaftes Mehl und Brod bereiten. Herr Wilson (The abode of snow. Observations on a journey from chinese Tibet to the Indian Caucasus through the upper valleys of the Himalaya. Edinburgh et London 1875. 8°.) erzählt, daß 60,000 Tonnen dieses Gewächses aus dem Wollar-See allein alljährlich gewonnen werden.

Die Bevölkerung des ganzen Staates ist in die arische und nicht-arische zu sondern. Erstere zerfällt wieder in fünf Familien: die Dogra, Chibali, Pahari, Kaschmiri und Darden; die nicht-arischen Tibetaner dagegen in die drei Familien der Baltis, Ladakhi und Champa. Die Arier, meist sunnitische Muhammedaner, sind zweifelsohne die schönsten Hindu. Das Volk hat den ausgesprochenen indogermanischen Typus, und der französische Reisende Wilhelm Lejean bezeichnet dasselbe als eine quasi-europäische Race. In Kaschmir fehlen Merkmale, welche sonst so oft bei den Indiern unangenehm berühren, nämlich die hageren Gliedmaßen, die vorstehenden Backenknochen und die sehr dunkle Hautfarbe. Die Männer sind breit und herkulisch gebaut, dabei dennoch gut proportionirt und von männlichen Gesichtszügen. Da sie ihre Race reiner erhalten haben als die Hindu im Unterlande, besitzen sie auch eine hellere Hautfarbe. Die Weiber sind frisch und schön, daher für die Harems in Hindostan gesucht, haben aber überraschend viel Jüdisches in ihren Zügen. Die Bäuerinnen, welche in der Sonne auf dem Felde arbeiten, sind allerdings oberflächlich gebräunt, wie das auch bei uns in Europa während der Sommermonate der Fall ist, und in Kaschmir ähnelt dann ihr Teint jenem der Frauen in Pandschab, aber jene der wohlhabenden Classen sind nicht dunkler als durchschnittlich die Italienerinnen. Die Kaschmirer sind leb-

haft, ſcharfſinnig, heiter und witzig, aber auch lügneriſch, höchſt vergnügungsſüchtig, abergläubiſch, unwiſſend und falſch; dabei haben ſie große Geſchicklichkeit und ſind für Manufacturen und Handel wie geſchaffen, zugleich aber ſchamloſe Betrüger. Geſchlechtlichen Ausſchweifungen ſollen ſie in hohem Maße ergeben ſein, während Criminalverbrechen bei ihnen faſt gänzlich unbekannt ſind. Der Reiſende Wilſon entwirft von den heutigen Culturzuſtänden in Kaſchmir durchaus kein ſchmeichelhaftes Bild. Von der Pracht und Herrlichkeit der äußeren Natur, ſagt er, ſticht das Volk höchſt unvortheilhaft ab. Die Leute ſind ſchmutzig in ihren Sitten, feig und corrupt; halb ausgemergelte und halb nackte Kinder, abgelebte Weiber beleidigen allerwärts den Blick. Der jetzige Maharadſchah ſcheint wohl befliſſen, Reformen einzuführen, und hält jede Woche einen öffentlichen Gerichtstag, wobei der niedrigſte Bauer ſeine Beſchwerden anbringen kann; aber praktiſch iſt dieſe Freiheit nur von geringem Belange, von wegen des herrſchenden Einſchüchterungsſyſtems. — Der berühmte Handel mit Kaſchmir-Shawls iſt bedeutend geſunken. Die Shawlweber ſcheinen einen ganz elenden Lohn zu erhalten und befinden ſich faſt in der Lage von wahren Sklaven, da es ihnen nicht geſtattet iſt, Kaſchmir zu verlaſſen oder ihre Beſchäftigung zu verändern. Die feinſte Ziegenwolle, welche zur Fabrikation der Shawls verwendet wird, ſtammt aber nicht aus Kaſchmir ſelbſt, ſondern kommt aus Turfan im Gebiete von Jarkand. Nur in den vom Winde gefegten Steppen Centralaſiens gedeihen die Thiere mit ſo feiner Wolle. Dagegen beginnt ein anderer Einkommenszweig die Aufmerkſamkeit der Regierung auf ſich zu lenken: die Seidenmanufactur. Gegenwärtig beträgt die geſammte Einwohnerſchaft des Reiches kaum über anderthalb Millionen; im herrlichen Thale lebt kaum eine halbe Million Menſchen, während leicht ihrer vier Millionen hier Platz und Nahrung fänden und das Land ſich auch vorzüglich für britiſche Coloniſation eignen würde. In Kaſchmir herrſcht das Kaſtenweſen und geht die Ermordung weiblicher Kinder allgemein im Schwange; in Dſchamu war das „Sati“ oder die Wittwenverbrennung noch bis vor Kurzem herrſchender Brauch und wurde dort noch fanatiſcher betrieben als unter der bigotteſten Bevölkerung Indiens.

Frau von Kaſchmir.

Zum Schluſſe ſeien noch einige Worte den Menſchen tibetaniſchen Stammes gewidmet, welche hauptſächlich in Ladakh und Baltiſtan wohnen. Ihren eigenthümlichen ehelichen Inſtitutionen, der dort üblichen Vielmännerei, ſchreibt ein ge-

Digitized by Google

nauer Kenner des Landes, Frederick Drew (The Jummoo and Cashmere territories, a geographical account, London 1875. 8°.), die geringe Bevölkerung dieſer Himalaya-Diſtricte zu. Die Glieder des Stammes Gaddi erregen namentlich durch die merkwürdigſte aller Hutformationen Effect. Die Champas dagegen ſcheinen ſich mehr durch ihre Organiſation und namentlich ihre Lungen als ihre Kleidung auszuzeichnen. Sie leben auf den Hochpäſſen Kaſchmirs und finden es unbehaglich, ja nahezu unerträglich, unterhalb einer Höhe von 3320 M. über der Meeresfläche zu athmen. Am liebſten lagern ſie an den Ufern eines ausgedehnten Salzſee's in einem einſamen Hochthale von faſt 4000 M. Höhe. Sie leben in Zelten und es herrſcht Polyandrie unter ihnen. Der Gebrauch des Waſchens ſcheint ihnen völlig unbekannt zu ſein. In Baltiſtan leben Menſchen vom nämlichen Stamme wie in Ladakh, doch ſind ſie zum Islam bekehrt und haben damit die Polyandrie mit der Polygamie vertauſcht, was zum Reſultate gehabt hat, die Bevölkerungsziffer in ſolchem Maße zu ſchwellen, daß das Land ſie nicht mehr ernähren kann und Auswanderung nothwendig iſt. Es ſcheint, daß ein Theil der Baltis dem Maharadſchah von Kaſchmir als Soldaten dient.

Jenſeits des Indus erhebt ſich die Kette des Karakorum oder Muztagh, d. i. Gletſchergebirge, wie die Bewohner von O.-Turkeſtan ihn nennen, während ſie mit Karakorum nur den ſo benannten Paß bezeichnen. Der Karakorum beginnt ebenfalls an dem ſchon erwähnten Knotenpunkte Puſcht-i-Kahr, wo er mit der Pamir und dem Hindu-kuh zuſammenläuft, und zieht ſich in der Richtung nach OSO. bis in die Nähe der Indusquelle im chineſiſchen Tibet hin.

Von ſeiner Fortſetzung öſtlich vom Paſſe Tſchang-Tſchenmo hinaus iſt nichts Beſtimmtes bekannt; ob er ſich mit der hohen Gruppe der Kailas-Gipfel des Himalaya an den heiligen Quellen des Indus und Brahmaputra vereinigt, oder ſeinen Charakter als einzelne Kette verliert und mit ausſtrahlenden Armen in das Hochplateau von Tibet übergeht, muß erſt noch ermittelt werden. Die höchſten Gipfel kommen in dem Theile der Kette vor, der zwiſchen dem Karakorum-Paſſe und dem Beginne des Gilgitthales liegt; dort erreichen einige Gipfel die Höhe von 7620—7925 M., der Kamm eine durchſchnittliche Erhebung von 6000—6300 M., und der höchſte, unfern des Muztagh-Paſſes befindliche Dapſang erhebt ſich ſogar zu 8619 M. In die N.-Seite der Kette dringen hier lange Querthäler ein, während die dem Indus zugekehrte S.-Seite ſteilere Abhänge bietet und wilder iſt als die N.-Seite. So hat augenſcheinlich der Boden im N. eine bedeutendere allgemeine Erhebung als ſüdlich von der Kette im Indusbecken. Die Richtung WNW—OSO. behält der Karakorum vom Puſcht-i-Kahr bis jenſeits des gleichnamigen Paſſes bei, hier aber wendet er ſich gegen S. und ſteigt wieder zu höheren Gipfeln an. Von da an oſtwärts bildet er den ſüdlichen Rand der Hochplateaux, die ſich mit einer durchſchnittlichen Höhe von 5000 M. nach dem Kün-lün hinziehen, und ſetzt ſich oſtwärts von dem Tſchang-Tſchenmo nach dem tibetaniſchen Pangong-See fort. Der Kamm des Karakorum, und nicht jener des Kün-lün, iſt es, welcher die Waſſerſcheide zwiſchen N. und S. in Hochaſien bildet; ſeine Schneelinie ſcheint im N. 5670, im S. 5550—5600 M. zu erreichen. Sehr bedeutend iſt die Höhe der Päſſe. Die beiden Hauptpäſſe über den mehr centralen Theil der Kette ſind der Muztagh und der Karakorum, letzterer 5583 M. hoch. Der Weg über ihn kommt vom oberen Schayok, einem der Hauptnebenflüſſe des Indus, im S. und ſteigt nordwärts vom Paſſe auf das Plateau von Aktagh herab, um weiter im Thale des Jarkand-Fluſſes nach O.-Turkeſtan zu führen. Der dritte Paß, der Tſchangtang oder Tſchang-Tſchenmo kreuzt die Bergkette mehr im SO. hin in einer Höhe von 5942 M. und iſt merkwürdig bequem. Die Hauptſchwierigkeit beim Ueberſchreiten dieſes Gebirges liegt in der verdünnten Luft bei ſo bedeutender Höhe und der Unfruchtbarkeit der Umgebung, durch welche beide die Laſtthiere viel zu leiden haben. Zwiſchen Karakorum und Kün-lün ſtrecken ſich ausgedehnte Hochebenen aus. Freilich bleibt die Höhe nicht dieſelbe, man kreuzt mehr oder weniger hohe Parallel-

Digitized by Google

rücken oder Ketten und ſteigt in mehr oder wenige tiefe Thäler hinab, aber merkwürdigerweiſe iſt die Depreſſion zwiſchen dem Kün-lün und dem übrigen Himalaya viel weniger tief als eine der anderen Einfurchungen.

Der Kün-lün ſelbſt bildet eine lange, ſchmale, weſtöſtlich ſtreichende Kette; ſie begrenzt das Hochthal Tibets im N. und läuft in ihrem weſtlichen Theile am Karakaſch- und Jarkand-Fluſſe entlang. Der ſüdliche Abhang dieſes letzteren Theiles erſcheint durch kurze Querthäler eingeſchnitten; gegen das O.-Ende nehmen die Berge an Höhe und Steilheit ab. Zwiſchen 77—81° ö. L. v. Gr. erreicht ſie ihre bedeutendſte Höhe, hier ſind die Berge rauh und abſchüſſig, die höchſten Gipfel ſteigen bis 7000 und 7150 M. empor, und ſogar die durchſchnittliche Kammhöhe beträgt noch über 6000 M. Während der öſtliche Theil des Kün-lün einen einzigen Rücken von Höhen und ſonnigen Gipfeln bildet, gibt der weſtliche Zweige ab, die in paralleler Richtung die Hauptkette begleiten oder als Querrücken nach dem Hochplateau von O.-Turkeſtan hinablaufen.

Halt auf einem Plateau des weſtlichen Tibet, Karakorum im Hintergrund.

Oeſtlich vom 79. Meridian bildet das zwiſchen Kün-lün und Karakorum gelegene Land ein Hochplateau, die weſtliche Fortſetzung des tibetaniſchen, mit dem es auch in Ausſehen und Beſchaffenheit übereinſtimmt; niedere, wellige Hügel und ununterbrochene, unregelmäßige Höhenzüge bringen Abwechslung in die Monotonie der Ebene, während in den Senkungen der Oberfläche zahlreiche Salzſee'n vorkommen, von denen viele zu gewiſſen Jahreszeiten verdunſten oder in den Boden ſickern, eine ausgedehnte Salzkruſte zurücklaſſend. Auf ſolchen hochgelegenen Ebenen verſchwindet das Pflanzenleben faſt gänzlich, nur an wenigen begünſtigteren Stellen entſprießen dem Boden ein paar Grashalme oder die lavendelähnliche Pflanze „Burſi“, um dem Auge einen Gruß zu bieten.

Das eigentliche Tibet, das Land zwischen Kün-lün und Himalaya, stellt sich dar als eine longitudinale Thalregion von gewaltiger Dimension, deren Boden von verschiedenen kleineren Plateaux eingenommen wird. Einer der besten Kenner Tibets, Hodgson, schildert die physikalische Gestalt dieses Landes folgendermaßen: „Tibet ist ein abgestumpftes, dreieckiges Plateau, das sich von SO. nach NW. zwischen dem 28.° und 36.° n. Br. und dem 72.° und 102.° östlichen Längengrade ausdehnt. Es ist sehr kalt und trocken, Dank seiner ungemeinen Höhe, die durchschnittlich 3650 M. über der Meeresfläche beträgt, den gewaltigen Schneegebirgen, die es einrahmen und sich im S. bis zu 6000 M. erheben, dem Mangel an Wolken und Regen, Dank einer außerordentlichen Dünnheit der Atmosphäre, seinem sandigen und salzigen Boden und endlich, in Rückwirkung all dieser Ursachen, seiner ungemein spärlichen Vegetation. Es ist im S. von dem Hemachal, im N. vom Kün-lün, im W. vom Behir, und im O. vom Yun-ling begrenzt, die zum größten Theile von ewigem Schnee bedeckt sind und deren Pässe schon 4870—5180 M. hoch liegen." (B. H. Hodgson. Essays on the languages, literature and religion of Nopal and Tibet; together with further papers on the geography, ethnology and commerce of those countries. London 1874. 8°.)

In der Mitte des breiten Thales erhebt sich bis zu 4800 M. eine mächtige Bodenschwelle, welche dasselbe in ein westliches und ein östliches Becken scheidet. Zu W.-Tibet gehören die kaschmirischen Landschaften Baltistan und Ladakh, dann die Provinz Guari Khorsum des chinesischen Tibet; das östliche Becken ist das Bodyul, bestehend aus den Provinzen Kham, Ue und Tiang, welch letzteres Gebiet wieder in zwei getrennte Theile, Tiang und Togthol zerfällt. Die Provinz Kham ist die an China grenzende; ihr Hauptort Khamdo; südwestlich von diesem liegt Bonga, die erste Station permanenten Aufenthaltes für christliche Missionäre, woselbst auch die erste christliche Gemeinde in Tibet sich bildete. Die Provinz Ue ist die kleinste, aber die wichtigste. Dort ist zu Lása (Lhassa) der Sitz des „Talai-Lama", des geistlichen Oberhauptes der Buddhisten und Beherrschers des östlichen Tibet, wenn auch gegenwärtig unter chinesischer Oberhoheit. Letztere erstreckt sich auch auf Guari Khorsum; die Verwaltung haben die Chinesen hier sogar noch mehr in die Hand genommen wie in O.-Tibet. Nur darin zeigt sich die chinesische Regierung bis jetzt noch nachgiebig, daß zwei geborne Tibetaner als oberste functionirende Behörde für Guari Khorsum gewählt werden. Diese sogenannten „Garphans" werden für je drei Jahre ernannt und haben im Sommer zu Gartol, im Winter zu Gargunsa ihren Sitz. Zur Landesvertheidigung findet sich in Guari Khorsum, wie im Gebiete des Dalai-Lama, eine Art Landwehr, in die, wenn auch gering an Zahl, die ganze männliche waffenfähige Bevölkerung eingereiht ist. In der nicht ganz unberechtigten Angst, gleich Indien der Fremdherrschaft der ländergierigen Briten zu verfallen, schließen die tibetanischen Beamten das Reich eifersüchtig vor jedem, auch noch so harmlosen Besuche ab. (Siehe: Hermann von Schlagintweit. Reisen in Indien und Hochasien. Jena 1872. 8°. III. Bd.)

Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß unsere Kenntniß des Inneren Tibets noch äußerst lückenhaft ist. Mit Ausnahme einiger Missionäre haben nur sehr wenige Europäer das Land betreten; den südlichen Theil haben in den letzten Jahren unterrichtete Hindu, sogenannte „Panditen", erforscht, der N. gähnt auf unseren Karten immer noch in trostloser Leere; blos im äußersten NO. ist es dem wackeren Russen Prschewalski gelungen, von der südlichen Mongolei aus bis

in das Gebiet des großen See's Kuku-noor und die Landſchaft Tſchaidam einzudringen. „Nie in meinem Leben," ſchreibt Prſchewalski, „habe ich einen ſo ſchönen See wie den Kuku-noor geſehen. Sein Salzwaſſer ſchillert in tiefblauer Farbenpracht und die umliegenden ſchneebedeckten Berge (es war im October) bildeten einen weißen Rahmen um die weit ausgedehnte Waſſerfläche, die öſtlich von unſerem Lagerplatz unter den Horizont verſchwand. Die Steppen in der Umgegend ſind äußerſt fruchtbar und von einer großen Menge Antilopen (Antilope gutturosa) belebt; die Mongolen und Tanguten ſind hier ſehr zahlreich vertreten und überall weiden ungeheuere Heerden auf den Grasflächen." Die abſolute Höhe des See's beträgt etwa 3040 M. Nachdem Prſchewalski und ſeine Begleiter die hohen Berge überſchritten hatten, die ſich auf dem ſüdlichen Ufer des Kuku-noor erheben und bis auf 600 Km. weſtlich vom See erſtrecken, traten ſie in die Landſchaft Tſchaidam ein; die ganze Gegend beſteht aus einem ungeheueren ſalzigen Sumpfe mit vollſtändig ebener Oberfläche, die mit Schilf beſtanden iſt, und muß in einer nicht gar zu fernen Epoche der Boden eines großen See's geweſen ſein. Sie liegt etwa 300 M. niedriger als der Kuku-noor und wird von dem beträchtlichen Fluſſe Bajangol von O. nach W. durchfloſſen. Gegen N. begrenzt durch die Gebirge ſüdlich vom Kuku-noor, gegen S. durch die Kette Burkhan-Buda, verliert ſich die ſumpfige Ebene von Tſchaidam im fernen W. und dehnt ſich, nach den Ausſagen der Mongolen, ohne Unterbrechung bis zum Lop-noor aus. In dieſem Gebiete leben wilde Kameele in Freiheit, denen die Mongolen Tſchaidams nachſtellen. Südlich von der Kette Burkhan-Buda, welche die Grenze des kalten und öden Hochlandes des nördlichen Tibet bildet, erhebt ſich das Land zu 4250 bis 4600 M. abſoluter Höhe und behält dieſelbe bis zum Gebirge Tanla. Auf dieſem ungeheueren Plateau thürmten ſich wieder rieſige Gebirge auf, ſo die Schuga- und die Gurbu-Naidſchi-Kette, welche beide die Schneelinie erreichen. Die Gurbu-Naidſchi-Kette bildet den Anfang des großen Kün-lün-Syſtems, welches den weſtlichen Theil von Tſchaidam und die Ebenen des Lop-noor im S. begrenzt. Ueberall, wo etwas Gras wächſt, begegnet man ungeheueren Heerden von Yaks (Poephagus grunniens), Gazellen, Antilopen, Orongos, Ados (neue Arten) und Bergſchafen, die zuweilen in Schaaren von mehreren Hunderten beiſammen ſind. Prſchewalski entdeckte auch eine neue Art Mufflon (Ovis argali nov. spec.) mit ſchneeweißer Bruſt, und ſeiner Karawane zogen beſtändig Wölfe nach, die ſich von dem wegen Ueberfülle weggeworfenen Fleiſch der erlegten Thiere nährten.

Die Tanguten, welche in großer Menge Kanſu, Kuku-noor und Tſchaidam bewohnen, erinnern ihrem Typus nach an unſere Zigeuner, welchen ſie noch mehr im Charakter gleichen. So roh der Mongole dem Europäer erſcheint, ſo iſt er im Vergleich zum Tanguten doch immer noch ein civiliſirter Menſch. Seine Wohnung, die Jurte, iſt ein Palaſt gegen das Zelt des Tanguten, in welchem man zuweilen bis an die Kniee in Schmutz tritt und wo etwas auf die Erde geworfenes Geſträuch als Ruheſtätte dient. Man kann ohne Uebertreibung ſagen, daß der Bau eines Murmelthieres oder eines Pfeifhaſen (Lagomys) zehnmal wohnlicher iſt, als die Behauſung des Tanguten. Das Thier hat wenigſtens ein weiches und warmes Lager, während das Zelt des Tanguten, das aus einem Gewebe, ſo dünn wie ein Sieb, gemacht iſt, ihn weder gegen den Regen noch gegen die Winterkälte ſchützt. Den Hauptcharakterzug der Tanguten bildet die Neigung zum Diebſtahl und Betrug. In dieſer Beziehung übertreffen ſie die Chineſen und ſind für die letzteren, was dieſe für die Mongolen ſind. Ein Stamm dieſer Race, die Kara-Tanguten, die hauptſächlich die Landſchaft Kuku-noor bewohnen, lebt vom Raube und verbreitet unaufhörlich Schrecken über das Land. Die Mongolen ſind der Gegenſtand der Angriffe von Seiten der Kara-Tanguten, die ihnen nicht nur Vieh wegnehmen, ſondern auch die Einwohner tödten oder ſie in die Sklaverei führen.

Das ſüdliche Tibet, von den nördlichen Parallelzügen des Himalaya durchſtrichen, wird von dem gegen NW. fließenden Indus und deſſen Nebenflüſſe, dem Satledſch, ſowie von dem oberen Brahmaputra, der in umgekehrter Richtung ſtrömt, bewäſſert. Dieſer, welcher in Tibet den Namen Yaru-zang-bo-tſin oder kurzweg Sangpo, ſpäter Dihong führt, ent-

ſpringt etwas öſtlich von den Indus- und Satledſchquellen im N. des Himalaya und iſt ſchon in Tibet ein ſehr mächtiger Strom. Sein Flußnetz liegt hier in 5200 M. über dem Meeresſpiegel und wird im N. durch eine hohe Gebirgskette begrenzt, jenſeits welcher das Becken des großen Tengri-Noor liegt, der auf unſeren Karten auch als Tſchunghhen-Noor oder Jang-Namtſcho-See erſcheint, bis jetzt aber noch von keinem europäiſchen Forſcher beſucht worden iſt.

Ueber das ſüdliche Tibet brachte am meiſten Licht die 1874—1875 ausgeführte Reiſe des gelehrten Panditen Nain Sing, welcher daſſelbe von W. nach O. durchwandert und auf dem Wege durch Aſſam glücklich nach Indien zurückkehrte. Im Juli 1874 brach Nain Sing zu Le auf, überſchritt bei Tſchagra die Grenze von Tibet und erreichte bei Noh im Bezirke Rudok den 160 Km. langen, aus einer Reihe von See'n beſtehenden Pangong-See, deſſen Waſſer im öſtlichen Theile trinkbar, im weſtlichen dagegen ſalzig iſt. Von Noh führt der Weg über das Plateau oſtwärts, einem breiten, grasreichen Thale entlang, wo Heerden von wilden Eſeln, Antilopen und Rieſenſchafen (Ovis Ammon) in großer Zahl weideten. Ausgedehnte Waſſerflächen werden auf dieſem 4180—4570 M. hohen Plateau allenthalben angetroffen. Die meiſten dieſer See'n ſind ſalzig. Die Bewohner des Landes gehören zum Stamme der Kampa, welcher vor einem Vierteljahrhundert aus dem öſtlichen Tibet hier einwanderte. Es ſind breitſchulterige, wohlgebaute Männer, gekleidet in Schaffellröcke, Filzhut und aufwärts gekrümmte, ſpitzſchnabelige Lederſtiefel. Sie ſind tüchtige Reiter und auch die Frauen ſind immer im Sattel. Ihre ſchwarzen Zelte fertigen ſie aus dem Haare des Yaks und außerdem bereiten ſie noch ein grobes wollenes Tuch. Ihre Nahrung beſteht in Fleiſch, Butter, Käſe, Milch und ein wenig Mehl zum Verdicken der Suppe. Am 17. September erreichte Nain Sing die Goldfelder von Thok-Daurakpa. Dieſelben ſind weniger bedeutend, als die von Thok-Yalung, welche er 1867 beſuchte. Die geſammte Goldausbeute aus dieſem und noch zwei anderen, weiter öſtlich gelegenen Fundplätzen beträgt jährlich etwa 160,000 Mk. In der Fortſetzung der Reiſe in oſtoſtſüdlicher Richtung folgt die Route auf einer Strecke von 290 Km. dem Gangdis-ri, einem nördlichen Zuge des Himalaya. Unter den ſchneebedeckten Gipfeln dieſes Gebirges fällt durch ſeine Höhe 7620 M. der Targot-jap auf; zu ſeinen Füßen breitet ſich in der Geſtalt einer 8 ein von Bergen umſchloſſener See, der Dangrajum, aus, deſſen Ufergebiet den Bezirk Nakſchang Ombo bildet. Der Bezirk Ombo iſt geographiſch inſofern merkwürdig, als er bei einer Seehöhe von 4650 M., mithin einer der höchſten des Plateau's, in weitem Umkreiſe die einzige Gegend iſt, wo eine Ackercultur (Gerſte) zu bemerken. — Von hier aus gelangte Nain Sing auf dem Wege zu dem etwa 320 Km. öſtlich entfernten Tengri-Noor durch das Gebiet eines ausgedehnten Syſtems von See'n. Dieſelben, von Fiſchen und Vögeln maſſenhaft belebt, ſind die Sammelbecken zahlreicher Flüſſe, die in dem Gebirgszuge, welcher das Plateau vom Thale des Brahmaputra ſcheidet, ihren Urſprung nehmen. Der größte dieſer See'n iſt der ſchon erwähnte Dangrajum-tſcho, welcher 72 Km. in der Länge von S. nach N. und 40 Km. in der Breite mißt. Der große See Tengri-Noor wird im Lande Nam-tſo, d. h. „Himmelsſee", genannt, wegen ſeiner hohen Lage. Es iſt ein prachtvolles Waſſerbecken von 80 Km. Breite in 4712 M. Seehöhe; im S. wird es von hohen Schneebergen begrenzt, an denen enorme Gletſcher niederſteigen. Der höchſte Gipfel dieſer über 240 Km. langen Kette iſt der herrliche Pik Dſchang Rindſchinthangla, der ſich bis über 7600 M. über das Meeresniveau erhebt. Die Berge ſind weniger hoch im N. des See's, der für heilig gilt und trotz ſeiner von bewohnten Stätten entfernten Lage, wegen der an ſeinen Ufern und Inſeln erbauten buddhiſtiſchen Klöſter von vielen Pilgern beſucht wird. Dem nördlichen Ufer des Tengri-Noor (deſſen Höhe über dem Meere 4712 M. beträgt), und dann nach S. abbiegend, erreichte Nain Sing Laſa, dann das ſüdöſtlich, unweit des Brahmaputra gelegene Mönchskloſter Samaje-gonpa. Stromabwärts, etwa unter 91° 42′ ö. L. von Gr., auf

dem rechten Ufer des hier 450 M. breiten und 6 M. tiefen, trägfließenden Brahmaputra, liegt die große Stadt Tschetang mit ihren 2 Klöstern und 700 Lama. Von Tschetang (Seehöhe 3500 M.) steigt die Route durch das Thal des Jelung, eines Nebenflusses des Brahmaputra, zu dem in der Höhe von 4940 M. über der Hauptkette des Himalaya führenden Karkang-Paß empor, um nach Ueberschreitung des Kya-kya-Passes in das Thal von Tawang (3135 M.) abzufallen. In Tschona-jong, im nahen Tschukhang-Thale, kommen die Kaufleute von Tibet und Assam zu einer großen Messe zusammen, um ihre Waaren auszutauschen.

Der ungeheure Gebirgswall des Himalaya, Tibets Begrenzung im S. gegen Indien hin, reicht in fast ungebrochener Kette vom Hindu-kuh im NW. bis nach Assam und Birma, wo das Thal des Brahmaputra das O.-Ende des in einem nach N. geöffneten Bogen streichenden Gebirges bezeichnet. Was jenseits des Brahmaputra weiterhin nach O. auf der hinterindischen Halbinsel an Gebirgen liegt, lassen wir nicht mehr als Fortsetzungen oder Verzweigungen des Himalaya gelten; die Kenntniß der südchinesischen Hochgebirge däucht uns noch viel zu unvollkommen, um einen solchen Zusammenhang behaupten zu können. Der Himalaya, unter welchem hier nur die südlichste Kette der verschiedenen Parallelzüge zu verstehen ist, welche das ganze System ausmachen, besitzt eine von W. nach O. wachsende Breite, im Durchschnitte von 300—370 Km., fällt gegen Hochasien zu sanft, zum indischen Tieflande nach S. jedoch steil ab. Weit im Innern des Continents liegt die Grenze des Hochgebirgs, welches von der Meeresküste aus nicht zu erspähen, ohne alle Vorberge, gleich einer hohen stark geneigten Mauer, die auf einer Ebene erbaut ist, emporsteigt. Den Südfuß umgibt das Sumpfland „Terai" in einer Breite bis zu 20 Stunden. Seine Bodenbeschaffenheit fördert eine üppige Vegetation, die sich reich und vielgestaltig in den prächtigsten Exemplaren der Tropenpflanzen, als: Palmen und Calamus in verschiedenen Arten, Gummibäume, Bambu, Schlinggewächse, entfaltet. Aber in den schädlichen Dünsten, welche der Erde entsteigen und sich beständig in einer feinen Nebelschicht darüber lagern, in den gefährlichen Raubthieren und giftigen Reptilien, welche hier hausen, droht dem Wanderer Krankheit und Tod. Das armselige Menschengeschlecht, welches hier seine Wohnstätten aufgeschlagen hat, die Bokfas, baut — darum zu seinem Schutze die elenden Hütten, in welchen es seine kümmerliche Existenz fristet, mehrere Fuß hoch über der Erde. Im Bau des Himalaya fällt besonders das Enge, Schluchtartige der Thäler des äußeren Gebirgstheils auf, denen jedoch Wasserfälle durchweg fehlen. Thäler von sanfter Neigung und angemessener, für die Besiedlung günstiger Weitung, wie z. B. das Innthal in Tyrol, sind sehr selten. In einer Seehöhe von 1820—2130 M. liegen die Sanitarien oder Gesundheits-

Der Himalaya.

Digitized by Google

Digitized by Google

stationen der in Indien hausenden Briten, Luftcurorte, welche besonders in den ersten Stadien der Lungenkrankheiten sich sehr erfolgreich erweisen. Mineralquellen und Vulcane finden sich in dem aus Granit und Glimmerschiefer bestehenden Massengebirge nicht.

Man kann den Himalaya in einen westlichen, einen centralen und einen östlichen theilen. Die W.-Gruppe reicht von der Beugung des Indus nach S. bis zur Indusquelle. In ihr liegen die Landschaften des Maharadschah von Kaschmir, sowie die englischen Provinzen Kulu, Spiti, Lahul, Kanaur. Ein eigentlicher Kamm existirt hier nicht, doch ist die Gruppe reich an Hochgipfeln über 7000 M.; der Nanda Devi steigt sogar zu 7808 M. empor. Die Flüsse, welche in dem südlichen Gebirgscomplexe entspringen, haben die Eigenthümlichkeit, daß sie ihren Weg nicht sofort in die Ebene finden, sondern oft viele hundert Km. weit in Längenthälern zwischen den Ketten und parallel mit ihnen dahinfließen, bis sie endlich ihre Kraft zusammennehmen und durch eine Spalte in der Gebirgsbarrière aus ihrem Gefängnisse ausbrechen. Das auffälligste Beispiel ist der Indus, der auf tibetanischem Gebiete entspringend, hinter fünf Ketten des Himalaya gegen NW. läuft, bevor er seinen Wendepunkt erreicht, und alle fünf durchbricht, um südwärts in die indische Ebene hinauszutreten. In diesem weiten Bogen schließt er den ganzen Lauf seiner fünf großen Zuflüsse ein, die dem Pandschab (Fünfstromlande) den Namen geben. Jeder aber von diesen ahmt das Beispiel in kleinerem Maßstabe nach, und diese Schluchten, in welchen sie die Bergketten durchschneiden, bilden die wildesten Scenerien im Himalaya. Die Stämme der Bokjas, Ravats, Tharus u. s. w., welche diesen Theil des Himalaya bewohnen, stammen von den Hindu; ihre hervorstechenden Eigenschaften sind vollständige Ehrlichkeit, Liebe zur Familie und zur Heimath, Pietät und religiöse Gesinnung, die bis zum Abergläubischen ausartet. Die Zahl der Brahmanen, welche sich in den Gebirgsgegenden herumtreiben und von den Einwohnern, sowie dem Almosen der „Fakirs“ (Pilger) leben, ist denn auch ungemein groß.

Der centrale Theil des Himalaya, von der Indusquelle bis zum Gangeszuflusse Tista, ist durch Querthäler von N. nach S. vielfach zerschnitten und trägt die Riesengipfel der Erde. Als die zwei bemerkenswerthesten Zinnen nennen wir blos den Dhaulagiri (8576 M.) im W. und den Gauri-Sankar oder Mount Everest (8840 M.), den höchsten Berg unseres Planeten, im O., dem weiterhin der Kantschindschinga mit 8583 M. folgt. Man nennt diesen centralen Theil des Himalaya auch den nepalesischen, weil derselbe fast gänzlich von dem selbstständigen Reiche Nepal eingenommen wird. Unter Nepal verstehen wir einen langen Streifen Landes, gegen N. von den Gipfeln des Himalaya begrenzt, gegen S. aber gleich einer gigantischen Welle mit immer geringeren Abstufungen in die indische Ebene abfallend. Am nördlichsten ziehen als Schaumspitzen dieser Welle die eisglänzenden Kämme des Himalaya hin, dessen enorme Gebirgsmasse, nachdem sie zweimal bis zu 3050 M. herabgesunken, plötzlich rapid bis zu etwa 300 M. über die nord-indische Ebene sich erniedrigt, um dann jäh wieder aufzusteigen. Hier bilden eine lange Sandsteinkette und „Dhuns“ eine andere, aber kleinere Welle, etwa 900—1220 M. über dem Meeresspiegel. Diese undulirt hinüber in das sogenannte „Bhaver“ (ein trockenes Waldland), das seinerseits sich wieder in lang geschwungenem Bogen in die Terai-Region, ein im Ganzen feuchtes, ungesundes malariaverpestetes Gebiet, absenkt. Dieses Terai liegt tiefer als die nord-indische Ebene und ist eigentlich nur eine Wiederholung der bisher beobachteten Wellenformation, die Mulde einer neuen Welle. Einige seiner Theile sind mit niederem Dschungel bedeckt, in welchem sich Dörfer der elendesten Art erheben; andere Strecken sind unbewohnbare Wüsten, die ein grober Graswuchs bekleidet. In diesen Landstrichen besteht keine festgezogene Grenzlinie zwischen Nepal und den britischen Besitzungen und wird vielleicht auch niemals bestehen. Es gibt aber auch fruchtbare Theile des Terai an der indisch-nepalischen Grenze. Den Kern bildet der schöne, gut bewässerte und fruchtbare Thalkessel, worin die Hauptstadt Katmandau mit 50,000 Einwohnern gebettet ist. Sie ist eine schöne Stadt mit gepflasterten Straßen, anmuthigen Häusern und vielen Tempeln zwischen den Gärten,

und verräth in ihrem Aeußeren das Zusammengehen indischer und chinesischer Elemente. Das von einem „Radscha“ (König oder Fürst) aus dem Stamme der kriegerischen Ghorkas despotisch regierte Land ist sehr productiv, besonders metallreich, und wird von etwa 2 Millionen Menschen bewohnt. Die Bevölkerung besteht theils aus brahmanischen Hindu (Parabatija), theils aus buddhistischen Newaris, einen indisch-tibetanischen Mischvolke, theils aus Butijas, die als Hirten im Hochgebirge umherziehen. Es herrscht deßhalb eine große Sprachverwirrung im Reiche, innerhalb dessen Grenzen nicht weniger als 13 Dialecte gesprochen werden.

In der östlichen Gruppe des Himalaya ragt der Dschamalari mit 7300 M. als höchster Gipfel hervor; sie zerfällt in verschiedene Landschaften, nämlich in Sikkim, Bhutan und Assam. Von Sikkim ist ein Theil ein britischer Vasallenstaat unter einem einheimischen Radscha, der andere ein britischer Bezirk mit der ob der Reize ihrer Lage und ihres trefflichen Klima's hochgepriesenen Hauptstadt Darbschiling. Bhutan, ein Staat von 50,000 □ Km. mit etwa $^3/_4$ Million Buddhisten tibetanischer Abkunft und Sprache, erfreut sich einstweilen noch seiner Unabhängigkeit und wird von zwei Herrschern, einem geistlichen, „Deb Radscha“, und seinem weltlichen Stellvertreter, dem „Dharma oder Dhwan Radscha“, regiert, welch letzterer von den drei mächtigsten „Pillos“ oder Statthaltern gewählt und selten länger als drei Jahre auf dem Throne geduldet wird. Sämmtliche Beamte sind Priester, deren Einfluß überhaupt bedeutend ist. Die herrschende Religion ist der Buddhismus in seiner nördlichen Form, die wir als Lamaismus bezeichnen. Bhutans Hauptstadt ist Tasi-tscho-song (Tassisudon). Assam endlich, die vom Brahmaputra durchströmte Landschaft, trägt schon ganz den Charakter Indiens, dessen nordöstlichste Provinz es auch in der That bildet. Wir erwähnen hier deßhalb blos, daß die Engländer sich bemühen, von Assam aus einen Ueberlandweg nach dem südlichen China ausfindig zu machen.

§. 14. Die vorderindische Halbinsel.

Dem ausgedehnten Massiv Hochasiens ist die etwa 3,850,000 □Km. große Halbinsel Vorderindiens gerade so angeschweißt wie dem Festlande Mitteleuropa's Italien, und so wie dieses wird sie durch ein hohes Gebirge im N. begrenzt. Der Himalaya, das größte Gebirgssystem der Erde, ist wie die Alpen ein relativ sehr jugendliches Gebilde, denn keines seiner Gesteine reicht über das Eocän, die älteste der drei großen Abtheilungen der Tertiärzeit, hinauf. Die Solimankette aber, welche Indien im W. von dem afghanischen Hochplateau scheidet, gehört größtentheils einer noch viel jüngeren Periode an. So ist denn Indien gerade so wie Italien dereinst eine Insel gewesen, und erst die Ausfüllung des Ganges-Thales, wie dort jene der Poebene, stellte die terrestrische Verbindung mit dem asiatischen Festlande her.

Die Grenzen des alten Indien müssen wir daher, nicht wie heute an seinem Rande, sondern in den paläozoischen Gesteinen suchen, welche in den Höhenzügen des dermaligen Centralindien sich vorfinden. Die nördlichste Region, östlich vom Indus, welche aus der Sandwüste aufsteigt, heißt die Aravulli-Kette, deren höchster Pik, der Abu, bis zu 1520 M. über dem Meeresspiegel sich erhebt. An

ihrem östlichen Ende begegnet sich die Aravulli-Kette mit dem etwa 6—900 M. hohen Vindhya-Plateau, welches nördlich und östlich gegen das Gangesthal, nach W. hin gegen die Thäler der Nerbudda und Tapty abfällt. Im SO. und SW. des Vindhya-Gebirges erstrecken sich zwei andere Ketten: die südöstliche trägt verschiedene Benennungen, begleitet die W.-Grenze des Gangesthals und endet in Orissa und am Meere; die andere zieht durch Berar und Nagpur, heißt zuerst Satpura, und dort, wo sie auf die Ausläufer des Vindhya trifft, die Mahadeo- oder Mahadeva-Kette, welche nach Orissa übersetzt. Gegen S. fortschreitend, verbinden sich die nur durch den Godavery und Krischna unterbrochenen Höhenzüge und setzen sich unregelmäßig fort bis zum Plateau von Mysore (Maisur) und der oberen Erhebung der nördlichen und westlichen Ghats, welche als Annimullays, Pulnays und andere geringere Höhen sich bis Cap Comorin erstrecken. Natur und Leben der indischen Halbinsel bestimmt der uns schon bekannte Himalaya. „Er schützt vor den rauhen Winden, welche von N. her über das Hochland von Centralasien kalt und zerstörend brausen; er hemmt aber auch die Regenwolken, die gesammte Feuchtigkeit des Oceans, welche die Passatwinde vom Südmeere herantreiben. So müssen diese Wolken ihren Wasservorrath in den Ebenen am Fuße ergießen und die Sommergluth in Kühlung, die verbrannte Vegetation in üppiges Grün verwandeln. Der Himalaya ist eine klimatische Scheidewand, die auf ihrer Höhe und an ihrem Fuße die schärfsten Contraste bildet." (Daniel. Hdb. der Geogr. I. Bd. S. 310.)

Nach seiner Bodenplastik darf man Indien in zwei scharf von einander unterschiedene Theile zerlegen: in das weite Tiefland, welches am Fuße des Himalaya sich ausbreitet und die uralte Insel Indiens mit diesem verbindet, dann letztere selbst, welche das sogenannte Plateau von Dekkan bildet. Die eigentliche Himalaya-Region gehört geographisch und selbst ethnographisch nicht zu Indien, sondern zu Hochasien, denn sie bildet nur den letzten, südlichsten Bergwall der innerasiatischen Erdveste, und obwohl gegenwärtig indische Einflüsse, indisches Volksthum überall im Himalaya mehr oder weniger bemerklich sind, so gehört doch dessen ursprüngliche Bevölkerung nicht dem Hindustamme an. Ethnisch und geographisch beginnt Indien erst mit dem Tieflande, das sich ununterbrochen dem ganzen S.-Fuße des Himalaya entlang, vom W. dort wo der Indus aus ihm hervorbricht bis zur großen Bai von Bengalen des indischen Oceans lagert. Zwei gewaltige Ströme, mit ihren wichtigsten Nebenflüssen dem Himalaya entsteigend, bewässern dasselbe: der Indus oder Sind im W., die Ganga (der Ganges) im O.

Der erstgenannte Strom fließt nach seinem Austritte aus den Thälern Kaschmirs von NO. gen SW. dem indisch-afghanischen Scheidegebirge entlang, und nimmt blos im O. und in seinem Oberlaufe namhafte Zuflüsse auf; mit diesen, dem Jhelum (spr. Dschelam), in welchen der Tschinab und Rawi einmünden, dann dem Satledsch, bewässert er zuerst die Ebene des Pandschab oder Fünfstromlandes, der nordwestlichsten Provinz Indiens. An den Ufern dieser Ströme herrscht die üppigste Tropenvegetation, während die „Duab" genannten Zwischenstufen oft nur Wildnisse von Gebüsch und Gras bilden; der Duab zwischen dem Indus und dem Jhelum ist eine vollständige Wüste, welche durch den 1000 M. hohen Kalabagh oder das Salzgebirge in zwei Theile geschieden wird. An diesem Höhenzuge liegt das Salz zu Tage und befinden sich in demselben auch verschiedene Salzbergwerke, worunter jene bei Sardi und Warcha, insbesondere aber das von Khewra die bedeutendsten sind. Das Pandschab ist reich an großen ansehnlichen Städten mit klangreichem Namen; so finden wir hier drei durch Handel

blühende und wichtige Orte: Multan unweit vom Tſchinab, in einem Haine von Palmen und Tropengewächſen, mit einer Citadelle und 80,000 Einwohnern; Lahore am Rawi, mit Multan durch eine Eiſenbahn verbunden, 100,000 Einwohner zählend, im Beſitze der wichtigſten Bankgeſchäfte und neben vielen Ruinen des alten Glanzes noch zahlreiche prächtige Paläſte, Moſcheen, Mauſoleen und Bazare aufweiſend; endlich öſtlich davon Amratſar (Amritſcher, 900,000 Einw.), die alte heilige Stadt der „Sikhs“ (Seikhs, d. i. Schüler), einer um 1500 n. Chr. geſtifteten Religionsſecte, deren Lehre ein veredelter Muhammedanismus mit brahmaniſtiſchen Anklängen war. Von Lahore führt der Schienenſtrang dem Fuße des Himalaya entlang gegen NW. nach Rawal Pindi und weiterhin nach Piſchawer, eine aufblühende Handelsſtadt mit 60,000 Einwohnern, zugleich aber der wichtigſte Garniſonsplatz der Briten in Indien. Piſchawer im Thale des Kabul iſt ihr vorgeſchobenſter Poſten gegen Afghaniſtan, in welches von hier aus die fürchterlichen Cheiberpäſſe führen.

Ein Palaſt in Lahore.

Die Hauptbevölkerung des Pandſchab bilden bis auf den heutigen Tag die Tſchats, ein kräftiger, derber Volksſchlag, hochgewachſen, mit echt kaukaſiſcher Geſichtsbildung. Die Tſchats im Pandſchab und im Industhale haben nie das ſpecifiſch indiſche Kaſtenweſen angenommen, und werden auch von den übrigen Indiern mit einer gewiſſen Verachtung (mit der Bezeichnung „Baheka“ die da draußen ſind) als unrein angeſehen. Neben den Tſchats und den eigentlichen Hindu, den Brahmanen, Khatris, Vaiçnas und Sudras gibt es im Pandſchab noch verſchiedene Stämme. Der einzige herumziehende heimathloſe Stamm iſt der der Tſchangars, welcher Name lebhaft an die Zigeuner erinnert. — Was die häuslichen und religiöſen Gebräuche der einzelnen Religionsgenoſſenſchaften betrifft, ſo ſind die Muhammedaner einfach und überall die gleichen, da ſie durch den Koran fixirt ſind. Viel mehr jedoch ſind auf ihrem Lebenswege die Hindu mit Ceremonien beläſtigt. Iſt ein Sohn im Hauſe geboren, ſo wird der Hausprieſter gerufen, der dem Kinde ſein „Janam-Patri“ oder Horoſkop aufſetzt und nach 40 Tagen einen

Digitized by Google

Namen gibt. Bis zum 5. Jahre wird das Haar des Kindes nicht geschoren; dann wird es gewöhnlich nach Jwalamuki (wo eine Flamme aus dem Boden herausbricht) gebracht, wo sein Haupthaar von einem Brahmanen geschoren wird. Wenn der Knabe 8 bis 12 Jahre alt ist, so wird sein Kopf rasirt, der Hauspriester lehrt ihn, wie man die „Tschauka" macht (ein mit Kuhmist überstrichener Ort, wo die Hindu essen); er unterrichtet ihn in der „Sandhya" und der „Gayatri" (heilige Sprüche aus den Vedas) und legt ihm dann die heilige Schnur um. Der Knabe wird nun als mündig angesehen und hat die sechs einem Hindu obliegenden Pflichten zu beobachten: er muß einen Haarschopf auf dem Kopfwirbel tragen (während der übrige Theil des Kopfes rasirt wird), er muß das „Dhoti" anlegen (ein Tuch um die Hüften geschlungen und hinten eingesteckt, nach Art einer Unterhose), er muß die heilige Schnur tragen, in der Hand eine Art Rosenkranz halten und auf der Stirne die heilige Marke (mit rother oder weißer Farbe) auftragen. Ist der Knabe 14 Jahre alt geworden, so trachten seine Eltern, ihm eine ebenbürtige Frau zu verschaffen. Nach Verständigung der beiden Familien wird die Verlobung auf folgende Weise zu Stande gebracht: Der Vater des Mädchens schickt durch den Hausbarbier 6 Datteln und 1 Rupie (2 Mk.) in das Haus des Vaters des Knaben, zum Zeichen, daß er seine Tochter dem Knaben zur Frau überlassen wolle. Nach Ankunft des Barbiers streichen die Hausbewohner Oel auf beide Seiten der Mauer an der Thüre, als Willkommgruß für den Barbier. Hierauf versammeln sich die Verwandten und der Hauspriester macht die „Tschauk" von Mehl (ein viereckiger Platz, auf welchen Mehl gestreut wird, in welches der Priester verschiedene Zeichen behufs guter Vorbedeutung macht), welche er den Knaben anbeten läßt. Ist dies geschehen, so wirft der Barbier die sechs Datteln und die Rupie in des Knaben Schooß und macht die (religiöse) Marke auf seine Stirne, worauf die Gratulation und ein Mahl folgt. — Sieben Tage vor der Hochzeit werden die Braut und der Bräutigam mit einer aus Mehl, Oel und wohlriechenden Stoffen bestehenden Composition wohl abgerieben und gewaschen (was oft dringend nöthig ist). Wenn am Hochzeitstage der Bräutigam auf einem Pferde reitend, in Begleitung seiner Verwandten unter einer fürchterlichen, ohrenzerreißenden Musik im Hause seines Schwiegervaters ankommt, wird ihm daselbst ein schönes Kleid angelegt, auf sein Haupt ein Diadem aus Silber und Gold gesetzt und um seine Stirne ein Kranz aus Goldfäden gebunden. Dann wird im Hofraume ein Feuer angezündet, um welches der Priester die Braut und den Bräutigam viermal herumführt; so darf sie dann, auch wenn ihr Gemahl stirbt, nicht mehr heirathen. Nun dauern die Hochzeitsfestlichkeiten durch vier Tage, an deren letztem die Geschenke vertheilt werden. Diese Hochzeiten sind oft sehr kostspielig; daher es viele vornehme Hindu vorgezogen haben, ihre Töchter gleich nach der Geburt in warmer Milch zu ertränken, weil sie die Hochzeitsauslagen für ihre Töchter fürchten. — Die Gebräuche der Sikhs sind verschieden von denen der Hindu. Die echten Sikhs gebrauchen keine Brahmanen (die sie hassen), noch achten sie auf die Vedas oder sonstige heilige Schriften der Hindu, sondern das heilige „Granth" (Buch) ist die Richtschnur ihres Glaubens und ihres Lebens. Die Sikhs heirathen etwas später als die Hindu, und sind darum auch ein viel kräftigerer Volksschlag. Die echten Sikhs gebrauchen bei ihren Heirathen nur Granthis, die dabei einen passenden Abschnitt aus dem Granth vorlesen; der viermalige Umgang um das Hochzeitsfeuer findet nicht statt. Die Sikhs scheeren nie das Haupthaar noch den Bart, sondern lassen alles wachsen, und binden ihr Haupthaar in langen Zöpfen um das Haupt. Sie tragen eine Art enganliegender Hosen, einen hohen Turban, in dem sich etwas Stahl befinden muß, da jeder Sikh Stahl bei sich haben soll. Ihre Todten verbrennen sie wie die Hindu, wobei aber nur das Granth gebraucht wird; Sradhs und sonstige Ceremonien der Hindu verwerfen sie als gottlos. Unter den Muhammedanern, Hindu und Sikhs gibt es eine große Anzahl sogenannter „Fakire", welche ein religiöses, beschauliches Leben auf Kosten der arbeitenden Classen führen. Diese Asceten leben entweder einzeln, unter Bäumen, an Gräbern oder Verbrennungsorten, oder sie leben nach Art der Mönche zusammen in Klöstern unter einem „Mahant" oder Abt. Die meisten sind nichts als reine Faullenzer, die das Betteln unter einer religiösen Maske der Arbeit vorziehen, und sind darum auch durch den Volkswitz gebrandmarkt, aber nichtsdestoweniger finden sie ihren reichlichen Unterhalt, besonders durch die Gunst der Weiber.

Digitized by Google

Unterhalb, d. h. ſüdlich vom Pandſchab, dehnt ſich zur Linken eine weite waſſerleere Steppe, das Tiefland Sindh aus, welches nur Büffelheerden, Eſeln und Kameelen eine ſpärliche Nahrung gibt. Der hier zuflußloſe Indus zieht dicht am Fuße des Hala-Gebirges nach dem Meere hin, in welches er ſich durch ein elfmündiges, theils mit Reismarſchen bedecktes, theils aber ſandiges und ſumpfiges Delta ergießt, in deſſen Gebiete und zwar am Anfang des Delta's die Feſtung Haidarabad mit 24,000 Einwohnern und Waffen- und Seidenfabriken, am Meere aber Karantſchi (Curatchi), der weſtlichſte Hafen Indiens, liegt. Oeſtlich vom Indusdelta greift tief in's Land hinein der Meerbuſen von Katſchh, welcher die Halbinſel Gudſcherat im W. begrenzt und allmählig in die Niederung des ſogenannten Ran übergeht. Dieſes iſt eine im Sommer baum- und ſtrauchloſe Sandwüſte, zur Regenzeit eine ſchlammige Lagune, an deren W.-Ende der See Sindri liegt, nördlich vom Allah-Band (d. h. Gottes-Damm) umſäumt. Beide, See und Damm, verdanken einem Erdbeben 1819 erſt ihr Entſtehen.

Ein Fakir.

Dieſes ganze niedrige Deltagebiet iſt auf weite Strecken ſtromaufwärts den Ueberſchwemmungen des Indus ausgeſetzt, und dieſe Inundationszone findet eine öſtliche Schranke erſt in der Tharr oder Indiſchen Wüſte, welche von zahlreichen Oaſen unterbrochen die Waſſerſcheide zwiſchen Indus und Ganges bildet. Den Kern des Sindhvolkes machen wiederum, wie im Pandſchab, die Dſchats aus.

Größer noch als die Indusebene iſt jene der Ganga, des heiligen Stromes der Hindu, welcher vom Himalaya herabſtürzend ſeinen Lauf von NW. nach SO. nimmt und dem Fuße der Rieſenkette entlang, zwiſchen dieſer und dem Vindhya-Gebirge im S. fließt. Ihm nahezu ſüdlich parallel zieht die

Proceſſion in Tſchaggernaut.

Digitized by Google

kaum minder gewaltige Dſchamuna, ſein wichtigſter aus dem Himalaya kommender Nebenfluß, welcher aber merkwürdigerweiſe von rechts in ihn bei Allahabad einſtrömt. Die Dſchamunaquellen liegen nämlich weſtlich von jenen des Ganges, was ihren klaren grünen Waſſern geſtattet weiter nach S. auszubiegen und das rechte Ufer des Ganges zu gewinnen. Mächtige Waſſeradern fallen ihm von den Himalaya-Gehängen zu, weniger bedeutend ſind in der Regel ſeine ſüdlichen Zuflüſſe; doch nimmt unter dieſen der

Die Gangesquelle.

Schon einen hohen Rang ein. In der breiten, von Ganges und Dſchamuna durchfurchten Alluvialebene breiten ſich hauptſächlich die Länder aus, über welche dermalen England ſein Scepter ſchwingt. Hier liegen die ſtolzen Städte Delhi (160,000 Einw.), die alte, einſt ſo glanzvolle Hauptſtadt des Großmoguls, Agrah mit ſeinen Prachtbauten (125,000 Einw.), die einſtige Reſidenz der Timuriden, und Allahabad (100,000 Einw.), ein berühmter Wallfahrtsort der brahmaniſchen Hindu und heutiger Hauptwaffenplatz, alle drei an der Dſchamuna, letzteres an deren Vereinigung mit dem Ganges.

An diesem Strome aber erhebt sich Kanhpur (Cawnpore, 50,000 Einw.), eine Hauptmilitärstation der Briten, und in dem ehemaligen Königreiche Audh (Oude) das hochberühmte volkreiche Lakhnau (Lucknow) am Gumti mit 300,000 Einwohnern und prachtvollen Palästen, Tempeln, Moscheen und Grabdenkmälern, dann wieder am Ganges die gefeierten Stätten Benares und Patna; ersteres mit 170,000 Köpfen die heilige Stadt der Hindu und Mittelpunkt des Siwa-Cultus mit 1000 Hindutempeln und 333 muhammedanischen Moscheen, zugleich der Sitz altindischer Gelehrsamkeit; letzteres mit 280,000 Einwohnern, der Haupthandelsplatz für das Opium, das in der Umgebung gebaut wird.

Das Tiefland von Bengalen, so nennt man die vom Ganges und seinen Nebengewässern durchschnittene Ebene, ist überaus fruchtbar und bringt der Boden fast alle tropischen Producte, als Baumwolle, Zucker, Kaffee, Reis, in reicher Menge hervor; daneben gedeihen die edelsten Gewürze: Pfeffer, Ingwer, Zimmt und Muskatnüsse (Myristica moschata Thunb.), Gewürznelken (Caryophyllus aromaticus), eine Menge Palmenarten, darunter die Cocospalme (Cocos nucifera L.) und die Arecapalme (Areca catechu L.), deren betäubende Nüsse, in die Blätter einer Pfeffergattung, des Betel (Chavica Betle Miq.) gewickelt, gekaut werden, was Speichel, Lippen und Zahnfleisch in ekelhaftester Weise blutroth färbt, in Indien und ganz O.-Asien aber als schön gilt. Die Viehzucht ist bedeutend, und Schafe, Büffel, Ziegen finden eifrige Pflege. In den noch vorhandenen Urwäldern Bengalens, in denen unendliche Schlingpflanzen die Bäume überwuchern, leben der gefürchtete Königstiger, der Elephant, das Nashorn und anderes Gethier. Das Klima ist im höchsten Grade heiß und ungesund; hier ist der Hauptsitz der Cholera, welche das Viertel aller Sterbenden fordert. Sowie er sich seinen Mündungen nähert, wird der braune trübfließende Ganges so breit, daß das Auge das andere Ufer nicht erreicht, endlich tritt er in das sumpfige aber dichtbevölkerte Deltagebiet, in welchem sich ihm der von O. kommende Brahmaputra vermählt. Durch unzählige Mündungen in den sogenannten Sundarban (Sunderbunds, d. h. tausend Mündungen) ergießen die vereinigten Ströme sich in den indischen Ocean.

Ein lebenswahres Bild der Natur im unteren Gangesgebiete gewährt uns H. Beveridge in seiner Beschreibung des Districtes Bakargandsch. Der geschilderte Landstrich befindet sich im SO. des unteren Bengalen und ist von einem wahren Netzwerke von Flüssen durchzogen. Bei einem Regenfalle von 2—$2_{,28}$ M. im Jahre producirt er wunderbare Reis- und Zuckerrohr-Ernten. Die Waldungen, die ihn zum Theile bedecken, sind prachtvoll und seine zahlreichen Teiche und Flüsse voll vortrefflicher Fische. Es ist ein köstliches Land der Fülle, bis auf einige etwas fatale Eigenthümlichkeiten. Ueber die prächtigen Palmen und die Reisfelder fährt oft ganz urplötzlich ein verheerender Cyklon hin oder eine Tigerschaar fällt in einem Dorfe ein und entvölkert es sogleich. Auch die schönen Buchten, die so sehr zum Baden locken und deren kühle Fluth in dem heißen Sonnenbrande so köstlich erfrischt, erhalten ganz unvermuthet den Besuch gefräßiger Alligatoren, oder die Cobras, Brillenschlangen, stellen unter den Menschen so arge Verheerungen an, wie die Mäuse auf den Fruchtfeldern. Die Dörfer sind zumeist an der Eindämmung von Sümpfen erbaut oder am Ufer von See'n, deren Tiefe je nach dem Regenfalle variirt. Der ganze Landstrich besteht aus Alluvialboden und ist nahezu eben; $6_{,70}$ M. über der Meeresfläche ist seine höchste Höhe. Um nur eine Andeutung über die alluvialen Ablagerungen des Ganges zu geben, wollen wir Lyells Schilderung anführen: „Es ist kaum möglich, eine nur halbwegs adäquate Vorstellung von dem ungeheuren Maßstabe des Anschwemmungsvorganges zu geben, den der Ganges so ruhig und unscheinbar vollzieht. Man denke sich zweitausend Schiffe, jedes mit 1400 Tonnen Schlamm befrachtet, jede Stunde des Tages und der Nacht während vier Monaten den Fluß hinabfahren, so würden sie der See nur eben so viel feste Stoffe zuführen, als der Ganges während der vier Monate

der Fluthzeit anſchwemmt.“ Der Verkehr im Lande wird hauptſächlich nur auf den Waſſerſtraßen bewerkſtelligt. Boote aller Art und Geſtalt und hier und da Dampfer vermitteln ihn in ziemlich unregelmäßiger und von der Fluth abhängiger Weiſe. Eine Anzahl Flüſſe rollt nur träge, einige aber führen eine große Waſſermenge in ſtarkem Falle, und zahlloſe kleine Waſſerfäden durchziehen die Dörfer und durchſchneiden die Felder. Der nördliche Theil des Landes beſteht zumeiſt aus ungeheuren Sümpfen und iſt nur von einer niederen Kaſte der Hindu bewohnt, die ſich auf kleinen, aus dem Schlamme emporgehobenen Erhöhungen angebaut haben und von dem Fange der Fiſche und des Waſſergeflügels leben, wie von dem Reis, den ſie an trockeneren Stellen anbauen. Die Frucht wird da auf einer trügeriſch ſchwimmenden Oberfläche geſäet und geerntet, die an die ſchwimmenden Melonen- und Kürbisgärten der See’n von Kaſchmir gemahnt. Ein etwas ſtärkerer Menſch ſteht in Gefahr, auf der dünnen Oberſchichtskruſte einzubrechen und im Sumpfe zu verſinken. Das Leben dieſer halbaquatiſchen Hindu zeichnet ſich durch abſolute Unabhängigkeit von jedem Comfort aus. Wie von Wolken ſind ſie von Mosquito-Schwärmen umgeben und zur Regenzeit graben ſich giftige Schlangen durch das bischen trockene Erdreich, auf dem ſie ihre Hütten errichtet haben. Das Vieh hat manchmal ganze Tage lang bis an den Hals im Waſſer die Ueberſchwemmung zu überſtehen, während Menſchen und Vieh durch zwei bis drei Monate, bis die kalte Jahreszeit mit dem Mai ein Ende nimmt, unter Waſſermangel und kalten Stürmen leiden. Die Mehrzahl der Bevölkerung beſteht aus Muhammedanern, allein die Religion ſcheint keine in’s Leben greifende Rolle bei ihnen zu ſpielen, denn Betrug, Meineid, Fälſchungen ſind bei ihnen alle Tage vorkommende Ereigniſſe. Ueberdies ſind ſie ſtreit- und zerſtörungsſüchtig und legen ſogar in ihrem Hader mitunter Feuer an die Tempel der Gegner. Die ungeheure Fruchtbarkeit des Bodens enthebt ſie ſo ziemlich der Arbeit und die Leute ſind daher von zu Apathie geſteigerter Trägheit. Es gibt da auch, trotz der Reichthümer der Natur, keinen Reichthum der Menſchen, denn niemand nimmt ſich die Mühe, zu erwerben, zu ſparen, zu ſammeln. (H. Beveridge. The district of Bakarganj. London 1876. 8°.)

In dieſem ungeſunden Landſtriche erhebt ſich an den Ufern des Hugly, des weſtlichen großen Mündungsarms, welcher, obwohl durch künſtliche Mittel vor Verſchlammung geſichert, dennoch eine der gefahrvollſten Flußſchifffahrten bietet, Calcutta, die glänzende Hauptſtadt des indo-britiſchen Reiches, etwa 165 Km. vom Meere entfernt, 20 □Km. bedeckend und von über 600,000 Menſchen bewohnt.

Calcutta (ſpr. Calcatta) zerfällt in die weiße und in die ſchwarze Stadt. Erſtere, nicht blos von Europäern, ſondern auch von vielen Einheimiſchen bewohnt, hat einen durchaus europäiſchen Anſtrich und iſt von ſtattlichen geraden Straßen durchſchnitten, während das ariſtokratiſche Viertel, die Chowringhee (ſpr. Tſchauringhi), die prächtigen Paläſte der höheren Regierungsbeamten und reichen Kaufleute umfaßt. Die Schwarze Stadt, in welcher ſich der größte Theil der Bevölkerung, darunter jedoch nur wenige Europäer, zuſammendrängt, trägt ganz den Charakter orientaliſcher Städte, hat enge, krumme und ſchmutzige Straßen, theilweiſe hohe, wenige maſſive Häuſer, zum großen Theile nur armſelige Hütten. Das Leben in Calcutta wird uns von der Gräfin Noſtitz eingehend geſchildert. Der Mangel an Europäerinnen in Indien hat zur Folge, daß viele Engländer aller Claſſen im Concubinat mit eingebornen Frauen leben. Sonderbar genug ſind dieſe Frauen von ihren Angehörigen in hohem Grade mißachtet, obſchon moraliſche Principien dem nicht zu Grunde liegen können, da die Ehe bei den Hindu nach unſeren Begriffen auch nichts anderes iſt als ein Concubinat. Jeder nimmt ſich der Frauen ſo viele als ihm beliebt, und nicht ſelten verbindet man einen lucrativen Handel damit, wenn nämlich ein Mann der höheren Kaſte ſich eine Frau aus einer wohlhabenden, aber einer niederen Kaſte angehörigen Familie nimmt und die Ehre, die er dadurch den Eltern erweiſt, ſich anſtändig bezahlen läßt. Er iſt nicht einmal

bemüßigt, die Frau in ſein Haus zu nehmen, ſondern überläßt ſie ihren Anverwandten, und indem er das Geſchäft ſo oft als möglich wiederholt, wandert er von einer Frau zur andern und lebt dabei recht ſorgenfrei. Die Mißachtung der Frauen, welche mit Europäern leben, entſpringt bei den Hindu aus ihrem Kaſtenvorurtheile gegen kaſtenloſe Männer und erſtreckt ſich bis auf deren Nachkommenſchaft. Eigenthümlich iſt es, daß ſie dieſe Halbkaſten dann noch weniger achten, als deren weiße Väter. Noch beachtenswerther iſt der Umſtand, daß die Kinder aus Miſchehen zwiſchen Europäern und Indierinnen phyſiſch ſowohl als moraliſch nur ſtiefmütterlich von der Natur ausgeſtattet ſind; obgleich beide Eltern der indogermaniſchen Race angehören, die britiſchen Männer ſich durch Körpervorzüge auszeichnen und die Indierinnen häufig mit großer Schönheit begabt ſind, ſo findet doch das Gegentheil ſtatt, denn dieſe Meſtizen ſind gewöhnlich ſehr unſchön. In geiſtiger Hinſicht ſind ſie zwar nicht ohne Auffaſſungsgabe, ſie lernen leicht, aber ſelten gründlich, und bei mangelnder Ausdauer zeigen ſie ſich unzuverläſſig. Von den Müttern ſcheinen ſie nur ein böſes Erbtheil, den Hang zur Lüge empfangen zu haben. Dieſer Hang wurzelt in dem Charakter der Eingebornen leider unüberwindlich tief und verdunkelt ihre übrigen guten und liebenswürdigen Eigenſchaften. Trotz der ſorgfältigen Erziehung, welche die Kinder dieſer Miſchehen erhalten, ſind im Allgemeinen die Reſultate nicht ſehr befriedigend. Der phyſiſchen Entwickelung europäiſcher Kinder iſt das Klima von Bengalen im höchſten Grade nachtheilig. Bis zum achten oder zehnten Jahre haben ſie ein blühendes Ausſehen und ſind anſcheinend geſund; dann aber fangen ſie an, die friſche Farbe zu verlieren, Bläſſe bedeckt ihr Geſicht, hinfällige Mattigkeit beſchleicht ſie und ohne Merkmale einer eigentlichen Krankheit ſiechen ſie dahin, wie Treibhauspflanzen ohne Licht und Luft. Von der in Europa erzogenen anglo-indiſchen Jugend kehren die Knaben im Alter von 18—20 Jahren nach Indien zurück, um im Civil- oder Militärdienſte oder in Privatunternehmungen die ſchon auf ſie wartende Stellung einzunehmen und Car-

Leichenverbrennung in Calcutta.

Digitized by Google

rière zu machen. Die Mädchen kommen im Alter von 15—17 Jahren, ihren Familien entfremdet und zu kaum wieder erkennbaren jungen Damen verwandelt, zurück, finden sich sogleich von Bewerbern umringt und vertauschen bald das elterliche Haus mit dem zu gründenden neuen, um dann auch ihrerseits denselben harten Trennungen unterworfen zu sein. So wird das Band, das die englischen Familien in ihrer Heimath innig und fest umschließt, in Indien durch nicht zu beseitigende Umstände gelockert. Nur wenig auserwählten Familien ist es vergönnt, durch frühzeitige Heimkehr diesen schmerzlichen Trennungen vorzubeugen. (Gräfin Rostitz. Helfer's Reisen. II. Bd. S. 28—72.)

Nebst Calcutta liegt im Mündungsgebiete des Ganges noch die französische Stadt Tschandernagore mit 32,000 Einwohnern am Hugly, und ganz im O., in geographischem Sinne schon auf hinterindischem Boden, Bengalens wichtigster Handelsplatz Tschittagong oder Islamabad. Gewissermaßen zu Hinterindien gehört auch das Stromgebiet des mächtigen Brahmaputra, welcher seine Fluthen mit jenen des Ganges mischt und mit diesem das größte Delta der Erde bildet. Der Brahmaputra durchströmt das östliche Bengalen in ziemlich nordsüdlicher Richtung; macht aber weiter oben, wenn wir von seiner Mündung zur Quelle fortschreiten, einen gewaltigen Bug gegen O.; hier liegt Assam, eine Landschaft, die sich eigentlich auf das Thal des Brahmaputra beschränkt. Der Strom fließt hier nahezu ostwestlich, und wird im S. von den Garo, Khasia und Naga-Hügeln begleitet, welche von gleichnamigen wilden Stämmen bewohnt werden und Assam nach S. hin begrenzen. Die britische Autorität über diese Bergvölker steht noch immer auf ziemlich schwachen Füßen, und die Ansiedlungen im theereichen Assam werden von ihnen oft genug belästigt. Der wichtigste Platz im nördlichen Assam ist Sudija, in dessen Nähe dem Brahmaputra ein wichtiger Zufluß von O. her, der Brahmakund, zuströmt, während von N. her der Dihong aus Tibet durch ein enges Defilé hervorbricht. Man hat lange den ersteren für den Quellfluß des Brahmaputra gehalten, neuere Forschungen haben aber fast zur Gewißheit erhoben, daß der Dihong, der in Tibet den Namen Yaru-zang-bo-tsiu oder kurzweg Sangpo führt, sein Oberlauf sei. Das Thal des Dihong zieht von N. nach S. und darf als die östliche Begrenzung des indischen Himalaya gelten. Die Reisen der indischen Punditen haben fast zur Evidenz bewiesen, daß der Dihong die Fortsetzung des Sangpo sei, der etwas östlich von den Indus- und Satledsch-Quellen im N. des Himalaya entspringt und einen westöstlichen Lauf hat. In dieser Form darf man den Brahmaputra sich also beinahe wie ein riesiges S denken. Sein Dihong genannter Theil trennt das westliche, noch zum indischen Himalaya-System gehörige Gebirgsland der wilden Slo, welche die Engländer Abor nennen, von den Bergen der Nahong im O., welche die Engländer Mischmi nennen.

Der allgemeine Anblick des bengalischen Brahmaputra-Gebietes, namentlich in Assam, ist der einer immensen Ebene, welche im N., O. und S. von hohen Gebirgen umrahmt und von zahllosen Flüssen durchschnitten wird. Einzelne Hügelketten, welche hier und da aus der ebenen Fläche steil emporstreben, endlose Urwälder und ausgedehnte Prairien wechseln mit einander ab. Die Anzahl der Flüsse übersteigt wohl die jedes andern Landes von gleicher Größe, denn von den bedeutendsten, unter welchen der Brahmaputra die erste Stelle einnimmt, hat man allein einundsechzig gezählt, welche alle durch ein unentwirrbares Netz von Nebenflüssen mit einander verbunden sind. Das Land ist daher im höchsten Grade wasserreich und gehört zu den fruchtbarsten Indiens. Das Klima ist feucht, und da die dichten Wälder eine genügende Ventilation der Atmosphäre nicht zulassen, schwül, drückend, überhaupt ungesund, umsomehr, da die Regenzeit hier länger dauert, als in andern Theilen Indiens: sie beginnt im März und endet Mitte November, so daß die niederen, den Flüssen zunächst gelegenen Strecken oft mehr als acht Monate unter Wasser stehen. Der Verdunstungsproceß dieser gewaltigen Wassermassen geht nur langsam vor sich und erzeugt eine von Miasmen geschwängerte Luft, welche Fieber, Ruhr und andere malarische Krankheiten zur Folge hat. Während der Regenzeit wird Assam von verheerenden Stürmen heimgesucht, welche oft unermeßlichen Schaden in den Plantagen anrichten. Ebenso sind Erdbeben nichts Seltenes. Die kalte Zeit von Ende November bis Anfang Februar bietet eine angenehmere Temperatur, und würde zur Erholung für die Europäer ganz geeignet sein, wenn nicht auch sie durch die schweren Nebel, welche nach Mitternacht aufsteigen und oft bis 11 Uhr Vormittags Alles in einen undurchdringlichen, nassen Schleier hüllen, ungesund gemacht würde. Höher gelegene Orte haben, von stärkerem Luftzug begünstigt, weniger von ihnen zu leiden. Die heißen Winde, welche die westlichen und südlichen Theile Indiens im Mai und Anfang Juni mit ihrer versengenden Gluth durchwehen, verschonen glücklicher Weise Assam. Was die Producte des Landes betrifft, so ist es äußerst reich an Kohle. Eisen findet sich in vorzüglicher Qualität, und besitzen die assamesischen Schmiede eine besondere Fertigkeit im Stählen ihrer Messer und Waffen; Schwefel- und Salz-Quellen sind in Menge vorhanden, ja man hält das aus letzteren gewonnene Salz für besser als das aus Bengalen importirte. Die von den Bergen herabstürzenden Flüsse enthalten mehr oder minder reiche Anschwemmungen von Goldsand, welcher zu Ende der Regenzeit von den Eingebornen eifrig gesucht wird. Der obere Theil des Landes ist unerschöpflich an Petroleum. Ehe die englische Regierung den Handel mit Opium zum Monopol machte, bauten die Assamesen selbst so viel, als für ihre eigenen Bedürfnisse erforderlich war. Die verschiedensten Arten Reis wachsen in üppiger Fülle auf den sumpfigen „Pothárs" (mit Wasser bedeckte Landstrecken), welche oft meilenweit das Grasland durchziehen. Die trockner gelegenen Stellen tragen Baumwolle und Tabak in solcher Menge, daß diese beiden Artikel einen nicht unbedeutenden Theil des Exports bilden. Vor allem steht der Seidenbau in Blüthe. Unter den Baumarten dient vorzüglich der „Sum" zur Nahrung für die Würmer. Bernstein, Elfenbein, Hörner aller Art; — Büffel-, Tiger- und Hirschfelle sind in großen Quantitäten vorhanden. Das Haupterzeugniß des Landes ist endlich der Thee, welcher hier schon vor Ankunft der Engländer bekannt war und von den Assamesen medicinisch gebraucht wurde. Die Thierwelt ist unendlich reich und mannigfaltig. Die Wälder und Gebirge sind der Aufenthaltsort der wilden Elephanten, welche einzeln, gewöhnlich aber in Heerden unter Anführung des ältesten und stärksten, welcher von den Assamesen „Gunda" genannt wird, umherwandern und in den Reisfeldern und Plantagen enorme Zerstörungen anrichten. Das Rhinoceros findet sich in den tieferen Theilen der Wälder und in der Nähe der Sümpfe. Assam ist ferner überfüllt mit Tigern und Leoparden, welche unter den Eingebornen und deren Vieh jährlich zahlreiche Opfer fordern. Bären, wilde Büffel und Schweine trifft man überall. Eine wahre Landplage sind die Schakals und wilde Katzen. Rehe und verschiedene Hirscharten weiden in den Prairien und geben besonders in der kalten Zeit, wenn das Gras abgebrannt ist, eine vortreffliche Jagd. Endlich ist keine Provinz Indiens so reich an giftigen Schlangen, wie diese, der Scorpionen, Tausendfüße und anderen Gewürms gar nicht zu gedenken. Ebenso excellirt sie in Blutegeln und Termiten. Zu ihnen gesellen sich ferner die Ratten, Frösche und Musquitos. Alle diese

Digitized by Google

Tigerjagd.

Digitized by Google

schlagen ihre Wohnung in den Häusern mit den Menschen zusammen auf, und erschöpfen nur zu oft seine Geduld durch ihre unerwünschte Gegenwart. Die Wälder sind außer den oben genannten Thieren belebt von Affen, Papageien, Adlern, Falken, Geiern und anderem Geflügel. Die Fischerei wird großartig betrieben, denn die Flüsse bieten alle Gattungen von Fischen, und der Assamese ißt dieselben gern. Die jetzige Einwohnerzahl beträgt nicht ganz eine Million und besteht aus Hindu, Muhammedanern, eingewanderten Bengalen und einigen wilden Stämmen, den Ureinwohnern des Landes. Die Verkehrssprache ist Assamesisch, eine Tochtersprache des Sanskrit, welche große Aehnlichkeit mit Bengali hat. Die Muhammedaner verstehen und sprechen außerdem Urdu, und seit die Regierung Schulen angelegt hat, ist auch Englisch den gebildeten Kasten nicht fremd. Die Assamesen oder Ahoms, wie sie ursprünglich hießen, sind ein schöner, ziemlich hellfarbener, stark gebauter Menschenschlag, im höchsten Grade intelligent und bildungsfähig. (Oscar Flex. Pflanzenleben in Indien. Berlin 1873. 8°. S. 2—6.) In den die Ebene umgebenden Gebirgen hausen jedoch völlig wilde und unabhängige Stämme, wie jene der Garo, Khasia und der Naga, deren Sitten und Gewohnheiten noch wenig bekannt sind. Von den Nagas wissen wir, daß die sociale Stellung des einzelnen Individuums vom Tätowiren bedingt ist. Diese Operation darf aber erst dann an einem Knaben vorgenommen werden, wenn er aufhört, ein solcher zu sein, was jedoch erst der Fall, wenn er einen Mann oder auch ein Weib umgebracht hat, was er durch Ablieferung des Kopfes seines Schlachtopfers bethätigen muß. (Ausland 1872, Nr. 45, S. 1079. Siehe auch William Robinson. A descriptive account of Asam. London 1841. 8°. S. 335–421, wo die Butias, Akas und Kapachors, Duphlas, Miris, Abors und Borabors, Mishmis und Bormishmis, Khamti, Singfu, Nagg, Kachar, Khasias und Garos geschildert werden.)

Südlich von den bisher geschilderten Regionen, nämlich von dem Tieflande Bengalens, erhebt sich das nach S. zur Dreiecksform sich verjüngende Plateau von Dekkan, durchschnittlich 600—800 M. hoch. Der N.-Rand Dekkans bildet das schwer zugängliche Vindhya-Gebirge, dessen secundäre Sandsteine sich nach Panna in Bandelkand, dem Tara-Paß und Rhotos-Fort fortsetzen. Am S.-Abhang dieses bis zu 2000 M. aufragenden Gebirges nimmt die Schon ihren Ursprung, um nach NO. dem Ganges zuzufließen, aber auch die in umgekehrter Richtung dem arabischen Meere sich ergebende Narbada (Nerbudda). Ihr parallel fließt der nur wenig südlich, bei Surat in's Meer mündende Tapti. Die Quellgegend dieser Gewässer bildet eine Hochlandsregion voller Bergspitzen und Bergreihen, und in dieser wunderbaren Gegend findet man Formen thierischen und pflanzlichen Lebens vereinigt, die anderswo nicht neben einander vorhanden sind: die Sal-Wälder stoßen hart an die Tek-Wälder, obgleich beide abgesondert wachsen; das zwölfendige Moor-Rothwild und das Dschungel-Geflügel kommen innerhalb der Sal-Wälder-Fläche in Menge vor.

Eine merkwürdig schöne Scenerie bietet das offene und gut angebaute Thal der Narbada. Man denke sich einen mächtigen, auf ein Dritttheil seiner Breite eingeengten Fluß, der mehr als 3 Km. weit zwischen zwei hellen Wänden reinen weißen Marmors dahinbraust — Wände, die 30 M. Höhe und da und dort eine Ader dunklen grünen oder schwarzen vulcanischen Gesteins zeigen, welches, einer Lage Gagat gleich, die reine Weiße des Marmors beträchtlich erhöht. Ein Marsch durch das Narbada-Thal gewährt ungemein viel Vergnügen. Das Klima ist ein vorzügliches, und die Scenerie, die Menschen- und die Naturerzeugnisse sind insge-

ſammt höchſt intereſſant. Zu den letzteren gehört der Mhowa, einer der nützlichſten wilden Bäume, da ſeine Blüthe eßbar iſt und man aus ihr auch den größeren Theil der im Lande verbrauchten geiſtigen Getränke bereitet. Sie wird ferner geopfert zur Verſöhnung der unzähligen Götter der Gonds, welche Pantheiſten ſind. Dieſe ſonderbaren Menſchen wurden zuerſt in den Kohlengruben des Narbada-Thales und ſeiner Nebenflüſſe beſchäftigt, und ihr Muth im Eindringen in die Eingeweide der Erde war wundervoll. Ihr Pantheismus kam ihnen in dieſer Hinſicht zu ſtatten. Von der Wiege an hat der Gond jeden Felſen, jeden Fluß und jede Höhle als von einem beſondern Geiſte bewohnt betrachtet, den man, um ganz ſicher vor ihm zu ſein, verſöhnen muß, wenn auch in der allereinfachſten Weiſe. So berührt der Gond zuerſt mit Mennig das Geſtein, welches er im Begriff iſt mit einem Tönnchen Pulver in tauſend Stücke zu zerſprengen, legt eine Handvoll Reis und eine Nußſchale voll Mhowa-Branntwein davor, und ſiehe! der Gott der Kohlengrube iſt dergeſtalt befriedigt, daß er ſeinem einfachen Verehrer erlaubt in dem Götterſitze wegzuhauen, was und ſoviel ihm beliebt. Die Mahadeo-Berge, oder die Berge des großen Gottes, zwiſchen Narbada und Tapti, ſind von großer Schönheit und beſonderer Heiligkeit. Die ganze Gebirgsreihe iſt dem Siva geheiligt, und inmitten der hohen Piks liegt einer der heiligſten Schreine, zu welchem mindeſtens eine Wallfahrt im Leben eines jeden Hindu nothwendig iſt. Der Schauplatz iſt von außerordentlicher Art; eine Menſchenmenge, ſo bunt wie die, welche ſich an den berühmten Ghats in Benares drängt, ſammelt ſich dann auf allen dahin führenden Straßen; zu andern Zeiten aber wird der Zugang, wie das Volk glaubt, durch wilde Thiere, Kobolde und grauſame Krankheiten unmöglich gemacht. Gleich hinter Dſchilpa, dem letzten Dorf auf den Ebenen, befindet man ſich im Dſchungel; wenn man aber bergan ſteigt, ändert ſich die Scene allgemach. Nach einem Marſch von 22 Km. erreicht man die Hochebene von Petſchmarri (Puchmurree), die einem ſchönen engliſchen Park gleicht, und dann beginnen, durch die lichten Baumſtellen hindurch, drei große vereinzelte Bergſpitzen ſich zu zeigen, die in der untergehenden Sonne glühend roth und feurig ſich von dem purpurnen Hintergrund einer Wolkenbank abheben. Die mittlere iſt der Pik von Mahadeo, der Schrein des Gottes ſelbſt; zur Rechten erhebt ſich, gleich der Baſtei der Veſte eines Rieſen, die viereckige und abſchüſſige Form des Tſchauradeo; während zur Linken die ſteile Abdachung des Dhupgarh, des höchſten Punktes der mittelindiſchen Hochlande, düſter herüberſchaut. Der Weg, auf welchem man heraufkommt, zieht ſich verhältnißmäßig ſanft in die Höhe; in allen andern Richtungen aber iſt die Senkung vom Plateau aus plötzlich und jäh. Der öſtliche Paß wurde nie von irgend einem Laſtthier betreten. Von dieſer Hochebene aus überſchaut man nun das Panorama, welches vor Augen liegt: Reihen auf Reihen waldbedeckter Berge, in wilder Unordnung neben einander; die lange Linie bruſtwehrartiger Klippen, welche die ſüdliche Seite der Mahadeo-Berge kennzeichnen; das tiefe Roth ihrer Sandſteinformation, hübſch abſtechend von dem intenſiven Grün der Bambu-Vegetation, außerhalb deren ſie emporragen, während der Beobachter, wenn er auf dem öſtlichen Rande des Plateau ſteht, einen 620 M. hohen Felsabhang vor ſich hat, der in langen grünen Abdachungen in ein flaches, unermeßliches, waldbedecktes Thal hinunterführt. Dies iſt der große Sal-Wald. An den Rändern dieſes gewaltigen Plateau ſieht man ſchreckliche geheimnißvolle Schluchten, deren eine, die Dſchambo-Durp, ein beſonders heiliger und unumgänglicher Ort auf der Wanderung des frommen Pilgers, ein grauenerregendes Naturwunder iſt. Die großartigen, grenzenloſen Waldungen bewohnt der edle Biſon und der „Sambar“, der Fürſt des Rothwilds. Tiger ſind auf der Hochebene ſelten, ebenſo Bären, Panther aber gibt es in Menge in Petſchmarri. (J. Forsyth. The Highlands of Central India: notes on their forests and wild tribes, natural history and sports. London 1871. 8°.)

Den weſtlichen Rand des dekkaniſchen Plateau's bildet die große Kette der Weſt-Ghats (d. i. Päſſe), welche an der Mündung des Khandeſch-Thales in das Meer anheben, parallel mit der Küſte in zackigen abgeriſſenen Gipfeln hinziehen und im Mahabaleſchwar über 1500 M. Seehöhe er-

Digitized by Google

reichen. In den Ghats herrscht Gneis vor, welcher in Dharwar auf secundären Sandstein stoßt. Wie alle Küstengebirge senken sie sich sanft nach der continentalen Seite, hier nach dem Plateau von Dekkan, steil dagegen stürzen sie zu dem schmalen Küstensaume hinab, jedoch nicht ohne mehrere Terrassen zu bilden, die wie ein Garten angebaut sind. Auf der unteren gedeihen die Pfeffer- und Betelranke, das Zuckerrohr und die Cocospalme; höher folgen die Tek-Wälder mit ihrem fast unverwüstlichen Holz (Tectonia grandis L.) und noch höher hinauf beginnen die Waldungen des kostbaren Sandel- und Ebenholzes. Kurze Flüßchen stürzen in Katarakten von den Ghats zur Meeresküste hinab. An diesem W.-Gestade Indiens liegt auf einer kleinen Insel in ungesundem Klima Bombay mit 650,000 Einwohnern, darunter über 400,000 Hindu, 140,000 Moslim, an 50,000 Parsen (Nachkommen der alten Perser und Feueranbeter), 25,000 Indo-Portugiesen, eine der wichtigsten Handelsstädte Indiens mit prächtigem Hafen, dann, an der Malabarküste, — so heißt der Küstenstrich südlich von Bombay — die portugiesische Stadt Goa mit ihrem Gebiete, Mangalore und die französische Niederlassung Mahe.

Die westlichen Ghats enden mit dem Nilagiri-Gebirge oder den blauen Bergen, deren angenehme und gesunde Luft neuerdings viele Europäer zu vorübergehendem oder bleibendem Aufenthalt angelockt hat. Im Dodabetta, welchen man lange für den höchsten Berg S.-Indiens gehalten, steigen sie zu 2500 M. empor und stellen einen Querriegel vor, welcher die W.-Ghats mit den der indischen O.-Küste parallel ziehenden östlichen Ghats verbindet und gegen S. steil zu einem schmalen, tiefen, blos 130 M. über dem Meere sich erhebenden Querspalt, dem Gap, abstürzt.

Die ursprünglichen Bewohner der Nilagiris theilen sich in vier oder fünf Stämme, welche sowohl von den Hindu der Ebene als auch unter sich sehr verschieden sind. Einer dieser Stämme hat nach Wesen und Sitte viele Uebereinstimmung mit unseren Zigeunern, führt jedoch kein Nomadenleben, sondern hat feste Wohnsitze; von Religion findet man bei diesem Stamme keine Spur, sondern die einzige übersinnliche Vorstellung besteht im Glauben an Zauberei. Von den anderen Stämmen ist einer, jener der Todas (siehe William E. Marshall. A phrenologist amongst the Todas; or the study of a primitive tribe in South India: history, character, customs, religion, infanticide, polyandry, language. London 1873. 8°.), ausschließlich Hirtenvolk; der zahlreichste und cultivirteste, der etwa 20,000 Köpfe zählt, treibt Ackerbau.

Südlich von dem erwähnten Gap bildet Indien ein neues selbständiges Gebirgssystem, jenes von Cardamum, welches die Spitze des indischen Triangels erfüllt, bis zu Cap Comorin in fast 8° n. Br. reicht und Gipfel von 2900 M. besitzt. In diesem Gebirgssysteme, genauer in den Anamalli-Bergen, erhebt sich der höchste Pik im S. des Himalaya. Die Kette

tritt von der W.-Küste mehr in's Innere zurück und gewährt an ihrem Abhange dem Lande Trawancore Raum. Der indischen O.-Küste liegt im S. die große gebirgige Insel Ceylon gegenüber, welche durch den Golf von Manaar und die Palk-Straße vom Festlande getrennt wird. Nördlich von der Palk-Straße führt die sandige, hafenlose Küste die Benennung Karomandal-Küste und besitzt eine Breite von 70—200 Km. Das Klima ist hier am bengalischen Meerbusen im höchsten Grade ungesund, und während der Herrschaft des NO.-Monsuns (October bis April) ist den Schiffen das Landen unmöglich. Unter Regengüssen und Orkanen tritt Mitte April der SW.-Monsun ein, unter dem die Vegetation erstirbt. Hier liegen die französischen Niederlassungen Karikal (62,000 Einw.) und Pondichéry (124,000 Einw.), dann die britische Hauptstadt der Karomandal-Küste Madras mit 430,000 Einwohnern, ein hochwichtiger Handelsplatz, dessen geographische Lage für den Handel gar nicht ungünstiger gedacht werden kann; denn beim NO.-Monsun kann an der Rhede — ein Hafen, der Schutz für die Schiffe böte, ist nicht vorhanden — kein Boot landen ohne zertrümmert zu werden, und zu anderer Zeit passiren nur die „Massula" oder Fischerboote den furchtbaren Surf.

Landeinwärts erheben sich die östlichen Ghats, die jedoch bei weitem nicht so hoch und auch nicht so schroff sind wie die westlichen, nur als schwacher Rand des Plateau von Innerdekkan gelten können und von dessen Gewässern durchbrochen werden. Während die indische W.-Küste wegen der Schranke der W.-Ghats südlich vom Tapti kein bedeutendes Gewässer, blos kurze Küstenflüsse aufzuweisen hat, strömen dem bengalischen Meerbusen ganz gewaltige Flußläufe zu. Das Plateau von Dekkan bildet nämlich eine wellenförmige Ebene, deren Seehöhe zwischen 450 bis 800 M. schwankt, mit zahlreichen Hügelzügen und vereinzelten Kuppen besetzt. Nach N. hin ist sie wild, waldig, gebirgig und mit dichtem Dschungel bedeckt. Diese Ebene nun besitzt einen Hang von W. nach O., so daß die Gewässer, welche ganz im W. Dekkans, also am östlichen Fuße der W.-Ghats entspringen, ihren Weg, die O.-Ghats durchbrechend, zum bengalischen Meerbusen finden. Von S. nach N. schreitend, finden wir so den Kaweri, den Tirunkojilur, Palar, Penna, den gewaltigen Krischna oder Kistna, den Godawari, und Mahanadi. Die hohe Lage des Plateau von Dekkan mildert die tropische Gluth und verleiht ihm ein gesundes, glückliches Klima, in welchem die meisten indischen Pflanzenproducte gedeihen. An der NO.-Grenze, gegen Bengalen hin, nördlich vom Mahanadi, erstreckt sich gegen die Ganges-Mündungen hin eine von Urwald bestandene Gebirgsregion, welche ein wildes Volk bewohnt und der an der Meeresküste die Landschaft Orissa vorlagert.

Die Vorstellungen der meisten Menschen über die Bevölkerung Vorderindiens sind ziemlich verworrene; im Allgemeinen denkt man sich dieselbe als eine ziemlich homogene, während im Gegentheile es kaum ein Land der Erde gibt, in dem wir einer größeren Verschiedenheit von Völkerschaften und Stämmen in allen erdenklichen Culturabstufungen, vom gesitteten Europäer, vom philosophisch gebildeten Hindu bis hinab zum rohesten Wilden begegnen.

Nach der letzten Zählung betrug die Geſammteinwohnerzahl Vorderindiens 240,726,193 Köpfe; dieſe zerfallen aber, von den eingewanderten Europäern abgeſehen, zunächſt in zwei Racen, in die ariſchen Hindu und in die Dravida-Völker. Letztere bildeten zweifelsohne die Urbevölkerung ganz Indiens, ſind aber durch die etwa um 2000—1500 v. Chr. eingewanderten Hindu unterworfen und nach dem S. verdrängt worden, wobei ſicherlich vielfache Miſchungen zwiſchen beiden Racen ſtattfanden. Die Hindu ſind auch heute noch blos in den nördlichen Ebenen vom Indus bis in das Brahmaputra-Thal hinein anſäſſig. Ganz Dekkan ſammt den gebirgigen Theilen des Inneren nehmen dagegen die Dravida ein; beide Racen bilden aber wieder keine homogenen Einheiten, ſondern zerfallen in eine große Zahl ſehr verſchiedener Stämme, über deren Leben und ſonſtige Culturverhältniſſe in vielen Fällen noch gar nichts bekannt iſt.

Ein Hindu.

Vom ethnologiſch-culturhiſtoriſchen Standpunkt theilt Friedrich Müller die ariſche Familie der Inder in drei Abtheilungen, nämlich: in die Stämme des nord-weſtlichen Gebirges, in die ariſchen Bewohner der indiſchen Ebenen (Hindu ſchlechthin) und in die Zigeuner. Zu den Stämmen des nordweſtlichen Gebirges gehören die uns ſchon bekannten Dardu und die Siyapoſch Kafirs. Die Hindu aber zerfallen ſowohl ſprachlich als auch ſocial in eine Reihe von Geſellſchaften. In erſterer Hinſicht unterſcheidet man: das Kaſchmiri in Kaſchmir, von ungefähr 3 Millionen Menſchen geſprochen; ſüdlich davon bis gegen Multan, zwiſchen Indus und Satledſch das Pandſchabi (16 Millionen), welches im S. und SO. in das Hindi übergeht, die Sprache des mittleren Indien, welche in verſchiedenen Nuancen und mehreren Dialecten von nicht weniger als 61 Millionen geſprochen wird. Das mit perſiſch-arabiſchen Elementen ſtark verſetzte Hindi, genannt Urdu oder Hindoſtani, welches von der muhammedaniſchen Bevölkerung Central-Indiens geſprochen wird, iſt die allgemeine Verkehrsſprache und in dieſer Eigenſchaft über ganz Indien verbreitet. Im Thale des unteren Indus von Multan bis gegen das Meer herrſcht das Sindhi (2 Millionen). Im S. des Aravulli-Gebirges geht das Hindi in das Gudſcherati (6 Millionen) über, welches bis gegen die Vindhya-Kette hinabreicht. Südlich von dieſem bis Tſchota Nagpur im O., bis gegen Goa an der W.-Küſte herrſcht das Marathi (10 Millionen). Zwiſchen Parniah und Dinadſchpur geht das Hindi in das Bangali (22½ Millionen) über, deſſen Gebiet längs des Himalaya bis gegen Aſſam reicht. Daneben gibt es noch das Oriya (2 Millionen), das Aſſami (etwa 1 Million), ein Seitendialect des

Digitized by Google

Bengali, und das Nepali. Es reden alſo von den 240 Millionen Menſchen in Indien blos etwa 125, alſo etwas mehr als die Hälfte, ein ariſches Idiom; alle übrigen gehören dem Dravidaſtamme an. Nach den Geſellſchaftsclaſſen unterſcheidet man unter den Hindu: die Brahmanen, gegenwärtig über ganz Indien verbreitet und durch ihre höhere Intelligenz vor allen ausgezeichnet; ſie haben am meiſten den mittelländiſchen Racencharakter bewahrt, und zeigen im Durchſchnitt jenen edlen Typus, den wir an den unvermiſchten Repräſentanten dieſer Race bewundern. Die uns ſchon bekannten Dſchat im NW. Indiens; die Radſchput, urſprünglich die feudalen Eroberer des W. von Hindoſtan; gegenwärtig gehen ſie als ackerbauende Anſiedler einer immer größeren Abnahme entgegen, theils durch vielfache Miſchungen mit anderen Claſſen, theils durch den bei ihnen ſo häufigen Mord weiblicher Kinder; ſie wohnen im NO.-Bandſchab, in den Diſtricten von Dſchamu und Kangra, in den Simla-Bergen, ferner im öſtlichen Audh, in Azimghar und Ghazipur, dann im SW. von Bundelkhand, in Malwa und in Udeipur. Das Centrum ihrer Macht liegt in den ſogenannten Radſchputana-Staaten, wo aber nicht ſie, ſondern vielmehr die Dſchat den numeriſch größeren Theil der Bevölkerung bilden. Die Kurmi oder Kunbi in den mittleren und öſtlichen Theilen der ſogenannten nordweſtlichen Provinzen; die Gudſchar, ein unruhiger Hirtenſtamm in den Hügelketten um Kaſchmir, beſonders aber in Gudſcherat. Die Ahir, der Hirtenſtamm der Radſchput- und Brahmanenländer; die Gwala in Bengalen und Oriſſa. Die Khatri, die Nachkommen der alten Kriegerkaſte, jetzt ein handeltreibender Stamm in Bandſchab und im öſtlichen Afghaniſtan. Die Baniya (Bani, Baniamen), einer der zahlreichſten Stände in Indien, nehmen im eigentlichen Hindoſtan und im S. jene Stellung ein, welche die Khatri im Bandſchab beſitzen. Aeußerlich unterſcheiden ſich die Baniya mit den Khatri auffallend von den Brahmanen. Die Kajaſth (Kajath, Kaith), eine zwar niedere Kaſte von dunkler Farbe, ſchmucker Geſtalt, aber von bedeutender Intelligenz und Geſchicklichkeit; ſie ſind die eigentlichen weltlichen Schriftgelehrten des heutigen Indien und als ſolche in allen Aemtern in bedeutenden Stellungen vertreten. Die Handwerkerkaſten unterſcheiden ſich nicht weſentlich von einander und zeigen in allen Theilen Indiens einen ziemlich einheitlichen Typus. Dagegen ſind die ſogenannten Helotenkaſten beſonders hervorzuheben. Natürlich finden wir dieſelben in den nordweſtlichen Gebirgsgegenden gar nicht, da hier keine feindliche Aboriginer-Bevölkerung unterjocht wurde. Zu dieſen Parias gehören die Dom, die Tſchangar, die Tſchamar u. a. (F. Müller. Allgem. Ethnographie. S. 458—463.)

Der religiöſe Glaube der Hindu iſt der Hinduismus, welcher mit der alten Religion der Arier nur mehr geringe Aehnlichkeit beſitzt; etliche vediſche Verſe und Formeln, welche die Prieſter recitiren, ohne ſie zu verſtehen, ſind ſo ziemlich alles, was ſich von der vediſchen Religion erhalten hat. Innerhalb dieſes Glaubenskreiſes, welchen man in ſeiner heutigen Form nach ſeinen Prieſtern den brahmaniſchen nennt, herrſchen verſchiedene Secten, darunter manche, welche von Grund aus verdorben ſind. So zeigt ſich der Gipfel menſchlicher Entwürdigung in den Aghoris oder Aghor-Pants, welche, nach dem letztern Namen zu ſchließen, unter den Hindu als „Lehrer“ betrachtet werden und nicht ſelten Brahmanen ſind. Wer vom Hinduismus eine gute Meinung hat, mag folgenden Bericht erwägen: „Die Aghoris ſind eine Volksclaſſe, der man häufig an den Ghats (Ganges-Ufern und Ganges-Treppen) in Benares, gelegentlich auch ſonſt in Indien und ſogar in Aſſam begegnet. Sie ſind Ogern (Menſchenfreſſer) und glauben, daß unter den Dingen kein Unterſchied beſtehe, ſondern alle Unterſcheidungen nur Einbildung ſeien. Ein Schlag oder Stoß iſt ihnen ſo gleichgültig wie ein Segen. Sie gehen in puris naturalibus, mit einem Menſchenſchädel in der Hand, von dem ſie das modernde Fleiſch abgenagt, und dem ſie Gehirn und Augen mit den Fingern ausgebohrt haben, und worein ſie dann irgendein Getränk gießen, gleichviel ob Branntwein, Milch oder faules Waſſer. Als Speiſe dient ihnen das nächſte beſte, ein modernder Leichnam, ein Thieraas, Gekochtes oder Unrath. Mit verfilztem Haar, blutrothen Augen, den Leib von Schmutz und Ungeziefer bedeckt, ſo iſt der Aghori ein Gegenſtand des Grauſens und Abſcheues. Einem Wolf ſieht er ähnlicher als einem menſchlichen Weſen. Der Hindu aber betrachtet dieſe Elenden mit Verehrung, und keiner wagt ſie von ſeiner Thüre wegzujagen. Sie gehören zur ſchlimmſten Sorte unter dem vielen Geſindel der heiligen Stadt Benares, und ſind jedes Verbrechens

fähig.“ (The People of India; a Series of Photographic Illustrations, with Descriptive Letter-press, of the Races and Tribes of Hindustan. Originally prepared under the authority of the Gouvernment of India etc. Edited by the J. Forbes Watson and J. W. Kaye. Vols I and II. London, Allen.) Die zwei verbreitetſten Religionsparteien Indiens ſind aber jene, welche dem Siwa und dem Wiſchno göttliche Verehrung zollen. Dieſe beiden typiſiciren die zwei entgegengeſetzten Pole religiöſen Denkens, die ſich bei den Menſchen ſtets gefunden haben und ſtets finden werden; der eine im Vaiſhnava zu dem Gott aufblickend, welcher der Urheber alles Guten, der andere in der Saiva nur von dem Menſchen ſelbſt und durch ſeine eigenen Thaten die Erreichung des Guten, das er erſehnt, erwartend. Dies iſt die Hauptverſchiedenheit, doch begegnen ſich die beiden Secten häufig auf demſelben Terrain. Im Allgemeinen kann man ſagen: „Der Hinduismus hat ſich nicht als eine Reſtauration, ſondern als eine Conſervirung über Indien verbreitet. Er hat aus allem vorhandenen Aberglauben Nutzen gezogen, wie grob, unmoraliſch und verbrecheriſch derſelbe auch ſein mochte, und alle mit einer philoſophiſchen Baſis verſehend, hat er jeden einzelnen förmlich kryſtalliſirt, zugleich zwiſchen ſämmtlichen eine Solidarität herſtellend, die es ungemein ſchwierig macht, einen einzelnen Punkt als ſolchen anzugreifen. Er hat die Unterſcheidungen der Claſſen und Stämme nicht allein anerkannt, ſondern noch durch beſondere Rechtfertigung ausgeprägt und ſie in ihrer Geſammtheit gewiſſermaßen erſtarrt, ſtatt ſie zu fuſioniren, ſo daß in einem indiſchen Dorfe die verſchiedenen Kaſten neben einander leben mit weit weniger gemeinſchaftlichen Intereſſen, Gedanken und Empfindungen, als zum Beiſpiel Deutſche und Franzoſen. Dies macht den Patriotismus und das Nationalbewußtſein in unſerem Sinne einfach unmöglich für die Hindu, ſo lange der Hinduismus beſteht.“ Andererſeits umfaßt der Hinduismus nicht allein eine ſubtile Philoſophie, er gibt nicht allein hohen moraliſchen Wahrheiten Ausdruck und lehrt viele ſociale Tugenden, ſondern er enthält auch viele Hauptzüge der chriſtlichen Lehre. (John Robson. Hinduism and relations to Christianity. Edinburgh 1874. 8°.)

Reiſewagen eines Hindu.

Die Dravida-Race in Indien zerfällt vom ethnologischen Standpunkte in zwei, und wenn wir die Ureinwohner von Ceylon hinzurechnen, in drei von einander grundverschiedene Volksstämme, nämlich einen nord- und einen süd-indischen, oder den Munda-Stamm und den Dravida-Stamm im engeren Sinne und die Singhalesen. Nur die culturlosen dieser Völker, die Mundas und die Stämme der Nilagiris, haben ihre alten Sitten und Gebräuche beibehalten; die übrigen haben sich civilisirt und durch Aufnahme der arischen Cultur ganz umgestaltet. Alle Dravida-Sprachen zeigen den nämlichen Charakter der Agglutination, welcher auch die ural-altaischen Sprachen so sehr auszeichnet, daher auch manche Forscher an eine genealogische Verwandtschaft beider gedacht haben, die indeß gewiß nicht vorhanden ist.

Zum Munda-Stamme gehören die uncultivirten Gebirgsstämme des Hochlandes von Tschota-Nagpur, im SW. von Calcutta, die im Allgemeinen mit dem Namen Kolh bezeichnet werden. Es sind dies die Santal (Sonthal), die Kolh von Singhbum (Larka-Kolh oder Ho), Bhumidsch und die sogenannten Munda-Kolh. Dagegen sind die Urau- und Radschmahal-Kolh nicht hierher zu beziehen, sondern in die Classe der Dravida-Völker zu stellen. (L. Nottrott. Die Goßner'sche Mission unter den Kolhs. Bilder aus dem Missionsleben. Halle 1874. 8°.) Unter diesen Halbwilden, welche gleichwohl dem Ackerbau obliegen, herrscht der Glaube an eine Unzahl böse Geister „Bongas", an Zauberei und Hexen, welch letztere unter Umständen getödtet oder aus dem Lande getrieben werden. Man sieht, der menschliche Geist vollführt überall die nämlichen Rösselsprünge. Deutsche evangelische Missionäre sind unter den Kolh thätig und besteht schon eine große Anzahl christlicher Gemeinden. Nebst den Kolh sind die Bhilla oder Bhils ein weit ausgebreiteter Stamm der Mundafamilie; sie wohnen in den Wäldern der Anhöhen, welche die Flüsse Tapti, Narbada und Maha begleiten, und sind ein stark gemischter Stamm, welcher Sitte und Sprache größtentheils von jenen cultivirten Völkern, in deren Gebiet er lebt, angenommen hat. (Siehe: Globus XXI. Bd. S. 193—198.) Die Mera (Mhairs) sitzen in den Aravulli-Bergen, wo sie Ackerbau treiben; die Mina, ein mit den vorigen innig verwandter Stamm, wohnen in dem Gebirgszuge, welcher von Adschmir gegen die Dschamuna hin verläuft.

Der Dravida-Stamm zerfällt in zehn sprachlich geschiedene Abtheilungen: 1) die Tamulen (Tamil), das gebildetste und unternehmendste aller Dravida-Völker, wohnen im sogenannten Karnatik, d. i. dem Lande unterhalb der östlichen Ghats von Palicat bis an das Cap Comorin und dem darüber liegenden Hochlande; zu den Tamulen gehört auch die Arbeiterbevölkerung von N.- und NW.-Ceylon; ebenso die größte Anzahl der sogenannten Klings oder Kalingas, welchen man in den Seestädten Hinterindiens und des malayischen Archipels findet; endlich die wilden Stämme der Irular und Kurumbar in den Nilagiris. 2) Die Telinga (Telugu) von Palicat bis Gendscham an der Küste des bengalischen Meerbusens. 3) Die Kanaresen (Kannadis, Karnatas) in Maisur und Kanara, welchen sprachlich die wilden Kotar oder Kohatar und Badagar (Burgher) in den Nilagiri-Wäldern, endlich die culturlosen Kodugu oder Kurg in den W.-Ghats anzuschließen sind. 4) Die Malabaren oder Malayala an der Malabarküste von Mangalor bis gegen Trivandram. 5) Die im Aussterben begriffenen Tulu (Tuluva) auf einem schmalen Küstenstriche um Mangalor. 6) Die Toda (Tuda, Tudavar) in den Nilagiri. 7) Die Gond (Gonda) in jenem Striche Indiens, der zwischen dem Godawari, seinen Nebenflüssen Wain und Indravati und dem Gondwana-Gebirge im S. der Narbada gelegen ist. 8) Die blutdürstigen, Menschenopfern fröhnenden Khond oder Ku, südlich von der Mahanadi in dem waldreichen Hügellande der Provinz Orissa. (John Campbell. A personal narrative of thirteen years service amongst the wild tribes of Khondistan

for the suppression of human sacrifice. London 1864. 8°.) 9) Die schon erwähnten Urau- und Radschamal-Kolh; 10) endlich die in Belutschistan wohnenden Brahui.

Die Urbevölkerung der Insel Ceylon gehört entschieden der Dravida-Race an, wie der Grundstock der singhalesischen Sprache, das Elu, beweist. Mit der Zeit ist aber eine starke Vermischung mit den vom Festlande herübergekommenen Indern eingetreten. Als ziemlich unvermischte Ueberreste der alten Urbevölkerung können die Weddah oder Bedda gelten, welche in den Waldregionen der sogenannten Weddaratta, an der O.-Seite der Insel, wohnen. (F. Müller. Allgem. Ethnographie. S. 410—416.) Die intellectuelle Befähigung der Wedda steht so niedrig, wie es nur bei einem mit Verstand begabten Wesen überhaupt der Fall sein kann. (Ausland 1876, Nr. 15, S. 296—297.)

Ceylon, eine Insel von herz- oder birnenförmiger Gestalt mit 63,300 □Km. Flächenraum und etwa 2½ Millionen Einwohner, ist in der Mitte und einem Theile des S. ein Bergland, an welches sich Hügelland anschließt; gegen N. geht dieses in eine vollständige Niederung über, während im S. die Hügel oft das Meer erreichen. Das Bergland, durchschnittlich 1600 M. hoch, aber mit Spitzen wie der Pedrotalagalla (Peduru Tallagalle, 2536 M.) und der ob seiner feenhaften Aussicht berühmte Samanella oder Adamspik (2250 M.), ist reich an pittoresken, malerischen Landschaften, reich bewässert und von kühlem Klima, das Hügelland ebenso fruchtbar und meist cultivirt, während nie verbleichende, üppige grüne Flächen und Massen von Cocospalmen den N.-Saum der Insel bedecken. Unter den zahlreichen Producten Ceylons glänzen die kostbarsten Edelsteine, Diamanten und Rubinen, ferner Eisen, Mangan, Salz, herrliche Perlen-Austern. Die Schätze des Pflanzenreiches werden aber von keinem anderen Punkte der Erde übertroffen. Neben den verschiedenartigsten Nutzhölzern gedeihen Pfeffer, Baumwolle, Kaffee, Zimmt. Die Hauptstadt der Insel ist Kolambo (Colombo) an der O.-Küste, von wo eine Eisenbahn in's Innere nach Kandy führt, und Point de Galle an der S.-Küste mit dem wichtigsten Handelshafen.

Im Uebrigen wird Vorderindien nur durch wenige Inseln bereichert. Die Küste ist allerwärts fast völlig inselentblößt und nur in größerer Ferne treffen wir auf einige Eilandsgruppen, welche ihrer Natur nach zu Indien gezählt werden müssen. Es sind dies zuerst im W., also vor der Küste von Malabar, die Lakkadiven und die südlich davon gelegenen Malediven. Erstere sind Korallenbildungen, etwa 14,000 an der Zahl, welche in zwanzig Haufen gesondert werden können und zum Theile aus bloßen Felsen bestehen. Sie werden von beiläufig 10,000 Indoarabern bewohnt und bringen blos Cocospalmen hervor; doch findet man dort die beliebte Kaurimuschel, welche im Oriente die Stelle des Geldes vertritt. Auch die Malediven sind eine Kette von 12—15,000 Koralleninseln, wovon nur 50 bewohnt sind und die nämlichen Producte wie die Lakkadiven besitzen. Doch ist ihre Bevölkerung eine weit größere; sie besteht aus 200,000 muhammedanischen Malayen, über welche ein in Male residirender Sultan herrscht. Im bengalischen Meerbusen, dem hinterindischen Festlande schon näher gerückt als dem vorderindischen, liegen die Andamanen und die Nikobaren, beide wiederum eine Kette bildend, welche die Zehngrad-Straße von einander trennt. Die Andamanen sind vier größere und zahlreiche kleinere Inseln, die zusammen 6600 □Km. Areal

und etwa 15,000 Negrito-Einwohner zählen, welch letztere zu den niedrigststehenden Menschen gehören; ohne feste Wohnsitze und fast ohne Kleidung finden sie ihre Nahrung vorzüglich in Fischen. Vorzügliches Bauholz in Menge, Palmen, Melonen gedeihen auf den meist flachen, aber vulcanische Spuren tragenden Inseln. Wegen ihrer Sümpfe ist das Klima sehr ungesund, und die menschenfreundlichen Briten haben deßwegen auf der nördlichsten, Chatham, eine Verbrechercolonie angelegt. (Frederick J. Moat. Adventures and researches among the Andaman Islanders. London 1863. 8°. und Dr. v. Liebig. Die Andaman-Inseln, in: Jahresbericht der Geogr. Ges. in München 1871, S. 103–125.) Die Nikobaren bestehen aus 9 größeren und 11 kleineren sehr fruchtbaren aber gleichfalls ungesunden Eilanden mit 5000 malayischen Bewohnern.

Seit 1. Januar 1877 bildet Vorderindien ein Kaiserreich, dessen Monarch der Träger der britischen Krone ist, und dieser läßt das Land durch einen in Calcutta residirenden Vicekaiser regieren. Indien, welches sich einer durchaus selbständigen Verwaltung und eines besonderen Heeres von 180,000 Mann erfreut, in welch letzterem eingeborne Soldaten (Sipahis) die Mehrzahl bilden, zerfällt in drei Präsidentschaften, nämlich Bengalen mit der Hauptstadt Calcutta, Madras und Bombay. Diese hinwieder sind in eine Anzahl von Provinzen (Bengalen), Districte (Madras) oder Divisionen (Bombay) zerlegt. In London fungirt ein eigenes indisches Ministerium oder Staatssecretariat, um die Geschäfte des weiten Reiches zu besorgen. Wie wir wissen, umfaßt Vorderindien einen Raum von 3,850,000 □Km., auf welchem ungefähr 240 Millionen Menschen leben. Nicht diese ganze Fläche und nicht diese ganze Menschenmasse steht indeß unter der unmittelbaren Herrschaft der Engländer, sondern ein sehr ansehnlicher Theil des Landes gehorcht noch einheimischen Fürsten, bildet unter diesen besondere Staaten, welche zu den Engländern in den benachbarten unmittelbaren Gebieten in oft complicirten Verhältnissen stehen. Da in ganz Britisch-Indien blos etwa 100,000 Europäer leben, so kann man sich denken, wie schwierig ihre Aufgabe den ungeheuren Volksmassen, die sie beherrschen wollen, gegenüber sein muß.

Die Gesammtbevölkerung des britischen Indien betrug nach der letzten Zählung 189,613,238 Seelen; das unter britischer Verwaltung stehende Gebiet umfaßte 2,323,145 □Km. Die Dichtigkeit der Bevölkerung war 81 auf 1 □Km. Die Staaten der Eingebornen haben eine Größe von 1,526,264 □Km. und eine Bevölkerung von 50,325,457. (Französische Besitzungen 508 □Km. und 259,918 Einwohner; portugiesische 4168 □Km. und 527,517 Einwohner.) — Gesammtgebiet Indiens 3,845,318 □Km. und 240,726,193 Einwohner, oder 76 Proc. der Gesammtbevölkerung Europa's. Nahezu $^1/_5$ von jenen 189 Mill. bewohnt Bengalen, je $^1/_6$ die Nordwestprovinzen, mit Allahabad, Benares u. s. w., und die Präsidentschaft Bombay. Von den einheimischen Staaten zählen die meisten Einwohner, je 9 Millionen, die Radschputanastaaten im NW. und Haiderabad im Dekkan. Am dichtesten beisammen wohnt die Bevölkerung in den Provinzen Niederbengalen, Behar, Aude mit 167, 180 und 181 Einwohnern auf den □Km. Im District Hugli in Niederbengalen steigt das Verhältniß bis auf 400 Seelen. Von den 195 Städten der Erde mit mehr als 100,000 Einwohnern fallen auf Britisch-Indien 16, auf die einheimischen Staaten 5. Von der Bevölkerung Britisch-Indiens sind 96 Mill. männlichen, 92 Mill. weiblichen Geschlechts. Nach

der Abstammung unterschied man ferner 127 Mill. Hindu, 40 Mill. Muhammedaner, ½ Mill. nicht-indische Asiaten, ⅒ Mill. Nichtasiaten u. s. w. (dabei Brit. Birma mitbegriffen). Nach der Religion endlich waren 73% Hindu, 21% Muhammedaner, 1,5% Buddhisten, 0,5% Christen, endlich einige Juden. Die durchschnittliche Zunahme der Bevölkerung in Indien beträgt ½ pCt. jährlich: die Hindu vermehrten sich in Folge der frühen Verheirathungen schneller als die Muhammedaner; die Katholiken schneller als die beiden vorgenannten, nämlich um 1⅕ %, und die Protestanten gar um 6⅒ %; doch ist wohl zu bedenken, daß die Gesammtzahl der protestantischen Christen nicht eine Viertelmillion beträgt. Die Parsen sterben allmählig aus, ihre Zahl beträgt 70,000. Am wenigsten Anhänger hat die jüdische Religion, deren Zahl sich auf 8800 nur beläuft, doch zeigen diese keine Neigung zum Aussterben. Sehr wichtig ist die große Anzahl der in Indien lebenden Muhammedaner, von deren wahrer Ziffer man bis zur letzten Zählung keine Ahnung hatte. Es leben in Bengalen 19,553,831, im Pandschab 9,337,685, in den NW.-Provinzen 4,189,348, sodann in Bombay 3,870,450, in Madras 1,857,975, in Aude 1,197,705, in Assam 1,104,601, und in den Central-Provinzen Maisur, Berar, Britisch Birma, Adschmir und Kurg etwas unter 2 Mill. Muselmänner, da dort die Hindu fast die ganze Bevölkerung ausmachen. Man sieht, daß England über mehr als 40 Mill. Muhammedaner herrscht, und da es unter diesen gerade viele sehr energische und fanatische Elemente gibt, so ist immerhin einige Rücksicht auf die Gefühle der muselmännischen Welt geboten.

Ueber die colossale Tragweite von Englands muhammedanischer Verlegenheit in Indien belehrt uns sehr genau einer der gründlichsten lebenden Kenner des Islam, Hermann Vámbéry. Seit Jahren, sagt er, lassen die fanatischen Wahabis von ihrem Hauptquartier zu Patna ihre revolutionären Raketen immer häufiger aufsteigen. Bald zetteln sie zwischen den Bergstämmen einen kleinen Aufstand an, bald sehen wir, wie ein begeisterter Jünger dieser Secte den Sipahi-Regimentern frank und frei Revolution predigt und zum „Dschihad", d. h. zum Krieg gegen die Ungläubigen, folglich gegen die eigenen Herren ermuntert. Diesem gefährlichen Spiele gegenüber verhält sich England fast passiv, ja es gibt sogar Männer, welche der Utopie nachjagen: man müsse Sorge tragen, daß das Schulwesen, die Jurisdiction und Civilverwaltung der muhammedanischen Unterthanen einen mehr moslimischen Zuschnitt erhalten; die Handhabung eines derartig mit britischen Institutionen geimpften Scheriats würde sie sicherlich zufrieden stellen. Ist es schon an und für sich paradox genug, ein welch immer durch das Schwert besiegtes Volk durch Concessionen in das Joch des Eroberers hineinschmeicheln zu wollen, so ist dies erst bei Asiaten, bei Muhammedanern geradezu Wahnsinn. Sehr treffend sagt Vámbéry: als die beste Concession würde dem muhammedanischen Hindu gelten, wenn alle Briten, von den Thälern Kaschmirs bis zum Cap Comorin, auf einmal ihr Bündel schnürten und das Land verließen. Wenn England mit seinen muhammedanischen Unterthanen in Indien reussiren will, muß es ein- für allemal mit allen sogenannten constitutionellen Experimenten gründlich aufräumen und in seiner großen asiatischen Besitzung mehr asiatisch sein. Dabei darf es nie vergessen, daß das Grundprincip des Islams immer die Bekämpfung der Ungläubigen bleiben wird. Soweit der gelehrte und praktische Kenner des Orients, Hermann Vámbéry. Seine gediegenen Auseinandersetzungen selbst führen jeden Unbefangenen zu dem Schlusse: daß die englische Herrschaft in Indien auf einem vulcanischen und tief unterwühlten Boden ruht.

Ebensowenig wie die Moslim sind die Hindu Freunde der Engländer, welche die Macht der einheimischen Fürsten immer mehr brach zu legen sich bestrebten. Die jetzt noch bestehenden einheimischen Staaten in Indien sind insgesammt „Schutzstaaten" der Briten; wahrhaft unabhängig sind nur die wilden Bergvölker, die den Engländern oft genug grausame Verlegenheiten bereiten.

Unter den Schutzstaaten findet ein dreifaches Verhältniß statt. Die in Subsidien-Allianz stehenden Staaten versieht die britische Regierung mit einer regulären Armee und erhält dafür jährlich eine gewisse Summe, die in speciellen Fällen durch

Landabtretung (!) gedeckt werden kann. Sie betragen etwa 20 Mill. Einwohner. In den tributpflichtigen Schutzstaaten unterhält zwar die britische Regierung kein stehendes Heer, übernimmt aber ihre Vertheidigung im Falle eines ausbrechenden Krieges (gegen wen?) und empfängt dafür einen regelmäßigen Tribut. Man zählt solcher Staaten gegen 50 mit 12 Mill. Einwohnern. Die tributfreien Schutzstaaten stehen in gleichem Verhältniß, zahlen aber keinen Tribut; es sind ihrer über 90 mit 3½ Mill. Einwohnern. Alle drei Classen haben das Recht der Selbstvertheidigung und der diplomatischen Verhandlungen mit anderen Staaten aufgegeben, d. h. sind den Engländern völlig ausgeliefert, die sich auch überall einmischen, wo es ihnen passend, nämlich ihrem Vortheile dienlich erscheint. Die britische Regierung garantirt ihre äußere Ruhe, und ist Schiedsrichter in allen Streitigkeiten, die zwischen den Regierungen dieser Staaten vorkommen. Dabei ist es diesen großmüthig „erlaubt", für sich eine gesonderte Militärmacht zu halten, doch nur so stark, als die englische Regierung für gut hält, die obendrein das ihr zulänglich scheinende Quantum Pulver liefert, d. h. diese einheimischen Wehrkräfte völlig schadlos macht. Hinsichtlich der inneren Verwaltung hat sich die britische Regierung das Recht vorbehalten, die Leitung selbst zu übernehmen, sobald sich die einheimischen Fürsten einer schlechten Regierung schuldig machen. (Daniel. Handb. d. Geogr. I. S. 327—328.) Was eine schlechte Regierung sei, dies zu beurtheilen ist natürlich wiederum Sache der Engländer, welche also auch in den einheimischen Staaten die eigentlichen Herren sind. Alljährlich erscheinen die einheimischen Fürsten zum „Darbar", der großen Audienz beim Vicekaiser, eine der Hauptstaatsactionen des Vertreters der britischen Macht, um ihm ihre Huldigung darzubringen. Der bedeutendste dieser Fürsten ist der Nizam in Dekkan, dessen Hauptstadt Haiderabad (20,000 Einw.) „zum Schutze des Nizam" eine englische Besatzung von drei Regimentern hat.

Die Gerechtigkeit erfordert auch der Fortschritte zu gedenken, welche Ostindien unter britischer Verwaltung gemacht hat. Ueber die vor sich gegangene Wandlung in guter wie in schlimmer Hinsicht spricht sich der amtliche Bericht über den moralischen und materiellen Fortschritt Indiens sehr belehrend aus: Volk wie Recht in Ostindien haben eine tiefer gehende Wandlung erfahren als die oberflächliche Betrachtung erkennen läßt. Die Verlegung des politischen Mittelpunktes von den Herrschersitzen im Innern der Halbinsel an die Seeküste, die Entwaffnung der Bevölkerung, die Herstellung dauernden Friedens und Sicherheit in den dichtesten wie in den unwirthlichsten Theilen des Reiches, die Unterdrückung roher Gebräuche, wie die Abschaffung der Menschenopfer unter den Waldbewohnern, der Wittwenverbrennung unter den Hindu und der Selbstpeinigungsschauspiele der Asceten bei Hindu und Muhammedanern, dann die Anlegung von Verkehrswegen, Eisenbahnen und telegraphischen Verbindungen zwischen allen, selbst den kleineren Städten, machen sich auf den ersten Blick bemerkbar; weniger deutlich tritt hervor, ist aber nicht weniger schwerwiegend, daß die Bevölkerung aus Gewerbetreibenden zur Ackerbauthätigkeit überging. Auch in den Fabrikaten Indiens geht ein großer Wechsel vor. Die alten einheimischen Industrien sterben an vielen Plätzen aus, zuerst durch die Concurrenz englischer Webstühle und zweitens durch die Einführung des Maschinenwesens in Indien. Die feinhändigen Eingebornen aber passen sich den veränderten Umständen an und zeigen eine große Fertigkeit und Geschicklichkeit für Maschinenarbeit. In Jute-, Baumwolle- und Zuckerfabriken finden sie Beschäftigung zu Tausenden, aber die traditionelle Vortrefflichkeit ihrer Arbeit ist noch nicht an allen Plätzen dem Dampfe unterlegen; in Orissa und Patna z. B. erhält sich noch der Handwebstuhl, und der schönste Musselin der Welt, von dem fabelhafte Erzählungen in Verbindung mit den reizendsten Prinzessinnen berichtet werden, kann noch jetzt, obwohl sehr kostspielig, von den Webern in Dacca erlangt werden.

Eine andere Folge der englischen Herrschaft ist die Hebung des Sinnes für Stammeszusammengehörigkeit unter den einzelnen Nationen; die Unterschiede in Sitten und Gesetzen zwischen den einzelnen Provinzen sind größer geworden als sie waren. Die Zahl derer, denen Rechte am Grund und Boden zuerkannt wurden, hat sich gegen früher bedeutend vermehrt, in ihren Berechtigungen besteht aber größte Mannigfaltigkeit. In derselben Richtung wirkt die Pflege der Volkssprachen; waren diese unter den früheren persisch, Hindostani oder Marathi redenden

Eroberern unterdrückt und dagegen ihre Hofsprache aufgezwungen worden, so mußte sich dieses unter der englischen Verwaltung vollkommen ändern seit der Errichtung von Volksschulen, denen Mittelschulen, und später sogar Universitäten nach englischem Muster folgten. Die Regierung ist eifrig bemüht, alle Einschübe zu beseitigen, die in die Sprachen des nördlichen Indien unter dem Drucke der Großmogule gekommen waren; die Frage, welche Sprache in einer Provinz zur Schul- und Gerichtssprache erhoben werden soll, füllt Bände von Denkschriften und wird mit Gründlichkeit erwogen. Der Fortschritt im Unterrichtswesen ist im Allgemeinen günstig, obwohl viel zu thun übrig bleibt, um das Volk zur richtigen Würdigung der ihm gebotenen Ausbildungsgelegenheit zu bringen. Im Pandschab haben Schulen und Schüler stark zugenommen, trotzdem sollen noch 70% schulbedürftiger Kinder ohne jedwelchen Unterricht aufwachsen. In dem nördlichen Theile von Bombay erlitt der Unterricht dadurch große Einbuße, daß eine ungewöhnlich große Anzahl von Knaben sich davonmachte, um — sich zu verheirathen! In Bengalen sind die Elementarschulen beträchtlich vermehrt worden, und der Wunsch, Englisch zu lernen, soll allgemein sein. Die Regierung ist mit dem Unternehmen beschäftigt, technische und Industrieschulen höherer Art einzurichten, damit die jungen Bengalen auch andere Berufe in das Auge fassen mögen als nur das Rechtswesen oder den Staatsdienst. Mit dem Unterrichte der jungen Männer und sogar der Knaben hat sich freilich in Calcutta und anderen großen Mittelpunkten auch eine Zunahme der Neigung zum Trunke gezeigt. Zwar zeichnet sich die Masse des Volkes noch durch Nüchternheit aus, aber nicht so die Classe der Gebildeten. Die Regierungsmaßregeln zur Unterdrückung der schrecklich herrschenden Kindertödtung zeigen befriedigenden Erfolg. In den nordwestlichen Provinzen stieg das Verhältniß der Mädchen zur Gesammtzahl der Kinder von $28^{9}/_{10}$% am Anfange des Jahres auf $30^{9}/_{10}$% am Ende desselben. Im Goruckpore-Districte kommt das Verbrechen nicht vor und in Aude ist es durchaus nicht allgemein üblich.

Der alte Weg, als Günstling des Fürsten mehr durch Intrigue und Gewalt als durch ernste Thätigkeit zu Würden und Reichthum zu gelangen, ist dem Inder jetzt verschlossen. „Wenn der Eingeborne irgend etwas in unserer Staatsverfassung haßt, so ist es die gleichmäßige, uhrwerkartige Art und Weise wie die Maschine arbeitet. Es ist keine Möglichkeit, heut ein gewöhnlicher Arbeiter und morgen Befehlshaber über einen Haufen Bewaffneter zu sein. Wohl kann sich jeder vom Straßenverkäufer täglicher Lebensbedürfnisse bei Talent und Fleiß zum Millionär emporschwingen; aber abgeschnitten ist der Weg zu königlichem Rang und fürstlicher Gewalt. Dagegen liebt der Inder an unserer Verfassung, daß sie ihm einen mächtigen Herrscher gab, der vom Land Eroberer ferne hält, innere Fehden nicht duldet, Milde übt und gleiches Recht für alle hat."

Weniger groß ist die Umwälzung in den Sitten. An den Seeplätzen und in ihrer nächsten Umgebung haben die seit 20 Jahren bestehenden Mittel- und Hochschulen wohl auf den Charakter der jüngeren Generation, ihre Anschauungen und Denkungsweise, eingewirkt; aus dem Innern des Landes wissen aber die Schulbehörden noch von keiner Steigerung der Energie zu berichten. Der Ehrgeiz der besseren Stände wurde noch nicht in neue Bahnen gelenkt. Das alte Indien kannte keine persönlichen Rechte an Grund und Boden; die neu geschaffenen Eigenthümer oder Rentner mit ihren sprichwörtlich gewordenen Reichthümern haben sich nicht im Entferntesten zu einem Landadel herausgebildet, der dem Volk ein Vorbild, der Regierung eine Stütze wäre. Die Kluft zwischen Europäer ist noch zu groß, als daß dem Eingebornen die an Bildung, Selbstbewußtsein und Umgangsformen so hoch über ihm stehenden Beamten europäischer Abkunft zum Muster dienen könnten.

Auf ganz neuen Grundlagen baute die englische Gesetzgebung das Strafrecht und das Verfahren in Civilrechtsstreitigkeiten auf. Im Allgemeinen übertragen diese Gesetze englische Anschauungen und Einrichtungen auf Indien; doch finden davon sehr wichtige Abweichungen statt. Einzelnes ist der Entwicklung vorausgeeilt und in der Praxis zur Lächerlichkeit geworden, oder hat sich selbst als schädlich erwiesen. In der Hand des gewissenlosen geschäftskundigen Wucherers, dessen Dienste in Indien dem kleinen Manne gerade so unentbehrlich sind wie unseren Bauern der Unterhändler, sind die Civilproceßgesetze mit ihren Fristen und ihrem Officialbetrieb eine fürchterliche Waffe geworden; ward der kleine Steuerzahler früher durch Gewalt und Bedrückung ruinirt, so ist jetzt sein Besitz durch Gesetz und Richter ge-

fährdet; der Streitsucht ist durch die neuen Gesetze größter Vorschub geleistet, und dieß ist ein um so größerer Mißstand, als der Inder die Abgabe falschen Zeugnisses für eine erlaubte Erwerbsart hält.

Die alten drei Präsidentschaften sind in eine Reihe kleinerer Provinzen und diese wieder in entsprechend große Kreise zerlegt. Die Verwaltungsgeschäfte sind im größeren Theile des Reiches, den sogenannten nicht regulirten Provinzen, vollständig den Richtern erster Instanz zur Wahrnehmung überwiesen; in Bengalen und den sonstigen regulirten Provinzen wurde dagegen eine so strenge Trennung der Verwaltung von der Justiz angestrebt wie in England; solche Trennung taugt aber für den Orientalen nicht, und die Vermittlung wird jetzt für das ganze Reich darin gesucht, daß beide Gewalten in einem Amte vereinigt, aber von verschiedenen Mitgliedern des Amtes ausgeübt werden. Für die größeren Städte bestehen Städte-Ordnungen mit dem Rechte der Selbstbesteuerung und der Verpflichtung zu gewissen gemeinnützigen Einrichtungen; die Stadtverordneten werden theils von der Bürgerschaft gewählt, theils von der Regierung ernannt. Einzelne Ausnahmen abgerechnet, zeigt sich beim Inder wenig Sinn für Selbstverwaltung; es ist deßwegen abzuwarten, ob sich die Berufung von Kreisausschüssen bewährt, wie sie seit einigen Jahren mit beschränktem Wirkungskreis im Pandschab wirken. Die Bedingungen, unter denen in alter Zeit die Dorfgemeinden ein reges Leben entfalteten und die gesammte Localverwaltung wirksam führten, sind mit Anerkennung von Individualbesitz vernichtet, während früher die Markung sich im Gesammtbesitze der Gemeinde befand und zeitweise neuer Vertheilung unterlag; zunächst wird versucht die einst vortreffliche Dorfpolizei wieder zu Thätigkeit zu bringen. In der Steuerverwaltung sind gegen früher große Fortschritte gemacht, aber auch manche Erhebungsbehörde beseitigt worden, die vortrefflich gearbeitet hatte. Verglichen mit uns sind die directen Grundabgaben hoch, ja selbst überspannt: Klagen über Steuerüberbürdung finden aber eingehende Würdigung, Gesetze wie Beamte sind bestrebt sie zu beseitigen, wo sie noch besteht. Um es kurz zu sagen: sowohl in moralischer wie materieller Hinsicht macht Indien Fortschritte, bisweilen langsame, fast unbemerkbare, dann wieder in unerwarteter und überraschender Weise schnelle. „Times" besprach unlängst den Unterschied der englischen und der indischen Herrschaft und glaubt, daß die englische gerechter, leichter und wohlthätiger ist, als die indische, gesteht indessen zu, daß die Bewohner die indische der englischen bei weitem vorziehen. (Allg. Zeitung vom 8. December 1875.)

§. 15. Hinterindien.

Weniger groß als Vorderindien, gehört die hinterindische Halbinsel, welche wir auch die „goldene" nennen, besonders in ihren nördlichen Theilen, zu den noch am wenigsten bekannten Gebieten der Erde. Ausgedehnte Gebirgslande erstrecken sich vom O.-Ende der Himalaya-Kette im W. fast bis zum chinesischen Südmeere im O., und in ihnen liegt die ziemlich unsichere Grenze zwischen dem Blumenreiche der Mitte und den indo-malayischen Staaten Hinterindiens. Einbuchtungen, Golfe und Halbinseln lassen letzteres weit gegliederter erscheinen als das formlose Vorderindien; seine Lage ist auch eine südlichere, denn es nähert sich bis auf einen Grad dem Erdgleicher und reicht nördlich kaum über den Wendekreis hinaus. Die W.-Küste bespült der Golf von Bengalen, welcher hier den Busen von Pegu oder Martaban ein-

schneidet und dann, hinter den Andamanen und Nikobaren, zur Malakka-Straße sich verengt. Diese Meerenge scheidet die große ostindische Insel Sumatra von der Halbinsel Malakka, welche einen zungenartigen, gegen S. und SO. gerichteten Ausläufer Hinterindiens bildet und in ihrem unteren Ende mit dem westlich daneben liegenden Sumatra gleiche Richtung einhält. Im O. der Halbinsel Malakka, auch die malayische genannt, fluthet das chinesische Meer mit seiner Abzweigung, dem tiefem Golfe von Siam, dann folgt die vorspringende stumpfe Halbinsel Cochinchina's und der Busen von Tonkin im N. Diese große hinterindische Halbinsel ist durch sechs Meridianketten in ebenso viele parallele Längenthäler gespalten, jedes von N. nach S. von einem Strome durchflossen, worunter besonders drei die staatlichen und geschichtlichen Ereignisse bestimmten. Vermöge der Rinnsale des Irawaddy, des Menam und des Mekhong findet man dort von Alters her drei große Reiche: Pegu, Schan und Annam, oder unter anderen Namen: Birma, Siam und Cochinchina, in der Gegenwart zum Theile von der meergebietenden europäischen Macht Albions umgeben, welche an der W.-Küste herrscht, während im O. der Halbinsel der französische Einfluß maßgebend ist.

Das Gebiet, welches gemeiniglich mit dem Namen Birma bezeichnet wird (nach Prof. Adolf Bastian ist Birma, nicht Barma oder Burmah die richtige Schreibweise), zerfällt in zwei scharf geschiedene Theile: in Niederbirma, jetzt in englischem Besitze, und in Oberbirma oder Ava, noch unter der Herrschaft eines eingebornen Monarchen, der sein Dasein jedoch nur von Englands Gnaden fristet. Nieder- oder Britisch-Birma läßt sich wiederum in drei Theile zerlegen: Arracan, Rakhang oder Roschang, ein etwa 480 Km. langer, schmaler Landstrich an der Bai von Bengalen und durch eine hohe Bergkette vom Reiche Ava getrennt; Pegu, d. h. das Deltaland des Irawaddy, das an den Golf von Martaban hinabreicht; endlich der lange schmale Küstenstrich Tenasserim, der auf der malayischen Halbinsel bis zur Landenge von Kraw sich erstreckt. Die Bewohner des Irawaddy-Beckens sind im Mündungs-Gebiete die Talaing oder Peguaner, weiter hinten die Birmanen und in den nördlichen Gebirgsregionen die sogenannten Schan-Stämme, in Siam Laos genannt, die alle die zahlreichen Gebirgsländer und Alpenthäler im N. der Goldenen Halbinsel und im S. des Himmlischen Blumenreiches bewohnen. Unter Siam haben wir das Flußgebiet des Menam, also das eigentliche Siam oder Thai und ein gutes Stück der Laosländer, außerdem einen Theil des ehemaligen Kambodscha und dazu den mittleren Theil der Halbinsel Malakka zusammenzufassen. Dieses Gebiet ist mindestens ebenso groß wie Deutschland und erstreckt sich von N. nach S. in einer Entfernung, welche jener von der schleswig-jütländischen Grenze bis zur S.-Spitze Italiens gleichkommt. Das eigentliche Siam besteht zum allergrößten Theile aus einer Niederung, die, vom Menam und von zahlreichen Zuflüssen, Abzweigungen desselben und Verbindungsrinnen durchzogen, ein großartiges Delta bildet, eine allmählige Ablagerung des Flußschlammes, die unaufhaltsam weiter in den Meerbusen vordringt. Das im nördlichen Hintergrunde gelegene Laos ist mehr oder minder Gebirgsland, das sich wie ein Gürtel von dem Meerbusen von Tonkin nach Assam, an den Rändern der Reiche Birma, Siam, Annam und China hinzieht. Hier wohnen Völker, die sich selbst Lowas, woraus die europäische Benennung Laos, am liebsten jedoch, gleichwie die stammverwandten Siamesen, Thai, die Herrlichen, nennen. Bei den Birmanen heißen sie Schan, woraus der Name Siam entstanden, und die Chinesen nennen sie Lolos. Zu beiden Seiten der Menamniederung erhebt sich stufenförmig Wald-

gebirge; ein abgeſondertes Tiefland bildet das zum Mekhong-Gebiete gehörende Kambodſcha, zum Theil auch maleriſches Gebirgsland. Den unteren Theil Kambodſcha's haben die Franzoſen in Beſitz genommen und im Mekhong-Delta ihre Colonie Nieder-Cochinchina gegründet. Ihre Macht erſtreckt ſich auch über die öſtliche Abtheilung der hinterindiſchen Halbinſel, welche gegenwärtig das Kaiſerthum Annam einnimmt, ein ſchmaler Streif Landes, der ähnlich wie Chile in Südamerika zwiſchen den,Gebirgen, welche den Mekhong begleiten, und der Meeresküſte in faſt NS.-Richtung ſich hinzieht. Durch die jüngſten Verträge mit Frankreich iſt dieſer Staat faſt zu einem franzöſiſchen Vaſallenreiche herabgeſunken. Den nördlichſten, an China grenzenden Theil Annams bildet das wichtige Tonkin, vom Hong-kiang oder Song-koi durchſtrömt, der den einzigen bisher ermittelten Handelsweg in das Innere Yün-nans darſtellt.

Das Stromgebiet des Irawaddy.

Nach dieſer allgemeinen Charakteriſtik wollen wir die Goldene Halbinſel, um deren Erforſchung ſich Niemand verdienter gemacht hat als der Berliner Gelehrte Prof. Dr. Adolf Baſtian, thunlichſt in der Richtung von N. nach S. durchwandern und begeben uns zu dieſem Behufe zunächſt in das nördliche Bergland, welches ſtrenge genommen ſchon am öſtlichen, d. h. linken Ufer des Brahmaputra beginnt.

Die Miſchmi-Hügel kann man allenfalls als die nach W. vorgeſchobenſten Vorpoſten des uns beſchäftigenden Ländercomplexes betrachten. Sie liegen in dem Winkel zwiſchen Dihong und Brahmakund, ſüdlich von welchem die Patkoi-Kette ſich erhebt, deren Kamm die nördliche Grenze von Birma und zugleich die Scheide

zwischen dem Gebiete des Brahmaputra und des Irawaddy bezeichnet. Hier wohnen die Singpho oder Singfu, deren Sitze sich bis tief in das nördliche Birma hinein erstrecken. Wir befinden uns hier im Stromgebiete des Irawaddy, zweifelsohne der mächtigsten Wasserader Hinterindiens, der im Allgemeinen von N. nach S. läuft und in den Golf von Pegu mündet. Wo seine Quellen liegen, ist bis nun unaufgehellt. Einstweilen wollen wir uns mit der Annahme begnügen, daß der Irawaddy in den Gebirgen der Khamti östlich von der Patkoi-Kette entspringe. Nehmen wir eine Karte des südöstlichen Asien zur Hand, so gewahren wir, daß fast alle bedeutenden Gewässer der hinterindischen Halbinsel in diesem nördlichen Gebirgsstocke, dem theilweise die südchinesische Provinz Yün-nan angehört, ihren Ursprung nehmen. Von W. nach O. schreitend, treffen wir zuerst auf den Kyendwen, den wichtigsten rechtsseitigen Nebenfluß des Irawaddy, mit dem er lange Zeit parallel fließt. Seinem Quellengebiete nahe liegt die Hügel-Landschaft Hukung, welche nur eine Bergreihe von dem oberen Irawaddy-Thale trennt. Wiederum parallel mit diesem, aber östlich davon, fließt der bei Martaban und Maulmein in's Meer sich ergießende Saluen oder Salween, dessen Quellen ebenfalls noch nicht bekannt sind. Er kommt als Lu-Kiang vom Langtan- oder vom Gulongsigong-Gebirge an der Grenze Yün-nans herab. Noch einen Schritt weiter nach Osten und wir stehen an der Thalfurche des Kiulung-Kiang oder Lantsang, den wir besser unter dem Namen des Mekhong oder Kambodscha-Stromes kennen, — dank der französischen Expedition unter Hrn. De la Grée herrschen keine Zweifel mehr über den Lauf dieses längsten aller hinterindischen Flüsse; wir wissen, daß er ganz Yün-nan durchströmt und im östlichen Tibet seine Quellen hat. Nur ein Gebirgsrücken trennt die Thäler des Lantsang und des Kinscha-Kiang, welch' letzterer kein anderer ist, als der Riesenstrom China's, der Yang tse kiang oder Blaue Fluß, welcher die Provinz Yün-nan in ihrem nördlichsten Theile streckenweise durchfließt und streckenweise begrenzt. Der letzte der gegen S. hin gerichteten Flüsse, welche dem südchinesischen Hochlande entquellen, ist der in den Busen von Tonkin mündende Song-koi, dessen commercielle Wichtigkeit erst in den jüngsten Jahren erkannt worden ist. Die Völker, welche diesen weiten Raum von den Grenzen Assams bis in das Innere Yün-nans und bis nach Siam und Kombodscha bewohnen, sind meistens, nebst den Singfu, die Schan-Stämme, welche sich selbst Tai nennen. Sie zerfallen in mehrere Abtheilungen, wie die Khamti im W. am oberen Irawaddy und die Laos am oberen Mekhong im O. Ueber die Singfu brachte neuere Nachrichten Herr H. L. Jenkins, welcher wiederholt Ausflüge in das Patkoi-Gebirge unternahm. Die Singfu stehen zwar nominell unter dem birmanischen „Wun" oder Gouverneur von Magong, kümmern sich aber nicht im Geringsten um dessen Anordnungen, sondern handeln lediglich auf eigene Faust. Sicher ist nur, daß die Birmanen von den Singfu aus vollem Herzen gehaßt werden. (Journal of the R. Geograph. Soc. 1871. S. 342—348.)

Innig verwandt mit den Singfu sind die Kachyen; ja nach Major Sladen sind die Kachyen identisch mit den Singfu, welche allerwärts, obwohl in eine Unzahl kleinerer Stämme zersplittert, sich selbst dieses letzteren Namens bedienen. Singfu bedeutet übrigens einfach „Mensch", eine Bezeichnung, die sich wilde Stämme vielfach beilegen. In östlicher Richtung reichen sie bis Momein und allgemein gelten sie als wild, verrätherisch und unbändig. Sladens eigene Erfahrungen mit den Kachyen lauten dahin, daß sie bei geeigneter Behandlung sich nahbar und intelligent zeigen, allerdings nicht ohne eine gewisse Beimischung von Schlauheit und Hinterlist. Die Kachyen sind eifrige Handelsleute, auf den Gewinn erpicht, gegen Fremde aber gastfrei. Ihre Religion besteht lediglich in dem Cult von guten und bösen Geistern (nats), welchen Opfer dargebracht werden. Berge, Thäler, Bäume und Gewässer, ja selbst Sonne und Mond stehen unter dem Einflusse dieser Nats. Auch an Gespenster wird eifrig geglaubt. Die Schan sind den Chinesen an Kleidung und Klang der Sprache sehr ähnlich und haben eigene, von der birmanischen etwas abweichende Schriftzeichen. Auf ihren heimathlichen Bergen betreiben sie vorzüglich Viehzucht und bringen alle Jahre im December und Januar große Heerden starker Ponies nach Maulmein und Rangun; sie züchten auch mit Erfolg Elephanten, denn diese Thiere pflanzen sich sehr wohl in der Gefangenschaft fort, wenn sie nicht überarbeitet werden. Die Schan verfertigen ausgezeichnete Stahlarbeiten, besonders die birmanischen Schlagmesser mit langem Handgriff, die „Dahs";

ihr Stahl soll an Güte jedem andern gleichzustellen sein. Sie tättowiren fast den ganzen Körper, einzelne selbst das Gesicht, und gebrauchen dabei selten oder nie die rothe Farbe, sondern nur ein dunkles Braunblau. Die Schan sind Buddhisten; christliche Missionäre sind bis jetzt noch nicht unter ihnen thätig gewesen. Im N. der Schan-Länder, unter den verschiedenen Stämmen, die zwischen Tibet, Yün-nan und Birma sitzen, aller Wahrscheinlichkeit nach auch mehr minder zur Familie der Schan im weiteren Sinne gehören, existiren dagegen katholische Missionen, fast ausschließlich von französischen Priestern geleitet, welchen die Erdkunde für eine Reihe der werthvollsten Nachrichten über jene verborgenen Länderwinkel und deren Bewohner tief verpflichtet ist.

Steigen wir am Irawaddy nach S. herunter, so erblicken wir hier die Keime zu einem großen Reiche, denn der Strom ist der mächtigste in den hinterindischen Gebieten und sein fruchtbares Thal gut abgeschlossen durch Meridianketten nach O. und W. Die Entwicklung ist aber hier durch das störende Eingreifen der Europäer gehemmt worden, indem die Engländer das birmanische Reich auf immer engere Grenzen zusammenpreßten. Das heutige Königreich Birma ist etwa so groß wie Frankreich und zählt blos 3½, höchstens 4 Millionen Einwohner indo-malayischen Stammes.

Das Reich Birma besteht aus drei verschiedenen Theilen, nämlich aus dem eigentlichen Birma, zwischen 23½ und 18½° n. Br., von den reinen Birmanen, dann N.-Birma, von den Singfu, Schan und anderen Stämmen bewohnt, drittens den östlichen Schan-Tributstaaten. Letztere reichen von der Meridiankette auf der O.-Grenze des eigentlichen Birma bis zum Kambodscha- oder Mekhong-Strome; die Gebiete der Schan jedoch, die man zu Birma rechnen darf, liegen zwischen 24—20° n. Br. und 97—101° ö. L. v. Gr. Die Suzeränität des birmanischen Hofes ist eine drückende Wirklichkeit für alle solche Gebiete, welche der Hauptstadt Mandalay nahe liegen, wird aber, je weiter man nach O. fortschreitet, desto blässer. Im NO. ragt auch die Oberhoheit der Chinesen herüber, so daß man nicht weiß, wo birmanische oder wo chinesische Hoheit aufhört. In einzelnen Gebieten besteht der alle drei Jahre an den birmanischen Hof entrichtete Tribut nur in einem kleinen goldenen Becher, einer silbernen Blume mit Stücken Seide und Goldstoff, einem Paar Schuhe, Salz, Thee und vergoldeten Kerzen, und solche Geschenke werden von manchen Gebieten zugleich an Birma und an China entrichtet. In jedem Gebiete ist die Würde des „Tsauwab" (Thabwa) oder Lehenkönigs in der fürstlichen Familie erblich, doch ertheilt der Hof von Mandalay jedem Thronfolger die Investitur und designirt den nächsten Thronerben. In den Fürstenthümern, Tsauwabschaften, wo die Suzeränität in Gemeinschaft mit den Chinesen ausgeübt wird, verständigen sich beide Mächte über die Wahl des Nachfolgers, bisweilen aber werden sie nicht eins, und es geschieht dann, daß zwei Nachfolger auftreten und sich bekriegen.

Die Regierungsform des Reiches ist die vollendetste Despotie. Seine „goldfüßige" Majestät herrscht als absoluter König, vor dem alles sich beugen muß. Selbst europäische Gesandte müssen die Schuhe ablegen, wenn sie vor dem Antlitze des Goldfüßigen erscheinen, dessen Abzeichen der Pfau ist. Neben dem Könige genießt der weiße Elephant die größte Verehrung, wie in allen Ländern Hinterindiens, so auch in Birma. Seine elephantinische Herrlichkeit besitzt als ein „Großer des Staates" seinen eigenen Palast, seinen eigenen Hausminister, seine Domänen im fruchtbarsten Baumwollendistricte des Landes, vier goldene Sonnenschirme und einen Hofhalt von 30 Personen. Der Begriff „weißer Elephant" ist übrigens sehr elastisch, denn selbst ein sehr brünettes Thier kann noch so genannt werden, wenn es nur helle Flecken hinter den Ohren, an der Stirn oder am Rüssel zeigt.

Die Birmanen bekennen sich zur Lehre Buddha's, die im Allgemeinen bei ihnen sich reiner als anderswo vor dem Eindringen von Schutzgötterwesen erhalten hat, und werden die Klostergelübde der Armuth und der Keuschheit am wenig-

manen und Mughs oder Arracanen, welch letztere für die eigentlichen Eingeborenen gelten und mehr denn die Hälfte der Gesammtbevölkerung ausmachen. Mughs und Birmanen haben eine starke Aehnlichkeit und scheinen wesentlich eines Stammes; sie haben das breite indo-malayische Gesicht, kleinen aber kräftigen Bau, und sprechen eine einsilbige Sprache mit großem Nachdruck und viel Gestikulationen; die Birmanen sind jedoch im Allgemeinen heller und stärker und zeichnen sich durch eine äußerst künstliche Tättowirung aus. Die Kayans, ein roher aber sanfter Bergstamm, leben meist von Wild, das sie mit vergifteten Pfeilen erlegen, haben wie die Chinesen eine große Vorliebe für Hundefleisch und sind vielleicht die Ureinwohner des Landes.

Pegu umfaßt das Gebiet des unteren Irawaddy, der hier ein weitverzweigtes Delta bildet. Letzteres ähnelt seinem Charakter nach dem Gangesmündungslande; der Boden ist niedrig, sandig, schlammig und in der Regenzeit verheerenden Ueberschwemmungen ausgesetzt. Hier liegt die Hauptstadt Britisch-Birma's, Rangun (d. i. „Stadt des Sieges") mit etwa 100,000 Einwohnern, Birmanen, Chinesen und Hindu. Westlich im Delta liegt die Stadt Bassein (25,000 Einw.), wichtig durch ihren Reishandel.

Von den vier Hauptvölkerschaften Birma's, den eigentlichen Birmanen, den Talaings, den Karen und den Schan, wohnen die drei erstgenannten in Pegu untereinander. Die Talaings oder Mons sind die eingeborene Race oder die ältesten Einwanderer in Pegu, doch begegnet man ihnen heute nur noch im O. und S. des Irawaddy-Delta's, in Martaban und Tenasserim. Die Talaings unterscheiden sich wenig von den Birmanen, und da sie dieselbe Tracht tragen, kann eine Verwechselung mit diesen wohl vorkommen. Im Allgemeinen sind sie heller als diese, haben feinere Gesichtszüge und etwas Bartwuchs. Der Klang ihrer Sprache aber unterscheidet sie sofort, denn die birmanische Sprache kennt kein R, woran die der Talaing reich ist. Diese beiden Völkerschaften leben so gemischt unter einander und Zwischenheirathen sind bei ihnen so häufig, daß vielleicht die Zeit nicht mehr ferne ist, wo die birmanische Race die dominirende sein wird. („Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin" 1874.)

Die Tenasserim-Provinzen bilden einen schmalen Streifen Landes an der W.-Küste der Halbinsel Malakka zwischen 11 und 20° n. Br. in einer Längenausdehnung von 1000 und einer Breite von kaum 200 Km., im W. von dem Meerbusen von Bengalen, im O. durch das hohe Gebirge begrenzt, welches die Halbinsel der Länge nach durchzieht und die Scheide zwischen dem britischen Gebiete und dem Königreiche Siam bildet. Im N. sind sie durch den Salweenfluß von dem Birmanenreiche, dem sie vor dem Kriege einverleibt gewesen, getrennt. Auf der hohen Wasserscheide zwischen dem Meerbusen von Bengalen und Siam entspringen eine unglaubliche Menge Flüsse, welche die mit dem Hauptgebirge parallel laufenden Seitenketten durchbrechen, nach einem zwar kurzen, aber reißenden Laufe sich in den bengalischen Golf ergießen und während des Monsuns oft zu reißenden Strömen anschwellen. Der ansehnlichste darunter ist der majestätische Martaban- oder Maulmein-Strom, der aus der Vereinigung dreier schiffbarer Flüsse, des Attaran, Gyne und Salween, entsteht. An seiner Mündung liegen die beiden Städte Martaban und Maulmein (70,000 Einw.), welch letzteres mit Akyab, Bassein und Rangun zu den vier „Reishäfen" Hinterindiens zählt. Der Küste vorgelagert erscheint der felsige Mergui-Archipel, früher ein Aufenthaltsort malayischer Piraten, und von den spärlichen, nomadisirend umherziehenden, wilden Seelong bewohnt. Im Inneren Tenasserims hausen in möglichster Abgeschiedenheit die Karen. Von den früheren Eroberern des Landes, den Birmanen, mit Geringschätzung behandelt, vermeiden sie soviel als möglich jede Gemeinschaft mit diesen, nur einzelne kommen in die Städte, um durch Tauschhandel unentbehrliche Geräthschaften einzukaufen. In kleinen Gemeinden von 10—15 Familien schlagen sie ihre Wohnungen unfern von einem Bache im Hochwalde auf, zünden das Unterholz an, dessen emporlodernde Flamme auch die Zweige und Stämme der stehen gebliebenen hohen Bäume verkohlt, und bauen dann auf dem darunter befindlichen, mit Asche vermengten Boden Reis, Bananen, Gurken, Betelnüsse und Bataten. Diese Früchte, etwas Federvieh und die Jagd reichen hin, ihre Lebensbedürfnisse zu befriedigen. Die Baumwolle liefert ihnen Bekleidung, die bei ihnen mehr als bei den Birmanen ihre Blößen verdeckt. Sie

haben einen weniger kräftigen Körperbau, auch treten die Backenknochen weniger hervor, die Augen haben eine nicht ſo ſchräge Lage und der Teint iſt heller, dem der europäiſchen Südländer ähnlicher. Auffallend ſind die gefärbten Wangen und überraſchend das leichte Erröthen der Mädchen. Da ihnen Schriftzeichen für ihre nur dürftig ausgebildete Sprache und jeder Unterricht abgehen, entbehren ſie gänzlich der höheren religiöſen Begriffe. In den ſie umgebenden mächtigen Naturerſcheinungen Kräfte wahrnehmend, die ſie ſich nicht zu erklären vermögen, ſchreiben ſie dieſelben guten oder böſen Geiſtern, den Nats, zu. Fragt man ſie nach überſinnlichen Begriffen, etwa nach ihren Vorſtellungen über eine Fortdauer nach dem Tode, welche alle Naturmenſchen mit Begierde ergreifen, ſo antworten ſie: „Davon wiſſen wir nichts; wir denken auch nicht daran; wir wiſſen nur, daß wir auf die Welt kommen und wieder hinausgehen müſſen, und da es in der Welt ſo ſchön iſt, ſo wird es wohl auch hernach gut ſein.“

Von Birma und dem Stromgebiete des Irawaddy wandern wir öſtlich in das Strombecken des Menam, der „Mutter der Gewäſſer“, welches das Königreich Thai oder Siam umfaßt. Auf einer Ausdehnung von 800,340 □Km. zählt das ſiameſiſche Reich etwa 6,300,000 Einwohner. Von der gedachten Zahl leben 2,600,000 im eigentlichen Siam, ebenſoviel im Innern, im Laoslande, 500,000 in Kambodſcha und 600,000 Malayen auf der Halbinſel Malakka. Wie immer aber auch dieſe Zahlen, für die wir keine Gewähr beſitzen, modifizirt würden, die Bevölkerung ſelbſt iſt buntſcheckig genug; der Abſtimmung nach zählt man nur zwei Millionen eigentliche Siameſen, eine Million Chineſen, eine Million Malayen und eine Million Laos. Die herrſchende Religion iſt der Buddhiſmus. Jede dieſer Völkerſchaften hat ihre beſonderen Sitten und Gebräuche, und obwohl ſie zumeiſt zu den ſogenannten mongolenähnlichen Völkern gehören, ſo hat doch jede ihren beſonderen Typus.

Der Siameſe hat gewöhnlich eine ſtumpfe Naſe und vorſtehende Backenknochen; der Ausdruck des Auges iſt trübe und ohne Intelligenz, der Mund weit geſpalten, die Lippen ſind immer von Betel geröthet, die Zähne ſchwarz wie Ebenholz, die Naſenflügel breit. Er ſcheert das Haupthaar ab und läßt nur auf der Höhe des Kopfes einen Büſchel ſtehen. Das Haar ſelbſt iſt ſchwarz und ſtraff, aber bei den Frauen, welche ebenfalls einen ſolchen Büſchel haben, feiner und ſorgfältig gepflegt. Hübſch ſind nur die Kinder. Leider bleibt von ihren Reizen wenig mehr über, wenn die Jahre der Kindheit vorbei ſind, namentlich altern die Mädchen früh und werden dann entſchieden häßlich. Einer anderen Stimme, jener Mouhot's (Travels in the central parts of Indochina [Siam], Cambodia, and Laos, during the years 1858, 1859 and 1860. London 1864. 8°. 2 Bde.) zufolge, ſind die ſiameſiſchen Frauen weit hübſcher als die Männer, und junge Mädchen zwiſchen zwölf und zwanzig Jahren könnten mitunter unſeren Bildhauern als Modelle dienen. Sowohl Guſtav Spieß (Die preußiſche Expedition nach Oſtaſien 1860—1862. Berlin und Leipzig 1864. 8°.) als Frank Vincent (The Land of the white Elephant: a personal narrative of travel and adventure in Burmia, Siam, Cambodja and Cochinchina. London 1873. 8°.) beobachteten, daß Mann und Frau in ihrem Aeußern kaum zu unterſcheiden ſind. Beide tragen als Kleidung ein um die Hüften geſchlungenes Stück Zeug von farbiger Seide oder Baumwolle, das „Languti“, ein Lendentuch, welches zwiſchen den Beinen aufgeknüpft und durch Einſtopfen der Zipfel feſtgehalten wird. Als Oberkleider, je nach der Jahreszeit, dienen Jacken oder Tücher. Beſonders die Frauen tragen meiſt noch eine Jacke oder einen Streifen Zeug quer über die Bruſt ge-

Digitized by Google

Vegetationsbild aus Siam.

Digitized by Google

faltet. Erwachsene, selbst Frauen, tragen keinen Schmuck — weder Ringe, noch Ketten oder Zierrath in den Ohren; um so reichlicher ist dies auf die Kinder vermögender Leute übertragen, die an goldenen und silbernen Spangen und dergleichen oft ganze Schätze auf dem nackten Leibe tragen. Neben dem Betelkauen geht das Tabakrauchen im Schwange, und eine Papiercigarre trägt fast jeder Mann hinter dem Ohr. Die Hauptnahrung besteht aus Reis mit Fischen, Gemüsen, Früchten, Zwiebeln, sowie Pfeffer- und Gewürzbrühen. Zu den Früchten zählt auch der übel beleumundete Durian.

Das nördliche Siam ist die Heimath der Laos-Völker, welche man gleichfalls zur sogenannten mongolischen Gruppe rechnet. Die Laos sind im Allgemeinen durchaus unkriegerisch und bildeten den Grundstock der heutigen Siamesen, von denen sich ihre Sprache so wenig unterscheidet, daß sich beide Völker ohne Schwierigkeit verstehen. Das Gebiet der jetzt Siam unterworfenen Laos ist in eine große Anzahl von Provinzen getheilt, deren Statthalter vom siamesischen Hofe ernannt werden. Dieser befolgt die verständige Praxis, zu Gouverneuren Laos-Häuptlinge aus angesehenen Familien zu ernennen, und denen, welche aus fürstlichem Geblüte stammen, den königlichen Titel zu belassen. Die Landesversammlung in Laos ist im Allgemeinen ebenso eingerichtet wie in Siam und Kambodscha. Wenn der Statthalter einer Provinz zugleich den Königstitel führt, wird er als „Kiao Mung", d. h. Herr des Mung, bezeichnet. Unter ihm stehen drei Würdenträger: der „Opalat", welcher neben ihm etwa dieselbe Stellung hat wie in Siam der zweite König, der „Latsvong" und der „Latsbut". Auch diese Ehrenämter werden von Männern aus fürstlichem Blute bekleidet und von der siamesischen Regierung ernannt; alle anderen Verwaltungsämter besetzt der Statthalter.

Laos.

Siam ist ein Wahlreich. Die Nachfolge wird nämlich von den Baronen des Reiches entschieden, doch soll der Gewählte stets ein „Chao Fa", d. h. von Vater- und Mutterseite königlichen Blutes sein. Will also der König successionsfähige Nachkommen erzielen, so muß er seine ebenbürtige Gemahlin unter den Töchtern des zweiten oder eines früheren ersten oder zweiten Königs suchen oder wenigstens eine Lao-Prinzessin heimführen, in welchem Falle jedoch die Legitimität von den strengen Staatsrechtkundigen bezweifelt wird. Die Siamesen und ihre Stammverwandten sind das einzige Volk, welches sich den Luxus von zwei Königen vergönnt. Diese alte siamesische Sitte hat im Uebrigen jetzt alle Bedeutung verloren; der zweite König, „Wangna" betitelt, der gewöhnlich aus der nächsten Verwandtschaft des ersten Königs gewählt wird, lebt ruhig in seinem Palaste und kümmert sich gar nicht um die Regierungsangelegenheiten. Wenn kurzweg vom Könige die Rede ist, so ist damit stets der erste König gemeint. Diesem gegenüber sind alle Unterthanen Leibeigene oder Sclaven. Doch be-

ſtehen weſentliche Unterſchiede zwiſchen dem eigentlichen Volk, das am Handgelenk mit einem Tättowirungsmerkmal gezeichnet wird, und den Ungezeichneten, zu denen die Edelleute, ſowie die Beamten mit ihren Familien gehören. In den Handwerkerſtänden muß der Sohn dem Gewerbe des Vaters folgen. Während in Kriegszeiten die allgemeine Wehrpflicht gilt, rekrutirt ſich das Heer in Friedenszeiten aus den Arbeitergilden, die dem Kriegsminiſterium zugetheilt ſind. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß ſeit dem letzten Decennium Siam ſehr anſehnliche Culturſchritte gemacht hat und den europäiſchen Einflüſſen willig Eingang geſtattet. Neben der buddhiſtiſchen Staatsreligion darf das Chriſtenthum unbehelligt gepredigt werden.

Bangkok.

Die Haupt- und Reſidenzſtadt Siams iſt Bangkok, das „Venedig des Oſtens“, am gewaltigen Menam, mit 400—500,000 Einwohnern, darunter die Hälfte Chineſen, welche überall in O.-Aſien als fleiſſige Handelsleute anſäſſig ſind, auch meiſt allen Handel in Händen haben. Nördlich von Bangkok liegt Ayuthia, die alte Hauptſtadt des Landes, mit herrlichen Ruinen und Trümmern aus der Vergangenheit. Im N. des Reiches finden ſich nur wenige größere Plätze; darunter iſt das mit China Handeltreibende Luang-Prabang mit 12,000 Einwohnern, am oberen Mekhong, zweifelsohne das wichtigſte. Ein großer Theil Siams iſt eine noch wenig durchforſchte Wildniß, weite Strecken ſind mit tropiſchem Urwald bedeckt, die Heimath ſchauerlicher Fieber; der uns bekanntere Theil ſtellt ein von

Flüssen und Canälen durchschnittenes Land von üppiger Fruchtbarkeit dar, welches Zucker, Reis, Indigo, Mais, Baumwolle, Pfeffer u. s. w. hervorbringt.

Kambodscha, der südlichste im Gebiete des Mekhong gelegene Theil Siams, bildet ein eigenes Königreich mit gleichfalls zwei Königen, welches bis vor Kurzem zu Siam in einem Vasallenverhältnisse stand. Seitdem die Franzosen aber die Mekhong-Mündungen in Besitz genommen, ward der König von Kambodscha ein Vasall Frankreichs. Sein Land bildet eine weite, überaus fruchtbare Ebene, in deren O. der große See Tuli Sap liegt, das „Meer des süßen Wassers", wie ihn die Kambodschaner, oder Bienho, wie ihn die Annamiten, oder endlich Sri Rama, wie ihn die Siamesen nennen; er besitzt einen Durchmesser von 192 und einen Umfang von 640 Km., gleicht auf der Karte einer Violine und steht durch den Mesap-Fluß in Verbindung mit dem Mekhong. Hauptstadt Kambodscha's ist Udong am Semum, eine Bambusstadt von etwa 12,000 Köpfen, der einzige Hafenplatz Komput oder Kampot, im SW. von Udong; er zählt kaum 300 Häuser und handelt hauptsächlich mit Reis, Gummigutti, das in der Umgebung gewonnen wird, etwas Elfenbein, sodann getrockneten Fischen und Hölzern.

Die französische Colonie Nieder-Cochinchina (Basse Cochinchine), sechs dem Reiche Annam abgenommene Provinzen umfassend und in 17 Districte eingetheilt, bildet gegenwärtig einen homogenen Complex, der durch die französische Marine militärisch regiert und verwaltet wird. Zur Hauptstadt erhoben die Franzosen Saigon, annamitisch Gia-dinh genannt, sehr malerisch und vortheilhaft an dem breiten Dong-Nai gelegen und etwa 50,000 Einwohner zählend; obwohl in ziemlicher Entfernung vom Meere, besitzt es gleichwohl einen zum Freihafen erklärten Handelshafen ersten Ranges, den chinesische, portugiesische und andere Schiffe besuchen. Die etwaigen Nachtheile der geographischen Lage Saigons werden vollkommen ausgeglichen durch den Besitz der nahen und wichtigen Insel Pulo Condor, die sich trefflich eignet, um daraus ein Hinterlager für die Erzeugnisse der benachbarten Länder zu machen. Nach den offiziellen Angaben beträgt die Einwohnerzahl der französischen Colonie 1,267,566 Köpfe, wovon 1,100,000 Annamiten sind.

Der tropischen Lage des sumpfigen, tiefliegenden Landes entsprechend ist das Klima außerordentlich heiß, aber dabei herrscht das ganze Jahr hindurch bei Tag und Nacht eine ungemein starke Feuchtigkeit. Diese ist Ursache der großen Fruchtbarkeit, aber auch die Quelle vieler Krankheiten: Dysenterie und typhösen Fieber. Man darf sich den Sonnenstrahlen nicht aussetzen, weil der Sonnenstich meist verhängnißvoll wird; die Cholera ist einheimisch, richtet aber keine bedeutenden Verheerungen an.

Kambodscha und Nieder-Cochinchina bildeten in früheren Zeiten Theile des Kaiserthums Annam, welches heute den O. der Goldenen Halbinsel zwischen Mekhong und Meer einnimmt. Seinem dermaligen Umfange nach zerfällt das Reich, dessen Inneres übrigens noch durchaus unerforscht und nur durch die spärlichen Nachrichten kühner katholischer Missionäre bekannt ist, in drei Theile: 1) Tonkin oder Dang-gnoi, die äußere Gegend, mit Bezugnahme auf 2) das eigentliche Cochinchina, welches Dang-kong, die innere Gegend, heißt; 3) Tsiampa oder Champa im S. Dazu kommt noch das Gebiet der Moi und der Annam unterworfenen Laos-Stämme. Die Gesammteinwohnerzahl des Reiches wird auf 9 Millionen geschätzt.

Das eigentliche Annam oder Dang-trong, ein 16—32 Km. breiter Streifen Landes, erstreckt sich von etwa 12° n. Br., wo er an Tsiampa grenzt, bis zu der S.-Grenze Tonkins, ist im W. von nackten, nur mit spärlicher Vegetation bedeckten Bergen eingeschlossen und 15 Km. weit landeinwärts eine völlige Wüste. Hat der Reisende diese Gegend durchzogen, so kommt er an hohe Berge, die noch fast gar nicht durchforscht sind. Die Hauptstadt Hue, am Meere gelegen, soll 50—100,000 Einwohner haben und ist durch französische Ingenieure mittelst ausgezeichneter Außen- und Innenwerke stark befestigt; auch besitzt sie treffliche Magazine und Arsenale. Die Stadtmauern sind 20 M. hoch, der Festungsgraben 30 M. breit. Wegen all dieser Werke galt Hue für den bedeutendsten Waffenplatz Asiens. Kriegsschiffe werden alle Jahre gebaut, theils nach europäischen Mustern, theils sind sie eine Mischung der europäischen und asiatischen Formen. Der König bewohnt einen weiten und festen Palast.

Das Moigebiet erstreckt sich zwischen Kambodscha und Annam von 10° 40′ bis 16° n. Br. Die Annamiten bezeichnen mit dem Worte Moi alle die zahlreichen Bergstämme von verschiedenen Dialecten und Sitten, welche den Siamesen als Khas gelten. Das Gebiet jener Laos, welche dem Kaiser von Annam unterworfen sind, liegt nördlich von Kambodscha und dem Mekhong. Die Breite des Landes ist 32 bis 40 Km.; im S. und W. sind viele Städte, aber der O. ist öde. Zwei Bergketten durchziehen im N. die Ebene und die Flüsse sind nur Bergwasser. Alle Berichte schildern das Land als in sehr blühendem Zustande, von einem wohlhabenden, unter patriarchalischen Häuptlingen lebenden Volke bewohnt; sie bauen den Boden, auch haben sie einige Seiden- und Goldmanufakturen. (Gützlaff im „Journal of the R. geograph. Soc." 1849.)

Tonkin ist im N. bedeutend bergig und trägt denselben allgemeinen Charakter wie die benachbarten chinesischen Provinzen. Der O. ist nahezu flach und geht gegen das Meer zu in eine Alluvialebene aus. Die meisten Flüsse Tonkins strömen in südöstlicher Richtung. Der größte ist der Hong-kiang oder Rothe Fluß, auch Song-koi oder Song-ka genannt, welcher durch die Vereinigung zweier Gewässer gebildet wird. Der Sand dieser Gewässer enthält viele Goldtheilchen, und Tausende von Menschen sind beschäftigt, sie zu sammeln. Der Fluß strömt dann südöstlich und läßt die Hauptstadt Tonkins, Ke-scho oder Ha-noi (100,000 Einw.) rechts liegen, macht zu Hien eine plötzliche Wendung, strömt nordwärts und bildet ein Delta, auf welchem Domea, früher der Hafen für fremde Schiffe, gelegen ist. An der S.-Grenze gegen Annam zu erstreckt sich von dem Gebirge bis an's Meer eine Grenzmauer, die aber jetzt, da beide Länder unter Einem Herrscher stehen, unnütz ist. Nächst Korea hat Tonkin sein Ausschließungssystem gegen Fremde am entschiedensten behauptet, und auch die annamitische Regierung wünschte Tonkin in Vergessenheit zu begraben und es vor der spürsamen Neugier der Europäer zu schützen.

Die verschiedenen Völker Annams bieten in physischer wie in moralischer Hinsicht große Verschiedenheiten dar. So sind die Gebirgsbewohner weißer,

höheren Wuchſes und einfacheren Charakters als die übrigen Annamiten. Mehrere unter ihnen ſind Nomaden. Die Bewohner der Ebenen, viel anſtelliger, geſitteter, in den Künſten vorgeſchrittener, in den Wiſſenſchaften bewanderter und arbeitſamer als die Stämme der Gebirge, ſind dagegen auch lügneriſcher, verſchlagener und verdorbener als dieſe.

Stammverwandt mit den S.-Chineſen, mit den ſogenannten Punti-Stämmen, haben Zeit und Umſtände gleichwohl Sprache und Sitten der Annamiten theilweiſe modificirt. Ihre Bildung und Civiliſation iſt jedoch chineſiſch geblieben, wie der Charakter der Annamiten überhaupt wenig Originalität und Selbſtändigkeit bekundet. Auch ihre Religionen ſind ihnen zum Theile aus China zugekommen, ſo die Lehre des Con-fu-tſe, der Ahnencult, und die Verehrung der Schutzgeiſter. Die herrſchende Religion iſt jedoch der Buddhismus. Die Annamiten ſind ein leichtſinniges, nachgiebiges, tapferes und lebhaftes Volk, von dem die Franzoſen behaupten, daß es unter allen Aſiaten, was gewiſſe Eigenſchaften betrifft, ihnen am eheſten gleichkomme. Andere Schilderungen klingen indeß weniger ſchmeichelhaft. Nach H. Bineteau („Bulletin de la Société de géographie de Paris", 1864) iſt der Annamit ſchwach und dabei feig und grauſam; er ſtiehlt gern und iſt dem Seeraube ergeben. Die Annamiten beſitzen umfaſſenden Handelsſinn und handeln mit Allem. Meſſen und Märkte haben ſie in Menge, allein ihre Handelsverbindungen beſchränken ſich auf das Innere; den Ausfuhrhandel hat als Monopol ſich der König vorbehalten. Es iſt dem Volke verboten, das Reich zu verlaſſen, um im Auslande Handel zu treiben, und unter allen benachbarten Völkern haben blos die Chineſen — und ſeit jüngſter Zeit an gewiſſen Plätzen die Franzoſen — das Recht, des Tauſchhandels halber in's Land zu kommen. Neben manchen Eigenſchaften zeichnen ſich die Annamiten noch durch eine muſterhafte Nüchternheit aus. Ihr Hauptnahrungsmittel iſt, wie allerwärts in Hinterindien, der Reis, der ſtatt des Brodes dient. Ueber Thee oder andere aromatiſche Blätter abgegoſſenes warmes Waſſer bildet ihr Getränk. Dagegen leben die Annamiten gern von Nahrungsmitteln, vor denen die Europäer Abſcheu fühlen — Inſecten, Heuſchrecken, Grillen, gewiſſe Erdwürmer, Krebſe, Schlangen, Ratten, Hunde, Katzen, Tiger, wenn ſie dieſe erlegen können, und das Fleiſch verendeter Thiere ſind ebenſo viele Gerichte, welche ihnen trefflich munden. Und dennoch ſind dieſe Leute, trotz der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens, trotz ihrer Geſchicklichkeit, ſich mit nur Wenigem zu begnügen, oft von grauſamen Hungersnöthen heimgeſucht.

Die Regierung Annams iſt unumſchränkt in dem Sinne, daß die ganze Gewalt in der Perſon des Königs oder Kaiſers vereinigt iſt und von ihm ausgeht, in der Theorie iſt ſie aber keine Willkürregierung, da die Ausübung der Gewalt durch Geſetze geregelt iſt. Der Fürſt hat ſeinen geheimen Rath; er beſitzt ferner ein Miniſterium der peinlichen Rechtspflege, ein Kriegsminiſterium, ein Miniſterium für religiöſe und doctrinelle Fragen (alſo ein Cultusminiſterium), ein Miniſterium der öffentlichen Arbeiten und ein Miniſterium der inneren Angelegenheiten und der auswärtigen Beziehungen. Durch den 1874 abgeſchloſſenen Vertrag iſt Annam, wie ſchon bemerkt, thatſächlich ein Vaſallenſtaat Frankreichs geworden.

Es erübrigt nunmehr noch einen Blick auf die Halbinſel Malakka, den Hauptſitz des Malayen-Volkes, zu werfen. Sie erſtreckt ſich von 13° 45′ bis 1° 35′ n. Br., und zwar bis 8° 50′ n. Br. gegen S., von da ab gegen SO. Die Scheidung zwiſchen den beiden Richtungen iſt durch die Landenge

von Krah (Kraw) bezeichnet, eine Vertiefung, die nur wenig über die Meeresfläche hervorragt; jenſeits, d. h. ſüdlich von derſelben, erhebt ſich dann für ſich ſelbſtändig als eine Landzunge das Gebirge von Malakka mit dem Cap Buros und dem Cap Romania als äußerſten Ausläufern. Der gegen S. laufende Theil der Halbinſel gehört unmittelbar zu Siam mit Ausnahme des an der W.-Küſte gelegenen britiſchen Gebietes von Tenaſſerim. Die zweite, ſüdlichere, gegen SO. gerichtete Hälfte wird von Malayen-Staaten eingenommen, die zum Theil im Verhältniſſe der Zinsbarkeit zu Siam ſtehen, theils völlig unabhängig ſind. Erſtere ziehen quer über die Halbinſel hin bis zu 5° n. Br., letztere nehmen ihre S.-Spitze ein. Längs der W.Küſte liegen zerſtreut verſchiedene Parzellen engliſchen Gebietes, die ſogenannten „Strait-Settlements“. Es ſind dies die Inſel Pulo Pinang, die Provinz Wellesley, Malakka mit Naning und das auf einem kleinen Eilande ganz im S. der Halbinſel gelegene, weithin berühmte Singapur.

Malayiſches Dorf.

Der größte Theil der weſtlichen hinterindiſchen Halbinſel iſt mit dichtem Wald beſtanden, worunter die Bambuwälder eine hervorragende Stellung behaupten. Das wichtigſte Product Malakka's iſt jedoch das Zinn, eines der ſeltenſten Metalle unſerer Erde. Die malayiſchen Vaſallenſtaaten Siams ſind Ligor mit Talung, Quedah (Keddah), Patani, Kalantan und Tringano, alle ziemlich ſpärlich bevölkert; die verſchiedenen kleinen Plätze im Innern und an der Küſte ſtehen unter Radſchahs, die von Bangkok aus ernannt werden. Die Bevölke-

rung beſteht aus Siameſen, Malayen und Chineſen, die ſich unter einander vermiſchen. Vor zweihundert Jahren trieben hier die Portugieſen und Holländer namentlich wegen des Zinnes einen lebhaften Handel; derſelbe iſt jetzt gänzlich in den Händen der Chineſen. Der bedeutendſte Platz des ſiameſiſchen Malakka iſt die Stadt Toneah auf der zu Ligor gehörigen Inſel Junk=Ceylon, mit wenigſtens 30,000 Einwohnern. Sehr wichtig iſt die den Engländern gehörende Inſel Pulo Pinang, am N.=Eingange zur Malakka=Straße, an 25 Km. lang und 13 breit, für den Handel durch ihre Lage ein Vorpoſten für den Verkehr nach Hinterindien, dem Indiſchen Archipel und China; ſie liefert mannigfaltige und werthvolle Producte: darunter die Cocosnuß, deren Haine faſt alle ſteilen Küſten der Inſel bedecken, Reis, Pfeffer, Gewürznelken, Muskatnuß, Betelrebe, Thee, Baumwolle, Tabak, Kaffee und Zuckerrohr. Pulo Pinang, welches nach engliſcher Unſitte den nichtsſagenden Namen Prince of Wales Irland erhielt, gegenüber liegt die kleine engliſche Provinz Wellesley mit 50,000, meiſt malayiſchen Einwohnern, welche große Quantitäten Zuckerrohr zum Exporte bauen. Britiſch iſt auch die Stadt Malakka, die heute kaum mehr denn 13,000 Köpfe, darunter ein Drittel Malayen, zählt, und das umliegende Gebiet.

Fruchtverkauf in Singapur.

Wenig nur wiſſen wir von den unabhängigen Malayenreichen im S. der Halbinſel, deren fünf wichtigſte jene von Perak, Salangur, Rumbo, Pahang und Dſchohur ſind. Die Producte des Landes, ſowie die allgemeinen Verhältniſſe, deſpotiſche Regierungsformen unter Häuptlingen, deren Anſehen übrigens ſtark geſunken, ſind, ſoweit ſie bekannt, hier überall die nämlichen, und es hieße den geneigten Leſer mit deren Aufzählung nur unnöthig ermüden. Ein beſonderes Intereſſe verdienen blos die wilden Stämme in den unbekannten Gebirgen des Innern. Die wichtigſten darunter ſind die Semang und Wai, doch nennt

man ferner noch die Rayet Utan, Jakun, Sakkye, Halas, Belandas und Besisik. Die beiden ersteren, Wai und Semang, wohnen vorzugsweise in den Wäldern des N., die übrigen, die man unter die gemeinsame Bezeichnung Orang-Benua zusammenfassen kann, im S. An der Meeresküste treiben sich die Orang-Laut umher. Ethnologisch lassen sich diese Waldmenschen von den Malayen nicht sondern; sie gehören zum selben Stamme und stellen nur eine in der Cultur zurückgebliebene Abzweigung der Malayen dar.

Zweifelsohne der bedeutendste Platz nicht blos Malakka's sondern ganz Hinterindiens ist das am äußersten S.-Ende der Halbinsel gelegene kleine Eiland Singapur mit der gleichnamigen Stadt, einer Schöpfung der Briten. Auf mittelmäßigem Boden und in gesundem Klima, obwohl nur 130 Km. vom Aequator entfernt, ist Singapur, die „Löwenstadt", im Laufe von noch nicht sechzig Jahren aus dem Nichts zu einer Stadt von über 100,000 Köpfen angewachsen. Wenige Orte der alten und neuen Welt bieten ein solches Beispiel raschen Aufblühens wie Singapur. Bei der Besitznahme war die Insel nur spärlich bewohnt und fast gar nicht bebaut. Jetzt ist das Innere theilweise urbar gemacht und man findet eine Anzahl Pfeffer- und Gambir- (Nauclea Gambir) Plantagen von Chinesen unterhalten. Außerdem wird Perlsago hergestellt, etwas Gewürze, Zucker und Reis angebaut, während die Cocospalme nur kümmerlich fortkommt. Der Ertrag der Bodencultur ist im Ganzen unbedeutend und das Innere der Insel mit Ausnahme einiger Chinesendörfer nur dünn bevölkert. Selbst diese geringe Bevölkerung ist in Betreff der Lebensmittel völlig abhängig von den Nachbarinseln. Die Gunst der geographischen Lage allein ist es, welcher Singapur, am Handelswege zwischen Indien und China gelegen, seinen Aufschwung verdankt, mehr jedenfalls als der liberalen Politik der Engländer, welche nicht ohne Gefahren für die junge Colonie war. Letztere allein hat es ermöglicht, daß Singapur zwar den Engländern gehört, faktisch aber von den Chinesen für sich genommen worden ist. Selbst in der Stadt rechnet man die chinesische Bevölkerung auf mindestens 60,000 Köpfe; der Rest besteht aus Malayen und nur 6000 Europäern. Singapur trägt daher hervorstechend das Gepräge seiner chinesischen Einwohnerschaft.

§. 16. Der ostindische Archipel.

Die reichste Gruppe der fünf Zusammenschaarungen größerer Inseln deren Erhebung weder auf vulcanische Kräfte, noch auf die Thätigkeit von Korallen sich zurückführen läßt, ist der ostindische Archipel zwischen S.-Asien und Australien, die Bruchstücke eines einstigen ausgedehnten Festlandes. Noch in tertiärer Zeit bestand zwischen Asien und Australien terrestrische Verbindung, war die Zerbröckelung der nunmehr dazwischen geschobenen Inselwelt noch nicht so weit gediehen, und als selbst die völlige Loslösung Australiens vollzogen war, mochte ein noch heute deutlich wahrnehmbarer Zusammenhang zwischen den einzelnen Ländermassen lange hindurch bestanden haben. Eine tiefe Meeresfurche zieht nämlich als Grenzscheide beider Welttheile zwischen den Inseln Bali und Lombok, sowie zwischen Borneo und Celébes hin, während eine nur seichte See, keine 50 Faden tief, das kampherreiche Sumátra, Java und Borneo von Asien, und eine eben solche

Neuguinea und die angrenzenden Inseln von Australien trennt. Da geringere Meerestiefen immer eine erst kärglich gestörte Länderverbindung vermuthen lassen, so dürfen wir ziemlich zuversichtlich mit Peschel aussprechen, daß Java ehemals mit Borneo, Borneo mit Malakka, Malakka mit Banka und Sumátra zusammenhing. Was wir als ostindischen Archipel bezeichnen und zu Asien zu zählen gewohnt sind, gehört also eigentlich nur zur Hälfte diesem Welttheile an; die östliche Halbe des Archipels ist australisch, nicht blos der Entstehungsgeschichte, sondern auch der Fauna und Flora nach. Ja, sogar die Bevölkerung jenes ausgedehnten Inselcomplexes gehört zwei scharf geschiedenen Racen, den Malayen und den Papúa an, so daß die oft übliche Bezeichnung „malayischer Archipel" der vollen Genauigkeit entbehrt. Eine Linie, die beide Racentypen von einander scheidet, liegt etwas östlich von jener, welche die beiden zoologischen Regionen trennt. (Alfred Russel Wallace. The Malay Archipelago: the land of the orang-utan and the bird of paradise. A narrative of trawel with studies of man and nature. London 1869. 8°. II. Bd. S. 278.) Bequemen wir uns dem bisherigen Gebrauche an, welcher willkürlich alle Inseln des Archipels bis Neuguinea zu Asien rechnet, so kann man darin mehrere bestimmte Gruppen erkennen, durch welche sich eine der gewaltigsten und thätigsten Vulcanreihen unseres Planeten in großem Bogen schwingt. Diese Gruppen sind im N. die Philippinen, woran sich südöstlich die Molukken, weiterhin nach W. die kleinen und dann die großen Sundainseln reihen, unter welch' letzteren man die vier großen Eilande Sumátra, Java (spr. Dschâwa), Borneo und Celébes versteht. Alle diese Gruppen, wovon geographisch blos die großen Sundainseln, Celébes ausgenommen, und die Philippinen asiatisch sind, werden durch Meeresarme geschieden, deren jeder einzelne besondere Benennungen trägt; weitaus die Mehrzahl der Eilande steht unter der Botmäßigkeit der Holländer, welche hier ein mit Britisch-Ostindien an Gedeihen wetteiferndes, ausgedehntes Colonialreich mit dem Hauptsitze auf Java besitzen. Neben ihnen treffen wir auf der australischen Insel Timor die Portugiesen, und auf den Philippinen herrschen fast ausschließlich die Spanier; einzelne Inseltheile sind noch unabhängig und stehen unter einheimischen Sultanen.

Von den beiden im Archipel lebenden Menschenracen ist die malayische entschieden die höher stehende, zahlreichere, wichtigere. Die Malayen verbreiteten ihre Sprache, ihre Hausthiere und manche ihrer Sitten und Gebräuche weit und breit über den pacifischen Ocean, auch nach solchen Inseln, wo sie an den physischen oder moralischen Merkmalen der Bewohner keinerlei Art von Umwandlung hervorgebracht haben. Diese Verbreitung der malayischen Völker ist in der That eine

ganz außerordentliche, denn, außer den eigentlichen Malayen Sumatra's und Malakka's, ſowie den Javanen, gehören zu ihnen auch die braunen Stämme mit ſchlichtem Haar, die unter dem Namen Polyneſier über alle tropiſchen und ſubtropiſchen Inſeln der Südſee ſich zerſtreut haben. Seit Wilhelm v. Humboldt's Forſchungen über die Kawi-Sprache wiſſen wir, daß auch die herrſchende Race auf Madagascar zur polyneſiſchen Sprachenfamilie gehöre. Es hat ſich dieſer Menſchenſchlag von den Comoren — denn auch auf ihnen iſt die Sprache malayiſch — bis zur Oſterinſel, vom 61. bis zum 268. Längengrade, alſo auf $^3/_5$ eines Breitenkreiſes ausgedehnt. Ihren körperlichen Merkmalen nach zählen die Malayen zur mongoliſchen Race. Ihre äußerliche Aehnlichkeit mit den Chineſen iſt ſogar ſo vollſtändig, daß der britiſche Zoolog *Wallace* chineſiſche Einwanderer auf der Inſel Bali, welche ihre Volkstracht abgelegt hatten, von den malayiſchen Eingebornen nicht zu unterſcheiden vermochte. (*Wallace.* A. a. O. II. Bd. S. 279.) Der Malaye iſt von brauner Hautfarbe, auffallend klein, ſo daß das männliche Geſchlecht im Durchſchnitt um $0,_{13}$ M. kleiner iſt als bei den Europäern. Das Geſicht iſt etwas rautenförmig, nicht viel länger als breit, die Backenknochen ſind hoch und hervorſtehend, die Augen ſchwarz und etwas ſchief, der Mund breit und groß mit wulſtigen, dicken Lippen, die Unterkiefer ebenfalls breit, das Kinn rund und wohlgeformt, die Naſe kurz — nicht platt wie bei den Negern oder hervorſtehend wie bei den Europäern, die Naſenflügel ſehr breit, der Hinterkopf platt und viereckig, das Haar grob, dick und ſchwarz; der ohnehin ſchwache Bart wird ganz ausgerottet. Die Geſchlechter gleichen einander ſo genau, daß faſt jeder Ausländer in vielen Fällen anfangs in Verlegenheit ſein wird, zu wiſſen, ob er einen Mann oder eine Frau anſieht. Dem Charakter nach iſt der Malaye gemächlich und träge; im Umgang zeigt er Zurückhaltung, Mißtrauen, ſogar Schüchternheit, was manchen veranlaßt, die Angaben über ſeine Blutdürſtigkeit und Wildheit für übertrieben zu halten. Niemals äußert er in augenfälliger Weiſe Erſtaunen, Bewunderung oder Furcht, und wahrſcheinlich empfindet er ſie auch nicht tief. Langſam und bedächtig bei der Rede, trachtet er auf Umwegen den Gegenſtand zur Sprache zu bringen, deſſen Erörterung ihn herbeigeführt. Kinder und Weiber ſind zaghaft und fliehen vor dem unerwarteten Anblick eines Europäers. In Geſellſchaft von Männern ſind ſie ſchweigſam und im Allgemeinen ruhig und gehorſam. Iſt der Malaye allein, ſo iſt er düſter; nie ſpricht er zu ſich ſelbſt, niemals ſingt er. Nur wenn ihrer mehrere in einem Canoe rudern, ſtimmen ſie zeitweilig einen eintönigen, klagenden Geſang an. Der Malaye beleidigt ſelten ſeinen Nebenmenſchen und liebt es nicht, über Geldangelegenheiten zu ſtreiten; kaum daß er ſich entſchließt, einen ihm von Rechtswegen gebührenden Lohn zu verlangen. Handgreifliche Scherze und Späße ſind ihm höchlich zuwider, denn er iſt für Formen der Etikette und jede Beeinträchtigung der perſönlichen Freiheit ſeiner ſelbſt oder eines Andern ſehr empfindlich. Die höheren Claſſen der Malayen ſind außerordentlich höflich und benehmen ſich mit all' der ruhigen Würde eines wohlgebildeten Europäers, die ſich bei ihnen ſeltſamer Weiſe vollkommen verträgt mit einer ſchonungsloſen Grauſamkeit und Verachtung des Menſchenlebens, welche die düſtere Seite ihres Charakters bilden. Dies erklärt die ſo mannigfachen, ſich geradezu diametral widerſprechenden Urtheile, welchen wir bei verſchiedenen Beobachtern über die Malayen begegnen. Die Küſtenbewohner ſind unveränderlich gaſtfreundſchaftlich und zuverläſſig, ruhig und äußerſt träge. Sie haben alle eine unerſättliche Leidenſchaft für das Spiel, das kein beſchränkendes oder verbietendes Geſetz auszurotten im Stande iſt. (*Bickmore.* Reiſen im oſtindiſchen Archipel. S. 17.) Andere Beſchreibungen ſchildern ſie als leidenſchaftlich, ohne Selbſtbeherrſchung, wenig zuverläſſig und von unſtetem Sinn; gemächlich, träge und arbeitsſcheu wollen ſie gern für Leute gelten, denen bei Hochſtreben und Freiheitsſinn das Arbeiten für Geld und Unterhalt eigentlich unwürdige Beſchäftigung iſt. Regere Triebſamkeit und Empfänglichkeit zeichnet ſie vor den übrigen Stämmen des indiſchen Archipels aus, nur iſt ihnen durch den Islam jeder höhere Lebenszweck verloren gegangen, ihr Gemeinweſen iſt zerſplittert und Seeräuberei nebſt Schifffahrt ihr Hauptbetrieb. Diebſtahl, Menſchenraub haben nichts Bedenkliches; Beleidigungen, wirkliche oder vermeintliche, rächen ſie auf der Stelle, dabei ſind ſie nachtragend, falſch und hinterliſtig; der Meineid iſt ihnen geläufig und Vergiftungen kommen häufig vor. Leidenſchaftlich lieben ſie Opiumrauchen, geiſtige Getränke und Wetten beim Hahnenkampf,

Tabakserute auf den Philippinen-Inſeln.

Google

Digitized by Google

wobei sie zuletzt sich selbst mit ihrer persönlichen Freiheit auf's Spiel setzen. Indeß sind sie sehr mäßig. Für ihre Genügsamkeit charakteristisch ist die Bitte des Arbeiters um ein Geschenk: „ketjol presentie, tuwan, poer makan," — ein kleines Geschenk, Herr, für Essen! Eßbuden sind auch ihre Haupterholungsplätze; sie bekommen dort trockenen Reis, spanischen Pfeffer, kleine Stücke Fleisch, gekochte Vegetabilien und süße Leckereien, wozu eine Tasse heißes Wasser gereicht wird. Dem Namen nach sind die Malayen Muhammedaner, haben jedoch nichts von dem Fanatismus jener Religion; besonders der Javane meint dem Islam durch Beschneidung, Beobachtung der Waschungen und des Ramadan-Festes zu genügen, hat aber noch immer viele der früheren Hindu-Vorstellungen beibehalten. Einige sind Christen, das heißt, sie besuchen den Gottesdienst der holländischen Kirche, rasiren ihre Köpfe nicht und feilen ihre Zähne nicht. Die lingua franca des gesammten ostindischen Archipels ist das Nieder-Malayische. (Rost. Die malayische Sprache, im: Globus XIII. Bd. S. 114.) Es enthält keine rauhen und harten Kehllaute oder andere Consonanten, die schwer auszusprechen sind, ist weich und wohlklingend, und gleicht in seinen flüssigen Lauten etwas dem Italienischen; jeder Europäer in Niederländisch-Indien spricht Malayisch, welches sich schnell und ganz leicht erlernen läßt. Einen ansehnlichen Bruchtheil der Bevölkerung in Niederländisch-Indien bilden die Chinesen, welche dort mit den gleichen schlimmen und guten Eigenschaften auftreten, wie überall in der Welt, wo sich die bezopften, fleißigen Söhne des Himmlischen Reiches niedergelassen haben.

Fast in gerader Linie von N. nach S. ziehen sich die Philippinischen Inseln von Formosa an hinunter bis nach Borneo und den Molukken, eine Kette vulcanischer Gebilde von 1500 Km. Länge und 300,000 □Km. Flächenraum, welchen auf zwölf größeren und vielen kleineren Inseln etwa 6 Millionen Menschen bewohnen, meistens vom westmalayischen Stamme und Tagalas oder Bisayas genannt, zum Theile den Spaniern unterworfen und katholisch, zum anderen Theile unabhängig und dem Islam ergeben. Im Inneren einzelner Inseln wohnen unabhängige, rohe Papuastämme.

Von fast viereckiger Form, von N. nach S. streichenden östlichen und westlichen Küsten zieht sich Luzon, die größte der Philippinen (110,000 □Km.) vom 19. bis zum 14. Breitengrade herunter und biegt dann plötzlich in fast ganz östlicher Richtung um. Durch Meeresarme und Buchten in zahlreiche schmale Halbinseln und Landzungen zerspalten scheint dieser südlichere Theil von Luzon aus von einer Menge kleinerer Inseln zusammengesetzt zu sein und lehnt sich so in natürlichster Weise an die zahlreichen Inseln an, welche man gewöhnlich unter dem Namen der Islas Visayas oder der Islas de los pintados (der Tättowirten) begreift. Unter diesen fallen die beiden südlichsten leicht in die Augen: die langgestreckte Palawan oder Paragua der Spanier, welche von Borneo's N.-Spitze nur durch einen schmalen Meeresarm getrennt eine enge Beziehung zwischen diesen und den Philippinen anzudeuten scheint, und dann am meisten gegen O. vortretend Mindanao oder Magindanao, die größte der Philippinen nach Luzon (88,000 □Km.). So schließt dieser Archipel den nördlichen Theil des Stillen Oceans mit seinen östlichen Strömungen von der durch ihre Wirbelstürme berüchtigten chinesischen See ab und gestattet eine Verbindung beider Meere unmittelbar nur durch den nördlichen ziemlich breiten Canal zwischen Luzon und Formosa, mittelbar durch die Straßen von S. Bernardino, Surigao und Celébes. Gänzlich innerhalb des Tropengürtels und in einem Grenzgebiete zwischen den Monsuns und dem NO.-Passat des Stillen Meeres gelegen, mit unendlich reicher Küstenentfaltung, wie sie nur wenigen begünstigten Ländern der Welt eigen ist; mit langgestreckten Bergketten von 1000—1300 M. mittlerer Kammhöhe und bis zu über 2750 M. ansteigenden Berggipfeln und einzelnen Feuerbergen; mit einer durchschnittlichen mittleren Jahrestemperatur von 21° R., mittleren Extremen von 19—23° R. und einem mehr als 70% betragenden mittleren Feuchtig-

keitsgrade der Atmoſphäre; von zahlreichen Flüſſen und Bächen durchfurcht und mit großen Landſee'n in den ausgedehnten Ebenen oder tief verſteckt zwiſchen den Bergen — ſo beſitzen die Philippinen alle Momente zur üppigſten Entfaltung tropiſcher Vegetation und Scenerien. Und in der That reihen ſich dieſe Inſeln in ſolcher Beziehung durchaus würdig den gefeiertſten Gegenden tropiſcher Länder, wie Braſilien, Java und Ceylon, an. Vom dunklen Grün der tropiſchen Laubwälder ſtechen die Fichtenwaldungen der hohen Berggipfel in ihrem düſteren einförmigen Ton ab — hier vermählt ſich der Tannenbaum mit der Palme — und in den Thälern, den Flüſſen entlang, zieht ſich ein ſchwarzer Streif, der Wald der Caſuarinen hin. Halb unter den Cocospalmenhainen verſteckt liegen die Städte und Dörfer zwiſchen dem heiteren lichten Grün der Reisfelder und der Zuckerplantagen, und alle die Bäume des Waldes und die Sträucher der Gärten ſchmücken ſich mit blendend gefärbten Blumen und Früchten. Die Schönen des Landes ſcheinen dieſen die Kunſt abgelauſcht zu haben, ſich in den grellſten, blendendſten Farben zu kleiden, ohne unſeren Augen wehe zu thun, und es ſteht der Reichthum der Farben, mit denen ſich die Pflanzen und Thiere, wie auch die Menſchen ſchmücken, in vollſter Harmonie zu der Fülle des Lichtes, welche eine tropiſche Sonne ſelbſt durch Wolken hindurch ihrer geliebten Erde zuſendet. Aber unter dieſen Blumen ruht auch hier die Schlange, bereit zum Sprunge und zum giftigen Biſſe, und hier ſo wenig wie anderswo iſt dem Menſchen ungeſtörter friedlicher Genuß gewährt. Schreckliche Krankheiten, Pocken und die aſiatiſche Cholera, decimiren die bevölkerten Städte und Dörfer; Wanderheuſchrecken, welche wolkengleich den Himmel verfinſtern, verheeren die Saat und es folgt ihnen Theuerung und Hungersnoth nach; beim Wechſel der Monſune überſchwemmen die angeſchwollenen Gießbäche das Land, und wenn der Tagale ſich in ſeinen Holzhütten oder Steinhäuſern von der verheerenden Fluth auch glücklich gerettet wähnt, ſo ſieht er ſich unter den Trümmern ſeines Hauſes durch ein Erdbeben begraben oder in der Gluth der Aſchenregen eines neu ausbrechenden Vulcanes erſtickt. (Dr. C. **Semper**. Die Philippinen und ihre Bewohner. Würzburg 1869. 8°. S. 3—5.)

Eingeborner der Philippinen.

Außer den Tagalas gibt es auf den Philippinen auch **Negritos**, womit die Spanier die ſchwarzen Eingebornen, die **Aëtas** oder **Itas**, bezeichnen, die auf den fünf Inſeln Luzon, Negros, Panay, Mindero und Mindanao in der Zahl von etwa 25,000 Köpfen vorkommen und als ſicher zur Papua-Race gehörig zu betrachten ſind. Dieſelbe Menſchenvarietät ſcheint im Inneren von Sumatra, Borneo, Celébes und Dſchilolo (Halmaherra) vorzukommen. Daneben finden wir auf Luzon, im W. der nordöſtlichen Gebirge, den Miſchſtamm der **Irayas**; ein Theil derſelben, die **Catalanganes**, iſt einer Miſchung der Tagalas mit Chineſen entſproſſen, während der andere Theil aus einer Miſchung der Tagalas mit Negritos hervorgegangen zu ſein ſcheint. Auf der W.-Seite von Luzon wohnen die **Ygorrotes**, wohl ein Miſchſtamm aus tagaliſchem und chineſiſch-japaniſchem Blute, in den öſtlichen Gebirgen die **Ylungut** oder **Ylongotes**, wilde Talagaſtämme unbekannten Urſprungs. Die **Manobos** auf der O.-Seite von Mindanao ſind aus einer Vermiſchung der Tagalas mit Chineſen hervorgegangen. — Die wichtigſte und einzig behaltenswerthe Stadt der Philippinen iſt das volkreiche, handelsthätige **Manila** auf Luzon (160,000 Einw.), Sitz des ſpaniſchen Generalcapitäns, eines Erzbiſchofes, vieler Fabriken und Manufacturen, darunter große Cigarrenfabriken.

Zwischen den südlichen Philippinen und NO.-Borneo erstreckt sich die Kette des Sulu-Archipels; es sind dies über 150 kleine, gebirgige, doch fruchtbare Eilande mit etwa 200,000 malayischen Bewohnern, welche unter einem unabhängigen Sultan stehen und mit Vorliebe der Seeräuberei obliegen. Ein Stück der N.-Küste Borneo's gehört zu den Staaten des Sultans, welcher auf der größten dieser Inseln, Sulu genannt, residirt.

Südlich von den Philippinen breitet sich über die sämmtlichen übrigen Inselgruppen des ostindischen Archipels das große Colonialreich der Holländer aus mit dem Mittelpunkte in Batavia auf Java, ein Reich das an Umfang Deutschland um mehr als das Dreifache übertrifft, mit 22 Millionen Einwohnern, überaus ergiebig an edlen Metallen und Pflanzen, an Gold, Diamanten und Perlen, an Kohlen und Salz, an Pfeffer und Zimmt, an Kaffee und Thee, an Reis, Tabak, Indigo, Kampher und Gewürzen. So ist das hinterindische Reich Hollands zu einem mächtigen Concurrenten des englischen in Ostindien herangewachsen, sein Verkehr mit dem Mutterlande beträgt wenigstens die Hälfte des Handels zwischen Ostindien und England, und das Capital, das dabei umgetrieben wird, dürfte mit 500 Millionen Mark nicht zu hoch angeschlagen sein.

Auf zwei Pfeilern ruht die Macht des weit entfernten Mutterlandes über dieses ausgedehnte Reich: auf dem Heere und auf der Politik den Einheimischen gegenüber. Jenes zählt ungefähr 30,000 Mann, deren Oberleitung dem aus 6 Mitgliedern bestehenden „Rath von Indien" übergeben ist und von denen ⅔ auf Java, dem Kernlande des Ganzen, sich befinden. Der Nationalität nach besteht es aus Holländern und Eingeborenen, d. h. Malayen, europäisch exercirt und unter europäischen Offizieren; also ganz wie die englische Armee in Ostindien auch gebildet wird aus Engländern und Seapoys. Durchschnittlich kommen auf 3 Europäer 5 Malayen, ein an sich nicht ungefährliches Verhältniß, das aber durch die Wirkungen der Disciplin viel von seiner Bedenklichkeit verliert. Die Flotte besteht aus etwa 30 Schiffen. Dieses Heer hat allmählig allen Widerstand niedergeschlagen, so weit es erforderlich war, so daß namentlich auf Java die Holländer unbedingt herrschen und auch die paar dem Namen nach „unabhängigen" Sultane ihren Winken folgsam sind. War aber der Widerstand gebrochen, dann ließen die Sieger mit Berechnung die alten Fürsten auf ihren Thronen, wo sie nicht mehr schädlich sein konnten, und machten sie zu ihren Werkzeugen, in der ganz richtigen Anschauung, daß die Malayen Befehle ihrer „Angestammten" viel williger vollziehen würden, als ein Geheiß der Fremden; Batavia ist der Mittelpunkt, von dem aus alle die Fäden in Bewegung gesetzt werden können, an denen diese Marionetten tanzen. Dadurch ward es möglich, die Colonien in einer Weise auszubeuten, wie sie rationeller kaum gedacht werden kann. Die holländische Regierung ist erster, fast einziger Kaufmann der Colonien; sie hat das Monopol von Kaffee, Reis, Indigo, und will ein Javane z. B. Kaffee auf eigene Rechnung bauen, so darf er sich seine Kunden nicht selbst auswählen, sondern muß seine Waare an die Regierung verkaufen, die den Preis, natürlich einen niedrigen, festsetzt. So hat sie ungeheuren Gewinn, da z. B. Java allein jährlich 62 Mill. Kg. Kaffee hervorbringt und die gesammte Einfuhr nur den dritten Theil der Ausfuhr beträgt. Die Regierung ihrerseits überläßt die Arbeit in den Plantagen zwar nicht mehr Sklaven, da die Sklaverei schon vor mehr als einem Jahrzehnt abgeschafft ist; wohl aber werden die Eingeborenen zu Frohndiensten gesetzlich herangezogen, neben

denen ſie auch noch ihren Sultanen zu frohnen verpflichtet ſind. Manche Härten dieſes Syſtems, des durch den Grafen Van der Boſch eingeführten „Cultuurſtelſel“ ſind ſeither gemildert worden; in der Hauptſache ſteht aber ſein Grundſatz noch aufrecht, daß die Colonien des Mutterlandes wegen da ſind. Ein hiſtoriſches Recht auf dieſe Ausbeutung hat ſich Holland indeß dadurch erworben, daß eine Reihe jetzt ſehr einträglicher Erwerbsquellen von ihm erſt eröffnet wurden; Kaffee-, Chinabaum und Theeſtaude hat Holland in den Colonien eingeführt und eingebürgert. Die Eingeborenen fühlen wohl das Joch, aber theils aus Fügſamkeit gegen ihre Sultane, welche ſich zu Hollands Beamten hergeben müſſen, theils in Folge ihrer Naturanlage tragen ſie es doch geduldig. Alle Malayen haben zwar bedeutende Anlagen, allein durch ihr ganzes Weſen geht ein ſinnlich materieller Zug, ſie kommen über das »panem et Circenses« nicht leicht hinaus, ſind zufrieden, wenn ſie Reis, Fiſche und Betel haben, und das haben ſie, da ſie ſorgſame und treffliche Ackerbauer und Schiffer ſind, und dazu häufig ein Tanz, eine muſikaliſche Vorſtellung, Theater und Thierkämpfe — dann ſind ſie befriedigt und denken nicht an Empörung. Auch befinden ſich die Eingeborenen wohl bei dieſem Syſteme und gedeihen ganz außerordentlich, wie das enorme Wachſen der Bevölkerungsziffer darthut. Die Bevölkerung der kleinen Inſel Madura ſtieg z. B. von 393,426 in 1856 auf 676,818 im Jahre 1871, alſo faſt um das Doppelte in 15 Jahren! Nichts ſpricht beredter als dieſe Zahlen zu Gunſten des viel geſchmähten und wenig verſtandenen Colonialſyſtems der Holländer. Und auch daran iſt kein Zweifel, daß, wo die Holländer herrſchen, die Zuſtände immer beſſer ſind, als wo die einheimiſchen barbariſchen Sitten des Seeraubs u. dgl. ungebrochen blieben. (Siehe: F. v. Hellwald. Ueber Colonien und über die holländiſchen Niederlaſſungen in Oſtindien insbeſondere. Ein Beitrag zur niederländiſchen Colonialfrage. Wien und Amſterdam 1871. 8°.) An der Spitze der oſtindiſchen Regierung ſteht der Generalgouverneur mit viceköniglicher Gewalt; er iſt zugleich Oberbefehlshaber der Land- und Seemacht, kann Krieg erklären und Frieden und Verträge mit den eingebornen Fürſten und Völkerſchaften ſchließen, alles unter Beachtung der Befehle des Königs. Das Gebiet zerfällt zunächſt in zwei Abtheilungen: erſtens das Grundgebiet, d. h. Java mit Madura, zweitens die Außenbeſitzungen (Buitenbezittingen), nämlich die übrigen unmittelbaren und mittelbaren Theile. Die nächſten Unterabtheilungen ſind die „Reſidentien“, deren Java 21 zählt. Jede dieſer Provinzen wird durch einen Reſidenten verwaltet und zerfällt in mehrere „Regentſchaften“, an deren Spitze ein Regent ſteht. Dieſer Regent iſt ſtets ein Eingeborner und gehört allemal dem höchſten einheimiſchen Adel an, zunächſt den früheren Herrſcherfamilien, deren Einfluß auf ihre aſiatiſchen Unterthanen, meiſt

Wohnung eines Kuli auf Java.

mit religiöſen Anſchauungen verwachſen, noch heute ungebrochen iſt; ihm unterſtehen die ebenfalls eingebornen Diſtricts- und Deſſa-Häuptlinge, welche für die Eintreibung der Steuern ſorgen, von den Bewohnern gewählt werden und die Intereſſen der „Deſſa“ (d. h. der Gemeinde mit communiſtiſchen Einrichtungen wie der ruſſiſche Mir) gegenüber der Regierung vertreten. Dem Regenten, der bei den Javanen den Titel „Adhipatti“, „Pangeran“ oder „Tommonggung“ führt, ſteht ein Europäer mit der Bezeichnung „Aſſiſtent-Reſident“ zur Seite, der die Inſtruction hat, den inländiſchen Regenten als ſeinen jüngeren Bruder zu behandeln, zugleich aber das wahre Oberhaupt der Regentſchaft iſt und dem Regenten ſeine Weiſungen ertheilt, dergeſtalt, daß dem Volke gegenüber die Handlungen des Aſſiſtent-Reſidenten durch den, ſeinen Befehlen gefügigen, im Range aber höher ſtehenden Regenten gedeckt werden. Unter dem Aſſiſtent-Reſidenten fungiren noch Controllore und „Opzieners“, europäiſche Beamte, welche außer der Adminiſtration auch den größten Theil der Juſtiz beſorgen. (Multatuli. Max Havelaar, of de Koffij-Veilingen der nederlandsche Handel-Maatschappij. Amsterdam 1860. 8°. I. Bd. S. 64—79.)

Javaniſche Landſchaft.

Das Kernland des holländiſchen Colonialreiches bildet, wie ſchon erwähnt, die große Inſel Java (134,600 □Km.), ein Paradies mit 45 Höllenſchlünden in Geſtalt von trachytiſchen Vulcankratern, welche die ganze, ihrer Form nach an Candia mahnende Inſel der Länge nach von W. nach O. durchziehen. Die Mehrzahl dieſer Feuerberge, welche aus dem gebirgigen Innern Java's glockenartig oft bis zu 3000 M. aufragen, ſind noch entzündet und geben nur zu oft Beweiſe ihrer verheerenden Thätigkeit. Der höchſte iſt der Semiru oder Sameru mit 3730 M. Seehöhe; einer

der thätigsten der Merapi. Zahlreiche heiße Quellen entspringen am Fuße dieser Berge, und Schlammvulcane befinden sich in der Ebene. Mofetten kennt man an sechs Stellen, von den Eingebornen „Gua-Upas" oder Gifthöhlen genannt; berüchtigt ist außerdem das Todtenthal, Pakaraman. Zwischen den Bergen, von welchen kurze aber zahlreiche Ströme zur Küste niederbrausen, liegen kleine schöne See'n, theils saure theils süße, und einige Sumpfsee'n. Die Fruchtbarkeit Java's ist geradezu beispiellos, die Vegetation von einer Ueppigkeit, wie sie auf der östlichen Erdhalbe kaum wieder gefunden wird. In der heißen Region (bis 600 M.), welche den größten Theil der Oberfläche einnimmt, wird Reis, das Hauptproduct der Insel, gebaut; daran reiht sich in der gemäßigten Zone (600—1500 M.) die Cultur des zweitwichtigsten Landesproductes, des Kaffee's, während in der kühlen Region (1500—2500 M.) Tabaksbau getrieben und die peruanische Fieberrinde mit Glück acclimatisirt wird. Die bedeutendsten Städte der Insel liegen insgesammt an der N.-Küste. Unter diesen steht obenan die Hauptstadt von Niederländisch Indien und Sitz der Regierung, Batavia (70,000 Einw.), mit seichtem Hafen und ungesundem Klima, in einiger Entfernung landeinwärts jedoch umgeben von den zierlichen und eleganten Niederlassungen der Europäer in Weltevreden (d. i. Wohlzufrieden) und Buitenzorg (d. i. Ohnesorg); ferner Tscheribon, Samarang (50,000 Einw.) und das blühende Surabaya (90,000 Einw.) mit dem besten Hafen Java's.

Europäer sind in Niederländisch-Indien nur sehr wenige vorhanden. Der Census vom 31. Dezember 1871 wies deren für ganz Java blos 28,003 aus, während die Gesammtbevölkerung der Insel am gleichen Tage 16,891,068 Köpfe betrug. Gegenwärtig dürfte man dieselbe mit 18—19 Millionen nicht zu hoch schätzen. Java ist also dichter bewohnt als die bewohntesten Striche Britisch-Ostindiens und ebenso dicht wie die besten Striche Deutschlands. Von der angegebenen Census-Ziffer entfielen 16,661,378 auf Javanen, der Rest auf Chinesen, Araber und andere Orientalen, dann die wenigen Liplap, mit welchem Spitznamen man die Kinder von Europäern und malayischen Frauen bezeichnet. Was nun die malayischen Einwohner Java's betrifft, so wird die Insel eigentlich von zwei Völkern bewohnt, den Sundanesen und den Javanen, von welchen die ersteren, wenig zahlreichen den W. der Insel inne haben. Fast alle Javanen sind mit Landbau beschäftigt, außer wenigen Fischern und Handwerkern. Obwohl auch er träge, nur zugreift, wo es sein muß oder wo er durch einen kühnen Griff sich verschaffen kann, was sonst zu erlangen Anstrengung kosten würde, so hat doch, nächst den Chinesen und Japanern, der Eingeborene Java's unter den Völkern Asiens die meisten Fortschritte im Ackerbau gemacht. Im übrigen darf man sagen, daß die Javanen auf einer niedrigen Stufe stehen geblieben sind, denn was sich von Civilisation bei ihnen vorfindet, ist durch Fremde von außen hingebracht worden; in den mechanischen Künsten sind sie zurück, und nur in der Metallverarbeitung übertreffen sie die andern Stämme des Archipels. Die Verbreitung des Christenthums unter den Javanen wird von der holländischen Regierung keineswegs begünstigt, weil sie mit Recht von der Aufhebung des islamitischen Spirituosenverbotes eine Zunahme von Trunksucht und damit das Schwinden mancher Volkstugenden besorgt.

Nicht ganz Java befindet sich im unmittelbaren Besitze der Holländer, sondern es gibt, wie in Britisch-Ostindien, noch einheimische Staaten, — darunter jene der

Sultane von Dſchokdſchokarta und von Solo — welche jedoch nichts anderes als Vaſallen der Europäer ſind und ſich eine holländiſche Beſatzung gefallen laſſen müſſen. Der Reſt der Inſel bildet mit dem nahen Eilande Madura Eine Reſidentſchaft. Madura, welches ſich hauptſächlich durch ergiebigen Reisbau auszeichnet, zählt gleichfalls drei Vaſallenfürſten.

Die Sundaſtraße trennt Java im W. von der großen Inſel Sumátra, die gleichfalls langgeſtreckt, aber maſſiger als Java, ihre Hauptachſe in NW.-SO.-Richtung hat. Sumátra beſitzt einen Flächengehalt von etwa 440,000 □Km., iſt alſo ſo groß als Spanien und Portugal. Davon nimmt das unabhängige Reich Atſchin etwa 1/9 oder 50,000 □Km. ein, das übrige ſteht unter holländiſcher Herrſchaft und bildet die vier Reſidentſchaften Weſtſumátra, Benkulen, Lampongs und Palembang; aber nur die Küſten ſind beſiedelt, von dem Inneren iſt eine Fläche etwa doppelt ſo groß, als das Mutterland terra incognita und von Battaſtämmen bewohnt, welche in ihr dichtbewaldetes Bergland Niemand zulaſſen. Während Java jetzt 18 Millionen Bewohner hat und an Bevölkerungsdichtigkeit den Königreichen Sachſen und Belgien gleichſteht, zählt Sumátra auf dreimal größerem Flächenraum eine Bevölkerung höchſtens von 3½ Millionen. Bei dem Mangel einheimiſcher Arbeitskräfte kann die reiche Productivität der Inſel nicht ausgebeutet werden. Ergiebige Kohlenlager bleiben wegen der Transportſchwierigkeiten unbenützt, dagegen liefern die Wälder des Innern koſt-

Haus eines Fürſten auf Sumatra.

bare Holzarten, Gummi und Harze: Kampher, Benzoe, Damar-Harz, Kautſchuk und beſonders Gutta-Percha, ſo daß, wenn die Gutta-Percha-Bäume an ihren bisherigen Bezugsquellen ausgerottet ſein werden, was bei der jetzigen Raubwirthſchaft nicht lange dauern kann, Sumátra dieſen unentbehrlichen Stoff wird liefern können. Auch die Rotang-Palme und das Bamburohr, der Stoff für die Wohnungen der Eingeborenen, liefern dieſe Wälder. Pfeffer iſt ein altberühmtes Product von Sumátra, und die benachbarte Inſel Banca hat unerſchöpfliche Zinngruben, welche neuerdings auch auf der Inſel Billiton nachgewieſen worden ſind.

Dayakendorf von Außen.

Eine nähere Betrachtung verdient das unabhängige Sultanat Atſchin oder richtiger Atjih, welches ſo groß wie Bayern den nördlichen Theil Sumátra's einnimmt und ſomit auf drei Seiten vom Meere beſpült iſt. Ganz an der N.-Spitze der Inſel liegt die Hauptſtadt Atſchin, ein aſiatiſches Venedig, da alle Häuſer auf Pfählen ſtehen, die in den Grund eines Fluſſes, der zwiſchen ſchlammigen Ufern durch die Ebene ſtrömt, eingerammt ſind. Die Einwohner ſind Malayen, wie es ſcheint, vom älteſten Stamm, da ſie die alte Sprache des Volks in faſt unverfälſchter Reinheit bewahren. Während man nun unter den Malayen anderer Länder oft recht hübſche Geſtalten und Geſichter ſieht, ſind die Atſchineſen, nebſt den ſüdlich von ihnen wohnenden Battas, welch letztere allein noch unter den Bewohnern der indiſchen Inſelflur im Rufe des Cannibalismus ſtehen, die häßlichſten Menſchen, die man ſehen kann. Ihrem Glauben nach Muſelmänner, haben ſie ſich aber nie durch Verfolgung Andersdenkender bemerklich gemacht. Ja es geht ein Sprichwort bei den Nachbarvölkern: „ein Atſchineſe verflucht einen Chriſten und ladet ihn gleich darauf zu Brod und Salz ein.“ Wie alle orientaliſchen Völker, betrügen ſie wo ſie immer können im Handel. In Gewerben ſind ſie auffallend zurück; nur im Weben eines eigenthümlich zarten Seidenſtoffes,

ſowie in Filigranarbeiten in Gold und Silber leiſten ſie Außerordentliches. Ihre Monarchie iſt eine erbliche und abſolute, aber über, neben und unter dem König ſtehen ſtaatliche und kirchliche Autoritäten mit oft wunderbaren Namen. Die Hauptbeſchäftigung des Atſchineſen beſteht in Fechten, Trinken, Wetten und Opiumrauchen. Eine Ausnahme machen die Zeiten, in denen er, um die Mittel zu Befriedigung obiger Genüſſe zu gewinnen, ſeine Pfefferrebe, ſeinen Kampherbaum oder ſeine Arecanuß-Palme pflegt. Dieſe Pflanzen ſind für den aſiatiſchen Handel von der größten Wichtigkeit und gedeihen vortrefflich. Auch die Katzen liefern hier eine koſtbare Waare und ihre Zucht bildet einen beſondern Gewerbszweig. In älterer Zeit führte Atſchin eine Art Herrſchaft über die Sunda-Inſeln und war der mächtigſte Seeräuberſtaat derſelben. Faſt alle Stämme Sumátra's trieben Seeräuberei, die dem Malayen ein rühmliches Gewerbe erſcheint. Beſonders die Atſchineſen haben dieſer Beſchäftigung obgelegen und dadurch auch ihren letzten Conflict mit den Holländern hervorgerufen. Jeder Atſchineſe iſt Soldat und jedes Dorf hat ſein kleines Heer, die alle bei ausbrechendem Kriege in Wehr und Waffen zu erſcheinen haben. Die Bewaffnung beſteht in Helm, Bruſtharniſch, Schwert, Bogen und Pfeilen, außerdem in einer mehr oder minder modernen Flinte. (A. J. A. Gerlach. Atjih en de Atjinezen. Arnhem 1873. 8°.)

Dayakendorf von Innen.

Gleichwie Sumátra wird auch Borneo, die größte der vier großen Sunda-Inſeln, — ſie umfaßt gegen 750,000 □Km. — vom Aequator durchſchnitten. Ihrer äußeren Geſtalt nach gleicht ſie im Allgemeinen einer Birne, welche mit dem ſpitzen Ende nach N. gerichtet iſt, und bildet eine geſchloſſene dichte, ſelbſt an der Küſte nur wenig gegliederte Maſſe. Das Innere iſt nur ſehr wenig erforſcht; blos im S. und W. ſind einige Küſtenſtriche näher bekannt, weil von Europäern beſiedelt. Dem Namen nach haben die Engländer einen großen Theil der S.-Küſte, ferner Pontianak an der

Digitized by Google

W.-Küste, dann Bandschermassing an der S.- und O.-Küste, die Holländer aber Niederlassungen in Labuan und an andern Orten inne. In's Innere sind sie aber alle nur wenig eingedrungen. So viel man weiß, besteht die Insel zum überwiegenden Theile aus Ebenen und wellenförmigen Niederungen und Plateaux, aus welchen sich im Inneren mehrere massige Gebirgszüge erheben, deren höchste Kämme von Granit, Glimmerschiefer, Syenit und Kalk bis zu 3000 M. Meereshöhe aufsteigen; ferner weiß man, daß ein Gürtel von sumpfigem Schwemmland, von vielen Flüssen und Wasserarmen durchzogen, sich in einer Breite von vielen Km. so ziemlich um die ganze Küste Borneos zieht, und daß in den waldigen Dickichten dieses Gürtels, wo unter dem Zusammenwirken von tropischer Hitze und Feuchtigkeit das Pflanzenleben eine wuchernde Ueppigkeit entfaltet, die kleinen Dörfer und Weiler der eingebornen Dayak liegen.

Dayaken-Krieger.

Hinsichtlich des Klima gehört Borneo zwar seiner Natur nach dem Tropenklima an, ist aber eines der gesündesten Länder des heißen Erdgürtels und selbst für Europäer erträglich. Der Boden hat beinahe überall eine quarzige Unterlage und ist allenthalben fruchtbar, wo nur fließendes Wasser sich findet; und da die Insel an Flüssen sehr reich ist, so ist auch beinahe die ganze Oberfläche sehr ergiebig und der Waldwuchs von seltener Kraft und Fülle. Der Boden enthält einen überraschenden Reichthum an den werthvollsten Mineralien, so besonders an Gold, das sowohl in Gängen gediegenen Erzes als in der Form von Waschgold im Sand und Geschiebe der Flüsse und im Schwemmlande vorkommt; ferner an Diamanten, an vorzüglichen Eisenerzen, an Kupfer, Antimon, Zinn und Zink, endlich an vorzüglichen Steinkohlen. Nicht minder ergiebig ist die Ausbeute an Kochsalz, Schwefel, Erdöl, Steinsalz, Salpeter und ausgezeichneter Porzellanerde. Noch reicher und mannigfaltiger ist die Pflanzenwelt. Sumpf und Sand, Fels und Berghang sind mit der reichsten Fülle von Pflanzenwuchs überspannen, und in den Urwäldern ist die Zahl der Schmarotzergewächse und Schlingpflanzen, welche auf den Riesenbäumen leben, geradezu überwältigend. Selbst die sandigen Strecken sind in eine immergrüne Welt von Gräsern, Gestrüpp und niederen Gewächsen gekleidet. Man zählt über sechzig verschiedene nützliche und zum Theil sehr schöne Bauhölzer, welche theilweise für feine Kunsttischlerarbeiten sehr gesucht sind. Außer einer Menge von Oel-, Gewürz- und Faserpflanzen kommen Guttapercha, Palmzucker (von der Arengopalme), Palmöl, Benzoëharz, Sago, Kampher und

köstliche Harze und Balsame in den Handel. Inmitten einer solchen Productionskraft des Pflanzenlebens und solch' undurchdringlicher Urwälder zeigt natürlich auch das Thierleben eine ungemein reiche Entfaltung von Individuen und Arten aller Classen in überwältigender Fülle. Die Thierwelt stimmt in der Hauptsache mit derjenigen des übrigen Sunda-Archipels überein; doch kommen auf der nordöstlichen Halbinsel auch noch wilde Elephanten vor, dazu Tiger, Panther, Büffel, Wildschweine, zahlreiche Rehe und Hirsche, eine Menge kleiner Nagethiere aus der Familie der Fledermäuse, Eichhörnchen, Ottern, Ratten u. s. w. Als Charakterthiere, welche Borneo sozusagen spezifisch eigenthümlich sind, kennt man bis jetzt den Orang-Utan, den Nasenaffen, die Bartotter (Potamophilus barbatus), mehrere eigenthümliche Stachelschweine, den Katzenleopard, eine besondere Art Krokodil und einige prachtvoll gefiederte Vogelarten. Die Gewässer der Insel und diejenigen der Küste wimmeln von köstlichen Fischen, und der Fang derselben bildet eine der wesentlichsten Beschäftigungen der Dayaks. Diese Dayaks, ein schöner, kräftiger Menschenschlag von brauner Hautfarbe, sind eine anstellige, begabte Race, voll Unternehmungsgeist und Ausdauer, in ihrer Entwickelung jedoch gehemmt durch die malayischen Eroberer, die nach und nach den ganzen Küstenstrich besetzt, die Eingeborenen nach dem Innern zurückgedrängt und Staaten nach malayischen Anschauungen gegründet haben. Die Ureingeborenen von Borneo, etwa eine Million, zerfallen in fünf größere Stämme und sprechen sämmtlich Dialecte einer und derselben wenig ausgebildeten Sprache ohne Schriftzeichen und Literatur. Dieser geringen Entwickelung der Sprache gegenüber zeigen die Dayaks eine große Geschicklichkeit in der Verfertigung ihrer Waffen, Kähne, Schiffe, Häuser und Geräthe, in der Verarbeitung des Eisens und anderer Metalle. Sie leben in kleinen Gemeinden familienweise, haben keine Handwerker und Industrie, sondern verfertigen alle Gegenstände ihres täglichen Bedarfs selbst, von den sehr sauber gearbeiteten und ziemlich behaglichen Häusern, die meist auf Pfählen in's Wasser oder an das Ufer gebaut sind, bis hinunter auf ihre eisernen Schwerter und Dolche, ihre Fischfangsgeräthschaften und die gefürchteten „Sampitans" oder Blaseröhren von 2—3 M. Länge, aus denen sie auf 30 bis 40 Schritte mit außerordentlicher Sicherheit die vergifteten Pfeile von der Dicke einer Stricknadel schießen, und deren sie sich auf der Jagd wie im Kriege mit großem Erfolge bedienen. Die Unsitte des Sammelns von Menschenköpfen, welcher die abergläubische Ansicht zu Grunde liegt, daß man sich dadurch die Gunst der höheren Mächte sichern könne, und der noch bis vor wenigen Jahrzehnten alljährlich viel Tausende von Menschen zum Opfer fielen, hat früher die Dayaks sehr gefürchtet gemacht; neuerdings hat ein Engländer, Sir James Brooke, welcher viele Jahre auf Borneo gelebt und sich zum Radschah von Sarawak emporgeschwungen hatte, wenigstens im Bereich seines Einflusses diese Barbarei unterdrückt.

Dayaken-Tänzer.

Wir schreiten von Asien nach Australien, wenn wir von Borneo die Straße von Makassar übersetzen, welche diese Insel von Celébes, der letzten der großen Sunda-Inseln, trennt. Höchst eigenthümlich ist die Gestalt von

Celébes (198,000 □Km.), die im Wesentlichen aus vier großen, nach S., SO., O. und N. sich erstreckenden, durch drei tiefe Meeresbuchten gebildeten Landzungen besteht; nur die W.-Küste bildet einen schmalen, wenig gegliederten und zugänglichen Rand. Wie die übrigen Sundainseln ist auch Celébes durchaus gebirgig, vulcanisch, reich an kurzen Flüssen und theilweise hochgelegenen See'n, dem Klima nach tropisch aber nicht ungesund, und mit allen Producten des Pflanzenreiches ausgestattet, welche wir im Archipel kennen lernten. Die Bevölkerung, etwa 2—3 Millionen, bilden Alfurus, Ureingeborne, und die malayischen Stämme der Bugi oder Buginesen und Mankassaren. Erstere, über den ganzen ostindischen Archipel, namentlich in den Küstenplätzen verbreitet, sind unbedingt das ausgezeichnetste Glied des malayischen Stammes und das eigentliche und unternehmendste Handelsvolk Oceaniens. Die Oberherrschaft über Celébes beanspruchen die Holländer, wenngleich ihnen nur die Landschaften Mankassar auf der südwestlichen und das kaffeereiche Menado auf der nordöstlichen Halbinsel unmittelbar unterworfen sind. Das Uebrige zerfällt in eine Anzahl kleiner Reiche, deren Fürsten die Souveränität der niederländischen Krone anerkennen. Die wichtigsten Plätze von Celébes sind Vlaardingen oder Mankassar im S. und Menado im N.

Die kleinen Sunda-Inseln, eine Reihe von 39 Eilanden in der östlichen Verlängerung Java's, bilden einen weiten Bogen, der sich bis Neuguinea fortsetzt, an welches sie durch die südliche Gruppe der Molukken und vermittelst der Aru- und Ki-Inseln sich gleichsam anheften. Auch sie sind insgesammt vulcanisch, und in klimatischer, physikalischer und productiver Hinsicht ihren Nachbarn ähnlich. Die meisten stehen unter mittel- oder unmittelbarer Herrschaft der Niederländer, blos die nördliche Hälfte von Timor und das kleine Eiland Kambing gehören den Portugiesen.

Die wichtigsten der kleinen Sundainseln sind die folgenden: Bali am O.-Ende Java's, oft auch Klein-Java genannt, überaus fruchtbar und von einer halben Million Menschen bewohnt. Bali ist noch asiatisch, dagegen gehört die östliche Nachbarinsel Lombok, obwohl nur durch eine schmale Meeresstraße getrennt, geographisch schon zu Australien. Etwas kleiner als Bali, beträgt Lomboks Einwohnerschaft blos 200,000 Köpfe; ein 4200 M. hoher Vulcan erhebt sich im N. der Insel, deren wichtigste Stadt Mataram ist. Die weiteren hervorragenden Kettenglieder sind Sumbawa, Mangaraeej oder Flores, Tschindana oder Sandelbosch und Timor. Erstere ist hauptsächlich bekannt durch den furchtbaren Ausbruch des Vulcans Tambora am 11. April 1815, der 42,000 Menschen begrub; Flores ist im Innern noch sehr wenig untersucht, und nur zum Theil den Niederlanden zinspflichtig; ein Gleiches gilt von Tschindana. Timor endlich, die größte und östlichste der kleinen Sundainseln, zählt schätzungsweise eine Million Menschen, Negritos, Malayen, Chinesen und Europäer, und ist besonders reich an Sandelholz, im Innern aber gleicherweise noch sehr unerforscht.

Der portugieſiſche Gouverneur des nordöſtlichen Theiles Timors reſidirt in Dilli, der holländiſche in Kupang.

Unter Molukken oder Gewürzinſeln verſteht man die öſtlichen oſtindiſchen Inſeln zwiſchen Celébes, den kleinen Sundainſeln und Neuguinea. Geographiſch gehören ſie durchaus zu Auſtralien und ſind es etwa 100 Eilande, mit zuſammen 100,000 □Km. Flächenraum, worauf höchſtens 1 Million Menſchen, Malayen und Papua, wohnen.

Man kann die Molukken in drei Gruppen, eine nördliche, mittlere und ſüdliche, zerlegen. Die nördliche Gruppe bilden die eigentlichen Molukken, worunter Dſchilolo oder Halmaherra, auffallend durch ſeine Contouren-Aehnlichkeit mit Celébes, die bedeutendſte. Bei 16,000 □Km. Areal dürfte die Bevölkerung dieſes hohen, vulcaniſchen Eilandes etwa 30,000 Einwohner, zum Theile unter holländiſcher Herrſchaft betragen. Die Niederländer beſitzen nämlich nur einzelne Diſtricte an der Küſte, während das Innere unabhängige Stämme bewohnen. Hauptort iſt die Stadt Dſchilolo an der W.-Küſte. Dieſer vorgelagert liegen die kleinen holländiſchen Eilande Ternate mit einem 1800 M. hohen vulcaniſchen Kegelberg und der gleichnamigen wichtigen Handelsſtadt, und Tidor mit zinspflichtigen Sultanen. Auch Morotai, Batſchian u. a. gehören zu den eigentlichen Molukken. Zur mittleren oder Amboina-Gruppe rechnet man Amboina ſelbſt, die Heimath der Gewürznelken und eines röthlich goldgelben harten Palmenholzes, 740 □Km. groß mit 50,000 Einwohnern und der gleichnamigen regel-

Palaſt des Königs auf Bali.

mäßig und ſchön gebauten Stadt mit trefflichem Hafen (13,000 Einw.), zugleich Sitz des holländiſchen Molukkengouverneurs; ferner nebſt Buru die Inſel Ceram (ſpr. Sirang), die größte der Amboinagruppe (18,000 □Km.), mit hohen, bis zu 2800 M. aufragenden Gebirgen, aber trotz ihrer Fruchtbarkeit ſchwach bevölkert. Im Binnenlande ſitzen die wilden Alfuru oder Harafura, vielleicht die Urbewohner der Molukken, wahrſcheinlicher aber eine Miſchung von Malayen und Papua; wenigſtens ſtehen ſie den Eingebornen Auſtraliens ſehr nahe, tragen aber deutlich die Körpermerkmale der Malayen. Das Innere Cerams iſt noch ſehr wenig erforſcht. Die ſüdlichſte Gruppe endlich ſind die vulcaniſchen, häufig von Erdbeben heimgeſuchten, ungeſunden Banda-Inſeln, unter welchen Banda-Neira (22,000 □Km. und 112,000 Einw.) und Timor-Laut (5000 □Km.) die wichtigſten. Die Banda-Inſeln, reich an Cocos- und Muskatnüſſen, liefern auch Macis- und Cajaputöl, beſitzen aber ſonſt keine Producte und ſind daher gänzlich auf die Einfuhr angewieſen. Ihre Bewohner, wie faſt überall im Archipel, ſind Malayen und Papua nebſt Miſchlingen von beiden. Der holländiſche Reſident hat ſeinen Sitz zu Neira auf Banda-Neira. Als letztes Glied des Molukken-Archipels kann die Inſelkette der Ki- oder Aru-Eilande betrachtet werden, welche ſüdlich von Neuguinea hinziehen und vollkommen auſtraliſch ſind.

Australien.

Digitized by Google

Ein Begräbniß in den Steppen Auſtraliens.

Allgemeines.

Werfen wir den Blick auf den weiten Planetenraum, welcher die Ufer der hinterindiſchen Halbinſel Aſiens von den gegenüberliegenden Geſtaden der ecuadorianiſchen Küſte Amerika's trennt, ſo können wir, auf dem Erdgleicher fortſchreitend, genau 180 Längegrade abzählen, d. h. die Hälfte des geſammten Erdumfanges, über welcher die Fluthen der blauen Südſee wogen. Dieſer enorme Raum iſt, freilich in ſehr ungleicher Weiſe, mit Inſelwolken beſäet: während der große Meerestheil weſtlich und öſtlich zwiſchen Japan und Californien, nördlich und ſüdlich zwiſchen den Aleuten und Hawai-Inſeln, der allein mit Recht den Namen des Stillen Oceans verdient, völlig inſelleer iſt, folgt dieſem der Schwarm kleinerer Inſeln bis zur ſüdlichen Begrenzung der Korallenbauten, und nur im ſüdweſtlichen Theile ſehen wir größere Ländermaſſen ſich zuſammenballen. Hier liegen vergleichsweiſe nahe beiſammen Neu-Guinea, das auſtraliſche Feſtland mit Tasmanien und Neuſeeland, zugleich in ſichtlichem Anſchluſſe an die geſtaltenreichen Gebilde des malayiſchen Archipels, deſſen öſtliche Halbe, wie wir erfahren haben, auch thatſächlich zu Auſtralien gehört. Wahrſcheinlich waren Neu-Guinea, die Molukken, Celébes und die bis nach Lombok reichende Inſelſchnur noch in ſpäterer Zeit mit dem auſtraliſchen Feſtlande verbunden, als die Trennung von Aſien vor ſich gegangen. Das an der nördlichen Spitze der Carpentaria-Halbinſel Auſtraliens gelegene Cap York verlängert ſich als eine Kette

Digitized by Google

hoher felsiger Inseln bis nach Neu-Guinea, während die Meerestiefe der Torres-Straße zwischen diesem und dem Continente Australien nirgends über 9 Faden beträgt. Andererseits ist der Louisiaden-Archipel im NO. Australiens nichts anderes als eine in's Meer versunkene Gliederung Neu-Guinea's. Deßgleichen darf Tasmanien oder Van-Diemens-Land als die wahre S.-Spitze Australiens angesehen werden, da die Baß-Straße sehr seicht und Tasmanien in einer vergleichsweise kurzen geologischen Vergangenheit mit dem nahen Festlande verbunden gewesen ist. Australien war also, nach Peschel's Ansicht, ehemals viel geräumiger; auch gegen O. hat es an Ausdehnung verloren, denn dort erstreckt sich das gefürchtete Barrièrenriff, dessen Korallenmauer zu beträchtlichen Tiefen hinabsinkt und die Uferlinien des ehemaligen Australien uns noch aufbewahrt hat. Außerdem gewahren wir an seiner O.-Seite und auf beträchtlichem Abstand auch größere Inseln, die verdächtig sind, ihm, wenn auch vielleicht vor den tertiären Zeiten, angehört zu haben, nämlich das unvulcanische Neu-Caledonien, welches gegenwärtig langsam abwärts schwebt, und in einer ferneren Vergangenheit auch Neuseeland.

Noch großartiger denn in Australien, welches wir uns als einen versinkenden Continent mit dem Habitus der Tertiärzeit zu denken haben, tritt uns die Erscheinung eines Sinkens der Erdoberfläche in der Südsee entgegen. Alle „Atolle" oder echten Koralleninseln sind auf der Flur eines versunkenen Landes emporgewachsen, und der Boden der Südsee ist noch in beständigem Sinken begriffen. Von dem einstigen hier unter den Meeresfluthen schlummernden Welttheil ragen in der zahllosen pacifischen Inselsaat nur mehr die Zinnen hervor. Sieht man von den gewöhnlich zu Asien gezählten Eilandsgruppen der Sundasee und des chinesischen Meeres ab, so pflegt man geographisch die australische Inselflur in vier große Abtheilungen zu gruppiren: 1) den australischen Continent mit Tasmanien; 2) Melanesien, nämlich die Inseln von Neu-Guinea im W. bis zu den Viti im O.; 3) Mikronesien, nämlich die kleinen Eilande des Palau-, Ladronen-, Carolinen-, Marshall- und Gilbert-Archipels; endlich 4) Polynesien von den Ellice-Inseln im W. bis zu den Niedrigen oder Paumotu-Inseln im O., einschließlich der Hawai- oder Sandwichs-Gruppe im N. und Neuseeland im S. Die drei letzten Abtheilungen kann man auch im Gegensatze zu Australien, worunter vornehmlich die große continentale Landmasse verstanden wird, unter der Bezeichnung Oceanien zusammenfassen. Man kann auch einen inneren Inselgürtel, der mit Neu-Guinea beginnend

ſich um den auſtraliſchen Continent im O. bis Neuſeeland herumkrümmt, und einen äußeren Inſelgürtel unterſcheiden, der bei den Philippinen anhebt und gegen Amerika hinüberzieht. Die Eilande dieſes Gürtels ſind gegen jene des erſteren alle ſehr klein, ihrer Natur nach entweder hoch und baſaltiſch-vulcaniſch mit zahlloſen, ehemaligen Kratern, oder Bauten der Koralle, ſogenannte „Atolle", nämlich ringförmige niedrige Gebilde, welche im Inneren ein Binnenwaſſer haben, zu welchem durch das Riff ein Eingang führt. Oft aber iſt der Ring auch zerriſſen und bildet mehrere Inſeln. Die Binnenwaſſer oder Lagunen der Atolle ſind reicher an Muſchelthieren und Trepang als an Fiſchen, auf den Korallenringen ſelbſt bildet die Cocospalme oft die einzige Vegetation.

Neuſeeland und die ſüdliche Hälfte Auſtraliens ausgenommen, liegt der übrige Theil des Continents und ganz Oceanien in der heißen Zone, ſüdlich vom Aequator, aber das Klima iſt doch weit milder als in der alten Welt, eines der geſundeſten und angenehmſten die man kennt. In Beziehung auf Pflanzen- und Thierwelt ſteht feſt, daß in der Richtung von W. nach O. die Zahl der Arten abnimmt, ſowie daß Continent und Inſeln des äußeren Gürtels einen durchaus verſchiedenen Charakter tragen. Während auf letzteren nährende Bäume, die oft prächtige Waldungen bilden, und nährende Wurzeln auftreten und die Thierwelt aller größeren Formen, reißender Thiere und giftiger Schlangen entbehrt, dafür aber die farbenprächtigſten Vogelgeſtalten aufweiſt, mahnt der auſtraliſche Continent in jeder Richtung daran, daß er eigentlich von allen Erdtheilen allein den berechtigten Anſpruch auf die Benennung „die alte Welt" beſitze. In ſeiner Flora und Fauna hat er bis zur Stunde die Trachten bewahrt, als die Känguruh noch Mode waren, und neben dieſen Marſupialien ſtoßen wir auf ſchattenloſe Laubwälder, aus denen die Rieſenfackeln der Eucalypten, die californiſche Ceder an Höhe noch übertreffend, emporragen.

Auſtralneger.

Die Bewohner Auſtraliens und Oceaniens zerfallen in drei Gruppen: in die Malayen, die Papua und die Auſtralneger oder Auſtralier, letztere die Eingebornen des auſtraliſchen Continents und Tasmaniens, auf welcher

Inſel ſie indeß vor wenigen Jahren ausgeſtorben ſind. Darüber, daß die Ureinwohner der auſtraliſchen Ländermaſſe von den Inſelbewohnern ethniſch verſchieden ſind, herrſcht ziemliche Uebereinſtimmung. Ihrer natürlichen Bildung nach ſtehen ſie zwar den ſchwarzen Einwohnern der nördlichen Inſelgruppen, den Papua, entſchieden am nächſten, wir halten es jedoch für unzutreffend, ſie mit denſelben unter der gemeinſamen Benennung Auſtralneger oder Negritos zu identificiren. Sicher iſt, daß dieſe Auſtralier die tiefſte Stufe auf der Leiter menſchlicher Geſittung einnehmen; ſie ſind von Thieren nur durch ihre menſchliche Geſtalt und ihre grammatikaliſch hochausgebildeten Idiome verſchieden. Die Papua hauſen auf Neu-Guinea, welches deßhalb mitunter Papuaſien genannt wird, und den nächſtliegenden Eilanden bis nach Viti im O., alſo in dem Diſtricte, der gemeiniglich als Melaneſien gilt. Die Aufſtellung eines beſonderen, von den Papua verſchiedenen Typus des Melaneſiers ſcheint uns ein entſchiedener Mißgriff; ebenſowenig darf man den Papua mit dem Auſtralier identificiren, welcher Meinung das Ergebniß der vergleichenden Sprachunterſuchung völlig widerſpricht. In den auſtraliſchen Idiomen kommt durchgehends nur die Suffixbildung vor, in den Papuaſprachen läßt ſich dagegen auch die Präfixbildung nachweiſen. Dies ſind aber tiefgreifende grammatiſche Unterſchiede, welche jedwede Verwandtſchaft der Papuaſprache mit den auſtraliſchen Idiomen vollſtändig ausſchließen. Den ſchwarzen, kraushaarigen Papua-Typus treffen wir nicht nur auf den oben erwähnten Inſeln Melaneſiens, ſondern weit über ganz Polyneſien und Mikroneſien ſind die Spuren vom Daſein einer dunklen Race verbreitet; überall in Polyneſien finden ſich Individuen, welche durch dunkle, ja ſchwarze Farbe und krauſes oder wolliges Haar den Papua ſehr nahe ſtehen. Den lichten Menſchenſchlag repräſentiren dagegen die Malayen und deren Verwandte, welche auf einzelnen Punkten, auf dem geprieſenen Tahiti und den Marqueſas-Inſeln z. B. an Weiße der Haut wie an Schönheit der Formen und Adel der Züge dem Europäer nicht nachſtehen. Sie alle aber ſchwinden ſichtlich dahin bei der giftigen Berührung mit den Segnungen unſerer Civiliſation. Nirgends entrollt ſich großartiger als in der Südſee der unaufhaltſame Proceß vom „Ausſterben der Naturvölker".

§. 1. Der Continent Auſtralien.

Bis vor Kurzem zählte das auſtraliſche Feſtland, beſonders in ſeiner W.-Hälfte, zu den unbekannteſten Gebieten der Erde; ſeit wenigen Jahren machte die Erforſchung jedoch ſo raſche Fortſchritte, daß wir über die Natur des ganzen Landes jetzt im Klaren ſind und bald auch im Einzelnen nicht mehr viel zu thun übrig bleiben wird. Darnach ſtellt ſich Auſtralien, etwas kleiner denn Europa (7,627,827 □Km.), als ein ſeinen Umriſſen nach ziemlich plumpes, ungegliedertes Feſtland dar, im W. vom Indiſchen, im O. vom Großen oder Stillen Ocean umfloſſen. Im N. trennt es die 150 Km. breite Torres-Straße von Neu-Guinea, im S. die zwar viel befahrene, aber gefährliche Baß-Straße von Tasmanien. Parallel mit der O.-Küſte zieht auf etwa 45 Km. Entfernung das 900 Km. lange Korallenriff der Großen Barrière, welches nur in einem einzigen Canal ſicheren Durchgang bietet. Nördlich reicht es faſt bis an die Spitze der York-Halbinſel, der hervorragendſten Gliederung Auſtraliens. Sie bildet mit der weſtlicheren, aber weitaus ſchwächlicheren Arnhem-Halbinſel den flachen Bogen des Carpentariagolfes, welcher jedoch ſo wenig wie die Große auſtraliſche Bucht an der S.-Seite den allgemeinen Charakter Auſtraliens als eines zuſammenhängenden Maſſenlandes verändern kann. Die W.-Küſte iſt im Allgemeinen buchtenreicher als die öſtliche und beſitzt auch mehrere gute Häfen; im S. bemerken wir tief eingeſchnitten den einförmigen Spencer-Golf und den traurigen Vincent-Golf mit der Känguru-Inſel an der ſchmalen York-Halbinſel (nicht zu verwechſeln mit jener im N. des Continents).

Die Bodenplaſtik Auſtraliens iſt überaus einfach. Im Ganzen ſteigt das Land von S. nach N. und von W. nach O. Höhere Gebirge treten blos im O. auf und ziehen von der Baß-Straße an der Küſte parallel, in mehrfache Ketten gebrochen, bis zur flachen York-Halbinſel nach N. hin. Auſtralien erſcheint alſo am ſtärkſten aufgerichtet längs ſeiner O.-Küſte, jedoch fehlen auch in W.-Auſtralien nicht Hochebenen mit ſteilen Abſtürzen; dagegen iſt die Vermuthung, Auſtralien müſſe einer an den Rändern allſeitig aufgerichteten, im Inneren einſinkenden Hochebene gleichen, deren tiefſte Stelle von den in der Verlängerung des Spencer-Golfes gelegenen See'n Torrens und Eyre (21,34 M. Meereshöhe) eingenommen wird, nur inſoferne zutref-

fend, als das Tiefland die überwiegende Form der Erdoberfläche darſtellt. Daran reiht ſich die gemiſchte Form des ſogenannten Berglandes.

Die Bergländer Auſtraliens bilden kein zuſammenhängendes Ganzes, ſie ſind vielmehr durch Einſenkungen oder durch Arme der Tiefländer ſo von einander getrennt, daß wahrſcheinlich bereits ein Steigen des Meeresſpiegels um vielleicht 100 M. den ganzen Continent in eine Gruppe zahlreicher Inſeln von verſchiedener Größe auflöſen würde. Dieſe Bergländer haben gewöhnlich die Bildung der hügeligen Hochflächen, ſie ſind überwiegend mit parkähnlichen, lichten und grasreichen Wäldern ohne Unterholz — in Auſtralien „der Buſch" genannt — bedeckt, die der auſtraliſchen Natur eigenthümlich ſind und die Betreibung der Viehzucht ſo ſehr begünſtigen. Die ſie durchſchneidenden Flußthäler haben meiſt fruchtbaren Boden und ſind die vorzugsweiſe für den Landbau geeigneten Stellen; das anbaubare Land iſt in Auſtralien überhaupt nur ſporadiſch und oaſenartig vertheilt; die Schluchten, in denen die Flüſſe häufig aus den Bergen hinauszutreten pflegen, ſind gewöhnlich tief und ſchwer zugänglich, jedoch nicht ſelten in den ſüdlichen Theilen des Continents durch eine üppige, der tropiſchen in ihrem Charakter ſich nähernde Vegetation ausgezeichnet. Ueber dieſe Hochebenen erheben ſich öfter felſige Berge, in den meiſten Fällen in Ketten vereinigt, deren Abfälle und Senkungen an manchen Stellen ſteil und ſchroff, an anderen ſanft und allmählig ſind; doch ſind Stufenländer nur in geringer Ausdehnung und unvollkommen entwickelt vorhanden. Die Vertheilung dieſer Bergländer hat das Eigenthümliche, daß ſie vorzugsweiſe längs der Küſten des Continents um das Innere herumliegen; in Centralauſtralien iſt bis jetzt nur Eines entdeckt. Der Bergländer an den Küſten kennt man ſechs. Das wichtigſte darunter iſt jenes von Victoria und Neuſüdwales (New-South-Wales), worunter man den ſüdöſtlichen Theil Auſtraliens verſteht. Das Bergland von Victoria bildet eine hügelige Hochfläche von großentheils fruchtbarer Bodenbeſchaffenheit, auf welchen zwei von einander getrennte, von N. nach S. ſtreichende Bergketten, die Grampians im W. und die Pyre-

Die Blauen Berge.

Digitized by Google

näen im O., ſich erheben, während den ſüdlichen Abhang eine Reihe niedriger vulcaniſcher Berge auszeichnet, deren Thätigkeit vielleicht noch nicht erloſchen. Eine Art breiter Einſenkung trennt dies Bergland im N. von jenem von Neuſüdwales, das ſich bei geringer Breite längs der O.-Küſte gegen ONO. ausdehnt und in der Kette der auſtraliſchen Alpen oder Warragong-Berge den höchſten Gipfel des Continents, Mount Koſciusko (2190 M.), enthält. Daran reihen ſich, durch Hochebenen getrennt, die mit Wald bedeckten unfruchtbaren Hochflächen der Blauen Berge (Blue Mountains) und die ausnahmsweiſe von O. nach W. ſtreichende Liverpool-Kette, an deren N.-Abhange die ſchönen und reichen Liverpool-Ebenen liegen. Oeſtlich und nördlich von ihnen breiten ſich andere, viel höhere Ebenen bis weit gegen N. aus, welche den ſchönen Weidebezirk Neu-England bilden und faſt bis an das nördliche Ende des Berglandes reichen. Dieſes beſteht aus der Dividing Range (ſpr. Diweiding Rändſch), welche das Thal des Küſtenfluſſes Briſbane im W. begrenzt und ſich nördlich zum Thale des Burnett herabſenkt. Am W.-Abhange der Dividing Range liegen die anmuthigen und reichen Wieſenebenen der Canning und Darling Downs, die der dem Innern zuſließende Condamine durchſchneidet. Nördlich der beiden letztgenannten Gewäſſer beginnt das Bergland von Queensland, welches ſich bei ebenfalls verhältnißmäßig geringer Breite bis 17° ſ. Br. in nordweſtlicher Richtung erſtreckt und durch eine Einſenkung im Thale des unteren Burdekin in zwei Theile verſchiedener Bildung zerfällt. Ganz allmählig geht daſſelbe in das wenig bekannte Bergland von N.-Auſtralien in der nördlichen Halbinſel des Continents, weſtlich vom Carpentaria-Golfe, über. Das Innere beſteht aus Hochebenen, welche ſogar die ähnlichen der Bergländer an der O.-Küſte an Meereshöhe noch übertreffen ſollen und durch Fruchtbarkeit ſowie eine reiche, üppige Vegetation ſehr ausgezeichnet ſind. Am unbekannteſten iſt das Bergland des nordweſtlichen Auſtralien, das Gebiet des in den Queens-Channel (ſpr. Kwihns-Tſchännl) mündenden Victoria-Stromes, das im S. durch einen niedrigen Höhenzug von dem öden Binnen-Tieflande getrennt wird; nach N. ſenkt ſich das Land in breiten, von Bergzügen unterbrochenen Stufen, die von fruchtbaren Ebenen gebildet und von den Armen des Victoria bewäſſert werden, während ſich weiter im O. wieder öde Tiefebenen ausbreiten. Das Bergland von W.-Auſtralien zerfällt in zwei zuſammenhängende, aber in ihrer Bildung ſehr verſchiedene Theile. Der nördliche beſteht aus weiten, großentheils fruchtbaren Ebenen, über welche einzelne Bergketten in OW.-Richtung fortziehen und die von den Thälern der nach W. zum Ocean fließenden Ströme, des Aſhburton, Gascogne und des oberen Murchiſon durchſchnitten werden. Der ſüdliche, am mittleren Murchiſon beginnende Theil zeigt eine ganz andere, für Culturverhältniſſe höchſt ungünſtige Bildung. Die weiten Ebenen haben bis auf einzelne ſehr kleine Oaſen, an denen ſich Waſſer, Bäume und Gras finden, höchſt unfruchtbaren Boden, der faſt ganz von ſüßem Waſſer entblößt, mit Dickicht und niedrigem Geſträuch bedeckt iſt. Bergketten erheben ſich hier nur ſelten, häufiger kleine, mit einander nicht verbundene Berge, und ein Hauptcharakterzug des Landes ſind die großen Seebecken, die faſt durchaus ſalziges Waſſer haben, gewöhnlich aber nur ſalzhaltigen Schlamm zeigen und ohne Zweifel zuſammenhängende Flußſyſteme, freilich von der unvollkommenſten und mangelhafteſten Art, bilden, wie die des oberen Schwanenfluſſes (Swan River) und des Blackwood im S., während bei den meiſten dieſer Becken die Verbindung zu Flußſyſtemen noch nicht beſtimmt iſt. Die W.-Grenze dieſer Hochebenen gegen die Küſte zu bildet eine Reihe von Bergzügen, worunter die Darling-Range die bedeutendſte iſt. Das Bergland von S.-Auſtralien endlich, das kleinſte von allen, erſtreckt ſich von der S.-Küſte nach N. längs der O.-Küſte der großen Golfe Vincent und Spencer, im O. von Tiefland, im N. von den See'n des Torrens-Gebietes umgeben. Die wichtigſte Kette iſt hier die Flinders-Range.

Auſtraliens Inneres beſteht größtentheils aus Tiefebenen, die auch an einzelnen Stellen, da wo die Bergländer des Küſtenſaumes von einander getrennt ſind, in den Lücken bis an die Küſten reichen. Die Bildung dieſer Tiefebenen iſt faſt durchweg eine höchſt ungünſtige, ſie gehören zu den furchtbarſten und abſchreckendſten Einöden unſeres Planeten. Die flachen, ſelten hügeligen, doch manchmal von einzelnen, felſigen Bergen unterbrochenen Ebenen haben überwiegend einen

Digitized by Google

ſandigthonigen Boden von rother Farbe und mehr oder weniger Salzgehalt; es bedecken ihn meiſt Dickichte und Gebüſche von geſellig lebenden Pflanzen, gewöhnlich mit harten und ſtachligen Blättern, hauptſächlich Eucalypten und Akazien, was die Bewohner des Landes mit „scrub“ bezeichnen; dabei iſt der Waſſermangel außerordentlich, Quellen fehlen dieſen Flächen ganz, denen allein die ſeltenen Regengüſſe Waſſer zuzuführen vermögen und die den Boden bald in einen undurchdringlichen Sumpf verwandeln, während die anhaltende Dürre ihn ſteinhart macht. Indeß kann man auch in dieſen Tiefländern Theile unterſcheiden, welche in einzelnen Zügen von einander abweichen, und außerdem exiſtirt in der Mitte des Continents eine fortlaufende Reihe von höher gelegenen Ebenen und Bergzügen, die ſich zu einem centralauſtraliſchen Bergland vereinigen laſſen.

Stromgebiet des Murray.

Unter den Tiefebenen nimmt das Gebiet des Murray und Darling im SO. des Welttheiles die erſte Stelle ein. (H. Beckler. Das Murray- und Darling-Gebiet. Eine geographiſche Skizze, o. J. 8°.) „Auſtralien hat in dem vereinigten Flußgebiet des Murray ein großartiges Bewäſſerungsſyſtem, das einen Vergleich mit denen der alten und neuen Welt wohl erlaubt. Gleich dem Amazonen-Strom greift es mit Hunderten von Armen und Zweigen in weit entlegene Längen- und Breitengrade und ſammelt Waſſer von faſt gegenüberliegenden Küſten, nämlich alle Gewäſſer O.- und S.-Auſtraliens dieſſeit des Küſtengebirges vom 26. bis 36.° ſüdl. Br.; es erſtreckt ſich in ſeinem Geſammtverlauf über 13 Längengrade, und endet dieſer Sammelfluß ſeinen Lauf in wirklich zu beſcheidenen Dimenſionen, nachdem ſein Gebiet vergleichsweiſe eine Ausdehnung hat, daß man bequem ein Dreieck mit den Begrenzungspunkten Turin, Königsberg und Belgrad damit verdecken könnte. Die Waſſermaſſe, die ſich in den ungemein krümmungsreichen Betten dieſer Flüſſe und Creeks dahinwälzt, iſt zu Zeiten enorm, für gewöhnlich jedoch nicht ſehr bedeutend, zuweilen Monate lang gering. Wie überhaupt im ganzen Continent, ſo iſt auch die Landſchaft des Murray

in großen Zügen angelegt. Bald ſind es anmuthige, wellenförmig geſchwungene Linien, die bis in unabſehbare Ferne vor uns auf- und niedertauchen und uns tagelang denſelben Charakter vorführen, bald kühn gezeichnete Gebirgsſtöcke, die, wenigſtens was den Eindruck anbelangt, auch mit unſern Gebirgen rivaliſiren können, bald unabſehbare Ebenen, deren kreisförmiger Horizont uns tagelang wie der des Oceans umgibt, und über welchen ſich nichts erhebt, als das von der Luftſpiegelung erborgte, zitternde und duftige Bild einzelner ferner Bäume oder das ebenfalls maßlos vergrößerte, aber immer ſehr täuſchende Bild winziger Sträucher. Der Fluß ſelbſt bietet die ganze Strecke entlang, von den hohen Ufern geſehen, faſt überall ein impoſantes Strombild. Von den erwähnten Uferklippen, über welche ſich die Straße oft ſehr nahe am Waſſer hinzieht, überſieht man oft weite Strecken des Bettes und des Thales, in welchem ſich das Waſſer nicht immer auf das erſte beſchränkt. Ganze Netze von Canälen und See'n mit ſtehendem Waſſer zeigen ſich hier und da und geben der in ſolchen Gegenden breiten Uferlandſchaft ein ungemein reiches und lebensfriſches Anſehen." (Beckler. A. a. O.) Dennoch beſteht das Gebiet des Murray größtentheils aus öden, waſſerloſen Ebenen, gewöhnlich mit dichtem Gebüſch bedeckt, nur ſelten mit niedrigen Wäldern oder offenen Stellen mit krautigen Pflanzen. Uebrigens zerfällt es in zwei Theile, den ſüdlichen des eigentlichen Murray und den nördlichen des Darling. Der Murray, von allen Flüſſen Auſtraliens der vollkommenſte, entſpringt in den Warragong und verbindet ſich nach Aufnahme des Goulburn und Loddon mit dem zweiten Quellarme, dem Murrumbidgee, welcher ſeinerſeits den Lachlan aufnimmt, falls er nämlich Waſſer hat. Nicht viel tiefer vereinigt ſich der Murray mit dem von N. kommenden Darling, welcher ebenfalls aus zwei Quellarmen entſteht und alle von den W.-Flanken der an der O.-Küſte ſich ziehenden Gebirge herabſtrömenden Gewäſſer ſammelt. Außer dieſem Tieflande kann man noch jenes des Torrens-See's und des unteren Barku, jenes des Gairdner-See's, des Burke, von Carpentaria und das weſtliche Tiefland unterſcheiden. Das Torrens-Tiefland, im NW. des Murray, erhält ſeinen Hauptcharakter durch eine Reihe unverbundener Seebecken, darunter Lake Torrens und Lake Eyre, der größte von allen, welche meiſt ohne oder nur mit ſalzigem Waſſer das unvollkommen entwickelte Mündungsland des Fluſſes Cooper bilden, der im oberen Laufe Barku genannt wird, — eine der ſchrecklichſten und furchtbarſten Einöden Auſtraliens. Weniger unwirthlich iſt das im SW. vom vorigen gelegene Tiefland des Gairdner-See's, welcher wieder nur der größte unter einer Anſammlung verſchiedener Salzſee'n iſt. Wenig bekannt iſt das traurige Gebiet des Burke-Fluſſes im weſtlichen Queensland, ſowie die vor allen übrigen Auſtraliens durch natürliche Vorzüge ausgezeichneten Tiefebenen von Carpentaria. Ein grauenhaftes Bild gewähren dagegen wieder die zum Theil mit Spinifex (Triodia irritans) beſtandenen weſtlichen Wüſten, welche gleichwohl in den letzten Jahren wiederholt durchwandert worden ſind. Im Centrum dieſer Wüſteneien erhebt ſich abermals ein Hochland mit der Macdonald-Range und dem ſüdweſtlich davon gelegenen großen Amadeus-Salzſee. (Petermann und Meinicke. Auſtralien. Gotha 1871. 4°.)

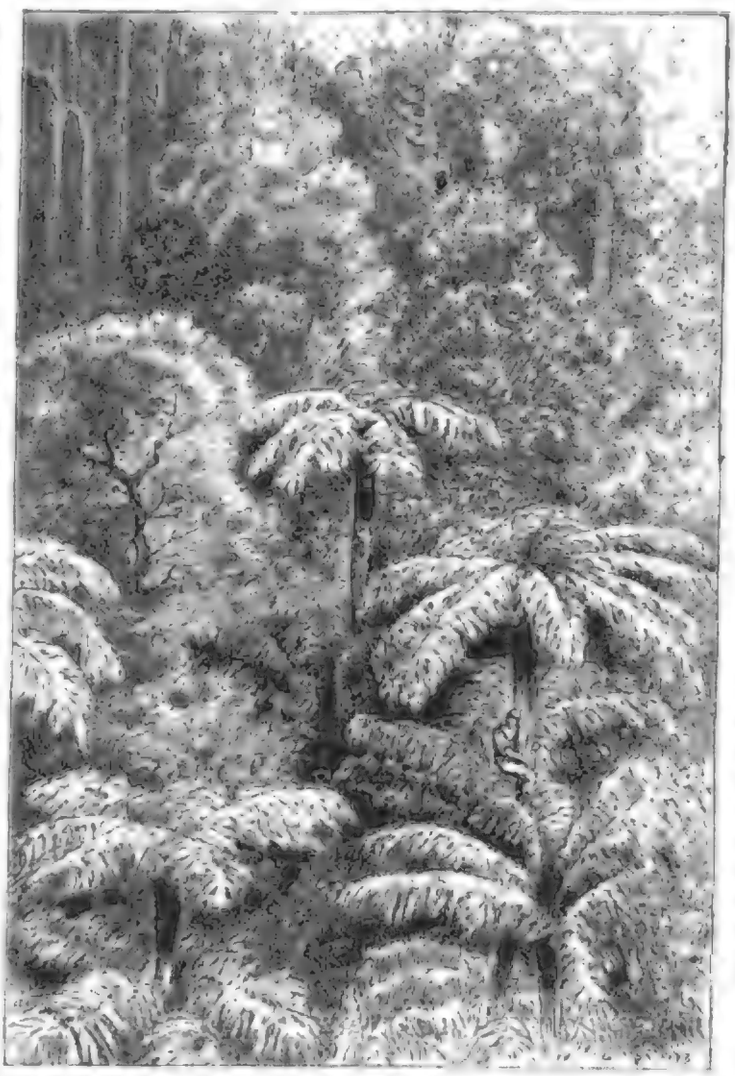
Wie man ſieht, iſt Auſtralien reich an ſtehenden Gewäſſern, denen aber nur in ſeltenen Fällen eine Ausdauer durch alle Jahreszeiten geſichert iſt. Sie laſſen ſich übrigens mit anderen See'n deßhalb nicht vergleichen, weil ihre Unterhaltungskoſten von regentragenden Monſunen beſtritten werden müſſen. Sie werden nicht wie anderwärts durch Zuflüſſe oder die Feuchtigkeit des Bodens geſpeiſt, ſondern liegen inmitten einer völlig waſſerloſen Wüſte. Denn Auſtralien, afrikaniſcher als Afrika, iſt vorzugsweiſe das Wüſten- und Steppenland der Erde. Da nämlich Auſtraliens Höhenrand ſich auf der Windſeite des Feſtlandes emporrichtet, müſſen die Paſſatlüfte an dieſen Wänden emporſteigen, ſo daß ſie ſchon einen Theil ihrer Dunſtmaſſen verlieren, bevor

sie in das Innere fortschreiten. Hart am Rande der Küstenstufe beginnen daher dort schon die Steppen. Erst sind es sättigende Weiden (Darling Downs), dann werden sie dürrer und dürrer. Der Kern des Festlandes erhitzt durch Ausstrahlung die Luft, und der Rest der Passatdünste kann daher nicht zur Verdichtung gelangen. In den Tagebüchern der Entdecker, die durch den australischen Continent zogen, kehrt die Beobachtung wieder, daß die Schmachtenden den Himmel sich bewölken sehen, daß sie jeden Augenblick erwarten, jetzt müsse Regen fallen, und daß sie immer und immer wieder getäuscht werden, denn die Wolken ziehen vorüber, ohne den schon sichtbar gewordenen Wasserdampf bis zur Tropfbarkeit zu verdichten. Da nämlich die Strahlung des erhitzten Bodens die Luftwärme steigert, so wird der Sättigungspunkt der Atmosphäre gehoben und die bereits sichtbaren Wasserdünste wieder auf's Neue zur Gasform aufgelockert. Als traurige Folge davon besitzt Australien nur Küstenflüsse oder periodische Binnengewässer, und wird, obgleich es auf Erdkarten doch nur als große Insel erscheint, im Kern von Wüsten ausgefüllt wie ein großer Continent. (Peschel. Neue Probleme. S. 192—193.) Ein eigentliches Stromsystem, jenes des Murray und seiner Zuflüsse, des Darling und Murrumbidgee, entwickelt sich blos im S.O. des Festlandes und entquillt den W.-Flanken der Australischen Alpen und ihrer nördlichen Fortsetzungen. Ueberall sonst gibt es fast nur kleine Flüsse (Creeks), die im Sommer versiegen. Selbst die großen schrumpfen dann zu einer Reihe von Lachen zusammen; im Winter dagegen überschwemmen sie weite Strecken und verwandeln dieselben in Sümpfe, worauf im Sommer wegen Wassermangels das Vieh zuweilen zu Tausenden umkommt und ungeheure Flächen zur Wüste werden.

Australiens Klima gilt wegen der trockenen milden Luft als gesund, weist aber große Verschiedenheiten auf. Das nördliche Drittel des Continentes hat tropisches, der Rest subtropisches und gemäßigtes Klima. Der tropische Regen reicht bis 19° s. Br.; nördlich von hier regnet es nur im Sommer, d. i. von November bis April, südlich im Winter (April bis November), und dazwischen liegt ein Strich mit unregelmäßigen und seltenen Regen. Auf die Küsten wirkt das Seeklima ein; im Binnenlande leiden die weiten wasser- und waldarmen Flächen oft von der anhaltenden Dürre, von welcher der S. Australiens indeß verschont bleibt. Im Ganzen steht die Temperatur S.-Australiens der von S.-Europa gleich, so daß man ohne Gefahr im Freien arbeiten und übernachten kann.

Sehr verschieden ist das Reich der Pflanzen und Thiere in Australien im Vergleiche mit den übrigen Theilen der Erde; hier tritt uns in der That eine andere Welt entgegen, die ganz isolirt dasteht und mit nichts anderem vollständige Gemeinschaft

hat. Ueber die ganze ungeheure Ausdehnung längs der Küstenlinien des australischen Continents ist der Anblick der Vegetation charakterisirt durch eine auffallend düstere und einförmige Farbe, was von der Eigenthümlichkeit in der Structur der Eucalyptusbäume und Gesträuche abhängt, indem deren Blätter nämlich keine unten und oben sehr verschiedene Seiten haben, welcher Gegensatz soviel zu dem Farbenwechsel unserer Wälder beiträgt. Die Blätter hängen meistens senkrecht herab, statt sich horizontal auszubreiten, daher auch kein Schatten in den Wäldern, was bei Reisen in der heißen Mittagssonne sehr empfindlich und zwar um so empfindlicher ist, wenn man in der Mitte dichten Waldes nur mit Schwierigkeit vorliens bedeckt.



Australischer Urwald.

Die außerordentliche Ausdehnung, über welche diese Vegetation verbreitet ist, erhöht deren Einförmigkeit. Der Wechsel der Jahreszeiten, welcher in andern außertropischen Ländern das Abfallen der Blätter veranlaßt und dem Laubwerke durch das frische lebendige Grün des Frühlings oder die bunten reichen Farben des Herbstes Mannigfaltigkeit verleiht, geht spurlos in dem unveränderlichen Mantel von Olivengrün vorüber, welcher die Wälder Australiens bedeckt. Inmitten des anscheinenden Einerlei des Waldes werden aber oft Stellen gefunden, erfüllt mit gigantisch üppigem Pflanzenwuchse, zuweilen angeordnet in stattlichen Laubgängen, frei von Gebüsch und Niederholz, zuweilen sich öffnend nach lichten Abhängen und Thälern, von Bächen durchschnitten und mit dem zartesten Rasenteppich bedeckt. Ein andermal bildet der Wald den Rand eines offenen Landes mit abwechselnden Hügeln und Ebenen, anmuthig mit isolirten Baumgruppen besetzt, mit den reichsten Rasengewächsen bedeckt und geziert mit Blumen von mannigfaltigster Form und Farbe. Oder der Wald verwandelt sich in ein unermeßliches Dickicht, worin unzählige blühende Gesträuche und niedliche Schlingpflanzen ebenso undurchdringliche und malerische Lauben bilden, wie sie nur in den Wäldern Brasiliens gesehen werden können. Zu dieser üppigen Waldvegetation steht die trostlose Pflanzendecke der Spinifex-Wüsten im Innern im grellsten Contraste.

Noch merkwürdiger ist das Verhalten Australiens hinsichtlich der Thierwelt. Es hat sich aus der tertiären Zeit, in welcher sein Zusammenhang mit Asien und Europa unterbrochen wurde, nicht nur seine eigenthümliche und fremdartige Vegetation gerettet, sondern von seinen 131 Landsäugethieren gehören nicht weniger als 102 den Beutelthieren an, die in Europa in der Tertiärzeit noch vorhanden

waren, jetzt aber überall ausgestorben sind, mit Ausnahme einer einzigen Gattung (Didelphys) in Amerika. Sonst fehlen Australien alle Affen, alle Raubthiere mit Ausnahme des neuholländischen Hundes, Dingo, der aber nicht frei ist von dem Verdacht einer künstlichen Einfuhr; es mangeln alle Hufthiere, alle Zahnlücker, und nur die Zahnlosen wie die Nagethiere sind neben den Fledermäusen vertreten. Pferd und Esel, Schaf und Schwein, sowie in neuerer Zeit das Kameel sind erst durch die Europäer eingeführt worden. Australien ist also die älteste der Welt-inseln, d. h. derjenige Erdraum, dessen Geschöpfe noch die Trachten der geologischen Vorzeit nicht abgelegt haben.

Aelter noch als Australien ist die Insel Tasmanien oder Vandiemens-land, deren Pflanzenwelt sich zwar nicht erheblich von der australischen unter-scheidet, deren Landvögel und Süßwasserfische, deren Säugethiere aber, namentlich durch die Seltenheit von Vertretern der placentalen Ordnungen, uns schließen lassen, daß Tasmanien sich von Australien zu einer Zeit abgesondert haben muß, als dieses noch einen Zusammenhang mit S.-Asien besaß. (Peschel. Neue Probleme. S. 56—57.) Tasmanien bildet ungefähr ein gleichseitiges Dreieck mit schönen und sicheren Steilküsten, eine zusammenhängende Hochebene, aus welcher einzelne rauhe Gebirgsketten bis zu 1600 und 1700 M. sich erheben. Die Form des Flachlandes fehlt hier vollständig.

Alterthümlich wie Flora und Fauna ist auch der schwarze Ureinwohner Australiens, der sichtlich dahin schwindende „Blackfellow", dessen tiefe Cultur-stufe an die ersten Stadien der Menschengeschichte mahnt, eine Annahme, welcher die ausgebildeten Sprachen der Australier keineswegs entgegenstehen. Die in kaum nennenswerther Anzahl mehr vorhandenen Australier sind in viele Stämme zersplittert, welche gleichwohl von den kraushaarigen dunklen Papua als auch von den straffhaarigen olivengelben Malayopolynesiern scharf zu sondern sind und einen besonderen Racentypus bilden.

Im Allgemeinen erreicht der Australier nicht die Mittelgröße des Weißen und bleibt in Betreff der Muskelentwicklung weit hinter ihm zurück. Die Glieder sind dünn und beispiellos mager, dagegen der Bauch von großem Umfange. Der Knochenbau ist äußerst fein, man könnte sagen, zierlich; auffallend ist, gleich wie bei anderen dunklen Racen, der völlige Mangel der Waden. Die Schädelbildung ist bei den Männern etwas schöner als bei den Weibern, im Ganzen schmal und länglich. Die Wangenbeine sind hoch; der untere Theil der Stirn um die Brauen ist hervorragend, dagegen der obere Theil stark zurücktretend. Die Nase ist an der Wurzel schmal, wodurch die Augen zusammengerückt erscheinen; gegen unten zu wird sie breiter und etwas eingedrückt. Die Ohren sind ein wenig nach vorn gebogen, der Mund groß und unförmlich; die Zähne dagegen schön und weiß. Die oberen Zähne decken meistens die unteren, dasselbe ist auch mit der Oberlippe gegenüber der Unterlippe der Fall. Das Kieferbein ist zusammengedrückt, das Kinn klein und zurücktretend; die Haut meistens kaffeebraun, seltener schwarz, das Haar reichlich entwickelt, nicht nur auf dem Haupte, sondern am ganzen Körper. Bei den Männern findet sich auf dem Kinn und den Wangen ein üppiger Bart-wuchs. Das straffe Haar ist von pechschwarzer Farbe und etwas gekräuselt, ohne jedoch wollig zu werden. Die Ausdünstung der Haut, von eigenthümlichem, wider-lichem Geruche, wird für die Nase Civilisirter noch unerträglicher durch das Ein-reiben des Körpers mit dem Fette verschiedener größerer Fische. Die mittlere Lebensdauer beträgt etwa 50 Jahre.

Die geistigen Anlagen des Australiers sind, falls man sie mit jenen der höchst organisirten Thiere vergleicht, bedeutend entwickelt, dagegen mit den Anlagen höherer Racen in Parallele gestellt sehr beschränkt. Der Australier zeigt in allen Verrichtun-gen, welche sich auf das tägliche Leben beziehen, eine ungemeine Geschicklichkeit. Seine Geräthe und Waffen sind, obschon höchst primitiv, dennoch sehr zweckmäßig; er weiß dieselben gegen das Wild mit großem Scharfsinn zu verwenden. In der Auf-

Auſtralneger.

Digitized by Google

ſpürung und Verfolgung des Wildes ſucht er ſeines Gleichen, iſt daher für jede Art mechaniſcher Fertigkeiten gut zu verwenden. Er iſt ein vortrefflicher Jäger und Viehwärter und ein guter Arbeiter, falls ihm die Arbeit genau vorgezeichnet iſt. Bei einem bedeutenden Nachahmungstalente lernt er leicht fremde Sprachen, wie er auch für Malerei und Muſik ein leidliches Talent zeigt. Dagegen ſind die auf Spontaneität beruhenden Fähigkeiten des Auſtraliers unbedeutend. Sein Leben verläuft zwiſchen Eſſen und Schlafen, Hungern und Jagen. Die Sorge für den folgenden Tag iſt ihm vollkommen unbekannt. In den meiſten Gegenden leben die Bewohner im Zuſtande vollkommener Nacktheit; nur im rauheren Klima (im S. des Continents) oder während der kühleren Jahreszeit hüllt man ſich in Ueberwürfe aus dem Felle des Känguru. Bemerkenswerth iſt der Mangel an allem Schamgefühl, der ſich in der Zurichtung des Kleides kundgibt. Eine beſondere Sorgfalt widmet man der Verzierung des Kopfes; das Haar wird in der Regel mit Zähnen, Fiſchgräten, Vogelfedern oder dem Schwanze irgend eines Thieres (gewöhnlich des Dingo) aufgeputzt. Alle auſtraliſchen Stämme, bis auf einzelne an der S.-Küſte, üben die Sitte des Aufritzens und Bemalens der Haut. Das erſtere beſteht darin, daß man unter gewiſſen Feſtlichkeiten zur Zeit der Pubertät die Haut der Bruſt, des Oberarmes, der Schultern und in manchen Fällen auch der Lenden mittelſt ſcharfer Muſcheln aufritzt und dann die Wunden ſo lange offen hält, bis ſie concav vernarben. Die Männer ſind in der Regel mit mehr Streifen ausgeſtattet als die Frauen, welche ſich mit einigen Strichen oberhalb der Bruſt oder auf dem Rücken begnügen. Neben der Sitte des Ritzens und Bemalens der Haut kommt auch jene der Beſchneidung und Verſtümmelung an einzelnen Fingergliedern oder Zähnen im weiteſten Umfange vor. Die Wohnung des Auſtraliers entſpricht ganz ſeinem primitiven Culturzuſtande. In mehreren Gegenden des O. findet man wahre Troglodyten. Einzelne Familien ſchlagen im Buſch oder in den Baumhöhlen ihr Lager auf. Die Nahrung beſteht in allem irgendwie Genießbaren; Ekel vor gewiſſen, dem civiliſirten Menſchen unerträglichen Speiſen iſt vollkommen unbekannt. Nicht nur Ratten, Fledermäuſe, Eidechſen, Schlangen, Fröſche, ſondern auch aasfreſſende Vögel und ekelhafte

Hütte eines Ureinwohners.

Würmer und Raupen werden mit dem besten Appetit verzehrt. Trotzdem wird nichts in rohem Zustande gegessen, sondern alles vorher am Feuer geröstet. Ebenso einfach wie die Wohnung des Australiers sind auch seine Geräthe und Waffen. Von den ersteren kennt er nur diejenigen, welche zum Behauen des Holzes, zum Aufkratzen des Bodens oder Zerreißen des Fleisches und zur Aufbewahrung der spärlichen genießbaren Pflanzensamen und Knollen dienen. Es sind dies Axt und Messer, beide in der Regel aus Stein, besonders Quarz oder Knochen, erstere mit einem hölzernen Stiel, in welchen sie hineingesteckt wird, und eine aus Binsen oder Rinde geflochtene Tasche. An Trutzwaffen finden sich der Speer, die Keule und der Wurfstock; an Schutzwaffen der Schild. Der eigenthümliche Wurfstock, Bumerang genannt, besteht in einem harten, schwach bogenförmig gekrümmten, glatt polirten Stücke Holz von 0,60—1 M. Länge, und hat, wenn von geübter Hand geworfen, die Eigenschaft, in der Luft einen Bogen zu beschreiben und sodann wieder zu seinem Ausgangspunkte zurückzufliegen. Jedoch nimmt die Geschicklichkeit in der Handhabung dieser originellen Waffe unter den Eingebornen immer mehr ab. Das Leben des Australiers bewegt sich ausschließlich innerhalb der Familie, welche auf den primitivsten Grundlagen aufgebaut ist. Die Verheirathung findet ohne alle Ceremonien statt. Der Australier nimmt sich so viele Weiber, als er zu ernähren vermag. Da die Nahrungsquellen jedoch nicht allzu reichlich fließen, kann die Zahl der Weiber auch keine große sein; sie übersteigt selten zwei bis drei. — Bei der Bewerbung, in den meisten Fällen ein einfacher Raub, entscheiden das persönliche Ansehen und der Reichthum, welche wieder von der physischen Kraft und den bereits vollbrachten-Thaten abhängen. Daher geschieht es oft, daß ältere Männer die jugendlicheren, schöneren Mädchen heimführen, während mancher Jüngling mit einem älteren Weibe sich begnügen muß. Nach der Verheirathung wird das Mädchen unter die Weiber aufgenommen. Die Ceremonie, welche dabei stattfindet, beschränkt sich darauf, daß demselben von einem Weibe ein Stück des kleinen Fingers an der linken Hand abgebissen wird. Eheliche Treue soll nicht zu den Tugenden der australischen Frauen zählen. Erkrankungen und Todesfälle, besonders bei jungen, kräftigen Individuen, werden den Zauberkünsten der Feinde zugeschrieben. Im Kriege scheint Cannibalismus geübt zu werden, wobei die weit verbreitete Vorstellung zu Grunde liegt, daß man durch den Genuß des Fleisches oder Fettes des erschlagenen Feindes seine Tapferkeit in sich aufnehme. Auch die Zauberer sollen durch Genuß von Menschenfleisch sich ihre Zauberkraft erwerben. Dagegen scheint die Sitte, das Fleisch von verstorbenen Angehörigen zu verzehren und die abgezogene Haut derselben mit sich herumzutragen, ein Ausfluß sehr sonderbar bethätigter Pietät zu sein. Zu den Belustigungen der Australier gehören Tänze, namentlich eine Art Kriegstanz, genannt „Korroporri", den sie, wie die Negervölker, während des Mondscheins bei einem angezündeten Feuer aufführen. Der Glaube der Australier beruht vorzüglich auf der Verehrung böser Geister, welche mit den Geistern der Verstorbenen für verwandt oder identisch gehalten werden. Seit der Bekanntschaft mit den Weißen ist unter den Australiern der Glaube verbreitet, die letzteren seien Incarnationen ihrer abgeschiedenen Seelen und jeder Schwarze werde nach seinem Tode in einen Weißen verwandelt. Alle diese Ideen sind jedoch sehr allgemein und verschwommen und haben selbst nicht zur rohesten Gestalt irgend eines Götzendienstes geführt. — Ebensowenig ist es bis heutzutage gelungen, ein Götzenbild bei einem australischen Stamme nachzuweisen. Bei einem so vagen und rohen Charakter des Götzendienstes ist es begreiflich, daß ein Priesterstand nicht existirt. Statt der Priester finden wir die Zauberer, welche die Mittel kennen, den bösen Geist oder Zauber unschädlich zu machen, und in dem Fall, als es sich um Abwendung persönlicher Uebel, z. B. Krankheiten, handelt, die Stelle des Arztes vertreten. Denn nach dem Glauben des Australiers, — wie auch der meisten Naturvölker, stammt alles Unglück vom Einflusse der bösen Geister und Zauberer, und kann nur durch Brechung ihrer Macht gehoben werden. Die Zauberer sind die einzigen Personen, welche bei der Menge ein Ansehen genießen. Zwar gibt es Häuptlinge, welche einen gewissen Einfluß auf mehrere Familien ausüben; die Macht derselben ist aber nur vorübergehend und beschränkt. Ein jeder gilt nur insofern etwas, als er die Mittel besitzt oder zu besitzen scheint, sich den anderen furchtbar zu machen. Ein Gleiches wie von den Mitgliedern einer Familie und eines Stammes gilt auch von den Stämmen im Verhältnisse zu ein-

ander. Während jeder Stamm absolut frei ist und streng genommen keine Autorität eines anderen anerkennt, so gibt es dennoch gewisse Stämme, welche entweder wegen der Tapferkeit ihrer Mitglieder oder wegen der Kraft ihrer Zauberer gefürchtet werden und in einem gewissen Ansehen stehen. Die Sprachen Australiens sind sehr zahlreich, was sich aus dem Zerfallen der Bewohner in eine Menge kleiner Stämme, deren mehrere blos aus einigen Familien bestehen, leicht erklärt. Trotz ihrer Mannigfaltigkeit scheinen alle diese Sprachen dennoch im tiefsten Grunde verwandt zu sein. In weiterer Beziehung hängen sie jedoch mit keiner Sprache, weder der neuen, noch der alten Welt zusammen, sondern stehen, gleich der australischen Race, vollkommen isolirt da. Der Bau der australischen Sprachen ist polysyllabisch. Da der Accent meistens auf der vorletzten Sylbe ruht, so haben sie keinen unangenehmen Klang. Bei dieser sinnlichen Wohlgestaltung sind sie auch, was die innere Form betrifft, gut eingerichtet und sehr reich an Ausdrücken für sinnliche Anschauungen, in deren Ausmalung sie sich gefallen. Dagegen mangeln ihnen Ausdrücke für Begriffe ganz und gar. Sie sind vollkommen adäquat den beschränkten geistigen Bedürfnissen des Australiers, dessen ganzes Denken sich blos in den Dingen des täglichen Lebens bewegt. — Merkwürdig ist auch der Umstand, daß der Australier, wie aus seiner Sprache hervorgeht, für Zahlen — also für Abstractionen — gar keinen Sinn zeigt, indem die meisten Stämme nur bis drei, einige bis fünf, welches obendrein ein unbestimmter Ausdruck ist, zählen können. Die Producte des dichtenden Volksgeistes sind, wie sich nach der niederen Culturstufe erwarten läßt, ganz unbedeutend; ihre Lieder kurze abgerissene Gedanken ohne einen tieferen Zusammenhang, wie sie die augenblickliche Erregung eingibt. Von Fabeln, Märchen und Sinngedichten, wie sie Hottentote und Neger in großer Anzahl und gelungener Form besitzen, ist keine Spur vorhanden. (Friedrich Müller. Allgemeine Ethnographie. S. 172—188.)

§. 2. Die britischen Colonien in Australien.

Obwohl ursprünglich von Franzosen, später von Holländern und Spaniern, und erst zuletzt von Engländern besucht, haben doch diese allein das australische Festland in Besitz genommen und betrachten sich als dessen alleinige Eigenthümer. Die geschilderte Natur des Bodens macht es begreiflich, daß derselbe anfänglich zur Ansiedlung und Colonisation wenig anlockte, zumal die entlegeneren fruchtbaren Weidestriche noch kaum bekannt waren. Ein gewaltiger Umschwung der Dinge stellte sich, gerade wie in Californien, erst mit der Entdeckung des Goldes 1851 ein; seitdem hat die Durchforschung des Landes immer weitere Fortschritte gemacht und sind allenthalben Colonien entstanden, deren einige sich eines sichtlichen Gedeihens erfreuen. Heute ist ganz Australien in solche Colonien getheilt, von welchen freilich meist nur die Küstenländer wirklich bewohnt sind, während die wüsten Strecken des Inneren öde und menschenleer daliegen. Diese Colonien sind, wenn man sich Australien durch zwei parallele Meridianlinien in drei ziemlich gleiche Theile oder Streifen zerlegt denkt, im östlichen Drittel und von

S. nach N. fortſchreitend: **Victoria**, **Neuſüdwales** und **Queensland**, im W. **Weſtauſtralien**, welches das ganze weſtliche Drittel des Feſtlandes einnimmt. Im mittleren Streifen liegt an der großen auſtraliſchen Bucht die blühende Colonie **Südauſtralien**, welche der 24.° ſ. Br. im N. begrenzt. Das nördlich von dieſem Breitengrade gelegene Gebiet dieſes mittleren Streifens umſchließt den Kern Centralauſtraliens und iſt nicht coloniſirt; es führt bis zum 16.° ſ. Br. die Benennung **Alexandraland**, jenſeits desſelben aber **Nordauſtralien** oder **Northern-Territory**. Durch dieſen Mittelſtreifen Auſtraliens zieht der mit unſäglicher Mühe hergeſtellte Ueberlandstelegraph, welcher die Hauptſtadt Südauſtraliens, Adelaide, mit **Port Darwin** an der Nordküſte verbindet. Die Inſel Tasmanien bildet eine ſelbſtändige Colonie.

Anſiedelung auf einem Goldfeld.

Jede dieſer Colonien beſitzt eine ſelbſtändige Verwaltung unter einem beſonderen Gouverneur; ihm zur Seite eine Executivbehörde, welche zugleich eine Art Oberhaus darſtellt, und eine legislative Verſammlung, deren Mitglieder zu einem Drittel von der britiſchen Regierung ernannt werden. Der ſehr geringe Einfluß der Letzteren beſchränkt ſich übrigens im Weſentlichen auf die Ernennung des Gouverneurs und ſind die auſtraliſchen Colonien eigentlich ziemlich unabhängige Staaten, etwa wie die einzelnen Länder der britiſchen Beſitzungen in Nordamerika. England unterhält nicht einmal Truppen in Auſtralien, ſondern überläßt es den Colonien, für ihre Vertheidigung zu ſorgen ſo gut ſie eben glauben, was durch Freiwilligencorps von geringer Stärke erzielt wird. Die finanzielle Lage der Colonien iſt eine durchaus befriedigende, da die Ausgaben von den Einnahmen bedeutend überwogen werden. Die Religionsübung iſt frei, doch wiegt die Zahl der Proteſtanten bedeutend vor; der Sinn für Kirchlichkeit iſt im Gegenſatze zu

N.-Amerika im Ganzen gering. Wissenschaft und Kunst sind noch sehr im Rückstande, das Schulwesen steht auf niedriger Stufe, und die Industrie befindet sich noch in den ersten Anfängen, weßhalb die meisten Bedürfnisse in überwiegendem Maße aus Europa, besonders aus dem englischen Mutterlande bezogen werden. Während der Ackerbau wegen des wenig geeigneten Bodens stark zurücksteht, ist die Viehzucht von höchster Bedeutung, und unter dieser wieder ganz besonders die Zucht der Schafe, deren man am 31. März 1876 in allen festländischen Colonien Australiens 50,421,098 Stücke zählte. Am gleichen Tage verzeichnete man noch 811,920 Pferde, 6,270,916 Stück Rindvieh und 502,144 Schweine. Auch der Bergbau bildet einen der wichtigsten Beschäftigungszweige. S.-Australien birgt ergiebige Kupferminen, Neusüdwales große Steinkohlenlager und vor allem Gold; die bedeutendsten Goldfelder liegen jedoch in Victoria, wo man sieben Minen-Districte zählt: Ballarat, Beechworth, Sandhurst, Maryborough, Castlemaine, oder Bendigo, Ararat und Gipps Land. Von den genannten sind Ballarat, Sandhurst und Maryborough die ergiebigsten. Auch in Queensland ward Gold entdeckt und dieses behauptet eben so reich an Gold zu sein wie die Schwester-Colonien Australiens. Das Hauptgoldgebiet liegt dort in den Peak-Downs, 1876 wurden reiche Goldfunde aber auch in der Nähe von Cooktown gemacht. In Folge dessen stellte sich ein großer Zudrang von Glücksjägern ein, und die Gesundsheitsverhältnisse der Stadt hatten arg darunter zu leiden. Es arbeiten auch viele Chinesen in den Goldminen Australiens, deren Ergiebigkeit sich jedoch von Jahr zu Jahr vermindert. Ende der Sechziger Jahre begann das Diamantenfieber einzureißen, nachdem bei Mudgee in Neusüdwales eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Diamanten und anderen Edelsteinen zu Tage gefördert wurden. Der Handel der Colonien ist bereits sehr blühend und noch fortwährend in gedeihlicher Entwicklung begriffen, so daß Australien in dieser Hinsicht schon zu den wichtigsten Ländern der Erde gehört. Diesen Verhältnissen kommen die von den ansehnlichsten Küstenpunkten in's Innere führenden Eisenbahnen, sowie die Telegraphenverbindungen mit Neuseeland und Java, durch letzteres also mittelbar mit Europa, trefflich zu Statten. Dagegen ist Australien noch immer sehr, sehr dünn bevölkert; nach officiellen Statistiken des October 1876 zählten die fünf Colonien des australischen Continents am 31. Dezember 1875 ausschließlich der Eingeborenen eine Volksmenge von 1,848,363 Menschen.

Die älteste unter den australischen Colonien ist Neusüdwales mit 799,138 □Km. und nach obigem Census 606,652 (Ende Juni 1876: 617,166) Einw., ursprünglich als Verbrechercolonie angelegt und bedeutend größer, da erst 1859 Queensland davon abgetrennt wurde. Die wichtigsten Producte sind das Gold und die Steinkohlen, letztere bei Newcastle, dessen Kohlenexport in enormer Steigerung begriffen ist; noch 1869 betrug er 710,388 Tonnen, 1876 aber 1,041,738, wobei zu bemerken, daß letztere Ziffer den Export nur bis 15. Dezember darstellt. Die wichtigsten Plätze von Neusüdwales sind nebst dem eben erwähnten Newcastle (15,000 Einw.) am Hunterflusse, Bathurst (10,000 Einw.) jenseits der Blauen Berge, Paramatta (12,000 Einw.) mit einer Sternwarte. Die beiden letzteren verbindet eine Eisenbahn mit Sydney, der großartigen schönen Hauptstadt der Colonie.

Am Port Jackson gelegen zählt Sydney (spr. Sidney) über 140,000 Einwohner. Wegen ihrer prächtigen Lage nennt man die Stadt, die sich eines herrlichen Hafens erfreut, auch „die Königin des Südens". Sydney ist eine durchaus moderne Stadt mit schönen breiten Straßen und imposanten Bauten; auch gibt es hier eine Universität. Ihre Hauptbedeutung erhält sie jedoch durch den Handel;

Sydney iſt der erſte und größte Handelsplatz von ganz Auſtralien und Stapelort für alle Producte der Colonie, der Mittelpunkt der auſtraliſchen Dampfſchiffahrten und des Walfiſchfanges der Colonie. Endlich beſitzt Sydney auch wichtige Induſtrien, beſonders Eiſengießereien, Schmelzhütten, Maſchinen-, Leinwand-, Tuch-, Seifen- und Tabakfabriken.

Das von Neuſüdwales abgetrennte Queensland mit 1,730,720 □ Km. Flächenraum und blos 181,288 Einwohnern hat in den letzten Jahren ſehr an Bedeutung gewonnen, ſeitdem die Entdeckung der Goldfelder viele Menſchen dahin gelockt. Allerdings ſind die Goldfelder zu Gympie ergiebig, allein der ſo fruchtbare Boden, das herrliche Klima und die der Schifffahrt ungemein günſtige Küſte der Colonie bieten noch viel ſicherere Erwerbsquellen. Namentlich das Klima zu Queensland iſt ſo vortheilhaft, wie kaum irgend anderswo. Da es nördlicher liegt als irgend eine der Schweſter-Colonien, ſo iſt es von intenſiverer Sonnenhitze heimgeſucht als dieſe, ein Nachtheil, der jedoch durch die friſche Briſe, deren es ſich ſtets erfreut und die den ganzen Sommer über landeinwärts bläſt, vollkommen aufgewogen wird. Gewöhnlich wird ſie gegen 9 Uhr Morgens, eben wenn die Hitze eintritt, bemerkbar. Kaum fühlt der Arbeiter ſie ſeine Stirne umwehen, ſo empfindet er auch ſchon eine wunderbare Veränderung. Obwohl die Sonne immer höher und höher ſteigt — bis ſie durch die Rauchfänge in die brodelnden Kochtöpfe am Herdfeuer ſcheint —

Sydney.

temperirt dieſe kühle Briſe ihre Strahlen und macht ſie erträglich. Durch dieſen Umſtand wird es auch Europäern möglich, in Queensland phyſiſche Arbeit ebenſogut zu verrichten, wie in den ſüdlichen Colonien, und mit größerer Sicherheit. Doch iſt dieſes der Geſundheit günſtige Klima der Bodenausnützung weit weniger vortheilhaft. Wie in allen anderen auſtraliſchen Colonien hat der Anſiedler auch hier von Ueberfluthungen und Stürmen viel zu leiden; von erſteren auf dem fruchtbaren Alluvialboden der Niederungen, von letzteren auf dem Hoch- und Waldlande. Zu präciſiren wäre: daß der Ackerbauer mehr von den Ueberſchwemmungen, der Viehzüchter gewaltiger durch die Stürme leide. Bis nun ſind dies ſo ziemlich die ausſchließlichen Erwerbszweige von Queensland zu nennen; der Landſtrich an der Küſte iſt bebaut und beherbergt ſtetige Anſiedler, landeinwärts dehnt ſich unendlich die üppigſte Viehweide aus. Mit dem Wachsthume der Colonie wird das Ackerland das Weideland verdrängen. Gegenwärtig aber iſt der Profit der Viehzucht jedenfalls verlockend; er beträgt bei einem nach engliſchen Begriffen eben nicht großen Capitalsaufwande von 400,000 Mk. einen Jahresgewinn von 17½ %, ein Gewinn, der ſich mit dem Betriebscapitale noch raſch ſteigert. Die Conſervirung des Rindfleiſches hat der Viehzucht wieder friſchen Aufſchwung gegeben und iſt ſelbſtverſtändlich das Weideland ungleich ausgedehnter als das Ackerland.

Das Klima von Queensland ermöglicht es, tropiſche Pflanzen hier zu acclimatiſiren und beſitzt die (im Mai 1876) 21,775 Einwohner zählende Hauptſtadt der Colonie, Brisbane, einen botaniſchen Garten, in welchem Zuckerrohr, Kaffee und Thee mit Erfolg gezogen werden. Auch der Paraguaythee (Ilex paraguayensis) ſcheint ſich dem Klima gut anzupaſſen, deßgleichen der Tolubalſam (Myroxylon toluifera), ferner Balsamocarpon breviſolium, Urceola elastica aus Sumatra, Garcinella morella var. pedicellata aus Siam. Auch der Einführung von fremden Gräſern und Futterpflanzen wird Aufmerkſamkeit geſchenkt.

Die reichſte aller auſtraliſchen Colonien iſt Victoria, die kleinſte mit nur 229,079 □ Km. Areal, aber 823,272 Bewohnern, deren Aus- und Einfuhrhandel bereits 640 Millionen Mk. jährlich überſteigt. Die Jahreseinnahmen betragen 90 Millionen Mk., d. h. viel mehr als die Staatseinnahmen von Portugal, Dänemark, Sachſen und anderen kleinen europäiſchen Staaten. Beinahe ein Drittel der Steuereinnahmen wird für den öffentlichen Unterricht, Volksbibliotheken u. dgl. verwendet. Gold und Wolle bilden die beiden Hauptexportartikel der Colonie; doch liefern die einſt ſo unermeßlichen reichen Goldfelder alljährlich einen Minderertrag, und die früher allein herrſchende Vieh-, beſonders Schafzucht wird durch den an wachſender Ausdehnung gewinnenden Ackerbau immer mehr zurückgedrängt. Man hat alle europäi-

ſchen Culturgewächſe gepflanzt und beſonders beim Tabak und Wein gute Reſultate erzielt. Die Acclimatiſations-Geſellſchaft entwickelt die regſte Thätigkeit, und es vergeht kaum ein Monat, in dem ſie nicht ein neues Product einführt. Ihr iſt es zu danken, daß Kameel und Alpaca jetzt zu den Hausthieren Victoria's gehören, daß man die Melodien europäiſcher Singvögel neben dem ſchrillen Gekreiſche der einheimiſchen Gefiederten vernimmt, daß europäiſche Haſen und Kaninchen Wallaby und Wombat verdrängen, daß Lachs und Forelle hoffentlich bald in den Flüſſen ſchwärmen werden. Melbourne, die Hauptſtadt der Colonie, iſt im Laufe von vierzig Jahren zu einer Stadt mit 240,000 Einwohnern angeſchwollen und die neunte in der Reihe der Städte des britiſchen Reiches, zugleich unbeſtritten eine der beſtgebauten und ſchönſten Städte der Welt.

Collins Street in Melbourne.

Melbourne iſt auf ſieben Hügeln erbaut, welche allmählig von dem Fluſſe Yarra Yarra aufſteigen. Die Straßen ſind breit und durchkreuzen ſich in rechten Winkeln. Die Stadt hat eine Anzahl öffentlicher Plätze, Gärten und Parkanlagen, ſo z. B. den Botaniſchen, den Fitzroy- und den Carlton-Garten, den Royal-, den South- und Prince's-Park, den Univerſitäts-, Argyll-, Lincoln- u. ſ. w. Square. Die Gebäude ſind zumeiſt maſſiv und mit großem Koſtenaufwand aufgeführt; viele der Läden können ſich den beſten in London zur Seite ſtellen. Unter den Gebäuden verdienen die Treaſury, die Poſt, die Bibliothek und die Münze namentliche Erwähnung, ebenſo das Stadthaus, die Univerſität, das Parlamentsgebäude u. ſ. w. Die Univerſität erhält von der Regierung einen jährlichen Zuſchuß von 180,000 Mk.; jeder der Profeſſoren empfängt einen Jahresgehalt von 20,000 Mk. und freie Wohnung. Gegenwärtig zählt ſie 120 immatriculirte Studenten. Die von ihr verliehenen Grade ſtehen mit denen der Hochſchulen Englands im gleichen Range.

Melbourne hat vier Theater. In der mächtig aufblühenden Stadt haben ſich in den letzten Jahren faſt alle Gewerke niedergelaſſen, deren Arbeiten der civiliſirte Menſch zur Erhaltung und Verſchönerung des Lebens bedarf. Hierzu geſellen ſich, inſoweit es die hohen Arbeitslöhne einigermaßen geſtatten, Fabriken mancherlei Art. (Richard Oberländer im: Ausland 1874, Nr. 51, S. 1014—1015.)

Die beiden anderen Colonien S.- und W.-Auſtralien ſind bei weitem nicht ſo wichtig wie jene im O. des Continents, wie ſchon aus ihren Bevölvölkerungsziffern hervorgeht. S.-Auſtralien hat einen Flächenraum von 985,719 □ Km., welchen 210,442 (Ende Juni 1876: 215,332) Menſchen bewohnen; in W.-Auſtralien gibt es aber gar blos 26,709 Köpfe auf dem enormen Areale von 2,527,281 □ Km. Indeß iſt S.-Auſtralien, welches mit Vorliebe von deutſchen Auswanderern aufgeſucht wird, in ſichtlichem Aufſchwunge begriffen, Dank dem Reichthum der dort gedeihenden Producte; die Colonie iſt eines der erſten Weizenländer der Welt und ihre Schafwolle ausgezeichnet; zudem gedeihen Fruchtbäume, Oelpflanzen, Tabak und Wein ganz vorzüglich. Die Hauptſtadt der Colonie, Adelaide am Torrensfluſſe, unweit von deſſen Mündung in den St. Vincent-Golf, zählt mehr denn 27,000 Einwohner, darunter viele Deutſche. Die übrigen Niederlaſſungen und Städte ſind noch nicht anſehnlich genug, um ſie im Gedächtniſſe zu behalten. W.-Auſtralien dagegen iſt noch ſehr, ſehr zurück; als Verbrechercolonie gegründet findet jetzt nur noch eine beſchränkte Deportation dahin ſtatt. Die Hauptſtadt der Colonie nennt ſich Perth und zählt 5000—6000 Einwohner.

Die Inſel Tasmanien, früher Vandiemensland, gleichfalls als Verbrechercolonie angelegt, erfreut ſich einer ruhigen fortſchreitenden Entwicklung und zählt (am 31. Dezember 1875) eine Bevölkerung von 103,663 Köpfen auf 67,900 □ Km.; ihre blühende, modern und geſchmackvoll erbaute Hauptſtadt Hobarttown, welche ſchwunghaft den Robbenſchlag und Walfiſchfang betreibt, hat über 20,000 Einwohner. Auch hier iſt Wolle der Hauptausfuhrartikel, doch bringt die Inſel nebſtbei Getreide, Südfrüchte und Holz in genügender Menge hervor, um einen Export dieſer Dinge zu geſtatten.

§. 3. Melaneſien.

Unter dieſer Bezeichnung verſtehen wir alle Inſeln und Inſelgruppen von Neu-Guinea im W. bis zu den Viti-Inſeln im W., das heißt das vorherrſchend von Papuas bewohnte Gebiet. Den Reigen eröffnet die große, im

Inneren noch so wenig erforschte Insel Neu-Guinea, mit dem Louisiaden-Archipel im O. und dem Neu-Britannia-Archipel im NO. Darauf folgen, immer in östlicher Richtung mit Abbiegung gegen S., die Gruppe der Salomons-Inseln, Santa Cruz oder der Königin-Charlotte-Inseln, die Neuen Hebriden, die von den Franzosen besetzten Loyalty-Inseln und Neu-Caledonien, endlich die Viti-Gruppe. Es liegt dem Zwecke dieses Buches fern, eine Schilderung aller dieser Eilande zu geben, wobei unzählige Wiederholungen einzelner Details den Leser ermüden würden. Wir begnügen uns vielmehr, eine Auswahl solcher uns wichtig dünkender Punkte zu treffen, daß dadurch ein in seinen allgemeinen Umrissen richtiges Bild der Südsee-Eilande und ihrer Bewohner gewonnen werde.

Ehe wir weiter gehen, müssen wir uns mit den Papuas — ihr Name gründet sich auf das malayische papuwah „kraushaarig" — näher befassen, obwohl fast über keine Race die Ansichten der Gelehrten weiter auseinander laufen. Alfred Russel Wallace, Carl Semper, Adolf Bernhard Meyer, um nur einige der neuesten Forscher zu nennen, vertreten fast jeder eine andere Ansicht, und wird es voraussichtlich noch längerer Zeit und genauerer Untersuchung bedürfen, ehe eine leidliche Uebereinstimmung gewonnen wird. Nach Wallace ist die Hautfarbe der Papua tief schwarzbraun oder schwarz; sie erreicht zwar nie das Kohlschwarz einiger Negerracen, nähert sich aber demselben manchmal. Sie variirt in der Tinte jedoch mehr als die des Malayen und ist manchmal dunkelbraun. Der treffliche Dr. A. B. Meyer betont dagegen ausdrücklich die große Verschiedenheit der Hautfärbung, welche die Uebergänge von den hellen Farbentönen der Malayen zu denen wirklich schwarzer Neger aufweist. (A. B. Meyer. Anthropologische Mittheilungen über die Papuas von Neu-Guinea. Wien 1874. 8°. S. 15.) Das Haar ist sehr eigenthümlich rauh, trocken, gekräuselt, wächst in kleinen Büscheln oder Locken, welche in der Jugend sehr kurz und compact sind, aber später zu einer beträchtlichen Länge auswachsen und die feste gekräuselte Frisur bilden, in welcher des Papua Stolz und Ruhm besteht. Das Gesicht ist mit einem Barte von derselben krausen Art wie das Kopfhaar geschmückt. Arme, Beine und Brust sind mehr oder weniger mit Haaren gleicher Art bekleidet. In seiner Statur übertrifft der Papua entschieden den Malayen und ist dem Durchschnitts-Europäer vielleicht gleich oder selbst überlegen. Die Beine sind lang und dünn, die Hände und Füße größer als bei dem Malayen. Das Gesicht ist etwas verlängert, die Stirn flach, die Brauen sehr hervorstehend, die Nase groß, ziemlich gebogen und hoch, die Basis derselben dick, die Nasenlöcher breit und die Oeffnungen derselben hinter der verlängerten Nasenspitze verborgen; der Mund ist groß, die Lippe dick und aufgeworfen. Das Gesicht hat daher in Folge der großen Nase im Ganzen ein mehr europäisches Aussehen, als das des Malayen; und die eigenthümliche Form dieses Organes, die hervorstehenden Brauen und der Charakter des Haares auf dem Kopf, im Gesicht und auf dem Körper setzen uns in den Stand, die beiden Racen auf einen Blick zu unterscheiden.

Die moralischen Charakteristiken des Papua scheinen ihn ebenso deutlich vom Malayen zu unterscheiden, wie seine Gestalt und Gesichtszüge. Er ist impulsiv und demonstrativ in Sprache und Handlungen. Seine Erregungen und Leidenschaften drücken sich im Schreien und Gelächter, im Geheul und ungestümen Sprüngen aus. Frauen und Kinder nehmen Theil an jeder Unterhaltung und scheinen bei dem Anblick von Fremden und Europäern wenig beunruhigt. Wallace beurtheilt den Intellect des Papua; er hält ihn dem Malayen gegenüber hierin überlegen und setzt seine thatsächliche Inferiorität auf Rechnung des mangelnden tieferen Einflusses von Seite höher gebildeter Racen, mit denen der Malaye zu wiederholten Malen verkehrt hat. Schließlich faßt er sein Urtheil zu folgender treffenden Charakteristik zusammen. „Der Malaye ist blöde, kalt, in sich geschlossen

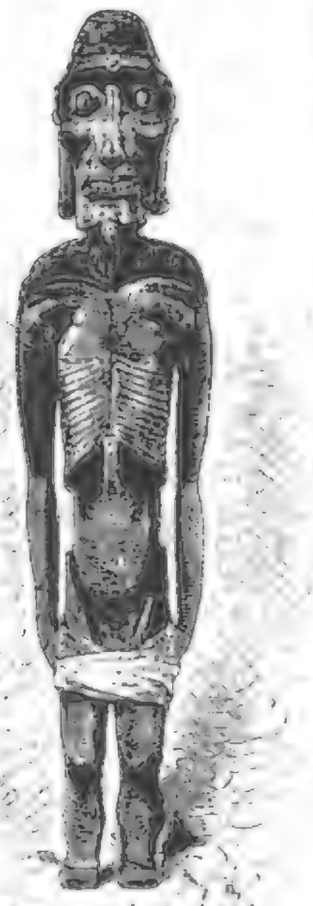
Digitized by Google

ruhig; der Papua kühn, ungeſtüm, reizbar und geräuſchvoll. Der erſtere iſt ernſt und lacht ſelten, der letztere iſt vergnügt und liebt das Lachen — der Eine verbirgt ſeine Bewegungen, der Andere trägt ſie zur Schau.“

Der Papua auf Neu-Guinea geht in der Regel nackt umher. Dem Haar wird große Sorgfalt zugewendet; daſſelbe wird entweder kurz abgeſchnitten oder aber in kleine Zöpfe oder einen großen Knoten geflochten und mit Bambukämmen, Knochenſtücken, Vogelfedern und anderem Zierrath aufgeputzt. Naſe, Ohren, Hals und Arme werden verziert, und zwar die beiden erſteren mit einem durch den durchbohrten Naſenknorpel oder das durchbohrte Ohrläppchen gezogenen Thierknochen, Bambuſtäbchen oder einer Feder, ja die Naſe ſelbſt mit zwei mit einander verbundenen Schweinehauern, deren Spitzen nach oben gerichtet werden, Hals und Arme mit Ringen, Bändern und anderem Zierrath. Die Sitte, die Haut aufzuſchneiden, um erhabene Narben hervorzubringen, und ſich Geſicht, Bruſt und Arme mit allerlei rothen und ſchwarzen mittelſt glimmender Kohle eingebrannten und verſchiedenen Erdarten eingeriebenen Flecken und Figuren zu bemalen, iſt allgemein verbreitet. Dagegen läßt ſich von der malayiſchen Sitte der Tättowirung mittelſt der Nadel nirgends eine Spur nachweiſen. Die Zähne werden von den Papuas ſpitz zugefeilt; doch ſcheint dieſe Sitte nicht von derſelben Bedeutung wie eine ähnliche bei den Auſtraliern zu ſein. Unter den Wohnungen der Papuas ſind beſonders jene charakteriſtiſch, welche am Flußufer ſich befinden; es ſtehen gewöhnlich mehrere derſelben zu einem „Kampong“ vereinigt beiſammen. Sie ſind auf Pfählen errichtet, aus Bambu aufgebaut, und gleichen vollkommen den an den See'n Mitteleuropa's entdeckten Pfahlbauten. Die Papuas bauen Kähne (prâhu) aus ausgehöhlten Baumſtämmen, welche ſie mittelſt langer Ruder geſchickt fortbewegen. Bei der ſteten Gefahr des Umſchnappens iſt der Papua auf das Schwimmen angewieſen, und in der That iſt er in dieſer Fertigkeit, ſowie im Tauchen von Jugend auf ein vollendeter Meiſter. Von Hausthieren finden ſich eine eigene Gattung des Schweines (Sus papuensis) und der Hund. In vielen Gegenden werden Beeren und Früchte eingeſammelt und für den ſpäteren Gebrauch aufbewahrt. Ebenſo iſt die Bereitung des Sago nicht unbekannt. An manchen Orten findet man angebaute Stücke Landes, mit Tabak, Palmen und anderen Nutzpflanzen beſteckt. Selbſt Hecken trifft man um ſolche Aecker gezogen, was einen gewiſſen Sinn für Eigenthum verräth. Unter den Waffen ſind Pfeil, Bogen, Lanze und ein aus hartem Holz zierlich geſchnitzter Streitkolben zu erwähnen. Auch Meſſer und Aexte kommen vor, beide aus ſpitz zugehauenen Kieſeln und denen bei uns in den Denkmälern der Steinzeit gefundenen ähnlich. Etwas den Papuas ganz Eigenthümliches ſind die Blasrohre aus Bambu von beträchtlicher Länge. Sie dienen als Signalzeichen, indem Staub mittelſt derſelben in die Höhe geblaſen wird, ähnlich den Rauchſäulen bei anderen Völkern. Den Mittelpunkt des geſellſchaftlichen Lebens bildet beim Papua die Familie. Das Oberhaupt derſelben iſt der Mann, welcher ſich ſo viele Weiber nehmen kann, als er zu ernähren im Stande iſt. Die Braut wird von dem Bräutigam durch Erlegung eines beſtimmten Schatzes an Sclaven, Waaren und Lebensmitteln erkauft und demſelben dann feierlich bei einem großen Feſtgelage, bei dem wohl nicht berauſchende Getränke, aber verſchiedene lärmende Inſtrumente die Hauptrolle ſpielen, übergeben. Mehrere Familien wohnen in Dörfern, ſogenannten „Kampongs“, vereinigt beiſammen. Ueber ein ſolches Dorf übt zwar in manchen Gegenden ein Aelteſter eine gewiſſe Autorität; dieſe iſt aber immer ſehr precär, denn es werden ihm weder irgend welche Abgaben

Papua auf Neu-Guinea.

entrichtet, noch zeichnet er sich vor den anderen Bewohnern durch besseren Schmuck oder eine schönere Wohnung aus. Ein großer Fortschritt des Papua gegenüber seinem auf der untersten Culturstufe stehenden Nachbar, dem Australier, ist der Handel. Derselbe beschränkt sich zwar in Neu-Guinea nur auf einzelne Rohproducte, welche von den Bewohnern aus dem Innern geholt und an malayische Kaufleute hintangegeben werden; er trägt aber wesentlich dazu bei, den Papua für gewisse Bedürfnisse des Lebens empfänglich zu machen. In jenen Gegenden, wo der Tauschhandel in größerem Umfange betrieben wird, bekleiden sich die Einwohner mit Kleidungsstücken aus Kattun und haben, wenn auch ziemlich oberflächlich, den Islam angenommen. Ein anderer nicht minder wesentlicher Vorzug des Papua gegenüber dem Australier ist ein ziemlich entwickelter Formensinn, welcher sich in der plastischen Nachahmung verschiedener Gegenstände kund gibt. Wir finden beim Papua eine Reihe von geschnitzten Figuren, welche sowohl Menschen als Thiere repräsentiren. Die Darstellung der ersteren ist allerdings höchst primitiv und sonderbar; überall zeigt sich ein im Verhältnisse zu den übrigen Körpertheilen auffallend großer Kopf, eine dicke große Nase, und ein unförmlich großer Mund. In Betreff der religiösen Anschauungen der Papuas sind wir wenig unterrichtet, doch scheinen dieselben eine bestimmte Form zu besitzen. Wenigstens finden sich größere Gebäude von eigenthümlicher Form, welche nichts anderes als Tempel sein können, sowie Figuren verschiedener Art, denen gewiß irgend welche religiöse Vorstellung zu Grunde liegt. In einigen Theilen von Neu-Guinea begegnet man einer bestimmten Idee von einem höchsten Wesen, das über den Wolken wohnend gedacht wird. Von Fällen des Cannibalismus wird zwar unter den Papuas berichtet, diese sind aber nicht hinlänglich verbürgt und beruhen wahrscheinlich auf Verwechslungen. Festlichkeiten kommen bei verschiedenen Gelegenheiten vor, so bei Hochzeiten, Begräbnissen. Eine Hauptrolle spielen dabei Musik und Gesang. Erstere wird in der Regel mittelst einer Trommel gemacht, letzterer besteht in dem lärmenden Absingen von Liedern. Gleich anderen Naturvölkern haben die Papuas ihren Nationaltanz, zu dem sie sich eigenthümlich schmücken. (F. Müller. Allgemeine Ethnographie. S. 100 bis 110.)



Ein Götze von der Osterinsel.

Unter den Inselgebilden des pacifischen Oceans fesselt, vom geographischen Standpunkte, keines die Aufmerksamkeit mehr, als Neu-Guinea, dessen Inneres noch zum größten Theile völlig unbekannt ist. Bei den Schwierigkeiten, welche die Natur des Landes und die Rohheit seiner Bewohner bereiten, ist es noch nirgends gelungen, in das Innere einzudringen, ja selbst die Küsten sind zum Theil immer nur noch unvollkommen bekannt, und wenn das auch jetzt von der W.-Küste, der nördlichen bis zum Telok-Linchu im O. und der südlichen zwischen dem Papuagolf und Cap East nicht mehr so gilt, wie früher, so sind doch die Reste der N.- und S.-Küste, und vor Allem die O.-Küste, sehr ungenau erforscht und höchstens von den Borden der Schiffe aus gesehen.

Unter ſolchen Umſtänden muß Neu-Guinea für einen der am wenigſten bekannten Theile der Erde gelten.

Die Hauptrichtung des Landes geht von WNW. nach OSO.; die größte Länge in dieſer Richtung beträgt über 500, die größte Breite (in 142° öſtl. L.) 160 Km., der Flächeninhalt mit den umherliegenden Inſeln über 15,800 □Km. Was wir über Natur und Bildung des Landes wiſſen, bezieht ſich weſentlich nur auf einige bekannter gewordene Punkte der NW.- und W.-Küſte. Aber allenthalben enthält das Innere Gebirge, und zwar darunter von ſolcher Höhe, daß ſie die aller Berge der indiſchen Inſeln, Auſtraliens und der übrigen Inſeln des Oceans übertreffen und die höchſten Erhebungen zwiſchen Himalaya und Cordilleren bilden. Dabei ſcheinen es mehrere von einander getrennte Gebirgsländer zu ſein, und und fehlt es nicht an ausgedehnten Ebenen; der SW.-Theil des Landes iſt ein größeres Tiefland. Die Geſteine der Berge ſind wahrſcheinlich großentheils ältere ſedimentäre Felsarten, namentlich Schiefer aller Art, von älteren eruptiven Geſteinen durchbrochen, und aus denen ohne Zweifel das Gold kommt, das ſich in Alluvionen an der S.-Küſte, und wahrſcheinlich auch in anderen Theilen des Landes findet; an der W.-Küſte treten auch jüngere Sedimentsgeſteine (der Jurabildung), vulcaniſche Geſteine nur auf der ſüdlichen Seite der öſtlichen Halbinſel und (mit thätigen Vulcanen) auf den Inſeln der N.-Küſte auf.

Der Boden iſt faſt allenthalben von großer Fruchtbarkeit, und ſelbſt in ſeinem jetzigen Zuſtande das Land reich an ſchätzbaren Naturproducten. Alles iſt mit dichten Urwäldern bedeckt, gegen welche die ſparſamen, von den Einwohnern angebauten Stellen verſchwinden; größere Stellen mit Grasvegetation ohne Bäume ſind wahrſcheinlich nicht häufig. Dieſe Wälder haben von jeher die Beobachter in Verwunderung geſetzt; die oft coloſſalen Bäume, mit Lianen bedeckt und durch ſie verbunden, reichen bis in das Meer hinaus und hängen über ſeine Wellen, der dichte Schatten der Blätter hält die Sonnenſtrahlen wirkſam ab, und daher fehlen niedrige krautige Pflanzen ſehr. Der Charakter dieſer Vegetation iſt im Weſentlichen ganz der indiſche, und nicht wenige Pflanzen Neu-Guinea's ſind mit molukkiſchen identiſch oder doch ihnen nahe verwandt; allerdings zeigt in den Ebenen des S.-Theils das ſtärkere Auftreten der Akazien und anderer Pflanzen die Nähe Auſtraliens an, aber es iſt auffallend, daß noch auf den Inſeln der Torresſtraße die Vegetation den indiſchen Charakter ſo rein und unverändert bis an die ſüdlichſten dieſer Inſeln behält, die mit ihren dichtbelaubten, ſchattigen Wäldern merkwürdig gegen die lichten, ſchattenarmen Eucalyptenwälder der Inſeln des Prinzen von Wales abſtechen. Allein bei aller Schönheit dieſer Wälder ſind ſie doch nicht ſo abwechſelnd, wie man glauben ſollte, und die Verſchiedenheit der Bäume unter einander nicht ſo groß, wie in den weſtlichen indiſchen Inſeln. Zu den vorherrſchenden Pflanzenfamilien gehören Farren, die überall ebenſo häufig, als verſchiedenartig ſind, dann Aroideen, Cypereen, Gräſer, Palmen in über zehn Arten, Orchideen, die ſehr verbreitet ſind, Laurineen, zu denen der Baum gehört, der die Maſſoirinde, einen Haupthandelsartikel des Landes, liefert (eine Art Cinnamomum), Lorantheen, Bignonien, Apocyneen, Sapoteen, Synantherеen, Rubiaceen, Myrtaceen, Rhizophoreen an allen Küſten in größter Fülle, Myriſticeen, die für den Verkehr von beſonderer Bedeutung ſind, Leguminoſen, doch nicht von ſolcher Verſchiedenartigkeit, als man erwarten ſollte, Cucurbitaceen, Euphorbiaceen, Urticien, Meliaceen, beſonders häufig und mannigfaltig Arten von Ficus.

Die Fauna Neu-Guinea's hängt mit der der Molukken und des nördlichen Auſtralien eng zuſammen, und iſt namentlich von der des letzten Landes viel weniger geſchieden, als die Flora. Mammalien ſcheint es überaus wenig zu geben; man kennt ihrer nur zwiſchen zwanzig und dreißig Arten, ſie ſind bis auf einige Fledermäuſe und Nagethiere, einen Paradoxurus, einen Sciurus und einige Schweinearten (vielleicht auch den Babirusa), alles Beutelthiere, von denen jedoch nur eines ſich auch in Auſtralien findet, die übrigen theils dem molukkiſchen Geſchlecht Cuscus angehören, theils eigenthümliche Geſchlechter bilden, wie das auf Bäumen lebende Känguru (Dendrolagus). Mehr noch als in den Mammalien tritt die Verwandtſchaft mit N.-Auſtralien in den Vögeln hervor, die überhaupt den ausgezeichneten Theil der Fauna des Landes bilden. Kein Theil der Erde, einige Gegenden S.-Amerika's vielleicht abgerechnet, kommt an Schönheit und Eigenthümlichkeit der

Vögel Neu-Guinea gleich, das zwar darin den Molukken und N.-Auſtralien gleich nahe ſteht, dabei aber auch ganz eigenthümliche Formen aufweiſet, wie die faſt ganz auf Neu-Guinea beſchränkten Paradiesvögel, ein Geſchlecht, das an Schönheit und Eleganz ſeinesgleichen ſucht, die Krontaube (Goura) und andere mehr. Von den Reptilien finden ſich alle Familien verbreitet; in den Inſekten tritt hauptſächlich die Verwandtſchaft mit denen der Molukken, weniger mit den auſtraliſchen hervor, wenn es gleich an beiden Ländern gemeinſamen Formen durchaus nicht fehlt, und Käfer und Schmetterlinge ſind durch Fülle wie durch Schönheit und Eigenthümlichkeit der Bildung ſehr ausgezeichnet. An ſchädlichen Inſekten iſt kein Mangel. Fiſche, Mollusken, Zoophyten ſind ebenſo häufig, als ſchön, allein wie in N.-Auſtralien überwiegend von indiſchem Charakter. Das Klima Neu-Guinea's iſt begreiflich ſehr heiß, wenn auch in Küſtenländern der Wind die Hitze ſehr mäßigt. Dies und die große Feuchtigkeit, deren Wirkungen durch die Dichtigkeit der Wälder noch verderblicher werden müſſen, erzeugt eine Ungeſundheit, welche, wenn ſie auch hier und da, z. B. in Doreh, nicht jederzeit hervortritt, doch faſt allenthalben das Küſtenland für die Europäer im höchſten Grade gefährlich macht. Die Vertheilung der Jahreszeiten hängt von den Monſunen ab, in deren Bereich das ganze Land liegt, die aber ſchon lange nicht mehr die Regelmäßigkeit zeigen, wie in den indiſchen Inſeln. Außer der Ungeſundheit des Klima's, der Dichtigkeit der Wälder und der Rohheit der Bewohner wird die Schwierigkeit des Eindringens in das Innere Neu-Guinea's noch durch den Umſtand erhöht, daß die Küſten ſo wenig gegliedert, ſo einförmig gebildet ſind; nur der NW.-Theil macht eine Ausnahme, er iſt auch für den Verkehr der bedeutendſte und der am beſten erforſchte. Man kann demnach Neu-Guinea in drei Theile theilen, die nordweſtliche Halbinſel an der W.-Seite der Geelvinkbai oder die Landſchaft Wonim, die ſüdöſtliche Halbinſel des Owen Stanley-Gebirges und der große ungegliederte Haupttheil zwiſchen beiden. Die Nachtheile, welche aus dieſem Mangel an Gliederung entſpringen, werden einigermaßen durch die Inſelgruppen ausgeglichen, welche ſich um das Hauptland lagern, im NW. die Papuagruppe (mit Miſol), an der N.-Küſte die Gruppen Moa, Schouten, Dampier und Rook, am O.-Ende die Gruppen Entrecaſteaux, Moresby, Muju und Kivirai und der Archipel der Louiſiaden (Maſſims), an der S.-Seite die Inſeln der Torresſtraße. Auch die vor der W.-Küſte liegende Gruppe Aru würde durch ihre Natur und Bewohner ſich trotz der größeren Entfernung von Neu-Guinea dieſen anſchließen, iſt aber durch politiſche und commercielle Beziehungen ſo eng mit den ihr auch näher liegenden Molukken verbunden, daß ſie jetzt dieſen zugerechnet wird. (Carl E. Meinicke. Die Inſeln des Stillen Oceans. Leipzig 1875. 8°. I. Bd., S. 73—77.)

Anſicht von Doreh.

An der NW.-Spitze Neu-Guinea's liegt die Gruppe der Papua-Inſeln, großentheils hohe, bergige, ſteil aufſteigende und mit dichten Wäldern bedeckte Eilande, darunter beſonders zwei größere, Waigiu und Salawati, denen ſich noch eine dritte, Miſol, die gewöhnlich nicht dazu gerechnet wird, ihrer gleichartigen Beſchaffenheit halber anreihen läßt. Am anderen öſtlichen Ende deutet der Louiſiaden-Archipel eine Verlängerung Neu-Guinea's an; er beſteht aus einer großen Anzahl von Inſeln, unter denen nur drei größere, faſt alle von Barrièreriffen umgeben, theils Lagunengruppen, wie denn auch die Menge der Korallenriffe die Fahrt zwiſchen dieſen Inſeln ſehr gefährlich macht. Der nördlich liegende Neu-Britannia-Archipel zerfällt zunächſt in zwei große und eine kleinere, nahe bei einander liegende Inſeln, an die ſich zwei kleine Gruppen, die franzöſiſchen und die hiberniſchen Inſeln anſchließen; im weiteren Sinne gehört noch zu Neubritannien der kleine Archipel der Admiralitäts-Inſeln. Die einzelnen Eilande ſind übereinſtimmend nur ſchmal bei großer Länge, bis auf wenige kleine hoch und gebirgig und mit dichten Wäldern bekleidet — impoſanten Wildniſſen, die von der Feuchtigkeit des Klima's wie von der Fruchtbarkeit des Bodens Zeugniß ablegen. Fauna und Flora zeigen offenbare Verwandtſchaft mit jenen Neu-Guinea's und der Molukken. Faſt die gleiche Beſchaffenheit beſitzen die zahlreichen Inſeln der Salomonsgruppe, welche in zwei parallelen Reihen ſo geordnet ſind, daß die öſtliche früher im N. beginnt, allein im S. eher aufhört, während die weſtliche viel weiter nach S. reicht; man unterſcheidet darunter ſieben beſonders große, von denen vier in der öſtlichen, drei in der weſtlichen Reihe liegen. Ein nicht allzu breiter Canal trennt die ſüdlichen Salomonen von den Königin Charlotte-Inſeln, zuſammen ſieben meiſt kleinere, außer einer Gruppe flacher Korallen-Inſeln. Bis auf die nördlichſten ſind ſie alle hoch, die Berge aber nicht bedeutend; keiner ſcheint die Höhe von 1000 M. zu erreichen. Obwohl dieſe Eilande mit Ausnahme der einzigen Wanikoro zu den am wenigſten bekannten des Oceans gehören, weiß man doch, daß ihr Geſtein vorherrſchend vulcaniſcher Natur iſt und eine derſelben einen thätigen Feuerberg beſitzt. Die Zahl der ſüdlich benachbarten Neuen Hebriden läßt ſich genau nicht angeben; ſehr bedeutender zählt man zwei, von mittlerer Größe ſind elf, kleinere vierzehn, außerdem der Inſelchen und Felſen noch viele. Der Anblick der Neuen Hebriden iſt überaus maleriſch und anziehend; die faſt jederzeit hohen, ſteilen Küſten begrenzt ein tiefes, im Ganzen gefahrloſes Meer; Korallenriffe finden ſich nur an einzelnen Stellen, nicht ausgedehnt

und einzig in der Form der Küstenriffe. Wie alle Inseln, die der Barrièrenriffe entbehren, haben sie wenig Häfen, man kennt deren nur 2—3 gute. Das Innere ist stets bergig, doch übersteigen die höchsten Spitzen selten 1500 M.; aus dem Vorkommen thätiger, noch häufiger erloschener Vulcane läßt sich auf den vulcanischen Ursprung dieser Gruppe schließen; auch werden die überaus heißen Inseln oft von zerstörenden Erdbeben heimgesucht. Fauna und Flora schließen sich noch enge an die indische an, letztere jedoch hauptsächlich nur auf den nördlichen Inseln; in den südlichen dagegen zeigt sich mit den indischen Elementen gemischt ein anderes, der neuseeländischen Flora angehöriges, das in dem Auftreten charakteristischer Pflanzenformen, wie Dammara und Podocarpus, Syngenesisten, Farren, endlich des Sandelholzes sich äußert und zugleich die Verwandtschaft mit den Floren von Neu-Caledonien und Viti erklärt. (Nach Meinicke. Die Inseln des Stillen Oceans.)

Von allen Archipelen Melanesiens ist Neu-Caledonien, welcher außer der großen, diesen Namen tragenden und durch ihre Abgeschlossenheit gegen die Außenwelt auffallenden Insel, noch die kleinen am N.- und S.-Ende derselben und die Gruppe der Loyalty umfaßt, der bedeutendste und für die Europäer wichtigste. Neu-Caledonien bildet seit 24. September 1853 einen Theil der oceanischen Besitzungen Frankreichs, dessen in Port de France oder Numea residirender Gouverneur unter dem Generalgouverneur von Oceanien steht, und wird als Strafcolonie benützt, wohin sowohl gemeine Verbrecher als in letzterer Zeit auch die verurtheilten Communarden deportirt wurden.

Die etwa 16,500 □ Km. große Insel erstreckt sich in der Richtung von WNW. nach OSO., ist 40—60 Km. breit und von gefährlichen Korallenriffen und Sandbänken eingeschlossen. Der Boden im Innern ist fruchtbar, das Klima mild und den Europäern sehr zuträglich, die Berge sind dicht bewaldet, der Zugang zu denselben aber gefährlich, und die Anpflanzungen, die nicht geschützt liegen, werden durch häufige Stürme heimgesucht. Nach den Berichten eines Engländers gedeiht indeß das auf Neu-Caledonien einheimische Zuckerrohr ganz vorzüglich. Weniger günstig steht es mit der Baumwollencultur. Kaffee gedeiht überall gut, und mit Zucker zusammen wird er auf den Pflanzungen am großen Fluß gebaut. Mais kommt prächtig fort, und mit der Reiscultur sind günstige Versuche an der O.-Küste unternommen worden. Besonders geeignet zur Reiscultur sind die Stellen, wo die Eingebornen ihren Taro (Arum esculentum) pflanzten. Unter den Mineralien ist Neucaledonien reich an Gold, noch mehr aber an Nickel, einem bisher noch immer verhältnißmäßig seltenen Metall, d. h. es gibt nur wenige Punkte auf der Erde, wo seine Erze in so reichlicher Menge vorkommen, daß sie mit entsprechendem Vortheil bergmännisch zu gewinnen sind. Die wichtigsten, bislang in Arbeit genommenen Nickelminen Neucaledoniens befinden sich auf der O.-Küste der Insel, und darunter sind wieder die Ballardmine in Onilaw und die in Kannala die bedeutendsten. Auf der Insel mögen sich gegen 30,000 Eingeborene befinden, und die Männer, musculös und folgsam, arbeiten mitunter für 40 Pf. den Tag über. Die eingeborenen Neucaledonier haben den Franzosen seinerzeit tapferen Widerstand entgegengesetzt und sind auch in der That keine zu verachtenden Gegner. Sie huldigen der Anthropophagie; es fehlt ihnen nicht an Feuerwaffen, ihre Haupttaktik besteht aber in Ueberfällen aus schlau gelegten Hinter-

halten. Einige Stämme ſind jetzt noch an 2000 Seelen ſtark, doch iſt auch hier, wie überall, wo Oceanier mit Weißen freundlich oder feindlich zuſammentreffen, eine raſche Abnahme der Bevölkerung bemerkbar. Verſchiedene Urſachen treffen auf Neu-Caledonien zuſammen, um dieſe Abnahme zu beſchleunigen: die Eingebornen ſind unter ſich ſo ſtreitſüchtig und grauſam wie gegen Fremde; die Polygamie begünſtigt den Haß der Familienmitglieder unter einander, die weiblichen Geburten ſind weit geringer als die männlichen, dieſe aber durch Krieg, Trunkſucht und einheimiſche wie importirte Laſter dem raſcheren Untergang unterworfen; Schmutz und Mangel an geſunder Wohnung und Kleidung begünſtigen die Bruſtkrankheiten, Schwindſucht und ähnliche Uebel, welche zahlreiche Opfer fordern. Das Klima iſt mild, aber feucht, und die phyſiſche Widerſtandskraft der Oceanier bei ausbrechenden Seuchen gering. Viel mag dazu auch der Mangel an animaliſcher Nahrung beitragen. Die Miſſionäre ſuchen die Eingebornen durch Geſchenke von Fleiſchſpeiſen anzulocken, aber es kommt vor, daß die Inſulaner plötzlich wieder lau werden, wenn die Speiſung ausbleibt. So antwortete ein ſolcher auf Befragen des Miſſionärs, warum er nicht zur Kirche gekommen ſei: „Du haſt mich das letztemal mit der Fleiſchzahlung warten laſſen.“ Das Verhältniß zwiſchen Eingebornen und Coloniſten hat ſich bisher trotz der Pacificirung der Inſel als mißlich erwieſen; man traut einander nicht über den Weg, und die Coloniſten haben es bisher nicht verſtanden ſich die Inſulaner als Arbeiter durch gute Koſt, Lohn und menſchliche Behandlung dienſtbar zu machen.

Die nahen, gleichfalls franzöſiſchen Loyalty-Inſeln, deren etwa 15,000 Eingeborne mit jenen Neu-Caledoniens zweifelsohne verſchwiſtert ſind, darf man als ziemlich chriſtianiſirt bezeichnen; ſie ſind durch proteſtantiſche Glaubensboten gewonnen worden, wie denn auch in Neu-Caledonien die meiſten Anſiedler ſich zur evangeliſchen Kirche bekennen.

§. 4. Mikroneſien.

Nördlich vom Aequator, zwiſchen Neu-Guinea und den S.-Küſten Japans iſt der große Ocean mit einem Schwarme unzähliger kleiner Inſeln erfüllt, welche zum Theile mit den Eilanden Melaneſien parallel ziehend einen zweiten, äußeren Inſelgürtel um das auſtraliſche Feſtland darſtellen. Wegen ihren auffallend geringen Dimenſionen nennt man ſie Mikroneſien, und zerfallen dieſelben in drei Archipele. Der öſtliche gliedert ſich wieder in zwei Abtheilungen, welche die Geographen die Gilberts- und die Marſhall-Inſeln nennen; auf ihn folgt im W. der große Archipel der Carolinen, zu welchem auch die Pelew- oder Palau-Inſeln, auch weſtliche Carolinen genannt, gehören, und nördlich von dieſem der der Ladronen oder Marianen, an den ſich nördlicher noch eine Zahl von kleinen Inſeln und Gruppen anreiht, von denen die bedeutendſte jene der Bonin-Inſeln iſt; ſie werden auf manchen Karten mit dem Namen der Magalhães-In-

seln und des Anson-Archipels bezeichnet und sind zum größten Theile unbewohnt. Die anderen Eilande werden von dem hellfarbigen Menschenschlage bevölkert, welcher sich auch über Polynesien erstreckt und zu den Papua Melanesiens in schroffem Gegensatze steht.

Der Archipel der Marshall- und Gilbert-Inseln, auch Mulgrave-Archipel genannt, erstreckt sich von 12° n. Br. bis 3° s. Br. östlich von den Carolinen in der Richtung von NNW. nach SSO., und wird durch eine breite Straße in zwei Theile geschieden, von denen der nördliche den Namen der Marshall-Inseln trägt, während der südliche Gilbert-Inseln, von den Walfischfahrern aber Kingsmill-Inseln genannt wird. Die Marshall-Inseln zerfallen dann wieder in zwei Abtheilungen: in die westliche, Ralik, in die östliche, Ratak. Von allen diesen Inseln, zusammen 46, sind die acht kleinsten flache, von Riffen umgebene Koralleninseln; alle übrigen Lagunengruppen.

Die Vegetation ist zwar üppig, steht aber an Fülle und Mannigfaltigkeit derjenigen der Carolinen nach, und nimmt in den Marshall-Inseln gegen N. immer mehr ab und verkümmert. Das nutzbarste Gewächs ist der Pandang, der in mehr als zwanzig Abarten vorkommt und auf vielen Inseln das Hauptnahrungsmittel ausmacht. Die Frucht wird in Gruben gebacken und so gegessen; auch bereitet man daraus ein unter dem Namen Mogan bekanntes Confect. Dem Pandang zunächst steht die Cocosnuß, die nicht nur Trank, Speise, Oel und Gefäße, sondern auch Bast zu Schnüren und Seilen liefert. Ohne die Fasern dieser Nuß würden die Eingebornen nicht an Schifffahrt denken können. Der Brodfruchtbaum ist nicht überall gemein, und findet sich nur in den feuchten Niederungen der bewohnten Inseln. Aus der Pia-Wurzel (Tacca pinatifida) wird ein nahrhaftes Mehl gezogen. Auf vielen Inseln trifft man auch mehrere Arten Arum und den Pisang an und wird Yam gebaut. Ueberdieß liefern einige Hibiscusarten ein starkes Bast. Landsäugethiere gab es auf den Inseln gar nicht; die eingeführten Ziegen, Schweine und Katzen haben sich zahlreich vermehrt, sind aber verwildert. Außer Hühnern kommen blos Wald- und Wasservögel, doch nicht in großer Mannigfaltigkeit, vor. Unter den Amphibien sind die Seeschildkröten, unter den Fischen zwei Arten giftiger Rochen von ungeheurer Größe zu erwähnen. Fliegende Fische und Haifische sind häufig. Die Mannigfaltigkeit ein- und zweischaliger Muscheln ist sehr groß, darunter das Tritonshorn, das als Trompete dient, und die Perlmutter, die zu Messern geschärft wird. Trepang ist in Menge vorhanden. Die Bevölkerung dieser Inseln ist in der nördlichen Abtheilung, deren 30 Inseln kaum 10,000 Einwohner haben mögen, weniger stark als auf den Gilbert-Inseln, die wahrscheinlich über 40,000 Einwohner zählen, und daher nicht blos die am dichtesten bewohnten des ganzen Oceans sind, sondern überhaupt zu den am stärksten bewohnten Theilen der Erde gehören. Man möge nur bedenken, daß das bewohnbare Land auf diesen Inseln zusammen höchstens 100 □Km. beträgt. Die Bewohner sämmtlicher Inseln gehören den Mikronesiern an; doch bestehen zwischen ihnen große Verschiedenheiten. Die Bewohner der Gilbert-Inseln sind stark kupferfarbig, die der übrigen Inseln von hellerer Hautfarbe.

Die Carolinen, zwischen Neu-Guinea im S. und den Ladronen im N., erstrecken sich durch 30 Längengrade oder fast 3000 Km. von W. nach O. Durch zwei breite Canäle werden sie in drei Abtheilungen geschieden, deren westlichste unter anderem die größte aller Lagunengruppen des

Archipels, nämlich die Palau-Inseln umfaßt. Nordöstlich von diesen folgt die kleine Gruppe Lamoliork (Matelotas) und dann die größere hügelige Insel Yap. Die mittlere Abtheilung enthält die größte Anzahl Eilande, und mit einer einzigen Ausnahme sind es sämmtlich Laguneninseln. Ruk oder Hogolu ist die merkwürdigste der ganzen Abtheilung; sie besteht aus einem Lagunenriff von 185 Knt. Umfang, in dessen Lagunen sich wiederum einige gebirgige Inselchen ausbreiten. Die meisten Carolinen sind niedrig; die hohen Inseln aber vulcanischer Natur und voll steiler zackiger Berge. Das Klima ist gesund und wird durch erfrischende Winde gemäßigt.

Die Cocospalme, der Pandang und der Pisang sind über alle Inseln verbreitet; sonst findet man auf den hohen Inseln die Arecapalma, das Bambu, den Gewürznelkenbaum, die Orange, das Zuckerrohr, die Betelstaude, süße Bataten und Arum oder Taro verschiedener Arten (Arum esculentum), wogegen man auf den niedrigen Inseln vorzugsweise den Brotfruchtbaum (Artocarpus incisa L.) antrifft, welcher dort ebenso die alleinige Nahrung bildet wie auf den Eilanden die Tarowurzel. Die Bewohner der Carolinen, etwa 28—30,000 Köpfe, gehören dem malayo-polynesischen Menschenstamme an, sind groß und stark gebaut, von nußbrauner Hautfarbe auf den östlichen, von dunkelkupferfarbiger auf den Palau-Inseln. Alle lassen ihr krausgelocktes Haar lang wachsen und schlagen es hinten dicht am Kopfe in eine Locke. Auf den westlichen Inseln haben die Eingebornen in Folge des Betelkauens in der Regel ganz schwarze, auf den östlichen meist sehr schöne weiße Zähne. Die Bekleidung beschränkt sich auf das Nothdürftigste; das Tättowiren ist allgemein und in dem durchbohrten Nasenbein pflegt man wohlriechende Blumen, in den Ohren einen Schmuck von Schildpatt oder auch andere Gegenstände, z. B. Cigarren, Messer u. s. w. zu tragen.

Die westlichen Carolinen oder Palau hat ein deutscher Gelehrter, Prof. Dr. Carl Semper, während eines zehnmonatlichen Aufenthaltes erforscht und uns mit den dort herrschenden sehr eigenthümlichen Sitten vertraut gemacht. Heute noch wie vor neunzig Jahren ist Mugul = schlecht der Ausdruck für etwas nach dem conventionellen Sittlichkeitscodex der Inseln Verwerfliches; denn so locker in geschlechtlicher Beziehung die Sittlichkeit ist, so festbegründet ist in dem durchaus aristokratischen Staatswesen die Etiquette. Es belauscht z. B. nie ein Mann die Weiber im Bad; ähnlich erzählt Semper, daß seine einheimischen Begleiter, als er mit ihnen an einem Wasserbecken vorbeikam, in welchem Weiber badeten, einen Warnungsruf ausstießen. Es ist deßhalb auch der Badeplatz der Frauen der sicherste und beliebteste Ort für heimliche Zusammenkünfte. Zum Glück dauert auf diesen Inseln die Toilette der Damen nicht lange. Die Weibertracht besteht sehr einfach aus zwei Blätterschürzen, welche von den Hüften bis zum Knie reichen, seitlich offen sind und durch einen Gürtel zusammengehalten werden. Zum guten Tone gehört auch, daß sich Männer niemals mit ihren rechtmäßigen Frauen zusammen auf der Straße oder in fremden Häusern sehen lassen, doch gelten diese Sitten nur bei ihnen, Fremden lassen sie die größte Freiheit, und so konnte Semper sich nicht retten vor Damenbesuchen, welche sein Schlafzimmer und Bett occupirten, sich bewirthen ließen und seine Sachen musterten. Eine Häuptlingsfrau, welcher Semper seinen Hut, dessen Bau dieselbe sehr zu interessiren schien, im Scherze aufgesetzt hatte, wurde im höchsten Grade erzürnt; es sei „Mugul" für eine Eingeborene, den Kopf zu bedecken; ein andermal wurde ein Häuptling im höchsten Grade erzürnt, weil Semper ihn direct nach seinem Namen gefragt hatte; und dann war er wieder Zeuge einer heftigen Scene zwischen dem König oder Häuptling und einem spanischen Mestizen Gonzalez, weil dieser den König in der Sprache des gemeinen Volkes angeredet hatte. Es muß nämlich hier, wie auf Java und in andern malayischen Städten, der niedriger Stehende den Höheren in der feinen Sprache anreden; der Vornehme bedient sich dagegen umgekehrt der gewöhnlichen Volkssprache. Auch einen Orden kennen die Palau-Insulaner. Der König hat allein

das Recht ihn zu verleihen, er kann ihn auch dem in Ungnade Gefallenen wieder abnehmen. Er heißt „Klilt“ und ist der erste Halswirbel (Atlas) des Dugong, der indischen Seekuh (halicore). Das Anlegen des Ordens ist wie das Abnehmen eine grausame Procedur; mit Gewalt wird die Hand durch das enge Loch gepreßt, dabei geht oft ein Finger verloren, die Haut wird jedesmal mit fortgerissen. Der Orden wird von Seefahrern durch den Staat gegen Trepang angekauft. Ueber die unter beiden Geschlechtern zwischen Altersgenossen bestehenden Gilden und Genossenschaften (Clöbbergölls) hat Semper zuerst umfassende Mittheilungen gegeben. Die öffentlichen Arbeiten der Clöbbergölls der Männer sind folgender Art: 1) Dienst im Kriege, zu Lande wie zu Wasser; 2) Frohnarbeiten bei Gelegenheit der Abhaltung aller öffentlichen Feste ohne Unterschied; 3) das Bauen der Häuser, in welchen die Clöbbergölls leben; 4) das Nähen der Segel zu ihren Kriegsböten; 5) das Fangen gewisser Fische, vorzüglich der mächtigen Rochen. — In ganz ähnlicher Weise, wie die Männer, bilden auch die Weiber ihre Genossenschaften, die wie bei jenen ihre Anführer haben und die denen der Männer gegenüber die Rechte einer anerkannten Corporation besitzen, ohne freilich an den öffentlichen Arbeiten und am Kriege theilnehmen zu müssen, oder ihre Mitglieder zum Bewohnen gemeinschaftlicher Häuser zwingen zu können. (Carl Semper. Die Palau-Inseln im Stillen Ocean. Reiseerlebnisse. Leipzig 1873. 8°.)

Auch der dritte Archipel Mikronesiens, die Marianen, Ladronen- oder Diebsinseln werden durch eine breite Straße in zwei Abtheilungen geschieden und bilden vom 13.° bis zum 21.° n. Br. eine von N. nach S. gestreckte Reihe von 15 Inseln mit einem Flächengehalt von zusammen 1050 □Km., welche nur von 5—6000 Menschen bewohnt werden und unter spanischer Herrschaft stehen. Der vom Generalcapitän in Manila abhängige Gouverneur wohnt in Agaña auf Guajan oder Guam, der 2000 Einwohner zählenden Haupt- und einzigen Stadt der Colonie, welche als Verbannungsort dient. Die flachen Küsten der südlichen Inseln sind mit Korallenriffen umgeben, hinter denen gute Häfen liegen, und ihr Boden ist überaus reich, fruchtbar und durch zahlreiche Bäche gut bewässert. Die nördlichen Eilande sind dagegen im Verhältnisse zu den südlichen unfruchtbar und arm an Pflanzen: aber voll zackiger pittoresker Berge, die jedoch die Höhe von 1000 M. nicht zu übersteigen scheinen, und durchaus vulcanisch. Neben erloschenen gibt es noch thätige Feuerberge, die Küsten sind hier steil und hoch, ohne Riffe und Gefahren, aber auch ohne Häfen. Nach den Forschungen der Challenger-Expedition befindet sich südwestlich der Ladronen-Gruppe eine der tiefsten Stellen des Oceans; der „Challenger“ machte dort in 11°24′ n. Br. und 143° 16′ ö. L. v. Gr. die tiefste Sondirung der ganzen Reise, nämlich 4575 Faden. Im W. von den Marianen und des Bonin-Archipels findet sich eine tiefe, durchschnittlich 2400 Faden messende Furche des Meeresbodens, welche zwischen die sonst fast gleich tiefen Gewässer der Marianen und Carolinen hinzieht. Tiefwasser von 2300 bis zu 2500 Faden hält auch bis nahe bei Japan an.

§. 5. Polyneſien.

Polyneſien zerfällt in acht Archipele, denen ſich noch einige kleinere Inſelgruppen anſchließen. Der weſtlichſte iſt der Archipel Viti, im O. der neuen Hebriden; von ihm öſtlich liegt der Archipel Tonga und von dieſem im N. Samoa, endlich zwiſchen dieſen Archipelen noch einige Inſeln zerſtreut und nördlich von Samoa die kleine Gruppe der Tokelau und im NW. von ihr die Gruppe der Ellice-Inſeln, die Lagunen-Inſeln der Miſſionäre. Den Raum zwiſchen Tonga und den Societätsinſeln nimmt der aus weit zerſtreut liegenden Inſeln beſtehende Archipel Hervey ein; auf ihn folgt im O. der Archipel der Societäts-Inſeln, zu dem auch die ſüdlich liegenden Inſeln gehören, die gewöhnlich den Namen der Auſtral-Inſeln oder Tubuai-Gruppe führen, und öſtlicher der große Archipel der Paumotu, an den ſich noch weiter im O. Rapanui oder die Oſter-Inſel anſchließt. Nördlich von den Paumotu liegt der Archipel der Marqueſas und im W. und NW. von ihm mehrere weit zerſtreute Inſelchen, die man in drei Gruppen vereinigt hat: die Penrhyn- oder Manahiki-Gruppe im N. der Paumotu, die Phönix-Inſeln nördlich von Tokelau und die America-Gruppe nördlich non den Penrhyn-Inſeln. Der letzte polyneſiſche Archipel iſt endlich der jener Hawaii-Inſeln, an den ſich eine Reihe kleiner, von ihm nach NW. ſich hinziehender Inſeln anſchließt. (Meinicke. A. a. O. S. 18.)

Die Gruppe der Viti oder, jedoch weniger richtig, Fidſchi-Inſeln, öſtlich von den Neuen Hebriden, zwiſchen 16° und 20° ſ. Br. und zwiſchen 177° und 182° ö. L. v. Gr., iſt mit Korallenriffen durchwirkt und bildet einen aus 154 kleinen Continenten, darunter zwei größere Inſeln, beſtehenden Archipel, der etwa zum dritten Theile bewohnt, vulcaniſchen Urſprunges iſt und deſſen Geſammtfläche auf 20,807 □Km. berechnet wird. Der Boden iſt ſo ergiebig, daß auf den Inſeln eine Million Menſchen wohnen könnten. Die Bevölkerung ſämmtlicher Inſeln wird indeß für 1871 angenommen: Inſel Viti-Levu 70,000 Eingeborene, 450 Weiße; Inſel Vana-Levu 33,000 Eingeborene, Weiße 500; die kleinen Eilande zuſammen 43,000 Eingeborene, 1090 Weiße; die Geſammtzahl alſo 146,000 Eingeborene und 2040 Weiße. (S. Behm und Wagner, „die Bevölkerung der Erde", II, Gotha 1873.)

Die eingeborene Bevölkerung gehört einer gemischten Race, zwischen der melanesischen und polynesischen stehend, an und hat noch wenig von der civilisirten Lebensart der eingewanderten Weißen angenommen, ja sie huldigt mit Leidenschaft dem Menschenfraße, welcher ihr als die größte Delicatesse gilt. Die einzelnen Bewohner sind in etwa 12 oder 13 Stämme getheilt, die unter ebensoviel Häuptlingen stehen, deren einer den Titel König führt. Was die Religion der Viti-Bewohner betrifft, so hat das christliche Bekenntniß besonders durch protestantische (englische) Missionäre in der neuesten Zeit angeblich große Fortschritte gemacht. Die Zahl der wirklichen Christen wird auf 18,500 angegeben. (Ueber diese Inseln siehe: Berthold Seemann. Viti: an account of a government mission to the vitian or fijian islands. Cambridge 1862. 8°.) Die Viti-Inseln, welche als die reichste und wichtigste Gruppe Polynesiens geschildert werden, sind mit Rücksicht auf diesen erfreulichen Umstand im October 1874 von den Engländern annectirt worden, welche sich dieselben von dem früheren König, dem sein Titel erhalten blieb, in aller Form Rechtens abtreten ließen. So bilden die Viti-Inseln heute also dem Namen nach ein Königreich unter britischer Hoheit, in welchem der englische Gouverneur mit autonomer Selbständigkeit herrscht. Natürlich weiß man auch schon von gewaltigem Fortschritt in der Civilisation zu melden, welchen die Eingebornen unter dem neuen britischen Regime binnen Jahresfrist gemacht haben. So finden z. B., wie aus den dortigen Zeitungen hervorgeht, Culturgegenstände, wie feine Leibwäsche, Parfümerien und Delicatessen einen recht guten Absatz unter den hochgestellten Vitianern, die ihren englischen Vorbildern in dieser Hinsicht energisch nacheifern. Kurz, die lange Laufbahn vom Menschenfresserthume bis zur modernen Verfeinerung und Ueberverfeinerung legen diese Australasier mit gewaltigen Sätzen in wenigen Generationen zurück. Sie könnten es weit bringen, wenn ihnen die Civilisation nicht gar zu sehr zusetzte und ihre Reihen derart verdünnte, daß man ihr völliges Aussterben befürchten muß. Denn es scheint, daß die Bewohner der Viti-Inseln unter äußerst unglücklichen Auspicien in die Reihe der civilisirten Nationen eingeführt worden sind. Eine Masernepidemie ward nämlich durch das englische Kriegsschiff „Dido", welches den Exkönig nach Neu-Süd-Wales und zurückbrachte, eingeschleppt. Alle Anstrengungen, ihrer Ausbreitung Einhalt zu thun, blieben vergeblich. Auffallenderweise waren es die Häuptlinge, die zuerst der Krankheit zum Opfer fielen. Einer nach dem andern starben sie dahin in stummer Ergebung. Diese bildet überhaupt einen Grundzug im Charakter des Volkes. Die Eingebornen waren wie gelähmt und weigerten sich, einander beizustehen. Der Glaube an ein unabweisbares Schicksal ist festgewurzelt. Aerztliche Behandlung stieß auf hartnäckigen Widerstand. So manifestirt sich denn überall das Verhängniß der Südsee-Bevölkerung; sobald sie mit dem „Segen" der europäischen Cultur in Berührung kommt, ist sie rettungslos dem Tode geweiht.

Kronprinz der Viti-Inseln.

Südöstlich von Viti liegen die Freundschafts-Inseln oder Tonga, die in drei durch schmale Straßen geschiedene Abtheilungen zerfallen. Die südliche Gruppe enthält die Hauptinsel Tongatabu. Der Boden der von gefährlichen Korallen-Riffen umgebenen Eilande ist zwar fruchtbar, entbehrt aber belebender Wasser-Adern. Die 30,000 Einwohner, hellfarbige Polynesier, überragen alle andern Insulaner des südlichen Oceans an geistiger Bil-

dung, und zeigen im Bau ihrer Häuser, in Herrichtung ihrer Geräthschaften, Kleider, Waffen u. s. w. Geschick und einen gewissen Grad von Kunstfertigkeit. Die nördliche und die mittlere Gruppe bilden den Staat Vavao.

Auf der Insel gleichen Namens residirt der König Georg, ein Regent der durch tapfer und geschickt geführte Kriege, sowie durch weise Maßregeln und umsichtige Diplomatie verschiedene Gruppen des Archipels unter sein Scepter vereinigt hat. Seine Unterthanen sind meist zum protestantischen Christenthum bekehrt; bei der Milde und Einsicht, mit welcher er die Regierung führt, ist seine Person eine Garantie für die Sicherheit und das Wohlergehen der europäischen Colonisten. Die Tonga waren bis vor einigen Jahren für den Handel der Südsee von untergeordneter Bedeutung. An Größe und Flächeninhalt den meisten der andern bedeutenderen Inselgruppen der Südsee nachstehend, hat dieser Archipel vor diesen, vom Standpunkte der Productionsfähigkeit betrachtet, die großen Vorzüge, daß er nur culturfähige fruchtbare Continente umfaßt, und daß eine geordnete einheimische Regierung auf ihm besteht, welche gewußt hat den Frieden seit Jahrzehnten aufrecht zu erhalten. Gerade aber die Ertragsfähigkeit des Erdreichs ist, dadurch daß sie der Bevölkerung gestattet ihre Bedürfnisse ohne viel Arbeit und Anstrengung zu befriedigen, die Veranlassung, daß die dem polynesischen in höherem Grad als dem melanesischen Volksstamm angeborne Unlust zu einer regelmäßigen Arbeit genährt wurde. Dieser Umstand hat hemmend auf die Export-Production zurückgewirkt. Einige Europäer, darunter auch Deutsche, haben trotzdem einen beschränkten Handel, hauptsächlich mit Cocosöl, nach Australien in Gang gebracht, der die gute Wirkung hatte, daß die Einwohner allmählig Geschmack an den in Bezahlung gegebenen europäischen Erzeugnissen, namentlich Waffen, Handwerkszeug, Kleiderstoffen u. s. w. fanden. Von den Wesley'schen Missionären, deren Hauptdomäne diese Inseln sind und die den durchgreifendsten Einfluß auf Regierung und Volk besitzen, wurde der Handel mit Europäern in keiner Weise begünstigt, weil sie einestheils schlechte Beispiele seitens dieser, andrerseits ein Sinken ihres eigenen Einflusses dadurch befürchteten.

Im N. der Tonga treffen wir den Archipel von Samoa oder der Schiffer-Inseln, richtiger der Navigatoren. Die Samoa bestehen aus vier größeren und mehreren kleineren Inseln, zusammen 3000 □ Km. umfassend. Die größeren sind Sawaii, Upolu, Tutuila und Manua. Der Haupthafen und zugleich die Hauptstadt Apia liegt auf Upolu, welches auch den 800 M. hohen Pik Tafua, einen regelmäßig abgerundeten Aschenkegel trägt, den ein ganz mit dichter Waldung erfüllter Krater krönt. Die Samoa-Gruppe kann zu den schönsten, ergiebigsten und anmuthigsten der ganzen Südsee gerechnet werden. Die Fruchtbarkeit des Bodens lohnt auch hier in hohem Maße den Anbau tropischer Producte. Die Bewohner, die hellfarbigsten der Polynesier, zählen gegen 35,000 Köpfe, davon 18,000 auf Upolu, und gehören ebenfalls dem Christenthume an.

Der früher kriegerische und räuberische Charakter der Samoaner soll jetzt wie umgewandelt sein, seitdem der Archipel (seit 1836) ein Hauptfeld der Missionsthätigkeit in der Südsee ist. Neben Schulen und Kirchen bestehen mehrere Anstalten zur Bildung von Lehrern, und in dem genannten Hauptort, in welchem sich viele handeltreibende Europäer niedergelassen haben, sind auch die fremden Consuln ansässig. Das bedeutendste Ausfuhrproduct bildet das Cocosöl; die Waareneinfuhr geschieht von Sydney und durch amerikanische Walfischfänger. Auf den Samoa haben deutsche Handelsinteressen mehr, als bisher bekannt, ihre Ausbreitung ge-

funden und ſind zu lebenskräftiger Entfaltung gelangt. Die von deutſchen Kaufhäuſern dort angeknüpften und unterhaltenen Beziehungen haben, abgeſehen von ihrem jenen Ländern zu Gute kommenden commerciellen Ertrag, den iſolirten Eilanden jener Meereswelt die Segnungen eines geordneten Culturlebens zugeführt. Die entſtandenen Niederlaſſungen ſind meiſt hamburgiſcher Herſtammung; und zwar gehören die anſehnlichſten und beſtgepflegten derſelben dem Hauſe Godeffroy an. Als Hauptproducte werden auf den Viti-Inſeln Kaffee, Zuckerrohr und Mais gebaut. Neu-Seeland und Auſtralien bilden die Hauptabſatzgebiete; auf den Tonga-Inſeln wird die Cobra, das iſt der getrocknete und klein geſchnittene Kern der Cocosnuß, welcher flüſſiges Oel und Oelkuchen gibt, geerntet, außerdem Baumwolle, Mais und Perlmutter exportirt. Während noch in den letzten Jahren von dieſem Archipel kaum einige 100 Tons Cobra gewonnen wurden, beträgt die Ausfuhr jetzt an 3000 Tons. Auf den Samoa-Inſeln wird die Cocospalme für den Export gebaut, ſowie Baumwolle, Kaffee und Mais, auch werden einige Landesproducte aufgekauft und den, Kurzwaaren, Geräthe, Manufacturgegenſtände ꝛc. von Auſtralien einführenden Fahrzeugen als Rückfracht mitgegeben. Die Hauptbedeutung des Hafens von Apia beſteht darin, daß derſelbe Sammelpunkt der Producte aller der zahlreichen andern Inſeln des großen Oceans iſt, mit alleiniger Ausnahme von Tahiti und der anliegenden Continente. Ein Hinderniß für den wirthſchaftlichen Betrieb der großen Cocospalmencultur der Samoa iſt der Mangel an Arbeitskräften. Zur Verſtärkung derſelben ſind in letzter Zeit vielfach die Bewohner der Carolinen- und der Marſhall-Inſeln gewonnen worden. Die zur Ueberſiedelung geneigten Arbeiter verpflichten ſich dann auf 4 bis 5 Jahre zum Dienſt; die beſſere Ernährung, Wohnung, Pflege und Behandlung, welche die Inſulaner in den nach europäiſcher Weiſe eingerichteten Niederlaſſungen finden, üben eine große Anziehungskraft auf dieſelben aus, ſo daß es jetzt nicht mehr an Zuzug fehlt. Seit 1872 haben die Nordamerikaner auf den Samoa-Inſeln das Sternenbanner aufgehißt und das Protectorat der Inſeln übernommen: zu gleicher Zeit auch in dem geräumigen Hafen von Tutuila, Pango-Pango genannt, eine Kohlenſtation angelegt. Durch die Dampfſchiffe einer, San Francisco mit Auſtralien verbindenden Linie hat Pango-Pango nach beiden Seiten hin Verkehr erhalten, und dadurch iſt die kaufmänniſche Speculation in neueſter Zeit noch lebhafter angeregt worden.

Koralleninſel der Samoa-Gruppe.

Von den kleinen Inſel-Gruppen der Tokelau oder Union- und der Ellice-Inſeln iſt nicht viel zu berichten. Die erſteren ſind drei von etwa 500 Menſchen bewohnte Eilande mit Guanolagern und werden dieſerhalb von den Nordamerikanern beſetzt. Die anderen hingegen beſtehen aus 11 flachen Inſeln und eben ſolchen Inſel-Gruppen, deren zum Chriſtenthume

bekehrte Einwohner 2500 kaum überſteigen. Ebenſowenig bietet der ſehr ausgedehnte Hervey- oder Cooks-Archipel Anlaß zu längerem Verweilen. Es ſind 9—10 niedrige fruchtbare Korallen-Inſeln von Madreporenkalk, etwa 250 Km. im Umfang, aber wegen der Brandung und Riffe ſchwer zugänglich, dabei hafenlos und waſſerarm. Die größte Inſel iſt Raratonga, vulcaniſchen Urſprungs, gebirgig, mit fruchtbaren und bewäſſerten Küſtenebenen; ihr an Größe ziemlich gleichkommend iſt die ſüdöſtlichſte, Mangaia oder Mangia. Erzeugniſſe der Gruppe ſind: Cocospalmen, Brotfruchtbäume, Piſang, nebſt Kaffee, Baumwolle und Tabak. Die früher cannibaliſchen Einwohner, hellfarbig, kräftig, voll Ausdauer, kriegeriſch und gelehrig, ſind jetzt ſo civiliſirt, daß ſie Alle die Bibel leſen, ſich europäiſch kleiden, in ſteinernen Häuſern wohnen und in kleinen Staaten unter Häuptlingen vereinigt leben, dabei aber ſichtlich dahinſchwinden, ſo daß ihr völliges Ausſterben nur mehr eine Frage der Zeit iſt. Ihre Kopfzahl beträgt kaum mehr 10,000, wovon 6000 auf Raratonga entfallen.

Pic auf Moorea.

Weit höhere Bedeutung kommt den Societäts- oder Geſellſchafts-Inſeln zu, mit welchen wir das dem franzöſiſchen Einfluſſe mehr oder weniger direct unterworfene öſtliche Polyneſien erreichen. Die Franzoſen beſitzen — ſo kann man faſt ſagen — hier die Societäts-Gruppe, den Paumotu- und Marqueſas-Archipel nebſt den Tubuai- oder Auſtral-Inſeln. Dabei ſucht die franzöſiſche Regierung ſeit einiger Zeit ihr Protectorat auch über andere Inſel-Gruppen Polyneſiens auszudehnen, wobei ſie mit amerikaniſchen, deutſchen und eng-

liſchen Kauffahrern in Colliſion gerieth, welche glaubten, unbeſchränkt dem Handel mit den Inſulanern obliegen zu können, in einzelnen Fällen ſich aber auch wohl dem unerlaubten Menſchenhandel hingaben.

Die Geſellſchaftsinſeln, eilf Inſeln in der Richtung von NW. nach SO. an einander gereiht, gehören zu den am beſten bekannten der Südſee. Eine breite Meeresſtraße trennt ſie in eine weſtliche und öſtliche Abtheilung, die ſogenannten Leeward- und Windward-Islands der Engländer. Unter den Leeward-Inſeln ſind hauptſächlich die vier ſogenannten Königreiche von Huahine, Raiatea, Tahaa und Borabora zu nennen, wo ſich, von den anſäſſigen Weißen unterſtützt, ein Geiſt der Unabhängigkeit unter den Eingeborenen erhalten hat, weßhalb dieſelben von dem franzöſiſchen Schutzbündniſſe ausgeſchloſſen ſind. Die öſtliche Gruppe bilden Eimeo oder Moorea, im W. Maitea im O. und in der Mitte das ob ſeiner feenhaften Natur geprieſene Tahiti. Alle Inſeln zuſammen beſitzen einen Flächenraum von 1700 □Km., welchen 18,000 Menſchen bewohnen.

Die Hauptinſel Tahiti (1050 □Km. mit 10,000 Einw.), vulcaniſchen Urſprunges, durchaus gebirgig, ſteigt meiſt amphitheatraliſch gegen den Mittelpunkt der ziemlich runden Inſel an, welche durch einen niedrigen ſchmalen Iſthmus mit einer kleineren, gleichfalls rundlichen und gebirgigen Inſel verbunden iſt. Das überaus liebliche, geſunde Klima zeitigt alle Producte der Tropenwelt, die ſich nirgends in üppigerer Fülle wiederfinden. Die Wohlgerüche ſchöner Blumen erquicken den Wanderer, und eine Menge verſchiedenartiger Vögel, alle in tropiſcher Farbenpracht, ergötzen durch ihren Geſang und ihre Stimmen. „Schon die Fahrt längs der N.-Küſte der Inſel, ſchreibt Conſtantin Freiherr von Popp, iſt bezaubernd ſchön. Das niedere Vorland, welches von den ſteilen Bergesabhängen bis zum weißen Strand der Lagunen hinzieht, prangt in den üppigſten Schattirungen vom glänzenden Dunkelgrün des Brotfruchtbaumes bis zum ſaftigen Hellgrün des jungen Bananenblatts. Nach dem Innern der Inſel zu öffnen ſich romantiſche Thäler und Schluchten. Den Hintergrund bilden die Umriſſe des 2400 M. hohen Orohena. Die Schönheit dieſer Scenerie wird durch den Anblick übertroffen, der ſich dem Ankommenden plötzlich bietet, wenn das Schiff um das letzte Vorgebirge rundet und der Hafen von Papeete auf der Bildfläche erſcheint.“ In dieſem irdiſchen Paradieſe wandeln nun Menſchen, welche zu den ſchönſten der Erde gehören, deren wenig oder gar nicht verhüllte Körperformen die Bewunderung der erſten europäiſchen Entdecker hervorriefen. Die Schönheit der tahitiſchen Mädchen namentlich wird in den älteren Reiſebeſchreibungen ungemein gerühmt. In neuerer Zeit klingen die Urtheile über die Tahitier etwas nüchterner; ſo ſagt Freiherr von Popp: „Wenn man auch jenes Rieſengeſchlecht von Tahiti, welches Capitän Cook ſchildert, vergebens ſucht — die Civiliſation und der Brandy haben ſchon das ihrige gethan —, ſo iſt es doch eine ſchöne Race, welche dieſes Paradies bevölkert. Die Leute haben ſchlanken kräftigen Wuchs, dunkelbraune Hautfarbe, platte breite Naſe, leicht aufgeworfene Lippen, ſchöne Zähne und ſchwarzes meiſt krauſes Haar. Die Männer haben ſchwachen Bartwuchs am Kinn. Die Eingeborenen der Gambier-Inſeln, welche ſich hauptſächlich vom Perlſchalenfiſchen nähren, zeichnen ſich von den Geſellſchaftsinſulanern durch beſonders ſchönen Wuchs und ganz dunkle Hautfarbe aus. Sie ſcheinen mir bedeutend bildungsfähiger zu ſein als die Tahitier. Dieſe Leute haben ganz ſchlichtes Haar.“ Die Civiliſation hat auch Tahiti ergriffen und dort Zuſtände geſchaffen, welche ſich den europäiſchen nähern. Mit dem Chriſtenthume hielten mildere Sitten ihren Einzug unter den Inſulanern, welche zuvor Menſchenopfern und geſchlechtlichen Ausſchweifungen fröhnten. Heutzutage muß man in's Innere gehen, um den Kanaka noch in ſeinem Urzuſtande und die zum Theil reizenden Inſulanerinnen mit Blumen geſchmückt ihre maleriſchen Tänze aufführen zu ſehen. Wie lange wird dies überhaupt noch dauern? Wie auf den Sandwich-Inſeln, ſo nimmt die Bevölkerung auf allen dieſen Eilanden reißend ſchnell ab, und das Idylliſche, welches man früher zu bewundern Gelegenheit hatte, iſt größtentheils durch das Miſſionsweſen zerſtört, die kurze und maleriſche Kleidung ward häßlich und langgeſchürzt, die an Sonntagen üblichen Tänze und Geſänge wurden verboten, ſchlechte Behandlung, Trunk und Krankheit raffen Tauſende hinweg.

Papeite auf Tahiti.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das franzöſiſche Protectorat erſtreckt ſich über die Geſellſchafts- und Paumotu-Inſeln und gleicht vollſtändig der Verwaltung einer Colonie. Die Königin von Tahiti (Pomare IV.) iſt zwar ſouverän, mußte es ſich aber ſchon zweimal gefallen laſſen, mit ihren Rathgebern von franzöſiſchen Gensdarmen eingeſperrt zu werden, weil ſie ſich erlaubt hatte, eines von den zahlreichen wöchentlich im „Messager de Tahiti“ erſcheinenden Geſetzen nicht zu billigen. Hingegen genießt ſie auch den Schutz der Franzoſen; ſie führt in der „roth-weiß-rothen“ Flagge von Tahiti in der linken Ecke „blau-weiß-roth“ und nur Schiffe unter dieſer Flagge (pavillon du protectorat) dürfen mit den übrigen Inſeln Handel treiben. Die Autorität des franzöſiſchen Militärs benützt ſie übrigens auch, um in der eigenen Familie, beſonders unter ihren hoffnungsvollen Söhnen, Ordnung zu ſtiften. Von Seite des franzöſiſchen Gouvernements wird ſie nach außen als gekröntes Haupt reſpectirt; ein ſpaniſches Kriegsſchiff ſoll einmal gezwungen worden ſein, die Königin, als ſie an Bord fuhr, mit 21 Salutſchüſſen zu begrüßen, welche Ehrenbezeugung die Spanier der guten Frau nicht zugedacht hatten. —

Tahiti's Hauptſtadt Papeete zeigt die größtmöglichſten Contraſte. Mit Ausnahme der amerikaniſchen ſind ſämmtliche Racen in dem kleinen Orte von etwa 2000 Einwohnern vertreten. Die „Rue de Rivoli“ mit ihrem „Palais de juſtice“, „Tréſor colonial“ u. ſ. w. führt am Palais des Gouverneurs und im Bau begriffenen der Königin nach der „Place de la Cathédrale“. Der Thurm dieſer eben vollendeten Cathedrale iſt beinahe im Stande, die liebliche Gegend zu verunſtalten. Die „Rue de la Pologne“ zeigt die Nacht- und Schattenſeiten des kleinen Paris der Antipoden, während wieder eine Reihe chineſiſcher „Stores“ und „Tea ſhops“ an das chineſiſche Stadtviertel San Francisco's erinnert. Papeete iſt der Stapelplatz des Handels mit den Producten der Südſee-Inſeln öſtlich vom 160. Grad. Kleine Schooner von 20—50 Tonnen bringen die Producte von den einzelnen Inſeln nach Tahiti, wo ſie dann gelegentlich auf direct nach Europa (je nach der Jahreszeit um Cap Horn oder Cap der guten Hoffnung) ſegelnden Schiffen verſandt werden. Dieſe Schooner, deren etwa 20 unter der Flagge von Tahiti fahren, bringen auch wieder einen Theil der Ladung ankommender Schiffe zum Verkauf und Tauſch nach den Inſeln. Die Hauptausfuhrproducte ſind Cocos, Perlenſchalen, Baumwolle und etwas Zucker nach Europa (größtentheils nach England und Deutſchland, ſehr wenig nach Frankreich); Orangen, Trepang (für den Handel mit China) und Fungus nach Californien. Die Einfuhr beſteht in Spirituoſen, Conſerven, allem möglichen Hausgeräth, Bauholz (Redwood von Californien), Kleidungsſtücken ꝛc. Die Perlſchale wurde bis jetzt ausſchließlich den Eingebornen, welche dieſelbe fiſchten, abgekauft. (Conſtantin Freiherr von Popp. Eine Reiſe nach Tahiti, in: Mitth. der k. k. geograph. Geſellſch. in Wien 1876, S. 364—370.)

Eingeborne der Geſellſchafts-Inſeln auf dem Fiſchfang.

Wir können hier abſehen von den fünf kleinen weit zerſtreuten, vulcaniſchen, hügeligen, gut bewäſſerten aber ſelten beſuchten Tubuai- oder Auſtral-Inſeln, welche ſüdlich von den Geſellſchaftsinſeln liegen, und uns ſogleich nach dem öſtlich

Digitized by Google

benachbarten Paumotu- oder Tuamotu-Archipel wenden, welchen man auch als Perleninseln, Niedrige oder Gefährliche Inseln bezeichnet. Es ist eine wahre Inselwolke von etwa 80, sehr schwach bevölkerten, sehr flachen Eilanden ohne fließendes Wasser und von Korallenatollen umschlossen. Wichtig sind sie blos durch ihre reichen Perlenfischereien und die bedeutende Busa-Gewinnung, woraus das schätzbare Cocosöl bereitet wird. Die Inseln stehen unter französischem Protectorate, deßgleichen die Gambier-Gruppe, fünf hohe vulcanische Eilande mit 1500 katholischen Einwohnern, worunter Mangareva, fast unter dem Wendekreise des Steinbocks gelegen, die bedeutendste ist.

Nordöstlich von den Paumotu begegnen wir den Marquesas, einem Archipel von 17 Eilanden, wovon indeß nur 12 genauer bekannt sind; in Bezug auf ihre Lage zerfallen sie in eine südöstliche Gruppe: Fatuhiwa, Tauata, Motane, Hiwa-Oa nebst dem Fels Fetuhuka, und in eine nordwestliche, bestehend aus Ua-Poa, Nukuhiwa, Ua-Uka, dem Felsen von Motu-Iti, den Eilanden Hiau, Fetuhu und dem sandigen Atoll, Ile de Corail genannt. Der Flächenraum wird für sämmtliche Marquesas auf etwa 1320 □Km., die Bevölkerung auf 8000 Köpfe geschätzt.

Die Marquesas sind sämmtlich vulcanischer Natur, und gleichen den Navigators-Inseln im Ansehen der Form und der Küsten. Das Innere ist steil und gebirgig, in manchen Punkten zu 1140 M. hinansteigend, enthält aber auch fruchtbare und gut bewässerte Thäler. Die Küsten sind alle frei von Korallenriffen, nur Ua-Uka hat in geringer Entfernung vom Lande eine ziemlich weithin sich erstreckende Reihe von Klippen. Die meisten dieser Eilande sind buchtenreich, und besitzen Häfen, deren Zugang aber oft wegen der plötzlich über die Berge hereinfallenden Winde gefährlich wird. Der Boden, größtentheils minder fruchtbar als jener des benachbarten Tahiti, trägt auch eine weniger reiche Vegetation. Auf Nukuhiwa und Tauata thürmt der Basalt ansehnliche Berge auf, oder krönt wenigstens ihre Kuppen, wobei er sehr gerne jäh abstürzende Wände von bedeutender Höhe bildet. Im Allgemeinen ist der Grund felsig und nur spärlich mit Humus bedeckt, auf welchem jedoch sogleich eine tropische Vegetation wuchert. Das Klima ist an der Küste heiß, und die brennenden Sonnenstrahlen erwärmen Luft und Meer zu nahezu gleicher Temperatur. Wenn man hingegen in die höher gelegenen Theile des Landes emporsteigt, macht die Hitze der Tropenländer einer empfindlichen Kälte Platz, so daß man sich in irgend eines der Hochthäler unserer Alpen versetzt wähnen darf. Im Ganzen ist übrigens das Klima gesund, und weder Einheimische noch Fremde haben sich viel über Krankheiten zu beklagen.

Die Bewohner der Marquesas werden gemeiniglich als die schönsten der Südsee-Insulaner geschildert und sollen an Schönheit sogar noch die Tahitier übertreffen. Ihre Gesichtsfarbe fällt in ein reines, gesundes Gelb, und eine sanfte Röthe schimmert auf den Wangen. Nach Cook übertreffen sie vielleicht alle anderen Völker an Ebenmaß des Körpers und Regelmäßigkeit der Züge. Alle sind stark, hoch und von muskulösem Gliederbau. Die Männer sind 1,77—1,83 M. groß, Zähne und Augen indeß nicht so schön und voll wie bei anderen Völkern; das Haar ist von verschiedener Farbe, jedoch niemals roth. Sie tättowiren sich reich und geschmackvoll, wodurch allerdings die Gesichtsfarbe häufig in's Schwarze übergeht. Der Gesichtsausdruck ist gefällig, offen und verräth viel Lebhaftigkeit. Die Weiber sind zwar von kleinerer Statur, jedoch auch sehr wohl proportionirt, und wenngleich ihre Hautfarbe im Allgemeinen einen Stich in's Braune besitzt, trifft man doch unter ihnen manche, die ebenso schön und weiß sind wie die Frauen S.-Europa's; tättowirt sind sie nur selten. In Sitten und religiösen Gebräuchen ähneln die Marquesaner in vielen Punkten den Eingebornen Tahiti's. Sie besaßen viele Gottheiten, für welche in jedem District ein „Morai" bestand, wo sie Schweineopfer darbrachten; denn obwohl sie Anthropophagen waren, fanden Menschenopfer nicht statt. Anfänglich waren sie außerordentlich gastfrei, haben aber

unter ſich blutige Fehden geführt. Die verſuchten Miſſionsbeſtrebungen blieben lange erfolglos; erſt in neuerer Zeit ſoll die Mehrzahl der Eingebornen das katholiſche Chriſtenthum angenommen haben. Doch leben ſie nach Baron Popp noch vollſtändig wild und ſind noch immer dem Menſchenfraße ergeben.

Die Hauptinſel der Marqueſas iſt Nukuhiwa, früher eine Strafcolonie der Franzoſen; jetzt reſidirt in Taiohai, dem zwar kleinen aber doch belebten Haupthafen der Inſel, der franzöſiſche Commiſſär der Colonie Marqueſas, unter deſſen Schutze ſich verſchiedene Kaufleute niedergelaſſen haben.

Es erübrigt noch einiger kleiner Eilande Erwähnung zu thun: Nateya, Nateaya oder Quateya, auch San Pedro, liegt öſtlich von Tauata und ebenſo weit ſüdlich von Hiwa-Oa, hat 15 Km. im Umfange, iſt von mäßiger Höhe, ſehr flach und beſitzt große Waldungen nebſt ſchönen Ebenen. Tebua oder Hood's Island, in faſt nordweſtlicher Richtung von Hiwa-Oa entfernt, mit wenig verſprechendem Anſehen, iſt die kleinſte dieſer Gruppe. Die Roberts-Inſeln unter 7° 53′ ſ. Br., im NW. von Nukuhiwa, ſind hoch und unbewohnt, werden aber manchmal beſucht; die größere iſt 4½ Km. lang, breit, und beſitzt an ihrer NW.-Seite eine Bucht mit gutem Ankergrunde. Dieſe Seite ſieht überhaupt recht fruchtbar aus, während ſonſt die Inſel dürr erſcheint. Die kleinen Hergeſts-Inſeln endlich, weſtlich von Nukuhiwa, ſind gleichfalls unbewohnt.

Segeln wir von den Marqueſas nach W., ſo gelangen wir zu den Manihiki, von da nordwärts zu jenen zerſtreuten Gruppen der Phönix- und America-Inſeln, die man auch als central-polyneſiſche Sporaden aufführt und die ſich blos durch ihre reichen, meiſt von Amerikanern ausgebeuteten Guano-Lager auszeichnen, endlich aber, in der Nähe des nördlichen Wendekreiſes zu der einſamen Gruppe des Hawaii- oder Sandwich-Archipels, welcher ein kleines eigenes, unabhängiges Königreich bildet, in dem jedoch die Amerikaner großen Einfluß beſitzen. Es beſteht aus den vulcaniſchen ſieben großen und bewohnten Inſeln Oahu, Kauai, Niihau, Maui, Molokai, Lanai und Hawaii und den vier kahlen Felſeneilanden Kaula, Lehua, Kahoolawe und Molokini, alle zuſammen 19,250 □ Km. groß und nur mehr von etwa 50,000 Menſchen bewohnt.

Auch die Hawaii'ſchen Inſeln ſind in ihrer Art ein Paradies. Blau dehnt ſich die See vor uns, in ſanftem Sonnenlichte und milder, würziger Luft; die Menſchen tragen ein Feiertagsgepräge, nirgends erſcheinen ſie arbeitsabgenützt, dagegen als frohmüthige Genießer. Auf ihren Pferden tummeln ſie ſich luſtig über den weißen Sand hin oder ſie ergötzen ſich in dem noch weißeren Giſcht der Wogen in munteren Spielen. Und nicht minder reizend als die Küſte iſt die Scenerie landeinwärts. Zwiſchen grünen Hügeln murmeln tiefe in ihren Klüften oft unſichtbare Ströme. Die ungeheueren Bäume mit ihrem üppigen Laubwerk ſtrecken ihre Rieſenarme nach allen Richtungen, von denen die Bananen, die Brotfrüchte, die Guaven und die Cocosnüſſe niederhangen, ſo reichlich wohlſchmeckenden, flüſſigen und feſten Nahrungsſtoff bietend, daß hier das Wort: „Du ſollſt dein Brod im Schweiße deines Angeſichtes eſſen" keine Anwendung zu finden ſcheint. Daneben jedoch dräuen die finſteren Gewalten des Erdinneren, welche beſonders auf der theilweiſe kahlen und waſſerloſen, von Steilküſten umrandeten Inſel Hawaii ſich gewaltige Feuerſchlünde erſchloſſen haben. Hier erheben ſich drei der höchſten Berge Polyneſiens, der Mauna Kea, 4252 M., Mauna Loa, 4194 M., und Mauna Hulalai, 3048 M. hoch, alle drei thätige Vulcane; ferner öſtlich vom Mauna Loa der Kilauea, der merkwürdigſte Feuerberg der Welt, deſſen ſchreckenvolle Größe der Scene, welche der Keſſel ſiedender Lava darbietet, wenn man ihn bei Nacht betrachtet, kaum durch die vulcaniſchen Phänomene an irgend einer anderen

Stelle der Erde übertroffen wird. Der verhältnißmäßig leicht zugängliche Krater iſt ein unermeßlicher elliptiſch geformter Schlund, in deſſen Grund man gewöhnlich einen See von glühender Lava erblickt, deren Steigen und Fallen von dem anderer Vulcane gänzlich verſchieden iſt. In allerjüngſter Zeit, in der Nacht vom 14. Februar 1877 überraſchte indeß der Mauna Loa nach eilfjähriger Pauſe mit einem neuen fürchterlichen Ausbruche; die hellroth gefärbten Dampf- und Rauchwolken wurden mit der ungeheuren Geſchwindigkeit von 1520 M. in der erſten Minute zu einer Höhe von mehr als 4570 M. emporgeſchleudert, ſo daß ſie eine den Himmel bedeckende Schicht von 260 □Km. Größe bildeten. Die Beleuchtung war ſo ſtark, daß alle Theile der Inſel tageshell wurden und ſelbſt auf der entfernten Inſel Maui der Schein deutlich zu ſehen war. Zehn Tage ſpäter fand ein neuer höchſt merkwürdiger Ausbruch, nämlich der eines unterſeeiſchen Vulcans, in der Bucht von Kealakeakua ſtatt. Unzählige rothe, blaue und grüne Lichter ſchoſſen über die Oberfläche des Waſſers empor und glühende Lavaſtücke von beträchtlicher Größe, die Dampf ausſpieen, wurden in die Höhe geſchleudert, während ſie zugleich Gaſe von intenſivem Schwefelgeruche weithin verbreiteten. Zugleich vernahm man ein lautes unterirdiſches Rollen. Die Waſſermaſſen über dem Krater waren in auffallender Bewegung und rauſchten, als ob ſie über hohe Felſen hinwegſchlügen oder in's Kochen verſetzt worden ſeien. Einige Fahrzeuge, welche über die Stelle wegfuhren, wurden von Lavaſtücken getroffen, ohne jedoch bedeutenden Schaden zu nehmen. Dem Ausbruche des Vulcans ging eine heftige Erderſchütterung voran.

Dorf auf den Sandwich-Inſeln.

Das Inſelreich Hawaii iſt ſeit 1840 unabhängig, ſeit 1844 von Amerika und den europäiſchen Mächten anerkannt, eine conſtitutionelle Monarchie, und hat ſeit 1864 eine ziemlich freiſinnige parlamentariſche Verfaſſung mit

Digitized by Google

Einkammerſyſtem und verantwortlichem Miniſterium. Das Inſelreich beſitzt in europäiſcher Weiſe gebaute Häuſer, gute Landſtraßen und 300 Schulen. In wichtigen Angelegenheiten muß der König einen „geheimen Rath“ verſammeln, beſtehend aus den Miniſtern, Gouverneuren der bedeutendſten Inſeln, aus dem Kanzler des Königreiches und aus 16 Mitgliedern, die zur Hälfte aus Eingebornen, zur Hälfte aus naturaliſirten Fremden gewählt werden. Der König reſidirt in der 14,000 Einwohner zählenden Hauptſtadt **Honolulu** auf **Oahu**, welcher Platz mit S. Francisco in regem Verkehr ſteht. Auf Hawaii iſt **Hilo** (6000 Einw.) der wichtigſte Ort. Das ſtehende Heer des Inſelreiches beſteht aus 75 Mann. Die Sandwichs-Inſulaner, die **Kanaken**, gehören zu den ſchönſten und intelligenteſten Völkern der Südſee und ſind vollſtändig europäiſirt oder richtiger amerikaniſirt, d. h. die Damen tragen ſich ganz amerikaniſch, ſprechen mit Vorliebe engliſch, und ſtehen unter dem Einfluſſe proteſtantiſcher Miſſionäre.

Vulcan der Inſel Hawaii.

Was die innere Lage der Inſeln betrifft, ſo iſt dieſelbe keine ſehr befriedigende. Viele von den Zuckerpflanzern ſind verſchuldet und ihre Verlegenheit wird immer größer, da der Preis für Zucker in S. Francisco, ihrem Hauptmarkte, niedrig bleibt. Die Kaffeecultur iſt mißglückt und für allgemeine Landwirthſchaft ſind die Inſeln nicht geeignet. Die Pflanzer und alle, die es mit dem Reichwerden eilig haben, ſind daher ſehr niedergedrückt. Die Volksmaſſen (ſoweit davon geſprochen werden kann) ſind indeſſen nicht übel daran. Die Staatsſchuld – denn auch das Königreich Hawaii hat, wie andere größere Staaten, ſeine Schuld — beträgt nicht mehr als 60,000 Pfd. St. Die Steuern ſind niedrig. Die Einkommenſteuer beträgt nur ½ %, und für keinen Artikel überſchreitet der Tarif das Maximum von 10 %. Nur hat jeder, der das Stimmrecht erhalten will, eine Steuer von 20 Mk. zu zahlen. Dagegen haben die Sandwichsinſeln, gleich allen übrigen Südſeeilanden, an einer zuſehends zunehmenden Entvölkerung der Eingebornen zu leiden. Auch unterliegen ſie dem Ausſatze, welcher „Mai-pakè“ genannt wird, und müſſen die davon Betroffenen in einem abgelegenen Thale der Inſel Molokai in der Verbannung leben. Einen großen Theil der Schuld an der Entvölkerung dieſer wie der übrigen Südſeeinſeln trifft jedoch zweifelsohne die Miſſionäre und insbeſondere die evangeliſchen. In ihrem Eifer, die unciviliſirten Völker zu retten, gingen ſie nicht immer mit der nothwendigen Klugheit zu

Werke. Unſere abendländiſche Unterrichtsmethode ſtand bei ihnen zu viel im Vordergrund; ſie glaubten, daß mittelſt Leſen und Schreiben allein man aus einem unciviliſirten einen gebildeten, geiſtig entwickelten und vernünftigen Menſchen machen könne. Einer der wichtigſten Lehrſätze für jeden Miſſionär wie überhaupt für jeden Lehrer wird aber ſtets derjenige bleiben: Maß zu halten mit den Kräften ſeines Pfleglings oder Schülers. Nichts iſt leichter, als Wiſſen einzutrichtern, — nichts jedoch ſchwieriger, als den Geiſt aus den Feſſeln der Unwiſſenheit zu befreien und ihn einer neuen erhöhten Selbſtthätigkeit zuzuführen. Und mag auch das Individuum ſelber nicht ſofort aus der erdrückenden Laſt unverdauten Wiſſens zu Grunde gehen, am Geſchlechte im Ganzen verleugnen ſich die nachtheiligen Folgen niemals. (Ueber Hawaii ſiehe: Dr. J. Bechtinger. Ein Jahr auf den Sandwich-Inſeln. Wien 1869. 8°. Ch. de Varigny. Quatorze ans aux Îles Sandwich. Paris 1874. 8°. Isabel Bird. Six months in the Sandwich Islands. London 1875. 8°.)

§. 6. Neuſeeland.

Mitten im ſüdlichen Oceane, weit entfernt von allen Feſtlandsgeſtaden, erhebt ſich die Inſelgruppe, welche den Namen Neuſeeland führt. Sie erſtreckt ſich von 34½°—47½° ſ. Br., alſo durch 13 Breitegrade, und beſteht aus zwei großen und mehreren kleineren Inſeln, deren Flächeninhalt zuſammen auf 258,800 □Km. berechnet worden iſt, eine Länderfläche faſt genau ſo groß wie jene Italiens mit Sicilien. Auch die Breite Neuſeelands iſt ziemlich ebenſo groß wie jene Italiens, nämlich 180—220 Km., und endlich erinnert die Geſtalt im Allgemeinen an diejenige Italiens, aber in umgekehrter Lage. Ein Meeresarm, die Cooks-Straße, an ihrer ſchmalſten Stelle kaum 20 Km. breit, trennt die zwei größten Inſeln, Nord- und Süd-Inſel genannt oder in der Sprache der Eingebornen: te Ika a Maui, d. i. „Fiſch des Maui", und te Wahi Punamu, d. i. „Ort des Grünſteins"; ein anderer, die Foveaux-Straße, trennt die letztere von der dritten kleineren Stewarts-Inſel, welche als nicht bewohnbar und ihres geringen Umfanges wegen weiter unberückſichtigt bleiben kann. Neuſeeland, worunter man ausſchließlich die große Doppel-Inſel verſteht, bildet ein zu Großbritannien gehöriges Colonialreich mit beſonderer Regierung, deſſen Wohlſtand und Bevölkerung raſch zunimmt. Die weiße eingewanderte Bevölkerung, welche alsbald mit den eingebornen, nunmehr ſchnell dahinſchwindenden Maori den bei den Briten üblichen Vertilgungs- und Ausrottungskrieg begonnen, ward Ende 1875 auf 375,856 geſchätzt. Die Hauptſtadt der Colonie iſt Auckland an dem gleichnamigen Iſthmus, welcher eine weit nach

Digitized by Google

NW. vorgeſtreckte Halbinſel von dem übrigen Maſſiv der Nord-Inſel abſchnürt; außerdem ſind noch andere ſehr blühende Städte und Plätze entſtanden, ſo: Wellington mit dem Hafen Nicholſon an der Cooksſtraße, dann auf der S.-Inſel: Nelſon (6000 Einw.), Chriſtchurch (15,000 Einw.), Dunedin (15,000 Einw.), Invercargill und Hokitika. (Ueber Neuſeeland ſiehe das unvergleichliche Werk von Ferd. v. Hochſtetter. Neuſeeland. Stuttg. 1863. 8°.)

Neuſeeländer.

Die beiden Inſeln Neuſeelands weiſen ſehr bemerkenswerthe phyſikaliſche Verſchiedenheiten auf, welche auch ihre ſocialen und induſtriellen Verhältniſſe beeinfluſſen müſſen. Die ſtarkgegliederte N.-Inſel beſteht aus zwei Stücken, der ſchon erwähnten Halbinſel, ſchön bewäſſert und reich an fruchtbaren Thälern, und dem eigentlichen Rumpf der Inſel, charakteriſirt durch langſam anſteigende Hügelreihen, niedriges Tafelland, hier und dort durch vulcaniſche Spitzen unterbrochen. Der Boden iſt mit üppigen Wäldern bedeckt, mit Ausnahme des Gebietes im Mittelpunkte der Inſel, das voll von See'n und heißen Quellen iſt, Geyſern, welche Silicate und Schwefel ablagern, gleich jenen des Yellowſtone-Park in N.-Amerika. Unter den heißen See'n ſind nach Hochſtetter's Ausſagen jene zu Rotorua mit deren Umgebungen als eine der merkwürdigſten Gegenden der Erde zu betrachten. Südlich davon, nicht weit vom Mittelpunkte der N.-Inſel entfernt, liegt der See Taupo, deſſen idylliſch ruhige Waſſerfläche nur von den Kähnen der hier am zahlreichſten wohnhaften Eingebornen durchfurcht wird, noch weiter ſüdlich eine ſehr wilde, gebirgige, von Europäern noch wenig beſuchte Landſchaft. Hier erhebt ſich der Ruapehu zu 2800 M. und der halb erloſchene Vulcan Tongariro zu 2130 M. In dieſem Bezirke befinden ſich die Quellen des Waikato-Stromes, welcher nördlich durch den Taupo-See fließt und einen der ſchönſten Landſtriche bewäſſert, wie auch die Quellen vieler anderer Ströme, von denen einige gegen O. in die Hawke-Bai, andere gegen SW. in die Cooks-Straße fließen. Außer dem Tongariro beſitzt Neuſeeland noch einen zweiten thätigen Vulcan im Whakari (270 M.) auf White Island, einer kleinen Inſel der Plenty-Bai, dann aber eine ſehr große Anzahl erloſchener Eruptionspunkte, Tuff-

Neuſeeländer.

kegel, Lavakegel, Schlacken- und Aſchenkegel, deren ſich allein 63 auf dem Iſthmus von Auckland befinden. Am W.-Eingange der Cooks-Straße ragt der ſchneebedeckte Taranaki oder Mount Egmont (2620 M.) iſolirt empor. An ihrem nördlichen Ende iſt das Klima der Nordinſel halbtropiſch und abſpannend warm, mildert ſich aber je tiefer man nach S. rückt. Die größere länglich geſtreckte Südinſel weiſt eine ganz andere Phyſiognomie auf. Von einem Ende zum anderen läuft im W. eine maſſive Alpenkette von 3350—4000 M. Höhe, die ſüdlichen Alpen, an den Abhängen, unterhalb des ewigen Schnee's, dicht bewaldet. Auf der anderen Seite aber, gegen W. zu, zeigt dieſe Bergkette gewaltige Schneefelder und Gletſcher, ausgedehnte Strecken Felſengerölles, Klüfte und Abgründe von ungeheurer Tiefe, aus denen eiskalte Ströme hervorbrechen und ſich in die See'n eines Tafellandes ergießen. Mit dem Hochplateau in der mittleren Breite der S.-Inſel läuft im O. eine niedere Bergreihe parallel, durch viele Bergſtröme unterbrochen, welche ſich über eine Reihe von Terraſſen hinunter zur SO.-Küſte ergießen.

Geyſer am Waikato-Strom.

Die niederen Terraſſen von 500 M. abwärts und der ſchmale Küſtenſtrich bilden die ſogenannte Canterbury-Plains. Dieſe Provinz iſt von Otago, ihrer ſüdlichen Nachbarin, durch den breiten Strom Waitaki geſchieden, den drei See'n am Fuße der mittleren Berggruppe ſpeiſen. Der Umriß der Inſelufer iſt ſehr merkwürdig. Am ſüdweſtlichen Theile iſt die Inſel, zweifellos zufolge Gletſcherbewegung, durch tiefe Fjorde, den norwegiſchen ähnlich, eingezahnt; das nordöſtliche Ufer an der Cooks-Straße iſt vielfach gewunden und weiſt unzählige kleine Buchten auf, während die öſtliche Küſte eine nur mit zwei Ausnahmen ganz gerade verlaufende niedere Schotterbank bildet. Dieſe beiden Ausnahmen ſind Port Littleton und Port Chalmers, die zwei Seethore für Chriſtchurch und Dunedin. Sie danken ihre Bildung halbkreisartig angeordneten Felsblöcken vulcaniſchen Urſprungs, die kleine Waſſerflächen umrahmen. Das iſt die natürliche Structur des ſüdlichen Neuſeeland. Die Territorien von Canterbury und Otago umfaſſen demnach den größten Theil des Acker- und Weidelandes und ihre bewohn- und fruchtbaren Ebenen wenden ſich den beiden bequemen Seehäfen zu. Die beiden nördlichen Provinzen jedoch, Nelſon und Marlborough, beſitzen auch wieder ihre eigenthümlichen Vorzüge. Erſtere enthält gewaltige Kohlenlager, ſowohl wie

Gold, Kupfer und Eiſen, die andere beſitzt ſehr fruchtbaren Boden. Am glücklichſten jedoch für das Wachſen des Weizen, das Gedeihen der Heerden und ſomit dem Reichthum an Getreide, Fleiſch und Wolle, — die Hauptfactoren für den Reichthum eines jungen Landes, — combiniren ſich in den mittleren und ſüdlichen Theilen der Inſel. Ihr Klima, weniger mild und gleichmäßig wie im geſchützten Nelſon, iſt dem Gedeihen der Heerden wie europäiſcher Pflanzen ganz beſonders günſtig, ſowie auch dem Geſundheitszuſtande der Bevölkerung. Es gleicht dem beſten engliſchen Klima, iſt jedoch trocken, ohne Nebel, und bringt weit weniger Winterfröſte mit ſich. Friſche, geſunde Luft, ſowohl von den Schneebergen im Innern des Landes wie den arktiſchen Eisbergen her, ventilirt dieſen Theil der Inſel; allerdings iſt die Luft ſtets in Bewegung und abſolute Windſtille kommt niemals vor, doch wirkt dies nur nervenſtärkend. Unſere Hausthiere und vegetabiliſchen Producte wachſen und vermehren ſich dort in ganz außerordentlicher Weiſe. Der Boden iſt vortrefflich und lohnt die an ihn gewendete Arbeit in wahrhaft wunderbarer Weiſe.

Maori-Häuptling und Frau.

Die europäiſchen Anſiedler in Neuſeeland haben einen ähnlichen Stand gegen die Maoris wie die Staaten des nordamerikaniſchen Weſtens gegen die Indianer. So viele ſiegreiche Feldzüge auch gegen die Eingeborenen unternommen werden, ſo trägt doch jeder Friedensſchluß den Keim eines neuen Krieges in ſich. Freilich iſt das zukünftige Loos der Ureinwohner entſchieden: die Rothhaut wird hier wie dort vor dem mit allen Hülfs- und Zerſtörungsmitteln der Civiliſation nachdrängenden Weißen untergehen; aber ehe ſie verſchwunden iſt, wird ihrer Rache noch manche Coloniſtenfamilie verfallen, die ihre Anſiedlung allzukühn und zu weit vorſchiebt. In Neuſeeland ſollte man die Eingeborenen kaum noch für ſehr gefährlich halten. Ihre geſammte Zahl beträgt etwa nur 38,000 Köpfe; und die Hälfte derſelben bilden befreundete Stämme. Es bleiben höchſtens 20,000 Maoris, von denen man nicht weiß, ob man ſie als Freunde betrachten darf; da aber Weiber und Kinder einbegriffen ſind, ſo be-

Digitized by Google

rechnet sich die Zahl der wirklichen Kämpfer auf ein sehr Geringes. Es stehen den Engländern selten irgendwo mehr als tausend maorische Krieger entgegen.

Die Ureinwohner Neuseelands, die man jetzt gewöhnlich nach einem Worte ihrer Sprache, das eingeboren bedeutet, Maori nennt, sind ein polynesisches Volk, kriegslustig, streitbar und rachsüchtig, früher dem Cannibalismus ergeben, der ihnen aber nachgerade physisch abstoßend geworden zu sein scheint. Zum großen Theile sind sie heute protestantische Christen. Ihr Aeußeres ist sehr vortheilhaft. Die Schönheit, namentlich der Männer, ist von allen Reisenden bemerkt worden; sie sind stark, schlank und wohlgebaut, musculös, wenn sie auch an physischer Kraft im Ganzen den Europäern nachzustehen scheinen; die Frauen dagegen, wenn auch nicht gerade häßlich, doch weniger schön, auch kleiner als die Männer. Die Hautfarbe ist olivenbraun, allein in vielen Schattirungen vom hellsten, dem Weiß sich nähernden Braun bis zum dunklen Schwarzbraun. Die Hauptbeschäftigung der Maori ist Landbau und Fischfang. Deutlich sehen dieselben übrigens ihren Untergang voraus, der indeß nicht blos auf die Menschen, sondern auch auf die einheimischen Thiere und Gewächse sich erstreckt. Auch diese werden von den durch die Europäer eingeführten verdrängt, und mit Peschel's geistreicher Schilderung dieses unerbittlichen Vorganges wollen wir uns von Neuseeland und damit der polynesischen Inselwelt verabschieden. „In schnöder Hast verbreiten sich englische Gräser und verdrängen die ältere Pflanzenwelt der Inseln. Kuhgras, Ampferkraut, Saudistel, Wasserkresse rücken siegreich gegen die einheimischen Gewächse vor, die den kräftigeren und jugendlichen Conquistadoren weichen müssen. Faites place que je m'y mette, ist das Losungswort bei allen diesen Racenkriegen. Nach einem Briefe von J. Haast an Charles Darwin (s. Ausland 1865, S. 738) richten die Schweine, welche im verwilderten Zustand sich mit schädlicher Fruchtbarkeit vermehrt haben, durch das Aufwühlen des Bodens furchtbare Verheerungen an, so daß die Landwirthe eine Belohnung zahlen für ihre Vernichtung. Mag es auch beschämend klingen, so ist es doch nicht minder wahr, daß das Schwein hier die Rolle eines „Pioniers der Civilisation" übernommen hat, denn sicherlich trägt es viel dazu bei, Neuseeland in Kürze sein altmodisches Pflanzenkleid abzustreifen und ihm ein anderes nach dem neuesten europäischen Zuschnitt aufzunöthigen, denn die Lücken, welche in die dortige Pflanzenwelt hineingerissen werden, füllen rasch die Gewächse aus, mit welchen der europäische Mensch in geselligem Verkehr lebt, oder die ihm wie Ungeziefer folgen, und die, hart gesotten im Continentalkampfe und Sieger über so viele ältere Arten, rasch die letzten schwachen Reste der Vorzeit hinwegräumen. Die einheimische polynesische Ratte, welche Neuseeland mit den Maori, ihren ersten menschlichen Bewohnern, betrat, wird gegenwärtig ausgerottet durch die normännische Ratte, welche mit den britischen Schiffen nach der Insel gelangte. Ihr auf dem Fuße ist die europäische Maus gefolgt, und soll, was beinahe räthselhaft klingt, wiederum die normännische Ratte vertreiben. Die europäische Hausfliege ist anfangs als ungebetener Gast erschienen, jetzt wird sie von den Ansiedlern zur weiteren Verbreitung in Schachteln und Flaschen versendet, weil man bemerkt hat, daß die viel lästigere neuseeländische blaue Schmeißfliege ihre Gesellschaft scheut und sich verabschiedet, wo die Europäerin ihren Einzug hält. Die Maori sagen daher mit Recht: „Wie des weißen Mannes Ratte die einheimische Ratte vertrieben hat, so vertreibt die europäische Fliege unsere eigene. Der eingewanderte Klee tödtet unser Farnkraut und so werden die Maori verschwinden vor dem weißen Manne selbst." (Peschel. Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde. S. 61—62.)

Walroſſe und Moſchusochs.

Die Polarregionen.

Die fünf Erdtheile unſeres Planeten haben wir eilenden Schrittes durchmeſſen, und wir ſtehen am Schluſſe unſerer Wanderung. Noch erübrigt uns aber, ehe wir die Feder niederlegen, mit dem freundlichen Leſer einen Blick zu thun auf jene Gebiete, welche von den Polarkreiſen umſchloſſen die bis jetzt unnahbarſten Stellen der Erde enthalten. Nur die Ränder dieſer beiden polaren Weltinſeln ſind einigermaßen erforſcht, ihr Inneres hat noch keines Menſchen Auge geſchaut. Neuerlich iſt die Frage, ob es dem Menſchen phyſiſch überhaupt möglich ſei, die Pole zu erreichen, aufgeworfen und theils bejahend theils verneinend beantwortet worden. Ohne für die eine oder andere Anſicht uns zu entſcheiden, möchten wir faſt der Meinung eines der berühmteſten Polarfahrer der Gegenwart, Julius Payer's, zuneigen, wonach die Erreichung des Poles erſt dem Zeitalter der ausgebildeten Luftſchifffahrt vorbehalten bleiben werde. Vorläufig wollen wir uns hier beſcheiden, die allgemeinen Umriſſe des Wenigen zu entwerfen, das bisher bekannt geworden, und beginnen mit dem einfacheren antarktiſchen Gebiete.

Die antarktiſche oder ſüdliche Polarregion iſt in noch weit höherem Grade unerforſcht als die nördliche, weil aus klimatiſchen Gründen viel unnahbarer als dieſe. Die ganze ſüdliche Hemiſphäre ſteht in directem Gegenſatze zur nördlichen und ſo auch die beiden Pole zu einander. Wie die ſüdliche Erdhalbe ein Ueberwiegen des Flüſſigen gegenüber der nördlichen

aufweist, wo die Landmassen vorherrschen, so ist auch der Südpol, dem Amerika, Afrika und Australien blos ihre Spitzen zukehren, von allem Festlande weit entfernter als der Nordpol, den die Breitseiten Amerika's, Europa's und Asiens ziemlich enge umfangen. Die antarktische Umgebung des Südpols wird umringt von einer weiten Wasserwüste, und die viel größere Kälte der südlichen Hemisphäre trägt daran Schuld, daß mit sehr geringen Ausnahmen der Polarkreis schon die Grenze bezeichnet, über welche hinaus polwärts zu dringen bisher nicht gelungen ist. Was im Innern des von dichten, undurchdringlichen Packeismassen umlagerten Gürtels verborgen liege, ob ein zusammenhängendes Festland, ob ein weites offenes Meer aus dem nur einzelne größere und kleinere Inseln emportauchen, ist völlig unbekannt und entzieht sich daher jeder Erörterung. In dem Meere, welches dieses unerforschte Australgebiet umfluthet, ragt zwischen den Endspitzen der Continente und dem Polarkreise ein Kranz einzelner Eilande auf, die zum größten Theile schon jenseits der südlichen Grenze permanenter menschlicher Wohnsitze liegen, d. h. nur gelegentlich von Seefahrern besucht werden.

Kein Erdtheil rückt dem antarktischen Gebiete näher denn S.-Amerika, dessen Anhängsel Feuerland, obwohl noch bewohnt, schon die ungastliche Oede der kalten Polarwelt zur Schau zu tragen beginnt; auch die benachbarten Falkland-Inseln stehen hart an der Grenze der Polarregion, gehören aber noch entschieden zu Amerika. Dem Polargebiete weisen wir dagegen alle nachstehenden Inseln und Landstücke zu. Da sind zuerst im atlantischen Ocean und südlich von den Falkland die vulcanischen, 2000 M. hohen S.-Shetland-Inseln, deren eine, Deception Island, einen rauchenden Krater trägt. Nur Moose und Korallenflechten bilden die Vegetation, dagegen herrscht Reichthum an Thranthieren, See- und Fettvögeln, unter welch letzteren schwerfällige Pinguinarten oft in unglaublicher Anzahl vorkommen. Die Bransfield-Straße trennt diese Inseln von dem ausgedehnten, hohen Grahamlande, welches vom Polarkreise durchschnitten wird und dessen Verlauf nach S. ganz unbekannt ist; erst 1873 lief dort der deutsche Capitän Dallmann in einen Hafen ein, der jetzt Hamburghafen heißt, entdeckte eine 22—27 Km. breite Straße, die sich zwischen hohen Ufern erstreckte, so weit das Auge reicht, und jetzt Bismarck-Straße getauft ist, und dann einen gegen 90 Km. ausgedehnten Archipel von Inseln, denen der Name Kaiser Wilhelm-Inseln beigelegt wurde. Außerdem entdeckte dort Capitän Dallmann noch zwei andere tief einschneidende Buchten nebst vielen anderen Inseln. Südwestlich von Grahamland verzeichnen unsere Karten ein Stück des hohen Alexander I. Land. Wandern wir im atlantischen Ocean weiter gegen Afrika hin, so stoßen wir zunächst auf die stets von Nebel und Stürmen umbrauste S.-Orkney-Gruppe, fünf größere und viele kleinere, blos von Robben und Seevögeln bewohnte Gebirgsinseln mit aufgethürmten Kuppen, weiterhin S.-Georgien (4070 □Km.) mit vielen, ob des Eises aber unzugänglichen Häfen und Buchten, und steilen, schneebedeckten aber völlig vegetationslosen Bergen, die Traverse-Inseln und die gebirgige Schneekette der vulcanischen Sandwich-Gruppe. Im indischen Oceane, zwischen Afrika und Australien liegen in weiterer Entfernung vom Polarkreise verschiedene Eilande, welche in jüngster Zeit durch die Expedition des „Challenger" genauer untersucht worden sind. Es sind dies zunächst Marion- und Prince Edward-Island, ersteres bis zu 1280 M. ansteigend, mit seinen zahlreichen erloschenen Kratern einen Anblick wilder Verödung darbietend, in welcher nur die Unzahl der brütenden Albatrosse, über die Landschaft zerstreut, auf einige Entfernung den Schein grasender Schafheerden erweckt, die letztere etwas kleiner und mit einer Bucht, in

welche Schiffe zeitweilig vor Anker gehen. Die Crozet-Inseln bestehen aus fünf Eilanden, wovon Possession-Island das größte, erheben sich steil aus dem Meere und ihre Gipfel steigen gleich scharfen Nadeln jäh aus dem Hochlande empor; auf Possession-Island erreichen sie 1500 M. Seehöhe. Die räumlich größte aller südlichen Inseln im indischen Ocean ist jedoch das trostlose Kerguelen-Island mit dem trefflichen Weihnachtshafen (Christmas Harbour), ein tief eingebuchtetes und vielfach gegliedertes Massiv nackter Felsen und Berge, dem jedoch reiche Kohlenlager eine große Wichtigkeit versprechen. Südlich davon liegen die kleinen Macdonald und die zu 2000 M. emporragende Heard-Insel, während im N. die beiden Felsen St. Paul und Neu Amsterdam den Fluthen entsteigen. St. Paul ist nichts als ein Krater von 1200—1300 M. im Durchmesser, an dessen einer Seite ein tiefer Durchbruch dem Meere gestattet einzudringen und einen großen See zu bilden. Neu-Amsterdam hingegen ist ein hohes Land von rechteckiger Form, im W. von senkrechten, 500—600 M. hohen Riffen umsäumt, gegen O. hin sanft verlaufend und im Gegensatze zu St. Paul mit einer üppigen Vegetation überzogen. Beide Eilande wurden unlängst von dem Naturforscher Charles Velain untersucht. (Siehe Ausland 1875, Nr. 22, S. 437—439.) Der Stille Ocean ist polwärts auffallend inselleer; wir finden hier blos in der Nähe, östlich und südlich von Neuseeland, die Warekauri-, Antipoden-, Auckland-, Campbell- und Macquarie-Inseln, auf hoher See, zwischen Neuseeland und Feuerland aber nur die völlig vereinsamte Dougherty- oder Keates-Insel verzeichnet.

Unter der Breite des Polarkreises kennt man außer dem schon erwähnten Graham-Land noch die Enderby- und Kemp-Insel, d. h. man weiß von ihrer Existenz; wie groß dieselben sind, wie weit sie sich südwärts erstrecken, hat noch Niemand untersuchen können. Das nämliche gilt von einer ganzen Reihe solcher, Australien gegenüberliegender Landbruchstücke, welche meist nur gesichtet wurden, mitunter zu ganz ansehnlichen Höhen aufsteigen und jedes einzeln mit einem besonderen Namen bedacht sind, vermuthlich aber ein zusammenhängendes Ganzes bilden, weßhalb man sie auch unter der Benennung Wilkes Land zusammenfaßt. Am weitesten gegen den Pol, nämlich zwischen 70 und 79° s. Br., schiebt sich das eisige Victoria-Land vor, welches durch colossale Berggipfel, darunter den circa 4000 M. hohen Erebus, einen noch thätigen Vulcan, und den etwas niedrigeren und erloschenen Terror ausgezeichnet wird. Den dicht am Ufer aufsteigenden Mt. Melbourne will man gar auf 4570 M. schätzen. Jedenfalls scheint die Thatsache festzustehen, daß die Eiswelt des S.-Pols in ihrer völligen Erstarrung und Oede dem Eindringling die Ueberraschung bietet, mit einem Blicke höhere Erhebungen denn an sonst irgend welchem Punkte der Erde schauen zu können.

Der geneigte Leser muß nunmehr mit uns den gewaltigen Gedankensprung vom Südpole zum viel complicirteren Nordpole machen, an dessen Entschleierung das jüngst abgeflossene Decennium rüstiger denn jemals gearbeitet hat. Nehmen wir eine der in jedem besseren Atlas vorräthigen Polarkarten zur Hand, so bemerken wir sogleich, daß das arktische Polargebiet fast ringsum von Land umschlossen ist und blos nach einer Seite hin, zwischen Europa und Amerika, eine breite Oeffnung besitzt, in welche sich jedoch eine mächtige Landmasse zungenartig einschiebt. Es ist dies Grönland, jenes Stück der arktischen Welt, welches am weitesten nach S. greift, denn sein S.-Ende liegt unter dem 60.° n. Br., d. h. genau unter dem Parallel von Christiania und Uppsala in Scandinavien oder St. Petersburg in Rußland. Durch diese Ländervertheilung gibt es nur drei Eingänge zur nördlichen Polarregion, den Raum zwischen Grönland und Europa, jenen zwischen Grönland und Amerika, endlich die Beringsstraße zwischen Amerika und Asien, —

ein breites Thor und zwei schmale Pforten. Von dem Inneren dieses Raumes wissen wir heute doch schon genug, um zu erkennen, daß hier kein zusammenhängender Continent, sondern einzelne, oft von weiten Meeren durchsetzte und getrennte Landmassen vorhanden seien, und Prof. Gustav Jäger hat dieselben nicht ohne Glück als die übriggebliebenen Reste eines einstigen großen Festlandes, Arctis, gedeutet. Das ansehnlichste Bruchstück dieser Arctis ist zweifelsohne das theilweise von Eskimo bewohnte Grönland, von dem wir jedoch lediglich die fjordreichen Küsten und diese nur eine Strecke weit kennen. Dänische Niederlassungen, Missionen und Handelsstationen befinden sich ausschließlich auf der W.-Küste, doch spricht die dänische Krone das ganze Land als Eigenthum an. Da man nicht weiß, wie weit Grönland nach N. reicht, so kann man auch dessen Flächeninhalt nicht bestimmen.

Mit dem trefflichen dänischen Geographen H. Rink kann man Grönland in ein Außen- und ein Binnenland theilen. Unter ersterem ist der ganze Gürtel von Inseln und Halbinseln zu verstehen, der sich in den zahllosen oft tief eingeschnittenen Fjorden um Grönland herumzieht, oder mit anderen Worten der äußerste Küstenrand; hier finden wir an der Amerika zugekehrten W.-Küste die Herrnhuterstationen Friedrichsthal, Lichtenau, Lichtenfels und Neu-Herrnhut bei Godthaab. Andere nennenswerthe Orte sind Julianehaab (2500 Einw.), Christianshaab an der Disco-Bai, Godhavn auf der Disco-Insel und Upernivik, die nördlichste Ansiedlung der Dänen. Der kurze Sommer in Grönland ist lediglich den Vorbereitungen für den langen Winter gewidmet. Die Bevölkerung ist dann an der Meeresküste, beim Häring- und Seehundfang beschäftigt, zerstreut oder gibt sich im Innern des Landes mit der Renthierjagd ab. Die Renthiere sind seit der Einführung der Feuerwaffen sehr vermindert und eine große Anzahl hat sich in die nördlichsten Landestheile geflüchtet. Die Grönländer ziehen sehr wenig Nutzen von der Renthierjagd, da sie genöthigt sind, den größten Theil des Fleisches zurückzulassen, und daher nur Fell und Fett zu ihrem Gebrauche nach Hause bringen. Seevögel, besonders Eiderenten und Alken, sind auch zu bekommen, haben aber einen Fischgeschmack. Im Winter werden manchmal auch Birkhühner und Hasen gefangen. Die Lebensmittel für die Stationen werden in Godthaab bei Neu-Herrnhut gelandet. Wenn die Nachricht von dem Einlaufen des betreffenden Schiffes angekommen ist, begeben sich die Missionäre in ihren „Frauenbooten" an die Landungsstelle. Ein solches Boot besteht aus einem hölzernen Rahmen, über welchen Seehundhäute so fest als möglich gespannt sind. Man nennt sie „Frauenboote", weil nur Frauen zum Rudern derselben verwendet werden. Die „Kajaks", in denen die Männer zur Jagd auf die See gehen, sind etwa 5 M. lang und oben ganz geschlossen, nur mit einem Loche versehen, gerade groß genug, um den Körper des Ruderers aufzunehmen, der sein Boot mittelst eines Schaufelruders sehr schnell vorwärts bringt. Robben werden entweder mit der Harpune gefangen oder geschossen. Die Robbenjagd bildet die Grundlage zum Lebensunterhalt des Volkes, da das Fett derselben zur Beleuchtung der Häuser, die Felle zur Kleidung und Bedeckung der Boote dienen. Ein Mangel an Seehunden während der Jagdzeit ist ein wirkliches Unglück und führt große Entbehrungen herbei. Die Hauptursache der zuweilen unter der Bevölkerung herrschenden Noth ist ihr eigener Mangel an Vorsicht und ihre Verschwendungssucht in guten Zeiten. Uebrigens sind die Bewohner, die Eskimo, ein friedliches, gutgesinntes, edelmüthiges Volk. Sie singen gut und haben wirklich musikalische Anlagen. Die mechanischen Künste erlernen sie sehr leicht, haben aber wenig Ausdauer und Vorliebe dafür. Für geistige Arbeiten, die genaue Aufmerksamkeit und vieles Nachdenken erfordern, besitzen sie wenig Anlagen. Die Mädchen werden von den Missionsfrauen im Nähen und Stricken unterrichtet. Auch in den nörd-

lichſten Stationen iſt es den Miſſionären gelungen, ein Stückchen Garten zu bilden, obwohl daſelbſt wenig Erde vorhanden iſt. In Lichtenfels gedeihen Rüben, Lattich und Kohl. In den ſüdlichen Stationen iſt die Temperatur milder und wachſen auch andere Gemüſe. Gras wächſt an verſchiedenen Orten und das Einheimſen des Heues für die Ziegen bildet im Sommer die Hauptbeſchäftigung der Miſſionäre. Die Grönländer leben im Winter in ärmlichen, meiſtens ſehr ſchmutzigen Erdhütten, doch gibt es auch reinlich gehaltene, ordentliche Häuſer, deren Wände, Plafonds und Fußböden von Dielen ſind und in denen ſich Tiſche, Spiegel, Gemälde, Uhren und Lampen vorfinden. Während des Sommers lebt der größte Theil des Volkes unter Zelten. Die ganze Bevölkerung W.-Grönlands beträgt etwa 10,000 Seelen, die ſämmtlich äußerlich dem Chriſtenthum angehören, ſo daß die „Brüder“ aufgehört haben, Miſſionäre im eigentlichen Sinne des Wortes zu ſein. In O.-Grönland gibt es immer noch Heiden, aber jene Gegenden ſind faſt unerreichbar.

Kaiſer Franz Joſephs Fjord.

Die O.-Küſte Grönlands führt in ihrem ſüdlichen Theile den Namen König Friedrich VI. Küſte, und nimmt einen viel weniger gegliederten Verlauf als die weſtliche; erſt bei 70° n. Br. beginnt mit dem Scoresby-Sunde eine fjordenreiche, durch zahlreiche vorgelagerte Inſeln verzierte Küſte bis 77° n. Br., welche der Schauplatz der zweiten deutſchen Nordpolfahrt 1869—1870 geweſen iſt. Hier bezeichnet Cap Bismarck im vergletſcherten Kaiſer Wilhelm-Lande die nördlichſte ſichere Landmarke; großartig iſt aber der etwas ſüdlichere gewaltige Kaiſer Franz Joſephs Fjord, welcher, tief in das Land hineinreichend und vielleicht ſelbſt ganz Grönland von O. nach W. durchſchneidend, den großen Waltershauſen-Gletſcher aufnimmt und durch die an ſeinen Ufern aufragenden Payer- und Petermann-Spitzen, letztere

4500 M. hoch, geschmückt wird. Alle Berge sind natürlich mit Gletschern bedeckt, deren Größe außerordentlich verschieden ist, vom Hochferner einer Eisplatte bis zum majestätisch unabsehbaren Eisstrome mit seinem jähen, oft bis 300 M. hohen, in die Brandung des Meeres tauchenden Abfall. Die Länge einiger derselben darf man wohl auf 70 Km. schätzen. Diese primären Gletscher (ein Begriff der in Grönland erst dann eintritt, wenn ein Gletscher den Wasserspiegel des Fjords erreicht) sind es allein, welche die imposanten, 100 M. und darüber hohen, den äußeren Küstensaum und die Fjorde erfüllenden Eisberge liefern. (Ueber Ostgrönland siehe: die zweite deutsche Nordpolarfahrt in den Jahren 1869 und 1870 unter Führung des Capitän Carl Koldewey. Leipzig 1873—1874. 8°. 2 Bde.)

Das Innere Grönlands ist hauptsächlich dadurch merkwürdig, daß es das einzige Land auf der nördlichen Halbkugel und überhaupt das einzig bekannte auf der Erde ist, von dem wir wissen, daß eigentliche Eisfelder daselbst ihren Ursprung nehmen, und auf welchem wirkliche Eisfjorde beobachtet werden. Nach der Ansicht der Geologen war dereinst ein großer Theil von Europa mit einer ganz ähnlichen Eisdecke überzogen wie dermalen noch Grönland. Wir haben daher hier die einzige Stelle, wo man heutzutage noch dieselben Wirkungen wahrzunehmen vermag, welche, dem Vermuthen nach, die räthselhaftesten Umwälzungen im nördlichen Europa verursachten, die zu so vielfachen Untersuchungen und Hypothesen Anlaß gegeben haben. (Om Grönlands inland, og muligheden af at berejse samme, af H. Rink. Kjöbenhavn. G. E. C. Gad. 1875. 8°. 51 S.)

Die W.-Küste Grönlands badet sich anfangs in der breiten Davis-Straße, welche in die noch weitere Baffins-Bai übergeht, deren W.-Gestade von dem arktischen Archipel N.-Amerika's gebildet werden. Die Baffins-Bai verengt sich gegen N. in den schmalen Smith-Channel, durch welchen man bislang vergeblich versucht hat den Pol zu erreichen. Hier am Smith-Channel liegt auf grönländischer Seite Itevlik, die nördlichste Ansiedlung der Eskimo, weiter nördlich der Rensselaer-Hafen. Die Grönland gegenüberliegenden Landmassen des amerikanischen Archipels sind North Lincoln und jenseits des Vereinigten Staaten-Sundes, einer westlichen Abzweigung des zum Smith-Sunde erweiterten Canals, Grinnell's Land. In die Peabody-Bai des Smith-Sundes stürzt der gewaltige grönländische Humboldt-Gletscher (79–80° n. Br.) ab. Aus diesem Sunde führt der Kennedy-Channel zwischen Grönland und Grinnell-Land in das Hall-Becken, aus welchem der Petermann-Fjord einem langen Arme gleich in das grönländische Festland einschneidet. Dieses Hall-Becken besitzt abermals eine nördliche Fortsetzung in dem Robeson-Canal, und dieser öffnet sich direct in's Polarmeer, welches jedoch kein offenes, wie man gehofft hatte, sondern mit Eis von ganz ungewöhnlicher Dicke und hohem Alter, schwimmenden Eisbergen ähnlich, besetzt ist. Auf diesem Packeis-Meer (Palaeocrystic Sea), wie man es nannte, wurde am 12. Mai 1876 mit Schlitten der vorläufig nördlichste Punkt in 83° 20′ 26″ n. Br. erreicht und als Ergebniß der bisherigen Forschungen festgestellt: daß es kein offenes Polarmeer gibt, über 82° 50′ kein Thierleben, daß der Pol wegen feststehender Eismassen mit Schlitten nicht zu erreichen und aus gleichem Grunde ein Vordringen durch den Smith-Sund unmöglich sei. Natürlich behalten diese Sätze — wie die Geschichte der Polarforschung lehrt — nur so lange Giltigkeit, bis nicht eine neue Entdeckung sie ihres Werthes beraubt.

Einen gleich unwirthlichen Charakter, wie Grönland, ja verschärft sogar durch den Mangel an verhältnißmäßiger Milde, welche wenigstens an der W.-Küste spärliche Ansiedlungen gestattet, trägt der große arktische Archi-

Bärenjagd am Nordpol.

Digitized by Google

Digitized by Google

pel im N. von Amerika, welchen die sogenannte NW.-Passage in einen südlichen und einen nördlichen Complex theilt. Die NW.-Passage hebt mit dem oben erwähnten Lancaster-Sunde in der Baffinsbai an und setzt sich durch eine Reihe von Meeresstraßen bis in das nördliche Eismeer fort, welches die Küsten der westlichen Hudsonsbailänder und Aljaska's bespült. Der nördliche Theil des Archipels wird gebildet durch jene Grönland gegenüberliegende Reihe größerer und höherer Inseln, welche die fortgesetzten Wasserwege des Smithsund, Kennedy und Robeson Channel darstellen und deren letztes bis jetzt das mit hohen Bergen besetzte Grant-Land ist. Den Lancaster-Sund, der in die Barrow-Straße übergeht, begleitet im N. das Eiland Nord-Devon und weiter gegen W. die Inseln Cornwallis, Bathurst und Melville, hinter welcher im NW. Prince Patrick Island liegt. Die Barrow-Straße mündet in den geräumigen Melville-Sund, welcher in der Banks- und der Prince of Wales-Straße zwei Oeffnungen nach W. hin besitzt. Letztere ist die eigentliche NW.-Passage. Selbstverständlich sind alle die genannten Inseln durch Meeresarme geschieden, diese aber den größten Theil des Jahres mit schweren Packeismassen besetzt. Unter dem südlichen Inselconglomerate ragt Baffins-Land, das größte und östlichste von allen, hervor, dann folgen westwärts schreitend Somerset, Prince of Wales-Insel und das große Victoria-Land, dann schließlich Banks-Land.

Von allen diesen und den übrigen hier, weil überflüssig, nicht genannten Inseln des amerikanischen Eismeeres ist im Einzelnen sehr wenig zu berichten. So weit ihre geologische Beschaffenheit untersucht worden, zeigt sich ein Vorherrschen der silurischen Formation, sowie der Bildungen aus der Steinkohlenperiode. An vielen Stellen treten zum Theile abbauwürdige Steinkohlenflötze zu Tage und einzelne Dampfer haben sich dort neu mit Kohlen verproviantirt. Der größte Theil der arktisch-amerikanischen Inseln hat gleiche mittlere Jahrestemperatur wie die furchtbaren Regionen an der Mündung der Lena. Gerade der Umstand, daß die Temperatur im arktischen Eismeere eine so niedrige ist, macht es von vorneherein unmöglich, etwa dort befindliche Wasserstraßen zur Durchfahrt aus dem Atlantischen in den Großen Ocean zu benützen. Einstmals freilich hat sich auch dieser Archipel der Wohlthaten eines milden Klima's zu erfreuen gehabt, und in diesen Regionen, jetzt ein Mittelpunkt des Eises und des Schreckens, haben einstens Menschen gehaust. Dermalen gibt es nur mehr im südlichen Inselcomplexe einzelne Eskimotrupps, deren äußerste Vorposten nur ausnahmsweise auf den großen Inseln südlich von der Banksstraße getroffen wurden. Sehr bemerkenswerth ist die Uniformität in Sprache und Sitten eines so weithin verbreiteten Volkes wie die Eskimo. Sie bevölkern das ganze arktische Amerika, die beiden Küsten der Davis-Straße und der Baffins-Bai und Grönlands, sowie einen Landstrich von ungefähr 2800 Km. Ausdehnung in Asien jenseits der Berings-Straße. Oestlich erstrecken sie sich bis zum 50., westlich bis zum 60.° n. Br. südwärts. Ihre Lebensbedingungen finden sich bis zur Polarregion hinauf, und es ist anzunehmen, daß sie auch dort zu finden seien. Der Küstenstrich der Welttheile, den sie bevölkern, ergibt eine Längenausdehnung von 35,000 Km. und vom nordöstlichsten bis zum südlichsten Punkte des von Eskimo bewohnten Landes zieht

ſich eine Strecke von 22,000 Km. Das Gebiet, das ſie bevölkern, iſt daher wirklich ein ungeheures. Dr. Rink theilt ſie in folgende Abtheilungen: 1) in die öſtlichen Grönländer, welche die öſtliche Küſte dieſer Inſel bis an das Cap Farewell bewohnen; 2) die weſtlichen Grönländer, die den Diſtrict däniſcher Anſiedelungen von Cap Farewell aufwärts bis zum 74.° n. Br. bevölkern; 3) die N.-Grönländer, die wahren Hyperboräer, an der nordweſtlichen Küſte bis zur Melville-Bai, die Roß als die „arktiſchen Hochländer“ bezeichnete; 4) die Eskimo auf Labrador, jenſeits des Oceans; 5) die Eskimo der mittleren Region, welche den Küſtenſtrich und die Inſeln von der Baffins- zur Hudſons-Bai bis zu den Barter-Inſeln unweit des Mackenzie-Fluſſes bevölkern. Letzterer Zweig iſt der am weiteſten verbreitete; die Eisöde, die ſeine Heimath bildet, erſtreckt ſich in einer Ausdehnung von 14,000 Km. in der Länge und 5600 Km. Breite. Das ſind die Eskimo, auf deren Gebiete Franklin und ſeine tapfere Schaar ihr Ende gefunden; 6) die Eskimo an der weſtlichen und ſüdweſtlichen Küſte Amerika's, die ſich durch Vermiſchung mit den nachbarlichen Indianern am meiſten von ihren Stammesgenoſſen unterſcheiden; 7) ſchließlich die aſiatiſchen Eskimo, die zwar unvermiſchter als die amerikaniſchen, aber doch nicht ſo ſtammesrein ſind als ihre anderen Stammesbrüder.

Eskimo-Familie.

Die weite Meeresfläche zwiſchen dem amerikaniſchen Archipel und der ſibiriſchen N.-Küſte iſt noch von Niemandem betreten worden; was ſie birgt, können wir demnach unmöglich ſagen. Nordweſtlich von der Beringsſtraße ward indeß, in gar nicht großer Entfernung von der Feſtlandsküſte, Land geſichtet, vollkommen ſchneefrei und mit friſcher Vegetation bedeckt, nicht aber beſucht; man nennt es Wrangels-Land und den Canal, der es von Sibirien trennt, nach dem Entdecker Long-Straße. Weiterhin liegt, dem Lena-Delta faſt gegenüber, der Archipel der unbewohnten völlig pflanzenleeren Neuſibiriſchen Inſeln. Dagegen wird der Raum zwiſchen O.-

Grönland einer- und Europa und NW.-Sibirien andererseits von mehreren Ländercomplexen eingenommen, welche eine nähere Betrachtung erheischen, zumal gerade sie ein Hauptfeld der arktischen Forschung im letzten Decennium geworden sind.

Dringen wir, wie die meisten Polarfahrer der Gegenwart, von Norwegen aus in das nördliche Eismeer ein, so stoßen wir im NO. von Island auf die kleine aber 1964 M. hohe Insel Jan Mayen, weiterhin gegen N. auf die gebirgige, vor einigen Jahren genauer untersuchte Bären-Insel, welche durch den Fischreichthum ihres Meeres eine größere Bedeutung gewonnen hat.

Die überaus arme Flora der Bäreninsel zählt 80 Arten Moose. An feuchteren Stellen sammeln sich diese in so großer Menge, daß sie in der Ferne gesehen, das Bild einer grünenden Wiese gewähren; die höheren Gewächse treten aber nur in unerwartet geringer Anzahl auf, es gibt höchstens 30 Phanerogamen. Die ältere Entdeckung Keilhau's, daß die Insel aus Steinkohlenformationen mit Steinkohlenflötzen bestehe, fand vollste Bestätigung, indem an der O.-Seite ein sehr mächtiges Kohlenlager entdeckt ward. Die ganz kahle Insel besteht aus einem Hochlande, in welchem sich einige Bergspitzen, darunter der Mt. Misery, zu 400 M. erheben. Am Meere stürzen die Felsen beinahe überall senkrecht ab, Grotten und Höhlen bildend. Vögel sind die eigentlichen Bewohner und Beherrscher der Insel.

Nördlich von der Bären-Insel bis hinauf zum 80.° n. Br. liegt der Archipel von Spitzbergen, so benannt wegen der zackigen Gestalt seiner Berge. Er besteht aus einem sehr großen und drei verhältnißmäßig geringeren Hauptkörpern, von zahlreichen kleinen und kleinsten Eilanden umlagert. Die Hauptmasse ist die große reichgegliederte Insel W.-Spitzbergen, gleichsam ein arktisches Festland, im W. mit tiefen Einschnitten, dem Horn-, Belsund und Eisfjord und einem langen schmalen Eilande, Prinz Karls Vorland, ausgestattet; ihr im NO. und nur durch die Hinlopen-Straße getrennt, liegt NO.-Land, in dessen S. die beiden anderen insularen Haupttheile, das kleinere Barents-Land und größere Edge-Land oder Stans Vorland sich ausdehnen. Letztere beide bilden mit W.-Spitzbergen den Wijde Jans Water oder Storfjord (Große Bucht), welcher im N. in die Ginevra-Bucht und den Helis-Sund übergeht, der Barents-Land von W.-Spitzbergen scheidet: zwischen Barents- und Edge-Land zieht der Walter-Thymen-Fjord, und im S. des letzteren Eilandes lagern die fast unnahbaren Hyperitklippen der Tausend Inseln; im O. bemerkt man die Hoffnungs- und die Nyk-Ys-Inseln.

In der allerspätesten geologischen Zeit ist Spitzbergen bei weitem weniger in Eis eingehüllt als jetzt. Gegenwärtig besitzt Spitzbergen keine Bäume und kaum noch Büsche; der größte der letzteren ist unser jedoch sehr seltenes Empetrum nigrum. Nur am Eisfjord gedeiht reichere Vegetation, die denn auch eine reichere Thierwelt fördert. In Folge allzu eifriger Jagd ist indeß die Anzahl der Renthiere in bedenklicher Abnahme begriffen, das Walroß an der W.-Küste völlig ausge-

rottet. Die Flora Spitzbergens, die reichſte aller arktiſchen Länder, ſchließt ſich am nächſten an jene Grönlands an. Charakteriſtiſch unterſchieden ſind in botaniſcher Hinſicht die N.- und S.-Küſte; während erſtere ſich vorwiegend den amerikaniſchen Polargegenden anſchließt, zeigt letztere einen mehr europäiſchen Charakter. Dermalen iſt Spitzbergens Inneres mit ungeheuren Gletſchern bedeckt, zwiſchen welchen einzelne Bergſpitzen aufragen, ſo auf W.-Spitzbergen der Chydenius-Berg (600 M.) und am Eisfjord der Mt. Lindſtroem, welcher 1200 M. Seehöhe erreicht; unter den Gletſchern verdienen an der O.-Küſte W.-Spitzbergens der großen Negri- und Hochſtetter-Gletſcher, dann der kleinere Sonklar-Gletſcher zwiſchen dem Bates- und dem Hellwald-Berge Erwähnung. Eine weite Ausſicht gewährt der dem letztgenannten benachbarte Weiße Berg, von welchem man auf das benachbarte König Karls-Land hinüberblickt.

Mitternachtsſonne auf Spitzbergen.

Ein anſehnlich breiter Meeresarm, die Olgaſtraße, trennt Spitzbergen im O. von König Karls-Land, einer Inſel, welche ihrem Charakter nach mit Spitzbergen ziemlich übereinſtimmt. Das Land iſt im Allgemeinen niedrig und eben und ohne beſonders hervorragende Bergſpitzen. Als muthmaßlich höchſter Gipfel des Landes gilt der Haarfagrehaugen an der N.-Küſte; zuſammenhängende Schneefelder hat man bis jetzt nicht bemerkt, und ebenſowenig konnte man, mit einer einzigen Ausnahme, bedeutendere Gletſcher wahrnehmen.

Das Klima dieſer ſo wie der Spitzbergen'ſchen Inſelgruppe iſt viel milder als die hohe geographiſche Lage erwarten läßt, denn der Einfluß des warmen Golfſtromes macht ſich bis hierher noch bemerkbar. Wir wiſſen heute, daß die warme

Strömung, die zwiſchen Florida und Cuba aus dem mexicaniſchen Meerbuſen hervorbricht, bis Spitzbergen und Nowaja Semlja über 80° n. Br. hinaufreicht und, abgeſehen von einigen ſich ſeitwärts abtrennenden Veräſtelungen, ihre Hauptmaſſe gegen O. ſendet. Dort, wo ſeine Gewäſſer auf die Temperatur von + 3,5° R. reducirt ſind und ſomit das Maximum der Dichtigkeit und ihre größte Schwere erreichen, was im Juli nördlich von Island und Spitzbergen und zu beiden Seiten der Bäreninſel geſchieht, ſinkt der Golfſtrom unter den ihm begegnenden kalten Polarſtrom; durch die Meſſungen Dr. Beſſel's aber iſt die Fortſetzung des warmen, durch ſeine blauen Fluthen ſofort ausgezeichneten Golfſtromwaſſers über die Bäreninſel hinaus erwieſen. Wie weit daſſelbe reichen mag, bleibt noch unentſchieden. Petermann's Anſicht iſt aber, daß die im ſibiriſchen Eismeere befindliche Polynja nur die Verlängerung des Golfſtromes ſei.

Die Theile des Eismeeres, in welchen Spitzbergens Archipel emporſteigt, führen weſtlich davon den Namen Grönland-See, weil ſie die oſtgrönländiſche Küſte begrenzt, öſtlich von Spitzbergen aber die Benennung Barents-See, und dieſe dehnt ſich nach O. bis zum faſt ſüdnördlich geſtreckten Walle der Doppel-Inſel Nowaja-Zemlja aus. Dieſe ſcheidet die Barents-See von der Kara-See, welche zwiſchen Nowaja Zemlja und der ſibiriſchen Samojeden-Halbinſel fluthet. Im S. der Barents-See, der europäiſchen Küſte nahe und der Mündung der Tſcheſſkaja-Bucht faſt gegenüber erſcheint die unbewohnte, öde, im Inneren noch ungenügend erforſchte Inſel Kalgujew, deren Umfang 350—400 Km. zählt. Die Küſte iſt flach, erſt im Inneren wird das Terrain mehr gebirgig und endet in zwei Bergen, welche ganz mit isländiſchem Mooſe bedeckt ſind und mehreren ſehr fiſchreichen Gewäſſern Entſtehung geben. Dieſerhalb und wegen dem ſonſt in ſehr beträchtlichen Mengen

Die Isbjören-Bai auf Spitzbergen.

vorhandenem Polarwilde, wird Kalgujew alljährlich von 70—80 Menschen besucht. Nowaja-Zemlja steht mit dem europäischen Festlande mittelbar durch die Waigatz-Insel im Zusammenhange. Dieses Eiland (3700 □Km.) liegt in der Fortsetzung des Ural, von dem es blos durch die Waigatz- oder Jugor'sche Straße getrennt wird, besitzt im S. und O. steile Thonschieferfelsen und endet an der Karischen Straße, welche sie von der Doppel-Insel Nowaja-Zemlja's scheidet.

Nowaja-Semlja d. h. Neuland (92,800 □Km.) hält die nämliche Richtung ein, besitzt eine wechselnde Breite von 60 bis 140 Km. und endet mit Cap Mauritius in 77° n. Br. Die Doppelinsel wird von dem hyperboräischen oder maritimen, unbewohnten Ural durchzogen und der 7 Km. breiten, gegen 100 Km. langen Meerenge Matotschkin-Schar in zwei Stücke zerschnitten. Die Abdachung nach W. scheint die steilere, und unter den Gipfeln mag einer von 1220 M. wohl der höchste sein. Augitporphyr macht den Kern dieser Gebirgskette aus; an der O.-Küste bildet Thonschiefer die dunklen Klippen, der sich auch sonst auf der Insel überall findet. Der südliche Theil der Doppelinsel wird fast alljährlich von Walfischjägern besucht und ist minder rauh als der nördliche; im Allgemeinen erscheint die W.-Küste weit gegliederter als die O.-Küste, die sich im Karischen Meere badet. Wir bemerken an der W.-Küste im S. die Meschduscharsky-Insel, welche der schmale Kostin-Schar von dem Festlande trennt, weiterhin die Moller-Bai und auf dem nördlichen Bruchstücke die vorspringende Admiralitäts-Halbinsel und Cap Nassau. Auch mehrere Küsteneilande, wie die Buckligen, die Pankratjew- und Barents-Inseln treten hier auf. Dem mit colossalen Gletschern besetzten N.-Ende der W.-Küste liegen die neuentdeckten Golfstrom-Inseln gegenüber, eine aus der größeren Hellwald-, der kleineren Brown- und mehreren anderen unerheblichen Inseln bestehenden Gruppe. Die lange sehr gefürchtete Kara-See ist in den letzten Jahren wiederholt befahren und eines großen Theiles ihrer Schrecken entkleidet worden; man hat erkannt, daß sie ein Meer von sehr geringer Tiefe sei, jedoch südwestlich von Nowaja-Semlja bedeutend seichter als an der NW.-Küste; je weiter nach N., desto mehr und rascher nimmt der Seeboden an Tiefe zu. Auch tritt manchmal in dem ob seiner Eismassen verrufenen Meere eine vollständige Eisschmelze ein.

Die letzte arktische Gruppe, die zu erwähnen uns obliegt, ist das zwischen 80° und 83° n. Br. sich erstreckende Kaiser Franz Josephs-Land, ein Archipel, welcher hinter jenem Spitzbergens kaum zurückstehen dürfte, und dessen Entdeckungsgeschichte wohl die bedeutendste Leistung in der Polarforschung der Gegenwart bildet.

Franz Josephs-Land ist durch die 1872 ausgerüstete österreichisch-ungarische Expedition unter Führung von Carl Weyprecht und Julius Payer aufgefunden worden, und die Geschichte dieser Entdeckung gibt ein gutes Bild des oft grauenhaften Lebens im Eise. Schon in kurzer Entfernung von Cap Nassau auf Nowaja-Semlja wurde der „Tegetthoff" — so hieß das Expeditionsschiff — vom Eise eingeschlossen, um aus der schrecklichen Haft nie mehr befreit zu werden. Selbstverständlich waren nun Schiff und Mannschaft ein Spiel des Zufalls. Den ganzen Winter hindurch war man wegen der fürchterlichen Eispressungen in beständiger Bereitschaft das Schiff zu verlassen. Ende März 1873 hörten die Eispressungen auf und der „Tegetthoff" lag fest gefroren in der Mitte eines Eisfeldes, das mehrere Km. im Umfange hatte. Das Eisfeld selbst, auf dem der „Tegetthoff" ruhig lag, wurde von den Winden in verschiedener Richtung hin- und hergetrieben. Längst war man im Laufe dieses Dahintreibens auf der Scholle in ein Gebiet eingedrungen, das noch niemals vorher von Menschen betreten worden, und freudige Ueberraschung mußte die Hoffnungslosen erfüllen, als sie am 31. August 1873

plötzlich hohe Landmassen, etwa 14 Seemeilen fern, im N. aus dem Nebel emportauchen sahen. Das erste, jetzt nach Admiral Tegetthoff benannte Cap präsentirte sich hoch, schroff und felsig, seine abfallenden Wände waren stellenweise schneefrei. Während des Tages wurden noch mehrere flach vorliegende Inseln und auch Gletscher gesehen. Nun, da die Existenz des Landes constatirt war, schritt man zur feierlichen Taufe desselben als Kaiser Franz Josephs-Land, doch dauerte es bis Ende Oktober, ehe die Entdecker das aufgefundene Land in 79° 54′ n. Br. auf der Wilczek-Insel betraten und im Namen des Kaisers von Oesterreich in Besitz nehmen konnten. Am 22. Oktober 1873 verließ sie die Sonne zum zweiten Male, ohne daß ihre Vorstellungen über die Gestaltung des Landes hätten fixirt werden können. Sie mußten sich in Geduld fassen und den Anbruch des neuen Polartages, d. h. des Frühlings 1874 erwarten. Am 24. Februar 1874 erschien die Sonne wieder, und jetzt galt es die kurze noch erübrigende Zeit des dritten Sommers nach Kräften zu benützen. Oberlieutenant Payer entschloß sich zu drei Schlittenreisen, welche Klarheit in die Geographie des neuen Landes brachten, zugleich aber zu den tollkühnsten und wunderbarsten Unternehmungen gehören, welche je von Polarreisenden gewagt wurden. Die erste vom 10. bis 15. März galt einem benachbarten Eilande, wo er am Ende des malerischen Nordenskjöld-Fjordes einen ungeheuren Gletscher — den Sonklar-Gletscher — entdeckte, nachdem er die hohen Felscaps Tegetthoff und Mac Clintock (760 M.) bestiegen. Die zweite Reise trat Payer am 24. März an, und diesmal währte sein Ausflug bis 26. April. Payer's Bahn bewegte sich durchaus in dem von S. gegen N. hin sich öffnenden großen Austria-Sund, in dessen Mitte viele kleine Eilande zerstreut liegen, während er sich selbst bis etwa zu 82° n. Br. zwischen zwei bedeutenden Landcomplexen ausdehnt, von denen der östliche den Namen Wilczek-Land empfing, der westliche dagegen Zichy-Land geheißen wurde. Dort wo der Austria-Sund in ein weites Becken ausmündet, liegt ein anderes Landstück, das Kronprinz Rudolfs-Land, dessen SW.-Spitze durch das Cap Habermann in etwa 81° 48′ n. Br. bezeichnet wird. An der W.-Küste dieses Kronprinz Rudolf-Landes zog nun Payer mit seinen wenigen Begleitern dahin, über das unter 82° liegende Säulencap nach Cap Fligely in 82° 5′, wo sie am 12. April anlangten. Dies war ihr fernster Punkt; die zunehmende Unsicherheit des spaltenumringten Weges und das häufige Einbrechen des Eises gestatteten weiteres Vordringen nach N. nicht. Vor Payer's Augen breitete sich ein neuer Sund aus, den im Hintergrunde neue ausgedehnte Länder umschlossen, welche mit Gebirgen bedeckt, sich von NW. bis NO. und bis über den 83.° n. Br. verfolgen ließen. Dieser Breite gehört ein imposantes Vorgebirge an, es ist eine der nördlichsten Landmarken der bekannten Erde: Cap Wien, und gehört einem Lande an, für welches die Gerechtigkeit und Dankbarkeit den Namen Petermann-Land dictirte. Dem Cap Wien gegenüber liegt im W. eine andere Landmasse, welche die Bezeichnung König Oskar-Land trägt. Ueber die Ausdehnung dieser Gebiete lassen sich dermalen natürlich noch keine bestimmten Vermuthungen wagen, Alles spricht jedoch dafür, daß es sich hier um größere, weiterreichende Complexe handelt, nicht bloß etwa um einen Haufen unbedeutender Eilande. Was wir bis jetzt über das Franz Josephs-Land wissen, genügt, um zu zeigen, daß es das König Karls-Land in unvergleichlichem Maße an räumlicher Ausdehnung übertrifft, ja an Größe vielleicht dem Archipel Spitzbergens gleichkommt. Nach mühseliger Wanderung zum Schiffe zurückgekehrt, welches Payer glücklicherweise noch immer an der alten Stelle liegend fand, unternahm er im Mai 1874 eine dritte Reise, diesmal nach W. Sechzig Kilometer vom „Tegetthoff" entfernt gewährte ein hoher Berg, Cap Brünn, wichtige Aufschlüsse über die bedeutende Ausbreitung des Landes in dieser Richtung. Dasselbe ließ sich etwa bis zum 46.° O.-Länge verfolgen, und erwies sich als ein von zahlreichen Fjorden durchschnittenes Gebirgsland. Hier liegt auch der Culminationspunkt aller der gesehenen Gipfel, die 1524 M. hohe Richthofen-Spitze.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung. Nur zu häufig begegnet man der irrigen Vorstellung, als ob die Polarmeere so ziemlich verödet wären und die Schrecknisse der kalten Zone die Besucher zurückscheuchten. Was nun

die Gefahren des Eismeeres anbetrifft, ſo ſind dieſelben keineswegs ſo bedeutend, wie denn ſchon die Thatſache beweiſt, daß die arktiſchen Reiſen aller Zeiten zuſammengenommen verhältnißmäßig nur eine ſehr geringe Anzahl von Opfern an Menſchenleben gekoſtet haben. Zudem hat ſich in früheren Zeiten der Walfiſchfang als eines der anziehendſten Lockmittel des Völkerverkehres in den nordiſchen Meeresgebieten erwieſen, und wenn auch in der Gegenwart dieſer Induſtriezweig ſehr viel von ſeiner ehemaligen Bedeutung eingebüßt hat, ſo ſchwimmen doch immerhin noch genug Fahrzeuge mit britiſcher, holländiſcher, ſchwediſch-norwegiſcher, ruſſiſcher und ſelbſt deutſcher Flagge bis hart an den Packeisgürtel herum, und manche davon mögen ſogar höhere Breiten erreicht haben, als von wiſſenſchaftlichen Expeditionen je bekannt geworden iſt.

Schluß des zweiten Bandes.

NORD-POLAR-KARTE.

NORDLICHES EISMEER
NORDLICHES EISMEER
Pol
Alaska
Behrings Meer
Land der Tschuktschen
Kamtschatka
Ochotskisches Meer
Taimyr Halbinsel
Baffins B.
Grönland
Grönländische
Spitzbergen
Spitzbergisches Meer
Halb. I. Kola
Finnland
Island
ATLANTISCHER OCEAN
Nord See
St Petersburg
Kilometer

Artist. Anst. v. C. Schonert in Leipzig.

NÖRDL. EIS MEER
Grinnel L^d
Hall L^d
Smith Sund
Prudhoe Land
Pr. Patrick I.
Banks Str.
N^d Devon
Baffins Bai
Baffins L^d
Grön-land
Grönland Meer
C. Farewell
Davis Str.
Hudsons Bai
NORD AMERIKA
Alaska
Behrings Meer
I. Kadjak
Aleuten
Vancouver I.
S. Francisco
S. Louis
New York
Halifax
Neu Fundland
Bermuda I^n
Azoren
ATLANTISCHER
GROSSER OD. STILLER OCEAN
Wendekr. d. Krebses
Sandwich I^n
Aequator
Marquesas I^n
Tuamotu
Tahiti
Freundschafts I^n
Wendekr. d. Steinbocks
Chatam I.
Polynesien
Bahama I^n
Westindische Inseln
Caraibisches M.
Golf v. Mexico
Mittel America
Galapagos I^n
Trinidad
Cayenne
C. Verde'sche I^n
Pernambuco
Rio de Janeiro
SÜDAMERIKA
Cordilleras
Valparaiso
Buenos Ayres
Falkland I^n
C. Horn
Süd Georgien
Süd Shetland I^n
Süd Orkney
SÜDL. EIS MEER
ERD
Nach Mer
Aequatorial

Artistische Ansta

Digitized by Google

östl. L. v. Greenwich
40
60
80
100
120
140
160
180
Gillis Land
Franz Joseph-Land
NÖRDL. EIS MEER
Spitzbergen
Nordost I.
Kön. Carl Land
Edge I.
Bären I.
Spitzbergisches Meer
Nowaja Semlja
Karisches Meer
C. Tscheljuskin
C. Taimyr
Taimyr Halbinsel
Neu Sibirien
Nord C.
Skandinavien
Finnland
S i b i r i e n
Nördl. Polarkreis
St. Petersburg
E U R O P A
A S I E N
Ochotsk. Meer
Sachalin
Kurilen
Turan
Mongolei
Mandschurei
Tibet
Himalaya
Klein Asien
Iran
Arabien
Japan
GROSSER ODER STILLER OCEAN
Wendekr. d. Krebses
Vorder Indien
Hinter Indien
Arab. Meer
Ceylon
Philippinen
Marianen
Marshall I.
Carolinen
Ostindische Inseln
Sunda I.
Gilbert I.
Polynesien
Neu Hebriden
Fidschi I.
Neu Caledonien
Seychellen
Madagascar
Mauritius
INDISCHER OCEAN
AUSTRALIEN
Adelaide
Melbourne
Sydney
Auckland
Neu Seeland
Tasmania
Capland
Capstadt
N. Amsterdam
St. Paul
Pr. Edward I.
Crozet I.
Kerguelen
Auckland I.
Macquarie I.
SÜDL. EIS MEER
A F R I K A
Zanzibar

RTE.

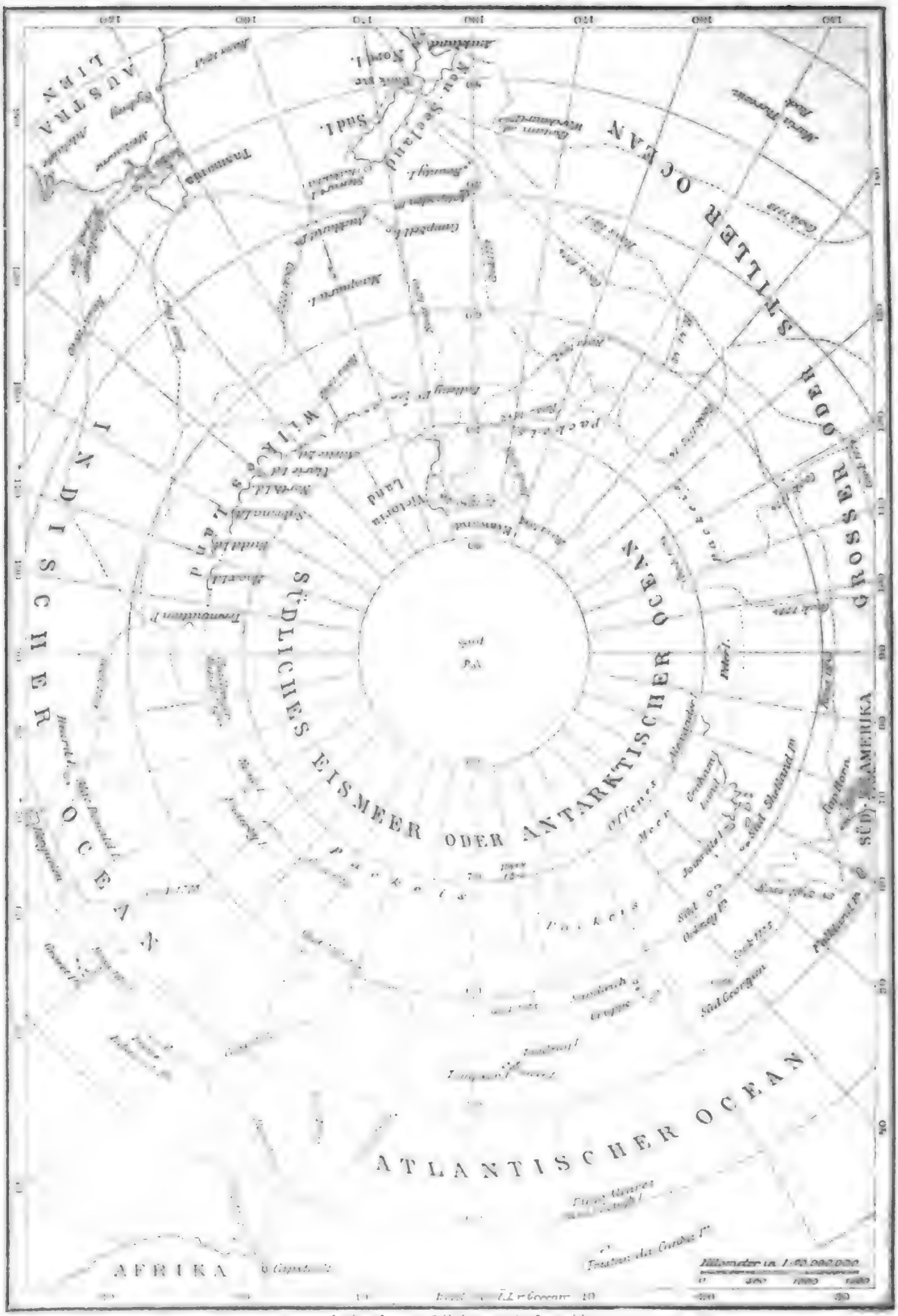
Projection.

1:150,000,000

...Holzmart in Leipzig.

Digitized by Google

SÜD-POLAR-KARTE.



Artist. Anst. v. C. Schönert in Leipzig.

Digitized by Google

AUSBREITUNG der RELIGIONEN in EUROPA.

Religionen:
über 50 % Griech. Kathol.
„ 50 % Röm. Kathol.
„ 50 % Evangelisch
„ 50 % Engl.-Schottisch
Die Zahlen geben die einzelnen Religionen in Procenten der Gesammtbevölkerung an und bezeichnet:
Gr. = Griechisch u. Armen. Kirche
R. = Römisch Katholische
Ev. Evangelische Kirche
En. Sch. = Englisch Schottische K.
I. = Israeliten
M. = Muhamedaner
S. = Verschiedene Secten
NÖRDLICHES EISMEER
ATLANTISCHER OCEAN
MITTELLÄNDISCHES MEER
Schwarzes Meer
Kaspisches Meer
Nord-See
Ost-See
Island
Schottland
Irland
England
Norwegen
Schweden
Finnland
Russland
Dänemark
Deutsches Reich
Polen
Frankreich
Schweiz
Oesterreich-Ungarn
Rumänien
Serbien
Türkey
Griechenland
Italien
Spanien
Portugal
Adriatisches Meer
Tyrrhen. Meer
Ionisches Meer
Corsica
Sardinien
Balearen
Sicilien
Creta
Cypern
Samojeden
Sibirien
Tataren
Kirghisen
Kosaken
Kaukasien
Turkestan
Persien
Türken
Klein-Asien
Araber
Mauren
Kabylen
AFRIKA
Wolga
Tigris
Nördlicher Polarkreis
Westl. v. Greenwich
Oestl. L. v. Greenwich
10
20
30
40
50
60
70
80

Artist. Anst. v. C. Schönert in Leipzig.

Westl.—0°—Oestl. L. v. Greenwich
NÖRDLICH
Island
ATLANTISCHER OCEAN
Färöer
Shetland
Orkney I.
Hebriden
NORD SEE
Skager Rack
Wenern
Wettern
Biscaya
Pyrenäen
Balearen
Ligur. M.
Corsica
Sardinien
Tyrrhenisches Meer
Adriatisches Meer
Sicilien
Ionisches Meer
C. Passaro
Malta
MITTELLÄNDISCHE
AFRIKA
Westl.—0°—Oestl. L. v. Greenwich

Artist. Anst. v. C. Schön

Digitized by Google

EISMEER
Halbinsel Kola
Weisses Meer
Onega See
Ladoga See
St. Petersburg
Peipus See
Ilmen See
Moskau
Timan Geb.
Dwina
Petschora
Ural Gebirge
Ob
Irtysch
Tobol
Tura
Kama
Wolga
Oka
Don
Donez
Dnjepr
Dnjestr
Pripet
Rokitno Sümpfe
Manytsch
Ponto-Kaspische Niederung
Asowsches Meer
Krym
Terek
Kuban
Kur
Kaukasus
SCHWARZES MEER
KASPISCHES MEER
Aral See
ASIEN
KLEIN ASIEN
MEER
Cypern
Rhodus
Candia od. Kreta
20
30
40
50
60
70
80
0 100 200 300 400 500 600 700 800 900 1000 Kilometer

FLUSS UND GEBIRGS-KARTE
VON
EUROPA

BEVÖLKERUNGS-DICHTIGKEIT von EUROPA.

Bevölkerung.
unter 100
100 - 500
500 - 1000
1000 - 2000
2000 - 4000
4000 - 6000
6000 - 8000
über 8000
auf 1 geogr. □Meile
Die Zahlen geben speciell die Bewohner auf 1 geogr. Quadrat Meile an.
NÖRDLICHES EISMEER
ATLANTISCHER OCEAN
Island
Nördlicher Polarkreis
Far Öer
Shetland
Norwegen
Schweden
Finnland
Nordsee
Ostsee
England
Irland
Schottland
Dänemark
Deutsches Reich
Polen
Frankreich
Schweiz
Oesterreich-Ungarn
Italien
Spanien
Portugal
Türkey
Serbien
Rumänien
RUSSLAND
Nördliche Provinzen
Gross-Russland
Weiss Russland
Klein Russland
Neu Russland
Zarenthum Kasan
Zarenthum Astrachan
Cis Kaukasien
Trans Kaukasien
Schwarzes Meer
Kaspisches Meer
Klein Asien
Persien
Turkestan
Sibirien
ASIEN
AFRIKA
MITTELLÄNDISCHES MEER
Tyrrhen. Meer
Adriatisches Meer
Ionisches Meer
Sicilien
Malta
Creta
Cypern
Corsica
Sardinien
Balearen
Aral S.
Mittel. v. Ferro 0

Artist.Anst. v. C. Schonert in Leipzig

Digitized by Google

ETHNOGRAPHISCHE ÜBERSICHT von EUROPA.

Indo-Germanen:
Germanen
Romanen
Slaven
Kelten
Letten u. Litthauer
Griechen
Albanesen
Kaukasusvölker
Mongolisch-tatarische Völker
NÖRDLICHES EISMEER
ATLANTISCHER OCEAN
MITTELLÄNDISCHES MEER
AFRIKA
Isländer
Nordsee
Ostsee
Schwarzes Meer
Kaspisches Meer
Adriatisches Meer
Tyrrhen. Meer
Ionisches Meer
Finnische
Lappen
Schweden
Norweger
Finnen
Letten
Litthauer
Gross Russen
Weiss Russen
Klein Russen
Kosaken
Polen
Ruthenen
Magyaren
Rumänen
Serben
Bulgaren
Griechen
Italiener
Franzosen
Spanier
Portugiesen
Katalanen
Engländer
Iren
Mordwinen
Baschkiren
Kalmücken
Samojeden
Ostjaken
Wogulen
Syrjänen
Tataren
Kirgisen
Turkmenen
Georgier
Armenier
Türken (Osmanen)
Perser
Araber
Syrer
Mauren
Kabylen
Kaspisches Meer
Sizilien
Sardinien
Corsica
Kandia
Cypern

Artist.Anst.v.C.Schönert in Leipzig

Westl. — Oestl. L. v. Greenwich
NÖRDLICHE
C. Horn
Island
(z. Dänemark)
Nördlicher Polarkreis
Lofoten
ATLANTISCHER OCEAN
Far Öer
(zu Dänem.)
Shetland I.
Orkney
Bergen
Christiania
NORWEGEN
SCHWEDEN
Bottnischer Meerbusen
Stockholm
Kalmar
NORD SEE
Dänemark
Kopenhagen
Irland
Dublin
Cork
Edinburgh
Glasgow
Manchester
Liverpool
LONDON
Plymouth
Amsterdam
Hamburg
Stettin
Danzig
Königsberg
Bremen
BERLIN
DEUTSCHES REICH
Preussen
Dresden
Breslau
Posen
Warschau
Krakau
Frankfurt
Prag
Brünn
Nürnberg
München
WIEN
OESTERREICH
UNGARN
Der Canal
PARIS
Orléans
Nantes
Brest
FRANKREICH
Lyon
Bordeaux
Meerb. v. Biscaya
Bayonne
Toulouse
Marseille
Schweiz
Mailand
Turin
Genua
Venedig
Triest
Florenz
Adriatisches Meer
Rom
Neapel
ITALIEN
Bosnien
Serbien
Corsica
Sardinien
Tyrrhenisches Meer
Palermo
Sicilien
Ionisches Meer
Malta
Madrid
Valladolid
Saragossa
Barcelona
Valencia
SPANIEN
PORTUGAL
Lissabon
Sevilla
Granada
Malaga
Cadiz
Gibraltar
Balearen
Mallorca
MITTELLÄNDISCHES
ALGERIEN
Algier
MAROCCO
Marocco
AFRIKA
TUNIS
Tunis
10
20
30

Artistische Anstalt

Digitized by Google

EISMEER
SIBIRIEN
Halbinsel
Weisses Meer
Russland
Kasan
Czarenthum Kasan
Czarenthum Astrachan
ST PETERSBURG
Klein Russland
Neu Russland
Orenburgische Kirghisen
Aral See
KASPISCHES MEER
SCHWARZES MEER
Armenien
PERSIEN
KLEIN ASIEN
Turkmenen
MEER
Cypern
30
40
50
60
70
80

POLITISCHE UEBERSICHT
VON
EUROPA

Maassstab = 1 : 23.000.000.

0 100 200 300 400 500 600 700 800 900 1000 Kilometer

chenert in Leipzig.

igitized by Google

GEOLOGISCHE ÜBERSICHT von EUROPA.

🟩 Alluvium u. Diluvium
🟨 Tertiäre Gebilde.
🟧 Mesozoische Gebilde (Secund.) (Kreide, Jura, Trias)
🟪 Paläozoische Geb. (Primär) (Gyps, Steinkohlen, Devon, Silur)
☐ Plutonische u. Vulkan. Gebilde: (Krystallinische Schiefer, Gneiss, Granit, Syenit, Porphyr, Melaphyr, Basalt, Trachyt u. s. w.)
○ Thätige Vulkane
Westl. ◦ O ◦ Östl. L. v. Greenwich
10
20
30
40
50
60
70
80
NÖRDLICHES EISMEER
ATLANTISCHER OCEAN
MITTELLÄNDISCHES MEER
AFRIKA
Island
Schottland
Irland
England
Nord-See
Dänemark
Ost-See
Schweden
Gneiss u. Granit
Frankreich
Spanien
Italien
Deutsches Reich
Oesterreich-Ungarn
Rumänien
Serbien
Türkey
Griechenland
Schwarzes Meer
Kaspisches Meer
Klein-Asien
Persien
Sibirien
Kreide
Jura
Trias
Steinkohle
Kreide u. Jura
Tigris
Cypern

Artist. Anst. v. C. Schonert in Leipzig.

POLITISCHE ÜBERSICHT UND BEVÖLKERUNGSDICHTICHKEIT DER VEREINIGTEN STAATEN.

Ruperts Land
Columbia
Canada
Quebec
New Brunswik
Maine
Territor. Washington
Territorium Montana
Territorium Idaho
Oregon
Territorium Dakota
Minnesota
Wisconsin
Michigan
Oberer See
Michigan See
Territ. Wyoming
Nebrasca
Iowa
Illinois
Indiana
Ohio
Pennsylvania
New York
Nevada
Territor. Utah
Colorado
Kansas
Missouri
Kentucky
West Virginia
Virginia
Tennessee
Nord-Carolina
Süd-Carol.
Georgia
Alabama
Mississippi
Arkansas
Indian Terr.
Territorium Neu Mexico
Territor. Arizona
Texas
Louisiana
Florida
Californien
Eisenbahn
El Californien
Golf v. Californien
Sonora
MEXICO
GOLF von MEXICO
GROSSER OD. STILLER OCEAN
ATLANTISCHER OCEAN
Abgekürzte Staatennamen
D.C. District Columbia
C. Connecticut D. Delaware
Rh I. Rhode Island V. Vermont
110
100
90
80
70

Artist. Anst. v. C Schorert in Leipzig

ASIEN
NÖRDLICHES EISMEER
BEHRINGS MEER
ALASKA
Aleuten
GROSSER ODER STILLER OCEAN
BRIT.
NORD
Columbia
Rocky Mountains
VEREIN. S
MEXI
Kalifornien
S. Francisco
Queen Charlotte I.
Vancouver I.
Revilla Gigedo I.
Clipperton
C. S. Lucas
C. Corrientes
150 Westl. L. v. Greenwich 150

NORD-UND MITTEL-

AMERIKA.

1:48,000,000.

Kilometer, 111,3 = 1 Grad d. Aequ.

Artistische Anstalt von

Digitized by Google

GRÖNLAND
Island
Grossbritannien
Irland
Frankreich
Baffins-Bai
Baffinsland
Davis-Strasse
Hudsons-Bai
Hudsons-Str.
Labrador
Land
AMERIKA
Canada
New Foundland
Nova Scotia
(Neu Schottland)
Montreal
Ottawa
Buffalo
New York
Philadelphia
Baltimore
Washington
Richmond
Chicago
Cincinnati
Milwaukee
St. Louis
TAATE
Allegheny-Geb.
Bermudas-I.
Charleston
Savannah
Mobile
Montgomery
Florida
ATLANTISCHER OCEAN
Wendekreis des Krebses
Bahama-Inseln
Golf von Mexico
Havana
Cuba
Haiti
Grosse Antillen
Kleine Antillen
Jamaica
Trinidad
CARIBISCHES MEER
(ANTILLEN SEE)
Honduras
Guatemala
Ver. Staaten von MITTEL-AMERIKA
Venezuela
Guyana
Colombia
SÜD-AMERIKA
Orinoco
Paramaribo
Aequator
80
70
60
50
40
30
20

…chönert in Leipzig

Digitized by Google

GEOLOGISCHE ÜBERSICHT VON DEN VEREINIGTEN STAATEN.

Farben Erklärung.
Alluvium und Diluvium
Tertiäre Gebilde
Mesozoische Gebilde (Secundär)
Paläozoische Gebilde
Plutonische und Vulkanische Gebilde
Rupertsland
Silur
Canada
Granit u. Metamorph. Gesteine
Columbia
Washington
Oregon
Idaho
Montana
Rocky Mountains
Dacota
Wyoming
Nebraska
Minnesota
Wisconsin
Oberer See
Michigan
Iowa
Illinois
Indiana
Ohio
Pennsylvania
New York
Maine
Nevada
Utah
Colorado
Kansas
Californien
Arizona
Texas
Indian Terr.
Arkansas
Louisiana
Mississippi
Alabama
Tennessee
Kentucky
Virginia
Nord Carolina
Süd Carolina
Georgia
Florida
Bahama I.
Grosser Ocean
Atlantischer Ocean
Golf von Mexico
Mexico

Artist. Anst. v. C. Schatterr in Leipzig.

SÜD-AMERIKA

Caribisches od. Antillen-Meer
ATLANTISCHER OCEAN
VENEZUELA
COLUMBIA
(N. GRANADA)
GUAYANA
ECUADOR
Alto Amazonas
Grão Para
BRASILIEN
Matto Grosso
Maranhão
Piauhy
Goyaz
Bahia
Minas Geraes
São Paulo
Parana
Rio Grande do Sul
PARAGUAY
URUGUAY
BOLIVIA
PERU
ARGENTINIEN
CHILE
PATAGONIEN
Buenos Ayres
Valparaiso
Aequator
GROSSER ODER STILLER OCEAN
ATLANTISCHER OCEAN
Falklands I.
Magalhaens Archipel
Cap Horn
Süd Georgien
1:48,000,000
Kilometer

Artist. Anst. v. C. Schönert in Leipzig

Digitized by Google

BEVÖLKERUNGS-DICHTIGKEIT von EUROPA.

Bevölkerung.
unter 100
100 - 500
500 - 1000
1000 - 2000
2000 - 4000
4000 - 6000
6000 - 9000
über 9000
auf 1 geogr. □ Meile
Die Zahlen geben speciell die Bewohner auf 1 geogr. Quadrat Meile an.
NÖRDLICHES EISMEER
ATLANTISCHER OCEAN
Island
Nördlicher Polarkreis
Far Oer
Shetland
Schottland
Irland
England
Nordsee
Ostsee
Norwegen
Schweden
Finnland
Bottnischer Meerb.
RUSSLAND
Nördliche Provinzen
Gross Russland
Zarenthum Kasan
Zarenthum Astrachan
Weiss Russland
Klein Russld.
Neu Russland
Polen
Deutsches Reich
Frankreich
Schweiz
Oesterreich-Ungarn
Rumänien
Serbien
Türkey
Italien
Spanien
Portugal
Corsica
Sardinien
Balearen
Sicilien
Malta
Griechenland
Creta
Cypern
Tyrrhen. Meer
Adriatisches Meer
Ionisches Meer
MITTELLÄNDISCHES MEER
Schwarzes Meer
Cis-Kaukasien
Trans-Kaukasien
Kaspisches Meer
Klein Asien
Persien
Turkestan
Sibirien
ASIEN
AFRIKA
West v. Ferr. L. v. Greenwich

Artist. Anst. v. C. Schenert in Leipzig

ETHNOGRAPHISCHE ÜBERSICHT von EUROPA.

Indo-Germanen:
Germanen
Romanen
Slaven
Kelten
Letten u. Litthauer
Griechen
Albanesen
Kaukasusvölker
Mongolisch-tatarische Völker
Westl. v. Greenwich 0 Östl. L. v. Greenwich
NÖRDLICHES EISMEER
ATLANTISCHER OCEAN
Isländer
Nördliches Eismeer
Färöer
Shetland In.
Nordsee
Ostsee
Engländer
Iren
Lappen
Finnische
Finnen
Schweden
Norweger
Samojeden
Völker
Syrjänen
Wogulen
Ostjaken
Tataren
Gross
Russen
Wolga
Mordwinen
Baschkiren
Kirghisen
Turkmenen
Kalmüken
Kosaken
Weiss-Russen
Letten
Polen
Deutsche
Klein-Russen
Ruthenen
Magyaren
Rumänen (Walachen)
Serben
Bulgaren
Schwarzes Meer
Kaspisches Meer
Türken (Osmanen)
Georgier
Armenier
Kurden
Perser
Araber
Syrer
Provençalen
Franzosen
Galiegos
Spanier
Basken
Catalanen
Portugiesen
Italiener
Corsen
Sardinier
Balearen
Tyrrhen. Meer
Sicilien
Adriatisches Meer
Ionisches Meer
Archipelagus
MITTELLÄNDISCHES MEER
Mauren
Kabylen
AFRIKA
Aral-S.
Syr Darja
Amu Darja
10
20
30
40
50
60
70
80

Artist. Anst. v. C. Schubert in Leipzig

Digitized by Google

Westl. 0 Oestl. L. v. Greenwich
NÖRDLICHE
C. Horn
Island
(zu Dänemark)
Nördlicher Polarkreis
ATLANTISCHER OCEAN
Far Öer
(zu Dänem.)
Shetland I.
Orkney I.
NORWEGEN
SCHWEDEN
Christiania
Stavanger
Schottland
Edinburg
Irland
Dublin
Cork
Liverpool
Manchester
Hull
LONDON
Plymouth
NORD SEE
Dänemark
Hamburg
Amsterdam
DEUTSCHES REICH
BERLIN
Dresden
Breslau
Posen
Stettin
Frankfurt
München
Der Canal
PARIS
Nantes
FRANKREICH
Meer v. Biscaya
Bordeaux
Toulouse
Lyon
Marseille
SCHWEIZ
Genf
OESTERREICH
UNGARN
WIEN
Mailand
Turin
Genua
Triest
Venedig
Florenz
Rom
Neapel
ITALIEN
Adriatisches Meer
Tyrrhenisches Meer
Ionisches Meer
Palermo
Sicilien
Sardinien
Cagliari
Corsica
Bosnien
Serbien
SPANIEN
PORTUGAL
Lissabon
Madrid
Barcelona
Valencia
Sevilla
Granada
Balearen
Mallorca
MITTELLÄNDISCHES
ALGERIEN
Marocco
MAROCCO
TUNIS
AFRIKA
Malta

Artistische Anstalt

Digitized by Google

POLITISCHE UEBERSICHT
VON
EUROPA

Maassstab = 1 : 23000000.

Kilometer

EISMEER
SIBIRIEN
Halbinsel Kola
Weisses Meer
Archangelsk
Russland
Kasan
Perm
Ekaterinburg
Wologda
ST. PETERSBURG
Nowgorod
Riga
Moskwa
Gross Russland
Czarthum Kasan
Czarthum Astrachan
Orenburgische Kirghisen
Aral See
Klein Russland
Neu Russland
Polen
Wolynien
Podolien
Bessarabien
Charkow
Kiew
Shitomir
Tscherkask
Astrachan
KASPISCHES MEER
Turkmenen
ASIEN
Kaukasus
Taurien
Asowsches Meer
SCHWARZES MEER
Armenien
Trapezunt
Erzerum
PERSIEN
Tiflis
Baku
Adrianopel
Constantinopel
KLEIN ASIEN
Smyrna
Cypern
Candia
MEER
30
40
50
60
70
80

chonert in Leipzig.

Digitized by Google

GEOLOGISCHE ÜBERSICHT von EUROPA.

Alluvium u. Diluvium.
Tertiäre Gebilde.
Mesozoische Gebilde (Secund.)
(Kreide, Jura, Trias)
Paläozoische Geb. (Primair)
(Dyas, Steinkohlen, Devon, Silur)
Plutonische u. Vulkan. Gebilde:
(Krystallinische Schiefer, Gneis, Granit, Syenit, Porphyr, Melaphyr, Basalt, Trachyt u.s.w.)
○ Thätige Vulkane
West - 0 - Östl. L. v. Greenwich
NÖRDLICHES EISMEER
ATLANTISCHER OCEAN
Island
Nördlicher Polarkreis
Shetland I.
Schottland
Irland
England
Nord-See
Ost-See
Dänemark
Schweden
Gneis u. Granit
Devon
Steinkohle
Perm
Trias
Jura
Kreide
Sibirien
Frankreich
Spanien
Deutsches Reich
Oesterreich-Ungarn
Rumänien
Serbien
Türkey
Griechenland
Italien
Tyrrhen. Meer
Adriatisches Meer
Balearen
Corsica
Sardinien
Sicilien
Schwarzes Meer
Kaspisches Meer
Kreide u. Jura
Klein-Asien
Persien
Creta
Cypern
MITTELLÄNDISCHES MEER
AFRIKA
Steppe
Tigris

Artist. Anst. v. C. Schönert in Leipzig

POLITISCHE ÜBERSICHT UND BEVÖLKERUNGSDICHTICHKEIT DER VEREINIGTEN STAATEN.

Ruperts Land
Canada
Columbia
Assiniboine
Manitoba
Quebec
Montreal
Ottawa
New Braunschwik
Maine
Territor. Washington
Territorium Idaho
Territorium Montana
Territorium Dakota
Minnesota
Wisconsin
Michigan
Oberer See
Huron See
Michigan See
N. York
Pennsylvania
Ohio
Indiana
Illinois
Iowa
Nebraska
Territ. Wyoming
Oregon
Nevada
Territor. Utah
Colorado
Kansas
Missouri
Kentucky
West Virginia
Ost Virginia
Nord-Carolina
Süd Carolina
Tennessee
Arkansas
Indian Terr.
Territorium New Mexico
Territor. Arizona
Texas
Louisiana
Mississippi
Alabama
Georgia
Florida
Californien
El Californien
Golf v. Californien
MEXICO
GOLF von MEXICO
GROSSER OD STILLER OCEAN
ATLANTISCHER OCEAN
Algonkines
Sioux Ind.
St. Louis
Des Moines
Springfield
Frankfort
Nashville
Memphis
Jackson
Little Rock
Santa Fé
Los Angeles
S. Francisco
Matamoros
Columbia
Savannah
Charleston
Raleigh
Richmond
Washington
Columbus
Indianapolis
Louisville
Montgomery
Mobile
New Orleans
Baton Rouge
Tallahassee
Boston
Pittsburg
Philadelphia
New York
Buffalo
Albany
Lansing
Detroit
Chicago
Madison
Milwaukee
St. Paul
Olympia
Carson
Salt Lake City
Denver
Topeka
Omaha
Lincoln
Dakota
Salem
Abgekürzte Staatennamen:
D.C. District Columbia
C. Connecticut D. Delaware
N.H. New Hampshire N.J. New Jersey
Ms. Massachusetts M. Maryland
Rh.I. Rhode Island V. Vermont
1:25,550,000
Kilometer
130 Westl. L. v. Greenwich
120
110
100
90
80
70

Artist. Anst. v. [illegible] in Leipzig.

Digitized by Google

ASIEN
NÖRDLICHES EISMEER
BEHRINGS MEER
Aleuten
ALASKA
BRIT.
Rocky Mountains
Columbia
Thlinkithen
Inseln
S. Francisco
VEREIN. S
MEXI
Californien
C. S. Lucas
GROSSER ODER STILLER OCEAN

NORD- UND MITTEL-

AMERIKA.

1 : 48,000,000.

Artistische Anstalt von

Digitized by Google

GRÖNLAND
Island
Grossbritannien
Irland
Frank-reich
Nord-Polarkreis
Baffins-Bai
Baffinsland
Davis-Strasse
C. Farewell
Hudsons-Bai
Labrador
Land
Nord-AMERIKA
Canada
Quebec
Montreal
Ottawa
Toronto
Boston
Buffalo
New York
Philadelphia
Baltimore
Washington
Richmond
Chicago
Cincinnati
Memphis
Montgomery
Mobile
Charleston
Savannah
STAATEN
Neu-Fundland
St Johns
C. Breton I.
Halifax
Nova Scotia
(Neu Schottland)
Bermudas I.
(Britisch)
ATLANTISCHER OCEAN
Florida
Bahama-Inseln
Golf von Mexico
Havana
Cuba
Haiti
Grosse Antillen
Jamaica
Kleine Antillen
Antigua (Brit.)
Guadeloupe (Franz.)
Martinique (Franz.)
Barbados (Brit.)
Trinidad (Brit.)
CARIBISCHES MEER
(ANTILLEN SEE)
Yucatan
Campeche
Belize
Honduras
Guatemala
Ver. Staaten von
MITTEL-AMERIKA
S. Juan del Norte
Panama
Cartagena
Colombia
Orinoco
Venezuela
Guyana
Georgetown
Paramaribo
Cayenne
Amazonen Strom
Para
SÜD-AMERIKA
30
40
50
60
70
80
90

Schönert in Leipzig

Digitized by Google

GEOLOGISCHE ÜBERSICHT VON DEN VEREINIGTEN STAATEN.

Farben Erklärung.
🟩 Alluvium und Diluvium
▭ Tertiäre Gebilde
🟥 Mesozoische Gebilde (Secundär)
(Kreide, Jura, rother Sandstein, Trias)
🟦 Paläozoische Gebilde
(Silur, Devon, Kohlenkalkstein, Steinkohle)
▭ Plutonische und Vulkanische Gebilde
(Eruptivgestein, krystallin. Schiefer, Granit und metamorph. Gesteine)
Grosser Ocean
Columbia
Washington
Oregon
Idaho
Montana
Rocky Mountains
Ruperts Land
Silur
Granit u. Metamorph. Gesteine
Canada
Maine
Oberer See
Michigan
Minnesota
Dacota
Wyoming
Nebraska
Iowa
Wisconsin
New York
Pennsylvania
Ohio
Indiana
Illinois
Kentucky
Virginia
Nord Carolina
Süd Carolina
Georgia
Tennessee
Alabama
Mississippi
Louisiana
Arkansas
Missouri
Kansas
Indian Terr.
Colorado
Nevada
Utah
Californien
Arizona
Texas
Sierra Madre
New Orleans
Florida
Bahama Ins.
Atlantischer Ocean
Golf von Mexico
MEXICO
Steinkohle
Kohlenkalkstein
Devon
Trias
Jura
Kreide
Schiefer
Tertiär
Yellowstone
Black Hills
Gr. Salz See
Pikes P.
Long P.
Mt. Whitney
Philadelphia
Washington
St. Louis
Chicago
110 Westl. L. v. Greenwich
110
100
90
80
70

Artist. Anst. v. C. Schönert in Leipzig.

SÜD-AMERIKA

Caribisches od. Antillen-Meer
Barbados (Brit.)
Trinidad (Brit.)
ATLANTISCHER OCEAN
Georgetown
Paramaribo
Cayenne
VENEZUELA
COLUMBIA
NEU GRANADA
GUAYANA
ECUADOR
Alto Amazonas
Grão Pará
BRASILIEN
Maranhão
Piauhy
Bahia
Goyaz
Matto Grosso
Minas Geraes
São Paulo
Parana
Rio Grande do Sul
BOLIVIA
PERU
Lima
Callao
Pisco
Arica
Valparaiso
Buenos Ayres
Montevideo
PARAGUAY
URUGUAY
ARGENTINIEN
CHILE
PATAGONIEN
Magalhaens Archipel
Cap Horn
Falklands Ins.
GROSSER ODER STILLER OCEAN
ATLANTISCHER OCEAN
Aequator
RIO JANEIRO

Artist. Anst. v. C. Schönert in Leipzig

Digitized by Google

GEOLOGISCHE ÜBERSICHT von SÜD-AMERIKA.

Caribisches od. Antillen-Meer
ATLANTISCHER OCEAN
GROSSER ODER STILLER OCEAN
ATLANTISCHER OCEAN
COLUMBIA
NEU GRANADA
VENEZUELA
GUYANA
ECUADOR
PERU
BOLIVIA
BRASILIEN
ARGENTINA
CHILE
PATAGONIEN
Selvas des Amazonas
Pampa
La Plata
Gneis u. Granit
Brasil. Sandstein
Brasil. Sandstein
Devon
Silur
Aequator
Lima
Bahia
Rio de Janeiro
Montevideo
Buenos Ayres
Santiago
Valdivia
Falkland Is.
Feuerland
Farben-Erklärung
Alluvium und Diluvium
Tertiäre Gebilde
Mesozoische Gebilde (Secundär)
de. Brasil. Sandstein (Trias))
Paläozoische Gebilde
Plutonische u. Vulkanische Gebilde
(Gneiss, Granit, Thonschiefer, Racolurnit, Porphyr, Basalt, Lava.)
○ Thätige Vulkane

Artist. Anst. v. C. Schönert in Leipzig.

nitized by Google

MITTEL-AFRIKA.

Sokoto
Adamaua
Wadai
Bagirmi
Dar For
Aegyptisches Reich
Dar Banda
Somal
Harar
Kaffa
Galla
Unerforschtes
Aequator
Aequatorial - Gebiet
Meerb. v. Guinea
Gabun
Atlantischer Ocean
Kongo
Angola
Benguela
Loanda
Cabinda
Loango
Urua
Uhiuda
Kasembe
Sansibar
Mombas
Witu
Indischer Ocean
Kilwa
Nyangwe
Manyema
Unyamwesi
Victoria Nyanza

Digitized by Google

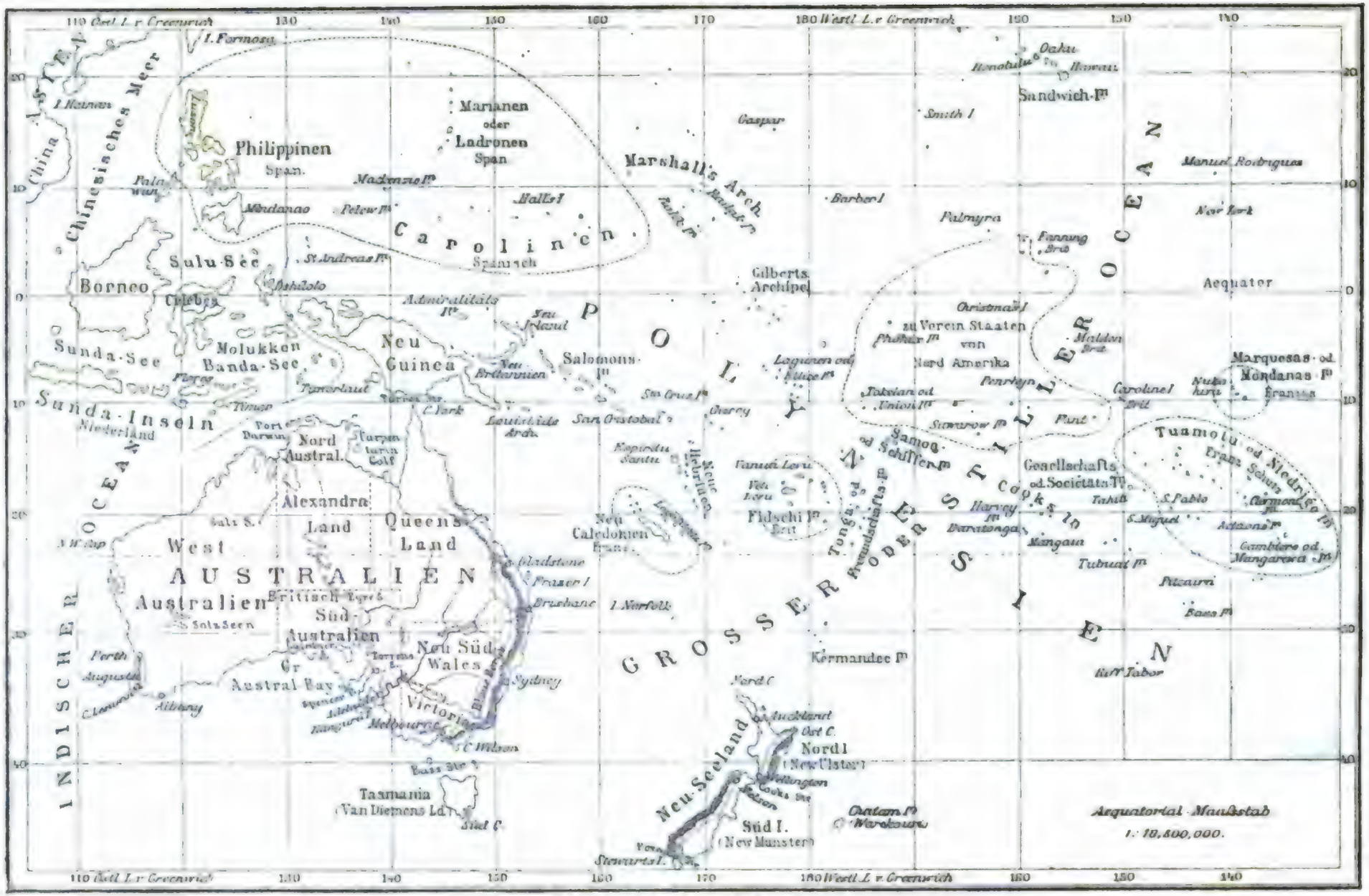
AFRIKA.

Mittelländisches Meer
Klein Asien
Persien
Arabien
Algerien
Tunis
Tripoli
Barka
Fessan
Libysche Wüste
Aegypten
Rothes Meer
Nubien
Sahara
Sudan
Hausa
Wadai
Darfur
Aegyptisches Reich
Mandingo
Ober Guinea
Äquator
Nieder Guinea
Atlantischer Ocean
Indischer Ocean
Comoren
Madagaskar
Kapland
Port Natal
Port Elizabeth
Cap Verde'sche Inseln
Mittelländisches Meer
UNTER-AEGYPTEN
Kairo
Port Said
Suez
Kapland
Oranje Fr. Freistaat
Indisch. Ocean
Port Elizabeth
1:70,000,000
Kilometer

Artist. Anst. v. C. Schoenert in Leipzig

Digitized by Google

AUSTRALIEN.



Artist. Anst. v. C. Schönert in Leipzig.

ASIEN.
Kilometer in 1 : 51.000.000
0
500
1000
1500
2000
20 Östl. L. v. Greenw. 30
ATLANTISCHER OCEAN
NÖRDLI
Island
Jan Mayen
Färöer
Spitzbergen
Irland
England
Nord See
Norwegen
Schweden
Ost-See
Portugal
Madrid
Spanien
Paris
Frankreich
Berlin
Deutsches Reich
EUROPA
RUSSLAND
St. Petersburg
Moskau
Österreich Ungarn
Wien
Italien
Rumänien
Mittelländisches Meer
Algerien
Tunis
Tripoli
Schwarzes M.
TÜRKISCHES REICH
Kaspisches M.
SAHARA
AFRIKA
Kairo
Aegypten
Nubien
ARABIEN
Nedscheb
Rothes Meer
Abessinien
Hadramaut
Oman
PERSIEN
IRAN
AFGHANISTAN
BELUDSCHISTAN
TURKESTAN
Arabisches Meer
G. v. Aden
Sokotra
C. Guardafui
Lakkadiven Inseln
C. Comorin
Malediven Inseln
Victoria Njansa
Tanganjika See
Sansibar
Seychellen
Amiranten
INDISCHER O
VORDERINDIEN
Tschad
Nil
50
60
70
80
20
10
0
10

Artistische Anstal

Digitized by Google

NORD-AMERIKA
EISMEER
Taymir H.I.
Sibirien
RUSSISCHES REICH
Beringsmeer
Ochotskisches Meer
Kurilen
Japanisches Meer
JAPAN
Mongolei
Gobi od. Schamo (Wüste)
CHINESISCHES REICH
Tibet
Gelbes Meer
Ost Chines. Meer
Formosa
Hainan
Birma
Meerb. v. Bengalen
Süd-Chinesisches Meer
Luzon
Philippinen
Sulu-S.
Borneo
Molukken
Banda-S.
Arafura-S.
Java-See
Grosse Sunda Inseln
Kleine Sunda I.
Neu-Guinea
Torres-Str.
AUSTRALIEN
GROSSER ODER STILLER OCEAN
Marianen od. Ladronen
Carolinen
Palau I.
EAN
30
60
90
120
150
90
110
130
150
50
30
20
10
0
10

höner in Leipzig.

Digitized by Google

VORDER-INDIEN.

Artist Anst. v. C. Schünert in Leipzig.

Die wichtigsten Ströme und Flüsse Europa's (nach Klöden).

Name.	Mündet in:	Länge in Km.	Name.	Mündet in:	Länge in Km.
Aare	Rhein, links	275	Fulda	Werra, links	192
Adda	Po, links	298	Garigliano	Tyrrhenisches Meer	127
Adour	Golf von Gascogne	290	Garonne	Biscayischer Busen	1284
Alle	Pregel, links	130	Glommen	Skagerrak	462
Aller	Weser, rechts	255	Gran	Donau, links	260
Altmühl	Donau, links	192	Guadalaviar	Mittelländisches Meer	238
Aluta	Donau, links	542	Guadalquivir	Atlantischer Ocean	586
Arno	Tyrrhenisches Meer	230	Guadiana	Atlantischer Ocean	812
Aspropotamos	Patras-Busen	222	Havel	Elbe, rechts	290
Aude	Mittelmeer	180	Hérault	Mittelländisches Meer	133
Beraun	Moldau, links	215	Iglawa	Thaya, links	170
Beresina	Dnjepr, rechts	393	Ilna	Oder, rechts	105
Bober	Oder, links	260	Ill	Rhein, links	185
Bode	Saale, links	163	Iller	Donau, rechts	165
Bosna	Save, rechts	260	Inn	Donau, rechts	504
Brenta	Adriatisches Meer	174	Isar	Donau, rechts	275
Bug	Schwarzes Meer	765	Iser	Elbe, rechts	120
Bug	Weichsel, rechts	645	Isère	Rhone links	320
Charente	Biscayischer Busen	282	Jeker	Donau, rechts	275
Chopet	Don, links	883	Isonzo	Adriatisches Meer	126
Clara-Elf	Wener-See	400	Jucar	Mittelländisches Meer	260
Dal-Elf	Ostsee	497	Kama	Wolga, links	1700
Desna	Dnjepr, links	957	Körös	Theiße, links	445
Dnjepr	Schwarzes Meer	2062	Lahn	Rhein, rechts	220
Dnjestr	Schwarzes Meer	1100	Lech	Donau, rechts	260
Don	Schwarzes Meer	1926	Leine	Aller, links	185
Donau	Schwarzes Meer	2597	Lippe	Rhein, rechts	265
Donez	Schwarzes Meer	608	Lijusne	Ostsee	363
Drau	Donau, rechts	720	Loire	Biscayischer Busen	975
Duero	Atlantischer Ocean	723	Maas	Nordsee	900
Duena	Ostsee	838	Main	Rhein, rechts	490
Dunajec	Weichsel, rechts	208	March	Donau, links	341
Durance	Rhone, links	320	Mariza	Aegäisches Meer	430
Dwina	Weißes Meer	1270	Maros	Theiße, links	575
Ebro	Mittelländisches Meer	870	Messen	Nördliches Eismeer	600
Eger	Elbe, links	312	Mincio	Po, links	81
Elbe	Nordsee	1164	Minho	Atlantischer Ocean	274
Elster, schwarze	Elbe, rechts	208	Moldau	Elbe, links	423
Elster, weiße	Saale, rechts	267	Mologa	Wolga, links	542
Ems	Nordsee	418	Morawa	Donau, rechts	334
Enns	Donau, rechts	200	Mosel	Rhein, links	520
Etsch	Adriatisches Meer	450	Moskwa	Oka, links	400
Eurotas	Lakonischer Busen	112	Mulde	Elbe, links	284
Ender	Nordsee	126	Mur	Drau, links	438
Enpel	Donau, links	152	Nab	Donau, links	150

(Forts. und Schluß s. nächste Seite.)

Die wichtigsten Ströme und Flüsse Europa's. (Fortsetzung und Schluß.)

Name.	Mündet in:	Länge in Km.	Name.	Mündet in:	Länge in Km.
Nahe	Rhein, links	111	Segura	Mittelländisches Meer	232
Narenta	Adriatisches Meer	252	Seine	Canal La Manche	708
Narowa	Finnischer Busen	74	Sereth	Donau, links	660
Neckar	Rhein, links	348	Severn	Atlantischer Ocean	327
Neiße, Glatzer	Oder, links	170	Shannon	Atlantischer Ocean	260
Neiße, Lausitzer	Oder, links	200	Sieg	Rhein, rechts	130
Newa	Finnischer Busen	60	Somme	Canal La Manche	225
Netze	Warte, rechts	334	Spree	Havel, links	300
Niemen	Ostsee	790	Stolp	Ostsee	112
Oder	Ostsee	890	Struma	Aegäisches Meer	320
Oglio	Po, links	220	Suchona	Dwina, links	640
Oka	Wolga, rechts	1500	Swir	Ladoga-See	200
Onega	Nördliches Eismeer	422	Szamos	Theiß, links	460
Orne	Canal La Manche	165	Tagliamento	Adriatisches Meer	163
Ouse	Nordsee	208	Tajo	Atlantischer Ocean	890
Passarge	Ostsee	156	Tana-Elf	Nördliches Eismeer	282
Peene	Ostsee	180	Tay	Nordsee	25
Peneus	Jonisches Meer	84	Taya	March	262
Persante	Ostsee	133	Tessin	Po, links	237
Petschora	Nördliches Eismeer	1800	Theiß	Donau, links	1360
Piave	Adriatisches Meer	215	Themse	Nordsee	326
Pitea	Bottnischer Busen	363	Tiber	Tyrrhenisches Meer	370
Pleiße	Weiße Elster, rechts	88	Tornea	Bottnischer Busen	455
Po	Adriatisches Meer	630	Traun	Donau, rechts	150
Pregel	Ostsee	237	Trave	Ostsee	118
Przipiec	Dnjepr, rechts	638	Trent (u. Humber)	Nordsee	245
Pruth	Donau, links	630	Ufer	Pommersches Haff	103
Raab	Donau, rechts	255	Umea	Bottnischer Busen	467
Rega	Ostsee	148	Unstrutt	Saale, links	200
Regen	Donau, links	163	Ural	Caspisches Meer	2100
Regnitz	Main, links	163	Var	Mittelländisches Meer	104
Reuß	Aare, rechts	155	Vardar	Aegäisches Meer	311
Rhein	Nordsee	1375	Velino	Tiber, links	81
Rhone	Mittelländisches Meer	845	Vilaine	Biscayischer Busen	180
Ruhr	Rhein, rechts	230	Volturno	Tyrrhenisches Meer	158
Saale	Elbe, links	356	Waag	Donau, links	400
Saar	Mosel, rechts	215	Warnow	Ostsee	156
Salamvria	Aegäisches Meer	178	Warte	Oder, rechts	690
Salzach	Inn, rechts	230	Weichsel	Ostsee	1120
San	Weichsel, rechts	467	Werra	Weser, rechts	281
Saone	Rhone, rechts	385	Weser	Nordsee	864
Save	Donau, rechts	712	Wjatka	Kama, rechts	980
Sazawa	Moldau, rechts	178	Wolchow	Ladoga-See	210
Schelde	Nordsee	386	Wolga	Caspisches Meer	3128

Königreich Spanien.

Namen der historischen Provinzen.	Areal in □Km.	Volks-Zahl.	Einwohner auf 1 □Km.	Hauptstadt.	Bemerkungen über die Hauptstadt.	Sonstige wichtige Plätze.	Zahl und Namen der neuen Provinzen.	Allgemeine Charakteristik.
Neu-Castilien . . (Königreich) Castilla la Nueva.	72,561	1,550,000	22	Madrid mit 332,000 Einw.	Prächtiger kgl. Palast 77 Kirchen, Porcellan-, Gobelins- und andere Fabriken. In der Nähe die k. Lustschlösser Aranjuez (10,700 E.) u. Buen Retiro.	Escorial, nordwst. v. Madrid; Toledo am Tajo, 17,300 E., Sitz des Primas von Spanien. Toledoklingen; Quecksilberbergwerk Almadén am Zujar mit 7500 E.; Alcalá de Henares, alte Universität.	1) Madrid, 2) Guadalajara, 3) Cuenca, 4) Ciudad-Real, 5) Toledo.	Im Sommer sehr heiß; hat viele unangebaute Gegenden; Hochland und größtentheils von Gebirgen eingeschlossen.
Alt-Castilien . . . (Königreich) Castilla la Vieja.	65,806	1,690,000	26	Burgos mit 25,700 Einw.	Prachtvoller Dom; ehemalige Residenz des castilischen Reiches.	Segóvia im Guadarama-Gebirge, 10,300 Einw., berühmte Wasserleitung Trajans; in der Nähe Lustschloß San Ildefonso; Soria mit 5000 E., Santandér mit 30,000 E., Handelshafen am Golf von Biscaya.	1) Santander, 2) Palencia, 3) Valladolid, 4) Avila, 5) Segóvia, 6) Soria, 7) Burgos, 8) Logroño.	Hochland. Getreide und Wein im Ueberfluß; große Schafheerden.
Leon . . . . . (Königreich).	39,476	880,000	22	Leon mit 10,000 Einw.	Alte gothische Kathedrale, die schönste Spaniens.	Salamanca, 15 200 E., Universität; Valladolid (spr. Waljadolid) mit 43,000 Einw., ehemalige Residenz. Ciudad Rodrigo, Grenzfestung i. W	1) Salamanca, 2) Zamora, 3) Leon.	Fruchtbares aber meist schlecht Land; meist Hochebene; gegen W. Gebirgsland.
Asturien . . . . (Fürstenthum).	10,596	590,000	58	Oviédo mit 28,000 Einw.	—	Gijon, Hafen, 10,400 Einw.	1) Oviedo.	Bergig, aber gut angebaut, reich an Wein und Baumfrüchten, gute Rindvieh- und Pferdezucht.
Galizien . . . . (Königreich). [Callaicum].	29,379	1,960,000	68	San Jago de Compostella mit 27,000 Ein. (spr. Chágo de Compostella.)	Wallfahrtsort.	La Coruña (sprich Corunja) 27,000 Einw., Kriegshafen; El Ferrol, Kriegshafen; Lugo, 8300 E., heiße Bäder.	1) Orense, 2) Pontevedra, 3) la Coruña, 4) Lugo.	Sehr gebirgig und feucht; gut bevölkert und fleißig angebaut, mit großen Waldungen, starker Viehzucht und ansehnlichen Fischereien.
Estremadura . . . [Extrema Durii].	43,355	730,000	17	Badajoz mit 22,000 E. (spr. Badachóz), Pax Augusti.	Grenzstadt am Guadiana.	Alcántara am Tajo mit fester römischer Brücke. (Colonia Norbensis). Coria (Caurium) Plasencia, 6000 E., in der Nähe das berühmte Kloster San Juste.	1) Badajoz, 2) Cáceres.	Von Gebirgen im N. u. S. eingeschlossen, auch in der Mitte durchschnitten; heißes, wasserarmes Stufenland; demungeachtet vortreffliche Wiesen und beste Viehzucht.

(Fortsetzung s. nächste Seite.)

Königreich Spanien. (Fortsetzung.)

Namen der historischen Provinzen.	Areal in □ Km.	Volks-Zahl.	Einwohner auf 1 □ Km.	Hauptstadt.	Bemerkungen über die Hauptstadt.	Sonstige wichtige Plätze.	Zahl und Namen der neuen Provinzen.	Allgemeine Charakteristik.
Landschaft Andalusien. Sevilla (Königreich).	31,666	1,140,000	36	Sevilla (spr. Sewilja) mit 120,000 Einw. (Hispalis der Alten.)	Liegt in der kornreichen Niederung des Guadalquivir; herrlicher Dom mit der Giralda; große Tabakfabrik beschäftigt 5000 Mädchen.	Cádiz (spr. Kádis), Festung und Hafen; Sitz der Marine, mit den Forts 71,500 E., Haupthandelsplatz; Xerez de la Frontera (spr. Cherés), Hafenstadt mit Weinbau (Sherry) und 52,000 Einw.	1) Sevilla, 2) Cadiz, 3) Huelva.	Andalusien, d. i. Land der Vandalen, ist eines der wärmsten europäischen Länder, sehr fruchtbar aber auch sehr vernachlässigt; reich an vortrefflichen Weinen, Oel und Früchten; mit starker Viehzucht, berühmten Pferden und wandernden Schafen, die hier überwintern; starker Bienenzucht. In der Sierra Morena lebt eine Colonie von Deutschen (Schwaben) in kleinen Städten und einzelnen Höfen. Hauptort Carolina. Das wichtige Gibraltar ist seit 1704 englisch.
Cordoba (Königreich).	13,442	380,000	28	Córdoba mit 36,000 E.	In reizender Lage am Guadalquivir, war im 10. Jahrhundert die größte Stadt Spaniens. Berühmter Dom, früher Moschee.	—	1) Córdoba.	
Jaen (Königreich).	13,462	390,000	29	Jaen mit 191,000 E. (Aurigi Giennium.)	—	Alcalá la Real mit 12,000 E. Andujar (Andura), 10,000 E. am Guadalquivir; Linares (Hellanes) 7000 E. mit Kupfer- und Bleigruben; Baeza (Baetia Baetula), 11,000 E.	1) Jaen.	
Granáda (Königreich).	28,651	1,360,000	47	Granáda mit 67,000 E.	Reizende Lage am Xenil (spr. Chenil) auf dem 650 Meter hohen Plateau La Vega; bewahrt in der Alhambra die Reste des maurischen Chalifenpalastes.	Almería (Portus magnus) mit 23,000 E., befestigter Hafen; Málaga 95,000 Ein. an der steilen Küste in weinreicher Gegend, mit großem Hafen und namhafter Industrie.	1) Almería, 2) Granáda, 3) Málaga.	Sehr gebirgig, überaus fruchtbar an Wein, Oel, Früchten, Seide u. dgl. Das Gebirge Las Alpujarres wird von christlichen und fleißigen Arabern (Moriscen) bewohnt.
Murcia (spr. Múrsia) (Königreich.)	27,063	660,000	24	Murcia mit 88,000 E.	Groß und wohlgebaut, mit Seidenmanufacturen und Salpetersiedereien.	Cartagena 34,000 E. Kriegshafen, Festung und Arsenal.	1) Albacete, 2) Murcia.	Sehr gebirgig, entwaldet und wasserarm; hat fleißige Bewohner und viele Producte, vorzüglich viele Barille.

(Schluß s. nächste Seite.)

Königreich Spanien. (Schluß.)

Namen der historischen Provinzen.	Areal in □Stm.	Volks-Zahl.	Einwohner auf 1 □Km.	Hauptstadt.	Bemerkungen über die Hauptstadt.	Sonstige wichtige Plätze.	Zahl und Namen der neuen Provinzen.	Allgemeine Charakteristik.
Valencia . . . . (spr. Walénsia) (Königreich)	23,042	1.410,000	61	Valencia mit 108,000 E. (Valentia Edetanorum.)	Am Guadalaviar, reizend gelegen; Seidenfabriken.	Alicante, (Alona) 31,000 E., befestigter, wichtiger Handelshafen, berühmte Weine.	1) Valencia, 2) Castellon, 3) Alicante.	Schroffer Abfall des Hochlands; schmale Küstenebenen, künstlich bewässert, sehr fruchtbar, daher das „maurische Paradies" genannt; vorzüglich blühendes Land; Fabriken, fleißige Bewohner.
Catalonien . . . (Fürstenthum.) Cataluña (spr. Catalunja) [d. h. Gothalanien.]	32,330	1,770,000	55	Barcelona mit 195,000 E. mit den Vorstädten 262,000 E. (Barcino Faventia.)	Vorzüglichste Handels-Hafen und Fabrikstadt Spaniens; viele Unterrichtsanstalten, Universität, Baumwollspinnereien, Fabriken für Seidenstoffe, Maschinen.	Tarragona, (Tarraco) mit 18,000 Einw. und Steinkohlengruben; früher blühende Hafenstadt, jetzt überflügelt von Reus, Fabrikstadt mit 28,100 E.	1) Lerida, 2) Gerona, 3) Barcelona. 4) Tarragona.	Durchgehends gebirgig, aber die Berge wie die Thäler fruchtbar, gut angebaut; durch mancherlei Producte, gute Viehzucht und reichen Fischfang gesegnet.
Aragonien . . . . (Königreich.)	46,365	920,000	20	Zaragoza mit 67,000 E. (Cæsar Augusta Salduba.)	Am Ebro.	Huesca, (Ileosca) 10,000 E. in 440 Meter Seehöhe; Teruel (Turdeto), 10,000 E.	1) Huesca, 2) Zaragoza, 3) Teruel.	Stufenland; sandig und unfruchtbar, liefert dagegen Oel, viel Wein, Branntwein; hat starke Schafzucht.
Navarra . . . . (Königreich.)	10,478	320,000	30	Pamplona mit 22,900 E. (Pompelopolis.)	Befestigt.	—	1) Navarra.	Bergig und waldig; liefert vorzügliches Schiffbauholz; hat gute Weiden und Viehzucht.
Biscaya . . . . Baskische Provinzen (Euscaleria, Pr. vascongadas.)	7204	470,000	65	Bilbao mit 19,000 E. Baskisch: Ibaizabel.	—	San Sebastian, 9000 E. Seefestung; Vitoria, 15,600 E; Fuenterrabia, (Fons rapidus) früher Festung; Tolosa, 7600 E., Mittelpunkt der Eisenindustrie; Waffenfabriken.	1) Biscaya, 2) Guipuzcoa, 3) Alava.	Die Küsten sind fruchtbar; durchaus wachsen viele Aepfel, woraus Cider bereitet wird.
Mallorca . . . . (Königreich.)	4817	290,000	60	Palma mit 53,000 E.	Auf Mallorca.	Port Mahon auf Menorca; Manacor auf Mallorca.	1) Mallorca.	Gebirgig, aber fruchtbar und gut bebaut.

Königreich Portugal.

Namen der Provinz.	Areal in □ Klm.	Einwohnerzahl.	Einwohner auf 1 □ Klm.	Hauptstadt.	Einwohnerzahl der Hauptstadt.	Bemerkungen über die Hauptstadt.	Sonstige wichtige Plätze.	Zahl und Namen der neuen Provinzen.	Allgemeine Charakteristik.
Entre Douro e Minho (sprich Minjo).	7,271	970,000	134	Oporto oder Porto.	90,000	Früher Portus Cale, daher der Name Portugal; starker Weinhandel; Seidenmanufacturen.	Braga, 16,000 E., uralt, einst Sitz der Suevenkönige.	1) Vianna do Castello. 2) Braga. 3) Porto.	Am besten bevölkert und angebaut.
Tras-os-Montes.	11,105	370,000	33	Bragança.	5,110	Festung in der Ebene; Seidenmanufacturen und Sitz der Seidenindustrie. Bischofsitz.	—	1) Villa Real. 2) Bragança.	Gebirgig, bis auf einige Striche rauh und dünn.
Beira.	23,942	1,290,000	54	Coimbra.	18,000	Am unteren Mondego; Universität.	Aveiro, Hafen, 4,500 Einw.	1) Aveiro. 2) Coimbra. 3) Vizeu. 4) Guarda. 5) Castello Branco.	Liefert am meisten Getreide, vortrefflichen Wein und Oel. Es zerfällt in Ober- u. Unter-Beira.
Estremadura.	17,800	840,000	47	Lissabon, port. Lisboa.	280,000	Sitz der Regierung, vieler Unterrichtsanstalten und gelehrten Gesellschaften, auch zahlreicher industrieller Etablissements. Vorzügliche Handelsstadt.	Santarem, am Tejo, 9,500 E. Abrantes, am Tejo. Setúbal, Handelshafen.	1) Leiria. 2) Santarem. 3) Lisboa.	Fruchtbar an Getreide, Wein, Oel und Südfrüchten. Die Ebene zwischen Lissabon und Abrantes nennt man das portugiesische Paradies. Auch die Gegend um Cintra ist sehr romantisch.
Alemtejo (spr. Alangteschо).	24,387	330,000	14	Evora.	12,000	—	Elvas, Festung.	1) Beja. 2) Evora.	Die unfruchtbarste Provinz schlecht bebaut und wenig bevölkert; Hochland.
Algarve.	4,850	190,000	39	Faro.	10,000	—	Lagos, Hafenstadt, 8,500 E. Tavira, 11,000 E. Olhao, Fischerort, großer Sardinenfang.	1) Faro.	Reich an Wein, Oel und Früchten; Gebirgsland.

Eintheilung der Republik Frankreich.

Namen der Departements.	Areal in □ Km.	Einwohnerzahl.	Einwohner pr. □ Km.	Hauptſtadt (préfecture)	Hauptorte.
Ain	5798,97	363,290	63	Bourg	Nantua.
Aisne	7352,00	552,439	75	Laon	St. Quentin, Soiſſons, Chateau-Thierry.
Allier	7308,27	390,812	53	Moulins	Montluçon.
Alpes (Baſſes) . . .	6954,19	139,332	20	Digne	Monosque.
Alpes (Hautes) . . .	5589,61	118,898	21	Gap	Embrun.
Alpes maritimes . . .	3839,00	109,037	52	Nice	Graſſe, Cannes, Antibes.
Ardèche	5526,65	380,277	69	Privas	Annonay, Tournon, Aubenes.
Ardennes	5232,89	320,217	61	Mézières	Sédan, Rethel, Rocroy.
Ariège	4893,87	246,298	50	Foix	Pamiers.
Aube	6001,39	255,687	43	Troyes	Arcis-ſur-Aube, Nogent-ſur-Seine.
Aude	6313,24	285,927	45	Carcaſſonne	Limoux, Narbonne.
Aveyron	8743,33	402,474	46	Rodez	Villefranche, Millau.
Bouches du Rhone . .	5104,87	554,911	109	Marſeille	Tarascon, Arles.
Calvados	5520,72	454,012	82	Caen	Liſieux, Bayeux.
Cantal	5741,47	231,867	40	Aurillac	St. Flour.
Charente	5942,28	367,520	62	Angoulème	Cognac.
Charente-inférieure . .	6825,69	465,653	68	La Rochelle	Rochefort, St. Jean d'Angely.
Cher	7199,34	335,392	47	Bourges	St. Amand.
Corrèze	5866,09	302,746	52	Tulle	Brives.
Corſe	8747,41	258,307	30	Ajaccio	Baſtia.
Côtes-d'or	8761,16	374,510	43	Dijon	Beaume, Sémur.
Côtes du Nord . . .	6885,62	622,295	90	St. Brieuc	Dinan.
Creuſe	5568,30	274,663	49	Guéret	Aubuſſon.
Dordogne	9182,76	480,141	52	Périgueux	Bergerac.
Doubs	5227,35	291,251	56	Beſançon	Montbéliard, Pontarlier.
Drome	6921,55	320,417	49	Valence	Montélimar.
Eure	5957,65	377,874	63	Evreux	Louviers, Bernay.
Eure et Loire	5874,30	252,622	48	Chartres	Nogent-le-Rotrou.
Finiſtère	6721,12	642,963	96	Quimper	Breſt, Morlaix,
Gard	5835,56	420,131	72	Nimes	Alais.
Garonne (haute) . . .	6289,88	479,362	74	Toulouſe	St. Gaudens.
Gers	6280,31	264,717	45	Auch	Lectoure, Condom.
Gironde	9740,32	705,149	72	Bordeaux	Libourne.
Herault	6197,00	429,878	69	Montpellier	Lodève, Beziers.
Ille et Vilaine . . .	6725,83	559,532	88	Rennes	St. Malo, Fougères.
Indre	6795,30	277,693	41	Chateauroux	Iſſoudun.
Indre et Loire . . .	6113,70	317,027	52	Tours	Chinon.
Iſère	8289,34	575,784	69	Grenoble	Vienne.
Jura	4994,01	287,634	58	Lons le Saulnier	Poligny, Dôle.
Landes	9321,31	300,528	32	Mont de Marſan	Dax.
Loir et Cher	6350,02	268,801	42	Blois	Vendôme.
Loire	4759,62	550,611	116	St. Etienne	Montbriſon, Roanne.
Loire (haute)	4962,25	308,732	62	Le Puy	Yſſengeaux.
Loire (inférieure) . .	6874,26	602,206	88	Nantes	St. Nazaire.

(Fortſ. und Schluß ſ. nächſte Seite.)

Eintheilung der Republik Frankreich. (Fortsetzung und Schluß.)

Namen der Departements.	Areal in □ Km.	Einwohnerzahl.	Einwohner pr. □ Km.	Hauptstadt (préfecture).	Hauptorte.
Loiret	6771,19	353,021	52	Orléans	Gien, Montargis.
Lot.	5211,74	281,404	54	Cahors	Gourdon.
Lot et Garonne . . .	5353,06	319,289	60	Agen	Nérac, Villeneuve.
Lozère	5169,73	135,190	26	Mende	Marvejols.
Maine et Loire . . .	7120,66	518,471	73	Angers	Saumur, Cholet.
Manche	5928,38	544,776	92	Cherbourg	Coutances, Avranches.
Marne	8180,41	386,157	47	Chalons sur Marne	Epernay, Vitry le François.
Marne (Haute) . . .	6219,68	251,196	40	Chaumont	Langres.
Mayenne.	5170,63	350,637	68	Laval	Mayenne, Chateau Gontier.
Meurthe et Moselle . .	5244,35	365,137	70	Nancy	Lunéville, Toul.
Meuse	6227,00	284,725	46	Bar le Duc	Verdun, Montmédy, Commercy.
Morbihan	6797,84	490,352	72	Vannes	Lorient, Napoléonville.
Nièvre	6816,56	339,917	50	Nevers	Clamecy.
Nord	5680,87	1,447,764	255	Lille	Cambrai, Valenciennes, Roubaix, Dunkerque.
Oise	5855,08	396,801	68	Beauvais	Compiègne, Clermont.
Orne	6097,20	398,250	65	Alençon	Argentan, Mortagne.
Pas de Calais . . .	6605,03	761,158	115	Arras	St. Omer, Boulogne.
Puy de Dôme. . . .	7950,51	566,463	71	Clermond-ferrand	Thiers, Riom.
Pyrenées (Basses) . .	7622,65	426,700	56	Pau	Bayonne, Rhodez.
Pyrenées (Hautes) . .	4529,45	235,156	52	Tarbes	Bagnères de Bigorre.
Pyrenées orientales . .	4122,11	191,856	47	Perpignan	Pradès.
Rhône	2790,30	670,247	240	Lyon	Villefranche, Tarare.
Saône (Haute) . . .	5339,92	303,088	57	Vesoul	Gray.
Saône et Loire . . .	8551,74	598,344	70	Macon	Autun, Chalons sur Saone.
Sarthe	6206 68	446,603	72	Le Mans	La Flèche.
Savoye	5759,20	267,958	47	Chambéry	Aix les Bains, St. Jean de Maurienne.
Savoye (Haute) . . .	4317,15	273,027	63	Annecy	Thonons.
Seine.	475,50	2,220,000	895	Paris	St. Denis, Sceaux.
Seine et Marne . . .	5736,96	790,022	60	Melun	Fontainebleau, Meaux, Provins.
Seine et Oise. . . .	5603,65	341,490	101	Versailles	Etampes, Pontoise, Corbeil.
Seine inférieure . . .	6033,20	790,022	131	Rouen	Le Havre, Dieppe, Elboeuf, Fécamp, Yvetot.
Sèvres (Deux) . . .	5999,88	331,243	55	Niort	Parthenay.
Somme	6161,20	557,015	90	Amiens	Abbeville.
Tarn	5742,16	352,718	61	Albi	Gaillac, Castres.
Tarn et Garonne . .	3720,16	221,610	60	Montauban	Castelsarrasin, Moissac.
Var	6083,25	293,757	48	Draguignan	Toulon, Brignoles, Hyères.
Vaucluse.	3547,11	263,451	74	Avignon	Carpentras, Orange.
Vendée	6703,50	401,446	60	Napoléon Vendée	Les Sables d'Olonne.
Vienne	6970,37	320,598	46	Poitiers	Châtellerault.
Vienne (Haute) . . .	5516,58	322,447	58	Limoges	Rochechouart.
Vosges	5876,56	392,988	67	Epinal	Mirecourt, Remiremont.
Yonne.	7428,04	363,608	49	Auxerre	Sens, Avallon, Tonnerre.
Belfort, Territorium .	604,70	56,781	93	Belfort	—

Königreich Italien.

Region. Provinz.	Areal in □Km.	Bewohner 1871.	auf 1 □Km.	Zahl d. Districte.	Zahl der Gemeinden.	Analphabeten pro Mille.	Wichtigste Erzeugnisse der Regionen.
Piemont	29,268,70	2,899,564	99	—	1487	500	Weizen, Mais, Maulbeeren, Melonen, Arbusen, Hanf, Reis; Seidenproduction; etwas Viehzucht, Bergbau und Holzschlag.
Alessandria	5054,65	683.361	135	6	344	568	
Cuneo	7135,65	629,232	87	4	263	564	
Novara	6543,22	624,985	96	6	438	483	
Torino	10,534,91	972,986	91	5	442	423	
Liguria	5324,20	843,812	158	—	317	622	Oel, Wein, Kastanien; Seide, Käsebereitung. Baumwollspinnereien, Strumpfwirkerstühle, Spitzen- und Kartonwebereien, Leder-, Papier-, Seifen-Pasten und Maccaronifabriken, Maschinenfabriken, Eisengießereien, Gold- und Silberarbeiterei.
Genua	4114,45	716,759	174	5	210	635	
Porto Maurizio	1209,75	127,053	105	2	107	517	
Lombardei	3,526,81	3,460.823	147	—	1965	528	Wein, Maulbeeren, Obst, Mais, Hirse, Kastanien, Weizen, Gerste, Hafer, die feinste Seide, große Viehzucht und Käsebereitung. Manufacturen noch unbedeutend. Neben Seidenfabriken gibt es Flachsspinnereien, Zuckerraffinerie, Bierbrauereien, Eisenwaarenproduction, Glas- und Wagenfabriken, Gold- und Silberarbeiten, Bronzen, Buchdruckereien.
Bergamo	2816,71	368.152	131	3	300	465	
Brescia	4257,58	465.023	107	5	285	512	
Como	2719,83	477,642	176	3	518	481	
Cremona	1637,30	300,595	184	3	135	599	
Mantua	2496,39	288.942	116	11	67	692	
Milano (Mailand)	2992,20	1,009,794	337	5	313	491	
Pavia	3345,20	448.435	134	4	263	589	
Sondrio	3267,60	111,211	34	1	78	491	
Venetien	23,463,73	2,642.807	113	—	795	698	Seide, Wein und Mais, Baumwollengarn, Leder, Bretter, raffinirter Zucker.
Belluno	3291,78	175,282	53	7	66	624	
Padua	1955,67	364.430	186	8	103	743	
Rovigo	1686.19	200,835	119	7	63	778	
Treviso	2437,60	352,538	145	8	96	717	
Udine	6514,73	481,586	74	17	180	731	
Venezia (Venedig)	2198,04	337,137	154	7	51	667	
Verona	2747,34	367.437	134	11	113	628	
Vicenza	2632,38	363,161	138	10	123	678	
Emilia	30,515,09	2,113,828	103	—	323	754	Weizen, Mais, Getreide, Hanf, Seide, Wein, Kastanien, Eicheln, Holz, Kohlen, Futterkräuter, Bettstroh und Vieh, Lederfabrikation, Baumwollenweberei, Bierbrauerei. Berühmte Jagdgewehre und chirurgische Instrumente.
Bologna	3601,76	439.232	122	3	58	708	
Ferrara	2616,77	215,369	82	3	16	764	
Forli	1862 37	234 090	126	3	40	807	
Modena	2501,48	273,231	109	3	45	719	
Parma	3219,08	264.381	82	3	50	777	
Piacenza	2499,56	225,775	90	2	48	771	
Ravenna	1922.33	221.115	115	3	21	798	
Reggio nell 'Emilia	2271,74	240.635	106	2	45	745	
Umbria	9633,46	549,601	57	—	173	826	Vorzüglicher Wein, Oliven.
Perugia				6			
Marken	9703,70	915,419	94	—	249	816	Treffliche Seidenzucht, Getreide, Haselnüsse, Schiffsbauholz, Fabrikation von Seilwerk und Segeltuch, Eisen- u. Meissinggießereien, Leder- und Tuchfabriken, Papierbereitung, Spiritusdestillation.
Ancona	1907,39	262.349	138	1	51	782	
Ascoli Piceno	2095,56	203,004	97	2	71	847	
Macerata	2736.63	236,994	87	2	54	827	
Pesaro u. Urbino	2964,12	213,072	72	2	73	815	
Toscana	24,052,99	2,142,525	89	—	278	724	Getreide, Feigen, Anis, Senf, Krapp, Hanf, Flachs, Wein, Oel, Kartoffel, Maulbeeren-Seidenbau, Bienenzucht, Strohflechtereien, Leinen, Wollenmanufact., Baumwollfabriken, Metallwaaren, Thon- und Glasfabriken, Alabaster- und Korallenindustrie, Gerbereien, Papierfabriken.
Arezzo	3309,60	234 645	71	1	41	810	
Florenz	5873,54	766,824	131	4	78	687	
Grosseto	4120,59	107,457	24	1	20	757	
Livorno	326,20	118,851	364	2	5	553	
Lucca	1493,21	280,399	188	1	22	723	
Massa u. Carrara	1779,91	161,944	91	3	35	786	
Pisa	3056,08	265.959	87	2	40	736	
Siena	3794,46	206,446	54	2	37	779	

(Schluß s. nächste Seite.)

Digitized by Google

Königreich Italien. (Schluß.)

Region. Provinz.	Areal in □ Km.	Bewohner 1871.	auf 1 □ Km.	Zahl d. Districte	Zahl der Gemeinden.	Analphabeten pro Mille.	Wichtigste Erzeugnisse der Regionen.
Latium	11,917,13	836,704	70	1	227	717	Vorwiegend Viehzucht, wenig Industrie.
Rom	"	"	"	5	"	"	
Abruzzen u. Molise	17,290,11	1,382,982	74	1	456	868	Getreide, Gemüse, Kartoffel, Reis, Wein, Safran, Oel, reichliche Früchte, Schafzucht. Färbereien; Haupthandelsartikel: Würste, daneben treffliche Schinken und Pökelfleisch. Stahl- und Eisenarbeiten, Löschpapier, Hüte, Wachs- und Talglichter, Liqueure, Leinwand, Handschuhe, Strümpfe, Mützen, Glaswaaren.
Aquila degli Abruzzi	6500,00	332,784	51	4	127	837	
Campobasso	4603,91	364,208	79	3	134	870	
Chieti	2861,46	339,986	119	3	121	861	
Teramo	3321,74	246,004	74	2	74	890	
Campanien	17,998,89	2,754,592	153	-	614	824	Vieh, Salami, Würste, Filz, Leder und Leinen. Gold- und Silberschlägereien. Tapetenwebereien, Papiermühlen, Wollen-, Kattun- und Musselinstoffe. Ausfuhrsartikel: Oel, Weizen, Hafer, Gemüse, Krapp, Wolle, Süßholz, Seide, Leinsamen, Anis, Mandeln, Johannisbrot, Lamm- und Ziegenfelle, Safran, Wein, Dauben, trockene und frische Südfrüchte.
Avellino	3649,20	375,601	103	3	128	871	
Benevento	1782,51	332,408	186	3	73	884	
Caserta	5974,78	697,403	117	5	185	840	
Napoli (Neapel)	1965,56	907,752	851	4	69	755	
Salerno	5505,95	541,738	98	4	159	862	
Apulien	22,115,07	1,420,895	64	—	236	865	Große Vieh- und Schafzucht; Käsebereitung. Rosoglio. Confituren. Industrieproducte: Pianofortes, Orgeln, Spiegeln, Möbel, Wachslichter, Seife, Paste, chemische Producte. Dampfmühlen, Tücher- und Teppichwebereien.
Bari dello Puglie	5936,92	601,518	102	3	53	868	
Foggia	7648,40	322,780	42	3	53	861	
Lecce	8529,75	493,591	58	4	130	876	
Basilicata	10,675,97	510,543	48	-	124	898	Manufacturen ganz unbedeutend; Producte die diesem Klima eigenthümlichen.
Potenza	"	"	"	4	"	"	
Calabrien	17,257,12	1,206,302	70	—	410	885	Kastanien, Eicheln, Getreide. Milch, Käse, Butter, treffliche Wolle, Lein, Baumwolle, Hanf, Oel, gesuchte Seide, Bauholz, Wein, Vieh; schöne Pferde.
Catanzaro	5975,10	412,226	69	3	152	874	
Cosenza	7358,04	440,468	60	4	151	906	
Reggio di Calabria	3923,99	353,608	90	3	107	881	
Sicilien	29,241,27	2,584,099	88	-	360	872	Südfrüchte. Ausfuhr v. Baumwolle, Sumach, Leinsamen, Kappern, Manna, Olivenöl, Wein und Essenzen, Seide, Felle, Wolle, Thunfisch, Schwefel, Salz u. Marmor.
Caltanisetta	3768,82	230,096	61	3	28	917	
Catania	5102,19	495,115	97	4	61	885	
Girgenti	3861,72	289,018	75	3	41	890	
Messina	4590,00	420,649	92	4	99	888	
Palermo	5086,91	617,678	131	4	76	803	
Siracusa	3697,12	294,[illegible]	80	3	32	903	
Trapani	3145,51	236,488	75	3	20	880	
Sardinien	21,312,05	656,600	26	—	368	881	Ausfuhr: Bleiglätte, Blei, Käse, Häute, Knochen und Hörner, Thunfische, Vieh, Wein, Weizen, Oelsaat, Mandeln, Zucker, Melasse, Lumpen, Salz.
Cagliari	13,615,40	393,208	29	4	258	991	
Sassari	10,7.6,65	313,452	23	3	110	860	

Digitized by Google

Meereshöhe und mittlere Jahres-Temperatur der wichtigsten Städte, Orte und Berge in Italien.

Name.	Nördliche Breite.	Meereshöhe in Meter.	Mittl. Jahr.-Temp. in R.°	Name.	Nördliche Breite.	Meereshöhe in Meter.	Mittl. Jahr.-Temp. in R.°
Aetna, Vulcan in Sicilien	37,45	3301	1,1	Como, See, 157 □Km., 799 M. Tiefe	—	197	—
Alba, Stadt in Piemont	44,48	—	10,3	Conegliano, Ort der Lombardei	45,54	60	11,3
Altamura, Stadt in Apulien	40,50	227	11,0	Corsena, Ort in Toscana	43,50	175,5	9,3
Amara, Monte, Berg im Hochapennin	—	2743	—	Cremona, Stadt in der Lombardei	—	45	—
Amiata, Berg im römischen Apennin	—	1733	—	Croce, Punta della, Berg in den Apuanen	—	1960	—
Ancona, Berg in den römischen Marken	43,37	—	10,8	Cuneo, Stadt in Piemont	—	535	—
Angelo, Monte San, Berg in Campanien	—	1520	—	Domo d'Ossola, Ort in Piemont	46,7	278	—
Anguillora, Ort in Venetien	45,6	—	9,3	Epomeo, Berg auf Ischia bei Neapel	40,43	838	—
Arezzo, Stadt in Toscana	43,28	271	—	Euganei, Monti, Hügel in Venetien	—	409	—
Bari, Stadt in Apulien	41,7	—	—	Falterona, Monti, Berg im etruskischen Apennin	—	1648	—
Barletta, Stadt in Apulien	41,19	—	—	Florenz, Stadt in Toscana	43,47	64	11,5
Bassano, Stadt in Venetien	45,46	126	—	Garda-See, in Lombardo-Venetien, 363 □Km., 290 M. Tiefe	—	61	—
Belluno, Stadt in Venetien	46,6	393	—	Gargano, Monte, Berg in Apulien	41,43	1501	—
Bergamo, Stadt in der Lombardei	45,42	379	—	Gennargentú, Berg auf Sardinien	—	1918	—
Berici, Monti, Hügel in Venetien	—	419	—	Genua, Stadt in Ligurien	44,24	54,6	12,9
Bocchetta, Paß im ligurischen Apennin	—	523	—	Giuliano, Monti, Berg auf Sicilien	—	663	—
Bologna, Stadt in der Emilia	44,30	121	10,9	Gran Sasso d'Italia, Berg im Hochapennin	42,25	2916	—
Brescia, Stadt in der Lombardei	45,33	157	10,2	Iseo-See, in der Lombardei, 61 □Km., 300 M. Tiefe	—	192	—
Brianza, Hügel in der Lombardei	—	400	—	Lacisa, Paß im ligur. Apennin	—	1317	—
Brindisi, Stadt in Apulien	40,39	—	—	Lecce, Stadt in Apulien	40,20	45	—
Camajore, Ort in Toscana	43,55	—	11,4	Limbara, Berg auf Sardinien	—	1318	—
Cammarata, Monte, Berg auf Sicilien	—	1578	—	Linas, Berg auf Sardinien	—	1251	—
Capanne, Berg auf Elba	—	1009	—	Livorno, Stadt in Toscano	43,33	—	13,3
Casale, Stadt in Piemont	—	113	—	Lucca, Stadt in Toscana	43,51	12	11,7
Cascina	43,40	144	11,6	Lugano, Lago di, Lombardei, 49 □Km., 276 M. Tiefe	—	286	—
Catania, Stadt in Sicilien	37,30	19	15,7	Madonia, Monte, Berg auf Sicilien	—	1911	—
Catria, Monte, Berg im römischen Apennin	—	1669	—	Maggiore, Lago, in der Lombardei, 203 □Km., 799 M. Tiefe	—	196	—
Cercivento, Ort in Venetien	46,42	—	3,5	Mailand, Stadt in der Lombardei	45,28	120	10,3
Chiavenna, Ort in der Lombardei	46,19	332,3	—				
Cimone, Berg im etruskischen Apennin	44,12	2213	—				
Clodia, Ort in Venetien	45,6	—	10,9				
Cocuzzo, Monte, Berg in Calabrien	—	1541	—				
Como, Stadt in der Lombardei	45,48	215	—				

(Forts. s. nächste Seite.)

Meereshöhe und mittlere Jahres-Temperatur etc. (Fortsetzung.)

Name.	Nördliche Breite.	Meereshöhe in Meter.	Mittl. Jahr.-Temp. in R.°	Name.	Nördliche Breite.	Meereshöhe in Meter.	Mittl. Jahr.-Temp. in R.°
Mantua, Stadt in der Lombardei	45,10	34	—	Sero, Pizzo di, Berg in Hochapennin	—	2546	—
Meſſina, Stadt auf Sicilien .	38,11	10	15,0	Siena, Stadt in Toscana . .	43,19	405	10,0
Meta, Berg im Hochapennin .	—	2210	—	Sila, M., Berg in Calabrien	—	1890	—
Mileto, Monti, in Campanien	—	2118	—	Stromboli, Berg auf den liguriſchen Inſeln	38,47	979	—
Neapel, Stadt in Campanien	40,52	67	12,2	Succiſo, Alpe di, Berg im liguriſchen Apennin . . .	—	2916	—
Nicoloſi, Ort in Sicilien. .	37,35	705	14,4	Tolmezzo, Stadt in Friaul .	46,31	304,5	8,1
Padua, Stadt in Venetien .	45,24	18	10,0	Traſimener, See, in Umbrien, 100 □Km.	—	—	—
Palermo, Stadt in Sicilien .	38,7	54	14,2	Turin, Stadt in Piemont . .	45,4	272,7	9,4
Parma, Stadt in der Emilia .	44,48	49	10,6	Udine, Stadt in Friaul . .	46,4	109,4	10,2
Pavia, Stadt in der Lombardei	45,11	87,5	10,2	Velino, Monte, Berg im römiſchen Apennin	—	2400	—
Pellegrino, Monte, Berg auf Sicilien	—	674	—	Venedig, Stadt in Venetien .	45,25	1	10,3
Penna. Monte, Berg im liguriſchen Apennin	—	1731	—	Vergine, Monte, Berg in Campanien	—	1308	—
Perugia, Stadt in Umbrien .	43,7	—	9,0	Verona, Stadt in Venetien .	45,26	51,1	12,0
Piſa, Stadt in Toscana . .	43,43	55	12,2	Veſuv, Vulcan in Campanien	40,49	1270	—
Polino, Monte, Berg in Calabrien	—	2515	—	Vettore, M., Berg im römiſchen Apennin	—	2477	—
Prato Magno, Berg im etruſkiſchen Apennin	—	1508	—	Vicenza, Stadt in Venetien .	43,33	—	10,3
Rom, Stadt im Latium . .	41,54	29	13,1	Vultur, Berg in Baſilicata .	—	1328	—
Rondinaja, Berg im liguriſchen Apennin	—	1963	—				
Serino, M., Berg in Baſilicata	—	1820	—				

Verzeichniß der wichtigſten bewohnten Inſeln des ägäiſchen Meeres.

Name der Inſel.	Wohin gehörig.	Kurze Beſchreibung und ſonſtige Bemerkungen.
Aegina.	**Königreich Griechenland.**	Liegt im Golf von Aegina oder Saroniſchen Meerbuſen; etwa 90 □ Km. groß, 6000 Einw. — hieß in frühester Zeit Oenone, iſt hügelig, von der O.-Seite ſehr unzugänglich, hat Steilufer und im S. als höchſten Punkt den Eliasberg (800 M.). Ein Drittel der Inſel nehmen vulcaniſche Felsmaſſen ein. Baumwuchs bekleidet die Hügel, kleine mit Grün umgebene Buchten ſchneiden in das Land, welches fruchtbar an Getreide, Oel, Wein, Feigen, Melonen, Baumwolle. Stadt Aegina mit 3000 Einw. und gutem Hafen. Vom berühmten Tempel der Athene an der O.-Küſte ſtehen noch 22 doriſche Säulen mit ihren Architraven. Die Inſel iſt ein beliebter Sommeraufenthalt der Athener.
Amorgos (Amurgo).	**Griechenland, Kykladen.**	110—160 □ Km., 4000 Einw., iſt zum Theil bewaldet, im O. hoch und ſteil, ſehr fruchtbar. Hauptort Amargos, 2000 Einw., liegt amphitheatraliſch um das alte Schloß der Herzoge des Archipels.
Anaphi (Namphio).	**Griechenland, Kykladen.**	Das alte Anaphe zwiſchen Stampalia und Thera, 60 □ Km., 1600 Einw., hat einige ſehr fruchtbare Thäler, die namentlich viel Zwiebeln erzeugen. Höchſter Punkt 412 M. Hauptort Anaphi. An der S.-Küſte Ruinen eines Apollotempels.
Andro (Andros).	**Griechenland, nördl. Kykladen.**	230 □ Km., 20,000 Einw., in der Fortſetzung von Euböa, von dem es durch die Doro-Paſſage getrennt iſt, im W. von einem Gebirge durchzogen, zu deſſen Seiten fruchtbare Ebenen. Erzeugt beſonders Seide. Wichtig auch Viehzucht, Schafe, dann Vogeljagd. Im O. Stadt Andro, 7000 Einw., mit kleinem Hafen; ferner im S. Korthion oder Ano-Kaſtron (1500 Einw.), Gawrion im W. mit gutem großen Hafen. Viele Bewohner wandern auf längere Zeit aus und ſuchen in der Levante als Handwerker oder Dienſtboten bei Europäern Erwerb.
Aſtropalia (Stampaliä).	**Türkei, ſüdl. Sporaden.**	Das alte Aſtypaläa, im W. von Ko, 140 □ Km., 2000 Einw., einſt wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmt; beſteht aus zwei mächtigen Felsmaſſen, welche eine ſchmale Landenge verbindet. Hauptort mit mittelalterlichem Caſtell und 1500 Einw. Viele antike Ruinen. Die Bewohner, geſchickte Taucher, fiſchen Schwämme.
Candia, ſiehe Kreta.		
Charki (Chalki).	**Türkei, ſüdl. Sporaden.**	2000 Einw., die Badeſchwämme und ausgezeichnete Feigen in Handel bringen.
Chios, ſiehe Skio.		
Delos (Dili).	**Griechenland, Kykladen.**	60 □ Km., kleines Felſeneiland, ehemals mit zahlreichen prachtvollen Tempeln und Kunſtwerken. Nationalheiligthum der alten Hellenen. Jetzt eine mit Schutt und Trümmern bedeckte Einöde, voll giftiger Thiere und Ungeziefer. Faſt unbewohnt, desgleichen das nahe Groß-Delos (Megali-Dili) oder Rhenea.
Euböa (Evripo).	**Griechenland.**	Große Inſel (3700 □ Km.), durch ſchmalen Meerarm von Attika getrennt, lang hingeſtreckt, mit ſteiler O.-Küſte, auf welcher die anſehnlichen Urgebirgsmaſſen ſchneller abfallen als nach W., mit ſchönen Wäldern und fruchtbaren Ebenen; reich an Producten. Kein anderer Theil Griechenlands hat eine ſo kräftige Vegetation, wie der N. dieſer Inſel. Die Ocha-Kette durchzieht das ganze Eiland, darin der Delph oder Derphy (1750 M.) und der Eliasberg (1350 M.). Wichtigſte Städte: Chalkis, echt türkiſche Stadt, griech. Egripo genannt, mit krummen Gaſſen, hohen, unregelmäßigen Häuſern, ſchlanken Minarets, 11,000 Einw.; ferner Karyſto im S. an einer hübſchen Bai und am Fuße des Ocha. Berühmter Honig. Befeſtigter Hafen mit 2000 Einw.; Oreo, Hafen an der N.-Küſte, Kimi, unweit der O.-Küſte, 220 Einw.
Furni (Furnaes) Inſeln.	**Türkei, ſüdl. Sporaden.**	Unfruchtbare Felſen, wegen der den Ofenlöchern ähnlichen Höhlen ſo genannt.
Guira Arſura.	**Griechenland, n. Sporaden.**	Wüſte Inſel.
Hagioſtrati (Neae).	**Türkei.**	Südlich von Lemnos, 36 □ Km.

(Fortſetzung ſ. nächſte Seite.)

Verzeichniß der wichtigsten bewohnten Inseln des ägäischen Meeres. (Fortsetzung.)

Name der Insel.	Wohin gehörig.	Kurze Beschreibung und sonstige Bemerkungen.
Hydra.	Griechenland.	Vor der korinthischen Halbinsel gelegen, bildet mit Troizen eine Eparchie. 120–140 □ Km., 12,000 Einw., meist Albanesen und ausgezeichnete Seeleute. Küsten steil, das Innere bis 600 M. hoch, düster, unfruchtbar, baum- und quellos, und so wenig Erde, daß man die Todten kaum begraben kann. Hauptort, stark befestigt, mit reinlichen steilen Straßen, schönen Häusern und Kirchen, eine der schönsten Städte Griechenlands. Ansehnlicher Handel, Baumwoll- und Seideweberei, Gerberei, Schiffbau.
Imbro (Imroz, Imbros).	Türkei.	Zunächst den Dardanellen, südlich von Samothraki, 275 □ Km., 4000 Einw., welche Bienen- und Ziegenzucht treiben; 30,000 Schafe und Ziegen. Kein Seeschiff; Kohlenlager. Hohe bewaldete Berge, fruchtbare Thäler, ungesund. An der O.-Küste Kastro.
Istankoi (Stancho, Ko, Kos, Meropia).	Türkei, südl. Sporaden.	220 □ Km., besteht aus einer gesunden, fruchtbaren Ebene, ausgenommen die hohe Bergkette an der S.-Küste; erzeugt massenhaft Citronen, Getreide, Baumwolle, Seide, Wein und ehemals die feinste Wolle der Levante. Die reinliche Hauptstadt Ko inmitten einer üppigen Vegetation.
Kalymno (Calamino, Klaros, Kalynda).	Türkei, südl. Sporaden.	165 □ Km., 6000 Einw., gebirgig und kahl. Ausfuhrartikel: Badeschwämme. Man gewinnt ferner Wein, Oel, Mais, Citronen und trefflichen Honig.
Karpatho (Skarpantho).	Türkei.	Im SW. von Rhodos, 220 □ Km., 8000 griech. Bewohner, die meist Holzarbeiten verfertigen. Mit hohen, kahlen, Gebirgen. Auf der W.-Seite Hafen Arkassa.
Kimolo (Argentiera).	Griechenland, Kykladen.	Vulcanisch, unfruchtbar, höhlenreich; 1100 Einw., geschickte Schiffer in einem einzigen elenden Dorfe. Die Erde, ein Seifenstein, wird ohne alle Zubereitung als Seife, aber auch als Heilmittel gebraucht, und nach der Türkei ausgeführt.
Ko, Kos, siehe Istanköi.		
Kreta (Kriti, Kirid od. Candia).	Türkei.	Die größte (8590 □ Km.) Insel des Archipels und die schönste des Mittelmeeres, 100 Km. von Morea entfernt, von einer hohen Gebirgskette von O. nach W. durchzogen; der Psiloriti, 2500 M. hoch. Küsten steil, im N. buchtenreich. Klima lieblich und gesund; Anbau aber vernachlässigt. Bewohner 250,000, zu ¾ griech. Abkunft, gastfrei, aber meist ärmlich und unsauber. Stapelproduct Kreta's ist Olivenöl.
Kuluri, siehe Salamis.		
Lero (Leros).	Türkei, südl. Sporaden.	70 □ Km., 6000 griech. Bewohner, felsig, mit einigen Thälern, hat eine Stadt und mehrere gute Häfen.
Lesbos (Mytilene, Midilli, Mytilini).	Türkei.	An der kleinasiatischen Küste, mit guten Häfen, gesundem Klima und großer Fruchtbarkeit, namentlich an Wein. Fichtenwälder, Olivenhaine, Rebenpflanzungen. Viel Getreide. Vieh und Wild, reiche Mineralschätze, aber unausgebeutet; Ackerbau vernachlässigt, was sehr erklärlich, denn die 6000 Einw. sind meist — Türken. Hauptproduct Olivenöl, zum Theil zur Seifenfabrikation verwendet. Prachtvolle antike Ruinen. Im O. Hauptstadt Kastro (Mytilene), elegante Holzhäuser mit 15,000 Einw. Der höchste Punkt der Insel der Olymp (940 M.), im N. der Lepetymnos (840 M.).
Limni (Lemnos).	Türkei.	440 □ Km., 10,000 Einw. — Gipfel der Berge verkalkte Felsen, Schlacken, rothbraune kahle Erde, ohne Baum. Dagegen fruchtbare, gutbewässerte Thäler. Limni zerfällt durch eingreifende Buchten fast in zwei Theile und birgt einen erloschenen Vulcan. Man treibt Wein, Ackerbau und Fischerei. Getreide in Ueberfluß. Oel, Seide, Trauben und Feigen, Honig und Wachs, sogenannte Siegelerde. Hauptstadt Kastro (Limni) an der W.-Küste, 1000 Einw. Die Frauen von Limni sind wegen ihrer Schönheit berühmt.
Melos, siehe Milo.		
Meropia, siehe Istanköi.		
Midilli, siehe Lesbos.		

(Fortsetzung s. nächste Seite.)

Verzeichniß der wichtigsten bewohnten Inseln des ägäischen Meeres. (Fortsetzung.)

Name der Insel.	Wohin gehörig.	Kurze Beschreibung und sonstige Bemerkungen.
Milo (Melos).	Griechenland, Kykladen.	Die westlichste der Kykladen, 165 □Km., 10,000 Einw., vulcanisch, mit einer Solfatara auf dem Berge Kalamos oder Calauro. Heiße Quellen und ungesundes Klima. Durch eine Bucht fast in zwei Theile getheilt. Viele Ruinen aus dem Alterthume. Producte: ausgezeichneter Schwefel, Eisenminen, Weizen, Gerste, Melonen, Oel, Honig, Wachs. Hauptstadt Kastro-Plaka, dann Apollonia, einer der besten Häfen des Mittelmeeres.
Mykono.	Griechenland, Kykladen.	110 □Km., 4000 Einw., tüchtige Seefahrer; schöner Menschenschlag, wohlhabend. Insel dürrer unfruchtbarer Felsen, bringt aber Wein und Feigen hervor. Hauptstadt Mykono, im NO. der Hafen Panormo.
Mytilene, siehe Lesbos.		
Naxia (Naxos).	Griechenland, Kykladen.	Die größte der Kykladen, 330 □Km., 21.000 Einw., außerordentlich fruchtbar, besonders an Wein, üppige südliche Vegetation; liefert reichlich Wein, Oel, Feigen, Granatäpfel, Limonen, Baumwolle, Weizen, Salz, Smirgel. Wird von Bergen durchzogen; in der Mitte erhebt sich der Oxia (1000 M.) neben dem Koroni. In der reizenden Hauptstadt Naxos mit 5000 Einw. leben viele Katholiken.
Nikaria (Ikaria).	Türkei, südl. Sporaden.	253 □Km. mit etwa 7500–8000 Einwohnern, welche zu den rohsten der Inselgriechen gehören. Das Eiland ist waldig und gebirgig.
Nio (Jos).	Griechenland, Kykladen.	55 □Km. und 1000 Einwohner, die geschickte Lootsen sind. Gut bebaut, liefert Wein, Baumwolle und Vieh, hat ausgezeichnete Häfen. Hauptort Nio an der W.-Küste. Der h. Ilias-Berg 735 M.
Nisyro (Nisari).	Türkei, südl. Sporaden.	3000 griech. Einw. Vulcanischen Ursprungs, bringt Wein, Raki (Branntwein), Mandeln und Knoppern hervor. 692 M. Seehöhe.
Paro (Paros).	Griechenland, Kykladen.	220 □Km. mit 10,000 Einw.; ist dürr, aber ergiebig an Baumwolle, Wachs und Honig, an Rebhühnern und Wildtauben. Die im Alterthume berühmten Marmorbrüche sind aber erschöpft; sie liegen im N. des Ilias-Berges (771 M.); Hauptort das elende Parikhia an der W.-Küste; Naussa an der N.-Küste, ein trefflicher Hafen.
Patmo.	Türkei, südl. Sporaden.	Im SO. von Nikaria, unfruchtbar, zerrissen von 3500 armen Griechen, meist Hirten, bewohnt.
Polykandro.	Griechenland, Kykladen.	Westlich von Sikino, 55 □Km. und 1000 Einw., hohe Steilküsten ohne Häfen, dürr, nährt aber seine Bewohner.
Poros (Kalaureia).	Griechenland.	55 □Km. und 7000 Einw., meist Albanesen. An Holz und Wasser arm. Hauptstadt Poros auf einer kleinen vulcanischen Halbinsel. Marine-Arsenal Griechenlands.
Psara (Ipsare).	Türkei.	Felsig und verödet, 2000 Einw., die vom Fischfange leben.
Rhenea, siehe Delos.		
Rhodos (Redos).	Türkei, südl. Sporaden.	1486 □Km., 35,000 Einw., wovon blos 7000 Türken, 2000 Juden, der Rest Griechen. In der Mitte waldbedecktes Gebirge mit dem 1500 M. hohen Tairos (Atabyron), fruchtbaren Thälern, schönem Weideland in den gut bewässerten Ebenen, lieblichem, mildem Klima; producirt Wein und Oel, Weizen, Tabak und Südfrüchte; auch gibt es Kupfer und grauen Marmor. Im N. die gleichnamige einst so berühmte, jetzt ganz herabgekommene Stadt der Johanniter.
Sakhs, siehe Skio.		
Salamis (Kuluri).	Griechenland, Golf v. Aegina.	60 □Km. groß, ein von SW. nach NO. gerichtetes Oval, an der W.-Küste jedoch durch einen Meerbusen bis über die Mitte aufgerissen; hat nur an den Küsten ergiebigen Boden.
Samo (Shssam).	Der Türkei tributär.	512 □Km. mit 15,000 Einw., meistens Griechen, durchaus gebirgig; höchste Spitzen der Ampelos und der Kerki (Cerceteus, 1440 M.); überaus malerisch, fruchtbar, herrlicher Wein; producirt außerdem Getreide, Oel und Knoppern. Samo ist ein Fürstenthum, das sich selbst verwaltet und der Pforte Tribut zahlt.
Samothraki (Semadrek).	Türkei.	190 □Km., 1600 Einw., mit dem Krater des Phengari-Berges, producirt Getreide; in den Wäldern gewinnt man Holzkohlen. Zerstreute Ruinen sehr berühmter Alterthümer.

(Fortsetzung s. nächste Seite.)

Verzeichniß der wichtigsten bewohnten Inseln des ägäischen Meeres. (Fortsetzung und Schluß.)

Name der Insel.	Wohin gehörig.	Kurze Beschreibung und sonstige Bemerkungen.
Santorin (Thera).	Griechenland, Kykladen.	110 □Km. mit 13,000 Einw., berühmt wegen der dort vorkommenden vulcanischen Ausbrüche; solchen verdankt die Insel selbst und die kleinen benachbarten Eilande Therasia und Aspronisi ihr Entstehen. Berge nackt und kahl, aber ausgezeichneter Wein und Baumwolle. Hauptort Thera.
Semadrek, siehe Samothraki.		
Sikino.	Griechenland, Kykladen.	50 □Km. Trefflicher Wein, Feigen, Wolle, Baumwolle und Gerste.
Sipheno, siehe Istanköi.		
Sisam, siehe Samo.		
Skarpantho, siehe Karpatho.		
Skiathos.	Griechenland. n. Sporaden.	2800 Einw., mit immergrünem Buschwerk bedeckt, Weinbau, und gleichnamige Stadt mit sicherem Hafen.
Skio (Chios und Sakys).	Türkei.	1046 □Km. mit 60,000 Einw., im N. bergig, ohne Wald, und sehr fruchtbar. Hauptproducte: Seide, Feigen, Agrumi, Käse, Wolle, Häute, Mastix, herrlicher Wein. Sehr viel Handel. Bewohner fleißig und intelligent, die Frauen berühmt schön. Hauptstadt Kastro, 15,000 Einw., an der O.-Küste.
Skopelo.	Griechenland, n. Sporaden.	Trefflicher Wein, gleichnamige Stadt (5000 Einw.) mit gutem Hafen.
Skyro.	Griechenland, n. Sporaden.	Gebirgig, in der Ebene fruchtbar; kleine Hafenstadt mit 2400 Einw.
Spetsiä o. Spezzia (Typarenus).	Griechenland, Argolis.	16 □Km., 10,000 Einw., unfruchtbar, darauf der gleichnamige Flecken mit gutem und sicherem Hafen.
Stampalia, siehe Astropalia.		
Syra oder Syros.	Griechenland, Kykladen.	110 □Km. mit 31,000 Einw., eine 450 M. hohe Kalkinsel mit Hermupolis, der Hauptstadt der Kykladen (21,000 Einw.), dem bedeutendsten Handelsplatze von ganz Griechenland.
Syssam, siehe Samo.		
Tenedo.	Türkei.	Sehr fruchtbar, namentlich an Wein, gut bebaut; 3000 Einw.
Thasos.	Türkei.	440 □Km. mit 7000 griechischen Einwohnern, gebirgig, 1000 M. hoch, bewaldet, in den Thälern Früchte und Wein. Städtchen Volgaro.
Thera, siehe Santorin.		
Therasia, siehe Santorin.		
Thermia (Kythnos).	Griechenland, Kykladen.	137 □Km., 4000 Einw., gebirgig, aber fruchtbar. Schweinezucht.
Tilo (Telos).	Türkei.	Mit 1000 ackerbautreibenden Einwohnern.
Tinos.	Griechenland, Kykladen.	209 □Km., 22,000 Einw., darunter 8000 Katholiken, ganz gebirgig, aber sorgfältig angebaut, gut bewässert, an Seide ergiebig, sehr gewerbfleißig. Stadt Tinos mit 3100 Einw. im S.
Typarenus, siehe Spetsiä.		
Tzia oder Zea (Keos).	Griechenland, Kykladen.	165 □Km. mit 4000 Einw., sehr fruchtbar, großer Wasserreichthum; producirt Gerste, Wein, Seide, Knoppern.

Uebersicht der britischen Besitzungen (nach A. Steinhauser).

Welttheil.	Name der Besitzungen.	Areal in □ Km.	Einwohnerzahl.
Asien.	Britisch Vorder- und Hinter-Indien mit Ceylon	2,571,405	192,992,000
	Schutzstaaten in Indien	1,673,453	46,246,000
	Aden, Perim, Andamanen, Nicobaren, Honglong ꝛc.	10,908	182,800
	Summa	4,255,766	239,420,000
Australien und Oceanien.	Continent Australien mit Tasmanien	7,695,721	1,778,000
	Neuseeland und die anderen Inseln	277,239	305,000
	Summa	7,972,960	2,083,000
Afrika.	Capland, Natal, Griqualand ꝛc.	618,841	954,000
	Goldküste, Sierra ꝛc. ꝛc.	44,271	688,000
	Afrikanische Inseln (Mauritius ꝛc.)	2,768	363,000
	Summa	665,880	2,005,000
Amerika.	Canada, NW.-Territorium, Neufundland	9,203,264	3,866,000
	Honduras	34,961	25,000
	Westindische Inseln, Bermudas	35,879	1,089,000
	Britisch-Guyana	221,243	193,000
	Falkland-Inseln und Staaten-Island	12,279	1,000
	Summa	9,507,629	5,174,000
	Außereuropäischer Besitz	22,402,235	248,682,000
	Europäischer Besitz	313,314	31,945,000
	Gesammt-Besitz	22,715,549	280,627,000

Colonialbesitz der Niederlande.

	Name der Besitzung.	Flächenraum in □ Km.	Einwohnerzahl in Summa.	Einwohnerzahl davon Europäer.
In Asien 1,417,800 □ Km., 24,101,411 Einw., 36,659 Europäer.	Sumatra's W.-Küste	121,172	1,620,979	2,146
	Benkulen	25,087	140,126	185
	Lampong'scher District	26,155	112,271	99
	Palembang	160,343	573,697	224
	Banka	13,050	62,368	152
	Billiton	6,552	26,160	55
	Riouw	45,427	76,872	206
	W.-Borneo	154,506	365,881	123
	S.- und O.-Borneo	361,653	869,763	334
	Celébes und Sumbawa	118,380	319,755	1,188
	Menado	69,776	514,483	777
	Amboina	49,017	233,608	1,742
	Ternate	62,204	97,402	295
	Timor	57,409	90,000	222
	Bali und Lombok	10,462	86,000	19
	Java und Madura	134,607	17,298,200	28,926
In Amerika 120,451 □ Km. 97,451 Einw.	Surinam	119,321	60,000	690
	Curaçao u. s. w.	1,130	36,871	—

Das Königreich der Niederlande.

Name der Provinzen.	□ Km.	Einwohnerzahl 1873.	□ Km.	Städte.	Gemeinden überhaupt.	Wüstes Land in %	Protestanten in %	Röm. Katholiken in %	Israeliten in %	Hauptstadt.		Sonstige wichtige Städte.
										Name.	Einwohnerzahl.	
Nordbrabant	5,127,74	443,045	86	10	185	28	11,5	88	0,5	's Hertogenbosch	24,395	Bergen op Zoom.
Gelderland	5,086,45	441,088	87	15	116	25,2	61	38	1	Arnhem	25,348	Zutphen.
S.-Holland	3,017,36	721,464	241	14	193	4,3	73,5	24,5	2	's Gravenhage	81,881	Leyden. Delft, Rotterdam, Gouda, Dortrecht.
N.-Holland	2,716,36	610,990	224	11	134	10,3	67,5	27,5	5	Amsterdam	277,766	Edam, Hoorn, Alkmaar, Nieuwe-Diep, Helder.
Zeeland	1,765,00	182,365	104	9	112	7	73,5	26	0,5	Middelburg	14,714	Vlissingen.
Utrecht	1,384,39	179,465	130	6	72	10,9	62	37	1	Utrecht	57,085	Amersfoot.
Friesland	3,274,94	307,390	95	11	43	10,4	90	9	1	Leeuwarden	24,862	Harlingen, Franeker.
Over-Yssel	3,343,05	260,533	78	4	61	30,5	66,5	32	1,5	Zwolle	18,824	Deventer, Kampen.
Groningen	2,292,65	232,739	101	1	57	14,4	90,5	7,5	2	Groningen	34,768	—
Drenthe	2,662,62	109,454	40	3	33	37,5	93,5	4	2,5	Assen	4,325	—
Limburg	2,204,14	227,469	103	5	125	26,1	2,5	97	0,5	Maastricht	27,440	Roermond.
	32,874,98	3,716,902	113	89	1131	20,3	60	38	2	—	—	—
Zuydersee	1,950	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Luxemburg, Großherzogth.	2,587,14	197,528	—	—	—	—	—	—	—	Luxemburg	11,440	Echternach.

Uebersicht des deutschen Reiches.

Rang der einzelnen Staaten.	Name der Staaten.	Flächenraum in □ Km.	Einwohner. Im Ganzen (1871).	Proc. der männl.	Proc. der weibl.	Bewohner auf 1 □ Km.	Confessionen in Proc. Protestanten.	Katholiken.	Andere Christen.	Juden.	Hauptstadt und deren Einwohnerzahl.	
Königreiche.	Preußen (mit Lauenburg)	348,337,79	24,691,581	49,38	50,62	71	64,9	33,5	0,2	1,3	Berlin	1,000,000
	Bayern	75,863,42	4,863,450	48,7	51,3	64	27,6	71,2	0,11	1,04	München	180,000
	Württemberg	19,503,60	1,818,539	48,2	51,8	93	68,7	30,4	0,2	0,7	Stuttgart	107,000
	Sachsen	14,989,60	2,556,244	48,8	51,2	171	97,3	2,1	0,2	0,13	Dresden	178,000
Großherzogthümer.	Baden	15,075,00	1,461,562	48,8	51,2	97	33,6	64,5	0,15	1,7	Carlsruhe	37,000
	Mecklemburg-Schwerin	13 306,00	557,897	48,8	51,2	42	99,2	0,2	0,22	0,5	Schwerin	27,000
	Hessen	7,676,30	852,894	49,5	50,5	111	68,6	27,8	0,45	2,9	Darmstadt	40,000
	Oldenburg	6,396,04	314,459	49,2	50,8	49	76,6	22,6	0,3	0,47	Oldenburg	14,000
	Sachsen-Weimar Eisenach	3,636,00	286,183	48,7	51,3	79	96,2	3,3	0,06	0,4	Weimar	16,000
	Mecklemburg-Strelitz	2,929,50	96,982	48,5	51,5	33	99,3	0,17	—	0,5	Strelitz	9,000
Herzogthümer.	Braunschweig	3,690,43	311,764	49,9	50,1	85	97,2	2,2	0,18	0,37	Braunschweig	58,000
	Sachsen-Meiningen	2,468,43	187,957	49,0	51,0	76	98,2	0,8	0,09	0,9	Meiningen	8,900
	Anhalt	2,347,85	203,437	49,1	50,9	87	97,1	1,66	0,08	0,9	Dessau	18,000
	Sachsen-Coburg-Gotha	1,967,75	174,339	48,4	51,6	89	99,11	0,72	0,04	0,12	Coburg u. Gotha	13,000 u. 21,000
	Sachsen-Altenburg	1,321,50	142,122	48,7	51,3	108	99,8	0,14	—	—	Altenburg	20,000
Fürstenthümer.	Waldeck	1,135,10	56,221	46,9	53,1	50	96,17	2,3	0,05	1,48	Arolsen	2,500
	Lippe	1,134,80	111,135	49,2	50,8	98	96,7	2,4	—	0,9	Detmold	7,000
	Schwarzburg-Rudolstadt	942,13	75,523	48,8	51,2	80	99,7	0,12	—	0,16	Rudolstadt	7,100
	Schwarzburg-Sondershausen	862,11	67,191	48,6	51,4	78	99,4	0,26	—	0,27	Sondershausen	5,900
	Reuß, jüngere Linie	829,20	89,032	48,8	51,2	107	99,7	0,2	—	—	Schleiz	4,800
	Schaumburg-Lippe	443,30	32,059	49,6	50,4	72	97,5	1,2	—	1,1	Bückeburg	4,700
	Reuß, ältere Linie	318,82	45,094	49,3	50,7	138	99,6	0,3	—	—	Greiz	11,600
Freie Städte.	Hamburg	409,78	338,974	48,9	51,2	827	90,5	2	0,9	4,07	Hamburg	305,000
	Lübeck	282,73	52,158	48,1	51,9	184	97,9	0	0,2	1,1	Lübeck	40,000
	Bremen	250,29	122,402	48,6	51,4	489	96,4	2,9	0,2	0,4	Bremen	83,000
Reichsland.	Elsaß-Lothringen	14,493,37	1,549,587	48,9	51,1	107	17,5	79,7	0,14	2,6	Metz	54,000
	Deutsches Reich	540,610,53	41,058,792	49,08	50,92	76	62,2	36,2	0,2	1,25	—	—

Die Cantone der Schweizer Eidgenossenschaft

(nach ihrer amtlichen Rangordnung).

Name des Cantons.	Areal in □ Km.	Volks-zahl.	auf 1 □ Km.	Hauptstadt. Name.	Hauptstadt. Einwohnerzahl.	Allgemeine Bemerkungen.
Zürich	1723	265,000	165	Zürich.	21,000	Hat Ueberfluß an Wein und Obst, zeichnet sich rühmlich durch Kunstfleiß aus; in Zürich ansehnliche Seiden- und Baumwollmanufacturen; lebhafte Spedition nach Italien. Wichtigste Stadt: Winterthur (10,000 Einw.), einer der betriebsamsten Orte der Schweiz. Religion reformirt.
Bern	6889	507,000	71	Bern.	36,000	Im S. die höchsten Gebirge und Gletscher, zwischen welchen große Thäler. Alpenwirthschaft Hauptbeschäftigung. Im N. das Land flacher, liefert Getreide, Obst, Wein. Religion reformirt; nur der Berner Jura und ein Theil des Seelandes ist meist französisch und katholisch.
Luzern	1501	132,000	88	Luzern.	15,000	Hohes Gebirgsland mit dem Pilatus-Berg. Religion katholisch. Stadt Luzern in lieblicher Lage an der Reuß, treibt Gewerbe und Handel, besonders Speditionshandel über den See und den St. Gotthard.
Uri	1076	16,000	15	Altdorf.	2,700	Der relativ volksärmste Canton; äußerst gebirgig. Religion katholisch.
Schwyz	908	48,000	53	Schwyz.	6,200	Die durch ihre prächtige Aussicht berühmte Rigi (1802 M. hoch). Viehzucht, aber auch Floretseide- und Baumwollspinnereien. Religion katholisch.
Unterwalden ob dem Wald	475	14,000	30	Sarnen.	3,700	Zwar mit fast 3250 M. hohen Bergen, aber auch mit fruchtbaren Thälern und ziemlich mildem Klima. Viehzucht und Alpenwirthschaft. Religion katholisch.
Unterwalden nid dem Wald	291	12,000	40	Stanz.	2,100	
Glarus	691	35,000	51	Glarus.	5,500	Das von hohen Bergen umschlossene Thal der Linth mit ihren Nebenflüssen; nur im NO. ist eine Thalebene. Ohne Ackerbau, aber mit Viehzucht und Fabrikthätigkeit. Schiefer wird viel zu Tischen und Rechentafeln verarbeitet. Religion meist evangelisch.
Zug	239	21,000	88	Zug.	4,300	Der kleinste Canton, mit gesegneten Strichen und reicher Viehzucht.
Freiburg . . .	1669	111,000	66	Freiburg.	11,000	Der S. gebirgig und rauh, der N. trotz seines Namens, das Uechtland, d. i. ödes Land, milderes Hügelland. Vortreffliche Viehzucht, liefert den besten Käse; im N. Getreidebau. Confession größtentheils katholisch.
Solothurn . . .	785	75,000	95	Solothurn (Soleure)	7,100	Gebirgig, aber zum Theil fruchtbarer Kornboden. Religion katholisch.
Basel, Basel Stadt	37	48,000	222	Basel.	45,000	Schöne Viehweiden und fruchtbare Thäler mit Getreidebau. Industrie und Handel bedeutend, besonders in der Stadt Basel. Liestal wegen seiner Handschuhe berühmt. Religion reformirt.
„ Basel-Land .	422	54,000		Liestal.	5,000	
Schaffhausen . . .	300	38,000	126	Schaffhausen.	10,300	Nördlichster Canton; weniger gebirgig; gute Viehzucht und Weinbau. Die fleißigen Einwohner sind reformirter Religion.

(Fortsetzung und Schluß s. nächste Seite.)

Die Cantone der Schweizer Eidgenossenschaft (nach ihrer amtlichen Rangordnung). (Fortsetzung und Schluß.)

Name des Cantons.	Areal in □ Km.	Volks-zahl.	auf 1 □ Km.	Hauptstadt. Name.	Hauptstadt. Einwohnerzahl.	Allgemeine Bemerkungen.
Appenzell, Außer-Rhoden	261	49,000	187	Herisau.	10,000	Sehr gebirgig, mit engen Thälern. Außer-Rhoden protestantisch, sehr gewerbthätig; Inner-Rhoden katholisch, meist Alpenhirten.
Inner-Rhoden	159	12,000	75	Appenzell.	3,500	
Sanct Gallen	2019	191,000	91	St.-Gallen.	17,000	Im N. fruchtbares, anmuthiges Hügel- und Thalland, im S. mit Schnee und Gletscher bedeckte Alpen. Schöne Weiden, Getreide- und Obstbau. Viel Weberei. Religion gemischt.
Graubünden	7165	92,000	13	Chur (Coira)	7,600	Oestlichster und größter Canton, sehr gebirgig. Bevölkerung zu ⅓ germanischen, ⅔ romanischen Stammes. Deßgleichen Religion ⅓ katholisch, ⅔ protestantisch. In Chur lebhafter Handel.
Aargau	1405	199,000	142	Aarau.	7,000	Boden eben, nur einzelne niedrige Berge, fruchtbarer Ackerbau. Religion gemischt.
Thurgau	988	93,000	94	Frauenfeld.	3,200	Der fruchtbarste Canton, mit Landwirthschaft, Weinbau, Leinen- und Baumwollenfabriken, ohne größere Städte. Religion vorherrschend reformirt
Tessin (Ticino)	2836	120,000	42	Bellinzona.	2,500	Herrliches Gebirgsland. Bewohner Italiener, katholisch. In Tessin gibt es drei Hauptorte, die alle 6 Jahre wechseln: Bellinzona, Locarno (2700 Einw.) und Lugano (6000 Einw.), wo schon Seide erzeugt wird.
Waadt (Vaud)	3223	232,000	72	Lausanne.	27,000	Schönes Land mit mildem Klima, fruchtbar. Industriöse Bewohner, die meistens französisch reden und protestantischer Confession sind.
Wallis (Valais)	5217	97,000	18	Sion (Sitten).	5,000	Das Rhonethal mit warmem Klima. Südfrüchte gedeihen hier schon. Die Einwohner sind meist romanischen Stammes, nur Oberwallis ist deutsch. Die Sprache ist ein verdorbenes, gemischtes Idiom, Religion katholisch.
Neuenburg (Neuschâtel)	808	97,000	120	Neuschâtel.	13,400	Einige Gebirgsthäler und der Ufersaum des Neuenburger See's haben fruchtbaren Boden und mildes, für Weinbau besonders geeignetes Klima. Unter den meist protestantischen Bewohnern herrscht großer Kunstfleiß; sie produciren Uhren, Kattune, Spitzen, Galanteriewaaren.
Genf (Genève)	283	93,000	329	Genf.	68,000	Hügeliger, fruchtbarer Boden, mildes, Wein- und Obstbau begünstigendes Klima. Ehemals überwiegend reformirt, jetzt aber, in Folge der Erwerbung französischen und savoyischen Gebietes, mit schwacher Mehrheit katholisch. Die durchaus französischen Bewohner sind ausgezeichnet durch ihre Industrie.

Verzeichniß der bedeutenderen Binnengewässer des Europäischen Rußland.

Name der Seen.	In welchem Gouvernement.	Flächeninhalt: □ Km.
Bjeloje	Nowgorod	1124,8
Elton-Salzsee	Astrachan	161,0
Ilmen	Nowgorod	918,5
Imandra	Archangelsk	851,9
Keretj	Archangelsk	404,3
Kowdosero	Archangelsk	584,3
Kondosero	Archangelsk	328,0
Kubenskoje	Wologda	393,3
Kunto, mittlerer See	Archangelsk	493,0
Kunto, oberer See	Archangelsk	291,0
Latscha	Olonez	365,1
Notisero	Archangelsk	440,5
Pjawosero	Archangelsk	560,0
Segosero	Olonez	1246,0
Seliger	Twer	259,7
Toposero	Archangel	1065,1
Tuloß	Olonez	280,0
Wirzjärw	Livland	276,3
Wodlosero	Olonez	467,8
Wolhe	Nowgorod	427,0
Wygosero	Archangelsk und Olonez	860,3

Verzeichniß der bedeutenderen Binnengewässer des Asiatischen Rußland.

Name der Seen.	In welchem Gouvernement oder Gebiet.	Flächeninhalt: □ Km.
Ala Kul	Semiretschinsk	1999,7
Amantai-Matai	Ural-Gebiet	409,7
Barun-Tarei	Transbaikalien	705,6
Dengis	Akmollinsk	1502,2
Dengis (saure See)	Akmollinsk	1268,9
Dengis-Kul	Akmollinsk	516,0
Kalundinskoje	Tomsk	446,1
Kara-Kul	Syr-Derja	1627,4
Kara-Teren	Amu-Derja	455,2
Nor-Saissan	Semipalatinsk	1830,6
Sary-Kopa	Turgaisk	512,1
Sasyk-Kul	Semiretschinsk	557,6
Saumal-Kul	Syr-Derja	466,6
Son-Kul	Semiretschinsk	415,4
Tschalkar-Tenis	Turgaisk	2076,0
Tschubar-Tenis	Turgaisk	409,7
Ulkun-Karai (salzsaure See)	Akmollinsk	515,5

Rußlands Areal und Bevölkerung nach Gouvernements.

Gouvernements.	Flächeninhalt. □ Km.	Anwesende Bevölkerung im Jahre 1870. Männliche.	Weibliche.	Zuſammen.	Auf 100 Männer kommen Frauen.	Städtiſche Bevölkerung. Abſolut.	% d. Geſamtbev.	Specifiſche Bevölkerung auf 1 □ Km.
Europäiſches Rußland.								
Archangelsk	767,490,4	135,963	145,119	281,112	106,[illegible]	29,405	10,5	0,4
Aſtrachan	224,471,4	310,130	291,384	601,514	93,[illegible]	73,322	12,2	3
Beſſarabien	36,[illegible]	565,111	513,821	1,078,932	90,9	202,[illegible]	18,7	30
Charkow	51,493,4	845,700	852,315	1,698,015	100,7	235,626	13,9	33
Cherſſon	71,148,0	830,154	766,655	1,596,809	92,[illegible]	411,837	25,6	22
Doniſches Koſakengebiet	160,[illegible]	535,915	550,349	1,086,264	102,6	18,671	1,7	7
Eſtland	19,715,3	157,891	166,070	323,961	105,1	35,503	11,8	16
Grodno	38,759,4	502,681	505,840	1,008,521	100,6	[illegible]	13	26
Jaroſſlaw	35,612,6	464,691	536,057	1,000,748	115,2	89,380	8,9	28
Jekaterinoſſlaw	67,720,8	688,716	663,584	1,352,300	96,5	231,[illegible]	17,1	20
Kaluga	30,922,9	487,748	508,504	996,252	104,2	105,271	10,5	32
Kaſan	63,714,7	838,498	866,126	1,704,624	103,2	138,093	8,1	27
Kijew	50,[illegible]	1,081,295	1,093,817	2,175,112	100	240,806	11,7	43
Koſtroma	84,695,1	551,782	624,315	1,176,097	113,1	74,690	6,4	14
Kowno	40,[illegible]	582,[illegible]	[illegible]	1,156,041	105,[illegible]	92,168	7,9	28
Kurland	27,286,0	297,728	321,426	619,154	107,8	64,666	10,4	23
Kursk	46,455,3	967,379	987,428	1,954,807	102	110,[illegible]	[illegible]	42
Livland	46,[illegible]	486,402	512,474	1,000,876	104,0	148,[illegible]	14,8	22
Minsk	91,357,3	587,641	594,589	1,182,230	101,1	124,121	10,4	13
Mohilew	48,045,7	469,684	477,941	947,625	101,7	97,[illegible]	10,3	20
Moskau	33,302,3	924,985	847,639	1,772,624	91,6	*)583,210	32,9	53
Niſhnij-Nowgorod	51,272,5	607,070	664,494	1,271,564	109,5	76,882	6,0	25
Nowgorod	122,[illegible]	491,767	517,678	1,011,445	104,6	75,[illegible]	7,4	8
Olonez	126,045,7	141,536	154,866	296,392	109,4	19,[illegible]	6,7	2
Orel	46,725,8	[illegible]	[illegible]	1,5[illegible]	101,9	175,127	10,9	34
Orenburg	191,384,0	453,230	447,317	900,547	98,6	63,[illegible]	7	5
Penſa	38,839,6	577,518	595,638	1,173,186	103	111,792	9,5	30
Perm	332,156,[illegible]	1,052,089	1,1[illegible]	2,198,666	108,1	103,[illegible]	4,7	7
Podolien	42,017,[illegible]	972,388	[illegible]	1,933,188	98,8	132,637	6,9	46
Poltawa	49,895,1	1,039,469	1,063,145	2,102,614	102,3	178,091	8,5	42
Pſkow	43,703,5	378,202	397,499	775,701	105,1	55,142	7,1	18
Rjaſan	42,098,3	729,350	748,063	1,477,433	102,5	71,771	5	35
St. Petersburg	44,986,4	727,807	597,664	1,325,471	82,1	776,6[illegible]	58,6	29
Samara	155,913,[illegible]	[illegible]	[illegible]	1,837,081	102	106,574	5,8	12
Saratow	84,492,[illegible]	856,633	901,635	1,751,268	104,[illegible]	231,880	13,[illegible]	21
Simbirsk	49,493,6	588,019	617,862	1,205,881	105	72,749	7,7	24
Smolensk	55,[illegible]	565,476	574,539	1,140,015	101,[illegible]	89,[illegible]	8	20
Tambow	66,519,[illegible]	1,070,421	1,080,550	2,150,971	100,[illegible]	152,[illegible]	7,[illegible]	32
Taurien	61,176,[illegible]	362,182	342,815	704,997	94,[illegible]	133,236	18,9	12
Tula	30,965,[illegible]	579,391	588,487	1,167,878	101,[illegible]	113,[illegible]	[illegible]	38
Twer	65,329,4	745,093	783,788	1,528,881	105,2	120,[illegible]	[illegible]	23
Tſchernigow	52,402,1	815,787	843,813	1,659,600	103,4	142,809	9	32
Ufa	121,811,[illegible]	680,532	684,400	1,364,925	100,[illegible]	55,[illegible]	4,[illegible]	11
Wilna	42,[illegible]	495,512	505,[illegible]	1,001,[illegible]	102,[illegible]	94,447	9,4	24
Witebsk	45,[illegible]	445,702	443,325	888,727	99,[illegible]	113,066	12,[illegible]	20
Wjatka	153,106,[illegible]	1,145,646	1,260,378	2,406,024	110	63,512	2,6	16
Wladimir	48,855,[illegible]	611,504	648,419	1,259,923	106	94,331	7,5	26
Wologda	402,725,2	483,185	519,854	1,003,039	107,[illegible]	43,005	4,3	2
Wolhynien	71,838,7	848,846	855,172	1,704,018	100,[illegible]	126,515	7,4	24
Woroneſh	65,885,[illegible]	1,067,562	1,085,134	2,152,696	101,[illegible]	115,946	5,4	33
	4,755,173,2	32,534,624	33,169,935	65,704,559	101,9	7,098,858	10,8	14
Polniſche Gouvernements.								
Kaliſch	11,373,3	324,975	344,286	669,261	105,9	89,6[illegible]	13,4	59
Kjelzy	10,092,6	251,198	267,532	518,730	106,5	31,541	6,1	51
Ljublin	16,837,7	348,065	359,033	707,098	103,1	73,088	10,3	42
Lomſha (1871)	11,96[illegible]	241,958	247,731	489,689	102,[illegible]	50,[illegible]	10,3	41
Piotrkow	12,249,3	330,985	351,510	682,495	106,2	120,115	17,6	56
Plozk	10,877,7	225,971	245,967	471,938	108,[illegible]	65,576	13,[illegible]	43
Radom	12,352,3	264,015	268,451	532,466	101,[illegible]	56,307	10,5	43
Sjedlez (1867)	14,334,0	245,608	258,998	504,606	105,[illegible]	116,[illegible]	23	35
Suwalki	12,550,4	252,828	271,661	524,489	107,[illegible]	61,[illegible]	11,6	42
Warſchau (1867)	14,562,[illegible]	445,110	480,529	925,639	107,[illegible]	362,882	39,[illegible]	64
	127,316,[illegible]	2,930,721	3,095,700	6,026,421	105,[illegible]	1,031,776	17,[illegible]	47
	4,882,489,[illegible]	35,465,345	36,265,635	71,730,980	102,3	8,054,364	11,2	15

*) Da nach der letzten Zählung die Bevölkerung der Stadt Moskau allein 601,969 beträgt, ſo erſcheint dieſe Angabe als fehlerhaft.

(Fortſetzung und Schluß ſ. nächſte Seite.)

Rußlands Areal und Bevölkerung nach Gouvernements.
(Fortsetzung und Schluß.)

Gouvernements und Gebiete.	Flächeninhalt. □ Km.	Anwesende Bevölkerung im Jahre 1870. Männliche.	Weibliche.	Zusammen	Specifische Bevölkerung auf 1 □ Km.
Dazu:					
a) Nowaja Semlja	91.070,0	—	—	—	—
b) Binnen-Gewässer:					
Antheil Rußlands am Ladoga-See*)	10.106,8	—	—	—	—
Onega-See	9.751,2	—	—	—	—
Peipus-See	3.513,1	—	—	—	—
Siwasch oder das Faule Meer	2.374,2	—	—	—	—
Liman des Dnjestr	384,1	—	—	—	—
Zusammen	4.990.687,4	—	—	—	—
Asiatisches Rußland.					
a) Kaukasus.					
Baku (Gouvernement)	30.241,7	262.053	233.440	495.493	13
Daghestan (Gebiet)	29.830,2	227.807	221.389	449.096	15
Eriwan (Gouv.**)	27.630,6	239.854	213.686	453.540	16
Jelissawetopol (Gouv.)	44.332,1	288.473	235.277	523.752	12
Kuban (Gebiet)	96.266,3	312.741	295.391	608.132	6
Kutais (Gouv.)	20.707,1	308.111	283.479	591.590	29
Sakatal (Bezirk)	4.195,4	28.009	24.206	52.215	12
Stawropol (Gouv.)	68.980,2	222.362	203.158	425.520	6
Suchum (Bezirk)	8.028,8	34.818	29.085	63.933	7
Terek (Gebiet)	60.283,3	252.507	232.730	485.237	8
Tiflis (Gouv.)	40.439,4	321.221	277.877	599.098	15
Tschernomorö (Bezirk)	7.119,8	9.067	6.696	15.703	2
Summe	447.611,2	2.506.995	2.256.314	4.763.300	10
b) Sibirien.					
Amur (Gebiet, 1867)	449.500,1	12.307	9.990	22.297	0,05
Jakutsk (Gebiet)	3.929.192,7	119.198	112.779	231.977	0,06
Jenisseisk (Gouv.)	2.371.428,3	204.922	167.940	372.862	0,15
Irkutsk (Gouv.)	784.691,1	203.837	174.407	378.244	0,48
Küstengebiet d. östl. Sibiriens (1867) ***)	1.806.542,7	25.992	17.328	43.320	0,02
Tobolsk (Gouv.)	1.376.317,4	541.527	545.021	1.086.548	0,79
Tomsk (Gouv.)	850.361,0	427.560	411.196	838.756	0,99
Transbaikalien (Gebiet)	604.741,6	227.151	203.629	430.780	0,71
Summe	12.162.675,3	1.762.794	1.642.290	3.405.084	0,28
Dazu folgende Binnengewässer:					
Baikal-See	31.231,6	—	—	—	—
Antheil am Chanka-See †)	2.882,4	—	—	—	—
Tschann-See	3.368,2	—	—	—	—
	12.593.858,5	—	—	—	—
c) Mittelasiatische Gebiete.					
Akmolinsk (Gebiet)	545.339,2	201.213	180.687	381.900	0,7
Serjawschanscher Bezirk	50.930,2	150.385	136.068	286.449	5,8
Semipalatinsk (Gebiet)	178.281,2	266.895	243.268	510.163	1,1
Semiretschensk (Gebiet)	385.856,1	283.252	256.278	539.530	1,4
Syr-Darja (Gebiet)	429.930,2	500.430	452.770	953.200	2,3
Turgai (1867 Gebiet)	456.658,3	177.293	161.509	338.802	0,8
Uralsk (Gebiet)	366.402,2	179.235	167.480	346.715	0,9
	2.713.399,1	1.758.703	1.598.056	3.356.759	1,2
Dazu:					
a) Die Bezirke:					
Amu-Darja	103.535,2	?	—	—	—
Transkaspien	327.005,6	?	—	—	—
b) Die Binnengewässer:					
Aral-Meer	66.997,0	—	—	—	—
Balchasch-See	20.016,2	—	—	—	—
Issik-Kul-See	5.122,1	—	—	—	—
Zusammen	3.236.730,2	—	—	—	—

*) Der andere Theil des Ladoga-See's, 8013,5 □Km., zählt zu Finnland.
**) Hierin ist mit enthalten das Areal des Goktscha-See's, 1393,2 □Km.
***) Ueber diese beiden Gebiete fehlen genauere Angaben.
†) Der andere Theil des Chanka-See's, 1498,9 □Km., zählt zum chinesischen Reiche.

Digitized by Google

Register.

Fl. = Fluß. Ft. = Fort. Geb. = Gebirge. Mt. = Mount, Monte ꝛc.

A.

Aachen II, 230.
Aalborg I, 201.
Aar II, 81.
Aare II, 74.
Aarhuus II, 201.
Abaï I, 568, 570.
Abajo, Puerto I, 283.
A-Banga I, 560.
A-Bantu I, 601.
Abbeokuta I, 521.
Abchasen II, 396.
Abchasien II, 395.
Abdarak, Dschebel, I, 565.
Abdeli-Land II, 366.
Abd-el-Kuri I, 575.
Aben, Wadi, I, 565.
Aberdeen II, 181.
Abeschr I, 535.
Abessinien I, 540, 566 f.
Abiad, Bahr-el-, s. Weißer Nil.
Abo I, 522, II, 272.
Abomeh I, 520.
Abor II, 515.
Abruzzen II, 29, 166.
Abu II, 506.
Abuam I, 492.
Abu Foda, Dschebel, I, 549.
Abu Hammed I, 551.
Abuschehr II, 386.
Abu Simbl I, 551.
Acadier I, 199.
Acapulco I, 229, 243.
Acaraï-Gebirge I, 321.
Accra I, 515.
Achaia II, 300.
Achalzich II, 399.
Achalzicho-Imeritinisches Scheidegebirge II, 331.
Aci-Reale II, 169.
Aconcagua I, 308.
Acoyapo I, 270.
Adál I, 572.
Adamaua I, 524.
Adams, Mt. I, 35.
Adamspik II, 525.
Adanlinanlango I, 633.
Adda II, 25, 73.
Adelaide II, 580, 585.
Adelybos II, 330.
Adelsberger-Grotte II, 98.
Aden II, 368.
Aden, Golf von, I, 575.
Aderâr I, 492.
Aderbeidschan II, 373, 384.
Aderer I, 492. [390.
Adigbe s. Tscherkessen.
Adirondak-Berge I, 67.
Admiralitäts-Halbinsel II, 624.
Admiralitäts-Inseln II, [591.
Adowa I, 567.
Adrar I, 484. [323.
Adrampti, Bucht, II, 322.
Adria (adriatische See) II, 5, 162.
Adrianopel II, 303, 311.
Adschabainym-Al-Kum II.
Adepsos II, 300. [415.
Aegadische Inseln II, 35.
Aegäisches Meer II, 5, 40.
Aegina II, 299.
Aegina, Meerbusen von, II, 40.
Aegypten I, 542 ff.
Aegypten, Unter-, I, 539.
Aermel-Canal II, 5, 49, 60.
Aetas II, 550.
Aetna II, 35.
Aetolia II, 299.
Afafi I, 499.
Afelele I, 492.
Afghanen II, 377. [376.
Afghanistân II, 319, 373.
Afiun-Karahissar II, 328.
Afrika I, 451 ff.
S.-Afrika I, 600 ff.
„ Inneres I, 611.
S.-Afrikanische Colonien I, 602 ff.
Afrika, Aequatorial-, I,
Agaña II, 596. [629 ff.
Agha-Dagh II, 322.
Aghoris II, 522.
Aghuat, El, I, 490.
Aghurri II, 334.
Agin II, 56.
Agnano, Lago di, II, 35.
Agow I, 572.
Agrah II, 511.
Agram II, 263.
Agua, Vulc. del, I, 258
Aguamiras I, 327.
Aguas buenas I, 246.
Agucate I, 273.
Agulhas, Cap, I, 602.
Ahaggar I, 498.
Ahaggar-Gebirge I, 481.
Ahir II, 522.
Ahlaf, el, II, 369.
Ahsa, el-, II, 362. [403.
Ai-bögüre, Golf von, II,
Aigun II, 482.
Ain Massin I, 494.
Ainos II, 437.
Air I, 498.
Airuf II, 415.
Aisne II, 55.
Aix II, 56.
Ajsún, Berge von, II, 359.
Akabah II, 363.
Akaloi-Fluß I, 633.
Akambe I, 633.
Akarnania II, 299
Akela, Wüste, I, 492.
Akha II, 346, 541, 561.
Akha, Bucht von, II, 356.
Al-Kamysch II, 410, 413.
Akmezen-Gebirge II, 332.
Akoio I, 633.
Aksabi s. Asaka.
Aksai II, 480.
Ak-Su II, 416.
Aksuisk II, 416.
Aktagh II, 499.
Ak-Tau II, 404, 415.
Aktab II, 536, 537.
Ala-Dagh II, 322.
Ala-Göz II, 333.
Alab II, 355.
Alai II, 319.
Alai-Plateau II, 492.
Alai-Tagh II, 492.
Ala-Kul II, 415, 424.
Alamankette II, 423.
Alands-Archipel II, 6, 100.
Alaschan II, 487, 488.
Ala-Tau II, 319, 403, 415, 421, 423. [482.
Ala-Tau, dsungarischer, II.
Ala-Tau, transiliischer, II.
Alba, Punta, I, 388. [489.
Albano-See II, 33.
Albanerberge II, 31, 33.
Albanesen II, 241, 305, 306.
Albanien II, 42.
Albemarle I, 373.
Albemarle-Sund I, 13.
Albert Lake I, 37.
Albert N'zige I, 590.
Alcántara I, 427.
Alcobaça II, 121.
Aldan II, 432.
Alderney II, 53.
Aldschan II, 415.
Alemtejo II, 19, 120.
Alendah II, 323.
Aleppo II, 347.
Alessandria II, 159.
Aleuten I, 6, 14, 53, 159.
Alexander I, Land II, 614.
Alexandraland II, 580
Alexandria I, 539, 545.
Alexandropol II, 332, 399.
Alexandrowski-Berge II,
Alexinaz II, 290. [490.
Alfuru II, 560, 561.
Algarve II, 120.
Algerien I, 458, 460, 472. II, 151.
Algier I, 464, 475.
Algier-Gebirge I, 460.
Algoa-Bay I, 603.
Algonkin-Lenape I, 117.
Alhucemas, Peñon de, II,
Alicante II, 19. [136.
Alieli II, 404.
Aljaska I, 6, 52, 154 ff
Allahabad II, 511.
Allah-Band II, 510.
Allargöl II, 332.
Allée Blanche II, 78.
Alleghany-Berge I, 8, 61.
Allier II, 52.
Alma-Dschebel II, 346.
Almeria II, 21.
Almiranten I, 643, 646.
Alpen II, 8, 70 ff.
Alpheios II, 300.
Alpujarra, la, II, 21.
Alserio-See II, 25.
Alta I, 31.
Altai II, 319, 403, 421, 424, 482.
Altar, Cerro de, I, 319
Altenfjord II, 101.
Altmühl II, 82.
Altvater II, 95.
Altyn-Insel II, 416, 423.
Altyn-kul II, 424.
Aluta II, 96, 292.
Alupka II, 112.
Amadeus-Salzsee II, 573.
Amager II, 199.
Amalfi II, 167.
Amapala I, 262.
Amara, Mte. II, 29.
Amatique-Bay I, 255.
Ama-Xosa I, 618.
Amazonas I, 8, 304

Amazonas-Gebiet I, 321.
Ama-Zulu I, 618.
Ambrina II, 561.
Amerapura II, 536.
Amerika I, 3 ff.
S.-Amerika I, 4, 299 ff.
Amerika-Inseln II, 597. 605
Amerikanischer Fall I, 61.
Amhara I, 567. 572.
Amhara, Hochplateau von, I, 540.
Amiata, Mte., II, 30.
Ammer II, 82.
Ammer-See II, 82.
Amoi, Hafen von, II, 478.
Amol II, 388.
Ampezzo II, 79.
Amphila I, 568.
Amratsar II, 508.
Amsterdam II, 208.
Amu II, 402. [304.
Amucu, Weiber von, I.
Amu-Derja II, 319. 403.
Amur II, 316. 430. 482. [408.
Ana-Acatlan, Sta., I, 232.
Anabra II, 432.
Anadyr II, 433.
Anah II, 340
Anáhuac I, 206. [I, 208.
Anáhuac, Cordillere von,
Anamalli-Berge II, 519.
Anamur II, 322.
Anatolien II, 322.
Ancomarca I, 309.
Ancóna II, 164.
Andalusier II, 125.
Andalusische Ebene II, 13.
Andamanen II, 525
Anden I, 2, 302. 306.
Anden, ecuadorische I, 313.
Anderson I, 176.
Andidschan II, 412.
Andorra-Thal II, 151.
André, St., Cap, II, 330.
Andschuan I, 645.
Anegada I, 295.
Aneuta-Geb. s. Kün-lün.
Anezi II, 341.
Angad I, 459.
Angadziza I, 645
Angara II, 427. 428. [208.
Angeles, Cerro de los, I,
Angelo, St., Mte., II, 34.
Angelos I, 143. [167.
Anglesey II, 61. 64.
Angola I, 625.
Angora II, 328.
Angora-Plateau II, 323.
Angoy I, 628.
Angra I, 642.
Anguilla I, 296.
Anholt II, 199.
Ani II, 332.
Anio II, 30. 33.
Aniyo I, 522.
Ankárat-Berge I, 644.
Ankober I, 571.
Annaheim I, 143.
Annam II, 321. 531. 532.
Annamiten II, 513. [512.
Annapolis I, 200
Annapolis-Fluß I, 200.
Anne, St., I, 287.
Annesleybay I, 508.
Annibale, Campo d', II, 33.
Annimullays II, 507.
Annobom I, 522. II, 136.
Annone-See II, 25.
Annunziata, Torre dell', [II, 107.
Anseba I, 565.
Anson-Archipel II, 594.
Antabie II, 346.
Antananarivo I, 645.
Antão, S., I, 636.
Anthony, St., I, 62.
Anticosti I, 13. 188.
Antigua I, 258. 296. [353.
Antilibanon II, 319. 347.
Antillen I, 5. [280.
Antillen, Große, I, 275.
Antillen, Kleine, I, 276. 293.
Antillenmeer I, 4.
Antiochien, s. Antakie.
Antioquin I, 306.
Antipoden-Insel I, 615.
Antisana I, 314.
Anti-Taurus II, 322.
d'Antonia, Pico, I, 636.
Antonio, S., (Afrika) I, 522.
Antonio, S., (Calif.) I, 228.
Antonio, S., (S.-Amerika) I, 319.
Antonio, S., de los Cues, Schlucht, I, 205.
Antwerpen I, 210. 212.
Aosa-See I, 567.
Aosta II, 159.
Apá, Rio, I, 409.
Apaches I, 117. 212. 218.
Apache-Mountains I, 15.
Apam I, 515.
Apennin II, 8. 24. 25.
Apia II, 599.
Apingi I, 630. 631.
Apono I, 630.
Appalachen I, 61.
Appronague-Fluß I, 437.
Apscheron II, 394.
Apuanische Alpen II, 28.
Apulien II, 166. 168.
Apulische Halbinsel II, 23.
Apure I, 322.
Apure, Rep., I, 361.
Apure, Rio, I, 323.
Apures I, 323.
Aqalin-Araber I, 553.
Aquila II, 166.
Aquiq I, 565.
Aquiry I, 327.
Arab, Bahr-el-, I, 541.
Arab, Schatt-el-, II, 340.
Arabah, Wady el, II, 346.
Arabaskon-See I, 56.
Araber II, 306. 364.
Arabien II, 362.
Arabische Halbinsel II, 320.
Arabisches Meer II, 368.
Arabische Wüste I, 540. 561.
Arabistan II, 340. 384
Aragonier II, 127.
Aragonische Tiefebene II,
Aragua I, 364. [13.
Araguaquazu I, 340.
Araguay I, 326.
Aralo-kaspische Senkung II, 110.
Aral-See II, 319. 403. 414.
Ararat II, 332. 333.
Ararat (Austr.) II, 580.
Aras II, 331.
Araffan II, 416.
Aravanpa-Cañon I, 17.
Aravulli-Kette II, 506.
Arawaken I, 422.
Arayes-Ebene II, 332.
Arcachon, Busen von, II.
Arcer II, 44. [50.
Archangel II, 116. 280.
Archidona I, 315.
Arc, Thal, II, 74.
Arctis II, 616.
Ardaghan II, 331.
Ardanut-Fluß II, 332.
Ardennen II, 55. 84. 212.
Ardillan II, 384.
d'Area, Carao, I, 334.
Arenas, Puntas, I, 343.
Arezzo II, 164. [353.
Argentinien I, 336. [403.
Argentinische Republik I,
Arghundab-Thal II, 379.
Argolis II, 300.
Argonnenwald II, 55.
Argostoli II, 301.
Arguim, Bank von, I, 491.
Argun II, 130.
Argun-Strom II, 484.
Arhab, Beni-, II, 369.
Aribinda I, 527.
Ariccia II, 33.
Arima II, 458.
Arinos I, 327.
Arisch. El. II, 363. 467.
Arische Völker II, 9.
Arizona I, 15. 19.
Arkadia II, 43. 300.
Arkadia, Golf von, II, 40.
Arkansas I, 63.
Arkat-Berge II, 415. 423.
Arkiko, Busen von, I, 568.
Arktische Felsen u. Seenplatte I, 54.
Armenien II, 319.
Armenier II, 241. 275. 305. 325. 334. 343 397. [330.
Armenisches Hochland II,
Armorische Kette II, 53.
Arnauten II, 306.
Arnhem-Halbinsel II, 569.
Arno II, 28.
Aryatschai II, 331. 332.
Arracan II, 531. 536.
Arracanen II, 537.
Arran II, 67.
d'Arré, Mt., II, 53.
Arriège II, 57.
Arrö II, 199.
Arroux II, 55.
Arroyada, Sierra, I, 235.
Arta-Fluß II, 42.
Arta, Golf von, II, 40.
Artibonite I, 289.
Artwin II, 332.
Aru-Inseln II, 560. 562.
Arusha I, 579. [590.
Asaka, Wad, I, 462.
Asama-yama II, 457.
Asamor I, 467.
Asaorta I, 572.
Asaual I, 492.
Asben, s. Air.
Aschango I, 630.
Aschanti I, 501.
Aschira-Land I, 630.
Aschurade II, 388.
Aschwanipi-Fluß I, 183.
Ascension I, 417. 419.
Ascoli II, 164.
Asgar I, 498.
Ashburton II, 571.
Asien 312 ff.
Asi-Kur II, 323.
Askja II, 108.
Askulan II, 356.
Asowisches Meer II, 111.
Asphalt-Lake I, 296.
Aspra-Vulcan II, 43.
Aspropotamo-Fl. II, 42.
Assabay I, 568.
Assal-See I, 567. 568.
Assam II, 506. 515. 516.
Assamesen II, 517.
Assanquere I, 508.
Assinie I, 503. 515.
Assinie, Fort, I, 514.
Assiniboine I, 180.
Assiniboins I, 117.
Assisi II, 164.
Assuán I, 550.
Assuay I, 315.
Assyrien II, 341.
Asterabad II, 388.
Astorga II, 17.
Astrachan II, 267. 280
Asturien II, 17.
Asturier II, 127.
Asturisch-cantabr. Gebirge
Asuncion I, 412. [II, 17.
Asy, Nahr el, II, 346.
Atacama-Wüste I, 9. 305.
Atalka I, 520.
Atami II, 457.
Atbara I, 540.
T'atchéni Lac, I, 176.
Athapaska-Mackenzie-Fl., II, 55. 174
Athapasca-See I, 51. 54.
Athen II, 299. [174.
Athos II, 40. 48.
Atimboka I, 599. [I, 242.
Atlachayacatl, Malvais de,
Atlaco, Rio, I, 242.
Atlantis I, 638.
Atlant. Ocean I, 441 ff.
Atlas-Gebiet I, 458.
Atlas, Kleiner, I, 460.
Atlaca I, 246.
Atrek II, 388. [367.
Atrato, Rio, I, 315. 317.
Atschin II, 555. 556.
Atschinesen II, 556.
Attaran II, 537.
Attika II, 40. 299.
Attow, Ben, II, 66.
Auad, Ras, I, 576.
Aube II, 55
Auckland II, 608.
Auckland-Inseln II, 615.
Aude II, 56.
Audh II, 512.
Audschila I, 592.
Aufina-Inseln I, 563.
Aullagas Pampa, See von, I, 390.
Auras-Gebirge I, 461.
Aurigny II, 53.
Aurora-Inseln I, 301.
Auschwitz II, 255.
S.-Australien II, 580 585.
Australien II, 563 ff.
„ Bergland II, 571.
Australier II, 576.
Austral-Inseln II, 603
Australische Alpen II, 571.
Australische Bucht II, 569.
Austral. Continent II, 569 ff.
Austral. Inseln II, 597.
Australneger II, 567.
Austria-Sund II, 625.
Auvergne II, 57
Ava II, 531. 536
Avalen II, 259.
Avalon I, 187.
Awadsi II, 458.
Awali II, 351.
Awatscha-Bucht II, 434.
Axim I, 515.
Axum I, 567.
Aymara I, 386. 391.

Aysen-Fluß I, 343.
Ayuthia II, 540.
Azerbeidschan II, 339.
Azingo-See I, 633.
Azoren I, 447. 642.
Azowisches Meer II, 5.
Azrak, Bahr el, s. Blauer
Azteken I, 218. [Nil.

B.

Baalbek II, 353.
Babasanitza II, 42.
Bab-el-Mandeb Straße II, 367. 368.
Babisa-Gebirge I, 595.
Babor, Großer, I, 460.
Babuckur I, 562.
Babylon II, 345.
Bacharieh I, 502.
Bachinaba, Cerro, I, 269.
Badarana I, 525.
Badachschan II, 408. 489.
Badagar II, 524. [492. 494.
Badagry I, 520.
Baden II, 85.?
Bären-Insel II, 621.
Bärensee I., 54. 174. 176.
Baeza I, 315.
Bafing I, 509.
Baffins-Bai II, 618.
Baffinsland II, 619.
Bafra II, 323.
Bagamoyo I, 580. 585.
Bagat II, 375.
Bagdad II, 340. 343.
Baggara-el-homr I, 562.
Baggara-Selim-Araber I,
Bághena I, 492. [554.
Bághirmi I, 504. 529. 530.
Baghsen-Geb. I, 498. [533.
Baginze-Geb. I, 562.
Baginze, Mt., I, 558.
Bahama-Inseln I, 275.
Bahar el Sálamát I, 536.
Bahia I, 427.
Bahira I, 480.
Bahr-el-Dschebel I, 554.
Bahrein-Inseln II, 372.
Baiburt II, 332.
Baidar II, 112.
Baikal-See II, 317. 421.
Baitarik II, 487. [428.
Bajaka I, 629.
Bajangol II, 502.
Bajantu II, 486.
Bajan-zumbur II, 488.
Bajazid II, 332.
Bajuda-Straße I, 552.
Bakalcs I, 633.
Bakargandschi II, 512.
Bahel, Fort, I, 508.
Bakcr, Mt., I, 35.
Bakjr-Tschai II, 323.
Bakran II, 416.
Baktschiserai II, 274.
Baku II, 395.
Balaclava, Col de, II, 112.
Balch II, 408. [415.
Balchasch-Niederung II.
Balschasch-See II, 415.
Balearen II, 5, 21.
Bali II, 560.
Bali-Bay I, 645.
Balkan II, 8, 44.
Balkan-Berge II, 404.
Balkan-Halbinsel II, 37 ff.
Ballakhan II, 379.
Ballarat II, 580.
Ballon d'Alsace II, 55.
Balogon I, 533.
Balombo I, 627.
Baltis II, 497.
Baltische Provinzen II, 266.
Baltistan II, 496.
Baltoro-Gletscher II, 496.
Balumbo I, 629.
Balykschy II, 412.
Bamangwato I, 612.
Bambarré-Geb. I, 596.
Bambarra I, 528.
Bambarras I, 507.
Bam-i-duniah II, 491.
Bamijan II, 377.
Banana I, 627.
Banca II, 556.
Banda-Inseln II, 561.
Banda-Neira II, 562.
Bando I, 633.
Bandschermassing II, 558.
Bang-kok II, 540.
Banguens I, 634.
Bangweolo-See I, 584. 594.
Banjai-Land I, 616.
Baniya II, 522.
Banjaluka II, 311.
Banks-Land II, 619.
Banks-Straße II, 619.
Bantu-Stämme I, 455.
Banyans I, 581.
Bapispo, Rio, I, 209.
Barada II, 353.
Baranow I, 150.
Baranquilla I, 368.
Barbadoes I, 296.
Barbara de Samana, Sta., [I, 291.
Barbuda I, 296.
Barcelona II, 128.
Barcelona, Rep., I, 361.
Barbai I, 500.
Bardera I, 576.
Barentsland I, 621.
Barents-Inseln II, 634.
Barferusch II, 388.
Bárghir II, 364.
Bargusin II, 428.
Bari I, 563. II, 168.
Barin II, 484.
Barka, Chor, I, 565
Barka, Plateau von, I, 482
Barkul II, 490. 573.
Barletta II, 168.
Barmen II, 230.
Barnaul II, 425.
Barolse-Thal I, 614.
Barquisimeto, Plateau, I, 319. 364.
Barren Grounds I, 56.
Barrents-See II, 623.
Barrière, große, II, 569.
Barrièreriff II, 566.
Barrow II, 68.
Barrow-Straße II, 619.
Barskaun-assu II, 490.
Barsuki II, 420.
Barthelemy, S., I, 295.
Basaco II, 121.
Baschkiren II, 273.
Basel II, 238.
Basilicata II, 168.
Bassen II, 9. 127. 128.
Basra II, 340.
Grand-Bassum I, 514.
Baß-Straße II, 566. 569
Bassein II, 537.
Bassora II, 340.
Basuto I, 602.
Basuto-Land I, 601.
Batalha II, 121.
Bataver II, 205.
Batavia II, 551. 554.
Bates-Berg II, 622.
Batha I, 530.
Bathurst I, 505. 510. II. 581. 619.
Batna I, 476.
Batn-el-hadschar I, 552.
Batschian II, 561.
Batta I, 524. II, 555.
Baulu, Ebene v., II, 323.
Bautu II, 487.
Bay-Inseln I, 263.
Bayous I, 66.
Bayrischer Wald II, 93.
Bear-Creek I, 30.
Bear River Mts. I, 39.
Beatrice-Golf I, 592.
Beaujolais-Geb. II, 57.
Beaver-Creek I, 30.
Becken, großes, I, 19.
Bedda II, 525.
Bed-Pak-Dala II, 415.
Beduinen I, 476. 512. II, 361. 363.
Beechworth II, 580.
Beerberg II, 88.
Begemeder I, 568.
Bego I, 537.
Bei-Kchem II, 486.
Bei-lei-gu II, 483.
Beira II, 19. 120.
Beirut II, 346. 347.
Beit-Lahm II, 358.
Bekáa, El, II, 346. 353.
Bela II, 375.
Belad beny 'Nssa II, 369.
Belad el haschan, II, 369.
Belad hamum II, 369.
Belandas II, 546.
Belchen II, 85.
Belfort II, 83.
Belgien II, 209.
Belgrad II, 289.
Belieni I, 549.
Beli Bid II, 46.
Belize, Colonie, I, 251 ff.
Belize-Strom I, 253.
Bellaschifari I, 531.
Bellegarde II, 81.
Belle Ile, Straße v., I, 57.
Belle-Isle II, 52.
Belluno II, 162.
Belmonte, Rio de, I, 332.
Belogradcik II, 45.
Belsund II, 621.
Belte II, 6, 100. [232.
Beltran, Barranca de, I,
Beludschistan II, 319. 373.
Belutschen II, 375.
Belut-Dagh II, 491.
Bemba-See I, 594.
Ben-Lavers II, 65.
Ben-Macdui II, 66.
Ben-Nevis II, 66.
Ben-Wywis II, 66.
Benares II, 512.
Bender Abbasi II, 386.
Bender-Buschehr II, 386.
Bender Mirajeh I, 575.
Bendigo II, 580.
Bengalen II, 526.
Bengalen, Bai von, II, 507.
Bengalen, Tiefland, II, 512.
Bengalis II, 536.
Benghasi I, 502.
Benguela I, 625.
Beni I, 327.
Beni-Amer I, 565. 572.
Beni Hassan I, 549.
Beni-Lam II, 441.
Beni Mzab I, 495.
Benin I, 510. 522.
Beni Ulid I, 499.
Benkulen II, 555.
Benton, Fort, I, 50.
Benue s. Tschadda.
Berber I, 467.
Berberah I, 566. 575
Berda II, 291.
Berdjansk II, 111.
Bereson II, 426.
Bergamo II, 161.
Bergen II, 103. 105.
Berghe, van den, I, 175.
Berici, Mt., II, 25.
Berings-Meer I, 6. 160.
„ Straße I, 6. 154. II, 316.
Berkovica-Balkan II, 44.
Berkowatz II, 311.
Berlin II, 224.
Bermudas I, 447.
Bernal, Punta de, I, 207.
Bernardin II, 75. [22.
Bernardino-Range, S., I,
Bernardo, Cerro S., I, 208.
Bernera II, 68.
Berner Oberland II, 79.
Bernhard, St., großer, II.
Bernina-Paß II, 75. [75.
Berti I, 537.
Beskiden II, 95. 96.
Bessarabien II, 113.
Bethlehem II, 358.
Betschuanen, O.-, I, 602.
Betschuanen I, 618.
Betsimasaracas I, 645.
Bhattia I, 582.
Bhilla II, 524.
Bhumidsch II, 524.
Bhutan II, 506.
Biber-Indianer I, 179.
Biche, Rivière la, I, 174.
Bidassoa II, 14.
Bielaja II, 118.
Bien II, 416.
Bienho II, 541.
Biga-Berge II, 63.
Big Cañon I, 19.
Bihé I, 597 627.
Bilsk II, 487.
Bija II, 424.
Bilard Hamdan II, 370.
Bilba II, 17.
Biled-ul-Dscherid I, 478.
Billiton II, 556. [499.
Bilur, Busen von, I, 568.
Bimba-Berge I, 626
Binga Pam Bambi I, 626.
Bingen II, 84.
Bingöl-Dagh II, 332.
Birgid I, 537.
Birma II, 321. 531. 534.
Birmanen II, 531.
Birnbaumerwald II, 98.
Biry I, 562.
Bisayas II, 549.
Biskra I, 461. 463.
Bismarck, Cap, II, 617.
Bismarckstraße II, 614.
Bissagots-Archipel I, 511.
Bissanga I, 562.
Bistritza II, 97.
Biwa-See II, 449. 457.
Biwako-See II, 437.
Blackfeet I, 117.
Blackfellon II, 576.
Black hills I, 47.
Black-Mts. II, 64

Black, Mt., I, 69.
Black, River, I, 287.
Blackwood II, 571.
Blagowjeschtschensk II, 429.
Blanca, Casa, I, 285.
Blanca, Montaña, I, 639
Blancnez, Cap, II, 85.
Blanco, Pico, I, 208.
Blankenberge II, 214.
Blas, San, I, 214.
Blau II, 82. [541.
Blaue Berge (Afrika) I,
Blaue Berge (Asien) II, 519. [II, 571.
Blaue Berge (Australien)
Blaue Berge (Jamaica) I,
Blauen II, 85. [287.
Blaufields I, 266.
Blidah I, 476.
Bligny, Berge, II, 55.
Blocksberg II, 88.
Bloemfontein I, 607.
Blois II, 52.
Blue, Cañon, I, 31.
Blue, Ridge, I, 68.
Blumenau I, 427.
Boanan I, 492.
Bocchesen II, 252.
Bocchetta-Paß II, 28, 159.
Bochara II, 319, 406, 410.
Bochnia II, 255. [411.
Bodegas I, 374.
Bodele-Niederung I, 532.
Bodensee II, 81. [533.
Bodö II, 195, 196.
Bodyul II, 501.
Bodyul, Hochebene, II, 494.
Böotia II, 299.
Böhmen II, 93, 253.
Böhmerwald II, 93.
Böhmische Kämme II, 95.
Böhmisch-mährische Höhe
Bogdo II, 486. [II, 95.
Bogos I, 572.
Bogotá, Ebene, I, 316.
„ Rio, I, 317.
Bohna-Hügel II, 469.
Bois brulé I, 181.
Bojacá I, 306.
Bojun-Gebirge II, 342.
Bolsas II, 504, 505.
Bolan-Paß II, 373 375.
Bolivar I, 364, 366.
Bolivia, Rep., I, 390 ff.
Bologna II, 162, 163.
Bolor-Tagh II, 491.
Bolschie-Barluti II, 494.
Bolsena, Lago di, II, 30.
Bolsones I, 311.
Bomba, Sa, Carco I, 334.
Bombay II, 519, 526.
Bomma I, 627.
Bona I, 475.
Bon-Cap I, 461.
Bonduppa-Rug I, 562.
Bónga II, 501.
Bongo I, 542, 556.
Bonhomme, Col du, II, 75.
Bonifacio, Straße v., II, 5.
Bonin-Inseln II, 593, 596.
Bonny I, 510, 522.
Boothia felix I, 15.
Borabora II, 602.
Bora-Dagh II, 42.
Bordeaux II, 51.
Boreas I, 67.
Borensee II, 191.
Borja, S., I, 225.
Borku I, 502.
Borkum II, 49.
Bormio II, 162.
Borneo II, 321, 517, 557.
Bornholm II, 6, 92, 199.
Bornu I, 501, 529.
Bos-Dagh II, 48.
Bosna II, 42, 303.
Bosna-Serai II, 311.
Bosnien II 41.
Bosporus II, 5, 40.
Bossebango I, 527.
Botocuden I, 422. [100.
Bottnischer Busen II, 6.
Bougie I, 475. [I, 175.
Boulcaux, Montagnes des,
Bourbon, Ile I, 647.
Bourbonnais II, 53
Boutry I, 575.
Bozen II, 249.
Brabant II, 209.
Brabant, Nord-, II, 205.
Bracciano, Lago di, II, 30.
Braemar II, 66.
Brahmakund II, 515.
Brahmanen II, 522.
Brahmaputra II, 502, 512, 515, 516.
Brahui II, 375, 525.
Brahui-Geb. II, 373.
Braich-y-pwll, Cap, II, 64.
Braila II, 296.
Branco, Rio, I, 327.
Brandenburg, Mark, II, 93.
Bransfield-Straße II, 614.
Brasd'or I, 202.
Brasilien I, 331, 415 ff.
Braunau II, 253.
Brava I, 576, 583.
Bravo del Norte, Rio, I, 12
Bremen II, 92, 228.
Brenner II, 74, 75.
Brenz II, 82.
Brescia II, 161.
Breslau II, 228.
Brest II, 53.
Bretagne II, 49.
Breton, Cap, I, 202.
Briare, Canal de, II, 53.
Brigdton II, 180.
Brindisi II, 168.
Brisbane II, 571, 583.
Bristol-Canal II, 62.
Britisch-Birma II, 536.
Brit. Caffraria I, 604
Britische Colonien in Australien II, 579 ff.
Britisch Columbia I, 165 ff.
Britisch-Honduras I, 253.
Britische Inseln II, 5, 49, 61.
Britisch Nordamerika I,
Broad-Law II, 65. [164 ff.
Brocken II, 88.
Brody II, 256.
Brooklyn I, 13, 91.
Brown-Insel II, 624.
Brown, Mt., I, 51.
Brown, Willy II, 62.
Bruck a/M. II, 250.
Brügge II, 214.
Brünn II, 254.
Brünn, Cap, II, 626.
Brüssel II, 213.
Bruskque I, 427.
Brussa II, 328.
Brzezan II, 256.
Bscharreh II, 349.
Buali I, 633.
Bubis I, 522
Bucharei II, 403.
Buchtarma II, 424.
Buchtige Inseln II, 624.
Budapest II, 261, 263.
Budduma I, 531.
Budweis II, 254.
Buenaventura I, 370.
Buenavista, Cerro, I, 208.
Bueno, Rio, I, 287.
Buenos Ayres I, 406.
Bufa, Mte., I, 209.
Buffalo, I, 91
Buffalo-Gebirge I, 56.
Buffalo-River I, 604.
Bug II, 110.
Bugineien II, 560.
Buhuja I, 592.
Buitenzorg II, 554.
Bukarescht II, 297.
Bukowina II, 93, 255.
Bulgar-Dagh II, 322.
Bulgaren II, 241, 270. 288, 305, 306.
Bulgarien II, 37.
Bulgarische Finnen II, 273.
Bulgarska Morawa II, 42.
Bulus I, 631.
Bungo-Straße II, 436.
Bunka I, 525.
Bunnia I, 582.
Buntuku I, 518.
Bura I, 576.
Burákoi-Berge II, 423.
Burat II, 417.
Burdekin II, 571.
Bureja II, 430.
Burgos II, 18.
Burgund II, 55.
Burke II, 573.
Burkhan-Buda II, 502.
Burnett II, 571.
Buros, Cap, II, 544.
Buru II, 561.
Busaue I, 525.
Buschmänner I, 655, 602.
Bu-thaleb I, 461. [623.
Butijas II, 500.
Bytown I, 193.

C.

Cabañas I, 284.
Cabinda I, 625.
Cadiz II, 20, 134.
Cafuso I, 425.
Cagliari II, 169.
Cairn-Celar II, 66.
Cairn-David II, 63.
Cairn-Gorm-Range II, 66.
Calabar, Alt-, I, 522.
Calabar, Neu-, I, 522.
Calabr. Apennin II, 29.
Calabrische Halbinsel II, 23.
Calabrien II, 29, 166, 165.
Pas de Calais II, 60.
Calaveras-Hain I, 29.
Calcutta II, 513, 526.
Californien I, 203, 223.
Callao I, 381 383.
Calle, La, I, 475.
Calvados-Felsen II, 54.
Camargue II, 56.
Cambrianisches Geb. II, 63.
Camerun-Geb. I, 522.
Cameruns-District I, 510.
Camp grant I, 17.
Campagna II, 30. [II, 34.
Campanella, Punta della,
Campanien II, 34, 166.
Campanas, Cerro de las, I, 235.
Campbell-Insel II, 615.
Campo, Santo, I, 337.
Canaan s. Palästina.
Canada I, 58, 190.
Canalinseln II, 5, 53.
Canaren II, 136.
Canaria, Gran, I, 637.
Canar. Inseln I, 447, 637.
Canastra, Serra da, I, 334.
Candelaria I, 339.
Candia II, 5, 311.
Canea II, 311.
Caniapuscow-See I, 57.
Canigou II, 15.
Canning II, 571.
Canoe-R. I, 167.
Cañon, großer, I, 16
Cantabrisches Geb. II, 13.
Cantal II, 57.
Canterbury-Plains II, 610.
Canton II, 466, 477.
Canucu-Gebirge I, 321.
Capac Uru I, 314.
Capanne, Mte., II, 36.
Cap-Colonie I, 601.
Cap d. g. Hoffnung I, 603.
Capellen-Straße, van der,
Capraja II, 36. [II, 426.
Capri II, 34. [167.
Capstadt I, 603.
Capua II, 167.
Capverdische Inseln I, 447.
Carabobo I, 364. [635.
Carácas I, 363, 365.
Carácas, Silla de, I, 320.
Caracoles I, 395.
Carangas, Cord. de, I, 399.
Carawaimen-Geb. I, 321.
Cardamum-Geb. II, 519.
Cardigan, Bai von, II, 64.
Cardo, Mte., II, 36.
Cariben-Meer I, 204.
Caribische Inseln I, 276.
Cariboca I, 425. [279.
Caribou-Geb. I, 56. 167.
Carical II, 151. [175.
Carlos, San, Fluß, I, 267.
Carlos, San, Insel, I, 373.
Carlos, San, Stadt, I, 268.
König Carl's Südland I,
Carlsruhe II, 229. [350.
Carmel, Cap, II, 356.
Carmen I, 227.
Carolinen-Insel II, 136. 566, 593, 594.
Carpentariagolf II, 569.
Carpentaria, Tiefland, II,
Carrara II, 28. [573.
Carrizo I, 22.
Carrizo, Sierra del, I, 206.
Carson-Fluß I, 38.
Castellamare II, 34.
Castlemaine II, 580.
Castello, Nevado de, I, 337.
Castilianer II, 127.
Castil. Hochebenen II, 13.
Castil. Scheidegeb. II, 18.
Castillo I, 267.
Castle-Peak I, 26.
Cascade-Gebirge I, 33.
Caserta II, 167.
Cassalote, Cerro, I, 207.
Cassange I, 625.
Cassino, Mte., II, 167.
Cassiquiare I, 304, 323.
Catalanganes II, 550.
Catalonien II, 16.
Catalonier II, 127.
Catamarca I, 337.
Catamarca, Hochebene, I,
Catania II, 169. [309.

Catania, Ebene, II, 35.
Catanzaro II, 168.
Catharina, Sta., I, 427.
Catharina, Cap St., I 625.
Catherin Dschebel II, 364.
Cattaro, Bocche di, II, 40.
Catumbella-Fluß I, 626.
Cauca I, 366. [368.
Cauca-Thal I, 315, 317.
Cauto I, 281.
Cavo, Mte., II, 31.
Cayambe Urcu I, 314.
Cayenne I, 437.
Cazembe-Land I, 595.
Cedros, Pico, I, 642.
Celaya I, 235.
Celébes II, 321, 547, 559.
Cempoaltepec, Cerro de, I, 206.
Centralafrikan. Seegebiet I, 584 ff.
Central-Alpen II, 71.
Central-Amerika I, 203 ff.
Centralasien II, 403.
Central-Lake I, 52.
Ceperaken II, 259.
Ceram II, 561.
Cerevis II, 45.
Cerigo II, 300.
Cetina II, 42.
Cetinje II, 292.
Ceuta II, 136, 467.
Cevennen II, 52, 56, 57.
Ceylon I, 643, II, 320, 520, 525.
Chab, El, II, 370.
Chabur II, 340.
Chaco, Gran, I, 336, 340.
Chafarinas-Inseln II, 136.
Chaiber-Paß II, 373, 377.
Chajorra I, 639.
Chalchas-Mongolen II, 485.
Chalenes-Bay I, 198.
Chalil, El, II, 358.
Chalkis II, 40, 300.
Chalmers Port II, 610.
Chama I, 515.
Chamatari I, 314.
Chamounix-Thal II, 78.
Champa II, 542.
Champas II, 497, 499.
Champlain, le, I, 67.
Chanchamayu I, 328.
Chandernagor II, 151.
Changi-Thal I, 346.
Chanlá II, 311.
Chankai-Ebene II, 430.
Chanka-See II, 483.
Chapala, Lago de, I, 234.
Chapultepec Schloß I, 236.
Charente II, 52.
Charesmische Wüste II, 408.
Chargeh I, 502.
Charid, Wady, II, 370.
Charlotten-Insel, Kön., (Amerika) I, 14, 169, 171.
Charlottensund, Kön., I, 14.
Charolais, Mts., II, 53, 57.
Chartres II, 53.
Chartum I, 540, 552.
Chatam I, 373.
Chatanga II, 432.
la Chaux de Fonds II, 239.
Chaves, Sta. Anna de, I, 522.
Chavez I, 373.
Chavinello I, 327.
Cheje Numa I, 309.
Chelmos II, 43.
Cheneq el Melh I, 494.
Cher II, 52.
Cherbourg II, 54.
Cherokees I, 117.
Chesapeake-Bay I, 13.
Chetumal-Bucht I, 253.
„ Rio Hondo de, I, 253.
Cheviot-Gebirge II, 65.
Chewa II, 332.
Chiana II, 30.
Chiavari II, 27, 160.
Chib-ali II, 497.
Chicago I, 94.
Chichimequillo I, 246.
Chichimeken I, 218, 227.
Chickasaws I, 117.
Chico, Rio, I, 344.
Chiem-See II, 82.
Ile-aux-Chiens I, 189.
Chieti II, 166. [I, 208.
Chihuahua, Hochebene von, Chikala, Mt., I, 600.
Chikamabele I, 613.
Chile, Rep., I, 395.
Chiloe I, 301.
Chilpantzingo I, 244.
Chiltern-Hills II, 62.
Chimbo I, 374.
Chimborazo I, 314.
China II, 317, 463.
Chinchas-Inseln I, 388.
Chinchoxo I, 628.
Chinesen II, 431, 472, 549.
Chingan-Gebirge II, 318, 430, 483.
Chioggia II, 162.
Chipicani I, 309.
Chippewa I, 60.
Chippewan-Indianer I, 179.
Chiquihuite I, 235.
Chiquitos I, 394.
Chiusi II, 164.
Chiusi, See, II, 30.
Chiwa II, 319, 406, 408.
Choctaws I, 117.
Chodscha-Balkan II, 44, 46, 413.
Choland (Ferghana) II, 319, 412, 492.
Choland (Stadt) II, 412.
Cholomonda-Geb. II, 48.
Chond II, 377.
Chontales I, 265.
Choraffan II, 386
Christchurch II, 609.
Christiania II, 100, 103, 195.
Christiansand II, 193, 195
Christians-Fjord II, 104.
Christianshaab II, 616.
Christianstad II, 190.
Christiansund II, 103.
Christobal, S., de la Laguna I, 641.
Christoph, S., I, 296.
Chusistan II, 340 384.
Chuttes, des, R., I, 35.
Chydenius-Berg II, 622.
Cibao I, 289.
Cibuneys I, 279.
Cienfuegos, Bay, I, 281.
Cilly II, 250.
Cimbrische Halbinsel II, 99.
Cimone, Mte., II, 28, 30.
Cincinnati I, 93.
Cinder Cone I, 26.
Cinto, Mte., II, 36.
Cintra II, 121.
Cinzas, Mte. das, I, 646.
Ciporovica II, 44.
Circassier s. Tscherkessen.
Ciruelitas I, 273.
Cisa-Paß, la, II, 28.
Citlaltepetl, Pic, I, 207.
Civitá-Vecchia II, 165.
Clair Lake I, 56, 59.
Clara, Sta., Rio, I, 319.
Clarence-Bay I, 522.
Clarke, Paß, I, 51.
Clearwater I, 55. [55.
Clermont-en-Argonne II,
Cleveland I, 91.
Clintock, Mc., Cap, II, 625.
Cloud, Mc., I, 31.
Clyde, Busen von, II, 65.
Coango I, 625.
Coango-Luz I, 629.
Coanza I, 597, 625
Coaste-Castle, Cap, I, 515.
Coast-Range I, 22.
Cobecera del Mar I, 311.
Cobija I, 392.
Cobequid, Isthmus, I, 200.
Cobras, Ilha das I, 427.
Cochabamba I, 392.
Cochimas I, 218.
Cochinchina II, 151, 531.
Cod, Cap, I, 13.
Cölesyrien s. Bekáa.
Cöln II, 87.
Cofre de Perote I, 207, 239.
Cogon I, 508.
Coimbra II, 121.
Cotposa, Laguna de, I, 380.
Coirons, Mts. de, II, 57.
Colchis II, 397.
Col de Frejus II, 74.
Cold-Water-River I, 184.
Colebrooke I, 198.
Colfax I, 31.
Colima I, 207, 229, 231.
Colimeis I, 218.
Coll II, 68.
Colmar II, 83.
Colonsay II, 67.
Colon I, 367.
Colonna, Cap, II, 43.
Colorado-Plateau I, 19.
Colorado, Rio, I, 16, 266.
Colorado-Wüste I, 15 21.
Columbia, Ver. Staaten, I, 366.
Columbia-Strom I, 34.
Comanches I, 117, 212.
Comandu I, 227.
Comangillas, Aguas de, I, 246. [262.
Comayagua, Ebene v., I,
Comero, Mte., II, 28, 29.
Comino II, 36.
Commabio, See v., II, 25.
Committee's Punsch-Bowle
Como II, 161. [I, 51.
Como, Lago di, II, 24.
Comoren I, 643, 645.
Comorin, Cap, II, 507, 519.
Compaßberg I, 603.
Condamine II, 571.
Condroz II, 212.
Congo I, 455, 584, 596, 625, 627.
Congrehoy, Geb., I, 262.
Constantine I, 475, 476.
Constantinopel II, 302, 309.
Contas, Rio, I, 332.
Cooks-Archipel II, 600.
Cooks-Straße II, 608.
Cooktown II, 580.
Cooper II, 573.
Copan I, 263.
Corail, Ile de, II, 604.
Coras I, 218.
Corazon, El., I, 314.
Corcovado-Golf I, 308.
Corcovado I, 308.
Cordoba II, 20
Cordoba (Arg.) I, 406.
Cordoba-Gebirge I, 336.
Cornwall II, 61.
Cornwallis II, 619.
Coro I, 364.
Corrientes, Cap, I, 244.
Corrientes I, 339, 406.
Corsica II, 5, 36.
Cortes, Port, I, 263.
Costa, Cord. de la, I, 309.
Costarica, Plat. v., I, 205.
Costarica, Rep., I, 272.
Cosenza II, 168.
Coteaux des Prairies I 62.
Cote d'or II, 55.
Cotopaxi I, 314.
Cotswold-Hills II, 62.
Cotun I, 289.
Cour mayeur II, 78.
Cowitschan-Fluß I, 52.
Co-Yukon-Stämme I, 156.
Crater, Mt., I, 26.
Creeks I, 117.
Crees I, 179, 182.
Cremona II, 161.
Creolen I, 211, 215, 425.
Creux du Vent II, 77.
Crnagora II 42, 291.
Croaten II, 241, 255.
Croatien II, 257.
Croce, Mte., II, 330.
Croce, See v. Sta., II, 25.
Croix, St., Lac, I, 175.
Croß-Berg I, 352.
Ile à la Crosse, Ft., I,, 55.
La Crosse-See I, 55.
Crowneſt-Paß I, 51.
Crozet-Inseln II, 615.
Cruz, Sta. (Antillen), I, 295, II, 199.
Cruz, Sta., I, 319. [427.
Cruz, Sta. (Brasilien), I,
Cruz, Sta. (Austr.), II, 586.
Cruz, Cap, I, 281. [I, 337.
Cruz, Sta., de la Tierra,
Cruz, Rio de Sta., I, 344.
Cuba I, 275, 280, II, 136.
Cubilete I, 246.
Cuenca I, 374.
Cuenca (Hochebene) II, 13.
Cuesta de San Juan I, 205.
Cumaná I, 364.
Cumbres I, 240.
Cumbrian-Mts. II, 64.
Cundinamarca I, 316, 366.
Cunene I, 625. [371.
Curieuse I, 646.
Curzola II, 252.
Cunaquataya I, 283.
Cuzco I, 385.
Cuzco, Geb., I, 313.
Cuyeli, Rio, I, 344.
Cwm II, 63.
Cypern II, 5, 320, 322, 339.
Cyrenaica I, 482, 501.
Czernowitz II, 256.

D.

Dabbeh, El, I, 552.
Dachel I, 502.
Dacota I, 117.
Dadscho I, 537.
Dänemark II, 90, 99, 198.
Dänen II, 220.

Dänische Halbinsel II, 6.
Dänische Inseln II, 92.
Daghestan II, 395.
Dago II, 6.
Dahlak-Archipel I, 564.
Dahomeh I, 504, 520.
Dahra I, 460.
Dahura, Dschebel, II, 369.
Daka I, 614.
Dakar I, 505.
Dal II, 497.
Dal-Elf II, 103.
Dalmatien II, 41, 251, 252.
Dalmatische Inseln II, 5, 40.
Damara I, 602, 618, 630.
Damara-Land I, 617.
Damaskus II, 347, 354.
Dampier II, 590.
Damvo-Pik I, 562.
Dana I, 578.
Danákil I, 566, 574.
Danákil (Volk) I, 572.
Dandur I, 551.
Dang-gnoi s. Tonglin.
Dangra-jum-tscho II, 503.
Dang-kong II, 542.
Dang-trong II, 542.
Danzig II, 229.
Dapsang II, 499.
Darchan-Oola II, 485.
Dardanellenstraße II, 5, 40.
Darden II, 491, 497.
Dardistan II, 469, 494.
Dardschilling II, 506.
Dar-es-Salam I, 580.
Dar-fertit I, 562.
Darfur I, 491, 530, 536.
Darien, Canal v., I, 367.
Darien, Golf von, I, 300.
Darling II, 572.
Darling Downs II, 571.
Darro II, 21.
Dar Rúnga, s. Rúnga.
Darwin, Port, I, 580.
Daschk-i-Kiai II, 492.
Daschk-be-dar II, 374.
Daschur I, 549.
Dauphiné II, 56. [421.
Daurisches Alpenland II,
David, Cap St., II, 64.
Davids, St., I, 447.
Davis-Straße II, 618.
Dayaken II, 558.
Deafe-Bay I, 176.
Deafe River I, 176.
Deauville II, 54.
Debben-Ilm I, 461.
Deception-Island II, 614.
Dede Aghatsch II, 311.
Dee II, 66.
Deersee I, 54.
Dee-Strom II, 63.
Degas I, 569.
Deir, Ras el, I, 459.
Dekhan, Plateau, II, 320, 307, 317.
Delagoa-Bay I, 601.
Delaware I, 68.
Delaware-Bay I, 13.
Delawaren I, 117.
Delft II, 208.
Delgada, Punta I, 207, 642.
Delgado, Cap, I, 576, 598.
Delhi II, 51 I.
Dellys I, 475.
Delphi-Berg II, 43.
Demanda, Sierra de la, II,
Demavend II, 384. [18.
Dembea I, 568.
Dembo, Bahr-, I, 562.
Demerara s. Georgetown.
Dêné-dindjie I, 180.
Denekin-Kamen II, 117.
Denis, St. (Reunion), I,
Denka s. Dinka. [647.
Dewer I, 45.
Denek I, 576.
Derag, Ben, II, 66.
Deraie II, 371.
Derhumba I, 588.
Derneh I, 502.
Derr I, 551.
Desaguadero, Rio, I, 390.
Los Desiertos de Lipez, I,
Désirade I, 295. [391.
Desolation-Land I, 350.
Despeñaperro II, 20.
Despoblados I, 309, 311.
Despoto-Dagh II, 47.
Desterro, Sao, I, 431.
Detroit I, 92.
Detroit-Fluß I, 59.
Deutsche II, 258, 306.
Deutsches Reich II, 215 ff.
Devils Gate I, 46.
Devol-Fluß II, 42.
Dordrecht II, 208.
Dhaulagiri II, 505.
Dhor el Chadib II, 349.
Dhupgarh II, 518.
Diablo, Mte., I, 25.
Diablo, Serra del Mte. de, s. Coast Range.
Diala II, 343
Diamantino I, 431.
Diamba-Gebirge I, 627.
Diamond-Pick I, 34.
Dianenpik I, 450.
Diangirte I, 509.
Diangunte I, 509.
Djankhe I, 555.
Diarbekr II, 323, 339.
Dibong II, 502, 515.
Dibull, Porta, I, 318.
Didschleh s. Tigris.
Diebe-Inseln II, 596.
Diego, St., I, 227.
Djellabu I, 536.
Dilli II, 561.
Dilolo-See I, 597, 614.
Dimeschk s. Damaskus.
Dinara-Gebirge II, 41.
Dinarische Alpen II, 97.
Dingira I, 508.
Dinka I, 541, 555.
Djós II, 351.
Dirhem-Tagh II, 404.
Disco-Bai II, 616.
Disco-Insel II, 616.
Diu II, 120.
Djuldu I, 430.
Djur-Fluß I, 558.
Diveria II, 76.
Dividing-Range II, 591.
Dnjepr II, 110.
Dnjestr II, 39, 97, 110.
Dobra II, 37.
Dobrol-Paß II, 46.
Dobruca II, 47.
Doce, Rio, I, 332.
Docto, el, I, 207.
Dodabetta II, 519.
Döden II, 410.
Dö-kara II, 407, 409.
Dogene I, 498.
Dogra II, 497.
Dogthol II, 501.
Doko I, 635.
Dollschintanen II, 259.
Dollart II, 6, 90.
Dolomitgebirge II, 78.
Doloo I, 532.
Dom II, 522.
Domea II, 542.
Domingo, San, I, 288, 291.
Dominguillo-Schlucht I,
Dominica I, 296. [205.
Domundu I, 562.
Don II, 110.
Donau II, 37.
Donéz II, 110.
Dong-Nai II, 541.
Dongola I, 552.
Donhol I, 508.
Donnersberg II, 83.
Donner-See I, 31.
Donon II, 84.
Dor s. Bongo.
Dora Baltea II, 25.
Dordogne II, 51.
Doru Riparia II, 74.
Dore, Mt., II, 58.
Doreh II, 599.
Dota-Geb. I, 272.
Dougherty II, 615.
Dourdon II, 57.
Dovre-Fjeld II, 102.
Draa I, 462.
Draa, Oase des Wad, I,
Drachenfels II, 87. [485.
Dragones I, 337.
Draken-Berge I, 602, 606.
Drau II, 37, 73.
Dravida II, 521, 524.
Dreisam II, 85.
Drenkova II, 37.
Dresden II, 230.
Drin II, 41.
Drina II, 42.
Drohobycz II, 256.
Drottningholm II, 193.
Drusen II, 351.
Djatsang-See II, 424, 490.
Dschadin II, 332.
Dschalawan II, 375.
Dschamalari II, 506.
Dschambo-Duty II, 518.
Dschamu II, 495.
Dschahmunah II, 511.
Dschang Rindschinthangla II, 503.
Dschats II, 508, 522.
Dschauf II, 369.
Dschebelaba I, 459.
Dscheib, Wady eb, II, 360.
Dscheihun s. Amu-Derja.
Dscheineh II, 356.
Dschelalabad II, 377.
Dschenne I, 524.
Dscherba I, 481.
Dschesairi Bahri Sefid, Vilajet, II, 329.
Dschésireh, El, II, 340.
Dschésireh Sennaar I, 552.
Tschidda II, 367.
Dschidschelli I, 475.
Dschihan II, 323.
Dschilolo II, 561.
Dschilpa II, 518.
Dschohur II, 545.
Dscholdscholarta II, 555.
Dscholliba I, 523.
Dschuba-Strom I, 576.
Dschudi-Dschebel II, 338.
Dschurdschura I, 460.
Dschui, El, 492.
Djungarei II, 482.
Dubnitza II, 47.
Dümmer-See II, 92.
Düna II, 113.
Duero II, 14, 18.
Düsseldorf II, 230.
Dufilé I, 563, 592.
Duketown I, 522.
Dulce, Golfo, I, 204, 255.
Dumar II, 354.
Dundee II, 181.
Dunedin II, 609.
Dunvegan, Plateau, I, 56.
Duquesne, Fort, I, 92.
Durance II, 56.
Durani II, 377.
Dutoit-Pan I, 609.
Dwiná II, 116.
Dychtau II, 395.
Dyghur-Jelden II, 108.
Dyn-juan-jin II, 488.
Dzumaja II, 47.

E.

Eagle, See, I, 37.
East Anglican-Hills II, 62.
East, Cap, II, 588.
East-London I, 604.
Eau-Claire I, 174.
Ebal I, 357.
Eba-Stamm I, 521.
Ebna, El, II, 369.
Ebro II, 13.
Echo Cañon I, 46.
Ecuador, Rep., I, 372.
Edam II, 208.
Edd, Busen von, I, 568.
Eden II, 349.
Edge-Land II, 621.
Edinburg II, 65, 69, 181.
Edirne s. Adrianopel.
Edoagh, El, I, 475.
Edwards-Eiland, Prinz, I, 13, 200 ff.
Eger II, 94.
Egmont, Mt., II, 610.
Eifel-Gebirge II, 84.
Eigg II, 67.
Eimeo II, 602.
Eisak-Thal II, 74.
Eisernes Thor II, 37, 38, 46.
Eisfjord II, 621.
Eismeer, nördliches, II, 7.
Elato II, 43.
Elatea II, 43.
Elba II, 36.
Elbe II, 89, 93.
Elberfeld II, 230.
Elboeuf II, 54.
Elbrus II, 395.
Elburs-Gebirge II, 384.
Elendja-Wasserfall I, 634.
Elephantine, Insel, I, 550.
Elfenbeinküste s. a. Zahnküste I, 504, 510.
Elias-Berg II, 43, 47.
Elias, Mt., I, 51.
Elis II, 300.
Elizabeth, Port, I, 603.
Elk-Mts. I, 46.
Ellice-Inseln II, 566, 597.
Ellis-Bay I, 189. [600.
Elmina I, 515.
Elsaß II, 83.
Elsaß, Belchen v., II, 84.
Elster II, 94.
Elstergebirge II, 94.
Eltsch II, 491.
Embarcadero, Canto del, I,
Embomma I, 627. [281.
Emigrant, Cap, I, 31.
Emilia II, 162.
Emineh, Cap, II, 46.

Ems II, 89.
Enara-See II, 114.
Enarea I, 567.
Enderby-Insel II, 615.
Eneffluß I, 328.
Engadin II, 79.
England II, 61.
Englisch. Cannel ſ. Aermel-Canal.
Engürich ſ. Angora.
Enkhuizen II, 208.
Ennedi I, 502.
Enns II, 73.
Entrecaſteaux II, 590.
Entre Douro e Minho II, 17.
Enzeli II, 388.
Enzithal II, 85.
Epinal II, 55.
Epiphania II, 347.
Epirus II, 42.
Epomeo II, 35.
Erân, Plateau, II, 319. 372.
Eranier II, 391.
Erbeskopf II, 84.
Erdſchas-Dagh II, 323.
Erebus II, 615.
Erg, El, 490.
Ergent II, 42.
Erie, See, I, 59.
Eriwan II, 333. 390.
Erkauit-Geb. I, 565.
Erkeneh II, 47.
Erſirum ſ. Erzerum.
Erézari II, 404.
Ertib I, 492.
Eryri II, 61.
Erzerum II, 332.
Erzerum, Plateau, II, 333.
Erzgebirge II, 91.
Escalante, Sierra, I, 47.
Eſch-Scham ſ. Damaskus.
Escuda, Rio, I, 273.
Esdrelon II, 356.
Eski-Dzumaja II, 311.
Eskimos I, 10. 158. 179. II, 616. 619.
Eskimo-Canal I, 176.
Eskimo-See I, 176.
Espinhaço, Serra do, I, 332.
Esmeralda I, 323.
Esmeraldas I, 373.
Esparta, Nueva, I, 364.
l'Esperon, Mt., II, 57.
Espino-Ebene I, 262.
l'Espinouſe, Mts., II, 57.
Espuelas, Sierra, I, 209.
Esquitlan, Rio, I, 234.
Es-Sebkah II, 360.
Eſſequibo I, 436.
Eſthen II, 273.
Eſthland II, 114.
Eſtrella, Sierra da, II, 18.
Eſtremadura II, 19. 120.
Etambe I, 633.
Etampes II, 53.
Eternity, Cap, I, 190.
Eton II, 180.
Etretat II, 54.
Etropol-Ballan II, 46.
Etruskiſcher Apennin II, 28.
Etſch II, 23. 73.
Etſchmiadzin II, 333.
Euganei, Mti., II, 25.
Eulengebirge II, 95.
Euphrat II, 319. 322. 330.
Eure II, 53. 55. [341.
Europa II, 1 ff.
Eurotas-Thal II, 43.
Euskaldunak II, 130.
Euſtatius, S., I, 295.
Evan, Paß, I, 46.
Everest, Mt., II, 505.
Everglades I, 71.
Evripo II, 40. 43. 300.
„ Canal. II, 40.
Eweawo I, 520.
Ewe-Gebiet I, 519.
Eyiniwok I, 180.
Eyre, See, II, 569. 573.

F.

Faemund II, 103.
Fairweather, Mt., I, 51.
Falaſchas I, 573.
Falkat I, 565.
Falklands-Inſeln I, 300.
Falſche Bay I, 603. [355.
Falſter II, 109.
Faltengebirge II, 94.
Falterona, Mte., II, 28.
Falun II, 103.
Fair I, 632.
Fantis I, 494. 515. 518.
Faráfrah I, 502.
Farlane, Mt., I, 176.
Faro II, 120.
Faröer-Inſel II, 7. 69. 202.
Farſiſtan II, 384.
Faſcher I, 537.
Faſchoda I, 551.
Faſſathal II, 78.
Fatiko I, 563.
Fatuhiva II, 604.
Faucille, Mts. de la, II, 55.
Fauresmith I, 609.
Fayal I, 642.
Fayûm I, 540.
Fazol I, 540.
Fé, Santa, (Arg.) I, 406.
Fé, Sta., (Mexico) I, 16.
Fé, Sta., de Bogotá, I, 316. 366.
Fear, Cap, I, 13.
Feiran II, 364.
Feldberg II, 85. 87.
Feldkirch II, 248.
Fellahin II, 361. 542.
Fellatah-Staaten I, 504.
„ -Stämme ſ. Fulah.
Felſenfluß I, 174.
Ferghana II, 412. 492.
Fernando, S., de Atabapo, I, 323. [447. 448.
Fernando de Noronha I,
Fernando Po, II, 136. 510.
„ Vaz, I, 632. [522.
Ferraria II, 162. 163.
Ferwyn-Berge II, 63.
Fetiche, Pointe, I, 633.
Fetuhu II, 604.
Fetuhuka II, 604.
Feuerländer I, 354.
Feuerland II, 350. 614.
Fez I, 465.
Ffons I, 521.
Fichtelgebirge II, 94.
Fidſcheh, El, II, 354.
Fidſchi-Inſeln ſ. Viti-J.
Figig-Oaſen I, 463.
Fingalshöhle II, 67.
Finisterre II, 52.
Finnen II, 272. 273.
Finniſcher Meerbuſen II, 6.
Finn. Seenplatte II, 114.
Finnland II, 114. 266. 272.
Fiogo II, 436.
Firchole, Fluß, I, 49.
Firth of Forth II, 63.
Fiſchfluß, gr., I, 56.
Fittri I, 535.
Fiumalbo-Paß II, 28.
Fiume II, 97. 257. 263.
Fjelder II, 101.
Flandern II, 209.
Flatheads I, 117.
Flügely, Cap, II, 625.
Flinders-Range II, 571.
Florenz II, 28. 163.
Flores (Inſel) II, 560.
Flores (Stadt) I, 255.
Florida I, 14. 71.
Flothok-hills II, 64.
Foga-Thal I, 526.
Foggia II, 168.
Fokſchani II, 297.
Fokumba I, 508.
Fon-dagh-Kette II, 410.
Fonſeca-Bay I, 204. 262.
Fontainebleau II, 53.
For I, 537.
Forbes, Mt., I, 51.
Forez, Mts. du, II, 53. 57.
Forli II, 162.
Formentera II, 21.
Formoſa II, 317. 467. 478.
Forth II, 63. 65.
Foweira I, 563.
Fota I, 563.
Foveaux-Straße II, 608.
Fox-Bay I, 189.
France, Ile de, I, 647.
Francisca, Donha, I, 427.
Francisco-Correſt I, 19.
Francisco, Mt., I, 19.
Francisco, S., I, 24. 95.
Francisco, Rio S., I, 304. 332. [132.
Francos, Sierra de, II.
Fränkiſcher Jura II, 81.
Frankenwald II, 88.
Frankfurt a. M., II, 228.
Frankreich II, 49. 137.
Franzensbad II, 254.
Franzöſiſche Inſeln II, 591.
Franzoſen II, 137. 220.
Fraſer's Lake I, 167.
Fraſer-R. I, 35. 167.
Fray Bentos I, 413.
Fredericton I, 198.
Freetown I, 510. 511.
Frei-Kaffirland I, 605.
Frémonts-Pik I, 48.
Freſno-Fluß I, 30.
Freundſchafts-Inſeln ſ. Tonga.
Fria, Sierra, I, 208.
Friaul II, 162.
Friauler II, 241.
Fridericia II, 201.
Friedrichsthal II, 616.
Friedensfluß I, 55.
Frieſen II, 205.
Frieſiſcher Archipel II, 90.
Friesland II, 91.
Frio, Rio, I, 270.
Friſcher Haff, II, 92.
Froward, Cap, I, 352.
Fuchs-Inſeln I, 14.
Fuego, Tierra del, I, 354.
Fuego, Vulc. del, I, 258.
Fünen II, 199.
Fuerteventura I, 637.
Fuerza, La, I, 285.
Fuga I, 578.
Fu-hian II, 478.
Fukien II, 469.
Fulah-Stämme I, 456. 503.
Funchal I, 641. [507.
Fundy-Bay I, 198.
Fung-huang II, 483.
Fur I, 537.
Furat II, 330.
Furnus, Val da, I, 642.
Fuſi-yama II, 456.
Futa-Dſchiallon I, 507.
Fu-tſcheu II, 466.

G.

Gaberi-Gebiet I, 533.
Gabes, Golf von, I, 458.
Gablong II, 254.
Gabrovo II, 44. 46. 311.
Gabun I, 629.
Gabun-Niederlaſſungen II, 151.
Gadda I, 560.
Gaddi II, 499.
Gaffa I, 481.
Gaeta II, 167.
Gaeta, Buſen von, II, 23.
Gairdner-See II, 573.
Galápagos-Inſeln I, 373.
Galaz II, 296.
Galeros I, 321.
Galiläa II, 356.
Galicien II, 17.
Galizien II, 93. 255.
Galizier II, 127.
Galla I, 541. 572.
Gallaküſte I, 576.
Gallatin, Fork, I, 50.
Gallejos, Rio, I, 344.
Gallinas I, 512.
Gallipoli II, 40. 311.
Gallois I, 633.
Galvez I, 329.
Gambia I, 503. 510.
Gambier-Inſeln II, 604.
Gamergu I, 532.
Gami-Sankar II, 505.
Gando I, 524. 525.
Ganga ſ. Ganges.
Gangdis-ri II, 503.
Ganges-Fluß II, 507.
Ganges-Ebene II, 510.
Gangi II, 35.
Ganscha II, 399.
Gap II, 519.
Garda-See II, 24.
Gardiner, R., I, 48.
Garet, Dſchebel, I, 459.
Garfagnana-Thal II, 28
Gargunſa II, 501.
Garigliano II, 33.
Garizim II, 357.
Garmâba II, 379.
Garmſel II, 379.
Garo II, 515. 517.
Garonne II, 15. 49. 51.
Garrigues, Mts., II, 57.
Garry, Ft., I, 181.
Garry-Thal II, 66.
Garry-Kendall-Inſeln I, 174.
Gartok II, 501.
Gascogne II, 51. 571.
Gaſtein II, 248.
Sierra de Gata II, 18.
Gats Rand I, 611.
Gavarnie II, 16.
Gazellenfluß I, 532. 541.
Gazza ſ. Ghazzeh.
Gedik-Tſchai I, 323.
Geelvinkbai II, 590.
Gefährliche Inſeln II, 604.
Geeſte II, 103.
Geiersberg II, 87.
Gelbes Meer II, 318.

Gelma I, 476.
Genezareth-See II, 320.
Genf II, 238.
Genfer-See II, 73, 81.
Gennargentú, Mte., II, 36.
Gent II, 214.
Genua II, 160.
Genua, Golf von, II, 23.
Georges, St., I, 417.
Georgetown I, 436, 449.
Georgia-Inseln I, 301.
Georgien II, 395, 397.
Süd-Georgien II, 614.
Georgier II, 397.
Georgiewsk II, 393.
Georgs-Arm, St., II, 39.
Georgs-Canal, St., II, 61.
Geraes, Minas, I, 331.
Geral, Serra, I, 332.
Gerara, El, I, 490, 495.
Gerlsdorfer Spitze II, 96.
Germanen II, 10, 216.
Germanische Tiefebene II, Gerona II, 14. [88.
Gex I, 422.
Gesellschafts-Inseln s. Societäts-Inseln.
Gesenke II, 95.
Gevaudan II, 57.
Gewürz-Inseln II, 561.
Geylum I, 346.
Ghadames I, 496.
Ghail II, 370.
Ghanzi II, 377.
Gharbi, Tschebel el, II, 346.
Ghardaja I, 490, 495.
Ghasal, Bahr-el-, s. Gazellenfluß.
Ghasni II, 376.
Ghaté II, 507.
Ghazzeh II, 356.
Ghilan II, 384, 389.
Ghildschi-Afghanen II, 377.
Gholab Singhs s. Kaschmir.
Ghôr, El, II, 346, 353.
Ghur-Gebirge II, 377.
Ghuta, El, II, 354.
Ghuweir II, 359.
Gia-dinh II, 541.
Giannutri II, 36.
Gibb, Insel, I, 176.
Gibraltar II, 3, 21, 126.
Gidi I, 492.
Giganta, Pic de, I, 225.
Giglio II, 36.
Gila, Rio, I, 16.
Gilbert-Archipel II, 566.
Gilberts-Inseln II, 593.
Gilead II, 360. [594.
Gilgit II, 495, 496.
Giljaken II, 431.
Ginevra-Bucht II, 621.
Giovju-Becken II, 46.
Gipps Land II, 580.
Girgenti II, 169.
Girin II, 482.
Gironde II, 51.
Giurgewo II, 296.
Gizeh, Pyramiden, I, 549.
Glasgow II, 65, 181.
Glatzer Bergland II, 94.
Gnari-Khorsum II, 501.
Goa II, 120, 519.
Goar I, 186.
Goakoran, Rio, I, 262.
Goat, Island, I, 60.
Gobi, Wüste, II, 317, 480.
Godawari II, 520. [485.
Godhavn II, 616.
Godscham I, 567, 568.
Godthaab II, 616.
Göklen II, 464.
Gök-Tepe II, 47.
Görz II, 250.
Goich, Tschebel, II, 364.
Götakanal II, 191.
Götaland II, 183.
Göteborg II, 183, 193.
Göttergarten I, 45.
Goktscha-See II, 334.
Golo I, 562.
Goldenes Horn II, 310.
Goldküste I, 504, 515, 516.
Gold Run I, 31.
Golea, El, I, 490, 495.
Golfstrom I, 7, 447.
Golfstrom-Inseln II, 624.
Golodnaja-Step II, 415.
Golubac II, 37.
Gomera I, 637.
Gonave, Bucht, I, 289.
Gondar I, 571.
Gondokoró I, 562.
Gonds II, 518.
Gongas I, 572.
Goose Creek, Mts., I, 39.
Goose Lake I, 37.
Gordo, Cerro, I, 207.
Gordschik-Göl II, 323.
Gorée I, 505.
Gotland II, 6, 92.
Gotscha-Paß II, 332.
Gotthard-Paß, St., II, 74.
Gottland II, 100. [75.
Gottsche II, 241, 250.
Gourla-Wirbel II, 340.
Goulburn II, 573.
Govens, Cap St., II, 64.
Goyaz I, 331.
Gozzo II, 36.
Gracias a dios, Cap, I, 261.
Gradiska II, 250.
Graham-Island I, 171.
Grahamland II, 614.
Grammos-Geb. II, 42.
Grampian-Geb. II, 65, 570.
Granada II, 126, 134, 270.
Granáda, Thal, II, 20.
Grande del Norte, Rio, I, 210.
Grande do Sul, Rio, I, 337.
Grande Rio I, 15, 44, 339.
Grandin, Rivière, I, 175.
Grandin, Lac, I, 175.
Grand Island I, 60.
Grand Port I, 647.
Gran Sasso d'Italia II, 29.
Grant-Land II, 619.
Graz II, 250.
Greben-Defilés II, 37.
Greco, Torre del, II, 167.
Gredos, Sierra de, II, 18.
Green Lake I, 55.
Greenock II, 181.
Green R., I, 46.
Greemrich II, 180.
Grenada I, 296.
Greytown I, 266.
Griechen II, 241, 275, 298, 305, 327.
Griechenland II, 40, 297.
Grinnels-Land II, 618.
Gripsholm II, 193.
Griqua-Land I, 601, 609.
Grisnez, Cap, II, 85.
Groix, Ile de, II, 52.
Grönland I, 6, II, 615, 623.
Groningen II, 208.
Großbritannien II, 170 ff.
Groß-Russen II, 241, 267.
Groß-Rußland II, 114.
Große Seen I, 59.
Grünes Gebirge I, 501.
Grusien II, 395, 397.
Guacanayabo, Golf v., I,
Guadalaviar II, 13, [281.
Guadalazara I, 232.
Guadaloupe-Mts., I, 15.
Guadalquivir II, 14, [19.
Guadalupe, Sierra de, II,
Guadarrama, Sierra de, II, 19.
Guadeloupe II, 151, 246, 295.
Guadelupe-Paß I, 208.
Guadiána II, 14.
Guajan II, 596.
Gualan I, 256.
Guam II, 596.
Guamain-Geb. I, 315.
Guanape-Inseln I, 888.
Guanajuato I, 234, 240.
Guanajuato, Bramidos v., I, 247.
Guanchen I, 641.
Guaniguanico I, 283.
Guantanamo, Bay, I, 281.
Guapore I, 339.
Guapré-Itenes I, 327.
Guaranda I, 374.
Guaranis I, 393.
Guardafui, Cap, I, 575.
Guárico I, 364.
Guatemala I, 254.
Guaviare Rio I, 321, 323.
Guay I, 613, 614.
Guayana I, 364.
Guayaquil I, 373.
„ Golf I, 301.
Guaycuras I, 218.
Guaycurús I, 422.
Gudbrandsdal II, 103.
Guderu I, 567.
Gudjba I, 532.
Gudschar II, 522
Gudscherat II, 510.
Gueber II, 392.
Guernesey II, 53.
Guiena s. Amazonas.
Guinea, Golf v., I, 453.
Guinea-Küste I, 510.
Guinea-Länder I, 622.
Guienne II, 51.
Guiolle, la II, 58.
Guipuzcoa-Geb. II, 17.
Gulong-figong-Geb. II,
Gundawa II, 374, 375, [533.
Gunza II, 495.
Gurágue I, 572.
Gurbu-Raidschi-Kette II,
Gurien II, 397. [502.
Gurmsir II, 379.
Gurtuk II, 340.
Guyana I, 435.
Guyana, Französ. II, 151.
Gyne II, 537.
Gwala II, 522.

H.

Haag II, 208.
Haarlem II, 208.
Haarlemer Meer II, 91.
Haarfagrebaugen II, 623.
Habab I, 565, 566.
Habana, S. Cristobal de la, I, 284.
Habana, Bay, I, 281.
Habermann, Cap, II, 625
Habesch s. Abessinien.
Hacha, Rio de la, I, 318.
Hadars I, 478.
Hadhra II, 370.
Hadramauth II, 362, 369.
Hadschr, El, II, 362.
Hämus s. Balkan.
Hafun, Cap, I, 576.
Hagion Oros II, 40.
Hague, Cap de la, II, 54.
Haidarabad II, 510, 528.
Haiduken II, 260.
Hail II, 371.
El Haime II, 369.
Hainan II, 467, 477.
Hakhari II, 338.
Hakhiari II, 337.
Hakodadi II, 436, 455.
Hakoni-Gebirge II, 457.
Halas II, 546.
Halanin I, 553.
Haleb II, 347, 355.
Halifax I, 202.
Hall-Becken II, 618.
Hallula-See I, 475.
Halmaherra II, 561.
Hama-Berge I, 626.
Hamadan II, 384.
Hamah II, 347, 355.
Hamamat I, 550.
Hambo I, 627.
Hamburg II, 92, 228.
Hamburghafen II, 614.
Hamilton I, 447.
Hamilton-Fjord I, 183.
Hammedich I, 553.
Hammerfest II, 103.
Hammods I, 71.
Hamun-Sumpf II, 374, 380.
Hanaken II, 255.
Han-Kang II, 460.
Hank-hau II, 466.
Ha-noi II, 542.
Hannover II, 230.
Harafura II, 561.
Haramy, Tschebel, II, 369.
Harar I, 575.
Hardanger-Fjord II, 100.
Harlingen II, 208.
Haro-Archipel I, 169.
Harraz, Tschebel, II, 369.
Harrysmith I, 607.
Hartfell II, 65.
Hart-Gebirge II, 84.
Harudsch-Gebirge II, 484.
Harz II, 88.
Hasbani, Nahr, II, 359.
Hassa, El, II, 362.
Hatteras, Cap, I, 13.
Hauran, Tschebel, II, 347
Haussa I, 524. [356.
Haute Loire II, 57.
Hawai-Inseln II, 566, 597, 605, 606.
Hawäsch I, 567.
Hawke-Bai II, 599.
Hayti I, 275, 288.
Hazm II, 370.
Hazret-i-Turkestan II, 413.
Heard-Insel II, 615.
Hebran, Wady, II, 304.
Hebriden, Neue, II, 586, 591.
Hebriden II, 6, 57.
Hebron in Labrador I, 186.
Hebron in S.-Afrika I, 609.
Hebron s. El Chalil.
Hedschas, El, II, 362, 366.
Hegyallya-Geb. II, 96.
Heidelberg II, 86.
Heideranly-Kurden II, 337.

Hekla II, 108.
St. Helena I, 447. 450.
St. Helena, Mt., I, 85.
Helder II, 208.
Helgoland II, 91.
Helikon II, 43.
Heliopolis II, 353.
Helle-Sund II, 621.
Hellenen II, 298.
Hellwald-Berg II, 622.
Hellwald-Insel II, 624.
Helsingfors II, 272.
Helsingör II, 201.
Henderson, See, I, 67.
Hennegau II, 210.
Henry, Cap, I, 13.
Herat II, 377.
Herault II, 56.
Hercegówina II, 41.
Hergens-Inseln II, 605.
Heri-Rud II, 377.
Hermannsstadt II, 263.
Hermon, Großer, II, 347.
Hermupolis II, 300.
Hertoschi II, 337.
Hervey, Archipel, II, 597.
Herzogenhorn II, 85. [601.
Hesareh II, 377.
He-schui II, 483.
Hesbain II, 213.
Hesklalherriak II, 190.
Hessisches Bergland II, 87.
Hiamen II, 466.
Hiaquis I, 218.
Hiau II, 604.
Hibenische Inseln II, 591.
Hien II, 512.
Hierro I, 637.
Hilleh II, 345.
Hilmend II, 374. 380.
Hilo II, 607.
Himalaya II, 318. 320. 488. 494. 504.
Himmelsgebirge s. Tian-Schan.
Hindeloopen II, 208.
Hindis I, 581.
Hindu II, 506. 508. 521.
Hindu-kuh II, 319. 373. 377. 489. 492.
Hinlopen-Straße II, 621.
Hinterindische Halbinsel II, 320. 530 ff.
Hiogo (Fiogo) II, 436. 458.
Hispaniola I, 288.
Hissar, Oase, II, 408.
Hissar-Geb. II, 492.
Hiwa-Da II, 604.
Hoang-ho II, 318. 468.
Hobarttown II, 585.
Hochasien II, 488. f.
Hoch-Frankreich II, 51.
Hochstetter-Gletscher II, [622.
Hochwald II, 84.
Hodeida II, 367.
Hodh, El, I, 492.
Hodna-Plateau I, 460.
Hoffnungs-Inseln II, 621.
Hogolu II, 595.
Hokitika II, 609.
Holland II, 90. 204.
Holland, Cap, I, 352.
Holländer II, 205.
Holländ. Colonialreich II.
Holstein II, 90. [551.
Hombori-Geb. I, 527.
Homburg II, 87.
Homs II, 347. 355.
Hondjo II, 455.
Honduras I, 205. 261 ff.
Honduras-Bay I, 204.
Honey, See, I, 37.
Hong-kiang II, 532. 542.
Hongkong II, 467. 477.
Honolulu II, 607.
Honschiu (Nippon) II, 435.
Hood, Mt., I, 35.
Hood's Island II, 605.
Hooker, Mt., I, 51.
Hoorn II, 208.
Hopedale I, 186.
Hopetown I, 609.
Horaken II, 255.
Hormakly-Kurden II, 337.
Hormus-Straße II, 371.
Horn, Cap, I, 31.
Hornlegrinden II, 85.
Hornsund II, 621.
Hottentotten I, 455. 604. 617. 618. 621.
Howakil, Busen v., I, 568.
Howak I, 456. 645.
Huahine II, 602.
Huallaga I, 325. 327. 328.
Huallatiri I, 309.
Huanaco I, 313.
Huanillo, Punta, I, 388.
Huancabamba I, 329.
Huatany I, 385.
Hudson I, 67.
Hudsons-Bay I, 12.
Hudsonsbay-Länder I, 173.
Hue II, 512.
Hufeisenfall I, 61.
Hugly II, 513.
Hu-kung II, 533.
Huleh, El, II, 359.
Humber-Busen II, 62.
Humboldt-Gletscher II, [618.
Humboldt, R., I, 38.
Humuya, Rio, I, 262.
Hu-nan II, 471. 479.
Hundefluß I, 175.
Hundsgrotte II, 35.
Hundsschlüpfe II, 73.
Hunsrück II, 84.
Hurdes-Thal II, 132.
Hurka II, 482.
Huronen-See, I, 59.
Hursi I, 538.
Hurtaw, Pik, I, 568.
Huskvarna II, 190.
Hutschen II, 490.
Huzulen II, 256.
Hydra II, 300.
Hymettos II, 43.

J.

Jaar II, 212.
Jabbok II, 359.
Jabkan-Fluß II, 487.
Jablonoi-Geb. II, 317. 421.
Jablunka-Paß II, 96.
Jackson, Port, II, 581.
Jacques-Eiland I, 352.
Jade II, 90.
Jafa II, 356.
San Jago I, 281.
Jaila-Geb. II, 112.
Jakugiren II, 422.
Jakun II, 516.
Jakuten II, 316. 422. 432.
Jakutsk II, 421. 432. [433.
Jalapa I, 238. 243. 244.
Jaluterowsk II, 422.
Jamaica I, 275. 287.
James Peak I, 45.
Jamestown I, 450.
Jamina I, 509.
Jana II, 432.
Janina II, 42. 303. 311.
Jangela I, 628.
Jang-Ramtscho-See II.
Jan Mayen II, 621. [503.
Jaurú I, 339.
Jantra II, 44.
Jany-See II, 409.
Japan II, 316. 435. 439.
Japanisches Meer II, 316.
Jappe s. Jafa.
Jaquis-Indianer I, 227.
Jardines del Rey y de la Reyna I, 282.
Jarkand II, 491.
Jarkand-Fluß II, 499.
Jarriba I, 520.
Jassy II, 297.
Jastebar-Planina II, 42.
Java II, 321. 547. 553.
Javanen II, 554.
Javor Golja Planina II, 42.
Jazygier II, 260.
Ibar II, 42.
Ibarra I, 315.
Iberer II, 128.
Iberische Halbinsel II, 12 ff.
Ibiza II, 21.
Ibrahim, Nahr, II, 351.
Ibrahim-Pascha-See I.
Ibrahimpha II, 563. [563.
Icas I, 218.
Ichtiman II, 48.
Ida (Afrika) I, 562.
Ida (Asien) II, 323.
Idarwald II, 84.
Jedo s. Tokio.
Jefferson I, 50.
S. Ignacio I, 225.
Jekaterinburg II, 422. 425.
Jeker II, 212.
Jelisawetpol II, 399.
Jellala-Fälle I, 627.
Jelung II, 504.
Jenitschehr II, 311.
Jenissei II, 315. 317. 421.
Jenisseisk II, 421. 427. [427.
Jeni-Urgentsch II, 408.
Jerez II, 20.
Jericho II, 359.
Jersey II, 53.
Jerusalem II, 357.
Jeschil-Irmak II, 323.
Jesus Maria, Cerro I, 209.
Igidi s. Gidi.
Iglau II, 254.
Ignon II, 55.
Ihelum II, 507.
Ihelum-Fluß II, 496.
Ijpe-See I, 578.
Jitschin II, 254.
Jivarros I, 377.
Jiwa la Singa I, 593.
Ikaratsark I, 176.
Ike-Aral-Noor II, 486.
Ildighis II, 415.
Ile de la Société de Géographie I, 176.
Ili (Fluß) II, 416. 482.
Ili (Land) II, 489.
Ilimani I, 309. 391.
Iliniza I, 314.
Ili-Strom II, 489.
Ill II, 83.
Illampu I, 309.
Iller II, 82.
Illinois I, 63.
Illyrien II, 250.
Illyrische Halbinsel II, 37 ff.
Ilmen-See II, 114.
Imatra II, 115.
Imeretien II, 395. 298.
Imerina-Ebene I, 644.
Imorschach s. Tuareg.
Imoschagh s. Tuareg.
Inca-Indianer I, 394.
Indianer I, 9. 116. 178. 211.
Indian. Terr., I, 121.
Indigirka II, 421. 432.
Indisch-persisches Grenzgebiet II, 373. [510.
Indische Wüste (Thar) II,
Indogermanisch s. Arisch.
Indre II, 52.
Indus-Thal II, 494.
Indus II, 505. 507.
Inengas I, 633.
Ines-Eiland I, 352.
Ingelete-Indianer I, 156.
Ingermannland II, 114.
Ingleborrough-Hill II, 64.
Ingur II, 395.
Inhambane I, 612.
Inhampura-Sümpfe I, 612.
Initial Point I, 223.
Inn II, 73. 82.
Innsbruck II, 248.
In-Salah I, 435.
Inschan-Geb. II, 487.
Inseln, über und unter dem Winde I, 276.
Inselsberg II, 88.
Intinde I, 629.
Intyre Mc., Mt., I, 68.
Invercargill II, 609.
Inverneß-Straße v., II, 66.
Inyatin I, 613.
Joannina II, 311.
S. Joaquin I, 23.
S. „ Ebene, I, 24.
St. John I, 198.
St. John II, 199
St. Johnfluß I, 56. 198.
S. Johns, Mt., I, 24.
Jokohama II, 436. 449. 456.
Jona II, 67.
Jonische Inseln II, 5. 40.
Jonisches Meer II, 23.
Jönköping II, 103. 105. 190.
Jordan II, 320. 346. 359.
Joruba I, 520.
San José I, 228.
San José del Cabo I, 225.
Jotunfjelde II, 102.
Ipek II, 42.
Irak-Adschemi II, 383
Irak-Arabi II, 340.
Iramba I, 588.
Irangara I, 592.
Irapuato I, 235.
Irawaddy II, 320. 531.
Irayas II, 550.
Irazú I, 272.
Iremel II, 118.
Iren-Chabirgan-Geb. II, [423.
Irharhar I, 486.
Iri-Thal II, 43.
Irkutsk II, 421. 428.
Irland II, 61. 68. 170 ff.
Irland (S.-Amerika) I, 447.
Irländ. Meer II, 61.
Irokesen I, 117.
Irtysch II, 420. 425. 482.
Irtysch-Steppe II, 415.
Irular II, 524.
Irún, Paß, II, 14.
Sta. Isabel I, 427.
Isar II, 82.
Isar-Gebirge II, 94.

Ischia II, 35.
Ischim II, 415.
Ischl II, 247.
Ischogo I, 630.
Isco-See II, 25.
Isère II, 56.
Isis II, 62.
Iskardo II, 496.
Isker II, 44.
Isker-Defilé II, 45.
Islamabad II, 515.
Island II, 7. 69. 100. 108.
Islay II, 67. [199. 202.
Isle II, 51.
Iles d'Hyères II, 56.
Isle-Madame I, 202.
Ismaeliten II, 332.
Ismail II, 39.
Ismaila, s. Gondokoro.
Ismio II, 328.
Isnia II, 329.
Isnik II, 328.
Isonzo II, 97.
Ispahan II, 382. 384.
Israel II, 356.
Issek I, 460.
Issik II, 422.
Issi-Kul II, 490.
Istapa I, 258.
Istapan I, 246.
Ister II, 38.
Istrandscha-Geb. II, 47.
Istrien II, 97. 250.
Italien II, 22 ff., 152 ff.
Itas II, 550.
Itaska-See I, 62.
Itasy-See I, 644.
Itatiaia I, 342.
Itevlik II, 618.
Itschaboe I, 617.
Itschang II, 467.
S. Juan, Archipel, I, 169.
S. Juan, Cerro, I, 207.
San Juan del Norte I, 265. 273.
S. Juan de los Lagos I, 234.
S. Juan de Puerto Rico I, 202.
Juan de Fuca-Str. I, 14.
S. Juan de Ulua I, 238.
Juan Fernandez, I, 397.
San Juan, Rio, I, 265.
Jucar II, 13.
Judäa II, 356. 357.
Juden II, 10. 24. I, 256. 260. 275. 288. 306. 328. 344.
Judenburg II, 250.
Jugor'sche Straße II, 117.
Jujuy, I, 337. 340. [624.
Jukagiren II, 315. 432.
Julianehaab II, 616.
Julische Alpen II, 97.
Jungfern-Inseln I, 295.
Junk-Ceylon II, 545.
Jupiter-Ammons Oase I, 485. 502.
Jura-Geb. II, 71. 81.
Juramento, Rio, I, 337.
Juruá I, 327.
Juruken II, 328.
Juruoca I, 332.
Jütische Halbinsel II, 6.
Jütland II, 90. 198.
Ivanova-Livada II, 44.
Ivilis I, 633.
Iwaunobori II, 454.
Iwerst II, 85.
Iyldyz-Berge II, 323.
Izabal I, 255.
Izalco I, 264.
Izlas II, 37.
Iztaccihuatl I, 207.

K.

Kaatza-See I, 52.
Kabara I, 528.
Kabarda-Ebene II, 395.
Kabarden II, 396.
Kabele I, 597.
Kabinda I, 628.
Kabuya I, 591.
Kabul II, 373. 494.
Kabul-Fluß II, 377. [stan.
Kabul, Reich v., s. Afghani-
Kabul, Thal v., II, 377.
Kabylen I, 476.
Kachetien II, 397. 399.
Kachyen II, 533.
Kadiaro I, 578.
Kadisah II, 351.
Kafa I, 541. 567.
Kaffern, s. Kafirs.
Kafirs (Afrika) I, 601. 618.
Kafirs (Asien) II, 377.
Kafiristan II, 489.
Kaggaan I, 155.
Kahe I, 578.
Kahi-Katarakt I, 626.
Kahoohawe II, 605.
Kaieteur-Wasserfall I, 436.
Kailas-Gipfel II, 499.
Kaimeni II, 43.
Kaipha II, 356.
Kairo I, 539. 545.
Kaisarieh, Ebene v., II, 323. 328.
Kaiser Franz Josephs-Fjord II, 617. [II, 624.
Kaiser Franz-Josephsland
Kaiser Wilhelm-Inseln II, 614. [617.
Kaiser Wilhelmsland II,
Kajafth II, 522.
Kakandy I, 507.
Kakongo I, 628.
Kakriman I, 508.
Kakfoak I, 57.
Kalabagh II, 507.
Kaladschik II, 331.
Kalafat II, 297.
Kalahari-Wüste I, 602. 616.
Kalantan II, 514.
Kalgan II, 485.
Kalgujew II, 116. 624.
Kalingas II, 524.
Kalmanda I, 627.
Kalmar II, 103.
Kalmar-Sund II, 100.
Kalmücken II, 11. 274. 293.
Kalofer-Passage II, 46. [425.
Kaltschik II, 416.
Kama II, 120. 494.
Kama Chitomoo I, 628.
Kamba I, 633.
Kambing II, 560.
Kambodscha II, 531. 541.
Kambodscha-Strom II, 533.
Kamogawa II, 457.
Kamorondo I, 595.
Kampa II, 503.
Kampot II, 541.
Kamtschadalen II, 435.
Kamtschatka II, 316. 434.
Kamtschyk-Fluß II, 47.
Kanagawa II, 436 456.
Kanaken II, 607.
Kananaski-Paß I, 51.
Kanaresen II, 524.
Kanaur II, 505.
Kandahar II, 376.
Kandalaschkaja-Bucht II,
Kandel II, 85. [115.
Kandy II, 525.
Kangar-Berge II, 487.
Känguru-Inseln II, 569.
Kanghur II, 512.
Kanin II, 116.
Kanin-Geb. II, 332.
Kannala II, 592.
Kanfas-Fluß I, 44.
Kanfora-Fälle I, 615.
Kantara, El, I, 461.
Kantschindschinga II, 505.
Kanuri I, 530.
Kanyenyé I, 593.
Kapandra II, 40.
Kapernaum II, 359.
Kara II, 404. [404.
Kara-Bugas, Meerb., II,
Kara-Dagh II, 48. 291.
Karadscha-Dagh II, 47.
Karafto II, 432.
Kara-Göölü II, 391.
Karakalpaken II, 207. 412.
Karahasch II, 332.
Karakirgisen II, 416.
Karakorum II, 319. 488. 494. 499.
Kara-Kul II, 410. 493.
Kara-Nogaier II, 393.
Karantschi II, 510.
Kara-Orman II, 39.
Kara-See II, 624.
Karasu II, 43. 47.
Karatal II, 416.
Karategin II, 492.
Karatsche-Tau II, 412. 492.
Kara-Ussu II, 484.
Karen II, 537.
Kargang-Paß II, 504.
Karibei-Schlucht I, 615.
Karikal II, 520.
Karind II, 386.
Karischer Busen II, 117.
Karisches Meer II, 117.
Karische Straße II, 624.
Karkaraly II, 415.
Karkloof-Wasserfälle I, 606.
Karkodsch I, 553.
Karlsbad II, 254.
Karlskrona II, 103. 104.
Karnak I, 550. [193.
Karnak-Logon I, 533.
Karn Sartabeh II, 359.
Kärnten II, 250.
Karomandal-Küste II, 520.
Karpathen II, 7. 71. 93. 95.
Karroo-Wüste I, 602. 603.
Kars II, 332.
Kars-Fluß II, 332.
Karst-Geb. II, 41. 71.
Kartaliner s. Georgier.
Karuma-Fälle II, 563.
Karun II, 340.
Kasaken II, 396. 416. 418.
Kasan II, 267. 280.
Kasan-Klause II, 38.
Kasbek II, 395.
Kaschgar II, 491.
Kaschgar-Derja II, 490. 494.
Kaschgarien II, 490.
Kaschmir II, 494. 495.
Kaschmiri II, 497.
Kasengé I, 596.
Kas-li II, 460.
Kaspisches Meer II, 109. 110. 403.
Kassabi-Fluß I, 595. 597.
Kassali-See I, 595. 596.
Kassuben II, 221.
Kastri II, 300.
Kathadin, Mt., I, 67.
Katharina-Archipel s. Aleutischer A.
Katmandau II, 505.
Katmah I, 155.
Katonga-Fluß I, 591.
Katscha II, 375.
Katschy II, 510.
Katschantau II, 395.
Kattegat II, 6. 100.
Katunja II, 424.
Katzenbuckel II, 86.
Kauai II, 605.
Kauar, Oase, I, 485. 501.
Kaukasien II, 267.
Kaukasus II, 7. 109. 319.
Kaukasus-Gebiet II, 393.
Kaula II, 605. [394.
Kaultega-Wasser I, 352.
Kaweah-Fluß I, 30.
Kawele I, 593.
Kaweri II, 520.
Kagané II, 537.
Kazbek-Dagh II, 332.
Kazianlik II, 46.
Kealaheakua II, 606.
Keates-Insel II, 615.
Kebbi I, 525.
Kebin II, 490.
Kebir I, 460.
Kebir, Nahr, II, 349. 351.
Kebir, Schott el, I, 485.
Kebokwe I, 597.
Kebrabasa-Stromschnellen
Keith-Nay I, 176. [I, 616.
Kelabsche I, 551.
Kelat II, 373 ff.
Kelb, Nahr el, II, 351.
Kelten II, 10. 171.
Ke-lung II, 467.
Kemp-Inseln II, 615.
Kenia I, 579.
Kennedy-Channel I, 618.
Kent II, 62.
Kent-Kasiyk II, 415.
Kephalonia II, 43. 300.
Kerak II, 361.
Kerbela II, 345.
Kerempe II, 322.
Kerguelen-Insel II, 615.
Kerka II, 42.
Kermine II, 411.
Kertsch II, 111.
Kertsch, Straße v., II, 5.
Ke-scho II, 542.
Kew II, 180.
Keys I, 71.
Khailar II, 484.
Khalka-Mongolen II, 484.
Kham II, 501. [485.
Khambo II, 501.
Khami II, 490.
Khamti-Geb. II, 533.
Khandesch-Thal II, 518.
Khasia II, 515. 517.
Khatri II, 522.
Khewa II, 507.
Khiung-tschen II, 467.
Khodschak, Paß II, 375.
Kholo I, 593.
Khond II, 524.
Khotan II, 491.
Khozdar II, 374.
Khurka II, 482.
Khutel II, 408.
Khwadschah-Amran II, 375.
Kiabera I, 627.

Kiachta-Maimatschin II.
Kiang-ning II, 477. [485
Kibaly I, 560.
Kickinghorse-Paß I, 51.
Kidunda I, 586.
Kiew II, 280.
Ki-Inseln II, 560. 562.
Kikumbulia I, 579.
Kigew II, 280.
Kikondscha-See I, 595.
Kilauea II, 605.
Kilóma I, 596.
Kilia-Arm II, 39.
Kilima-Ndscharo I, 578. 579.
Kilimane I, 616.
Kiling-Inseln I, 643.
Killarney-See II, 69.
Killietrankie-Paß II, 66.
Kimbaudi I, 597.
Kimbunda I, 626.
Kingani-Strom I, 585. 586.
Kinge-Fluß I, 30.
Kings-R. I, 27.
Kingsmill-Inseln II, 594.
Kingston I, 192. 193. 288.
King William Town I, 604.
Kinscha-Kiang II, 533.
Kinzig II, 85. 87.
Kinzithamar II, 331.
Kiona II, 43.
Kio-to II, 457.
Kiptschaken II, 412.
Kiretschlü-Geb. II, 332.
Kirgisen II, 408. 412. 416.
Kirgisensteppe II, 414.
Kirgis-Noor II, 486.
Kirid II, 303.
Kiringawana I, 586.
Kirman II, 384.
Kissama I, 626.
Kissandschi I, 626.
Kiso-gawa II, 457.
Kisso I, 528.
Kissowo II, 43.
Kistna II, 520.
Kithairon II, 43.
Kitschkine-Derja II, 409.
Kiulung-Kiang II, 533.
Kiusiu II, 316. 435.
Kiwikai II, 590.
Kjachta II, 429.
Kjölen II, 101.
Kjöbnhavn s. Kopenhagen.
Kjong s. Seul.
Kjutahija II, 323. 328.
Kladno II, 254.
Klagenfurt II, 250.
Klamath-R. I, 31. 33.
Klamath Marsh I, 37.
Klausenburg II, 263.
Kleinasiat. Halbinsel II, 319. 321.
Kleinrußland II, 113.
Kleintibet s. Kaschmir.
Kleintibet II, 496.
Klein-Zwornik II, 269.
Klings II, 524.
Klip Trift I, 609.
Klipura II, 37.
Klutschewskaja Sopka II, Kniebis II, 85. [434.
Knjaschevaz II, 290.
Koba II, 449.
Kobe II, 458.
Kobde II, 485. 487.
Kochelsee II, 82.
Kodugu II, 524.
Köln II, 230.
König Friedrich W.-Küste II, 607.
König Karl's Land II, 623.
König-Oskar-Land II, 625.
Königin Charlotten-Inseln (Austral.) II, 586. 591.
Königsberg II, 229.
Königssee II, 79.
Königsstuhl II, 84.
Kohatar II, 524.
Kohik II, 410.
Koi-Koin s. Hottentotten.
Kok-Kija-Kette II, 490.
Kokschal II, 490.
Koksoot I, 183.
Kok-Su II, 416.
Koksuisk II, 416.
Kokura II, 459.
Kola (afrik.) I, 525.
Kola (europ.) II, 100. 114. [115.
Kolambo II, 525.
Kolb II, 524.
Kolomea II, 256.
Koloschen I, 156.
Kolyma II, 316. 421. 432.
Kolywan II, 425.
Kolywan-See II, 424.
Komádugu Wáube I, 532.
Komananti I, 597.
Komangadake, Vulcan, II,
Komveta I, 508. [454.
Komput II, 541.
Kondo-Kondo-Pik I, 634.
Kong-Gebirge I, 506.
Konia-See II, 323.
Konia (Stadt) II, 328.
Konja-Planina II, 42.
Kon-Insel I, 155.
Kootanie-Paß I, 51.
Kootsuru-Hafen I, 155.
Kopal-Kette II, 423.
Kopalsk II, 416.
Kopaonik II, 42.
Kopenhagen II, 200.
Kopten I, 512.
Koraken II, 255.
Korana I, 621.
Kordofan I, 491. 537.
Korea II, 316. 459.
„ -Straße II, 316.
Korjäken II, 422. 432. 433.
Korfu II, 300.
Koriatskoi-Gipfel II, 431.
Korinth II, 300.
Korinth, Golf von, „ 40.
Korinth-Isthmus v., I, 43
Kormachiti, Cap, II, 330.
Koron, Golf von, II, 40.
Korosko I, 551.
Korsör II, 199.
Kortatsch II, 48.
Kosaken II, 431.
Kösch-Dagh II, 332.
Kosciusko, Mount, II, 571.
Koßlä I, 550. 564.
Kossowo II, 303.
Kossowo-Polje II, 42.
Kostin-Schar II, 614.
Kotar II, 524.
Kotsch-a-Kutschin-Indianer I, 158.
Koumba I, 596.
Kowamba-See I, 595.
Kowandsch-Jarma II, 409.
Kowno II, 114.
Kragujéwaz II, 289.
Krah, Landenge v., II, 544.
Krain II, 97. 250.
Krajowa II, 297.
Krakau II, 255.
Krasnojarsk II, 427.
Kraw, Landenge v., II, 531.
Kredsch I, 562.
Kremsier II, 254.
Kreta II, 43. 311.
Krim II, 4. 112.
Krischna II, 520.
Kriti II, 43.
Krivan II, 96.
Krivosie II, 42.
Kroatien II, 41.
Kronenberg II, 201.
Kronprinz Rudolphs-Land II, 625.
Kronstadt II, 263.
Kru-Küste I, 513.
Kru-Neger I, 513.
Kruschevaz II, 290.
Kruschowa II, 47.
Ktaua I, 492.
Ku II, 524.
Kua-Kchem II, 486.
Kuang-tung s. Canton.
Kuara s. Quorra I, 523.
Kubale I, 626.
Kuban II, 393. 396.
Kuds, El-, s. Jerusalem.
Kün-Lün II, 316. 319. 468. 489. 492. 508.
Kufara I, 502.
Kuhi-Baba II, 377.
Kuhi-Kaitu II, 377.
Kuhistan II, 386.
Kuintaga I, 532.
Kuka I, 532.
Ku-ku-Hilfung II, 487.
Kuku-Noor II, 502.
Kukurbeta II, 97.
Kuli I, 115.
Kulu II, 505.
Kulun-noor II, 454.
Kumanier II, 260.
Kumar II, 494.
Kumassi I, 516.
Kumbri I, 596.
Kunbi II, 522.
Kundian I, 509.
Kunduz II, 408. 489. 494.
Kungei II, 490.
Kungrad II, 406. 408.
Kunor II, 377.
Kupferminenfluß I, 56.
Kur II, 331.
Kura II, 319. 399.
Kurden II, 325. 337.
Kurdistan II, 319.
Kuren II, 485.
Kurg II, 524.
Kurgentasch II, 415.
Kurilen II, 316. 434.
Kurin, Dschebel II, 322.
Kurisches Haff II, 92.
Kurland II, 115.
Kurmi II, 522.
Kuron-Gebirge II, 404.
Kuro-Siwo II, 316.
Kurreft I, 525.
Kurumbar II, 524.
Kus, Wad, I, 462.
Kusuptschi II, 488.
Kustendsche II, 47.
Küstenland II, 97.
Kütschük-Balkan II, 47.
Kuta, Bahr I, 536.
Kutais II, 399.
Kuti I, 536.
Kutzo-Walachen II, 288.
Kvenang-Fjord II, 101.
Kwakasongo I, 596.
Kwei-Ting-Hsien II, 480.
Kwei-Tschou II, 480.
Kwei-Yang II, 480.
Kya-Kya-Paß II, 594.
Kyendwen II, 533.
Kykladen II, 5. 40. 43. 300.
Kysyl-Burch II, 328.
Kysyl-Irmak II, 323.
Kyzart II, 490.
Kyzyl-Basch II, 486.
Kyzyl-Kum II, 413.
Kyzylhart-Geb. II, 492.

L.

Laacher-See I, 84
Laaland II, 199.
Laberinto de doze Leguas I, 281.
Labrador I, 12. 57. 182.
Labuan II, 558.
Lachlan II, 573.
Ladakh II, 496.
Ladakhi II, 497.
Ladiner II, 237. 241. 249.
Ládoga-See II, 114.
Ladronen II, 136. 566. 593.
Laefö II, 199. [596.
Lagem, da, I, 429.
Lago Maggiore II, 24.
Lagos I, 510. 521.
Lagos de Moreno I, 234.
Lagos de Planquihue I, 308.
Lagunen-Inseln II, 597.
Lahedsch II, 368.
Lahore II, 508.
Lahra II, 362.
Lahul II, 505.
Laibach II, 250.
Laibacher Moor II, 98.
Laimones I, 218.
Lakhadiven II, 525.
Lakhnau II, 512.
Lakonia II, 43. 300.
La loche, Paß I, 175.
Lama-miao II, 483.
Lamoliork II, 595.
Lampongs II, 555.
Lamuten II, 433.
Lanai II, 605.
Lancashire II, 65.
Lancasterjund II, 619.
Landschi-See I, 595.
Landsend, Cap, II, 62.
Lang-Tai II, 480.
Langeland II, 199.
Langlade I, 189.
Langlan-Geb. II, 533.
Langres, Plateau von I, 54, 55.
Languedoc II, 56.
Lanniten II, 316.
Lantsang II, 533.
Lanzarote I, 637.
Laos II, 531. 538.
La Paz I, 225. 227. 391.
La Pérouse-Straße II, 316. 436.
La Plata I, 8. 304. 335.
Lappen II, 10. 106. 273.
Lappland I, 105.
Lappmark II, 106.
Laramie-Ebene I, 47.
Laramie-Peak I, 36.
Lariffa II, 311.
Laristan II, 384.
Larka-Kolh II, 524.
Larnaca II, 330.
Larzac II, 57.
Läsa II, 501.
La Scalata II, 29.
Lasen II, 325.

Lasta II, 397.
Lastki II, 43.
Lastkan II, 331.
Las Palmas I, 641.
Lassen, Mt. I, 26.
Lasta I, 572.
Latakieh II, 347.
Lauracocha, See v. I, 327.
Laurentiusgolf I, 58.
Lausitz II, 220.
Lausitzer Bergland II, 94
Lauter II, 82, 84.
Lavagen I, 340.
Lavoro, Terra di, II, 33. 166.
Laxe-Fjord II, 101.
Lazaro, San, I, 225.
Le II, 496.
Lecce II, 168.
Lech II, 82.
Lechen II, 255.
Lebscha, El, II, 355.
Leeuwarden II, 206.
Leeward Island- II, 602.
Legnago II, 162.
Lehua II, 605.
Leiden II, 208.
Leikun-Kurden II, 336.
Leinster II, 183.
Leipzig II, 228.
Leira II, 121.
Leith II, 181.
Le Locle II, 239.
Lemaken II, 259.
Lemberg II, 255.
Lemnos II, 329.
Lemuria I, 454. 643.
Lempa, Rio, I, 205. 264.
Lena II, 315. 421. 432.
Leoben II, 250.
Leob'e, Mc., Cafe, I, 167.
Leokada II, 300.
Leon (amerik.) I, 270.
Leon (span.) II, 17.
Leon de los Aldamas I, 234.
Leone, Sierra, I, 504. 511.
Leopoldo, San, I, 427.
Lepaterique, Sierra de, I,
Lepini Monti II, 33. [262.
Lepsa II, 415. 416.
Lepsinsk II, 423.
Lerma, Rio de, I, 234.
Lesghier II, 396.
Lesina II, 252.
Lesse II, 212.
Letten II, 270.
Letti II, 39.
Levante II, 26.
Levcosia II, 330
Lewingston I, 255.
Lewis, Cap, I, 51.
Lewis, Insel, II, 68.
Liakura II, 43.
Liambai I, 614.
Liao-Kong II, 460.
Liard I, 56.
Liba I, 614.
Libanon II, 319. 346. 349.
Liberia I, 504. 510. 512
Libtako I, 527.
Lichtenau II, 616.
Lichtenfels II, 616.
Lido II, 24.
Liebenzell II, 85.
Liffey II, 68.
Ligor II, 544.
Ligurer II, 129.
Ligurien II, 26. 159.
Ligurisches Meer II, 23.
Lim II, 41.
Lima (Stadt) I, 381.
Lima (Fluß) II, 28.
Limagne II, 57.
Limasol II, 330.
Limay Rio I, 346.
Limburg II, 210.
Limisso II, 330.
Limousin-Gebirge II. 57.
Limpopo I, 602.
Lincoln, Mt., I, 46.
Lincoln-Heights II, 62.
Lindesnäs, Cap, II, 100.
Lindstroem, Mt., II. 622.
Lingi-Lingi-Geb. I, 627.
Linschoten-Inseln II, 478.
Linschoten-Straße II, 436.
Linth II, 74.
Linyanti I, 614.
Linz II, 247.
Liparische Inseln II, 5. 35.
Liplap II, 554.
Lisboa s. Lissabon.
Lischaken II, 259.
Lissabon II, 19. 120.
Litani, Nahr el, II, 346. 349. 351.
Lithauen II, 114.
Lithauer II. 221. 270.
Littleton, Port, II, 610.
Liu-kiu-Inseln II, 317. 437.
Livadia II. 113. 300. [478.
Liven II, 273.
Livermore-Thal I, 24.
„ -Paß „
Liverpool-Kette II, 571.
Livland II. 114.
Livorno II, 134.
Liwumbu I, 588.
Lizard, Cap, II. 62.
Llangollen, Thal v., II, 63.
Llanura de Comayagua I,
Loango I, 628. [205.
Loangwa I, 598.
Lobillo-Inseln I, 388.
Lobisa, Plateau v. I, 598.
Lobos-Inseln I, 388.
Loch Lomond II, 66.
Loch-Tay II, 66.
Lodi II, 161.
Lodomerien II, 255.
Loddon II, 573.
Löwen II, 313.
Löwenkopf I, 603.
Lofodden-Eilande II, 7. 101.
Logeme I, 532.
Logon-Birni I, 533.
Logroño II, 16.
Loheia II, 367.
Lohemba-See I, 595.
Loing II, 53.
Loire II, 49 ff.
Lokinga-Gebirge I, 595.
Lolland II, 199.
Lom II, 44.
Lombardei II, 23. 160.
Lombardisches Meer II, 24.
Lombok II. 560.
Lomellina II, 159.
Lomnitzer Spitze II, 96.
Lom-Palanka II, 311.
London II, 178.
Long-Island I, 13. 447.
Longos II, 40.
Long's See I, 563.
Long-Straße II, 621.
Lope I, 634.
Lop-Noor II, 318. 469. 502.
Lora-Fluß II, 374. 375.
St. Lorenz, Golf v., I, 13.
San Lorenzo I, 24.
St. Lorenzostrom I, 58.
Loreto (Amerika) I, 227.
Loreto (Italien) II, 164.
Loreto, Archipel v., I, 227.
Losfan II, 479.
Lot II, 51, 58.
Lothringen II, 84.
St. Louis I, 94.
St. Louis (Seneg.) I, 505.
Louisiaden-Archipel II, 565. 586. 590.
Lourenço Marques I, 612.
Louisiade-Archipel II, 586.
Lovac II, 311. [590.
Lovalé I, 597.
Lower Klamath Lake I, 37.
Loya I, 313.
Loyalty-Inseln II, 586, 592.
Lualaba I, 595.
Luang-Prabang II. 540.
Luapula I, 595.
Luburi I, 597.
St. Lucas I, 224.
Lucayen I, 275.
Lucca II, 26. 161.
St. Lucia I, 296.
Lufidschi I, 593. 598.
Lufira I, 595.
Luganer-See II, 35.
S. Luis, Gebirge, I, 336.
S. Luis, Paru, I, 45.
Luize I, 597.
Lu-Kiang II. 533.
Lukmanier II, 75.
Lukuga I, 594.
Lulua I, 597.
Lumamberri-Ebene I, 589.
Lumi-Fluß I, 579.
Lund II, 103.
Lüneburger Haide, II, 92.
Lunigiana II, 28.
Lunga Mandi I, 596.
Luowa I, 594.
Lupata-Geb. I, 616.
Lugsor I, 550.
Luri II, 375.
Lurit Chor I, 563.
Luta N'zige-See I, 455. 539. 590.
Lut Bahr s. Todtes Meer.
Lüttich II, 210. 212.
Luxemburg II, 207. 210.
Luzern II, 549.
Lybische Wüste I, 500.
Lydenburg I, 609.
Lyell, Mt., I, 25.
Lykodimo II. 43.
Lyngen-Fjord II, 101.
Lyonnais, Mts. de, II, 53. 57.
Lyse-Fjord II, 100.

M.

Maas II, 54. 89.
Mabinguru I, 593.
Mabongo I, 635.
Macaca-Gebirge I, 281.
Macaluba II, 169.
Macao II, 120. 467. 477.
Macdonald-Range II, 573.
Macdonald-Insel II, 615.
Machlaf II, 370.
Macibi-Insel I, 388.
Mackenzie I, 15. 52. 55. 56. 176. [57.
Maçonnais, Monts du, II.
Macquarie-Insel II, 615.
Madagascar I, 455. 642. ff.
Madeira, Fluß, I, 327.
Madeira, Insel, I, 447. 641.
Madera, Vulcan, I, 208.
Madison I, 50.
Madras II, 520. 526.
Madre, Sierra, I, 18. 207.
Madrid II, 19. 132.
Madura II, 552. 555.
Maelstrom II. 101.
Maestra, Sierra, I, 281.
Mafalin I, 533.
Mafia I, 580.
Mafra II, 121.
Magadoxa I, 576.
Maga-Indianer I, 227.
Magareli I, 297.
Magdalena, Rio, I, 315.
Magdalena, Staat, I, 318. 366.
Magdalena-Bay I, 225. 226.
Magdalenen-Grotte II, 98.
Magdalenenthal I, 315.
Magdeburg II, 230. [350.
Magelhaes-Straße I, 301.
Magelhaes-Inseln II, 593.
Magerö II, 101.
Maghera II, 330.
Maghreb-ul-Aksa s. Marokko.
Maghter I, 492.
Magindanao II, 549.
Magommeri I, 532.
Magongoho'zug I, 562.
Magra II, 28.
Magyaren II, 10. [240. 257. 260. 273. 305.
Mahabeleschwar II, 518.
Mahadeo-Berge II, 518.
Mahadeo, Pik v., II, 518.
Mahadeva-Kette II, 507.
Mahanadi II, 520.
Mahaß I, 552.
Mahé I, 646.
Mahé (Indien) II, 151. 519.
Mahebourg I, 647.
Mahon (Hafen) II, 21.
Mahon (Stadt) II, 128.
Mähren II, 253.
Mährischer Landrücken II,
Mährische Pforte II, 95. [95.
Majella-Gebirge II, 29.
Mai-dug-eri I, 532.
Maiaco-sima-Inseln II,
Mailand II, 161. [478.
Main II, 86.
Maimatschin II, 429.
Maina-Halbinsel II, 40.
Maine I, 58.
Mainz II, 230.
Maltea II, 602.
Makabele-Fälle I, 615.
Maka-Geian I, 598.
Makalaka I, 613.
Maldischu I, 576.
Makata-Fluß I, 586.
Makateesen I, 610.
Makedonien II, 43.
Makmel, Dschebel, II, 349.
Makna-Neger I, 598.
Makololo, Reich, I, 614.
Malabarküste II, 519.
Malabaren II, 524.
Malacata, Cuesta de, I, 208.
Maladetta II, 15. 16.
Málaga II, 21. 126.
Málaga, Sierra de, II, 21.
Malagassen I, 645.
Malagarazi-Fluß I, 585. 593. [544.
Malakka II, 321. 531. 543.
Malakka (Stadt) II, 545.
Malakka-Straße II, 531.

Malamocco II, 162.
Mälarsee II, 103, 192.
Malayala II, 524.
Malayen II, 321, 538, 543. 547, 567. [321.
Malayischer Archipel II,
Malayische Halbinsel s. Malakka.
Male II, 525.
Malediven I, 643. II, 525.
Malemuten I, 159.
Malevo II, 43.
Mälikwüste II, 411.
Malinche, Sierra, I, 207.
Malinke s. Mandingo.
Malku II, 393.
Mallorka II, 21.
Malmesburg I, 604.
Malmö II, 103, 190.
Maluinen-Archipel s. Falklands-Inseln.
Malta II, 36.
Maltesische Inselgruppe II,
Mameluco I, 426. [5.
Mamoré I, 327.
Mamwira-Katarakten I,
Man II, 61. [599.
Manaar, Golf v., II, 520.
Managua-See I, 205, 270.
Manahiki-Inseln II, 597.
Mancha, Ebene von la, II, 19.
Manche, Canale de la, s. Aermel-Canal.
Mandal-Paß II, 485.
Mandalay II, 535, 536.
Mandeb, Bab-el-, I, 564.
Mandingo I, 506.
Mandschu II, 483.
Mandschurei II, 317, 464.
Mangaia II, 601. [482.
Mangalore II, 519.
Mangandscha I, 600.
Mangaraeej II, 560.
Mangareva II, 604.
Mangischlak II, 404.
Manhardsberg II, 93.
Manhattan, Insel, I, 88.
Maniamatal I, 628.
Manihiki II, 605.
Manila II, 550.
Manitoba, See, I, 55.
Manitoba, Prov., I, 180.
Mankassar II, 560.
Mankassaren II, 560.
Manobos II, 550. [327.
Manseriche, Pongo de, I,
Mantiqueira, Serra, I, 332.
Mantua II, 162.
Manua II, 599.
Manusa-Kul II, 497.
Manytsch II, 111.
Manyuéma I, 595, 596.
Manzanares II, 19.
Manzanillo I, 229.
Maori II, 608, 612.
Mapimi, Bolson de, I, 208.
Mar, Serra do, I, 332.
Maraba's Stadt II, 609.
Maracaibo, Golf v., I, 276.
Maracaibo, See, I, 300.
Marañon I, 300, 304.
Marathonisi, Golf v., II, 40.
Marboré II, 16.
Marburg II, 250.
March II, 95.
Marcos, St., I, 227.
Marderiee I, 175.
Mareb I, 565. [350.
Mar Elias, Dschebel, II,
Marenga Mkali I, 586.
Margeride-Kette II, 57. 58.
Margilan II, 412.
Marianen II, 136, 593, 596.
Marian-Island II, 614.
Marica II, 46.
Maricovas I, 227.
Marie, Ste., II, 151.
Marie-Fluß, Ste., I, 200.
Marie Galante I, 395.
Marienbad II, 254.
Marienfeld, Colonie, II, 399.
Marino-Geb. II, 42.
Marino, San, Republik, II, 169.
Maripoſa-Bai I, 30.
Marituna I, 332.
Maritzburg I, 605.
Marka I, 576.
Marlborough-Hills II, 62.
Marlborough II, 610.
Marmara-Meer II, 5, 40.
Marmolata I, II, 79.
Marne II, 55. [465.
Marokko, Kaiserth., I, 458.
Maroni-Fluß I, 437.
Maroniten II, 351.
Maros II, 96.
Maros-Vásárhely II, 263.
Marquesas-Inseln II, 151. 568, 604.
Marrah-Geb. I, 533, 537.
Marririmo I, 613.
Marro de Papagaio I, 332.
Marroqui, Punta, II, 12.
Marsala II, 169.
Marseille II, 56.
Marshall-Archipel II, 566, 593, 594.
Martaban II, 537. [530.
Martaban, Busen v., II,
Martaban-Strom II, 537.
Martha, Sta., Sierra Nevada de, I, 318.
Martin, S., I, 295.
Martinez, Sierra, I, 207.
Martinique I, 295, 296. II, 151.
Marwa I, 588.
Marybourough II, 580.
Mas a Fuera I, 397.
Mas á Tierra I, 397.
Masai I, 579.
Masaya I, 270.
Mascarenen-Archipel I, 643, 646.
Maschona-Gebirge I, 616.
Masei I, 578.
Masenderan II, 384, 389.
Maskat, Bai v., II, 372.
Massalat I, 537.
Massáuah I, 564, 566, 568.
Massena I, 533.
Massicitus II, 322.
Mássina I, 524.
Masuren II, 221.
Matagalba I, 265.
Matamoros I, 12.
Matanzas I, 281.
Matapan, Cap, II, 40, 43.
Matpram I, 569.
Matebele-Reich I, 602, 612.
Mathieu, Cap, II, 53.
Matison I, 475.
Matoppo-Gebirge I, 616.
Matotschkin-Schar II, 624.
Matsmai II, 455.
Matsumai II, 455. [I, 339.
Matha da Corda, Serra da
Matterhorn II, 79.
Matto Groſſo I, 331.
Matumboka I, 599.
Maturin I, 364.
Mauhés I, 422.
Maui II, 605.
Maulmein II, 537.
Maulmein-Strom II, 537.
Mauna Hulalai II, 605.
Mauna Kea II, 605.
Mauna Loa II, 605.
Maure, Cord. de, I, 309.
Mauren I, 476.
Mauritius I, 647.
Mauritius, Cap, II, 624.
Maurizio, Porto, I, 27. 160.
Mayambu s. Mayombe.
Mayas I, 218.
Mayenne II, 52.
Mayland I, 513.
Mayombe I, 628.
Mayotte I, 645. II, 251.
Mayppures I, 323.
Mayru I, 328.
Maza-Gebük II, 46.
Mazatlan I, 229.
Mazenod, Lac, I, 175.
Mbrwole-Fluß I, 560.
Mbumi I, 586.
Mealy-Mountains I, 183.
Mecheln II, 214.
Medanos I, 321.
Medemblick II, 208.
Medid II, 369.
Medina II, 367.
Medine I, 508.
Megalokastron II, 311.
Megárah Maiy II, 364.
Megaris, Geb. v., II, 43.
Megzar II, 370.
Meißner, Hoher, II, 88.
Mekhong II, 320, 531, 533.
Mekade-Katarakte I, 563.
Mekinez I, 465, 467.
Mekka II, 366.
Mekran II, 374, 375, 384.
Melanesien II, 566, 585 ff.
Melbourne II, 584.
„ Mt. II, 615.
Melibocus II, 86.
Militta II, 136.
Melnik II, 93.
Mel-Rhir, Schott el, I, 485.
Melville-Halbinsel I, 15. II, 619.
„ -Sund II, 619.
Memel (Niemen) II, 113.
Memphis I, 549.
Menado II, 560.
Menam II, 320, 531, 538.
Menay-Straße II, 64.
Menderes II, 323.
Mendoza I, 406.
Menèbre, Mt., II, 53.
Menez, Mt. de, II, 53.
Menorca II, 21.
Mentone II, 26.
Menzaleh-See I, 539.
Mera II, 524.
Meran II, 249.
Merapi II, 554.
Mercado, Cerro del, I, 209.
Merced I, 26. 27.
Mercedario, Cerro del, I,
Mergen II, 452. [308.
Mergui-Archipel II, 537.
Mérida I, 363.
Merida, Nevado de, I, 318.
Merida, Rep., I, 364.
Mertwyi-Kultuk, Busen v., II, 404.
Meroë I, 552.
Merom II, 359.
Merrick, Mt., II, 65.
Merſey II, 64.
Meru-Berg I, 579.
Merw II, 405.
Meſap-Fluß II, 541.
Meſchduſcharsky-Inſel II,
Meſchhed II, 386. [624.
Meſchtſcherjäken II, 273.
Meſen II, 116.
Meſopotamiſches Tiefland II, 339.
Meſſaria, Ebene II, 330.
Meſſenia II, 300.
Meſſina II, 35, 169. [168.
„ Straße von, II,
Meſſora-Gebirge II, 43.
Meſta II, 47.
Meſtebec, Cerro, I, 207.
Meſtizen I, 213, 425.
Meta I, 321, 323.
„ II, 31.
Methy-Portage I, 55.
Metdeſis II, 322.
Meteollis II, 352.
Metidſcha, Ebene von, I,
Metitli I, 494. [460.
Metou II, 480.
Meurthe II, 84.
Mexico I, 203, 219.
„ Stadt I, 236.
„ Golf von, I, 4, 203.
Mezenc, Mt., II, 52, 57 58.
Mgunda Mkali I, 593.
Mhammel I, 461.
Mjöſen II, 103.
Mia I, 486.
Miako II, 437.
Miankal, Thal, II, 411.
Miao-Tſe II, 472, 480.
Michael-Inſel, S., I, 53.
Michigan-See I, 59.
Michoacan, Plateau, I, 206.
Middle Park I, 45.
Midi, Pic du, II, 15.
Miguel, San, I, 642.
Mijako s. Kio-To.
Mikmak I, 190.
Mikroneſien II, 566, 593, ff.
Milah-Paß s. Mulloh-Paß.
Milandſche-Stock I, 599.
Miltſin, Tſchebel, I, 459.
Mina II, 524.
Minchinmadiva I, 303.
Mincio II, 25.
Mindanao II, 549.
Mineſota I, 62.
Mingrelien II, 395, 397.
Minho II, 14, 120.
Minieh I, 549.
Miquel, S., I, 319.
Miquelon I, 189, II, 151.
Miramichiu I, 198.
Miranhos I, 422.
Mirecourt II, 55.
Miſaguali I, 315.
Miſchlinge I, 211, 214.
Miſchmi II, 515.
Miſchmi-Hügel II, 532.
Miſdſcheghi II, 396.
Miſen, Cap, II, 35.
Miskin I, 533.
Miſol II, 591.
Miſſiſſippi I, 8, 61 ff.
Miſſolunghi II, 300.
Miſſouri I, 62.
Miſtra II, 300.
Mitrovica II, 311.
Mittel-Europa II, 71, 81.

Mittu I, 558.
Mixtecos I, 218.
Mleta, Ebene, I, 460.
Mlita I, 467.
Moa-Inseln II, 590.
Moçambique I, 598.
Mocatama I, 319.
Modjabra I, 535.
Moel-y-Widdfa II, 63.
Moero-See I, 594.
Mogadór I, 467.
Mogodom I, 532.
Mogollon-Mts. I, 19.
Mohamera II, 340.
Mohely I, 615.
Möhrya-See I, 596.
Moirgebiet II, 542.
Modjcheb. II, 361.
Moisic-River I, 184.
Mokádah, El, I, 567.
Mokatteb, Wady, II, 364.
Mokka II, 366. 367.
Moldau, Fluß, II, 93.
Moldau (Fürstenthum) II, [292.
Moldava II, 97.
Molfetta II, 168.
Molise II, 166.
Moller-Bai II, 624.
Molocayete, Vulc., II, 207.
Molkwerum II, 208.
Molokai II, 695.
Molokini II, 605.
Molukken II, 547. 561.
Mombacho I, 270.
Mombas I, 578.
Mombiti I, 588.
Monaco II, 151.
Monangah-Fluß I, 589.
Mona-Passage I, 288.
Monate, See von, II, 25.
Monbuttu I, 541.
Monbuttu-Land I, 560.
Mondo I, 588.
Monferrato II, 159.
Mongolei II, 317. 464. 482.
Mongo-Nyanga I, 629.
Mono-See I, 37.
Monquis I, 218.
Monrovia I, 510. 513.
Mons II, 537.
Montagnais I, 186.
Montagnes maudites II, 16.
Montana I, 30.
Mont-Cenis-Tunnel II, 74.
Montechristo II, 38.
Montefik II, 341.
Montego I, 287.
Montmorency-Fall I, 190.
Montenegro (Crnagora) II, 42. 291.
Montepulciano II, 30.
Montevideo I, 414.
Montezuma, Rio de, I, 235.
Montgomery II, 63.
Montoncel, Puy de, II, 58.
Mont Verdu s. Maladetta.
Montreal I, 58. 192. 193.
Montserrat I, 296.
Monyama I, 613.
Monza II, 161.
Moab II, 360.
Moorea II, 602.
Moraca II, 41. 42. 291.
Mordvinen II, 273.
Morea II, 40. 300.
More-Been II, 66.
Morena I, 509.
Morena, Sierra, II, 20.
Moresby-Island I, 171.
Moresby II, 590.
Moresol, Mt., II, 55.
Moritz-Thal, St., I, 58.
Morlaken II, 257. 252.
Morvan, Plateau du, II, 53.
Morocollo I, 309.
Morona I, 325. 327.
Moro-Peaks I, 36.
Morotai II, 591.
Morro da Flamengo I, 429.
Morro, El, I, 284.
Mosel II, 55. 84.
Moswantunja I, 614. 615.
Moskau II, 283.
Moskóe II, 101.
Moskóenäs II, 101.
Moskóestrom II, 101.
Moslims II, 351. 352.
Mosquitoküste I, 265. 266.
Mossamedes I, 625.
Mostaganem I, 475.
Mostar II, 311.
Mosul II, 340.
Motagua I, 256.
Motala II, 191.
Motane II, 604.
Motilitafe's Reich I, 609.
Motomura II, 449.
Motu-Iti II, 604.
Moxos I, 394.
Moyeh, Dschebel, I, 553.
Mpongwés I, 631.
Mpwapwa I, 586.
Mfuwah I, 586.
Mtiwi I, 588.
Mtumbo-Fluß I, 593.
Muafa Yanvo I, 497. 595.
Muchadscha-Berge II, 404.
Mudgee II, 580.
Mudschindschi I, 626.
Mughs II, 537.
Muhammedaner II, 344.
Muju II, 590.
Mukeen II, 482.
Mukondeku I, 588.
Mukondokwa-Berge I, 586.
Mulatos, Rio de los, I, 209.
Mulatten I, 214. 425.
Mulden II, 91.
Mulegé I, 227.
Mulgrave-Archipel II, 594.
Mulhacen, Pic, II, 21.
Mull II, 67.
Mulloh-Paß II, 374.
Multan II, 508.
Muluya I, 459.
Mumbombestämme I, 626.
München II, 229.
Munda II, 524.
Munda-Kolh II, 524.
Mundrucus I, 422.
Munksee II, 190.
Münsingen II, 83.
Mupinda I, 626.
Mur II, 73.
Murad, Su, II, 330. 334.
Murchison II, 571.
Murchison-Fälle I, 599.
Murchison-Kataraktel, 563.
Murcia II, 13.
Murg II, 85.
Murghab II, 405.
Murgthal II, 85.
Maritima II, 33.
Murmanski-Ufer II, 115.
Murray II, 572.
Murrumbidgee II, 573.
Mürz-Thal II, 74.
Murzuk I, 499.
Musa Dschebel II, 364.
Musch II, 337.
Muschinga-Geb. I, 595.
Musk-Rat-Creek I, 55.
Mutschob II, 536.
Muydir I, 484.
Muyupu I, 328.
Muz-tagh II, 490.
Mwutan N'zige I, 539. 541. 590. 592.
Mykenä II, 300.
Mysore, Plateau, II, 507.

N.

Nab II, 82.
Nabajas, Cerro de las, I, [207.
Nabulus II, 357.
Naga II, 517.
Naga-Hügel II, 515.
Nagao-Geb. II, 374.
Nagasaki II, 436. 459.
Nagoya II, 457.
Nagyr II, 495.
Nahe II, 83. 84.
Nahong II, 515.
Nahuelhuapi, Lago, I, 308.
Naiguata, Pic, I, 320.
Nain I, 57. 186.
Nakéschang Ombo II, 503.
Namangan II, 412.
Namaqua I, 617.
Namaqua-Land I, 601. 621.
Namsó II, 195.
Nam-tso II, 503.
Namur II, 84. 210.
Nanaimo I, 52.
Nanancki, Cerro, I, 207.
Nanda-Devi II, 505.
Nanga Parbat II, 496.
Naning II, 544.
Nanos II, 98.
Nan-schan-Geb. II, 318. 465. 469.
Nantes II, 52
Naotcha s. Mackenzie.
Napf-Gebirge II, 73.
Napipi I, 367.
Napó I, 325. 329.
Naporruporru I, 559.
Napos I, 377.
Nappathal I, 24.
Narbada II, 517.
Narborough I, 373.
Nardsan II, 394.
Narenta II, 41.
Nari II, 374.
Narni II, 164.
Naróma II, 114.
Narym II, 412. 490.
Nasrah, En, II, 357.
Nassaram I, 532.
Nassau-Cap II, 624.
Nassau-Hafen I, 352.
Nasquapi I, 186.
Nata I, 601.
Natal, Colonie, I, 601. 606.
Nateya II, 605.
Natiaga I, 508.
Nationalkette I, 46.
Natombja-Fluß I, 176.
Nauhcampatepetl I, 207.
Nauplia II, 300. [239.
Nauplia, Golf v., II, 40.
Navarresen II, 128.
Navigatoren s. Samoa.
Nawa II, 436.
Naxia (Naxos) II, 43.
Nbuggo I, 562.
Neagh, Lough, II, 69.
Neag-See II, 61.
Neapel II, 34. 167.
Neapel, Busen v., II, 23.
Neapolitan, Apennin, II,
Neapolitan, Insel, II, 5. [29.
Neckar II, 85.
Nedjdh II, 362. 371.
Nedschran II, 370.
Neger I, 211. 423. 503.
Negra, Sierra, I, 318.
Negri-Gletscher II, 622.
Negritos II, 550.
Negro, Cap, I, 625.
Negro, Rio, 323. 327.
Nelson II, 609. 610.
Nelson Kop Range I, 607.
Nemeigeh I, 562.
Nemi-See II, 33.
Nemours I, 476.
Nepal II, 505.
Nepe I, 281.
Nera II, 30.
Nerbudda-Thal II, 507.
Nertschinsk II, 429.
Nervi II, 27.
Néthou II, 16.
Neu-Amsterdam II, 615.
Neu-Archangelsk I, 14. 154.
Neubraunschweig I, 58. 197.
Neu-Britannia-Archipel II, 586. 591.
Neu-Britannien I, 173.
Neu-Caledonien II, 151. 566. 586. 592.
Neucaledonier II, 592.
Neu-Dongala I, 552.
Neu-England I, 75. II, 571.
Neuenburger See II, 73.
Neufundland I, 13. 57. 187.
Neu-Guinea II, 586. 588.
Neu-Herrnhut II, 616.
Neu-Mexico I, 15.
Neuschottland (Nova Scotia) I, 200 ff.
Neuseeland II, 566. 608 ff.
Neusibirische Inseln II, 315. 433. 621.
Neusiedler-See II, 97.
Neusüdwales II, 580. 581.
Neu-S.-Wales, Bergland, II, 570.
Nevada I, 19.
Nevado de Toluca I, 207.
Nevers II, 52.
Newa II, 114.
Newaris II, 506.
Newcastle II, 581.
New-River I, 21. 253.
New-Rush I, 609.
New-Westminster I, 168.
New-York-Bay I, 13. 85.
Nez percés I, 117.
Ngami-See I, 602. 616.
Ngigmi I, 531.
Ngolia I, 579.
Ngombé I, 593.
N'Gomo I, 633.
Niagara I, 59. 60.
Niamniam s. Nyam-Nyam.
Nicaragua I, 205. 265.
Nicaragualinie I, 265.
Nicaragua-See I, 268.
Nicholson II, 609.
Nicolaus, San, I, 319.
Nicosia II, 35.
Nicoya, Golfo de, I, 204.
Nidsche-Berg II, 43. [341.
Nieder-Cochinchina II, 339.
Niederlande II, 204 ff.
Niederrhein-Schiefergebirge II, 84.

Niederschottisches Bergland II, 65.
Niederwald II, 87.
Niedrige Inseln I, 566. 604
Niemen II, 113.
Nieuwe Diep II, 208.
Nieuweveld-Geb. I, 603.
Niger I, 455. 503. 523.
Ni-Hsin-Tang II, 479.
Niigata II, 436.
Niihau I, 605.
Nikobaren II, 525.
Nikolajewsk II, 429.
Nikolsburg II, 251.
Nikopoli II, 311.
Nil I, 455. 536.
Nil, blauer, I, 540. 552.
Nil-Gebiet I, 538.
Nil-Regionen, Obere, I, 552. ff.
Nil, weißer, I, 540. 552.
Nila s. Mulloh.
Nilagiri-Gebirge II, 519.
Ning-pho II, 466.
Ninguta II, 482.
Ninive II, 340.
Nipigon-See I, 60.
Nippon II, 316. 435. 454.
Nis II, 311. [455.
Nisawa II, 42. 45.
Nischabur II, 388.
Nischnij-Nowgorod II, 286.
Niu-Tschiang II, 466.
Niu-Tschuang II, 483.
Nivernais II, 53.
Nizza II, 26.
Nogaier II, 303.
Nogaische Steppe I, 113.
Nogai-Tataren II, 305. 395.
Noire Montagne II, 53.
Noires Montagnes II, 57.
Noirmoutier II, 52.
Nollendorfer Paß II, 94.
Nonni II, 482.
Nord-Amerika I, 12.
Nord-Australien II, 580.
Nordaustralisches Bergland II, 571.
Nordcaledonisches Hochland II, 66.
Nord-Cap II, 7. 101.
Nord-Devon II, 619.
Norderney II, 90.
Nord-Insel II, 608.
Nord-Island I, 171.
Nordostland II, 671.
Nordpol II, 615 ff.
Nordsee II, 6.
Nordsee-Inseln II, 90.
Nordungar. Hochland I, 95.
Nordwest-Passage II, 619.
Normandie II, 53.
Norrköping II, 103.
North Downs II, 62.
North Lincoln II, 618.
North Park I, 45.
Northumberlandstraße I, [202.
Northon Sund I, 53.
Norwegen II, 99. 187. 193.
No, See, I, 555.
Nosairyer II, 352.
Nosairyer-Geb. II, 346.
Nossi-Bé II, 151. 645.
Nossi-Dambo s. Madagas-
Novara II, 159. [car.
Novipazar II, 311.
Nowaja-Praga II, 399.
Nowaja Semlja II, 116.
Nowi II, 311. [624.
Nubien I, 552.
Nubische Wüste I, 540.
Nuehr I, 541. 555.
Nuevitas I, 281.
Nuhr, Dschebel-e-, II, 364.
Nukukayete I, 158.
Nukuhiwa II, 604. 605.
Numea II, 592.
Nuñez, Rio, I, 507.
Nun, Wad, I, 462.
Nusairieh, Dschebel, II, 346.
Nyam-Nyam I, 536. 541. 559.
Nyandscha Mukulu I, 599.
Nyanga I, 629.
Nyangwé I, 596.
Nyassa-See I, 584. 598.
Nyborg II, 201.
Nyellem I, 534.
Nyköbing II, 201.

O.

Oahu II, 605.
Oakland I, 24.
Oaxaca-Geb. I, 205.
Oaxaca I, 244.
Ob II, 315. 319. 420. 421.
Obdorsk II, 426. [424.
Obeidh, El, I, 537.
Ober-Canada I, 59.
Ober-Guinea-Küste I, 504.
Ober-Zips II, 96.
Oberer See I, 59.
Obongo I, 635.
Obschtschij-Syrt II, 110.
O-Cairn II, 65.
Oceanien II, 566.
Ochotzkisches Meer II, 316.
Ochrida-See II, 42.
Odense II, 201.
Odenwald II, 86.
Oder II, 89. 93.
Oder-Gebirge II, 95.
Odessa II, 111. 280.
Oeland II, 6. 100.
Oelberg II, 87.
Oertsche-Mureen II, 484.
Oesbeken II, 407. 416.
Oesel II, 6.
Oeta II, 43.
Ofen II, 261.
Oghüz II, 410.
Oglio II, 25.
Ogoway I, 629.
Ogwemuen-See I, 633.
Ohosaka II, 436. 449. 458.
Ohio I, 62.
Oi II, 457.
Oil Springs I, 194.
Oise II, 55.
Okanda I, 634.
Okeko-Berg I, 634.
Okkak I, 186.
Okono I, 634.
Okota I, 633.
Olancho I, 262.
Olchon II, 426.
Oléron, Ile d', II 52.
Olekma II, 432.
Olenek II, 432.
Olgastraße II, 623.
Olona II, 161.
Olony Baisching II, 485.
Olonos II, 43.
Olt II, 292.
Olymp II, 43. 323.
Olymp, cyprischer, II, 330.
Olympia II, 300.
Oman II, 362. 368. 372.
Omatoka-Berg I, 617.
Omberg II, 191.
Ombo II, 503.
Ombrone II, 30.
Omotepec I, 268.
Omoa-Geb. I, 262.
Omsk II, 422.
Onango I, 630.
Onangwe-See I, 633.
Onateha II, 605.
Onega-Busen II, 114. 115.
Onega-Fluß II, 115.
Onghin II, 487.
Onilaw II, 592.
Ontario, Prov., I, 190. 192.
Ontario-See I, 58. 59.
Oodsu II, 449.
Oostal II, 85.
Oran I, 337. 475.
Orang-Benua II, 546.
Orang-Laut II, 546.
Oranje I, 601. 607.
Orb II, 56.
Ordos II, 487.
Orebro II, 103.
Oregon-Terr. I, 33.
Orel-Canal II, 40.
Orgelpic I, 332.
Orhanie-Paß II, 46.
Orianda II, 113.
Oriental. Cordillera, I, 309.
Orinoco-Gebiet I, 301.
Orissa II, 520. [321 ff.
Orizaba, Pik, I, 207. 238.
Orkaden II, 68.
Orkney-Archipel II, 6. 68.
Orldonioeibor I, 579. [614.
Orléans II, 52.
Orléans, Canal d', II, 53.
Orléansville I, 476.
Orio, Mte. d', II, 36.
Orohena II, 602.
Oronsay II, 67.
Orontes II, 353.
Orsowa II, 95.
Orotava I, 641.
Orta-See II, 25.
Orte II, 164.
Oruru, Hochebene v., I, 390.
Orvieto II, 164.
Osborne II, 180.
Osma II, 44.
Osmanen II, 305.
Osmanpazar II, 311.
Osning II, 87.
Osorno I, 308.
Ossa II, 43.
Ostchinesisches Meer II, 318.
Ostdeutsches Tiefland II,
Ostende II, 214. [92.
Osseten II, 396. 399.
Oster-Insel II, 597.
Oesterreich, Erzherzogth., II, 243.
Oesterreichisch-ungarische Monarchie II, 240 ff.
Ost-Europa II, 109 ff.
Ostjaken II, 273. 422.
Ostindischer Archipel II, 317. 546.
Ostind. Halbinsel II, 320.
Ostsee II, 6.
Ostseeprovinzen II, 266.
Ostsibirische Küstenprovinz II, 421.
Osyeba I, 633. 634.
Otago II, 610
Otau II, 457.
Otchon-Tengri II, 486.
Othrys II, 42.
Otomis I, 218.
Otranto, Straße v., II, 23.
Otranto II, 168.
Ottawa-Fluß I, 59. 193.
Ottawa (Stadt) I, 193.
Otway I, 352.
Ouche II, 55.
Ourthe II, 212.
Ouse II, 62.
O-va-herero s. Damara.
Ovampo-Land I, 618.
Owari II, 457.
Owen-Stanley-Geb. I, 590.
Owens-Lake I, 25.
Oxia II, 43.
Ozama I, 291.
Ozark-Ridge I, 63.

P.

Pabellon de Pica I, 388.
Pacaraima-Geb. I, 321.
Pachitea I, 328.
Packeis-Meer II, 618.
Padams, Rio, I, 323.
Padro, Mt., II, 36.
Padua II, 162.
Paglia Orba, Mt., II, 36.
Pahang II, 545.
Pahari II, 497.
Paimboeuf II, 52.
Paires I, 273.
Pakaraman II, 554.
Pakhoi II, 467.
Palaos-Inf. s. Palau-Arch.
Palar II, 520.
Paläſtina II, 320. 346. 356.
Palau-Archip. II, 136. 566.
Palawan II, 549. [593. 595.
Palcaza I, 328.
Palembang II, 535.
Palencia II, 18.
Palermo II, 169.
Palk-Straße II, 520.
Palma, Cerro de la, I, 208.
Palma I, 637. II, 21.
Palmas I, 224. 510.
Palmyra II, 347.
Pamalombe-See I, 599.
Pambusch II, 332.
Pamir-Hochebene II, 319. 403. 489. 491.
Pamlico-Sund I, 13.
Pampas I, 335 ff.
Pamplona II, 16.
Panamá, Meerenge v., I, 7.
Panamá I, 366. 367.
Panamá, Bay von, 301.
Pancorbo II, 18.
Pan de Azucar s. Piton.
Pandschab II, 505. 507.
Panduren II, 260.
Pangani I, 578.
Pangong-See II, 499.
Pango-Pango II, 600.
Pankratjew-Inseln II, 624.
Panna II, 517.
Pao de Azucar I, 420.
Paol-Affonso-Fälle I, 333.
Paolo, San, I, 427.
Papallacta I, 315.
Papeete II, 602. 603.
Papua II, 547. 567. 586. 588.
„ -Inseln II, 590. 591.
Para, Rio, I, 326.
Parabueba I, 334.
Paragua II, 549.
Paraguari I, 413.
Paraguay I, 336. 409.
Paramáribo I, 437.

Paramatta II, 581.
Paramo de la Suma Paz
Paraná I, 337. [I, 321.
„ ſ. La Plata.
„ de las Palmas I, 338.
„ Paraguay I, 339.
Paranahyba I, 339.
Paranatinga ſ. Amazonas.
Pare I, 578.
Parecis, Campos dos I, 333.
Pareyis I, 422.
Paria, Golf v., I, 276, 300.
Parime, Sierra de, I, 304, 319, 320.
Paris II, 148.
Parkkette I, 46.
Parnaſſos II, 43.
Parſis II, 392.
Pasco, Cerro de, I, 328.
„ I, 313.
Paſo del Norte I, 12.
Paſtaza I, 325, 328.
Paſto I, 315.
Päſſe I, 66.
Päſtum II, 168.
Pasvig-Elf II, 114.
Patagonien I, 5, 342.
Patani II, 544.
Pathanen ſ. Afghanen.
Patia I, 315.
Patkoi-Kette II, 53.
Patna II, 512.
Patos, Sierra des los, I, 209.
„ Laguna des los, I, 209.
Patrás II, 300. [300.
Paul, St. (Réunion) I, 647.
„ „ II, 615.
„ „ -Inſ. I, 202, 447.
Paulo de Loanda, S., I, 625.
Paul's-Felſen, St., I, 448.
Paulhaguet II, 58.
Paumotu-Archipel II, 566, 597, 603, 604.
Pavia II, 161.
Pawlodar II, 422.
Pawnees I, 117.
Paxo II, 300.
Payer-Spitze II, 618.
Payonal, Gran, I, 328.
Payſander I, 329.
Peabody-Bai II, 618.
Peake-River I, 175.
ſ. Friedensfl.
Peak-Gebirge II, 65.
Peak-Downs II, 560.
Peckets Harbour I, 344.
Pecos, Riv., I, 15.
Pedias II, 330.
Pedro, San, II, 605.
Pedrotalagalla II, 525.
Peel I, 56, 174.
Peekskill I, 72.
Pegu II, 536, 537.
Pegu, Buſen von, II, 530.
Peguaner II, 531.
Peh-Tau-Schen II, 459.
Pei-Hai II, 467.
Peipus-See II, 114.
Peking II, 466, 475.
Pelew-Inſ. ſ. Palau-Arch.
Peling II, 470.
Pelion II, 43.
Pellegrino, Mte., II, 169.
Pelly-Inſeln I, 174.
Peloponnes II, 40, 43, 300.
Pemba I, 580.
Pendſchakend II, 410.
Penna, Mte., 28, 520.
Penniniſche Kette II, 64.
Peñon de los Baños I, 246.
Penrhyn-Inſeln II, 597.
Pentedaktylo-Geb. II, 43.
Pentland-Geb. II, 65, 68.
Peräa II, 360.
Perak II, 545.
Perija, Sierra, I, 318.
Perlen-Inſeln II, 604.
Perene I, 328.
Pericues I, 218.
Perieos, Cueſta de, I, 208.
Perim-Inſel II, 367, 564.
„ -Dagh II, 48.
Permier II, 373.
Pernambuco I, 427.
Perſer II, 9, 391, 405.
Perſien II, 319, 373, 381.
Perth II, 66, 181, 585.
Perú I, 380.
Perugia II, 164.
Peſaro II, 164.
Peſcherähs I, 354.
Peſchiera II, 162.
Peſt ſ. Budapeſt.
Petali, Golf von, II, 40.
Peten-See I, 255.
Petermann-Fjord II, 618.
„ -Land II, 625.
„ -Spitze II, 618.
Petersburg, St., II, 114, 280.
Petro-Alexandrowsk II, 410.
Petrolia I, 194. [410.
Petropawlowsk II, 434.
Petropolis I, 427, 430.
Petſchiti II, 318, 468.
Petſchmarri II, 518.
Petſchora II, 116.
Petuna II, 482.
Peul I, 507.
Pfefferküſte I, 504.
Phila I, 551.
Philadelphia I, 76.
Philippinen II, 136, 317, 321, 547, 549.
Philippeville I, 475.
Philippopel II, 311.
Phlegräiſche Felder II, 34.
Pholis II, 299.
Phönix-Inſeln II, 597, 605.
Phthiotis II, 299.
Piacenza II, 162.
Pianoſa II, 36.
Pjätigorsk II, 393.
Pichincha I, 314.
Pichis I, 328.
Pico I, 642.
Pico viejo I, 639.
Pictenwall II, 64.
Piedra, Gran, I, 181.
Piemont II, 23, 159.
Pierre, St. (Réunion) I, 647.
„ „ I, 189, [647.
„ „ II, 151.
Pieter Maritzburg I, 605.
Piles Peak I, 45.
Pilat, Mt., II, 57.
Pilaya I, 340.
Pilcomayo I, 338, 340.
Pilenkowa-wes II, 399.
Pillar, Cap, I, 351.
Pilot Peak I, 26.
Pilſen II, 254.
Pinahuiſtevec, Cerro de, I, 209.
Pinal I, 207. [207.
Pindos II, 42.
Pinerolo II, 159.
Pine-Paß I, 51.
Pinos, Mte., I, 22, [519.
Pintados, Islas de los II, 549.
Piräus II, 299.
Pirot II, 45, 311.
Piſa II, 28, 163.
Piſchawer II, 508.
Piſchimthal II, 373, 375.
Piſek II, 254.
Pitnjak II, 406.
Piton I, 639.
„ de la Fournaiſe I, 647.
Pitt, Cap., I, 31.
„ Mt., I, 35.
Pittsburgh I, 92.
Pityuſen II, 21.
Pizarro, Cerro, I, 207.
Placentia-Bay I, 187.
Plains ſ. Prairien.
Plata, Rio de la, I, 300.
Platte-Fluß I, 44.
Platte, North Fork, I, 47.
Plattenſee II, 97.
Pleaſanton I, 24.
Plenty-Bai II, 609.
Pleſſidi II, 43.
Ploeſchti II, 297.
Plomb du Cantal II, 58.
Plombières II, 55.
Plynlimmon II, 54.
Pniel I, 609.
Po II, 23.
„ della Maeſtra II, 25.
„ di Primaro „
Podhoraken II, 255.
Podolen II, 256.
Podolien II, 113.
Poik-Thal II, 98.
Pointe de Galle II, 525.
Pointe-à-Pitre I, 295.
Polarregionen II, 613 ff.
Polen II, 241, 266.
„ (Volk) II, 220, 256, 270, 306.
Polyneſien II, 566, 597 ff.
Polynia II, 623.
Pompeji II, 167.
Pondichery II, 151, 520.
Pontaſſieve II, 28.
Pontianak II, 557.
Pontiniſche Inſeln II, 36.
„ Sümpfe II, 33.
Ponza II, 36.
Popocatepetl I, 207, 241.
Popayán I, 315.
Porſanger-Fjord II, 101.
Portage La Loche I, 174.
Port de France II, 592.
Port au Prince I, 289.
Portici II, 167.
Port Louis I, 355, 617.
Port Natal I, 605.
Porto II, 18, 121.
Porto Novo I, 520.
Porto Santo I, 641.
Portugal, Kgr., II, 120 ff.
Portugueſa I, 322.
Portugueza I, 364.
Potaro I, 436.
Potenza II, 168.
Poti II, 400.
Potomac I, 13, 68.
Potoſi, Cordillera de, I, 309.
Potoſi I, 314, 391.
Potſcheſtrom I, 611.
Poſſeſſion-Island II, 615.
Pourtland Cap Ridge I, 287.
Poyas-Gebirge I, 262.
Pozuzú I, 329.
Pozzuoli, Golf von, II, 34.
„ II, 167.
Pracchia II, 28.
Pradelles-Vulcane II, 58.
Prag II, 254.
Prata I, 637.
Prairien I, 64.
Praslin I, 646.
Prerau II, 254.
Preußen (Volk) II, 218.
Prevoſt-Island I, 171.
Prince Edward-Island II, 615. [619.
Prince Patrick-Island II,
Prince of Wales-Inſel II, 619. [619.
Prince of Wales-Straße II,
Principe, Ilha de, I, 522.
Principe Puerto I, 262.
Prinz Karls Vorland II,
Prieren II, 42, 303, 311. [621.
Procida II, 35, 167.
Proſſnitz II, 254.
Provence II, 56.
Pruth II, 97, 293.
Prybiloff-Inſeln I, 161.
Prypet II, 113.
Przemyſl II, 256.
Pſiloriti II, 43.
Pskow (Gouv.) II, 114.
Pskow-See II, 114.
Pucara, Cueſta de, I, 337.
Puebla I, 240.
Pueblo grande Inſel I, 268.
Puerto, Real, I, 263.
Puerto del Arecife I, 641.
Puertorico I, 275, 292, II.
Pugetſund I, 155. [136.
Puir II, 484.
Pul ſ. Peul.
Pulnays II, 507.
Pulo Condor II, 541.
Pulo Pinang II, 544, 545.
Punas I, 311.
Punti II, 543.
Puntledge-Fluß I, 52.
Puralı-Thal II, 375.
Purûs I, 327.
Puſcht-i-Kahr II, 489, 492.
Puſiano-See II, 25.
Pußten II, 97.
Puy de Dôme II, 58.
Pyramid Lake I, 37.
Pyramid Peak I, 26.
Pyrenäen (Auſtr.) II, 570.

Q.

Qaſch, Chor-el-, I, 565.
Qauer, Scriba, I, 554.
Qola I, 568.
Qolas I, 569.
Quadra ſ. Vancouver-Inſ.
Quandary Peak I, 46.
Quango I, 625.
Quarnero, Golf, II, 97.
Quebec I, 58, 190, 192.
Quechua I, 386.
Quedah II, 544.
Queens-Channel II, 571.
Queensland II, 571, 580.
Querétaro I, 235.
Quiche I, 259.
Quichua I, 394.
Quipos ſ. Napos.
Quillu I, 628.
Quiloa I, 580, 598.
Quindiu, Cordill. de, I, 315.
Quito, Cordill. v., I, 313.
Quito I, 313, 375.
Quorra I, 523.
Qurna I, 350.

R.

Rabanica-Paß II, 46.
Rabaskaw I, 174.
Rabat I, 467.
Rachiya, Wady, II, 369.
Radschamal-Kolh II, 521.
Radschput II, 522. [525.
Radschputana-Staaten II,
Ragusa II, 40. 252. [522.
Rahiéta, Busen v., I, 568.
Raiatea II, 602.
Rainier, Mt., I, 35.
Raitzen II, 260.
Rakhang II, 531.
Ralik II, 594.
Ramakoban-Passage I, 613.
Rämisgummen II, 73.
Ramri II, 536.
Ranco, L., I, 308.
Rangun II, 537.
Ran-Kul II, 493.
Ran-Niederung II, 510.
Rapanui II, 597.
Raratonga II, 601.
Rascien II, 42.
Ras-el-Hadd II, 368.
Ras Mesandum II, 371.
Ratak II, 594.
Ratten-Indianer I, 158.
Rattlesnake-Geb. I, 47.
Rauhe Alp II, 81. 83.
Rauriser-Paß II, 75.
Ravats II, 505.
Ravenna II, 24. 162. 163.
Rawal-Pindi II, 508.
Rawi II, 507.
Rawlings Springs I, 47.
Rayet Utan II, 546.
Reaver-R. I, 55.
Ré, Ile de, II, 52.
Red River I, 63. 180.
Reenanpaß I, 607.
Regaf, Dschebel, I, 563.
Regen II, 82.
Reggio II, 162. 168.
Regla I, 285.
Reichenberg II, 254.
Reichenstein-Geb. II, 95.
Reischen-Scheideck II, 75.
Remo, San, II, 27. 160.
Rendskopberg I, 607.
Rendina, Busen v., II, 40.
Reno II, 25.
Rensselaer Hafen II, 618.
Renthier-Geb. I, 56.
Renthier-Tschuktschen II,
Reschade I, 499. [433.
Resicht II, 388.
Restigouche-River I, 198.
Réunion I, 647. II, 151.
Reuß (Fl.) II, 73.
Reykjavik II, 204.
Rhadames I, 485.
Rharnis, Schott, I, 485.
Rhat, Oase, I, 498.
Rhäto-Romanen II, 236.
Rhea, Um-el-, I, 462.
Rhein II, 73. 81. 83. 89.
Rheingau II, 87.
Rhett, See, I, 37.
Rhodope-Geb. II, 47.
Rhodos II, 322.
Rhône II, 49. 51. 56. 73. 81.
Rhön-Gebirge II, 88.
Rhotas-Fort II, 317.
Rjukan-Foß II, 102.
Ribeira grande, Cidade da, I, 637.
Richelieu-Fluß I, 67.
Richthofenspitze II, 626.
Riesengebirge II, 94.
Riga, Busen von, II, 6.
Rigla II, 370.
Rigolette L, 183.
Rilo-Dagh II, 47.
Rilo-Monastir II, 47.
Rimac, Rio, I, 381.
Rimini II, 162. 163.
Ringedals-Foß II, 102.
Rinihue, Laguna de, I, 303.
Riobamba I, 314. [308.
Rio de Janeiro, Bay, I, 300. 429.
Rioja II, 16.
Rion II, 319. 331. 399.
Ripley, Mt., I, 24.
Ripon-Fälle I, 563. 590.
Riviera di Ponente II, 26.
Rivière salée I, 295.
Roah I, 558.
Roberts-Inseln II, 605.
Robeson-Canal II, 618.
Roca, Cap, II, 12.
Rocca di Vipareto II, 29.
Rockfee II, 190. [44 ff.
Rocky-Mountains I, 8.
Rodriguez I, 643. 647.
Roeskilde II, 200.
Roggeveld-Gebirge I, 603.
Rohitsch II, 250.
Rohl I, 558.
Röhm II, 87.
Rokitno-Sümpfe II, 113.
Rolos, Ilha de, I, 522.
Rom II, 32. 165.
Romagna II, 162.
Romanen II, 10.
Romania, Cap, II, 544.
Römischer Apennin II, 29.
Ronciere, La, I, 176.
Ronda, Sierra de, II, 21.
Rondinaja, Mte., II, 28.
Rönne II, 201.
Rook II, 590.
Rosa, Mte., II, 79.
Rosa, Sta., I, 319.
Rosako I, 586.
Rosalita-Paß II, 46.
Roschang II, 531.
Roselskoi-Vulcan II, 434.
Rossignol-See I, 200.
Rothenthurmpaß II, 97.
Rothes Meer I, 453. 564.
Rotonde I, 646.
Rotondo, Mte., II, 36.
Rotorua II, 609.
Rotterdam II, 208.
Rouen II, 54.
Roveredo II, 249.
Rovigo II, 162.
Ruanda I, 592.
Ruapehu II, 609.
Ruatan I, 263.
Rufidschis I, 588. 598.
Rufu I, 578.
Rufuma I, 598.
Rügen II, 6. 92.
Ruhrthal II, 87.
Ruk II, 595.
Rum II, 66.
Rumänen II, 240. 275. 288. 595. 305.
Rumänien II, 37. 93. 292.
Rumbo II, 545.
Rumburg II, 254.
Rumelia II, 43. 299.
Rumili (Rumelien) II, 44.
Ránga I, 536.
Ruo-Fluß I, 599.
Ruphiá II, 300.
Rusango I, 591.
Ruscuk II, 47.
Rusidschi-Fluß I, 594.
Rustschuk II, 311.
Ruß II, 113.
Russen II, 366.
Russen in Asien II, 388.
Rußland II, 263 ff.
Ruthenen II, 241. 256. 259.
Rwaha I, 593.
Rwaha Nullah I, 598.
Ryad II, 371.
Ryk-Ys-Inseln II, 621.
Rzeszow II, 256.

S.

Saale II, 94.
Saane II, 74.
Saba I, 295.
Sabaki I, 576.
Sabiner-Geb. II, 31. 33.
Sabioncello II, 40.
Sable-Inseln I, 202.
Sachalin II, 316. 432.
Sachsen (Volk) II, 241.
Sacramentofluß I, 23.
Sächsische Schweiz II, 94.
Sacrificios, Isla de, I, 238.
Säulen-Cap II, 625.
Safieh, Wady es, II, 360.
Saghes-Plateau I, 460.
Saguenay-Thal I, 190.
Sáhara I, 483.
Sáharisches Rand-Geb. I,
Sahel-Geb. I, 475. [461.
Sahra II, 353.
Saida II, 347.
Saida, Schott-es, I, 460.
Saigon II, 151. 541.
Saikio II, 449.
Saimasee II, 115.
Saintes, les, I, 295.
Saissan-Nor II, 424.
Sajama I, 309.
Sajanisches Geb. II, 317.
Sakai II, 449.
Sakalavas I, 645.
Sakarah I, 549.
Sakaria II, 323.
Sakkye II, 546.
Salado, Rio, I, 337. 338.
Salamanca II, 18. [340.
Salamanca I, 235.
Salamis II, 299.
Salamoriá II, 43.
Salawiti II, 591.
Saleh-Rabat I, 465.
Salerno II, 167.
Salerno, Busen v., II, 23.
Salinas I, 347.
Salinas, Laguna de, II, 390.
Salamons-Inseln II, 586.
Saloniki II, 303. 311. [591.
Saloniki, Busen v., II, 40.
Salor II, 404.
Salso II, 35.
Salta I, 337.
Salto II, 29.
Salt-Plain-Mountains I,
Saltholm II, 199. [15.
Saluen II, 320. 533. 537.
Saluzzo II, 159.
Salvador, San, I, 263.
Salween s. Saluen.
Salza II, 73. 82.
Salzburg II, 247.
Salzfluß I, 176.
Salzkammergut II, 79. 243.
Samaje-gonpa II, 503.
Samakro II, 47.
Samana, Bay von, I, 290.
Samanella II, 525.
Samarang II, 554.
Samaria II, 356. 357.
Samaritaner II, 357.
Samarkand II, 410. 411. 412.
Samarow II, 426.
Sambra-Fälle I, 633.
Sambor II, 256.
Sambos, Hochebene, I, 627.
Sambre II, 84.
Sameru II, 553.
Samhára I, 566. 568. 574.
Samoa II, 597. 599.
Samoaner II, 599.
Samogitien II, 114.
Samogitier II, 270.
Samojeden II, 10. 116. 274. 315. 422.
Samokowskija-Hügel II,
Samos II, 329. [116.
Samsun-Bucht II, 323.
Sana II, 369.
Sandelbosch II, 560.
Sandhurst II, 580.
Sandoway II, 536.
Sandwichs-Inseln II, 566. 605. 614.
Sandwichs-Insulaner s. Kanaken.
Sanford-See I, 67.
Sangay I, 314.
Sangpo II, 502.
San-han II, 460.
Sanjago de Cuba I, 282.
Sankorra-See 595.
Sansandig I, 523.
Sansibar I, 580.
Santal II, 524.
Santander I, 386.
Santiago I, 289. 635. 636.
Santiago, Rio de, I, 234.
Santiago de Chile I, 398.
Santorin II, 43.
Santo Cerro I, 289.
Saône II, 55.
Sao Paulo I, 337.
Sao Thomé I, 522.
Saqadi, Dschebel, I, 533.
Sarambey II, 311.
Sarahamo I, 528.
Sardi II, 507.
Sardinien II, 5. 36. 169.
Sarepta II, 272.
Sargasso-Meer I, 445.
Sarik II, 404.
Sarkan II, 416. [109.
Sarmatisches Tiefland II,
Saromata-Geb. II, 43.
Saron II, 346.
Saros, Golf von, II, 40.
Sarten II, 411. 416.
Sarthe II, 52.
Sary-Baba II, 404. [410.
Sary-Kamisch-Seen II,
Sary-Kul II, 408. 492.
Sassatschewan I, 55.
Sássari II, 169.
Sassyk-Kul II, 415. 424.
Sataga I, 519.
Satledsch II, 502. 507.
Satpura II, 509.
Sau s. Save.
Savanilla I, 368.
Save II, 37. 73.
Savona II, 160.

Sawali II, 599.
Sayula I, 232.
Sbach, Hochebene, I, 460.
Scammon-Lagune I, 226.
Scandinavien II, 99.
Scandinavier II, 188.
Scilly-Inseln II, 62.
Schaamba Beraigha I, 494.
Schabka-Geb. II, 42.
Schachjol-Dagh II, 332.
Schala II, 375.
Schamo s. Gobi.
Schamara II, 341.
Schamseddinln II, 337.
Schan-Alin-Geb II, 483.
Schanghai II, 466. 477.
Schankala I, 572.
Schan-Stämme II, 531, 533.
Schantis I, 518
Schara-chad II, 487.
Schara-Mureen II, 483.
Schar-Dagh II, 42. 484.
Schari-Fl I, 504 530. 532.
Scharköi II, 311.
Scha-si II, 467
Scha-teu II, 466.
Schatt s. Tigris.
Schatt-el-Arab II, 341.
Schavol II, 499.
Schech, Wadd el, II, 364
Scheich, Dschebel esch, II, 347.
Scheich-Dscheni-Geb. II, [410.
Schekianis I, 631.
Schelde II, 89
Scheliff I, 462.
Schelifa I, 461. [347.
Scher, Dschebel esch, II,
Scherian-Dagh II, 332
Scheriat el Kebir s. Jordan.
Scherschel I, 475.
Scheytan-Kaleh II, 331,
Schiedam II, 208.
Schiffer-Inseln s. Samoa-Archipel.
Schilten II, 352.
Schilurah I, 593.
Schilka II, 430.
Schilluk I, 554.
Schimba-Berge I, 578.
Schimißu I, 589.
Schimahi II, 494.
Schingeti I, 492.
Schinking II, 460.
Schiraa II, 369.
Schiras II, 46. 385.
Schire I, 599.
Schirwa-See I, 598. 600.
Schivodschiri-Toge II, 457.
Schlangen-Fluß I, 39.
Schlesien II, 253.
Schleswig II, 90.
Schliersee II, 82.
Schlukenau II, 254.
Schneeberge I, 603.
Schneekopf II, 88.
Schneekoppe II, 94
Schoa, Kgr., I, 541. 571.
Schoghular-Geb. II, 332
Schon-Fluß II, 511. 517.
Schonen'sches Ebenenland II, 104.
Schoschong I, 612.
Schottland II, 61. 181.
Schottisches Hochl. II, 65.
Schottisches Niederl. II, 65.
Schouten-Inseln II, 590.
Schucha II, 399.
Schuga-Kette II, 502.
Schumadija II, 267.
Schumla II, 311.
Schummar II, 371.
Schurachan II, 410.
Schuurmal II, 486.
Schwäbisch-bayer. Hochebene II, 81.
Schwäbischer Jura II, 81.
Schwanen-Fluß II, 571.
Schwarza-Thal II, 74.
Schwarze Berge I, 603
Schwarzes Meer II, 5, 109.
Schwarzfüßler I, 182.
Schwarzwald II, 83. 85.
Schweden II, 99.
Schweden (Volk) II, 272.
Schweden-Norwegen II, 187 ff.
Schweiz II, 234 ff.
Schweizerische Hochfläche II, 81.
Sclaven-Fluß I, 55. 174
Sclaven-See, großer. I, 54. 174. 175.
Scoresby-Sund II, 617.
Scotia, Nova, 13. 58.
Scott-Mts. I 31.
Scott-R. II, 31.
Scrivia II, 25.
Scutari II. 303. 311.
Scutari, See v., II, 42.
Sebastieh II, 357.
Sebastopol II, 112.
Sebba I, 527.
Sebenico II, 40. 252.
Sebú I, 462.
Secchia II, 25.
Secoffi I, 629.
Sedschan, Cap, I, 568.
Seeland II, 199.
Seelong II, 537.
Seen, Große, I, 8.
Sefid-Kuh II, 377.
Segovia I, 265.
Segu I, 508.
Segura II, 13
Sehre-Neger I, 862.
Seihun II, 323.
Seja II, 430.
Seja-Bureja'sche Niederung II, 430.
Seje, Cordill. de, I, 309.
Seine II, 49, 51.
Seine, Baie de la, II, 54.
Seistan II, 380.
Sekki II, 43
Selanik II, 303.
Selenga II, 317. 428.
Selenga-Thal II, 129.
Semang II, 515.
Semmering II, 74.
Semión-Geb. I, 567.
Seminoles I, 117.
Semipolatinsk II, 423. 485. 490. [415.
Semiretschenskij-Krai II,
Semirjetschensk II, 413.
Semiru II, 553.
Senegal I, 503.
Senegalstrom I, 490.
Senegambien II, 151. 504.
Sengerema I, 588.
Senna I, 616.
Sennaar I, 540. 553.
Senne II, 214.
Sephela II, 346.
Sera I, 553.
Seraf, Bahr el, I, 554.
Seraing II, 212.
Serajewo II, 311.
Seranne, Mts. de la, II, 57.
Seraq, Dschebel, I, 550.
Serawé, Plateau v., I, 567.
Serbal, Dschebel, II, 364.
Serben II, 241. 270. 287. 305. 306.
Serbien II, 37. 287.
Serbika-Morawa II, 42.
Serchio II, 28.
Sercq II, 53.
Serere-Wolof I, 506.
Sereth II, 97. 293.
Serginpol II, 423.
Serianowsk II, 425.
Serian-Tepe II, 47.
Seripiqui I, 267.
Sertao I, 334.
Servance, Belchen v., II, 84.
Sesia II, 25.
Setif I, 476.
Sette Kamas I, 629.
Seul II, 460.
Severn II, 63.
Sevilla II, 20. 125. 134.
Sevo, Vizzo di, II, 29
Sèvre Nantaise II, 52.
Sewanga-See II, 334.
Seychellen I, 643. 646.
Sfakes I, 481.
Shamon II, 68
Shasta, Mt., I, 23. 32.
Shawiniqan-See I, 52
Shergui, Schott esch. I, 460.
Sherman Peak I, 35.
Sherman Stat. I, 47.
Shetlands-Inf. II, 6 68
Shetland-Inseln, St., II, [614.
Shisilongis I, 627.
Shmuden II, 270.
Shoshone-Fall I, 39.
Shroon I, 67
Sjalland II, 199.
Siam II, 321. 531. 538.
Siam, Golf v., II, 531.
Siang-tang II, 471.
Sibirien II, 315. 402. 420.
Sibka-Balkan II, 46.
Sichem II, 357.
Sichota-alin II, 430.
Sicilien II, 5. 35. 168.
Siebenbürgen II, 247.
Siebenbürg. Erzgeb. II, 96.
Siebenbürg. Hochl. II, 95.
Siebengebirge II, 87.
Sieben Inseln, Bay der, I, 184.
Sieg II, 87. [I, 184.
Siena II, 164.
Sierpis II, 460.
Siete Lagunas I, 339.
Signaren I, 505.
Sijaposch s. Kafirs, II, 377.
Sikanier II, 129.
Sikhs II, 500.
Si-kiang II, 468.
Sikkim II, 506.
Sikol II, 316.
Sikol'i II, 435. 436.
Sil II, 17.
Silistria II, 311.
Silla de Torella II, 21.
Silsilch, Dschebel, I, 550.
Silver Lake I, 37.
Simeto II, 35.
Simm-See II, 82.
Simonoseki II, 495.
Simplon II, 75.
Sinagawa II, 455.
Sinab I, 502.
Sinai II, 364.
Sinai-Halbinsel II, 363.
Sincoque, Cerro, I, 207.
Sind s. Indus.
Sinde-Fluß I, 593.
Sindh, Tiefland, II, 510.
Sindri-See II, 510.
Singapur II, 544. 546.
Singfu (Singpho) II, 533.
Singhalesen II, 524.
Singhbum-Kolh II, 521.
Singpho s. Singfu.
Sing-tschung II, 482.
Sinigaglia II, 164.
Sinope II, 323.
Sioux I, 117.
Sipan-Dagh II, 337.
Siracusa II, 169.
Sirba I, 526.
Sirke II, 487.
Siro-yama II, 457.
Sistov II, 311.
Sitka I, 14. 52. 156.
Siut I, 549.
Si-wan-tse II, 483.
Siwas, Ebene v., II, 323.
Siwa-Posch-Kafirs II, 495.
Siwa-Posch-Land II, 489.
Si-yin-tse II, 483
Skager-Rack II, 6. 100.
Skanderun II, 322.
Skidagate-Straße I, 171.
Sklavenküst I, 504. 519.
Skodra s. Scutari.
Skog II, 105
Skye II, 67.
Skypetaren s. Albanesen II, 306.
Skyro II, 300.
Slaven II, 10. 240. 259.
Slavonien II, 257. [367.
Slidol II, 45.
Slimno-Passage II, 46.
Slo II, 515.
Slovaken II, 241.
Slovenen II, 241. 251.
Smeinogorsk II, 424. 425.
Smith-Bay I, 176.
Smith-Channel II, 618.
Smyrna II, 328 329.
Snehätten II, 102.
Snowdon II, 63.
Sobat I, 541. 554.
Societäts-Inseln II, 597. 601. 602. 603.
Socotora-I, 575.
Soda-Lake I, 21.
Söderköping II, 191.
Södertelge II, 192.
Sofala I, 612.
Sofia II, 311.
Sofia, Becken von, II, 44.
Soghanly-Geb. II, 332.
Sogirma I, 525.
Sogne-Fjord II, 100.
Sokna I, 499.
Sókoto I, 524. 525.
Solimoes s. Amazonas.
Solo II, 555.
Solonen II, 484.
Somâli-Gebiet I, 574.
Sombernon, Mt., II, 55.
Somerset I, 447. 619.
Somerset-Fluß I, 563.
Somerset-Nil I, 590.
Sondrio II, 162.
Songari II, 430.
Song-koi II, 532. 533
Sonhrai-Neger I, 524. 526.
Soninke I, 506.
Sonklar-Gletscher II, 622.
Sonora-Paß I, 25. [625.
Sooke, Fluß, I, 52. [534.

Soonwald II, 84.
Soracte II, 30.
Sorgue II, 57.
Soriſtan ſ. Syrien.
Sorrata, Cerro de, I, 309.
Sorrento II, 34. 167.
Soswa II, 426.
Sotaken II, 259.
Soufrière, la, I, 295.
Southampton II, 62.
Southampton-Inſel I, 15.
South Downs II, 62.
South Ngombé Nullah I.
South Park I, 45. [593.
Spaa II, 212.
Spalato II, 40. 252.
Spanien II, 124.
Spaniſh Peak I, 26. 45.
Spaniſhtown I, 288.
Spartivento, Cap, II, 29.
Spathanan Watſchi I, 55.
Spencer-Golf II, 569.
Sperenberg II, 231.
Speſſart II, 87.
Spetſiä II, 300.
Spezia, la, II, 27. 160.
Spiti II, 505.
Spitzbergen II, 7. 621.
Spitzingſee II, 82.
Splügen II, 75.
Spoleto II, 164.
Sporaden II, 5. 40.
Sporaden, Centralpolyneſiſche, II, 605.
Sredna-Gora II, 46.
Sremarda I, 532.
Srinaggar II, 497.
Sri-Rama II, 541.
Staffa II, 67.
Staffelſee II, 82.
Staffordſhire II, 65.
Stambul II, 40.
Stanislau II, 256.
Stanowoi-Geb. II, 317. 421. 429.
Stans-Vorland II, 621.
Stara Planina II, 44.
Starnberger-See II, 82.
Staro-Zuruchaitujewsk II.
Staßfurt II, 231. [483.
Stavanger II, 100. 103. 195.
Stavoren II, 208.
Steiermark II, 250.
Stellenboſch I, 604.
Stelvio II, 75.
Steinhuder-Meer II, 92.
Sternberg II, 254.
Stettin II, 228.
Stewarts-Inſel II, 608.
Stickeen I, 56.
Stockholm II, 103. 190. 192.
Stockton I, 25.
Stog II, 42.
Stojki II, 256.
Stole II, 42.
Stolovi-Gebirge II, 45.
Stoneys I, 132.
Stora-Philippeville I, 475.
Store Goldhöpig II, 102.
Storfjord II, 621.
Straßburg II, 83. 229.
Stromboli II, 35.
Stromö II, 202.
Struma II, 48.
Stuart's Lake I, 167.
Stuttgart II, 229.
Suaheli I, 580.
Suaheli-Küſte I, 580 ff.
Suakin I, 564.
Subiaco II, 33.
Succiſo, Alpe di, II, 28.
Suchóna II, 116.
Sucre I, 391.
Süd-Inſel II, 608.
Südpol II, 614.
Sudán I, 502. 529.
Sudeten II, 95.
Sudija II, 515.
Sürmi I, 525.
Suez, Landenge v., I, 540.
Sugdidi II, 398.
Suifun II, 482.
Suiva-See II, 457.
Sukkot I, 552.
Sulaco-Gebirge I, 262.
Suliman-Kette II, 373.
Sulina, Arm von, II, 39.
Sulitelma II, 102.
Sulu-Archipel II, 551.
Sulzer Belchen II, 84.
Sumatra II, 321. 531. 547.
Suma-chad II, 487.
Sumbava II, 560.
Sumbe I, 626.
Sumidagawa II, 455.
Summer Lake I, 37.
Summit I, 31.
Sumpul I, 264.
Suna I, 388.
Sund II, 6. 100.
Sundainſeln, große, II, 547.
Sundainſeln, kleine, II, 560.
Sundaneſen II, 554.
Sundarban II, 512.
Sundaſtraße II, 555.
Sunderlik-Dagh II, 334.
Sungari II, 482.
Sun-ſchan-Geb. II, 318.
Suok II, 487.
Suomaleinen II, 273.
Suomi II, 273.
Superga II, 25.
Suquet II, 57.
Surabaya II, 554.
Surachaneh II, 395.
Surchab II, 375. 492.
Surghaja II, 353.
Surinam I, 436.
Sus I, 462.
Suſa II, 159. 481.
Susquehanna I, 13. 68.
Sut-i-kul II, 497.
Suwo-Nada II, 436.
Svea-Land II, 103.
Sveti-Nikola-Balkan II,
Sviſtov ſ. Siſtov. [44.
Swallow-Hafen I, 352.
Swamps I, 71.
Swanen II, 399.
Swazi-Territ I, 612.
Swiätoi II, 428.
Sydney II, 581.
Sylt II, 90.
Syra II, 300.
Syr-Derja II, 319. 403. 412.
Syr-Derja (Diſtrict) II,
Syrer II, 348. [413.
Syrien II, 316.
Syriſche Wüſte II, 319.
Syrjänen II, 273.
Syrte, große, I, 502.
Syrtenmeer I, 453.
Számos II, 96.
Szekler II, 260.

T.

Tabacotes, Cerro, I, 209.
Tabago I, 296.
Tabarijeh II, 359.
Täbris II, 382. 391.
Tachó, Lac, I, 175.
Táchira I, 364.
Tachtakran II, 332.
Tachtalia II, 38.
Tacht-i-Suliman II, 373.
Tacora I, 309.
Tacubaya I, 236.
Tademekkes I, 524.
Tadſcheruna (Kror, I, 494.
Tadſchiks II, 405. 411. 416.
Tadſchurrabah I, 568.
Taduſſah I, 56.
Tafelbay I, 603.
Tafelberg I, 603.
Tafilet, Oaſe, I, 462. 485.
Tafua-Piſ II, 599. [492.
Tagalas II, 549. 550.
Tagánet I, 492. 493.
Tagani II, 118.
Taganrog II, 111.
Taghalma II, 492.
Taguo-Fluß I, 52.
Tahaa II, 602.
Tahiti II, 151. 568. 602.
Tahitier II, 602.
Tahoe-See I, 37.
Taimyr-Golf II, 316.
Taiohai II, 605.
Tajo II, 14. 19.
Takanawa II, 455.
Takazzé I, 568. 570.
Takhtalu II, 422.
Takuren II, 485.
Talaing II, 531. 538.
Talanti-Canal II, 40.
Talaß II, 417.
Taldyk II, 408.
Talgarnyn-Tal-Tſchoku II, 490.
Tal-han-ſchan II, 471.
Talung II, 544.
Taman II, 394.
Tamaniſche Halbinſel II, 5.
Tamaulipas, Sierra de, I, [207.
Tamatave I, 645.
Tambo I, 328.
Tambora II, 560.
Tammerfors II, 272.
Tamulen II, 524.
Tana, See von, I, 567.
Tana-Fjord II, 101.
Tananarivo I, 645.
Tanaro II, 25.
Tanargue II, 57.
Tanburek-Dagh II, 334.
Tanganyika-See I, 455. 584. 589. 594.
Tanger I, 467.
Tanguten II, 502.
Tankilita ſ. Taquilenta.
Tanla II, 502.
Tannu-Ola II, 486
Tanſchui II, 467.
Tao I, 499
Tao-Yuan-Hſien II, 479.
Tapajoz I, 397.
Tapanhuna I, 425.
Tapia, Rio, I, 319.
Tapty-Thal II, 507.
Taquilenta I, 507.
Tara II, 41.
Tara-Paß II, 517.
Tarabúlos ſ. Tripolin.
Tarabúzun ſ. Trapezunt.
Tarahumaras I, 218.
Taranaki II, 610.
Taranto II, 168.
Taranto, Golf, II, 23.
Tarare, Mt., II, 57.
Tarbagatai II, 319. 403. 421. 423. 424. 482.
Targot-jap II, 503.
Tarn II, 51. 57.
Tarnon II, 256.
Tarnopol II, 256.
Taro II, 25.
Tarrascos I, 218.
Tarſo-Gebirge I, 500.
Tarya I, 337.
Tarym-gol II, 488. 489. 493.
Taſchkend II, 413.
Tasco I, 244.
Taſi-Tſcho-ſong II, 506.
Taſmanien (Vandiemensland) II, 585.
Taſſelot, Mt., II, 55.
Taſſili I, 484.
Taſton II, 424.
Tatar-Baſardſchik II, 311.
Tataren II, 273. 274. 396.
Tatra II, 95. 96.
Ta-tung II, 467.
Tauata II, 604.
Tauern II, 75.
Taunus II, 87.
Taupo II, 609.
Tauriſches Geb. II, 112.
Taurus II, 322.
Tauſend-Inſeln I, 190. II, 621.
Ta-utſchi-Schan II, 477.
Taviſh-Bad, Mc., I, 176.
Tawang-Thal II, 504.
Tay II, 66.
Tebua II, 605.
Tech II, 56.
Teckel I, 346.
Tedmor II, 347.
Tegern-See II, 82.
Tegetthoff, Cap, II, 625.
Tehama II, 367.
Teheran II, 382. 384.
Tehuantepec, Buſen von I, 203.
Techuelchen I, 347.
Tejo II, 14.
Teitaland I, 578.
Teke II, 404.
Tekke II, 388.
Tekuane I, 614.
Telapon, Cerro, I, 207.
Telegraphen-Plateau I,
Telek-Thal I, 346. [441.
Tele-Hügel I, 345.
Telezkiſcher See II, 424.
Telinga II, 524.
Tell, Gebirge, I, 460.
Telok-Linchu II, 588.
Temurtu-Tagh II, 490.
Tenaſſerim II, 531. 536.
Tenda, Col di, II, 75.
Tenedos II, 329.
Tengik I, 498.
Tengri-Noor II, 503.
„ -Chan II. 490.
Teng-Tſcheu II, 466.
Teneriffa I, 637. 638.
Tenneſſee I, 63.
Tenochtitlan, Ebene von, I, 206.
Tenſift I, 462.
Teochiapanecos I, 218.
Tepatitlan I, 234. [208.
Tepehuanes, Sierra de, I,
Tequendama I, 316. 317.
Teramo II, 166.
Terceira I, 642.

Terek II, 393. 396.
Terek-Dawan II, 492.
Ternate II, 561.
Terni II, 164.
Teroa I, 572.
Terracina II, 33. 165.
Terranova II, 169.
Terre Basse, I, 195.
„ Grande, I, 195.
Terros II, 615.
Terschei II, 490.
Teschen II, 254.
Teſſala-Gebirge I, 460.
Teſſin-Thal II, 75.
Tet II, 56.
Tete I, 616.
Teteven-Paſſage II, 46.
Tetons I, 48.
Tetuan I, 467.
Teufelspik I, 603.
Teutoburger Wald II, 87.
Teverone II, 30.
Texel II, 90.
Teyde, Pico de, I, 638.
Tezcuco-See I, 236.
Thai II, 531.
„ (Kgr. Siam) II, 538.
Thaiwan ſ. Formoſa.
Tharr, Indiſche Wüſte II,
Tharus II, 505. [510.
Theate II, 166.
Theben I, 550.
„ II, 300.
Themſe II, 62.
Theodorio, S., I, 429.
Thereſe, St., Lac., I, 175.
Thermopylen II, 43.
Theſſalien II, 43.
Thiago, St., ſ. Santiago
Thialt II, 300.
Thiba II, 300.
Thlinkiten-Archipel I, 14.
Thok-Daurakpa II, 503.
Thok-Jalung II, 503.
Thomas, St., I, 227. 293.
„ „ II, 199.
Thompſon-Fluß I, 167.
Thor, Goldenes, I, 24.
Thornton-Fluß I, 449.
Thorshavn II, 202.
Threeſiſters, Mt., I, 35.
Throndhjem II, 103. 105. 195. 196.
Thüringerwald II, 87.
Tian-Schan II, 319. 403. 482. 489.
Tibbu I, 493. 498.
Tiber II, 30.
Tiberias, See, II, 359.
Tibeſti I, 499. 502.
Tibet II, 318. 464. 501.
„ Hochebene, II, 494.
Ticino II, 25.
Ti-béray I, 176.
Tidikelt I, 455. 495.
Tidor II, 561.
Tien-Tſin II, 466.
Tiflis II, 399. 408.
Tigerinſel I, 338.
Tiggeda I, 498.
Tigré I, 572.
Tigrevacu I, 328.
Tigris II, 319. 330. 343.
Tih, El, II, 363.
Tijari II, 338.
Tikkitikki ſ. Akka.
Tille II, 55.
Timbuktu I, 524. 528.
Timge ſ. Tengik.
Timok II, 44.
Timor II, 120. 547. 560.
Timor-Laut II, 562.
Tinge I, 527.
Tintelluſt I, 498.
Tioge I, 617.
Tiree II, 68.
Tiribi, Rio, I, 273.
Tiris I, 492.
Tirlemont II, 213.
Tirnovo II, 46. 311.
Titano, Mte., II, 169.
Tirunkojilur II, 520.
Tiſta II, 505.
Titicaca-See I, 304. 311.
Tivoli II, 33. [380.
Tiyab I, 491.
Tjumen II, 422.
Tlalpam I, 236.
Tlaxcala, Ebene von, I, 206.
Tlemcen I, 476.
Toba II, 375.
Tobago I, 276.
Tobol II, 422.
Tobolsk II, 421. 422.
Tocatins I, 326.
Toda II, 519. 524.
Todos Santos, Bay, I, 300.
Todtes Meer II, 320. 346
Todtes Thal I, 21. [359.
Tó-far I, 565.
Tokat II, 328.
Tokelau-Inſeln II, 597. 600.
Tokio (Jedo) II, 436. 449.
Tola II, 485. [455.
Tol-Blal, Wadi, I, 565.
Toledo I, 91. 133.
Toledo, Berge von, II, 19.
Tolima I, 366.
Tolo-Azime-Fälle I, 622.
Tolucca-Ebene I, 206.
Tomine I, 508.
Tomsk II, 421.
Toncah II, 515.
Tone-gawa II, 457.
Tonga-Archip. II, 597. 598.
Tongariro II, 609.
Tongatabu II, 598.
Tonguragua I, 317.
Tonkin II, 532. 542.
„ Golf von, II, 477.
Topolias-See II, 300.
Tor, El, II, 361.
Torii-Toge II, 457.
Toronto I, 192. 194.
Torrens-See II, 569. 573.
Torres-Straße I, 566. 569.
Tortola I, 295.
Toscana II, 163.
Toscaniſche Ebene II, 28.
Toscaniſche Inſeln II, 536.
Toscaniſches Hügelland II,
Totonaques I, 218. [30.
Toulon I, 56.
Tours II, 52.
Towano I, 40.
Towarah-Araber I, 364.
Tower-Hall I, 48.
Trachon II, 355.
Tranſalai II, 492.
Transbaikalien I, 421. 429.
Transkaukaſien II, 399.
Transſylvaniſche Alpen II,
Transvaal I, 601. 607. [96.
Trapani II, 169.
Trapezunt II, 326.
Traſimeno, Lago, II, 30.
Tras-os-Montes II, 130.
Trau II, 252.
Traverſe-Inſeln II, 614.
Traveſia I, 347.
Travna II, 311.
„ -Paß II, 46.
Trawancore II, 520.
Trawnik II, 311.
Traz os Montes II, 17.
Trebbia II, 25.
Treinta I, 319.
Trent II, 62. 64.
Treviſo II, 162.
Trialetiſches Geb. II, 331.
Trient II, 249.
Trieſt II, 97. 250.
Trinacria ſ. Sicilien.
Tringano II, 544.
Trinidad I, 296.
„ -Inſel I, 276.
„ (Eiland) I, 447.
Trinité I, 347.
Trinity-Bay I, 187.
„ -Cap, I, 190.
„ -R. I, 31.
Trio-Cap I, 625.
Tripoli II, 347.
Tripolis I, 483.
Tripolitanien I, 482.
Tripolitza II, 43. 300.
Triſtan da Cunha I, 447.
Tro-Diſtrict I, 592. [448.
Trollhätta-Fall II, 104.
Tromſö II, 103 105. 107. 155.
Tronto II, 29. [196.
Troodos II, 330.
Troppau II, 254.
Trouville ſur mer II, 51.
Trujillo I, 364.
Truckee-Fluß I, 38.
„ -Paß I, 25.
Truxillo I, 262.
Tſad-Niederung I, 504. 530.
„ -See I, 490. 531.
Tſagan-Balgaſu II, 485.
Tſana I, 540.
„ See von, I, 567.
Tſang II, 501.
Tſchadda I, 524.
Tſchad-See ſ. Tſad-See.
Tſchagan-Mureen II, 484.
„ -Tokoi II, 487.
Tſchaidam II, 502.
Tſchaikiſten II, 260.
Tſchakhauſar II, 381.
Tſchaldyr II, 331.
„ -Geb. II, 332.
Tſchamar II, 522.
Tſchambeſi I, 594.
Tſchampagore I, 526.
Tſchanboſchan II, 430.
Tſchandernagore II, 515.
Tſchangani I, 614.
Tſchangars II, 508. 522.
Tſchang-pin-Tſchas II, 481.
Tſchangtang II, 499.
Tſchang-Te II, 479.
Tſchang-Tſchenmo II, 490.
Tſchanjatin-Geb. II, 430
Tſchardaklu II, 332.
Tſchathr-Dagh II, 112.
Tſchaudor II, 401.
Tſchauradeo II, 518.
Tſchechen II, 220. 270.
Tſchechoſlaven II, 241.
Tſchelebi II, 47.
Tſcheleken II, 404.
Tſcheljuskin, Cap, II, 315.
Tſchelskaja-Guba II, 116.
Tſchemkend II, 413.
Tſchen-Tſchi-Hſien II, 480.
Tſchen-Tſchou-fu II, 479.
Tſchen-Yuan-fu II, 480.
Tſcheremiſſen II, 273.
Tſchesker-Bucht II, 116.
Tſcherkeſſen II, 396. 396.
Tſcheribon II, 554.
Tſchernaja II, 112.
Tſchetang II, 504.
Tſchetſchenzen II, 397.
Tſchi-fu II, 466.
Tſchika-Geb. II, 42.
Tſchilas II, 495.
Tſchilik II, 490.
Tſchimbai II, 410.
Tſchinab II, 507.
Tſchindana II, 560.
Tſchingiz-Tau II, 415.
Tſching-kiang II, 466.
Tſching-Ping-Hſien II 480.
Tſching-Tſchi-Hſien II, 480.
Tſchink II, 410.
Tſchiriken II, 418.
Tſchitral II, 489. 494. 495.
Tſchita II, 429.
Tſchitſchen II, 251.
Tſchittagong II, 515. 536.
Tſchitſchik-Geb. II 492. 494.
Tſchochrak II, 404.
Tſcholotu-dawAn II, 484.
Tſchona-jong II, 504.
Tſchornoziom II, 285.
Tſchorok II, 322. 323. 331. 332.
Tſchugutſchak II, 424.
Tſchui II, 417.
Tſchukhang-Thal II, 504.
Tſchuktſchiſches Vorland I, 6. [432. 433.
Tſchuktſchen II, 315. 422.
Tſchulyſchman II, 424.
Tſchungkhen-Noor II, 503.
Tſchung-Tſchia II, 480.
Tſchun-ſchan II, 479.
Tſchu-Paß II, 487.
Tſchuwaſchen II, 273.
Tſiampa II, 542.
Tſing-Sing II, 468.
Tſing-ling-Geb. II, 470. 490.
Tſonecas ſ. Tehuelchen.
Tſugara-Bucht II, 451.
Tſugaru-Straße II, 436.
Tu ſ. Tibeſti.
Tuamotu-Archipel II, 604.
Tubuai-Inſeln II, 597.
Tuareg I, 493, 496.
Tuat I, 462 485. 495.
Tucuman, Hochebene, I, 309.
Tucuman I, 337. 406.
Turkei, europ., II, 302.
Türken II, 305. 325.
Türkiſch-Georgien II, 331.
Türkiſch-griech. Halbinſel II, 37 ff.
Tugela-Fluß I, 606.
Tuggurt I, 490. 495.
Tui II, 487
Tula I, 235.
Tulare-See I, 27.
Tu-bagh I, 604.
Tulcan I, 315.
Tuldſcha II, 39.
Tule-Fluß I, 30.
Tuli Sap II, 541.
Tulumaba I, 328.
Tulu II, 524.
Tulú el Safá ſ. Trachon.
Tumen II, 459. 460
Tumet-Mongolen II, 487.
Tuna II, 303.
Tündſchur I, 537.
Tundja II, 46.
Tung-ting-See II, 479.

Digitized by Google

Tunguragua I, 314.
Tungusen II, 316. 422. 429. 431.
Tungusta, Obere, II, 427.
Tunis I, 458. 478.
Tupi I, 421.
Turano II, 33.
Turan, ſ. Turkeſtan.
Turgen-Ile-Kral II, 487.
Turin II, 159.
Turkeſtan II, 402. 413.
Turkeſtan, Oſt-, II, 318. 464. 489. 490.
Turkmenen ſ. Turkomanen.
Turkomanen II, 386. 388. 391. 404. 408.
Turkomaniſche Wüſte II, 408.
Turktatariſche Völker II, 416.
Turnagain-Cap I, 174.
Turnu-Severinu II, 38. 296. 297.
Turquino I, 281.
Turrialba I, 272.
Tür. Sinai Bahr el, II, 362.
Turuchansk II, 427.
Tüs-Tſchöllü II, 323.
Tuſſide I, 484. 500.
Tutuila II, 590.
Tuxtla, Vulcan, I, 207.
Tuy II, 122.
Tuyra I, 367.
Tweed II, 65.
Twy II, 64.
Tyrol II, 248.
Tyroler II, 249
Tyrrheniſches Meer II, 23.
Tzakonen II, 300.

U.

Uadai ſ. Wadai.
Uah-Oaſen I, 502.
Uandala I, 532.
Ua-Poa II, 604.
Ua-Ufa II, 604.
Ubaldo, San, I, 270.
Ucayali I, 325. 327. 328.
Uccello, Pizzo d', II, 28.
Udara I, 578.
Ude-Mitſchin II, 484.
Udine II, 162.
Udong II, 541.
Udſchda I, 460.
Udſche I, 532.
Udſchidſchi I, 593.
Ule II, 501.
Ueberſchaar-Geb. II, 94.
Ufa II, 118.
Uganda I, 591.
Ugara I, 593.
Ugogo I, 585. 592.
Ugombo-See I, 586.
Ugono-Geb., I, 579.
Ugriſche Finnen II, 273.
Uguhha I, 596.
Ugunda I, 593.
Uintah-Geb. I, 46.
Ukambari I, 579.
Ukerewe I, 455.
Ukerewe-See I, 539, 590.
Ukimbu I, 588.
Ukonju I, 592.
Ukraine II, 113. 266.
Uled-Ali-Stamm I, 502.
Uled-Delim I, 491.
Ulegga I, 592.
Uliaſſutai II, 485.
Uelken-Derja II, 408.
Uelle I, 530. 541.
Ulrikdal II, 193.
Ulſter II, 183.
Ulua-Fluß I, 262
Ululu, Ras, I, 575.
Ulunda I, 597.
Ulu-Tagh II, 415.
Umbrien II, 164.
Umgeni-Fälle I, 606.
Umkaniula, N', I, 613.
Umpqua-Fluß I, 34.
Umſchomer II, 364.
Umſinduſi-Fälle I, 606.
Umſuaſe I, 613.
Umzilah-Reich I, 602.
Umzuti I, 612.
Unalatſchlitt I, 53.
Ungarn II, 10. 257.
Ungarn ſ. Magyaren, II, 260.
Ungar. Tiefebene II, 7. 97.
Ungar. Tiefland II, 93.
Ungava-Berg I, 183.
Ungava-Buſen I, 57.
Ungoro I, 591. 582.
Unimarca-See I, 390.
Union-Fluß I, 50.
Union-Inſeln II, 600.
Unna II, 42.
Untſchagah ſ. Friedensfl.
Unyampaka I, 592.
Unyamueſii I, 585. 593.
Unyanyembe I, 588. 592. 293.
Unz II, 98.
Up-Fluß I, 617.
Upa-Katarakt I, 626.
Upar, Valle d', I, 318.
Upernivik II, 616.
Upolu II, 599.
Upororo I, 592.
Upper-Klamath-Lake I, 37.
Uppſala II, 103. 193.
Ural II, 110.
Ural-Geb. II, 3. 109. 117.
Uraliſch-Baltiſcher Landrücken II, 92. 109.
Uraliſch-Karpath. Landrücken II, 92. 109.
Uralſk II, 403.
Urau-Kohl II, 324. 525.
Urga II, 484. 485.
Urao-See I, 321.
Urban, Port d', I, 605.
Urguru I, 593.
Urimi I, 588.
Ur-immanders I, 528.
Urinza I, 585.
Uroten-Gebiet II, 488.
Urua I, 596.
Urubamba I, 328.
Uruguay I, 336. 406. 413 ff.
Uruguay-Fluß I, 337.
Urungu-Geb. I, 594.
Urumia-See II, 389. 390
Uſagara I, 585.
Uſambara I, 578.
Uſandawi I, 588.
Uſ-bei II, 493.
Uſboy II, 410.
Uſdum-Tſchebel II, 360.
Uſelthé I, 493.
Uſeles-Bay I, 350.
Uſiha I, 588.
Ueſtub II, 42. 311.
Uſtend II, 412.
Uſongara-Vorgeb. I, 592.
Uſſa II, 486.
Uſſambi I, 597.
Uſukuma I, 588.
Uſſu-Vulcan II, 454.
Uſſuri II, 316. 430. 482.
Uſt-Buchtarminsk II, 425.
Uſtjurt, Plateau, II, 403.
Uſt-Kamenogorsk 425. 404.
Uſtü II, 411.
Uſumacinta-Strom I, 255.
Utah, Hochland, I, 9. 19.
Utrecht II, 208.
Utſchitas I, 218.
Utumbi I, 592.
Uvenba I, 590.
Uvinza I, 593.
Uyanzi I, 588.

V.

Vaal-River I, 609. 691.
Valcarés, Etang de, II, 56.
Valchita-Geb. I, 347.
Valdivia, Rio de, I, 303. 308. 402.
Valença II, 122.
Valence II, 56.
Valencia, See v., I, 304.
Valencier II, 127.
Valladolid II, 18.
Valparaiſo I, 397.
Val Tellina II, 162.
Vana-Levu II, 597. 169.
Vancouver-Inſel I, 14. 52.
Van-Diemens-Land II, 566. 576. 580. 585.
Vareſe, Lago di, II, 25.
Varna II, 311.
Vaſt II, 130.
Vatna Jokull II, 108.
Vavao II, 599.
Veen-Höhe II, 84.
Vega, la, I, 289.
Vega real I, 289.
Vehitis I, 218.
Velay, Mts. du, II, 52.
Velez de la Gomera, Peñon de, II, 136.
Velhas, Rio das, I, 334.
Velino, Mte., II, 29. 33.
Velletri II, 165.
Veltlin II, 73. 162.
Vendée II, 52.
Venedig II, 23. 162.
Venetien II, 160.
Venezuela I, 319. 358.
Venezuela, Golf v., I, 300.
Venezuelaniſche Anden I, 319.
Venezuelaniſches Küſten-Gebirge I, 319.
Venezuelaniſche Llanos I, 321 ff.
Ventimiglia II, 27.
Veracruz I, 237.
Veragua, Plateau, I, 205.
Vercelli II, 159.
Vereinigte Staaten I, 73 ff.
Verein.-Staaten-Sund II, 618.
Verhovianer II, 259. 340.
Vermejo, Rio, I, 337. 338.
Veniers II, 212.
Vermillion, Fort, I, 56.
Vermillion-Paß I, 51.
Verona II, 162.
Vertentes, Serra doé, I, 332.
Vesdre II, 212.
Veſuv II, 34. 167.
Vezère II, 51.
Vicar-Bay, Mc., I, 176.
Vicente, S., I, 635.
Vicenza II, 162.
Vichada I, 32.
Vico Equenſe, II, 34.
Vico, Lago di, II, 30.
Victoria I, 168. 580. 583.
Victoria-Bergland II, 570.
Victoria-Lake II, 408.
Victoria-Land II, 615. 619.
Victoria-Nil I, 590. 563.
Victoria Nyanza I, 588. 590.
Victoria-Strom II, 571.
Viedma-See I, 344.
Viejas-Inſeln I, 388.
Vienne II, 52.
Vilcamayu I, 328.
Villafranca, Ilheo da, I, 642.
Villarica I, 308.
Villegagnon I, 429.
Vincent, S., 296.
Vincent-Golf II, 569.
Vindhya-Geb. II, 517.
Vindhya-Plateau II, 507.
Vinjata I, 588.
Virgin-Gorda I, 295.
Virginien I, 74.
Virginiſche Inſeln I, 295.
Viſayas, Islas, II, 549.
Viscaya, Golf von, II, 5.
Viſo, Monte, II, 23.
Viterbo II, 165.
Viti-Inſeln II, 566. 586.
Viti-Levu II, 597. 597.
Vitoria II, 17.
Vilos II, 48.
Vivara II, 35.
Vivarais, Mts. de, II, 57.
Vlaardingen II, 560.
Vlamen II, 205. 210.
Vogel-Geb. II, 87.
Vogelsberg II, 88.
Vogeſen II, 55. 83.
Voigtland-Bergland II, 94.
Volo, Golf von, II, 40.
Volsker-Geb. II, 33.
Volta I, 503. 515
Volturno II, 34.
Voralpen II, 78.
Vorarlberg II, 248.
Vorderindien II, 506 ff.
Vöring-Foß II, 102.
Vraca II, 311.
Vulcanbai II, 454.
Vulcano II, 35.
Vyburg II, 272.

W.

Wad, El, Oaſe, I, 490.
Wadai I, 491. 504. 529. 530. 535.
Wada-Toge II, 457.
Wadirigos I, 586.
Wadſtena II, 191.
Wady Halfa I, 551.
Wagi-Toge II, 457.
Wagogo I, 587.
Waigatſch II, 116.
Wahabis II, 320. 371.
Wai II, 545.
Waigatz-Inſel II, 624.
Waigatz-Straße II, 624.
Waigiu II, 591.
Waikoto-Strom II, 609.
Waitaki-Strom II, 610.
Wakhan II, 489. 492.
Wakimus I, 593.
Wakuaſi I, 579.
Walachei II, 93. 292.
Walachen II, 255. 294.
Walata I, 493.

Walchensee II, 82.
Waldai-Höhe II, 110.
Waldubba I, 568. [63.
Wales, Hochland v., II, 61.
Wales-Insel, Prinz, I, 14.
Walkait I, 568. [158.
Walker-Fluß I, 38.
Walker Pass I, 37.
Wallface-Mt., I, 68.
Wallowen II, 210. 220.
Waltershausen-Gletscher II, 618.
Walter-Thymen-Fjord II,
Wamerima I, 593. [621.
Wami-Strom I, 586.
Wangeroog II, 90.
Wanjanga I, 502.
Wanika I, 578.
Wankoro II, 591.
Wan-See II, 334.
Wara I, 535.
Waranger-Fjord II, 114.
Warcha II, 507.
Wardar II, 43.
Wardzia II, 333.
Warekauri-Inseln II, 615.
Waremme II, 213.
Warghla I, 490. 494.
Warragong-Berge II, 571.
Wash-Busen II, 62.
Washington, Terr., I, 14. 33.
Wahsatch, Mts., I, 38.
Wasser-Polaken II, 255.
Wassiliya-Spitze II, 42.
Wasuahili I, 593.
Wateita I, 578.
Weaver-Hills II, 64.
Weber River I, 46.
Weddah II, 525.
Weichsel II, 59. 93. 119.
Weihnachtshafen II, 615.
Weiße Berge I, 67.
Weißes Meer II, 7. 109.
Weißes Vorgebirge I, 491.
Wellesley II, 544. 545.
Wellington II, 609.
Weltevreden II, 554.
Wenden II, 218. 220.
Wenern-See II, 103.
Wen-tscheu II, 467.
Werbas II, 42.
Werchnei-Pristor II, 425.
Werdi II, 340.
Werra II, 87.
Wertach II, 82.
Weser II, 89.
Westafrikanische Inseln I, 635. ff
Westaustralien II, 580. 585.
Westaustral. Bergland II,
Westerwald II, 87. [571.
West-Europa II, 49.
West-Ghats II, 518.
Westindien I, 203. ff. 275.
Westmoreland II, 65.
Westpik I, 287.
Westsumatra II, 555.
Wettersee II, 103. 105. 190.
Wexiö II, 103.
Whakari II, 609.
Wharnside II, 64.
Whimbe I, 586.
White-Island II, 609.
Whitney, Mt., I, 23.
Whydah I, 520.
Wid II, 44.
Widin II, 44. 311.
Wielicska II, 255.
Wien II, 244.
Wien, Cap, II, 625.
Wight II, 6. 62. 69. 180.
Wijde Jans Water II, 621.
Wilczek-Insel II, 625.
Wilczek-Land II, 625.
Wildbad II, 65.
Wild-Rose-Paß I, 15.
Wiljui II, 432.
Wilke's Land II, 615.
William, Ft., I, 520. II, 66.
Williamette-R. I, 34.
Willutschinski-Pik II, 434.
Wilna II, 114.
Winandere-Meer II, 64.
Windermere-See II, 64.
Wind, R., I, 46.
Windward-Islands II, 602.
Windwärts-Küste I, 504.
Windsor II, 180.
Winebagos I, 117.
Winnebah I, 515
Winipeg-See, I, 51. 180.
Winterberge I, 603.
Wipp II, 74.
Wirballen II, 263.
Wisby II, 193.
Winsingo II, 191.
Wistriza II, 43.
Witebsk II, 114.
Witim II, 432.
Witteberge I, 607.
Witu-Inseln I, 576.
Wladikawkas II, 394.
Wladiwostok II, 429. 431.
Woad Medineh I, 553.
Wobbi-Fluß I, 576.
Wochan II, 408
Wogulen II, 273
Woina-Degus I, 569.
Wolchonski-Wald II, 110.
Wolchow II, 114.
Wolga II, 9. 120.
Wolhynien II, 113.
Wollar-See II, 497.
Wollaston, See, I, 54.
Wonim II, 590.
Woolwich II, 180.
Worcester I, 604.
Worka II, 115.
Wörnitz II, 82.
Worms, Cap, II, 64.
Wotjaken II, 273.
Wottawa II, 93.
Wrangel-Land II, 315. 620.
Wucken II. 115.
Wuhu II, 467.
Wunsiedel II. 94.
Würm-See II, 82.
Wurno I, 525.
Wyoming, Terr., I, 46.

X.

Xalalpa, Rio, I, 207.
Xalisco I, 232.
Xamapa Barranca I, 240.
Xarayes-Lagune I, 340.
Xerochori II, 300.
Xibaro I, 425.
Xingu I, 327.
Xochimilco-See I, 236.
Xorullo, Viaya de, I, 206.
Xorullo I, 208.

Y.

Yafufeh, Mady, II, 353.
Yake-yama II, 457.
Yalimbogos I, 634.
Yalloballey, Mt., I, 24.
Yalta II, 112.
Yalu II, 459. 460.
Yam, Dschebel, II, 369.
Yanacapa I, 390.
Yang-tse-Kiang II, 318. 468. 178.
Yankee I, 100.
Yannon II, 151.
Yaque I, 289.
Yaquis I, 218.
Yaracuy I, 394.
Yarra Yarra II, 584.
Yaru-zang-bo-tsin siehe Sangpo.
Yavaisino I, 329.
Yavari I, 329.
Yavi, Hochebene, I, 309.
Yedina I, 531.
Yellow-Head-Paß I, 51.
Yellowstone Nationalpark I, 48.
Yellowstone-See I, 50.
Yemen II, 362. 366. 368.
Yeu, Ile d', II, 52.
Yesan II, 454.
Yesso II, 316. 434. 435. 454.
Ygorrotes II, 550.
Ying-ging II, 483.
Ylongotes II, 550.
Ylungut II, 550.
Ymessfield II, 102.
Ymuiden II, 91.
Ymuiden-Canal II, 208.
Yodogawa II, 458.
Yomuten II, 404.
Yonne II, 53. 55.
York, Cap, II, 665.
York-Halbinsel II, 569.
Yoro I, 262.
Yosemitethal I, 26.
Yssa-Stamm II, 369.
Yuan-Fluß II, 479.
Yucatan I, 204. 251.
Yucay-Thal I, 328.
Yukon I, 52.
" -Fluß I, 157.
Yuma, Fort, I, 19.
Yungas, Cord. de, I, 309.
Yunnan II, 318. 468
Yün-nan-fu II, 480.
Yün-nan-Paß II, 480.

Z.

Zacapa I, 256.
Zagora II, 43.
Zahir II, 370.
Zahn-Küste I, 504. 514.
Zaire s. Congo I, 625.
Zaitschar II, 290.
Zakyntho II, 300.
Zambesi I, 455. 595. 600. 614.
Zambos I, 214. 255. 426.
Zamora II, 18. 364.
Zaparos I, 377.
Zapotecos I, 218.
Zapotlan I, 232.
Zara II, 40. 252.
Zaragoza II, 16.
Zarb II, 337.
Zareh-See II, 380.
Zator II, 255.
Zebedani II, 304.
Zeeländer II, 205.
Zerafschan II, 410. 402.
Zerka Main II, 361.
Ziegeninsel I, 24.
Zigeuner II, 131. 241. 275. 288. 305.
Zimapan I, 207.
Zimbabye I, 612.
Zimbaoe I, 612.
Zinzaren II, 241. 288. 305.
Zips II, 241.
Zirknitzer See II, 98.
Zizichar II, 482.
Zoghawa I, 537.
Zschopyau II, 94.
Zuai-See I, 567.
Zürich II, 239.
Zuga I, 617.
Zulia I, 364.
Zulu-Kafirs I, 601.
Zumbo, Mt., I, 600. 616.
Zungomero I, 586.
Zupa II, 42.
Zuyderzee II, 6. 90. 91. 208.
Zwolle II, 208.
Zychy-Land II, 625.
Zyria II, 43.

Das ſchönſte Feſtgeſchenk iſt:

Kunſt und Leben.

Ein neuer
Almanach für das deutſche Haus.
Von
Friedrich Bodenſtedt.

Stuttgart.
Verlag von W. Spemann.
1878.

Digitized by Google